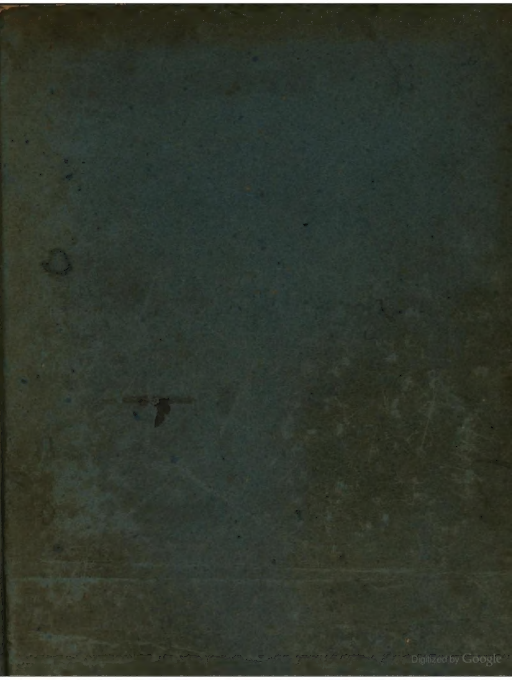




Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

Nro. 1. Sonntag, 2. Januar **1853.**

Onkel Tom's Hütte.

(Fortsetzung von № 156 v. J.)

Fortsetzung des zehnten Kapitels,
worin das Eigenthum in einen unpassenden Gemüthszustand geräth.

Mr. Wilson, ein gutmüthiger und außerordentlich ängstlicher und vorsichtiger alter Gentleman, stiefelte in dem Zimmer auf und nieder und schien in seinem Gemüthe gewaltig beunruhigt zu werden, getheilt zwischen dem Wunsche, Georg zu helfen, und einer gewissen verworrenen Ansicht von der Aufrechthaltung des Gesetzes und der Ordnung; daher sprach er sich während seines Ganges auf folgende Weise aus:

„Nun, Georg, ich denke, Ihr lauft davon — verlaßt Euern gesetzmäßigen Herrn, Georg, — das wundert mich nicht; allein zu gleicher Zeit bin ich besorgt — ja, gewiß — ich glaube, ich muß das sagen — 's ist meine Pflicht, es Euch zu sagen, Georg."

„Weßhalb seyd Ihr besorgt, Sir?" fragte Georg ruhig.

„Weil ich Euch in Widerspruch zu den Gesetzen Eures Vaterlandes sehe."

„Meines Vaterlandes?" entgegnete der junge Mann mit einem bittern Tone. „Was für ein Vaterland habe ich, als das Grab? und, bei Gott, ich wünschte, ich läge darin!"

„Ei, Georg, nein, das ist nichts — so zu sprechen, ist schlecht, nicht nach der Schrift, Georg. Ihr habt einen harten Herrn, Georg, in der That, das ist er, er beträgt sich tadelnswerth — ich kann nicht daran denken, ihn zu vertheidigen; aber Ihr wißt, wie der Engel Hagar gebot, zu ihrer Heerde zurückzukehren und sich zu unterwerfen; und der Apostel schickte Onesimus zu seinem Herrn zurück."

„Führt mir die Bibel nicht auf solche Weise an, Mr. Wilson," sagte Georg mit flammendem Auge; „thut das nicht! Meine Frau ist eine Christin, und ich denke es auch zu seyn, wenn ich je hinkomme, wo ich es seyn kann; doch die Bibel gegen einen Menschen in meinen Umständen anzuführen, ist genug, um sie ihn für immer vergessen zu machen. Ich berufe mich auf Gott den Allmächtigen; ich bin bereit, vor ihn zu treten und ihn zu fragen, ob ich Unrecht thue, daß ich meine Freiheit suche."

„Diese Gefühle sind ganz natürlich, Georg," sagte der gutmüthige Mann; „ja, sie sind natürlich — aber es ist meine Pflicht, Euch nicht darin zu bestärken. Ja, junger Mann, ich bin Euretwegen besorgt; es ist ein böser Fall — ein sehr böser. Der Apostel sagt: Es folge ein Jeglicher seinem Berufe. Wir müssen uns Alle den Bestimmungen der Vorsehung fügen, Georg — seht Ihr das nicht?"

Georg stand da, den Kopf in den Nacken geworfen, die Arme dicht über der breiten Brust gekreuzt, und ein bitteres Lächeln umspielte seine Lippen.

„Ich möchte wohl wissen, Mr. Wilson," sagte er, „wenn die Wilden kämen und Euch gefangen von Eurer Frau und Euern Kindern fortschleppten und Euch Euer Leben lang für sich arbeiten ließen — ob Ihr es dann auch für Eure Pflicht erachten würdet, in der Lage zu beharren, zu der Ihr berufen wäret! Ich glaube weit eher, Ihr würdet das erste freie Pferd, das Ihr fändet, für einen Fingerzeig des Himmels halten! Würdet Ihr das nicht?"

Der kleine alte Gentleman riß bei dieser Auseinandersetzung beide Augen weit auf, und obgleich er kein heller Denker war, hatte er doch so viel gesunden Sinn, wie manche Logiker in ähnlicher Lage — nichts zu sagen, wo sich nichts sagen ließ. Deßhalb fuhr er in seinen Ermahnungen nur auf eine allgemeine Weise fort, während er sorgsam jede Falte aus seinem Regenschirme strich.

„Ihr wißt, Georg, daß ich immer Euer Freund gewesen bin, und was ich auch sagte, das sagte ich zu Euerm Besten. Nun scheint es mir, Ihr lauft hier eine furchtbare Gefahr — Ihr könnt nicht hoffen, es auszuführen. Werdet Ihr ergriffen, so ist's

noch schlimmer für Euch, als je — sie werden Euch nur mißhandeln, Euch halb todt schlagen und den Fluß abwärts verkaufen."

„Mr. Wilson, ich weiß das Alles," sagte Georg. „Ich laufe Gefahr, aber —" er öffnete seinen Rock und zeigte ein Paar Pistolen und ein Bowiemesser — „da!" fuhr er fort — „ich bin vorbereitet. Nach dem Süden gehe ich nie. Kömmt's so weit, dann kann ich mir wenigstens sechs Fuß freie Erde verschaffen — die erste und letzte, die ich je in Kentucky mein nennen werde!"

„Ei, Georg, dieser Gemüthszustand ist furchtbar, das ist wahrhaft verzweifelt! Und ich bin mit dabei betheiligt, die Gesetze Eures Vaterlandes brechen zu wollen!"

„Wieder mein Vaterland! Mr. Wilson, Ihr habt ein Vaterland — aber welches Vaterland habe ich oder irgend Einer, der, gleich mir, von einer Sklavenmutter geboren wurde? Was für Gesetze gibt es für uns? Wir machen sie nicht, wir geben unsere Zustimmung nicht dazu, wir haben nichts mit ihnen zu schaffen. Alles, was für uns gethan wird, geschieht zu unserer Unterdrückung. Habe ich nicht Euere Reden am vierten Juli gehört? Erzählt man uns nicht jedes Jahr ein Mal, daß die Regierungen ihre gerechte Gewalt aus der Zustimmung der Regierten schöpfen? Muß ein Mensch, der so etwas hört, nicht denken? Muß er nicht das Eine mit dem Andern zusammenstellen und sehen, was daraus folgt?"

Mr. Wilson's Verstand konnte nicht unpassend mit einem Ballen Baumwolle verglichen werden: leicht, weich, beweglich und verworren. Er bemitleidete Georg wirklich von ganzem Herzen und hatte einen dunkeln Begriff von den Gefühlen, die ihn bewegten; aber er hielt es für seine Pflicht, mit unwandelbarer Hartnäckigkeit gut zu ihm zu sprechen.

„Georg, das ist nicht recht," sagte er; „ich muß Euch als Freund sagen, daß Ihr besser thätet, Euch nicht in solche Angelegenheiten zu mischen — sie sind schlimm, sehr schlimm, Georg, für Burschen in Eurer Lage!"

Nach diesen Worten setzte sich der alte Herr auf einen Stuhl und drehte heftig an dem Griffe seines Schirmes.

„Mr. Wilson," sagte Georg, indem er entschlossen ihm gerade gegenüber Platz nahm, „seht mich an. Sitze ich hier nicht vor Euch gerade so, als ob ich ein Mensch wäre, wie Ihr? Seht mein Gesicht, meine Hände, meinen ganzen Körper," und der junge Mann richtete sich stolz empor — „bin ich nicht ein Mann so gut wie irgend Einer? Nun gut, Mr. Wilson, hört, was ich Euch sage. Ich hatte einen Vater — einen Eurer Kentucky'schen Gentlemen —, der nicht genug auf mich hielt, um zu verhindern, daß ich mit seinen Hunden und seinen Pferden verkauft würde, als er starb. Ich sah meine Mutter mit ihren sieben Kindern durch den Scheriff verkaufen. Sie wurden vor ihren Augen verkauft, eins nach dem andern, alle an verschiedene Herren; und ich war das jüngste. Sie kniete vor dem alten Master nieder und bat ihn, er möchte sie mit mir kaufen, daß ihr doch wenigstens eins ihrer Kinder bliebe — und er stieß sie mit seinem schweren Stiefel von sich. Ich sah ihn das thun, und das Letzte, was ich hörte, waren ihre Seufzer und ihr Geschrei, als ich an die Mähne seines Pferdes gebunden wurde, um nach seinem Gute geschleppt zu werden. — Mein Master handelte mit einem der Männer und kaufte meine älteste Schwester. Sie war ein gutes, frommes Mädchen — ein Mitglied der Baptistenkirche — und so hübsch wie meine arme Mutter gewesen war. Sie war gut erzogen und hatte ein feines Wesen. Anfangs war ich froh, daß mein Herr sie kaufte, denn ich hatte doch wenigstens ein befreundetes Wesen bei mir. Bald aber war ich darüber betrübt, Sir; ich stand an der Thür und hörte, wie sie gepeitscht wurde, und es trieb mir alles Blut zum Herzen, daß ich ihr nicht helfen konnte. Und sie wurde gepeitscht, Sir, weil sie ein sittsames, christliches Leben führen wollte, wozu Eure Gesetze keinem Sklavenmädchen ein Recht geben. — Zuletzt sah ich sie an den Transport eines Sklavenhändlers gekettet, um auf den Markt nach New-Orleans gebracht zu werden — und das ist das Letzte, was ich von ihr weiß. Nun gut; ich wuchs empor — Jahr für Jahr — ohne Vater, ohne Mutter, ohne Schwester oder irgend eine lebende Seele, die sich um mich mehr bekümmerte, wie um einen Hund — nichts als Peitschenhiebe, Auszanken, Hunger. Sir, ich bin oft so hungrig gewesen, daß ich froh war, wenn ich einen der Knochen erwischte, die sie ihren Hunden vorwarfen; und als ich noch ein kleiner Junge war und ganze Nächte durchweinte, geschah dies doch nicht aus Hunger oder wegen der Peitschenhiebe — nein, Sir, sondern um meine Mutter, um meine Schwester — weil ich keinen Freund hatte, den ich auf Erden lieben konnte. Ich wußte nie, was Ruhe oder Trost sey; mit mir wurde nie ein freundschaftliches Wort gesprochen, bis ich zur Arbeit in Euere Fabrik kam. Mr. Wilson, Ihr behandeltet mich gut, Ihr ermuntertet mich, das Rechte zu thun, lesen und schreiben zu lernen; Ihr versuchtet, Etwas aus mir zu machen, und Gott weiß, wie dankbar ich dafür bin. Dann, Sir, fand ich mein Weib — Ihr habt sie gesehen, Ihr wißt, wie schön sie ist. Als ich sah, daß sie mich liebte, als ich sie heirathete, da konnte ich kaum glauben, daß ich lebte, so glücklich war ich; und, Sir, sie ist eben so gut wie schön. Aber was nun? Ei, nun kommt mein

Herr, nimmt mich fort von meiner Arbeit, von meinen Freunden, von Allem, was ich liebe, und tritt mich in den Koth! Und weßhalb? Weil ich, wie er sagte, vergessen hatte, wer ich sey; er wollte mich lehren, sagte er, daß ich nur ein Nigger wäre! — Nach Allem und zuletzt tritt er auch zwischen mich und meine Frau und sagt, ich soll sie verlassen und mit einer Andern leben. Und zu dem Allen geben Euere Gesetze ihm die Gewalt, Gott zum Trotze. Mr. Wilson, bedenkt, nicht Eines von all den Dingen, die das Herz meiner Mutter und meiner Schwester und meiner Frau und mein eigenes gebrochen haben, das Euere Gesetze nicht gestatteten und zu dem sie Jedermann in Kentucky das Recht geben, ohne daß man ihm sagen dürfte, nein! — Nennt Ihr das Gesetze meines Vaterlandes? — Sir, ich habe eben so wenig ein Vaterland wie einen Vater gehabt; aber ich werde eines finden — ich brauche von Euerem Vaterlande nichts, als es friedlich verlassen zu können. Wenn ich nach Canada komme, wo die Gesetze mich beschützen, so soll das mein Vaterland seyn und seine Gesetze will ich anerkennen. Wenn aber irgend Jemand versuchen will, mich aufzuhalten, der sehe sich vor! Ich werde für meine Freiheit bis zum letzten Athemzuge kämpfen! Ihr sagt, Euere Väter thaten dies; gut! war es von ihnen recht, so ist es dies auch von mir."

Diese Rede sprach Georg theils an dem Tische sitzend und theils im Zimmer auf- und niedergehend, unter strömenden Thränen, mit flammenden Blicken oder Bewegungen der Verzweiflung, und sie war zu viel für den gutmüthigen Gentleman, an den sie gerichtet wurde, der sein großes gelbes Taschentuch hervorzog und damit heftig über das Gesicht fuhr.

„Verwünscht sie Alle!" brach er plötzlich aus. „Habe ich das nicht immer gesagt? Die höllischen Schufte! — Gut, geht vorwärts, Georg, geht! Aber seyd vorsichtig, mein Junge! Schießt Niemand nieder, Georg, — außer — doch Ihr thätet besser, nicht zu schießen, Georg; wenigstens würde ich Niemand stoßen — Ihr wißt ja. — Wo ist Eure Frau, Georg?" fragte er, indem er hastig aufstand und in dem Zimmer umherging.

„Fort, Sir, entflohen — mit ihrem Kinde auf den Armen — der Herr allein weiß, wohin! — Sie ist dem Nordstern nachgegangen, und wo wir uns je wiedersehen werden, oder ob überhaupt noch in dieser Welt, das kann kein Mensch sagen."

„Ist es möglich? Das ist auffallend — fort aus einer so gütigen Familie!"

„Gütige Familien gerathen in Schulden, und die Gesetze unseres Landes erlauben ihnen, das Kind von der Mutter Brust zu verkaufen, um des Herrn Schulden zu bezahlen!" sagte Georg bitter.

„Gut, gut!" entgegnete der ehrliche Mann, indem er in der Tasche kramte. „Ich denke vielleicht, wenn ich meinem Urtheil folgte — na häng' es, ich will meinem Urtheil nicht folgen!" fügte er plötzlich hinzu. „Da, Georg!" Dabei nahm er ein Päckchen Banknoten aus seiner Tasche und bot sie Georg.

„Nein, nein, guter, freundlicher Sir!" sagte Georg. „Ihr habt schon viel für mich gethan, und das könnte Euch in Unannehmlichkeiten bringen. Ich habe, wie ich hoffe, Geld genug, um so weit zu kommen, wie ich brauche."

„Nein, Ihr müßt, Georg; Geld ist überall eine große Hilfe; man kann nie zu viel davon haben, wenn es ehrlich erworben ist. Nehmt es nur immerhin, mein Junge!"

„Unter der Bedingung, daß ich es in späterer Zeit zurückzahlen darf, will ich es nehmen," sagte Georg und nahm das Geld.

„Und nun, Georg, wie lange wollt Ihr noch auf diesem Wege bleiben? Nicht lange mehr, hoffe ich. Es ist gut angefangen, aber zu kühn. — Und der schwarze Bursche, wer ist das?"

„Ein treuer Mensch, der vor mehr als einem Jahre nach Canada ging. Nachdem er dort war, hörte er, sein Herr wäre so erbost über sein Fortlaufen, daß er seine arme alte Mutter peitschen ließe. Und er ist den ganzen Weg zurückgekommen, sie zu trösten und wo möglich fortzuschaffen."

„Hat er es gethan?"

„Noch nicht. Er hat den Platz umlauert, aber er fand keine Gelegenheit. Einstweilen geht er mit mir nach Ohio, mich zu Freunden zu bringen, die ihm halfen, und kehrt dann zurück, nach ihr zu sehen."

„Gefährlich, sehr gefährlich!" sagte der ängstliche alte Mann.

Georg richtete sich empor und lächelte geringschätzig.

Der kleine alte Gentleman betrachtete ihn vom Kopf bis zu den Füßen mit einer Art unschuldiger Verwunderung.

„Georg," sagte er, „es hat Euch Etwas wunderbar vorwärts gebracht; Ihr sprecht und bewegt Euch wie andere Menschen."

„Weil ich ein freier Mann bin!" erwiederte Georg stolz. „Ja, Sir, ich habe zum letzten Male Master zu irgend einem Menschen gesagt — ich bin frei!"

„Seht Euch vor," versetzte Mr. Wilson, „Ihr seyd noch nicht in Sicherheit, könnt wieder ergriffen werden."

„Alle Menschen sind frei, und wäre es auch — im Grabe!" entgegnete Georg.

„Ich bin ganz betäubt durch Eure Kühnheit!" sagte Mr. Wilson — „gerade hierher in die nächste Taverne zu kommen!"

„Diese Taverne, Sir, ist so nahe, daß sie nimmer daran denken werden; sie werden mich weiter weg suchen und Ihr werdet mich nicht nennen wollen. Jim's Herr lebt nicht in dieser Gegend; er selbst ist hier nicht bekannt. Ueberdies ist er schon aufgegeben; Niemand sucht nach ihm, und nach der Anzeige, denke ich, wird mich kein Mensch erkennen."

„Aber das Zeichen in Eurer Hand?"

Georg zog den Handschuh aus und zeigte eine neugeheilte Wunde in seiner Hand.

„Das ist ein Abschiedsbeweis von Mr. Harris' Aufmerksamkeit," sagte er zornig. „Vor etwa zwölf Tagen setzte er es sich in den Kopf, mir ihn zu geben, weil er sagte, er glaubte, ich würde einen dieser Tage versuchen, davon zu laufen. — Sieht hübsch aus, nicht wahr?" sagte er, indem er den Handschuh wieder anzog.

„Ich erkläre, daß mir das Blut gerinnt, wenn ich daran denke — an Eure Lage und Eure Gefahr!" sagte Mr. Wilson.

„Meines ist manchmal geronnen, Mr. Wilson; jetzt steht es auf dem Siedepunkt!" entgegnete Georg.

„Nun, mein guter Sir," fuhr Georg nach einigen Augenblicken des Schweigens fort, „ich sah, daß Ihr mich erkanntet. Ich dachte, es wäre am besten, dies Gespräch mit Euch zu halten, damit Eure überraschten Blicke mich nicht verriethen. Ich stehe morgen früh vor Tagesanbruch auf; morgen Nacht hoffe ich sicher in Ohio zu schlafen. Ich werde am Tage reisen, in den besten Gasthöfen absteigen und mit den Herren des Landes an einer Tafel essen. Lebt wohl, Sir; wenn Ihr hört, daß man mich ergriff, so wißt Ihr, daß ich todt bin!"

Georg stand aufrecht wie ein Fels und streckte seine Hand mit dem Wesen eines Fürsten aus. Der freundliche kleine Mann schüttelte sie herzlich und nach einem Schwall von Ermahnungen nahm er seinen Schirm und trippelte aus dem Zimmer. Georg sah sinnend auf die Thür, als der alte Gentleman sie hinter sich schloß. Ein Gedanke schien ihn zu durchzucken; er eilte hastig zu der Thür, öffnete sie und rief: „Mr. Wilson, noch ein Wort!"

Der alte Herr kehrte zurück und Georg verschloß wie zuvor die Thür; dann sah er einige Augenblicke unentschlossen auf den Boden und erhob endlich mit einer plötzlichen Anstrengung den Kopf.

„Sir," sagte er, „Ihr habt Euch in meiner Behandlung als Christ gezeigt — ich möchte Euch noch um eine letzte That christlicher Liebe bitten."

„Nun, Georg?"

„Nun, Sir, was Ihr sagtet, ist wahr: ich laufe eine furchtbare Gefahr. Es gibt auf Erden keine lebende Seele, die sich darum kümmert, wenn ich sterbe," fügte er hinzu, indem er schwer athmete und mit Anstrengung sprach. „Ich werde vielleicht wie ein Hund erschlagen und eingescharrt, und Niemand denkt den nächsten Tag mehr an mich — ausgenommen meine Frau! Die arme Seele, wie wird sie trauern und sich betrüben! — Wenn Ihr es nur möglich machen könntet, Mr. Wilson, ihr diese kleine Nadel hier zu schicken; sie gab sie mir zum Christgeschenk, die Arme! Gebt sie ihr und sagt ihr, ich hätte sie bis zuletzt geliebt. Wollt Ihr?" fragte er sehr ernst.

„Ja, gewiß, armer Bursche!" sagte der alte Herr, indem er mit feuchten Blicken und einem Beben in seiner Stimme die Nadel nahm.

„Sagt ihr noch Eins!" fuhr Georg fort. „Es ist mein letzter Wunsch, wenn sie nach Canada kommen kann, daß sie hingehe. Gleichviel, wie gütig ihre Mistreß ist — gleichviel, wie sehr sie ihre Heimath liebt: bittet sie, nicht zurückzukehren, denn Sklaverei endet immer in Elend! Sagt ihr, sie möchte unsern Knaben als freien Mann erziehen, dann würde er nicht so dulden, wie sein Vater geduldet hat. Sagt ihr das, Mr. Wilson, wollt Ihr?"

„Ja, Georg, ich will es ihr sagen; aber ich denke, Ihr werdet nicht sterben; faßt ein Herz, Ihr seyd ein braver Bursche. Vertraut auf den Herrn, Georg. Ich wünschte von Herzen, Ihr wäret sicher durch!"

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

(Preis einer königlichen Laune.) Die Gemahlin König Georgs des Zweiten von Großbritannien wollte aus dem Jamespark einen französischen Garten machen und ihn sodann dem Volke verschliessen, welches ihn immer als einen Nationalort betrachtet hatte. Indessen glaubte sie doch, erst hören zu müssen, wie man diesen Einfall aufnehmen und ob man ihn gut heißen würde. Sie fragte zu dem Ende den Grafen von Chesterfield, wie viel er wohl glaube, daß ihr eine solche Veränderung des Parks kosten würde. „Nicht mehr als drei Kronen!" gab dieser zur Antwort.

Die österreichischen Israeliten in Jerusalem haben, in Anerkennung des ihnen von Seite der kaiserlichen Regierung gewährten Schutzes, dem Kaiser eine kunstvoll gearbeitete Vase aus Stein von der Gegend des rothen Meeres überreichen lassen.

Nächstens wird eine schwarze Opern-Sängerin, Miß Greenfield, welche sich in Amerika einen bedeutenden Ruf erworben, in Berlin erwartet.

Vor einigen Tagen gerieth der Eisenbahnzug von Arras nach Paris in eine Schafheerde, die über die Bahn ging. 105 Stück wurden zermalmt.

Redaktion, Druck und Verlag von G. Ritter in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

Nro. 2. Dienstag, 4. Januar 1853.

Onkel Tom's Hütte.

(Fortsetzung.)

Eilftes Kapitel.

Einzelne Ereignisse aus gesetzlichem Handel.

„In Rahma wurde eine Stimme vernommen — Weinen und Klagen und große Trauer. Rahel weinte um ihre Kinder und wollte sich nicht trösten lassen."

Haley und Tom rollten in ihrem Wagen vorwärts, Jeder für einige Zeit in seine eigenen Betrachtungen versunken. Nun sind aber die Betrachtungen von zwei Menschen, die dicht neben einander sitzen, eine eigenthümliche Sache; auf demselben Sitze hockend, mit denselben Augen, Ohren, Händen und Organen aller Art, dieselben Gegenstände vor ihren Augen vorüberfliegend, ist es wunderbar, was für eine Mannigfaltigkeit wir in diesen Betrachtungen finden.

Der Sklavenhändler dachte zuerst an Tom's Länge, Breite und Stärke und wie hoch er ihn verkaufen könnte, wenn er ihn wohlbeleibt und in gutem Zustande auf den Markt brächte. Er dachte daran, wie er seinen Trupp zusammenbringen könnte; er dachte an die verschiedenen Marktpreise unter gewissen Annahmen für die Männer, Frauen und Kinder, die den Trupp bilden sollten, und an andere Einzelheiten des Geschäfts. Dann dachte er an sich selbst, wie menschlich er wäre, daß, während Andere ihre Niggers an Händen und Füßen fesselten, er nur ein Paar Schellen an die Füße legte und Tom den freien Gebrauch der Hände ließe, so lange er sich gut betrüge. Er seufzte, indem er daran dachte, wie undankbar die menschliche Natur wäre, so daß er selbst zweifeln müßte, ob Tom seine Güte auch würdigte; er war durch Niggers, die er begünstigt hatte, so sehr angeführt worden, und wunderte sich, wie gut er danach geblieben.

Was Tom betrifft, so dachte er an einige Worte eines altmodischen Buches, die ihm immer und immer wieder durch den Kopf fuhren, wie folgt: „Wir haben keine bleibende Stätte, sondern die zukünftige suchen wir. Weßhalb schämt sich Gott selbst nicht, unser Gott genannt zu werden, denn er hatte doch eine Stätte für uns bereitet!" — Diese Worte eines alten Buches, geschrieben durch ungelehrte Männer, haben zu allen Zeiten eine eigene Gewalt ausgeübt über die Gemüther der armen, einfachen Menschen, wie Tom. Sie erheben die Seele aus ihrer Tiefe und erwecken wie mit Trompetenschall Muth, Kraft und Entschlossenheit, wo zuvor nur die schwarze Verzweiflung war.

Haley zog aus der Tasche einige Zeitungsblätter und begann die Ankündigungen derselben mit großem Interesse zu lesen. Er las nicht besonders geläufig und pflegte es halblaut zu thun, um seinen Ohren das klar zu machen, was die Augen sahen. In diesem Tone sprach Haley langsam den folgenden Satz:

„Gerichtlicher Verkauf. — Neger! — Auf Befehl des Gerichtshofes werden am Dienstag den 20. Februar vor dem Gerichtshofthore in der Stadt Washington, Kentucky, die folgenden Neger verkauft:

Hagar, sechszig Jahre alt;
John, dreißig „ „
Ben, dreiundzwanzig Jahre alt;
Saul, fünfundzwanzig „ „
Albert, vierzehn Jahre alt.

„Der Verkauf findet statt auf Ansteben und auf Rechnung der Gläubiger und Erben von Jesse Blutchford, Esq.

Samuel Murris, } Executoren.
Thomas Flint, }

„Danach muß ich sehen," sagte er zu Tom, in Ermangelung eines Andern, mit dem er sprechen konnte. „Du siehst, ich gehe, um einen prächtigen Trupp zusammen zu bringen, ihn mit Dir 'nunter zu nehmen, Tom; ich werde ihn gesellig und angenehm machen — gute Gesellschaft. Wir müssen zunächst geraden Weges nach Washington fahren und

da werde ich Dich einstweilen in einem Verwahrungshause unterbringen, während ich das Geschäft abmache."

Tom empfing diese angenehme Nachricht sehr ruhig, nur dachte er in diesem Augenblicke daran, wie viele von diesen unglücklichen Männern wohl Frau und Kinder hätten und ob sie über die Trennung von ihnen ebenso dächten, wie er.

Am nächsten Tage gegen eilf Uhr drängte sich ein gemischter Haufe um die Gerichtshoftreppe in Washington, rauchend, plaudernd, spuckend, fluchend, je nach dem verschiedenen Geschmack, und auf den Beginn der Auction wartend. Die vier Männer und die Frau, welche verkauft werden sollten, saßen abseits in einer besondern Gruppe und flüsterten leise mit einander. Die Frau, welche unter dem Namen Hagar angekündigt wurde, war eine vollkommene Afrikanerin von Gestalt und Zügen. Sie mochte sechzig Jahre alt seyn, sah aber durch harte Arbeit und Krankheit viel älter aus, war halb blind und durch Rheumatismus etwas verkrüppelt. An ihrer Seite stand ihr einziger ihr gebliebener Sohn, Albert, ein hübscher kleiner Bursche von etwa vierzehn Jahren. Der Knabe war der Letzte von einer zahlreichen Familie, die nach und nach auf den südlichen Markt verkauft wurde. Die Mutter umklammerte ihn mit ihren beiden zitternden Händen und besah Jeden, der heran kam, so gut es ihre Augen erlaubten.

„Fürchten nicht, Tante Hagar," sagte der älteste der Männer; „Mas'r Thomas werden gewiß so einrichten, Euch Beid' zu verkaufen in Ei'm Loos."

„Ich noch nicht seyn alt und schwach," sagte sie, ihre zitternden Hände erhebend; „ich noch kann kochen, waschen und scheuern. Seyn werth zu kaufen, wenn gehen wohlfeil weg."

Jetzt drängte sich ein Mann durch die Menge, ging zu dem ältesten der Männer, öffnete ihm den Mund, blickte hinein, fühlte seine Zähne, ließ ihn sich gerade ausstrecken, den Rücken biegen und verschiedene Bewegungen machen, um seine Muskeln zu zeigen; dann ging er zu dem Nächsten und prüfte ihn auf gleiche Weise. Endlich trat er zu dem Knaben, befühlte seine Arme, strich ihm über die Hände, sah auf seine Finger und ließ ihn umherspringen, um seine Beweglichkeit zu zeigen.

Dieser Mann war Haley.

„Er sollen nicht verkauft werden ohne mich!" sagte die alte Frau mit leidenschaftlichem Ernst. „Er und ich gehn 'sammen in Ein Loos; ich noch stark, Mas'r, und kann thun viel Werk — oh, viel Werk, Mas'r!"

„In der Plantage?" entgegnete Haley mit einem verächtlichen Blicke. „Schöne Geschichte!" Und als ob er mit seiner Prüfung zufrieden wäre, trat er zurück und stand, die Hände in den Taschen, die Cigarre im Munde, den Hut auf die eine Seite gedrückt, bereit zur Handlung.

„Was denkt Ihr davon?" sagte ein Mann, der Haley's Prüfung gefolgt war, als ob er sein eigenes Urtheil darnach begründen wollte.

„Nun," erwiederte Haley, „ich denke, ich werde auf die Männer und den Knaben bieten."

„Man wird den Knaben und das alte Weib zusammen verkaufen," sagte der Mann.

„Finde das sauber geschnürt," versetzte Haley; „sie ist ein altes Knochengerippe — nicht ihr Salz werth."

„Ihr wollt also nicht?" sagte der Mann.

„Jeder, der's wollte, wäre ein Narr!" entgegnete Haley. „Sie ist halb blind, gekrümmt durch die Gicht und zu nichts nutz."

„Manche kaufen diese alten Geschöpfe und behaupten, es sey mehr daraus zu ziehen, als man denken sollte," sagte der Mann mit gewichtiger Miene.

„Nein, gar nichts," entgegnete Haley; „möchte sie nicht geschenkt."

„'S ist wirklich ein Jammer, sie nicht mit ihrem Sohne zu kaufen; ihr Herz scheint so an ihm zu hängen," sprach der gutmüthige Mann. „Denke, sie werden sie zugeben."

„Wer Geld dafür auszugeben hat, mag sie nehmen!" versetzte der Sklavenhändler. „Ich werde auf den Burschen als Plantagenarbeiter bieten, aber ich möchte nicht mit ihr bepackt werden."

„Sie wird verzweifeln, die Arme!" bemerkte der Mann dem Sklavenhändler.

„Das mag sie!" erwiederte dieser kalt.

Die Unterredung wurde hier durch ein geschäftiges Drängen der versammelten Menge unterbrochen und der Auctionator, ein kleiner, beweglicher, wichtigthuender Kerl, bahnte sich mit den Ellenbogen einen Weg durch das Gedränge. Die alte Frau hielt den Athem an und blickte unwillkürlich auf ihren Sohn.

„Halten Dich fest an mein' Seit', Albert," sagte sie, „ganz dicht; sie werden ausrufen uns 'sammen."

„Ach, Mammy, ich fürchten, sie werden nicht!" sagte der Knabe betrübt.

„Müssen, Kind, müssen!" versetzte das alte Geschöpf heftig. „Ich kann leben kein Weg, wenn sie so nicht werden thun."

Die Stentorstimme des Auctionators, welcher rief, daß man den Weg frei machen solle, verkündete jetzt den bevorstehenden Anfang der Auction. Ein Raum wurde freigegeben und das Bieten begann. Die verschiedenen Männer der Liste wurden bald für Preise zugeschlagen, welche bedeutendes Verlangen auf dem Markte bewiesen. Zwei derselben wurden von Haley erstanden.

„Komm jetzt, Junge!“ sagte der Auctionator, indem er den Knaben mit dem Hammer berührte. „Auf! und zeig' uns Deine Sprünge!“

„Ach, Mas'r, wollen ausrufen uns 'sammen!“ bat die alte Frau, sich fest an ihren Sohn klammernd.

„Fort!“ rief der Mann, sie roh zurückstoßend — „Ihr kommt zuletzt!“ — Jetzt, Schwarzer, spring!“

Mit diesen Worten stieß er den Knaben gegen den Block, während hinter ihm ein tiefes, schmerzliches Gestöhne hörbar wurde. Der Knabe hielt an und schaute rückwärts; doch es war keine Zeit zum Stehen, und die Thränen aus seinen großen, hellen Augen wischend, war er im Nu auf dem Block.

Seine schöne Gestalt, seine schlanken Glieder, sein freundliches Gesicht erweckten eine augenblickliche Theilnahme und ein halbes Dutzend Gebote trafen gleichzeitig das Ohr des Auctionators. Aengstlich, beinahe erschrocken, sah er von Seite zu Seite, als er die Angebote hörte, jetzt hier, jetzt dort, bis der Hammer fiel. Haley hatte ihn erstanden. Er wurde von dem Blocke herab zu seinem neuen Herrn gestoßen, aber er blieb einige Male stehen und blickte dahin, wo seine arme Mutter, am ganzen Körper zitternd, ihre Hände gegen ihn ausstreckte.

„Kaufen mich auch, Mas'r, um lieben Gottes Sache kaufen mich!“ lamentirte die Arme. „Ich werden sterben, Mas'r, wenn Ihr nicht thun!“

„Ihr werdet sterben, wenn ich's thue, das ist die Sache,“ sagte Haley. „Nein!“ und er drehte sich um.

Das Bieten auf das alte arme Geschöpf war kurz. Der Mann, welcher Haley angeredet und so viel Theilnahme gezeigt hatte, kaufte sie für eine Kleinigkeit, und die Zuschauer begannen auseinander zu gehen.

Die armen Opfer des Verkaufs, welche viele Jahre mit einander an einem und demselben Orte gelebt hatten, drängten sich um die verzweifelnde Mutter, deren Jammer schmerzlich anzusehen war.

„Warum konnten nicht lassen mir das Einzig! Mas'r immer sagten, ich sollen haben Eins, und er haben gethan,“ wiederholte sie immer und immer wieder mit herzbrechenden Tönen.

„Müssen vertrauen auf Herrn, Tante Hagar!“ sagte der älteste der Männer kummervoll.

„Zu was sollen gut thun das?“ rief sie mit leidenschaftlichen Thränen.

„Mammy, Mammy! nicht weinen!“ rief ihr der Knabe zu — „sie sagen, Du haben gut Mas'r!“

„Oh, Albert! mein letzt Kind!“ wehklagte die Unglückliche. „Herr, ich nicht kann's ertragen!“

„Schafft sie fort!“ sagte Haley trocken — „thut nicht gut, den Weg zu gehen.“

Die ältern Männer in der Gesellschaft machten theils durch Ueberredung, theils mit Gewalt des armen Geschöpfes letzten Halt los und versuchten es, sie zu beruhigen, während sie ihr Worte des Trostes zusprachen.

„Vorwärts jetzt!“ sagte Haley, indem er seine drei Käufe zusammentrieb und ein Bund Handschellen hervorhob, die er ihnen anlegte, jede an einer Kette befestigend, an der er sie vor sich hin dem Verwahrungshause zutrieb.

(Fortsetzung folgt.)

Eine ganz besondere Gattung Schneider.

Das Geschlecht der Schneider ist bekanntlich ein sehr verzweigtes und verbreitetes; denn da gibt es: Herrenschneider, Damenschneider, Leibschneider, Hofschneider, Zuschneider, Vorschneider, Aufschneider, Ehrabschneider und — jetzt kommen die beliebtesten und angenehmsten: K u r s c h n e i d e r! Die Kurschneiderei ist ein uraltes Handwerk. Es ist nicht zünftig, sondern Jeder treibt es nach Lust und Liebe, braucht keine Gewerbsteuer und Abgabe zu zahlen; dennoch aber hat er große Ausgaben für den Staat, und statt Patent zu haben, muß der Kurschneider selbst patent seyn. Er arbeitet, wie so mancher andere Schneider, auf Rechnung, welche er oft ohne den Wirth macht, wenn ihm seine ausgewählte, kurbeschneiderte oder bekurgeschnittete Kundschaft von einem Kollegen, der besser rechnen kann, subtrahirt wird. Der Kurschneider ist, wie ein anderer Schneidergeselle, gern auf der Wanderschaft. Ja, ein rechter Kurschneider etablirt sich nie, läßt sich nie häuslich nieder, sondern ist ewig auf der Wanderschaft, indem er von der Einen zu der Andern wandert, ohne daß ihm die Polizei sein Wanderbuch abfordert. Der Kurschneider ist kein Bock, sondern ein Löwe des Tages, und muß fechten können, trotz seiner bebündelten und leichtbefelleisten Kollegen, weil er gleich vom Leder ziehen muß, wenn die Ehre seiner Kundschaft abgeschnitten werden soll. Er muß immer schön glacirte Handschuhe tragen, da er jeden Augenblick bereit seyn muß, den Handschuh für die Ehre seiner Kurtrinkerin hinzuwerfen, was er besonders dann gern thut, wenn er weiß, daß diesen Handschuh Niemand aufhebt. Das Geschäft des Kurschneiders geht immer, so lange er selbst noch gehen kann; aber er verdient oft nichts als ein S p o t t g e l d und muß täglich zusetzen. Er arbeitet freilich gar zu oberflächlich; obgleich er ein Meister im Einfädeln ist, so fädelt er doch selten den Geduldsfaden ein, will nur schnell zu Faden schlagen, läßt's dann liegen und fängt wieder etwas Neues an. Der Kurschneider hat, wie jeder Schneider, eine Hölle, in welche er alle Personen fallen läßt, die er vorher in den Himmel gehoben hat. Vom Ausbügeln ist

er kein Freund; denn wenn er irgendwo Falten und Runzeln bemerkt, so reißt er gleich aus, wie ein schlecht genähter Rock, und bleibt weg. Er hat sehr viel Aehnlichkeit mit den Schnellputzmacherinnen, den Kleidermacherinnen und den Weißnähterinnen; denn er kommt gar zu gern in die Häuser und wünscht bei recht vielen Familien recommandirt zu werden. Die Kurschneider haben einen schrecklichen Handwerksneid auf einander, und es gibt oft blutige Händel, wenn Einer dem Andern die Kundschaft abspannen will; denn da hierin vollkommene Gewerbefreiheit herrscht, und nur der Geschmack der Kundschaft entscheidet, so ist eine vollkommene Kurschneidereianarchie die nothwendige Folge. Ein braver Schneider sucht sich eine vermögliche Frau, um seinem Handwerk neuen Schwung zu geben; aber der Kurschneider sucht sich oft eine Frau nur darum, um sein Geschäft niederzulegen; ja, viele Kurschneider treiben ihr Gewerbe nur um einer reichen Frau willen, geben ihr Metier auf, wenn sie eine solche erschneidert haben, und sagen dann stolz: „Handwerk hat goldenen Boden!“ Viele derselben führen doch noch manchmal das alte Geschäft fort, aber arbeiten auswärts wegen der Frau Schneidermeisterin, welche nicht leiden will, daß das Gewerbe soll fortgeführt werden, und gar nicht weiß, daß sie noch immer die Frau Kurschneidermeisterin ist, da die Kurschneidermeister kein Schild vor dem Hause haben mit „Marchand Tailleur.“ Da alle Handwerke und Stände übersetzt sind, also auch das der Kurschneider, so gibt es viele herzensgute Frauenzimmer, welche die deutsche Industrie und den vaterländischen Gewerbsfleiß dadurch zu unterstützen suchen, daß sie zwei, drei und noch mehr Kurschneider mit ihrer Kundschaft beglücken, wie auch seinerseits der tailleur de cour von einer einzelnen Person nicht leben kann. Wenn ein Mädchen aus der Schule ist, so sieht sie sich gewöhnlich nach einem Kurschneider um, welcher seine Schneidersboutique in ihrem Herzkämmerlein aufschlagen soll. Es gibt Herzen, welche eine wahre Schneidersherberge sind, und wo die Kurschneidergesellen Jahr aus, Jahr ein hinein- und hinauswandern; Gott Amor ist dann Herbergsvater. Der Kurschneider ist wie ein Badwirth: er muß den Sommer benützen. Er kommt bald aus der Mode, und wenn er alt ist, behandelt man ihn wie einen Hausknecht: man schickt ihn mit einem Korbe aus dem Hause. Der alte Kurschneider ist übel daran; denn um die Kundschaft bei einem Mädchen zu behalten, muß er furchtbar zusetzen, nicht nur für die Garderobe gratis sorgen, sondern noch Futter dazu geben, wobei er oft so ehrlich ist, daß er keinen Knopf für sich behält. Obgleich das Wandern der Handwerksbursche nach der Schweiz verboten ist, so geht der Kurschneider doch dahin. Von Schaffhausen und Thun will er zwar nichts wissen; aber nach Frauenfeld, Küßnacht und nach der alten Habsburg geht er gar gern. Auch weiß er, daß die Schweizer-Mädchen im eigentlichen Sinne des Wortes „Batzen“ haben, und auf Batzen geht doch zuletzt jeder Kurschneider aus.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

(Unüberwindlich.) Als Gustav Wasa nach langen Verfolgungen von Seiten der das unglückliche Schweden knechtenden Dänen die Dalekarlier für sich gewonnen hatte, fiel das erste Treffen zwischen diesen und den Dänen bei der Brunbäckfähre am nördlichen Ufer der Dalelf vor. Die Dalekarlier schossen eine Zeit lang nur Pfeile über den Strom auf die Dänen, welche am südlichen Ufer lagerten. „Was sind das für Leute, diese Dalekarlier?“ fragte damals ein dänischer Bischof die schwedischen Herren, welche noch zu den Dänen hielten. „Wie viel sind ihrer?“ — „Es sind wohl an 20,000 Männer, denn die Alten sind so rüstig wie die Jungen,“ lautete die Antwort. — „Wovon leben ihrer so viele in den unfruchtbaren Bergen?“ — „Sie brauchen wenig; sie trinken Wasser und wenn das Getreide mißräth, so essen sie Brod aus Baumrinde gebacken.“ — Darauf sagte der Bischof: „Laßt uns hinwegziehen! Leute, die Holz essen und Wasser trinken, bezwingt selbst der Teufel nicht!“

Die berühmten siamesischen (mit dem Rücken zusammengewachsenen) Zwillinge Eng und Chang leben gegenwärtig in Morent Airy, in der Grafschaft Surrey (Vereinigte Staaten) mit ihren Frauen und Kindern. Eng hat 6 Kinder, Chang deren 5, und alle sollen geistig gut begabt seyn. Die beiden siamesischen Brüder sind sehr stark und thätig, und wehe Dem, der sich erlauben sollte, sich etwas gegen sie herauszunehmen. Früher wohnten sie in der Grafschaft Wilkes, die sie aber in Folge heftiger Händel verlassen mußten, in welchen sie oft ihre Gegner mißhandelten. Wenn es zu Thätlichkeiten kommt, sind sie natürlich immer zwei gegen Einen, und die Hiebe fallen hageldick auf ihre Gegner. Wenn sie ihre Neger züchtigen, so ist die Strafe immer eine doppelte, weil nämlich jeder sich mit einer Peitsche bewaffnet. Uebrigens sind sie gute Christen und gehen fleißig in die Kirche. Mit der Politik beschäftigen sie sich ebenfalls stark und betheilen sich bei jeder Wahl in der Grafschaft zweifach.

Redaktion, Druck und Verlag von G. Ritter in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

Nro. 3. Freitag, 7. Januar 1853.

Onkel Tom's Hütte.

(Fortsetzung.)

Nach einigen Tagen war Haley mit seinem Eigenthum sicher an Bord eines der Ohioboote. Es war der Anfang seines Trupps, der, wie das Boot weiter kam, durch verschiedene Waare derselben Art vergrößert werden sollte, welche er oder sein Agent an einzelnen Plätzen längs des Ufers aufbewahrte.

Alles auf dem Schiffe war voll Leben, heiter, ergötzt — nur nicht Haley's Trupp, der im Unterdeck zusammengedrängt war und dessen Mitglieder ihre verschiedenen Vorrechte nicht zu würdigen schienen, wie sie, dicht bei einander sitzend, in leisen Tönen zusammen sprachen.

„Jungens," sagte Haley, indem er rasch zu ihnen hintrat, „ich hoffe, Ihr seyd munter und guter Dinge. Keine mürrische Laune; betragt Euch ordentlich, und Ihr habt eine ordentliche Behandlung."

Die Burschen antworteten mit dem ewigen „Ja, Mas'r!" welches seit Menschenaltern die Parole des armen Afrikaners ist. Man muß aber gestehen, daß sie dabei nicht sonderlich freundlich aussahen. Sie hatten ihre verschiedenen Vorurtheile zu Gunsten von Frauen, Müttern, Schwestern und Kindern, die sie zum letzten Male sahen. Und obgleich sie zur Lustigkeit aufgefordert wurden, so wollte diese doch nicht augenblicklich kommen.

„Ich haben ein Weib," sagte der Artikel, welcher als John, dreißig Jahre alt, aufgeführt worden war, und er legte seine gefesselten Hände auf Onkel Tom's Kniee, „und sie nicht wissen ein Wort von dies mein Loos; arm Mädchen!"

„Wo leben sie?" fragte Tom.

„In Taverne, ein klein Stück dort auf Seite," erwiederte John. „Ich wünschten, noch 'mal sie zu sehen auf dies Welt!" fügte er hinzu.

Armer John! Das war ein natürlicher Wunsch und die Thränen, die er vergoß, indem er so sprach, flossen eben so natürlich, als wäre er ein weißer Mann gewesen.

Onkel Tom that einen schweren Athemzug aus dem Innersten seines Herzens und versuchte auf seine Weise ihn zu trösten.

Und über ihnen in der Cajüte saßen Väter und Mütter, Gatten und Gattinnen, und muntere Kinder bewegten sich tanzend um sie her, gleich Schmetterlingen, und Alles war lustig und vergnügt.

„Ach, Mama," sagte ein Knabe, der eben von unten heraufgekommen war, „es ist ein Negerhändler an Bord und der hat vier oder fünf Sklaven bei sich."

„Arme Geschöpfe!" sagte die Mutter in einem Tone zwischen Bedauern und Unwillen.

„Welche Schande für unser Land, einen solchen Anblick zu haben!" versetzte eine andere Lady.

„O, es läßt sich viel auf beiden Seiten über diesen Gegenstand sagen," meinte eine zarte Dame, welche am Eingang ihrer Cabine saß und mit der Anfertigung eines Kinderanzuges beschäftigt war, während ein kleines Mädchen und ein Knabe um sie her spielten. „Ich bin im Süden gewesen und muß gestehen, daß es die Neger dort viel besser haben, als wenn sie frei wären."

„In einiger Beziehung haben es manche von ihnen recht gut, das glaube ich," sagte die Lady, auf deren Bemerkung Jene geantwortet hatte. „Meiner Meinung nach ist aber der schrecklichste Theil der Sklaverei die Verletzung der Gefühle und Neigungen — die Trennung der Familien zum Beispiel."

„Das ist in der That schlimm," sagte die zarte Dame, indem sie den eben vollendeten Kinderanzug in die Höhe hielt und die Nähte aufmerksam betrachtete; „allein ich denke, das geschieht nicht oft."

„O doch!" rief die Erstere hastig. „Ich habe viele Jahre in Kentucky und Virginien gelebt und genug davon gesehen, um Einem das Herz wehe zu machen. Nehmen Sie an, Madame, Ihre beiden Kinder dort würden Ihnen fortgenommen und verkauft?"

„Wir können von unsern Gefühlen nicht auf die der Personen dieser Klasse schließen," entgegnete die

Zarte, indem sie einige Zeugstücke von ihrem Schooße schüttelte.

„In der That, Madame, kennen Sie nichts davon, wenn Sie so sprechen!" versetzte die erste Lady. „Ich wurde unter ihnen geboren und auferzogen; ich weiß, sie fühlen gerade so lebhaft und vielleicht noch lebhafter, wie wir."

Die zarte Lady sagte: „in der That?" gähnte und sah zum Cajütenfenster hinaus, indem sie zum Schluß die Bemerkung wiederholte, mit der sie begonnen hatte: „Nach Allem glaube ich, daß sie besser daran sind, als wenn sie frei wären."

Während dieses Gespräches fand in der Nebencajüte ein ähnliches statt.

„Es ist unzweifelhaft die Absicht der Vorsehung, daß der afrikanische Stamm in Knechtschaft bleiben soll — in niedriger Lage," sagte ein ernst aussehender Gentleman in schwarzer Kleidung, ein Geistlicher; „verflucht sey Canaan, ein Knecht der Erde soll es seyn — sagt die Schrift."

„Sir, ist das der Sinn des Textes?" fragte ein großer Mann, der neben ihm stand.

„Unzweifelhaft. Es gefiel der Vorsehung, wegen eines unerforschlichen Grundes, das Geschlecht vor vielen Menschenaltern zur Sklaverei zu verdammen, und wir dürfen uns dagegen nicht auflehnen."

„Na gut denn, so wollen wir alle Niggers aufkaufen," entgegnete der große, lange Mann, „wenn das die Wege der Vorsehung sind. Wollen wir nicht, Squire?" sagte er, indem er sich zu Haley wendete, der mit den Händen in der Tasche in der Nähe gestanden und dem Gespräch aufmerksam zugehört hatte. „Ja," fuhr der Lange fort, „wir müssen uns Alle in die Bestimmungen der Vorsehung ergeben. Niggers müssen verkauft, unterdrückt und niedrig gehalten werden; dazu sind sie geschaffen. Die Ansicht ist sehr erfreulich, nicht, Fremder?" sagte er zu Haley.

„Ich dachte nie hieran," erwiederte Haley. „Ich könnte nicht so viel selbst drüber sagen; bin nicht gelehrt. Ich fing den Handel an, um zu leben; ist's nicht recht, denk' ich, werd' ich's zu seiner Zeit büßen müssen."

„Und jetzt wollt Ihr Euch alle Sorge sparen, nicht?" sagte der lange Mann. „Seht, was das heißt, die Schrift kennen. Hättet Ihr nur Eure Bibel studirt, wie der gute Mann dort, so hättet Ihr's schon voraus gewußt und Euch eine Menge Unruhe erspart. Ihr könntet gesagt haben: Verflucht sey — wie heißt's? und es wäre Alles recht, nicht?"

Und dieser Mann, der Niemand anders war, als der ehrliche Viehhändler, den wir unsern Lesern in der Kentucky-Taverne vorgeführt haben, setzte sich nieder und fing an zu rauchen, mit einem eigenthümlichen Lächeln auf seinem langen und hagern Gesichte.

Ein großer, schlank gewachsener junger Mann mit einem Gesicht, in welchem sich Gefühl und Geist aussprach, mischte sich jetzt in das Gespräch, indem er die Worte ausrief:

„Was du nicht willst, daß dir die Leute thun, das thue ihnen auch nicht. — Ich denke," fügte er hinzu, „das ist die Schrift eben so gut, wie: Verflucht sey Canaan."

Der junge Mann hielt inne und sah aus, als wollte er noch mehr sagen, da hielt das Boot an und die Gesellschaft eilte, wie gewöhnlich, zu sehen, an welchem Landungsplatze man sich befinde.

Als das Boot hielt, kam ein schwarzes Weib in wildem Laufe auf die Planke, stürzte ins Boot und flog zu dem Orte, wo die Sklaven saßen, schlang ihre Arme um das unglückliche Stück Waare, das unter der Benennung John, dreißig Jahre alt, aufgeführt worden war, und nannte es unter Seufzern und Thränen ihren Mann.

Der junge Mann, welcher für die Sache Gottes und der Menschheit gesprochen hatte, stand da mit gekreuzten Armen und blickte auf diese Scene; dann gewahrte er den Sklavenhändler an seiner Seite.

„Mein Freund," sagte er zu diesem, „wie könnt Ihr, wie wagt Ihr einen solchen Handel zu treiben? Seht auf diese armen Geschöpfe! Hier stehe ich, erfreut in meinem Herzen, daß ich nach Hause gehe zu Weib und Kind, und dieselbe Glocke, die das Signal ist, mich vorwärts zu ihnen zu bringen, wird diesen unglücklichen Mann und seine arme Frau für immer trennen. Haltet Euch überzeugt, der Herr wird Euch dafür zur Rechenschaft ziehen."

Haley wendete sich schweigend ab.

„Ich denke," sagte der Viehhändler, indem er seinen Ellenbogen berührte, „es gibt einen Unterschied in den Personen, nicht? Verflucht sey Canaan scheint auf die da zu passen, wie?"

Der Sklavenhändler brummte unbehaglich.

„Und das ist noch nicht das Schlimmste," fuhr der lange Kentuckier fort, „Ihr kommt wahrscheinlich auch nicht in Ordnung mit dem Herrn, wenn er eines Tages mit Euch abrechnet, wie wir Alle einst müssen, denk' ich."

Haley ging sinnend an das andere Ende des Bootes.

„Wenn ich gute Geschäfte bei einem oder zwei der nächsten Züge mache," dachte er, „so geb' ich das Geschäft auf; 's wird wirklich bald gefährlich."

Er nahm sein Taschenbuch heraus und zählte die verschiedenen Posten in demselben zusammen — ein Verfahren, welches schon viele Ehrenmänner vor Mr. Haley als ein Heilmittel gegen ein beunruhigtes Gewissen erkannt haben.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

(Thier-Freundschaft.) Karl Zill, der sich lange in Afrika aufhielt, theilt einige von ihm gemachte interessante Beobachtungen der Thiere mit, die manchen neuen Blick in das Seelenleben der animalischen Welt thun lassen und von denen wir das Interessanteste der Resultate wiedergeben. Er erzählt unter Anderm: „Eines Abends beim Herabsteigen über eine felsige Berghalde erblickte ich einen großen Geier (Vultur fulvus), welcher, sich putzend und seine Federn zurechtlegend, auf einem Felsstück saß, und ich konnte mich demselben, von den Unebenheiten des Bodens begeünstigt, bis auf dreißig Schritte nähern. Schon hatte ich vorsichtig meine Flinte erhoben, als mich das Sonderbarste aller Schauspiele meine Waffe senken ließ. Ein Schakal näherte sich dem Vogel unter drolligen Verbeugungen und Luftsprüngen, legte, als dieser endlich phlegmatisch nach ihm umzuschauen geruhte, die Ohren auf die höflichste Manier rückwärts, fletschte freundlich die weißen Zähne, und verneigte sich nochmals mit schiefgehaltenem Kopfe, als wollte er seinem befiederten Freund und Gönner seinen verbindlichsten Dank ausdrücken, daß er heute das Aas nicht ganz aufgefressen, sondern ihm vielmehr gnädig seinen Antheil davon zum Abendschmaus übrig gelassen. Der Geier gab ihm einen scherzhaften Flügelschlag, eine Herablassung, die ihn ermuthigte, seine beiden Vordertatzen auf den Sitz des Vogels zu legen und mit feiner Zurückhaltung mit demselben zu schäckern, wie sich etwa ein Untergebener mit seinem Vorgesetzten zu scherzen erlaubt. Bald gab er demselben einen sanften Schlag mit seiner Tatze, bald zog er dessen herabhängende Schwungfedern durch seine Zähne, bald warf er seine beiden Tatzen zugleich empor, als wenn er ihn umhalsen wollte — ein Spiel, das jener sehr behaglich aufnahm und mit lächerlicher Gravität erwiederte. Dabei ließen Beide sanfte, knurrende und quiekende Töne vernehmen, die nicht übel einem freundlichen Austausch scherzhafter Worte glichen. Ich war über diese Scene so entzückt, daß ich jeden Mordgedanken aufgab, und mich discret zurückzog, um die fernere Unterhaltung der beiden Freunde nicht zu stören. — Was mögen sie einander Alles gesagt haben?"

(Keckheit hilft.) Der Freiherr Ludwig von Wolzogen, königlich preußischer General der Infanterie, dessen Memoiren Alfred von Wolzogen herausgegeben hat, erlebte auf der Karlsschule in Stuttgart, wo er seit seinem achten Jahre unterrichtet wurde, unter andern zwei ergötzliche Vorfälle, die wir hier mittheilen. Der Herzog Karl erschien fast täglich in den Klassen und war bei den Prüfungen der Schüler, denen er oft selbst Fragen vorlegte, gegenwärtig. Bei einer solchen Gelegenheit nun hatte sich ein Schüler in der Mathematik so schwach bewiesen, daß der Herzog, darüber erzürnt, ihn anfuhr: „er solle sich zum Teufel scheren und Wolzogen an die Tafel lassen." Dieser, nicht viel besser beschlagen, als sein Vorgänger, und mithin gleiches Schicksal befürchtend, erinnerte sich zu seinem Glück, daß der Herzog selbst von der Mathematik sehr wenig verstand und durch Keckheit leicht zu täuschen seyn werde. Er begann also darauf los zu demonstriren und gelangte zu einer Gleichung, bei welcher dem Lehrer und den Schülern die Haare zu Berge standen, der Herzog aber ihn der ganzen Klasse als Muster vorstellte. — Noch interessanter ist der zweite Fall. Vergehen der Schüler wurden auf Zetteln verzeichnet, welche sie eigenhändig dem Herzog überreichen mußten. Eines Tages kam dieser am Arm seiner Maitresse, die Franziska hieß, in die Klasse, wo ihm ein Schüler, Graf Nassau, der gewöhnlich sehr reichlich mit dergleichen Zetteln versorgt war, auch diesmal ein ziemlich starkes Sündenregister überreichte. Das war ihm doch zu arg und er herrschte den Delinquenten zornig an: „Aber, Graf Nassau, wenn Er nun Herzog wäre und ich Graf Nassau, was würde Er dann mit mir anfangen?" Ohne sich zu besinnen, ergriff der so Gefragte den Arm der liebenswürdigen Maitresse, gab ihr einen derben Kuß und sprach: „Ew. Durchlaucht, das würde ich thun und sagen: Komm Fränzel, laß den dummen Jungen stehen." Der Herzog, frappirt von solcher Geistesgegenwart und Unverschämtheit, hielt es für's Gerathenste, die Sache als einen Scherz aufzunehmen und obendrein dem Schuldigen die wohlverdiente Strafe zu schenken.

(Man muß nicht Alles wissen wollen!) Eines Tages rühmten einige Gäste an der Tafel des Fürstbischofs von Würzburg, Franz Ludwig von Erthal, den besondern Wohlgeschmack der Fische und der Kirchenfürst ließ den Koch in den Speisesaal rufen und verlangte von ihm Bescheid, wie die Fische von ihm zubereitet würden. Der Koch fing seinen Bericht an: „Zuerst siede ich die Fische in Fleischbrühe ab — —" „Was?" fiel ihm der Fürst in die Rede — „ich faste mit Fleischbrühe? Das wage Er nicht mehr zu thun." Am nächsten Freitage waren die Fische völlig geschmacklos. Der Fürstbischof ließ den Koch abermals herbeikommen und sagte: „Bereite Er künftig seine Fische, wie Er will. Ich muß nicht Alles wissen."

(Altperuanische Schreibweise.) Die alten Peruaner hatten keine Schriftzeichen für einzelne Laute, verstanden aber doch auf eine andere Weise ihre Gedanken zu verkörpern. Das Mittel, dessen sie sich dazu bedienten, waren die sogenannten Quipu, d. h. Schnüre mit künstlich verschlungenen Knoten. Sie bestehen aus einer Hauptschnur, an der in bestimmten Entfernungen andere dünne Schnüre befestigt sind; an der Hauptschnur befinden sich nur die Verbindungsknoten der Nebenschnüre. Sie ist bedeutend dikker als diese und besteht aus einem doppelt gedrehten Bindfaden, dem zwei einfache übergedreht sind. Es lassen sich aus diesen Faden die verschiedensten Verschlingungen bilden, welche ihre Bedeutung haben.

Nordamerikanische Blätter geben folgende Nachrichten über den Zwerg General Tom Pouce, der in Paris und den vornehmsten Hauptstädten lange Zeit ein Gegenstand großer Bewunderung war. Der liliputanische General steht jetzt in seinem 16. Jahre und mit dem von ihm verdienten Gelde hat sein Vater das größte Haus in Breideport (Vereinigte Staaten) bauen lassen. In diesem Gebäude hat Tom Pouce ein köstliches kleines Zimmer, worin ein Bett von Rosenholz, Lehnsessel, Tische, kurz sämmtliches Hausgeräth seinem kleinen Wuchse angemessen ist. In einem Saale hat er alle Geschenke aufgestellt, welche er in Europa erhalten hat. Sein Vergnügen besteht darin, mit der Pistole nach der Scheibe zu schießen und mit dem Säbel zu exerciren.

Ein englischer Baronet war so ein warmer Liebhaber der edlen Boxkunst, daß er gratis darin Unterricht ertheilte. — Eines Tages erhielt er von einem Nachbar, einem sehr vornehmen Manne, einen Besuch, und das Gespräch kam, wie gewöhnlich, auf's Boxen. Während der Unterredung ergriff der Baronet plötzlich seinen Gast mit starken Fäusten und schleuderte ihn sich über den Kopf hinweg, daß demselben vom Fall die Rippen krachten. Höchst erzürnt raffte dieser sich wieder auf; der Baronet aber sagte ganz ruhig und freundlich: „Ei! Ew. Herrlichkeit sollten dieses als einen Beweis meiner ausgezeichneten Hochachtung für Dieselben betrachten, denn Ew. Lordschaft sind der Erste, dem ich diesen neuen Griff gezeigt habe.“

In Bennekum in Holland starb dieser Tage eine aus Aachen gebürtige Frau, 107 Jahre alt. Sie hatte den größten Theil ihres Lebens mit Betteln zugebracht und seit 50 Jahren in keinem Bett geschlafen. Seit ein paar Jahren hatte sie bei mitleidigen Leuten ein Asyl gefunden und war noch so rüstig, daß sie bis zu ihrem Ende jeden Tag eine Meile zu Fuß machte, um zur Kirche zu gehen.

(Die Todten-Karawane.) Zu Karbala in Persien gibt es einen Begräbnißplatz, wo jeder fromme Muselmann so gern begraben zu seyn wünscht, wie z. B. die Juden im Thale Josaphat. Es wird daselbst ein Plätzchen gern mit 5000 und noch mehr Piaster bezahlt, und noch manches Geschenk an die Moschee besonders gemacht. Natürlich können also nur reiche Muselmänner hier ein Plätzchen finden. Allein dessen ungeachtet sieht man kleine Karawanen von Maulthieren dahinziehen, deren jedes einen oder zwei Todte in einem oder zwei Särgen trägt. Der Weg, den eine solche Karawane zurückzulegen hat, ist mehr oder weniger weit. Die Leichname müssen so oft abgeladen werden, als in einer Karawanserei Halt gemacht wird. Wie und ob nun immer eine Verwechslung der Ladung verhindert werden möchte, sollte freilich nicht so leicht zu beantworten seyn.

Stachelnüsse.

Das ist die Hälfte nur der Kunst:
Bei bösem Spiel zu lachen;
Weit schwerer ist's: bei Glück und Gunst
Ein trüb Gesicht zu machen.

Die Politik, die feinste von den Künsten,
Besteht in labyrinthischen Gespinnsten;
Gewebt aus Gold und Nacht und blauen Dünsten.

Wenn man glühend Eisen küßt,
Brennt es uns die Lippen;
Wenn man schifft auf hohem Meer,
Trifft man nicht auf Klippen;
Lenkt man allzukurz herum,
Stößt man an die Ecken;
Prügelt man den bösen Hund,
Kommt er, uns zu lecken;
Du magst groß seyn oder klein,
Ruhen oder wandeln,
Wie du zu der Welt dich stellst;
Wird sie dich behandeln.

Der offne Feind, voll Wuth und Kraft,
Macht, daß ihr euch zusammenrafft;
Geheimer Feind, voll List und Neid,
Macht euch vorsichtig und gescheidt;
Allein ein Freund, schwach, träg und weich,
Macht unbewußt zu Schanden euch.

Sie glauben an der Geschichte zu drechseln,
Sie, die mit Geschichten Geschichte verwechseln.

Redaktion, Druck und Verlag von G. Ritter in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

Nro. 4. Sonntag, 9. Januar 1853.

Onkel Tom's Hütte.

(Fortsetzung.)

Eines Tages, als das Boot bei einer kleinen Stadt in Kentucky angelegt hatte, begab sich Haley wegen eines Geschäfts in den Ort.

Tom, den seine Fesseln nicht abhielten, im untern Schiffsraume umherzugehen, starrte lautlos über die Brüstung.

Nach einiger Zeit sah er den Sklavenhändler mit hastigen Schritten zurückkehren, begleitet von einem farbigen Weibe, das ein kleines Kind auf dem Arme trug. Sie war gut gekleidet und ein farbiger Mann folgte ihr mit etwas Gepäck. Die Frau kam heiter daher, während des Weges mit dem Letztern plaudernd, und so traten sie auf das Laufbrett zu dem Boote. Der Neger, der das Gepäck getragen hatte, entfernte sich wieder.

Die Glocke ertönte, die Pfeife schrillte, die Maschine stöhnte und keuchte, und stromabwärts ging das Boot.

Das Weib begab sich zwischen die Kisten und Ballen des untern Decks, setzte sich nieder und war damit beschäftigt, ihr Kind einzusummen.

Haley ging einige Mal in dem Boote auf und ab, nahm dann neben der Frau Platz und begann in leisem Tone mit ihr zu sprechen.

Tom beobachtete sie und sah bald, wie eine dunkle Wolke über die Stirn des Weibes fuhr, und wie sie schnell und heftig antwortete.

„Ich glauben das nicht," hörte er sie sagen, „Ihr machen mir was weis!"

„Wenn Ihr's nicht glauben wollt, so seht hier!" sagte Haley, ein Papier hervorziehend. „Das hier ist der Kaufschein, da steht Eures Herrn Name, und ich zahlte gute baare Münze dafür, kann ich Euch sagen."

„Es seyn nicht möglich, daß Mas'r so mich behandeln; ich durchaus nicht das halten für wahr!" rief die Frau.

„Ihr mögt Jeden auf dem Boote hier fragen, der lesen kann. Hier," sagte er zu einem Manne, der eben vorüberging, „wollt Ihr nicht das vorlesen? Dies Mädchen will mir nicht glauben, wenn ich ihr sage, was das Papier enthält."

„Na, das ist ein Verkaufsschein, unterzeichnet von John Fosdick," sagte der Mann; „es überantwortet Euch das Mädchen Lucy und ihr Kind, — 's ist Alles richtig, wie ich sehe."

Des Weibes leidenschaftliche Ausrufungen sammelten eine Menge um sie her und der Sklavenhändler setzte den Leuten die Ursache der Aufregung auseinander.

„Mas'r mir haben gesagt, ich gingen nach Louisville, um als Köchin vermiethen zu werden in selbe Taverne, wo mein Mann arbeiten; das seyn, was Mas'r mir haben gesagt, er selber, und ich nicht können glauben, er haben gelogen zu mir!" lamentirte die Frau.

„Aber er hat Euch verkauft, arme Frau, da ist kein Zweifel," sagte ein gutmüthig aussehender Mann, welcher das Papier geprüft hatte; „er hat es gethan, das ist gewiß."

„Ach, dann nützen nichts, zu reden weiter davon," sagte das Weib, plötzlich ganz ruhig werdend, und ihr Kind fester in die Arme schließend, setzte sie sich nieder auf eine Kiste, wandte den Rücken und blickte lautlos in den Fluß.

„Nimmt's doch leicht," versetzte Haley; „'s Mädel hat Grütze, wie ich sehe."

Die Frau sah ruhig aus, während das Boot weiter fuhr, und ein milder Frühlingshauch fächelte gleich einem mitleidigen Geiste über ihren Kopf hin. Sie sah den Sonnenschein in dem Wasser in goldenen Furchen glänzen und hörte fröhliche Stimmen rings umher sprechen; aber ihr Herz war, als hätte sich ein großer Stein darauf gelegt. Ihr Kind richtete sich an ihr empor und streichelte ihr die Wangen mit den kleinen Händchen, und auf- und niederhüpfend, schien es entschlossen, der Mutter Aufmerksamkeit zu erwecken. Sie schloß es plötzlich fester in

ihre Arme und langsam fiel Thräne nach Thräne auf sein sorgloses Gesicht. Allmählig schien sie jetzt wieder ruhiger zu werden und beschäftigte sich damit, ihm die Brust zu geben.

Das Kind, ein Knabe von zehn Monaten, war ungewöhnlich stark und kräftig für sein Alter. Nie einen Augenblick still, erhielt er seine Mutter in beständiger Sorge um ihn, seine Sprünge zu überwachen, damit er ihr nicht vom Schooße falle.

„Ein schöner Junge!" sagte ein Mann, der plötzlich ihr gegenüber, die Hände in den Taschen, stehen blieb.

Der Mann pfiff dem Kinde etwas vor und bot ihm ein Stückchen Zucker, wonach es hastig griff, um es zum allgemeinen Vorrathsschranke kleiner Kinder, das heißt, in seinen Mund zu führen.

„Kluger Bursche!" sagte der Mann — „weiß, was gut ist!" und pfeifend ging er weiter.

Als er gegen die andere Seite des Bootes gekommen war, trat er zu Haley, der rauchend auf einem Haufen von Ballen saß. Der fremde Mann brannte gleichfalls eine Cigarre an und sagte, nachdem dies geschehen:

„Verwünscht schöne Sorte von Dirne habt Ihr dort!"

„Na, ich denke, sie ist leidlich hübsch," erwiederte der Sklavenhändler, den Rauch aus seinem Munde blasend.

„Wollt sie gewiß mit nach dem Süden nehmen?" fragte der Mann.

Haley nickte und rauchte weiter.

„Plantagenhand?" fuhr der Mann fort.

„Ja," erwiederte Haley, „ich habe den Auftrag für eine Plantage und ich gedenke sie dahin zu thun. Man sagte mir, sie wär' 'ne gute Köchin; kann sie dazu brauchen. Auch zum Baumwollensortiren wird sie gut seyn; sie hat grad' die rechten Finger dazu. Verkaufen thu' ich sie jedenfalls gut." Und der Sprecher griff wieder zu seiner Cigarre.

„Wollt doch den Jungen nicht in die Plantage verkaufen?" sagte der Fremde.

„Ich verkauf' ihn bei der nächsten Gelegenheit," entgegnete der Sklavenhändler, eine andere Cigarre anzündend.

„Ich denke, Ihr werdet ihn ziemlich wohlfeil verkaufen," sagte der Fremde weiter, indem er sich bequem an einige übereinander stehende Waarenkisten lehnte.

„Weiß nicht," erwiederte Haley; „es ist ein prächtiger Junge, gut gewachsen, flink, stark; Fleisch, hart wie Stein."

„Wohl wahr; aber welche Mühe und Ausgaben für's Aufziehen!" versetzte der Fremde.

„Unsinn!" entgegnete Haley — „die werden so leicht aufgezogen, wie irgend eine Art von Geschöpfen; machen so wenig Mühe, wie Hunde. Der Bursch wird in einem Monat laufen."

„Ich hätte eigentlich, denk' ich, einen guten Ort zum Aufziehen," sagte der Mann. „Eine Köchin verlor letzte Woche ein Junges — ertrank in dem Waschzuber, während sie Wäsche aufhing, und ich glaube, 's wär' gut, ihr den da zum Aufziehen zu geben."

Haley und der Fremde schmauchten eine Weile schweigend und keiner von Beiden schien Willens, dem Gegenstande der Unterredung näher zu rücken. Endlich sagte der Mann:

„Ihr denkt doch wohl nicht mehr als zehn Dollars für den Jungen zu bekommen, da Ihr ihn ja jedenfalls Euch vom Halse schaffen müßt?"

Haley schüttelte den Kopf und spie ausdrucksvoll aus.

„Das zieht nicht, keine Wege," versetzte er und rauchte weiter.

„Nun, was wollt Ihr haben?" fragte jetzt der Fremde.

Haley besann sich ein wenig, dann sprach er:

„Ich könnte den Jungen selbst aufziehen oder ihn aufziehen lassen; er ist ungewöhnlich stark und gesund, in sechs Monaten könnte ich hundert Dollars für ihn bekommen und in einem Jahre oder zweien brächte er mir zweihundert ein, hätt' ich ihn am rechten Ort; na, und so kann ich nicht einen Cent weniger als fünfzig für ihn nehmen."

„O Master, das ist ja wahrhaftig lächerlich!" sagte der Mann.

„In der That!" entgegnete Haley mit einer entscheidenden Bewegung des Kopfes.

„Ich will dreißig geben," sagte hierauf der Fremde; „aber nicht einen Cent mehr."

„Na, ich will Euch sagen, was ich thun kann," sagte Haley, indem er abermals sehr entschieden ausspuckte. „Ich theile den Unterschied und sage fünfundvierzig, und das ist Alles, was ich thun kann."

„Gut, angenommen!" sagte der Mann nach einer Pause.

„Abgemacht also!" versetzte Haley. „Wo landet Ihr?"

„In Louisville," erwiederte der Mann.

„Louisville," sagte Haley, „sehr schön; da kommen wir mit der Dämmerung hin. 'S Kind wird schlafen — ganz schön — nehmt's ruhig fort, ohne Aufsehen zu erregen — trifft sich vortrefflich — ich liebe es, Alles ruhig abzumachen — hasse alle Art von Lärm und Geschrei."

Und nachdem einige Banknoten aus der Brieftasche des Mannes in die des Sklavenhändlers übergegangen waren, nahm dieser seine Cigarre wieder. —

Es war ein schöner, ruhiger Abend, als das Boot an der Landungsstelle von Louisville anlegte. Die Frau

hatte dagesessen, auf den Armen das Kind, das jetzt fest schlief. Als sie den Namen des Ortes nennen hörte, legte sie das Kind hastig in eine Höhlung zwischen zwei Kisten, nachdem sie zuvor sorgfältig ihr großes wollenes Halstuch ausgebreitet hatte; dann eilte sie auf die Seite des Bootes, in der Hoffnung, daß sie unter den verschiedenen Gasthofsaufwärtern an dem Landungsplatze ihren Mann sehen würde. In dieser Hoffnung begab sie sich nach den Vorderrädern, streckte sich weit über dieselben hinaus und blickte auf die an dem Ufer hin- und herwogenden Köpfe, und der Mann drängte sich zwischen sie und ihr Kind.

„Jetzt ist Eure Zeit," sagte Haley, indem er das schlafende Kind aufnahm, es ganz in das Halstuch, worauf es gelegen, einmummte und es dem Fremden übergab. „Weckt's nicht auf und bringt's nicht zum Schreien, es würd' 'nen Teufelsspektakel mit dem Mädel absetzen."

Der Mann nahm das Bündel sorgfältig in seine Arme und war bald unter der Menge verschwunden, die den Landungsplatz umstand.

Als das Boot knarrend und schnaubend sich von der Landungsstelle losgemacht hatte und den Strom wieder hinabzufahren begann, kehrte die Frau zu ihrem alten Sitze zurück. Der Sklavenhändler saß hier — das Kind war fort.

„Wie — wo?" rief sie in wilder Ueberraschung.

„Lucy," sagte Haley, „Dein Kind ist fort; Du magst es jetzt eben so gut wie später wissen. Ich wußte doch, Du könntest es nicht mit nach dem Süden nehmen, da habe ich denn die Gelegenheit ergriffen, es in eine gute Familie abzugeben, die es viel besser aufziehen wird, als Du's vermöchtest."

Der Sklavenhändler war zu dem Grade christlicher und politischer Vollkommenheit gediehen, welche vor noch nicht langer Zeit durch einige Prediger und Politiker unserer nördlichen Staaten empfohlen wurde und auf dem er jede menschliche Schwäche und jedes Vorurtheil besiegt hatte. Sein Herz war dahin gelangt, wohin jedes nach den gehörigen Anstrengungen gelangen kann. Der wilde Blick der Todesangst und der höchsten Verzweiflung, den die Frau auf ihn richtete, möchte jeden minder Erfahrenen beunruhigt haben; er war daran gewöhnt — er hatte diesen Blick schon hundertmal gesehen. Man kann sich auch an dergleichen Dinge gewöhnen und es ist der große Zweck moderner Anstrengungen, zum Ruhm der Union, die ganze nördliche Bevölkerung daran zu gewöhnen. So betrachtete also Haley die Todesangst, welche er in den finstern Zügen arbeiten sah, die gerungenen Hände, die schweren Athemzüge nur als nothwendige Nebenumstände des Handels und berechnete blos, ob sie schreien und in dem Boote Aufsehen erregen würde; denn er hegte, gleich andern Stützen unserer Einrichtungen, einen besondern Widerwillen gegen alles Aufsehen.

Doch die Frau schrie nicht — der Schlag hatte zu unmittelbar ihr Herz getroffen, als daß sie Klagen oder Thränen haben konnte.

Betäubt setzte sie sich nieder. Ihre Hände sanken leblos an ihrer Seite herab; ihre Augen blickten starr vor sich hin, ohne etwas zu sehen; das arme, gebrochene Herz hatte weder Thränen noch Klagen in seinem Elend. Sie war ganz ruhig.

Der Sklavenhändler, welcher, in Erwägung seines Vortheils, beinahe eben so menschlich war, wie einige unserer Politiker, schien sich berufen zu fühlen, solche Trostgründe anzuwenden, wie der Fall verlangte.

„Ich weiß, das kommt Dich zuerst sehr hart an, Lucy," sagte er; „aber ein so gutes, gefühlvolles Mädchen, wie Du bist, muß dem nicht den Lauf lassen. Du siehst, 's ist nothwendig und kann nicht geändert werden."

„Ach, nicht das, Mas'r, nicht das!" sagte die Frau mit erstickter Stimme.

„Du bist 'ne brave Dirne, Lucy," fuhr er fort. „Ich mein's gut mit Dir und werde Dir 'nen hübschen Platz ausmachen und Du wirst bald 'nen andern Mann bekommen — so 'n hübsch Mädel, wie Du bist."

„Ach, Mas'r, wenn Ihr nur jetzt nicht wollten sprechen mit mir," sagte die Unglückliche mit einem solchen Tone der Qual, daß der Sklavenhändler fühlte, in diesem Falle läge etwas außer seinen gewöhnlichen Berechnungen. Er stand auf und Lucy wandte sich ab und verbarg ihr Gesicht in einem Tuche.

Haley ging einige Zeit auf und ab und sah zuweilen nach ihr.

„Nimmt's sehr hart," sagte er zu sich selbst, „ist aber doch ruhig; mag sie 'ne Weile jammern, wird allmählig schon zurecht kommen."

Tom hatte den ganzen Auftritt von Anfang bis zu Ende beobachtet und ein richtiges Verständniß gewonnen. Er trat näher und versuchte, ihr etwas zu sagen; aber sie stöhnte nur. Mit Thränen sprach er von einem liebenden Wesen über den Wolken, von der ewigen Heimath — das Ohr war taub, das gepreßte Herz konnte nicht fühlen.

Die Nacht brach an, ruhig, heiter, hell, mit ihren zahllosen funkelnden Engelaugen freundlich und still herniederblickend. Die Stimmen der Thätigkeit und des Vergnügens verstummten eine nach der andern; Alles auf dem Boote lag im Schlafe und deutlich hörte man das Rauschen der Wellen an dem Kiel.

Tom streckte sich auf einer Kiste aus und während er dalag, hörte er immer und immer wieder,

wie das unglückliche Geschöpf seufzte: „Ach, Herr, was sollen ich thun! — Ach, Herr! — Oh, großer Gott wollen helfen mir!"

Um Mitternacht fuhr Tom plötzlich aus dem Schlafe empor. Eine dunkle Gestalt schlüpfte schnell an ihm vorüber zu dem Bord des Bootes und dann hörte er einen Fall in das Wasser. Niemand außer ihm sah oder hörte etwas. Er erhob den Kopf — der Platz der Frau war leer!

Er stand auf und suchte umher — doch vergebens. Das arme, blutende Herz war endlich still und die Fläche des Wassers grade so glatt und ruhig, als hätte es sich nicht über demselben geschlossen.

Der Sklavenhändler erwachte früh und kam, nach seiner lebendigen Waare zu sehen. Jetzt war die Reihe an ihm, ängstliche Blicke umherzusenden.

„Wo ist das Mädel hin?" fragte er Tom.

Tom, der die Weisheit besaß, zu schweigen, hielt sich nicht für berufen, seine Beobachtungen und Vermuthungen auszusprechen, und sagte, er wüßte es nicht.

Haley durchsuchte das ganze Boot, zwischen den Ballen, Kisten und Fässern, rings um die Maschine her, in den Schornsteinen sogar — Alles vergebens, er fand die Vermißte nirgends.

„Tom, sey ehrlich," sagte er nach seiner nutzlosen Durchsuchung; „Du weißt was davon. Ich sah die Dirne um zehn Uhr hier liegen und gegen zwölf Uhr auch noch, und um vier Uhr, als ich wieder nachsah, war sie fort. Du warst die ganze Nacht hier, mußt also was wissen, 's kann nicht anders seyn."

„Na, Mas'r," sagte Tom, „in mitte Nacht ich plötzlich erwachen und huschen was vorbei an mir, und dann ich hören ein groß Schlag — und Mädel seyn fort. Das Alles ich wissen von Sache."

Der Sklavenhändler war weder verwundert, noch betrübt, denn er hatte sich, wie vorhin erwähnt wurde, an eine Menge dergleichen Dinge gewöhnt. Selbst die furchtbare Nähe des Todes erweckte keine heilige Scheu in ihm; er hatte den Tod oft gesehen, war ihm während seines Handels mehr als einmal begegnet und er betrachtete ihn nur als einen bösen Kunden, der sein Eigenthum hart bedrohete. So fluchte er denn blos, daß das Mädel eine Canaille und er verteufelt unglücklich wäre, und daß, wenn die Dinge so fortgingen, er bei der ganzen Reise nicht einen Cent gewönne. Doch da gab es keine Hilfe, da das Weib nach einem Lande entflohen war, das **niemals** einen Flüchtling ausliefert. Der Sklavenhändler setzte sich daher verdrießlich nieder und brachte in seinem Contobuche die fehlende Waare unter die Rubrik „Verluste."

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

(**Ein Theaterstreich.**) Während des Krieges zwischen England und Frankreich lebte in London ein gewisser Clarisse, ein Bretagner, der als Tanzmeister seit einiger Zeit den Ballettänzern in seiner Kunst Unterricht gegeben hatte. Nun wurde ihm einmal von einem Schauspieldirector aufgetragen, in einem neuen Stücke eine stumme Rolle zu spielen. Es war die Rolle eines Franzosen, der auf dem Theater einen Fußtritt von einem Lord in aller Unterthänigkeit empfangen sollte, um die Herren Engländer auf Kosten der Franzosen zu amüsiren. Das Ganze wurde um so viel anziehender, da diese demüthige Rolle durch einen wirklichen Franzosen sollte gespielt werden. Aber siehe da, was geschieht? Clarisse nahm seine Rolle willig an und entledigte sich derselben sehr gut. Er ließ sich bei allen Proben die Fußtritte richtig geben; aber da er es bei der öffentlichen Vorstellung auch thun sollte, so fletschte er gegen den Lord die Zähne, statt still zu halten, und bedrohete ihn mit Faustschlägen. Der Theater-Lord, über diese unerwartete Weigerung erstaunt, that einige Schritte vorwärts, um seinen Fußtritt anbringen zu können; aber der Tanzmeister wich ihm durch eine geschickte Wendung aus und forderte seinen Gegner zum Boxen heraus. Die Ausforderung wurde auf der Stelle angenommen, nun entkleideten sich die beiden Streiter auf dem Theater und balgten sich fürchterlich. Die Zuschauer bewunderten den Theaterstreich und ließen das ganze Haus von Beifallsbezeugungen ertönen. Der englische Schauspieler fiel unter den Schlägen des Bretagners. Das Publikum verlangte mit lautem Geschrei das nämliche Stück auf den folgenden Tag noch einmal. Aber der Held des Stückes mußte vierzehn Tage das Bett hüten, und der französische Tanzmeister behielt die Ehre des Sieges.

Räthsel.

Weißt du, was zähmt der Traube Blut,
Wenn's gährend braust in wildem Muth?
Was munt'rer Knaben Spielwerk ist,
Und goldne, goldne Bande schließt?
Sahst du, wie zu erstorb'ner Welt
Ein Künstler kommt ganz unbestellt,
Der zierlich pudert und auch kräust,
So sprich nun, wie der Künstler heißt.

Redaktion, Druck und Verlag von G. Ritter in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

Nro. 5. Dienstag, 11. Januar 1853.

Onkel Tom's Hütte.

(Fortsetzung.)

Zwölftes Kapitel.
Die Niederlassung der Quäker.

Eine stille Scene erhebt sich jetzt vor uns. Wir blicken in eine große, geräumige, hübsch ausgemalte Küche, deren gelber Fußboden glatt und eben ist, ohne den geringsten Staub. An passenden Stellen placirt, bemerken unsere Augen hübsches geschwärztes Küchengeräth, eine Reihe glänzenden Zinnes, fähig, unnennbar gute Dinge für den Geschmack aufzunehmen; ferner blanke Holzstühle, alt, aber fest gearbeitet, einen niedrigen Schaukelstuhl mit einem zierlichen, in verschiedenfarbiger Wolle gestickten Kissen darauf, und einen großen Lehnstuhl, mütterlich und alt, dessen weite Arme sich gastlich einladend ausbreiten, unterstützt durch seine hochgepolsterten Lederkissen — ein wahrer comfortabler, überredender alter Stuhl, in Beziehung auf eheliche, häusliche Genüsse ein Dutzend der modernen Sammtstühle werth. Auf diesem Stuhle saß, den Kopf gebeugt und die Augen auf eine feine Nähterei gerichtet, unsere Freundin Elise.

Ja, da saß sie, blässer und magerer noch, wie in ihrer alten Heimath in Kentucky, mit einer Welt von Sorgen unter den Schatten ihrer langen Augenwimpern und um die Mundwinkel. Deutlich konnte man sehen, wie gesetzt ihr mädchenhaftes Wesen unter der schweren Zuchtruthe des Kummers geworden war. Wenn sie dann und wann ihr Auge erhob, um den Sprüngen ihres kleinen Harry zu folgen, der, gleich einem tropischen Schmetterlinge, auf dem ebenen Fußboden hier- und dorthin tanzte, zeigte ihr Blick eine Festigkeit und Entschlossenheit, die in ihren früheren und glücklicheren Tagen nie darin zu lesen gewesen waren.

Neben ihr saß eine Frau, die auf ihrem Schooße ein feingeflochtenes Körbchen stehen hatte, in welches sie sorgfältig einige getrocknete Pfirsiche that. Sie mochte fünfundfünfzig bis sechzig Jahre alt seyn; doch ihr Gesicht war eines von denen, die die Zeit nur zu berühren scheint, um sie zu verschönern. Die schneeweiße, glatte Kreppbaube, nach dem strengen Quäkerschnitt gemacht, das weiße Musselintuch, das ihren Busen umhüllte, das Wollenkleid zeigten sogleich, welcher Secte sie angehörte. Ihr Gesicht war rund und rosig, mit einem Ausdrucke der Gesundheit, wie ein Apfel; ihr Haar, durch das Alter zum Theil versilbert, war glatt gescheitelt zu beiden Seiten ihrer hohen, heitern Stirn, in welche die Zeit keine Inschrift eingegraben hatte, ausgenommen irdischen Frieden und allgemeine Menschenliebe, — darunter schimmerte ein Paar heller, großer, redlicher Augen. Man brauchte nur gerade in diese hineinzusehen, um zu fühlen, daß man durch dieselben bis auf den Grund eines so treuen, guten Herzens blickte, als je eines in dem Busen eines Weibes schlug.

Es ist unsere gute Freundin Rahel Halliday, die auf ihrem Rollstuhle sitzt. Er hat einige Neigung zum Knarren, wahrscheinlich die Folge einer Nervenzerrüttung, und wenn sie sich leise hin und her bog, machte das eine Musik, die bei jedem andern Stuhle unerträglich gewesen wäre. Aber der alte Simeon Halliday erklärte oft, ihm wäre sie so lieb, wie irgend eine andere Musik, und die Kinder gestanden, daß sie um Nichts in der Welt aufhören wollten, Mutters Stuhl zu vernehmen. Und weßhalb? Weil seit zwanzig Jahren und länger nichts als liebevolle Worte, freundliche Moral und mütterlich herzliche Güte von diesem Stuhle ertönte; — zahllose Kopfschmerzen waren dort geheilt, geistige und irdische Schwierigkeiten dort gelöst worden, und das Alles durch eine gute, liebevolle Frau. Gott segne sie!

„Also denkst Du noch immer daran, nach Canada zu gehen, Elise?“ fragte sie, indem sie ruhig auf ihre Pfirsiche niedersah.

„Ja, Mad'm,“ sagte Elise fest. „Ich muß weiter; ich darf nicht bleiben.“

„Und was willst Du thun, wenn sie Dich ergreifen? Du mußt auch hieran denken, meine Tochter.“

„Ich werde dann thun, was die Gelegenheit bietet;

ich hoffe, es wird sich etwas finden," antwortete Elise, während ihre Hände zitterten und einige Thränen auf ihre feine Arbeit fielen.

„Du weißt, Du kannst hier bleiben, so lange Du willst."

„Ach, ich danke Euch," entgegnete Elise; „aber" — fuhr sie fort, auf Harry deutend — „ich kann Nachts nicht mehr schlafen — ich habe keine Ruhe. Vergangene Nacht träumte mir, ich sähe den Menschen auf den Hof kommen!" sagte sie schaudernd.

„Armes Kind!" versetzte Rahel, ihre Augen abtrocknend. „Aber Du mußt Dich nicht so quälen. Der Herr hat noch nie gewollt, daß ein Flüchtling aus unserm Dorfe fortgestohlen wurde. Ich hoffe, der Kleine wird nicht der erste seyn."

Hier wurde die Thür geöffnet und auf die Schwelle trat eine kleine, runde Frau, mit einem heitern, blühenden Gesicht, wie ein reifer Apfel. Sie war, gleich Rahel, ganz in Grau gekleidet und das weiße Tuch lag dicht auf ihrem vollen, plumpen Halse auf.

„Ruth Stedman," sagte Rahel, indem sie ihr freundlich entgegentrat; „wie geht's Dir, Ruth?" fragte sie, indem sie herzlich ihre beiden Hände ergriff.

„Gut!" sagte Ruth, indem sie ihre Trappcapuze abnahm und sie mit ihrem Taschentuche abstäubte, wobei sie zugleich einen kleinen runden Kopf zeigte, auf dem die Quäkerhaube mit einem gewissen schelmischen Wesen saß, ungeachtet alles Streichens mit den kleinen, runden Händen, die eifrig damit beschäftigt waren, sie in Ordnung zu bringen. Einige widerspenstige Locken von entschieden krausem Haar waren auch hier und dort darunter hervorgequollen und wurden liebkosend wieder an ihre alte Stelle gebracht. Dann wendete sich die Neuangekommene, die etwa fünfundzwanzig Jahre alt seyn mochte, von dem kleinen Spiegel ab, vor dem sie diese Anordnungen getroffen hatte, und sah sehr zufrieden aus, wie gewiß die Meisten gethan haben würden, die sie angesehen hätten; denn sie war ganz gewiß ein so gesundes, herziges, munteres, kleines Weibchen, als je eines Mannes Herz erfreute.

„Ruth, diese Freundin ist Elise Harris und dies der kleine Knabe, von dem ich Dir sagte."

„Ich bin erfreut, Dich zu sehen, Elise, sehr erfreut," sagte Ruth, ihr die Hände schüttelnd, als wäre Elise eine schon längst erwartete Freundin gewesen; „und das ist Dein lieber Knabe? Ich habe ihm ein Stück Kuchen mitgebracht," sagte sie und hielt dem Kinde ein Herz hin, das es durch seine Locken betrachtete und dann scheu annahm.

„Wo ist Dein Kleiner, Ruth?" fragte Rahel.

„O, er kommt; aber Deine Mary nahm ihn mir ab, als ich herein kam, und lief mit ihm nach der Scheuer, um, wie ich glaube, ihn den Kindern dort zu zeigen."

In diesem Augenblicke öffnete sich die Thür, und Mary, ein hübsches, rosiges Mädchen mit großen, braunen Augen, wie die ihrer Mutter, trat mit dem Säugling auf dem Arme herein.

„Aha," sagte Rahel, indem sie vorwärts trat und den großen, weißen, dicken Buben auf ihre Arme nahm, „wie gut er aussieht und wie er wächst!"

„Gewiß thut er das," sagte die rührige, kleine Ruth, indem sie das Kind nahm und es küssend auf den Fußboden setzte, um es seinen eigenen Gedanken zu überlassen. Das Kind schien daran sehr gewöhnt zu seyn, denn es steckte den Daumen in den Mund, als müßte das so seyn, und schien bald in Betrachtungen zu versinken, während seine Mutter sich setzte, einen langen Strumpf von blauem und weißem Garn hervorzog und emsig zu stricken begann.

Simeon Halliday, ein großer, kräftig gebauter Mann, in Grau gekleidet und mit einem breitrandigen Hute auf dem Kopfe, trat ein.

„Wie geht's Dir, Ruth?" sagte er warm, indem er ihre kleine, fette Hand in seine derbe schloß, „und was macht John?"

„John ist wohl, Sir, wie alle unsere Leute," entgegnete Ruth herzlich.

„Gibt's Neues, Vater?" fragte Rahel, indem sie ihre Biscuits in den Ofen schob.

„Peter Stebbins sagte mir, sie könnten heute Nacht mit Freunden hier seyn," entgegnete Simeon bedeutungsvoll.

„Wirklich?" rief Rahel, indem sie sinnend nach Elise blickte.

„Sagtest Du nicht, Dein Name wäre Harris?" fragte Simon Elise.

Rahel blickte schnell auf ihren Mann, als Elise zitternd antwortete: „Ja." Ihre Furcht, die im höchsten Grade gesteigert war, ließ sie die Möglichkeit vermuthen, daß er Nachrichten für sie hätte.

„Mutter!" sagte Simeon und rief Rahel hinaus.

„Was ist denn, Vater?" fragte Rahel, indem sie ihre Teichband abwischte und zu ihm trat.

„Des Kindes Vater ist in der Niederlassung und wird zum Abend hier seyn," sagte Simeon.

„Wie, Du sprichst das doch nicht nur so, Vater?" sagte Rahel und ihr ganzes Gesicht strahlte vor Freude.

„Es ist wirklich wahr. Peter war mit dem Wagen dort und da fand er eine alte Frau und zwei Männer, und einer davon soll Georg Harris heißen. Nach dem, was er von seiner Geschichte erzählte, ist es kein Anderer. — Sollen wir es ihr jetzt sagen?" fragte Simeon.

„Laß es ihr Ruth sagen," entgegnete Rahel. — „Höre, Ruth, komm mal her."

Diese legte ihr Strickzeug nieder und war im Nu an der Hinterthür.

„Ruth, was meinst Du?" sagte Rahel. „Vater erzählt, Elisens Mann ist unter den letzten Ankömmlingen auf der Niederlassung und wird heute Abend hier seyn."

Ein Freudenausbruch der kleinen Quäkerin unterbrach ihre Rede. Sie machte, indem sie in die Hände klatschte, einen solchen Satz, daß zwei Locken unter ihrer Creppbaube hervorfielen und sich breit über ihr weißes Halstuch ringelten.

„Still, Liebe, still!" versetzte Rahel. „Sag' uns, sollen wir es ihr jetzt mittheilen?"

„Jetzt! Gewiß, noch diese Minute. Ach, nehmt an, 's wär' mein John, was würde ich dabei fühlen? Sag's ihr sogleich."

„Du lebst nur, wie Du Deinen Nächsten lieben und ihm dienen kannst," sprach Simeon, indem er mit wohlwollendem Gesicht auf Ruth blickte.

„Sind wir nicht dazu geschaffen? Und liebte ich John und mein Kind nicht, wüßte ich nicht, wie ich für sie fühlen könnte. Kommt jetzt, erzählt es ihr — thut es!" Und bei diesen Worten legte die gute Frau ihre Hände auf Rahel's Arm, um diese zu bewegen.

Rahel trat in die Küche, wo Elise nähte, und die Thür zu einem kleinen Schlafgemach öffnend, sagte sie freundlich:

„Komm herein, meine liebe Tochter, ich habe Dir was Neues zu sagen."

Das Blut trat in Elisens blasses Gesicht; bebend vor Erwartung stand sie auf und sah nach ihrem Knaben.

„Fürchte Nichts, Elise!" rief die kleine Ruth — „es sind gute Neuigkeiten — geh' hinein!" Und sie schob sie sanft gegen die Thür, welche sie hinter ihr schloß. Dann drehte sie sich herum, nahm den kleinen Harry in ihren Arm und küßte ihn.

„Du wirst Deinen Vater sehen, Kleiner; kennst Du ihn? — Dein Vater kommt," sagte sie wieder und wieder, als der Knabe sie verwundert ansah.

Während dessen fand in dem kleinen Zimmer ein anderer Auftritt statt. Rahel zog Elise zu sich mit den Worten:

„Der Herr hat sich Deiner erbarmt, Tochter — Dein Mann ist dem Hause der Sklaverei entflohen."

Das Blut in Elisens Wangen drängte sich raschen Laufes zu ihrem Herzen zurück. Sie setzte sich bleich und halb ohnmächtig nieder.

„Habe Muth, Kind!" sagte Rahel, ihr die Hand auf's Haupt legend — „er ist unter Freunden, die ihn noch diesen Abend herbringen werden."

„Diesen Abend?" wiederholte Elise — „diesen Abend!" Die Worte verloren für sie allen Sinn; ihr Kopf war verwirrt, Alles Nebel in diesem Augenblick.

Als sie erwachte, fand sie sich auf dem Bette, mit einem Tuche zugedeckt, und die kleine Ruth rieb ihr mit Kampfer die Hände. Sie öffnete die Augen in einem Zustande träumerischen Schmachtens, wie Jemand, der lange von einer schweren Last bedrückt wurde und sich nun davon befreit fühlt. Die Anspannung ihrer Nerven, die seit der Stunde ihrer Flucht nicht einen Augenblick nachgelassen hatte, war jetzt verschwunden und ein fremdes Gefühl der Sicherheit und Ruhe kam über sie; — und als sie so dalag, die großen, dunklen Augen offen, folgte sie wie im stillen Traume den Bewegungen Derer um sie her. Sie sah die Thür in das anstoßende Zimmer geöffnet, sah den Tisch zum Abendessen mit schneeigem Tischtuch besetzt, hörte das leise Summen des Theekessels, sah Ruth mit Tellern voll Kuchen und Eingemachtem hin- und hertrippelnd und dann und wann stehen bleibend, um Harry etwas davon zuzustecken oder ihm einen Klaps auf den Kopf zu geben oder ihn zu necken, indem sie seine langen Locken um ihre weißen Finger wickelte; — sie sah die mütterliche Gestalt Rahel's, wie sie von Zeit zu Zeit an die Seite des Bettes trat und irgend etwas an dem Bettzeuge ordnete, hier oder dort zupfte, um ihren guten Willen auszudrücken; — sie sah Ruth's Mann hereinkommen, sie sah, wie sie ihm entgegenflog, ernst mit ihm flüsterte, hin und wieder mit einer ausdrucksvollen Geberde auf das Schlafzimmerchen deutete; sie sah sie mit dem Säugling auf den Armen an den Theetisch sich setzen, sah, wie Alle an dem Tische waren und der liebe Harry in einem hohen Stuhle unter dem Schatten von Rahel's ausgebreiteten Flügeln; sie hörte leises Gemurmel, freundliches Klappern der Theelöffel, der Tassen und Teller — bis Alles verschmolz zu einer köstlichen Ruhe. Elise schlief, wie sie nicht mehr geschlummert hatte seitdem sie in jener furchtbaren Mitternachtsstunde ihr Kind aus dem Bette nahm und mit ihm durch die kalte Winternacht entfloh. — Sie träumte von einem reizenden Lande, einem Lande der Ruhe, wie es ihr schien, von grünen, freundlichen Eilanden, schönem, krystallhellem Wasser; und dort, vor einem netten Hause, sah sie ihren Knaben spielen — ein freies, glückliches Kind. Sie hörte ihres Mannes Fußtritte, sie fühlte, wie er näher kam — seine Arme umschlangen sie, seine Thränen fielen auf ihr Gesicht und sie erwachte!

Es war kein Traum. Das Tageslicht war längst verschwunden, das Kind lag ruhig schlafend an ihrer Seite; ein Licht brannte auf dem Tische und — ihr Mann weinte über ihrem Lager.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

(Zähes Leben der Wölfe.) Als ich in Thorn war — erzählt der bekannte Naturforscher Lenz — bekam ich ein Rudel von sieben jungen Wölfen geschenkt, alle aus einem Neste und so groß wie tüchtige Katzen. Ich fütterte sie eine Woche lang mit Milch und Brod, beschloß aber dann, da ich mich nicht länger aufhalten konnte, sie zum Ausstopfen zu tödten. Diesem Geschäfte mußte ich mich selbst unterziehen, da die gemeinen Leute jener Gegend den Aberglauben haben, sie würden durch eine solche Verrichtung unehrlich. Ich hielt übrigens die Sache für ganz leicht, faßte den ersten im Genick, hieb ihn mit einem starken Stocke dreimal aus voller Kraft über die Schnauze, legte ihn, da er todt schien, auf die Erde und nahm nun der Reihe nach die übrigen vor. Noch aber war ich mit dem letzten nicht fertig, als der erste wieder aufstand und knurrend umherschritt. Ich mußte mich also bequemen, das erste Verfahren nochmals zu wiederholen, wobei ich sie auch über das Kreuz hieb — Alles mit demselben Erfolge wie das erstemal. Jetzt wußte ich mir in meiner Noth nicht anders zu helfen, als daß ich schnell recht starken Bindfaden wichste und jedem Wölfchen so fest als möglich ein Halsbändchen umschnürte; aber sie richteten sich doch wieder auf und liefen mit ihren Halsbändern herum. Nun schnürte ich die ganze Gesellschaft, indem ich eine Leine durch die Halsbänder zog, zusammen, hing sie an einen Haken und verließ das Haus, wohin ich erst nach einer Stunde zurückkehrte und sie dann alle todt fand.

(Das größte Branntweinhaus.) St. Petersburg, Rußlands Hauptstadt, ist ohne Zweifel die größte Branntweintrinkerin. Ihr Branntweinschank ist, wie der aller russischen Städte, verpachtet und die Pachtsumme beträgt jährlich 7 Millionen Rubel. Gewöhnlich hat diesen Pacht ein reicher russischer Kaufmann übernommen, welcher blos zur Bewachung der Stadt St. Petersburg eine kleine Armee von 2000 Leuten in seinem Solde hat. An Gehalten zahlt derselbe jährlich 1,200,000 Rub.; die bloße Fortschaffung des Branntweins in den Straßen St. Petersburgs aus den Niederlagen in die Trinkhäuser kostet ihn 200,000 Rub. und die Ausgabe für Pfropfe, Siegellack und Etiquetten beträgt 70,000 Rubel.

Ein reicher Mann zu Dijon, der kürzlich in einen Brunnen fiel und ohne den Beistand eines Arbeiters, den sein Hilferuf herbeizog, ertrunken wäre, machte seinem Lebensretter ein Geschenk von 20,000 Franken.

Von großer Wichtigkeit ist eine neue Erfindung, die bereits auf einem preußischen Schiffe, der Corvette „Danzig“ eingeführt und von erprobter Wirksamkeit ist. Das Meerwasser wird nunmehr völlig trinkbar gemacht! Es ist dieses Verfahren sehr einfach und zugleich eine neue Kochanstalt dabei ermöglicht. In der Mitte des Decks befindet sich ein großer, starker, kupferner Kasten mit zahllosen Röhren, Hähnen und Einsatztöpfen. Auf letztere wirken stark erhitzte Wasserdämpfe ein und machen allerlei Speisen in sehr kurzer Zeit gar. Zu beiden Seiten der Küche stehen zwei große Wasserbehälter, in deren Innerm sich vielfach gewundene, sogenannte Schlangen befinden, worin sich die vorbezeichneten Dämpfe verdichten und abkühlen und endlich, nach langer Wanderung, als reines, klares und kühles Wasser ablaufen. So wird also Meerwasser trinkbar! Nicht allein, daß zu jeder Zeit frisches Wasser für Alle im Schiffe vorhanden ist, was bis jetzt, im vollsten Sinne des Wortes, nie durchgeführt werden konnte, sondern der beträchtliche Raum, der sonst eben den Wasserfässern vorbehalten werden mußte, kann jetzt anderweitig verwendet werden. Diese Erfindung ist für Preußen privilegirt.

(Besonders gelinde Winter.) Im Winter 1182 zeigten manche Bäume schon an Lichtmeß Früchte; 1186 blühten sie im Januar; 1387 um Weihnachten standen die Bäume um Konstanz in voller Blüthe, die Mädchen kamen mit Blumen geschmückt in die Kirche und die Knaben badeten im Bodensee; 1289 blühten im Elsaß die Bäume vor Weihnachten und der Weinstock vom 13. Januar an, man hatte Blumen wie im Mai und die Knaben badeten im Freien; 1290 und 1301 soll es ebenso gewesen seyn; 1420 trugen einige Bäume zweimal Früchte und das Getreide hatte am 7. April vollkommene Aehren; 1416 blühten die Bäume am 6. Dezember und die Felder und Gärten waren voll Blumen; ebenso war es 1478; 1497 blühten die Kirschbäume im Januar; 1586 blühten viele Bäume zweimal. Von dieser Zeit an sagen die Chroniken nichts von außerordentlichen Jahren. Die Jahre 1811, 1815 und 1822, welche ebenfalls gelinde Winter hatten, sind wohl bei Manchen noch in Andenken.

(Der Verstand.) Wohl ist der Verstand der Leuchtthurm des Menschen, der den Lebensocean im nächtlichen Dunkel des Schicksals beleuchtet; allein nicht immer kann sein Licht die grauen Nebel durchdringen, welche ihn oft gar dicht verhüllen.

Auflösung des Räthsels in Nro. 4:

Reif.

Redaktion, Druck und Verlag von G. Ritter in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

Nro. 6. Freitag, 14. Januar 1853.

Onkel Tom's Hütte.

(Fortsetzung.)

Der nächste Morgen war ein heiterer in dem Hause des Quäkers. Mutter war bei Zeiten auf und umgeben von geschäftigen Mädchen und Knaben, welche wir gestern unsern Lesern vorzustellen kaum Zeit fanden und die alle gehorsam zu Rahel's freundlichen Worten: „Thätest Du nicht besser?" sich bei der Arbeit bewegten, um das Frühstück zu bereiten; denn ein Frühstück in den üppigen Thälern von Indiana ist ein zusammengesetztes, vielfältiges Ding und erfordert, gleich dem Lesen der Rosenblätter in dem Paradiese, noch andere Hände, als die der Mutter.

Als Georg und Elise und der kleine Harry herauskamen, wurden sie so herzlich und freudig willkommen geheißen, daß man sich nicht wundern kann, wenn es ihnen als ein Traum erschien.

Endlich saßen sie Alle bei dem Frühstück, während Mary an dem Ofen stand und mit dem Backen von Maiskuchen beschäftigt war, welche, nachdem sie die rechte goldbraune Farbe der Vollkommenheit erreicht hatten, auf den Tisch gestellt wurden.

Rahel sah, an dem obern Ende des Tisches sitzend, wahrhaft glücklich aus; es lag ein solches mütterliches und herzliches Wesen selbst in der Art und Weise, wie sie eine Platte mit Kuchen weiter reichte oder eine Tasse Kaffee einschenkte, daß es schien, als lege sie Geist in das Getränke oder die Speise, welche sie darbot.

Georg saß zum erstenmale als gleich berechtigt an eines weißen Mannes Tische und nahm zu Anfang mit einem gewissen Zwang und einiger Scheu Platz; aber dies verschwand gleich dem Nebel vor den freundlichen Morgenstrahlen dieser einfachen überströmenden Herzlichkeit.

Das war in der That eine Heimath. Heimath! ein Wort, für welches Georg bisher noch nie einen Sinn hatte finden können, und der Glaube an Gott und das Vertrauen auf dessen Vorsehung begann in sein Herz einzuziehen, als vor der goldenen Wolke des Schutzes die finstern Zweifel dahinschwanden, wie vor dem Lichte des lebendigen Gottes, ausstrahlend aus heitern Gesichtern, aus liebevollen Herzen, die durch tausend Handlungen unbewußt ihren guten Willen kundgaben.

„Vater, was gäb's, wenn sie gefunden würden?" fragte Simeon der Zweite, indem er sein Maisbrod mit Butter bestrich.

„Ich müßte meine Strafe zahlen," sagte Simeon ruhig.

„Aber wie, wenn sie Dich ins Gefängniß setzten?" fragte der junge Simeon weiter.

„Könntest Du und Mutter nicht für die Farm sorgen?" entgegnete der Vater lächelnd.

„Wohl, Mutter kann beinahe Alles," sagte der Knabe; „aber ist's nicht eine Schande, solche Gesetze zu machen?"

„Du mußt nicht übel von der Obrigkeit sprechen, Simeon," sagte der Vater ernst. „Der Herr gibt uns unsere irdischen Güter nur, daß wir Gerechtigkeit und Gnade üben; verlangen Die, welche uns regieren, einen Preis dafür, so müssen wir ihn zahlen."

„Na, aber ich hasse einmal diese alten Sklavenhalter!" versetzte der Knabe, welcher so unchristliche Gefühle hatte, wie es bei irgend einem modernen Reformator vorkömmt.

„Ich wundere mich über Dich, Sohn," sprach der Alte; „Deine Mutter hat Dich das nie gelehrt. Ich würde das Gleiche für den Sklavenhalter wie für den Sklaven thun, wenn der Herr ihn in Betrübniß zu meiner Thür brächte."

Simeon der Zweite wurde purpurroth, aber seine Mutter lächelte und sagte:

„Simeon ist mein guter Junge; er wird aber nach und nach älter werden und dann seinem Vater gleichen."

„Ich hoffe, guter Sir," sprach Georg unruhig, „daß Ihr unsertwegen keiner Unannehmlichkeit ausgesetzt seyd."

„Fürchtet Nichts; deßhalb sind wir auf der Welt. Könnten wir wegen einer guten Sache nicht jedem Ungemach trotzen, wären wir unseres Namens nicht würdig."

„Aber meinetwegen — ich könnte es nicht ertragen."

„Fürchte Nichts, Freund Georg; es ist nicht Deinetwegen, sondern aus Liebe zu Gott und den Menschen, daß wir es thun. Und jetzt mußt Du Dich ruhig niederlegen, und diesen Abend um zehn Uhr wird Phineas Fletcher Dich zu der nächsten Niederlassung bringen, Dich und Deine Gesellschaft. Deine Verfolger sind dicht hinter Dir; wir dürfen nicht zögern."

„Wenn das der Fall ist, weßhalb warten bis zu dieser Stunde?" sagte Georg.

„Du bist während des Tages hier sicher, denn Jedermann in der Niederlassung ist ein Freund und Alle sind wachsam. Ueberdies ist es gerathener, bei Nacht zu reisen.

Dreizehntes Kapitel.
Evangeline.

Der Mississippi! Wie unter einem Zauberstabe hat der Anblick sich verwandelt, seitdem Chateaubriand seine prosaisch-poetische Beschreibung desselben gab — wie die eines Stromes von mächtiger, ungestörter Einsamkeit, dahin sich wälzend zwischen ungeträumten Wundern eines vegetabilischen und animalischen Lebens.

Doch es hat seitdem dieser Strom der Träume und wilder Romantik eine Wirklichkeit angenommen, welche kaum weniger glänzend und geisterhaft ist. Welcher andere Strom der Welt trägt auf seinem Rücken zu dem Ozean die Reichthümer und Unternehmungen eines ähnlichen andern Landes — eines Landes, dessen Produkte Alles zwischen den Tropen und Polen umfassen? Diese rauschenden, schäumenden Wasser sind ein passendes Bild der überstürzenden Fluth der Geschäfte, welche auf seinen Wogen dahin treiben, unternommen von einem Geschlechte, das heftiger und energischer ist, als irgend eines, das die alte Welt je sah.

Befrachtet mit Baumwollenballen bis hoch über das Deck und die Seiten, daß es aus der Ferne wie eine viereckige, feste, graue Masse aussah, bewegte sich ein Schiff dem nahen Markt entgegen. Wir müssen einige Zeit auf sein überfülltes Deck blicken, bevor wir unsern demüthigen Freund Tom wieder herausfinden. Hoch oben in einem spärlichen Raum zwischen Waarenballen entdecken wir ihn endlich.

Theils durch das Vertrauen, welches Mr. Shelby's Vorstellungen erweckt hatten, theils wegen seines auffallend harmlosen und ruhigen Charakters hätte Tom allmählig das Zutrauen selbst eines solchen Menschen, wie Haley war, gewonnen.

Anfangs hatte ihn dieser während des Tages scharf bewacht und während der Nacht nie ungefesselt schlafen lassen; aber die klagelose Geduld und anscheinende Zufriedenheit Tom's bewogen ihn allmählig, den Zwang aufzuheben, und seit einiger Zeit war es Tom gestattet, auf dem Schiffe frei hin und her zu gehen, wie es ihm beliebte.

Immer ruhig und gefällig und mehr als bereit, den Arbeitsleuten hilfreiche Hand zu leisten, hatte er die gute Meinung der ganzen Schiffsmannschaft gewonnen und brachte manche Stunde damit zu, ihnen mit eben so viel gutem Willen zu helfen, als je bei der Arbeit in einer Kentucky-Farm gezeigt wurde.

Wenn Nichts für ihn zu thun zu seyn schien, kletterte er auf den Berg von Baumwollenballen auf dem Hinterdeck und begnügte sich damit, in seiner Bibel zu lesen; so sehen wir ihn jetzt.

Hundert und mehr Meilen ober New-Orleans ist der Fluß höher als die umliegende Gegend und wälzt seine gewaltigen Wogen zwischen Steinmassen dahin, die zwanzig Fuß hoch sind. Der Reisende auf dem Deck des Dampfbootes überblickt das Land meilenweit rings umher wie von einem fliegenden Schloßthurm. Tom sah daher vor sich Plantage auf Plantage, ausgebreitet als eine Karte des Lebens, welchem er nun nahte.

Unter den Passagieren an Bord des Dampfschiffes war ein junger Mann von großem Vermögen und vornehmer Familie, der St. Clare hieß und in New-Orleans wohnte. Er hatte bei sich ein Töchterchen zwischen fünf und sechs Jahren, so wie eine Dame, welche mit Beiden verwandt zu seyn und das kleine Mädchen unter ihrer besondern Aufsicht zu haben schien.

Tom hatte oft die Kleine gesehen, denn sie gehörte zu den rührigen Geschöpfen, die eben so wenig an einem Platze gehalten werden können, wie ein Sonnenstrahl an einem Sommertage; und wer sie einmal gesehen, konnte sie nicht leicht vergessen.

Ihre Gestalt war die Vollkommenheit der kindlichen Schönheit, ohne deren gewöhnliche Schärfe und Eckigkeit der Umrisse. Es lag darin eine ätherische Anmuth, wie man sie von einem mythischen oder allegorischen Wesen träumen kann. Ihr Gesicht war weniger ausgezeichnet durch seine vollkommene Schönheit der Züge, als durch einen eigenthümlichen träumerischen Ernst des Ausdrucks, wodurch ideelle Menschen überrascht wurden, wenn sie auf sie blickten. Die Form ihres Kopfes und die Bewegungen ihres Halses und Nackens waren vollkommen edel und das lange goldbraune Haar umschloß sie wie eine Wolke; der tiefe, geistige Ernst ihrer dunkelblauen Augen, beschattet durch Wimpern von goldenem Braun —

Alles zeichnete sie vor Kindern ihres Alters aus und bewirkte, daß Jeder sich zu ihr wendete und ihr nachsah, wenn sie in dem Boote hin und her flatterte. Keineswegs war aber die Kleine ein ernstes oder mürrisches Kind; im Gegentheil, ein heiteres, unschuldiges Wesen glitt feenhaft über ihr kindliches Antlitz. Sie war immer in Bewegung. Stets umspielte ein leises Lächeln ihren rosigen Mund, sie flog hier und dort hin mit leichtem, schwebendem Gang, mit leiser Stimme, wie in einem glücklichen Traume singend, während sie sich bewegte. Ihr Vater und ihre Hüterin waren stets mit ihrer Verfolgung beschäftigt, aber ergriffen, entschwand sie ihnen wieder wie eine Sommerwolke; da nie ein Wort des Tadels oder Vorwurfs, was sie auch immer thun mochte, ihr Ohr traf, verfolgte sie ihren eigenen Weg über das ganze Boot.

Wenn der Heizer von seiner heißen Arbeit aufblickte, sah er zuweilen diese Augen verwundert in die rasenden Tiefen des Ofens starren und furchtsam und mitleidig auf ihn, als glaubte sie ihn in einer großen Gefahr. Der Steuermann an dem Rade hielt zuweilen lächelnd an, wenn der gemäldegleiche Kopf durch das Fenster des Wachhauses sah und gleich darauf wieder verschwunden war. Tausendmal täglich trafen rohe Stimmen ihr Ohr und ein Lächeln unendlicher Milde verbreitete sich über harte Züge; und wenn sie furchtlos über gefährliche Plätze trippelte, streckten schmutzige Hände sich unwillkürlich aus, sie zu retten und ihren Pfad zu ebnen.

Tom, der die milde, eindruckfähige Natur seines menschenfreundlichen Stammes hatte, welcher stets gegen die Einfachen und Kindlichen sich hinneigt, wachte über das kleine Geschöpf mit täglich wachsender Theilnahme. Für ihn schien sie etwas fast Ueberirdisches zu haben, und wenn ihr goldgelockter Kopf und ihre dunkelblauen Augen hinter einem Baumwollenballen hervor auf ihn blickten oder von einem Haufen Gepäck auf ihn niedersahen, glaubte er beinahe einen von den Engeln seines Neuen Testamentes zu sehen.

Oft und oft ging sie indeß auch trauernd rings um den Platz, wo Haley's Trupp von Männern und Weibern in ihren Ketten saßen. Sie glitt zwischen sie und sah sie mit einem Wesen erstaunten und sorgenvollen Ernstes an; zuweilen hob sie ihre Fesseln mit ihren zarten Händen empor, seufzte dann schmerzlich und eilte bekümmert hinweg. Plötzlich erschien sie dann wieder unter ihnen, die Hände voll Candis, Nüsse, Orangen, die sie freudig unter sie vertheilte.

Lange bevor Tom irgend einen Versuch der Bekanntschaft mit dem engelgleichen Mädchen machte, hatte er es beobachtet. Er kannte eine Menge einfacher Künste, die Annäherung des kleinen Volkes zu bewirken, und beschloß, seine Rolle recht geschickt zu spielen. Er konnte hübsche Körbchen aus allerlei Obstkernen schneiden, komische Gesichter aus Wallnüssen, oder Springmänner aus Hollundermark, und war ein echter Pan in der Anfertigung von Pfeifen aller Arten und Größen. Seine Taschen waren mit verschiedenen Gegenständen der Anziehung gefüllt, die er in früheren Tagen für die Kinder seines Herrn verfertigt und gesammelt hatte, und die er jetzt mit lobenswerther Klugheit und Sparsamkeit stückweise darbot, als Eröffnung zur Bekanntschaft und Freundschaft.

Die Kleine war dennoch scheu, obschon sie an Allem Theil nahm, und es war nicht leicht, mit ihr anzubinden. Oftmals saß sie, gleich einem Singvogel, auf irgend einer Kiste oder einem Ballen in Tom's Nähe, wo er ihr dann einige seiner kleinen Artikel anbot, die sie nur nahm mit einer Art von ernster Scham. Endlich kamen sie auf einen ganz vertraulichen Fuß.

„Wie heißen Name von klein Missis?" begann Tom, als er glaubte, daß die Sachen reif wären, eine solche Frage zu thun.

„Evangeline St. Clare," sagte die Kleine, „obgleich Papa und sonst Jedermann mich Eva nennen. Wie ist Dein Name?"

„Tom; die kleinen Kinder dort in Kentuck haben genannt mich Onkel Tom."

„Dann will ich Dich auch so nennen, denn wie Du siehst, gefällst Du mir. Also Onkel Tom, wohin gehst Du?"

„Ich wissen das nicht, Miß Eva."

„Weißt nicht?"

„Nein; ich werden verkauft — an wen, ich nicht wissen."

„Papa kann Dich kaufen," sagte Eva schnell. „Wenn er Dich kauft, bekommst Du es gut. Ich will ihn noch heute darum bitten."

„Danken Euch, kleine Miß," sagte Tom.

Das Boot legte jetzt an einem kleinen Landungsplatze an, um Holz einzunehmen, und Eva, die ihres Vaters Stimme hörte, schlüpfte davon.

Tom stand auf, ging, seine Dienste bei dem Holztragen anzubieten, und war bald unter den Arbeitern beschäftigt.

Eva und ihr Vater standen bei den Rädern, das Boot von dem Landungsplatze abstoßen zu sehen. Das Rad hatte zwei oder drei Umdrehungen in dem Wasser gemacht, als die Kleine durch die plötzliche Bewegung das Gleichgewicht verlor und über die Brüstung des Bootes in das Wasser fiel. Ihr Vater, der kaum wußte, was er that, wollte sich ihr nachstürzen, wurde aber durch Jemand hinter sich zurückgehalten, der sah, daß wirksamere Hilfe seinem Kinde bereits gefolgt sey.

Tom stand gerade unter ihr auf dem Unterdeck, als sie fiel. Er sah sie das Wasser berühren und untersinken, und im Nu war er hinter ihr her. Er war ein breitbrustiger, kräftiger Mann, und es wurde ihm daher nicht schwer, sich über dem Wasser zu erhalten, bis nach ein paar Sekunden das Kind wieder auf die Oberfläche kam; dann ergriff er es, schwamm mit ihm zu dem Boote, reichte es triefend hinauf in die hundert Hände, die sich nach demselben ausstreckten, als gehörten sie einem einzigen Menschen.

Einige Augenblicke später trug der Vater sein Kind bewußtlos in die Damencajüte, wo, wie es in dergleichen Fällen gewöhnlich ist, unter den weiblichen Inhabern derselben ein wohlgemeinter und gutmüthiger Streit entstand, wer am meisten thun könnte, Unordnung zu bewirken und ihre Rückkehr zum Bewußtseyn auf jede mögliche Weise zu hindern.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

(Die Katzen-Revolution in Chester.) Jedermann kennt Chester, jene englische Stadt, welche den berühmten Käse liefert. Kurz nachdem Napoleon nach St. Helena abgegangen, waren in dieser Stadt an allen Ecken der Straßen Anschlagezettel zu lesen, worin es hieß, eine große Anzahl achtbarer Familien sey bereit, sich nach St. Helena zu begeben. Da aber diese Insel von der ungeheuren Menge der daselbst hausenden Ratten und Mäuse verheert würde, habe die englische Regierung beschlossen, alle möglichen Mittel zu ergreifen, um jene gefährliche Plage auszurotten. Um das Unternehmen desto rascher auszuführen, hieß es weiter, sey Unterzeichneter, der Aussteller dieser Bekanntmachung, beauftragt, einen hinreichenden Vorrath von Katzen in der kürzesten Zeit aufzutreiben. Demnach erböte er sich, sechzehn Schillinge (5¹/₃ Thlr.) für einen gesunden großen Kater, zehn Schillinge (3¹/₃ Thlr.) für eine erwachsene weibliche Katze und eine halbe Krone für ein junges Kätzchen zu zahlen, das nur laufen, Milch trinken und an einem Drehfaden zerren könnte. — Zwei Tage nach der Verbreitung dieser Anzeige sah man in Chester, zu der festgesetzten Stunde, eine große Menge alter Frauen mit ihren Kindern und Enkelinnen herbeikommen, die Alle mit Katzen vollgestopfte Säcke herbeitrugen. Diese merkwürdige Procession hatte aber bald alle Steige, Gassen und Straßen eingenommen, und bevor es Nacht wurde, waren wenigstens dreitausend Katzen in der Stadt Chester versammelt. Ueberall hörte man das klägliche Gewinsel des eingesperrten Katzengeschlechts, das sich nach der in den Anschlagszetteln bezeichneten Gasse hin bewegte. Die Gasse war eng; alle dahin transportirten Katzen brachen auf einmal in ein fürchterliches Miauen aus. Je mehr die Säcke wegen des beschränkten Raums an einander gedrückt und gestoßen wurden, desto heftiger erscholl das Miauen von innen heraus; das Geschrei der Frauen und Kinder mischte sich bald in das Katzenconcert ein, und das anhaltende Gebell der Hunde bildete den Baß in dieser lieblichen Harmonie. Einige von den Katzenhändlerinnen, die sich durch ihre Nachbarinnen etwas beengt fühlten, warfen ihre Säcke ab und fingen an, sich zu boxen, wozu dann die gefangenen Katzen die Kriegslieder miauten. Nun wollten auch die Gassenjungen der guten Stadt Chester nicht müßig zusehen; sie rissen daher alle Säcke auf, aus denen dreitausend wüthende Katzen heraussprangen, die mit ihren wilden Krallen über die Schultern und Häupter der Kämpfenden schonungslos herfielen. Die Bewohner der Stadt standen an den Fenstern und ergötzten sich an dem Schauspiel. Unsere dreitausend Katzen sprangen aber bald nach den Balkons hinauf, erstürmten die Zimmer, zerschlugen die Scheiben, warfen überall die schönsten Theekannen und Suppenschüsseln um, und plünderten und verheerten, was ihnen in den Sälen nur im Wege stand. Die aufgescheuchten Hunde mischten sich auch in's Spiel, und die ganze männliche Bevölkerung von Chester griff endlich zu den Waffen, um dem Unwesen ein Ende zu machen. Die dreitausend Bestien erlagen, und noch waren keine zwei Stunden verflossen, als man fünfhundert Kadaver den Fluß hinabgleiten sah. Der übrige Theil der revolutinären Partei hatte bereits die Stadt geräumt, wo sie die Spuren ihres Kampfes auf den von ihren Krallen zerfleischten Gesichtern vieler Einwohnerinnen und als Ehrendenkmäler mehrere Haufen von zerbrochenem Porzellangeschirr zurückließen.

In den ersten sechs Monaten vorigen Jahres gingen über den Isthmus von Panama 6127 Reisende, die aus Californien heimkehrten, und 15,052, welche hingingen. Im Ganzen wurde von Reisenden, so wie durch Agenten, für 30 Millionen Dollars an Gold in dieser Zeitfrist herübergebracht.

Nach einem belgischen Blatte wurde am 21. Dezember im Kanal von Dixmude ein Hecht gefangen, der 7 Fuß lang und 94 Pfund schwer war. Sein Kopf soll so groß gewesen seyn, wie der eines Neufundländer Hundes.

Redaktion, Druck und Verlag von G. Ritter in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

Nro. 7. Sonntag, 16. Januar 1853.

Onkel Tom's Hütte.

(Fortsetzung.)

Der nächste Tag war finster und trübe, als das Dampfboot sich New-Orleans näherte. Eine allgemeine Bewegung der Erwartung und Vorbereitung verbreitete sich durch das Boot; in den Cajüten sammelte Einer nach dem Andern seine verschiedenen Gegenstände und legte sie zurecht, um sie gleich bei der Hand zu haben, wenn die Zeit des Aussteigens käme; alle Diener waren eifrig damit beschäftigt, zu säubern, zu putzen und das Boot zu einer großen, glänzenden Entree vorzubereiten.

Auf dem Unterdeck saß unser Freund Tom, die Arme gefaltet und von Zeit zu Zeit seine Augen ängstlich auf eine Gruppe an der andern Seite des Bootes richtend.

Da stand die schöne Evangeline, etwas blässer, als am Tage zuvor, doch sonst ohne irgend eine Spur des Unfalls, der sie getroffen hatte. Ein schöner, eleganter junger Mann stand ihr zur Seite, den Ellenbogen sorglos auf einen Baumwollenballen gelehnt, während ein großes Taschenbuch vor ihm lag; ein Blick zeigte deutlich, daß dieser Gentleman Eva's Vater sey: das war derselbe edle Schnitt des Kopfes, dasselbe tiefblaue Auge, dasselbe goldbraune Haar. Indeß war der Ausdruck des Gesichtes ganz verschieden: in den großen Augen, welche an Schnitt und Farbe zwar gleich waren, fehlte jene mystische, träumerische Tiefe des Ausdrucks, Alles war hell, kühn, glänzend, doch mit einem Lächeln, das ganz dieser Welt angehörte; der wundervoll geschnittene Mund hatte einen stolzen und etwas sarkastischen Ausdruck, während ein Wesen der überlegenen Ruhe nicht ohne Anmuth aus jeder Bewegung seiner schönen Formen hervorleuchtete. Er hörte gutmüthig und nachlässig mit halb komischer Geringschätzung auf Haley, der sehr gesprächig die Eigenschaften des Artikels auseinandersetzte, wegen dessen sie im Handel begriffen waren.

„Alle moralischen und christlichen Tugenden in schwarzen Maroquin eingebunden, ganz vollständig!“ sagte er zu Haley, als dieser geendet hatte. „Nun gut, mein lieber Mann, was liegt daran, wie sie in Kentucky sagen; kurz, was soll für dies Geschäft bezahlt werden — um wie viel wollt Ihr mich betrügen? Heraus damit!“

„Nun,“ erwiederte Haley, „wenn ich zwölfhundert Dollars für den Burschen forderte, so würde ich gerade mein Geld wieder bekommen; wirklich, das würde ich.“

„Alter Knabe!“ sagte der junge Mann mit einem spöttischen Blick auf den Sklavenhändler. „Aber ich vermuthe, Ihr würdet ihn mir dafür lassen, blos aus Achtung für mich?“

„Die junge Miß hier scheint ganz vernarrt in ihn zu seyn.“

„O gewiß, das ist ein Sporn für Euer Wohlwollen, Alter. Nun also ein Gegenstand christlicher Barmherzigkeit — wie wohlfeil würdet Ihr ihn fortlassen, um eine junge Miß zu verpflichten, die ganz besonders in ihn vernarrt ist?“

„Bedenkt, welche Eigenschaften er besitzt,“ sagte Haley; „seht seinen ganzen Bau — breite Brust, gut gewachsen, stark wie ein Pferd; betrachtet seinen Kopf: die hohe Stirn zeigt immer denkende Niggers an, die zu allerhand Dingen geschickt sind. Ein Nigger, von der Art gebaut, ist viel werth, schon für seinen Körper, angenommen er sey einfältig; doch seine Fähigkeiten mitgerechnet, und das sind, wie ich beweisen kann, keine gewöhnlichen — na, da ist er natürlich mehr werth. Der Bursche hat seines Herrn ganze Farm geleitet; er hat außerordentliches Talent zu Geschäften.“

„Bös, bös — sehr bös — weiß viel zu viel,“ sagte der junge Mann mit einem spöttischen Lächeln um den Mund. „Das wird nie was in der Welt taugen. Eure vorzüglichen Bursche laufen immer davon, stehlen Pferde, treiben überhaupt den Teufel. Ich denke, Ihr werdet ein paar hundert Dollars wegen seiner vorzüglichen Eigenschaften nachlassen.“

„Ich habe Empfehlungen von seinem Herrn und andern Zeugen, um zu beweisen, daß er eine von den wirklich frommen, demüthigen, betenden Creaturen ist. Er wurde Prediger genannt in der Gegend, von wo er kommt."

„Und ich kann ihn vielleicht als Hauskaplan brauchen? Kommt, zeigt mir einmal die Papiere."

Hätte der Sklavenhändler sich nicht durch ein gewisses gutmüthiges Blinken in dem großen blauen Auge überzeugt, daß Alles, in Beziehung auf den Preis, zu einem guten Ende führen würde, so hätte er vielleicht die Geduld verloren; wie die Sachen standen, legte er sein Taschenbuch auf die Baumwollenballen und begann emsig in gewissen Papieren zu suchen, während der junge Mann mit einem neckischen Wesen auf ihn niedersah.

„Papa, kaufe ihn," flüsterte Eva sanft, indem sie auf einen Ballen kletterte und die Arme um den Hals ihres Vaters schlang; „Du hast ja Geld genug, ich weiß es; zudem will ich ihn haben."

„Zu was denn, Kind? Zu einem Schaukelpferde oder sonst was der Art?"

„Ich will ihn zu einem glücklichen Menschen machen."

„Nun, das ist ein origineller Grund, wirklich!" versetzte Eva's Vater.

Hier händigte der Sklavenhändler dem jungen Mann ein Certificat ein, unterzeichnet von Shelby; er faßte es mit den Spitzen seiner feinen Finger und überblickte es flüchtig.

„Eine schöne Hand," sagte er, „und gut geschrieben. Aber ich bin nach allem dem doch wegen seiner Religion noch nicht ganz sicher," fuhr er fort, und der alte spöttische Ausdruck kehrte in sein Auge zurück. „Da, zählt Euer Geld, alter Knabe!" fügte er hinzu, indem er die Banknoten dem Sklavenhändler übergab.

„Alles richtig!" sagte Haley mit freudestrahlendem Gesicht, und ein altes Tintefaß hervorziehend, füllte er ein Verkaufsschein-Formular aus, das er sofort dem jungen Mann einhändigte.

„Nun komm, Eva," sagte dieser, und die Hand seiner Tochter nehmend, schritt er durch das Boot, legte nachlässig die Spitze seines Zeigefingers unter Tom's Kinn und sagte gutmüthig:

„Blick' auf, Tom, und sieh, wie Dir Dein neuer Herr gefällt."

Tom sah auf. Es war nicht möglich, in das schöne, heitere, jugendliche Antlitz zu blicken, ohne eine Regung des Vergnügens zu empfinden, und Tom fühlte, wie die Thränen ihm in die Augen traten, indem er herzlich sagte:

„Gott segnen Mas'r!"

„Nun, ich hoffe, er wird's. Kannst Du mit Pferden umgehen, Tom?"

„Ich immer waren gewohnt zu Pferd. Mein Mas'r in Kentuck zogen Menge davon."

„So? gut; ich denke, ich werde Dich auf die Kalesche setzen, unter der Bedingung, daß Du nicht öfter als einmal die Woche betrunken bist, ausgenommen in dringenden Fällen."

Tom sah verwundert und beinahe verletzt aus und sagte:

„Ich niemal trinken, Mas'r."

„Die Geschichte habe ich schon früher gehört, Tom. Doch wir wollen sehen. Es wird Dir eine besondere Empfehlung seyn, wenn Du es nicht thust. Aber betrübe Dich nicht, mein Bursche," fügte er gutmüthig hinzu, da er bemerkte, daß Tom noch immer sehr ernst aussah, „ich zweifle nicht, daß Du guten Willen hast."

„Gewiß, Mas'r."

„Und Du wirst gerne bei uns seyn," sagte Eva. „Papa ist gegen Jedermann gut; nur will er immer über Alle lachen."

„Papa ist Dir sehr verbunden für diese Empfehlung," versetzte der junge Mann mit neckischer Miene, indem er sich umwandte und weiter ging.

Vierzehntes Kapitel.

Von Tom's neuem Herrn und verschiedenen andern Dingen.

Da das Leben unseres demüthigen Helden jetzt mit dem höherer Leute verflochten wird, ist es nöthig, diese kurz vorzuführen.

Augustin St. Clare war der Sohn eines reichen Pflanzers in Louisiana. Die Familie stammte aus Canada. Von zwei Brüdern, einander sehr ähnlich in Temperament und Charakter, hatte der Eine sich in einer blühenden Farm in Vermont niedergelassen und der Andere wurde ein reicher Pflanzer in Louisiana. Die Mutter Augustin's war eine hugenottische Französin, deren Familie nach Louisiana während der Zeit der ersten Niederlassung daselbst auswanderte. Augustin und sein Bruder waren die einzigen Kinder ihrer Eltern. Er hatte von seiner Mutter eine außerordentlich zarte Constitution geerbt und wurde daher auf den Rath der Aerzte während vieler Jahre seiner Kindheit der Sorge seines Onkels in Vermont übergeben, damit seine Constitution durch das gesündere Klima gekräftigt würde.

In der Kindheit zeichnete er sich durch eine sehr große Reizbarkeit des Charakters aus, welche sich mehr zu der weiblichen Milde, als zu der gewöhnlichen Härte seines eigenen Geschlechts neigte. Die Zeit überzog indeß diese Milde mit der rauhern Schale der Mannheit, und nur Wenige wußten, wie lebendig und frisch sie noch unter der härteren Rinde lag.

Er besaß ausgezeichnete Talente, obgleich er immer eine Vorliebe für das Ideelle und Aesthetische zeigte, und er hegte jenen Widerwillen gegen die wirkliche Thätigkeit des Lebens, welcher das gewöhnliche Resultat dieser Fähigkeiten ist. Bald nach Vollendung seines Cursus im Collegium wendete seine ganze Natur sich einer gewaltigen romantischen Leidenschaft zu. Seine Stunde kam, die Stunde, die nur einmal kommt; sein Stern stieg an dem Horizont empor, der Stern, der sich oft vergebens erhebt, um nur als ein Gegenstand der Träume in der Erinnerung zu leben; und er erhob sich für ihn vergeblich. Um deutlicher zu reden, er sah ein reizendes Mädchen in einem der nördlichen Staaten, gewann ihre Liebe und sie wurden verlobt. Er kehrte zurück, um die Vorkehrungen zu ihrer Verbindung zu treffen, als ganz unerwartet seine Briefe mit einer kurzen Zuschrift ihres Vormundes zurückkamen, welcher ihm meldete, noch ehe dies ihn erreicht hätte, würde die Dame die Frau eines Andern seyn. Dem Wahnsinn nahe, hoffte er vergeblich, wie Viele schon gethan haben, die ganze Sache durch einen verzweifelten Entschluß aus seinem Herzen zu reißen. Zu stolz, um zu bitten oder Erklärung zu suchen, warf er sich in einen Strudel moderner Gesellschaft und vierzehn Tage nach dem Empfange des verhängnißvollen Briefes war er der erwählte Liebhaber der herrschenden Schönheit der Saison, und sobald die Vorkehrungen getroffen werden konnten, wurde er der Mann einer zarten Gestalt, eines Paares dunkler Augen und eines Vermögens von hunderttausend Dollars; natürlich hielt ihn Jedermann für einen sehr glücklichen Menschen.

Das neuvermählte Paar genoß den Honigmond auf seiner prachtvollen Villa in der Nähe des Sees Pontchartrain, woselbst es einen glänzenden Zirkel von Freunden unterhielt. Eines Tages bekam St. Clare einen Brief von wohlbekannter Handschrift; er ward ihm gerade übergeben, als er in der vollen Fluth heiterer Unterhaltung in zahlreicher, froher Gesellschaft schwamm, und er wurde todtenblaß, da er die Schrift sah, bewahrte aber dennoch seine Fassung und endete den scherzenden Krieg und die Neckereien, welche er in dem Augenblick mit einer Dame, die seine Gegnerin war, betrieb. Kurz darauf wurde er in dem Kreise vermißt.

In seinem Zimmer und allein, öffnete und las er den Brief. Er kam von ihr und enthielt einen langen Bericht von einer Verfolgung, der sie von Seiten der Familie ihres Vormundes ausgesetzt war, um zu einer Heirath mit seinem Sohne gezwungen zu werden. Sie schrieb, wie seit langer Zeit seine Briefe ausgeblieben wären; wie sie immer wieder geschrieben hätte, bis sie ängstlich geworden und in ihr Zweifel aufgestiegen seyen; wie ihre Gesundheit unter ihrer Angst gelitten und wie sie endlich den ganzen Betrug entdeckt hätte, der ihnen Beiden gespielt worden wäre. Der Brief schloß, indem sie Hoffnung und Dank aussprach und ihre unwandelbare Liebe versicherte, die jetzt dem unglücklichen Manne bitterer war, als der Tod. Er schrieb ihr augenblicklich:

„Ich habe Ihren Brief erhalten — aber zu spät. Ich glaubte Alles, was ich hörte. Ich war in Verzweiflung. Nun bin ich verheirathet und Alles ist vorbei. Vergessen — das ist es allein, was uns Beiden zu thun bleibt."

So endete die ganze Romantik und das Ideal des Lebens für Augustin St. Clare. Aber die Wirklichkeit blieb — die Wirklichkeit, gleich dem nackten, schlammigen Boden der Ebbe, wenn die blauen Wogen der Fluth mit ihren fröhlich dahingleitenden, weiß beflügelten Booten, ihrer Musik der schlagenden Ruder und plätschernden Wellen zurückgetreten sind, — die öde, leere Wirklichkeit.

In einem Romane brechen die Herzen der Menschen, sie sterben, und das ist das Ende der Geschichte. Aber im wirklichen Leben sterben wir nicht, wenn auch für uns alles Das stirbt, was uns das Leben verschönert. Da gibt es einen höchst thätigen und wichtigen Kreislauf von essen, trinken, sich ankleiden, spazieren gehen, Besuche machen, sprechen, lesen, schreiben, kaufen, verkaufen und allem Dem, was man für gewöhnlich leben nennt, und welcher durchgemacht werden muß; und das blieb auch für Augustin.

Wäre nun seine Gattin eine ganze Frau gewesen, so hätte sie — wie Frauen dies vermögen — noch etwas thun können, um den zerrissenen Lebensfaden zu einem heitern Gewebe zu benutzen. Aber Marie St. Clare sah nicht einmal, daß er verletzt worden war. Wie schon erwähnt, bestand sie aus einer zarten Gestalt, einem Paar schöner Augen und hunderttausend Dollars; und keiner von diesen Artikeln war geeignet, ein krankes Gemüth zu heilen.

St. Clare bemerkte bald, daß eine reizende junge Frau, die als Mädchen nur dazu gelebt hatte, um Artigkeiten zu hören und sich bedienen zu lassen, im häuslichen Leben sehr lästig seyn könnte. Von ihrer frühesten Kindheit an war Marie mit Dienern umgeben gewesen, die nur ihre Launen studirten; ihr Vater, dessen einziges Kind sie war, versagte ihr nie etwas, das innerhalb der Grenzen menschlicher Möglichkeit lag, und als sie in das Leben trat, reizend, vollendet und als reiche Erbin, sah sie natürlich alle Wählbaren und Nichtwählbaren des andern Geschlechts seufzend zu ihren Füßen, und sie zweifelte nicht daran, daß Augustin ein außerordentlich glücklicher Mensch sey, weil er ihre Hand erhielt. Es ist ein großer Irrthum, wenn man glaubt, daß Frauen ohne Herz leicht zu befriedigende Gläubiger

bei dem Austausch von Gefühlen sind: es ist Niemand erbarmungsloser im Verlangen der Liebe von Andern, als ein selbstsüchtiges Weib, und je unliebenswürdiger sie ist, um so dringender fordert sie Liebe und Verehrung. Als daher St. Clare anfing, die kleinen Galanterieen und Aufmerksamkeiten zu unterlassen, welche die Gewohnheit den Hof zu machen mit sich bringt, fand er seine Sultanin keineswegs geneigt, ihren Sklaven seiner Dienste zu entheben: es gab Stürme, Klagen, Vorwürfe und Thränen.

Von Natur äußerst gutmüthig, war Augustin indeß immer zur Nachsicht geneigt, und als Marie Mutter einer Tochter wurde, wandte er Alles an, ihr jedmögliche Freude zu bereiten.

St. Clare's Mutter war eine Frau von ausgezeichneten Geistesgaben und seltener Reinheit des Charakters gewesen und er gab seiner Tochter den Namen seiner Mutter, um dadurch deren Bild sich zu erneuern. Seine Frau hatte dies mit ungestümer Eifersucht bemerkt und sah ihres Mannes hingebende Liebe für das Kind mit Argwohn und Unwillen; Alles, was demselben gewährt wurde, schien ihr eben so viel Entwendetes zu seyn.

Von der Zeit der Geburt dieses Kindes an nahm ihre Gesundheit allmählig ab. Ein Leben fortwährender Unthätigkeit, die Wirkungen der Langeweile und Unzufriedenheit, vereint mit der gewöhnlichen Schwäche, welche das Mutterwerden mit sich bringt, verwandelten im Laufe weniger Jahre die blühende Schöne in eine welke Frau, deren Zeit sich in eine Menge eingebildeter Krankheiten theilte und die sich selbst als die mißhandeltste Person von der Welt betrachtete. Da natürlich in Folge hiervon alle häuslichen Angelegenheiten den Händen der Diener überlassen waren, fand St. Clare seine Hauswirthschaft keineswegs angenehm. Sein einziges Kind war zart und schwächlich und er fürchtete, wenn sie Niemanden um sich hätte, der auf sie achtete, möchte ihre Gesundheit oder wohl gar ihr Leben als ein Opfer der Versäumniß ihrer Mutter fallen. Er hatte sie auf einer Reise nach Vermont mit sich genommen und seine Cousine Miß Ophelia St. Clare überredet, mit ihm nach seinem Aufenthalte zurückzukehren. Sie machten jetzt zusammen die Reise auf dem Boote, auf welchem wir sie den Lesern bereits vorgeführt haben. —

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

(**Der heilige Antonius, Generalfeldmarschall in Portugal.**) Um's Jahr 1706 waren die Portugiesen sehr verlegen, wen sie an die Spitze ihrer Truppen stellen sollten, da sie sehr richtig erkannt hatten, daß Portugal keinen Feldmarschall habe. Um diesem Uebelstande abzuhelfen, beschloß man den heiligen Antonius zum Feldherrn zu erwählen; allein auch dieses hatte seine Schwierigkeit, da nach der portugiesischen Verfassung jeder General von unten auf gedient haben mußte. Indessen unsre Portugiesen wußten sich zu helfen. Man zog der Statue des heiligen Antonius einen Soldatenrock an, den andern Tag eine Unteroffiziers- und den dritten eine Offiziers-Uniform u. s. w. So stieg er in Kurzem zum Generalfeldmarschall, für welches Amt ihm jedoch nur das mäßige Traktament von 150 Dukaten ausgesetzt wurde. Der heilige General wurde in einer Sänfte der Armee vorangetragen und diese folgte frohen Muthes, bis sie nach einigen Märschen, zwei Meilen unter Badajoz, auf den Herzog von Berwick stießen, welcher das andere Ufer des Guadiana eingenommen hatte und sie mit einigen Kanonenschüssen begrüßte. Sie schlugen indeß im Angesicht des Feindes ein Lager auf und dieser machte sich auf einen ernsthaften Kampf gefaßt. Wie wunderte sich aber der Herzog, als die Vorposten ihm berichteten, daß die Portugiesen das Lager verlassen und sich auf der Flucht befänden. Diese durch Nichts begründete Flucht war dem Herzog von Berwick aber so unbegreiflich, daß er einen Hinterhalt oder sonst eine List vermuthete. Um indeß seiner Sache gewiß zu seyn, beorderte er eine kleine Zahl Freiwilliger, welche über den Fluß setzen und sich bemühen sollten, einige Flüchtlinge einzuholen und zu Gefangenen zu machen. Dies glückte, und so erfuhr man, daß die erste Kanonenkugel dem heiligen Antonius den Kopf weggenommen hatte; da denn kein Halten gewesen, sondern Alles in größter Unordnung davon gelaufen wäre. — Indessen hat der Heilige seine Charge behalten, und der jedesmalige König bringt ihm jährlich in einem rothsammtnen Beutel seinen Gehalt und legt ihn in seiner Kapelle vor ihm hin.

Räthsel.

Es steiget aus der Erde Nacht
An's Licht hervor mit stiller Pracht;
In reger Lust beweget sich
Sein gold'nes Haupt ganz wonniglich;
Vom Wasser wird es umgetrieben
Und allgemach zu Staub zerrieben;
Ja manchen leckern Bissen schafft
Zuletzt aus ihm des Feuers Kraft.

Redaktion, Druck und Verlag von G. Ritter in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter für Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

Nro. 8. Dienstag, 18. Januar 1853.

Onkel Tom's Hütte.

(Fortsetzung.)

Während die fernen Thürme und Kuppeln von Neu-Orleans vor unsern Blicken aufsteigen, ist noch eben Zeit genug, Miß Ophelia einzuführen.

Wer in den Staaten von Neu-England gereist ist, wird sich erinnern, bei einem Dorfe jenes große und schöne Farmhaus mit seinem saubern, von dichtem Gebüsch des Zuckerahorns umgebenen Grasgarten gesehen zu haben; er wird sich an das über dem ganzen Orte ausgebreitete Wesen der fortwährenden, unwandelbaren Ruhe, der Ordnung und Stille erinnern, die er hier walten sah. Im Innern wird er geräumige, reine Zimmer bemerkt haben, wo nie etwas zu geschehen scheint, wo jeder Gegenstand für immer streng an seinem Platze steht und wo alle häuslichen Angelegenheiten mit der Pünktlichkeit der alten Wanduhr in der Ecke vor sich gehen. Keine Sklaven wird er gesehen haben, gewiß aber die Dame mit der schneeweißen Haube, welche jeden Nachmittag nähend unter ihren Mädchen saß, als ob niemals etwas Anderes gethan worden oder zu thun gewesen wäre — sie und die Letztern verrichteten alle Arbeit in längst vergessenen Stunden des Tages. In der saubern Küche schienen die Tische, die Stühle und die verschiedenen Kochgeschirre nie in Unordnung zu gerathen oder von dem Platze zu kommen, obgleich dort alle Tage regelmäßig drei Mahlzeiten eingenommen, obgleich dort die Wäschen des Hauses besorgt und viele Pfunde Butter und Käse auf schweigende, geheimnißvolle Weise dort bereitet werden.

Auf dieser Farm, in diesem Hause hatte Miß Ophelia eine Zeit von fünfundvierzig Jahren zugebracht, als ihr Cousin sie zum Besuche in sein Haus einlud. Die Aelteste einer zahlreichen Familie, wurde sie gleichwohl von ihrem Vater und ihrer Mutter noch als eins der „Kinder" betrachtet und der Vorschlag, daß sie mit nach Orleans gehen sollte, war ein wichtiges Ereigniß in dem Familienkreise.

Miß Ophelia steht jetzt in einem lichtbraunen Reiseanzuge vor uns, groß und hager; ihr Gesicht war etwas streng in seinem Ausdruck, die Lippen hatte sie zusammengepreßt, gleich denen einer Person, welche gewohnt ist, über alle Dinge ihre feste Ansicht zu haben, während ihre dunklen Augen einen forschenden Blick verriethen. Alle ihre Bewegungen waren scharf und entschieden, und obgleich sie nie viel sprach, so waren, wenn sie es that, ihre Worte doch immer bezeichnend und dem Zwecke entsprechend. In der Pünktlichkeit konnte man sie mit einer Uhr oder einer Maschine vergleichen; in ihren Gewohnheiten war sie die lebendige Personificirung der Ordnung, Methode und Genauigkeit, und Alles, was einen entgegengesetzten Charakter trug, haßte oder verabscheute sie. Menschen, die Nichts thaten, oder Das nicht genau, was sie thun wollten, oder die nicht den kürzesten Weg zur Erreichung Dessen einschlugen, womit sie ihre Hände beschäftigten, waren für sie Gegenstände der völligsten Geringschätzung, einer Geringschätzung, die sie kundgab durch ein sehr gewöhnliches und wichtiges Wort ihres Lexicons: „Unbeholfenheit."

Was die geistigen Fähigkeiten unserer Miß betraf, so hatte sie einen hellen, kräftigen Verstand, war belesen in der Geschichte und den ältern englischen Klassikern. Ihre theologischen Begriffe waren streng und nach den bestimmtesten Formen; gleich den Fächern ihres Getüchschrankes waren sie geordnet, und eben dies fand in Beziehung ihrer Ansichten von den meisten Sachen des praktischen Lebens statt. Als Unterlage Alles, des Höhern wie Tiefern, war dabei strenger Grundsatz die Gewissenhaftigkeit. Nirgends ist diese so vorherrschend und Alles überragend, wie bei den Frauen Neu-Englands; es ist die Granit-Formation, welche tief im Boden liegt und bis zu den Gipfeln der höchsten Berge aufsteigt.

Durchaus eine Sklavin des: „So soll es seyn!" und einmal überzeugt von dem „Pfade der Pflicht," wie sie es nannte, der in irgend einer gegebenen Richtung lag, — konnten Feuer und Wasser sie nicht

davon abbringen; sie wäre geradezu in einen Brunnen oder gegen die Mündung einer geladenen Kanone gegangen, wäre sie überzeugt gewesen, daß dorthin ihr Pfad führte.

Wie in aller Welt konnte nun Miß Ophelia mit Augustin St. Clare auskommen, dem heitern, unpünktlichen, unpraktischen, skeptischen Menschen, der mit nachlässiger Freiheit über ihre Gewohnheiten und Meinungen hinwegschritt?

Die Wahrheit zu sagen, so liebte sie ihn. Als er ein Knabe war, hatte sie ihn im Katechismus unterrichtet, seine Kleider ausgebessert, sein Haar gekämmt, überhaupt sich seiner angenommen und ihn auf den Weg zu bringen versucht, den er verfolgen sollte. Augustin fiel es daher nicht schwer, die für ihn eingenommene Cousine zu überreden, daß der „Pfad der Pflicht" in der Richtung nach Neu-Orleans läge und daß sie mit ihm gehen müßte, um für Eva Sorge zu tragen und Mancherlei während des steten Unwohlseyns seiner Frau vor Schiffbruch zu retten. Der Gedanke eines Haushalts, für den Niemand sorgte, durchdrang sogleich ihr Herz; dann liebte sie das holde kleine Mädchen, und obgleich sie ihren Cousin beinahe als einen Heiden betrachtete, hatte sie dennoch Nachsicht mit seinen Fehlern und zwar in einem Grade, den Alle, die sie kannten, für unglaublich hielten.

Als das Schiff anhielt, entstand das gewöhnliche Gewirr der Landung; Packträger und Aufwärter liefen zwanzigmal hin und her; Leute, die Angehörige ihrer Familien oder Bekannte erwarteten, Neugierige jeden Alters, wie auch Frauen, die ängstlich nach ihren Kindern riefen — kurz, Alles drängte sich in dichter Masse auf die Planken der Landungsbrücke.

Miß Ophelia stellte alle ihre Güter in militärischer Ordnung auf und schien entschlossen, sie bis auf's Aeußerste zu vertheidigen.

„Soll ich Ihren Koffer tragen, Mistreß?" — „Soll ich Ihre Bagage nehmen, Mad'm?" — „Darf ich Ihre Sachen tragen, Mylady?" — „Soll ich das forttragen, Misses?" stürmte es auf sie ein.

Sie stand mit grimmiger Haltung da, den Fuß auf eine Kiste gesetzt, ihren Pack Regen- und Sonnenschirme aufrecht, wie die Nadeln in einem Nadelkissen, in die Höhe haltend, und entgegnete jeder Person mit einer Entschlossenheit, die hinreichend war, selbst einen Ballenträger zurückzuschrecken, während sie sich gleichzeitig verwunderten Blickes an Eva wendete mit den Aeußerungen: an was in aller Welt ihr Papa nur denken möchte; er würde doch nicht etwa über Bord gefallen seyn; jedenfalls müßte sich irgend was zugetragen haben. Und gerade als sie wirklich besorgt zu werden anfing, kam er herbei in seiner gewöhnlichen Nachlässigkeit und gab Eva ein Viertel von der Orange, die er aß, indem er sagte:

„Nun, liebe Cousine, ich denke, Sie sind bereit?"

„Ich bin schon fast seit einer Stunde bereit und habe gewartet," erwiederte die Miß; „ich fing wirklich an, Ihretwegen beunruhigt zu werden."

„So? das ist schön," versetzte St. Clare. „Nun gut, der Wagen wartet und die Menge hat sich verlaufen, so daß man jetzt auf anständige Weise vorwärts gehen kann, ohne gestoßen und geschuppt zu werden." — Dann sagte er zu einem Manne, der hinter ihm stand: „Nehmt diese Sachen."

„Ich will sehen, daß sie aufgeladen werden," sagte Miß Ophelia.

„Ach, Cousine, wozu das?" warf der junge Mann ein.

„Nun, jedenfalls werde ich dies hintragen, und auch dies hier und das da," entgegegnete die Cousine, indem sie ein paar Kästchen und eine Schachtel auswählte.

„Meine theure Cousine, gewiß, Sie dürfen keine Berge aufladen, Sie müssen wenigstens einen Theil der südlichen Grundsätze annehmen und sich nicht mit all der Last bepacken. Man würde Sie ja für ein Aufwartemädchen halten; geben Sie die Sachen dem Burschen da, der wird sie forttragen, als ob's Eier wären."

Miß Ophelia sah verzweiflungsvoll aus, als ihr Cousin ihr all ihre Schätze abnahm, und war hocherfreut, als sie sich endlich in dem Wagen und Alles wohl verwahrt um sich her erblickte.

„Wo ist denn Tom, Papa?"

„Außen, Kind. Ich werde ihn der Mutter als ein Friedensband bieten, um den betrunkenen Schurken zu ersetzen, der unlängst den Wagen umwarf.

Der Wagen hielt vor einem alterthümlichen Hause, welches ganz in dem so sonderbaren Gemisch altspanischen Styl erbaut war, von dem man in einigen Theilen von Neu-Orleans Beispiele findet. Es war in maurischem Geschmacke aufgeführt und bildete ein Quadrat von Gebäuden, die einen Hof umschlossen, in den der Wagen durch einen gewölbten Thorweg fuhr. Der Hof gewährte ein malerisches Bild. Hohe Gallerieen liefen rings um die vier Seiten mit maurischen Bogen, schlanken Säulen, Arabeskenverzierungen, welche den Geist wie in einem Traume zurück in die Herrschaft der orientalischen Romantik in Spanien führten. Auf der Mitte des Hofes trieb ein Springbrunnen seinen silberhellen Strahl in die Höhe, dessen nie endender Regen in ein Marmorbecken fiel, welches mit einem blumigen Rasen eingefaßt war. Das Wasser in dem Springbrunnen, hell wie Krystall, wurde belebt durch eine Menge von Gold- und Silberfischen, welche es gleich lebendigen Juwelen durchblitzten. Zwei große Orangen-

bäume an dem Brunnen verbreiteten einen köstlichen Schatten und rings auf dem Rasen standen marmorne Vasen, welche die auserlesensten tropischen Pflanzen enthielten. Dies Alles umfing ein Weg, mit netten Kieselsteinen belegt, welcher gleichfalls ringsum mit Blumenvasen umstellt war; dunkelblätterige Granatbäume mit ihren feuerfarbigen Blüthen, indischer Jasmin mit seinen silbernen Sternen, Geranium und Theerosen vereinten ihre Blüthen und Wohlgerüche, während hie und da ein mystischer Cactus mit seinen eigenthümlichen dicken Blättern gleich einem alten Zauberer als Wächter auf die zärteren und vergänglicheren Blumen herabzublicken schien. Der Anblick des ganzen Ortes war glänzend und romantisch.

Als der Wagen in den Hof fuhr, glich Eva einem Vogel, der im Begriff steht, aus dem Käfig mit größtem Entzücken zu entfliehen.

„Ach, Tante, ist sie nicht freundlich und schön, meine liebe Heimath?" sagte sie zu Miß Ophelia.

„Es ist ein hübscher Ort," erwiederte diese, indem sie ausstieg, „obgleich er ziemlich alt und heidnisch aussieht."

Tom sprang vom Wagen herab und blickte mit einem Wesen stiller Freude umher. Der Neger ist, wie man sich erinnern muß, eine exotische Pflanze aus den üppigsten Theilen der Welt, und tief in seinem Innern ruht eine Leidenschaft für Alles, was glänzend, reich, phantastisch ist — eine Leidenschaft, welche dem kältern und geordneten Geschmacke des weißen Geschlechts oft lächerlich erscheint.

St. Clare, der in seinem Herzen eine poetische Wollust empfand, lächelte, als Miß Ophelia ihre Bemerkung machte, und sich zu Tom wendend, der mit freudigem Blicke umhersah, sagte er:

„Nun, Tom, mein Bursche, hier scheint es Dir zu gefallen?"

„Ja, Mas'r," erwiederte Tom, „es aussehen wie recht Ding aussehen sollen."

Während dessen war eine Menge von Dienern jeden Alters und jeder Größe durch die obern und untern Gallerieen herbeigeeilt, um Mas'rs Ankunft zu sehen und abladen zu helfen.

An der Spitze von Allen war ein hochgewachsener junger Mulatte, offenbar eine ausgezeichnete Person, nach der allerneuesten Mode angezogen und ein wohlriechendes Taschentuch in seiner Hand schwingend.

Diese Person war eifrig und mit großer Hast beschäftigt, die ganze Heerde der Dienerschaft zu dem andern Ende der Veranda zu treiben.

„Zurück da Ihr all! Ich schämen mich Euer!" sagte er in dem Tone der Autorität. „Möchten wol unsers Mas'r häuslich Verbindung stören gleich zu Anfang bei sein Rückkehr!"

Alle drängten sich bei dieser eleganten Rede in ehrerbietiger Entfernung zusammen, mit Ausnahme zweier kräftiger Träger, welche näher traten und das Gepäcke fortzutragen anfingen.

Dank Meister Adolf's systematischer Anordnung, war, als St. Clare sich nach der Bezahlung des Kutschers umdrehte, Niemand zu sehen, wie Ersterer selbst, hervorragend in seiner Atlasweste, seiner goldenen Kette, seinen hellfarbigen Pantalons und sich mit unaussprechlicher Anmuth verneigend.

„Ah, Du bist's, Adolf!" sagte sein Herr, indem er ihm die Hand reichte. „Wie geht's, Junge?" Worauf dieser mit großer Geläufigkeit eine extemporirte Rede hielt, auf die er sich seit länger als vierzehn Tagen mit der größten Sorgfalt vorbereitet hatte.

„Gut, gut," sagte St. Clare, mit seinem gewöhnlichen Wesen nachlässigen Spottes weiter gehend, „recht gut ersonnen. Sorge dafür, daß die Bagage untergebracht wird. Ich komme in einer Minute zu den Leuten," und mit diesen Worten führte er Miß Ophelia zu dem großen Wohnzimmer, das auf die Veranda ging.

Unterdessen war Eva zu einem kleinen Boudoir geflogen, das sich ebenfalls auf die Veranda öffnete.

Eine schlanke, dunkeläugige, blaßgelbe Frau stand hier von einem Polster auf, worauf sie geruht hatte.

„Mama!" rief Eva in einer Art von Entzücken, indem sie sich ihr an den Hals warf und sie wieder und wieder umarmte.

„Genug, Kind! — Nimm Dich in Acht — Du wirst mir Kopfweh bereiten!" sagte die Mutter, es küssend.

St. Clare trat ein, umarmte seine Frau nach ächter ehemännischer Weise und stellte ihr dann seine Cousine vor.

Marie richtete ihre großen Augen auf die Miß mit dem Ausdrucke einiger Neugier und empfing sie dann mit einiger Höflichkeit.

Ein Haufe von Dienern drängte sich jetzt zu der Eingangsthür und unter diesen stand eine Mulattin von mittlerem Alter und ordentlichem Aussehen zuvörderst, bebend vor Erwartung und Freude.

„Ach, da ist Mammy!" rief Eva, indem sie durch das Gemach flog, sich ihr in die Arme warf und sie wiederholt küßte.

Diese Frau sagte nicht, daß sie ihr Kopfweh bereiten würde, sondern herzte sie im Gegentheil, lachte und geberdete sich, daß ihr Verstand ziemlich zweifelhaft wurde.

Als Eva von ihr befreit war, rannte sie von Einem zum Andern, händeschüttelnd und küssend auf eine Weise, welche Miß Ophelia, wie sie nachher erklärte, beinahe übel machte.

St. Clare trat jetzt auch in den Gang.

„Hallo! heda! was gibt's hier?" rief er. „Herbei, Ihr Alle — Mammy, Jimmy, Polly, Suky, seyd wohl erfreut, Mas'r zu sehen?" Und händedrückend wandte er sich, herzlich lachend, gegen Alle. „Trete ich auf irgend Einen?" sagte er plötzlich, indem er beinahe über einen kleinen Kerl gestrauchelt wäre, der auf allen Vieren krabbelte.

Es gab übermäßiges Gelächter und viele Segenswünsche für Mas'r, als St. Clare hierauf kleine Geldstücke unter sie vertheilte.

„So, jetzt geht wie gute Burschen und Mädchen," sagte er, und die ganze Versammlung, dunkel und hell, verschwand aus dem Gange, gefolgt von Eva, die eine mächtige Schachtel trug, welche sie auf der Heimreise mit Naschwerk, Bändern, Schnüren und dergleichen gefüllt hatte.

Als St. Clare über den Gang schritt, gewahrte er Tom auf der Gallerie stehend, während Adolf nachläßig an der Brüstung lehnte und den neuen Ankömmling durch einen Operngucker mit einem Wesen betrachtete, das jedem Dandy Ehre gemacht haben würde.

„Affe!" sagte sein Herr, indem er ihm das Opernglas niederdrückte — „behandelst Du so Deine Gefährten? Mir scheint, Dolf," fuhr er fort, indem er seine Finger auf die noble Atlasweste legte, mit welcher sich dieser herausthat — „mir scheint, das ist meine Weste."

„Ach, Mas'r, diese Weste ganz fleckig von Wein! Natürlich, ein Gentl'män von Mas'rs Stand nie tragen solche West. Ich dachten zu nehmen sie weg. Passen wol recht für Niggerbursch, wie ich."

Und Adolf richtete den Kopf auf und fuhr voll Anmuth mit den Fingern durch sein pomadisirtes Haar.

„So, das ist's also?" sagte St. Clare versöhnt. „Nun gut, ich will jetzt Tom hier seiner Herrin zeigen und dann nimmst Du ihn mit in die Küche; und merke Dir, daß Du ihm nichts von Deinem hochmüthigen Wesen zeigst — er ist zwei solcher Affen, wie Du bist, werth."

„Mas'r immer wollen haben sein Spaß," sagte Adolf schmunzelnd; „ich mich fast nicht kennen vor Freud, Mas'r zu sehen in solch Stimmung."

„Komm, Tom," sagte St. Clare, indem er ihm winkte.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

(Ein Götzentempel in der nordamerikanischen Union.) Anfangs November v. J. haben die Chinesen in San Francisco ihrem Götzen einen Tempel eingeweiht. Auf der Ostspitze wehte die carmoisinrothe Fahne China's. Gegen 9 Uhr Morgens begann die Feier mit Abbrennung eines großen Feuerwerks. Zwei häßliche Götzenbilder wurden an den Stufen des Tempels aufgestellt, worauf alle Chinesen in feierlicher Procession unter tollem Schießen ihren Einzug in den Tempel hielten, welcher einen viereckigen Hof bildet, zu dessen Seiten die Wohnungen der Priester liegen. Dem Eingange gegenüber war eine Bühne errichtet, auf welcher sich die Priester und ein Orchester befanden, dessen Lärm nur chinesische Ohren widerstehen können. Die Priester, reich in Seide gekleidet, traten zwei und zwei vor den Altar mit vielen Ceremonien, hielten ein Gebet, in welches von Zeit zu Zeit die ganze Schaar hineinplärrte, worauf eine kleine Puppe sichtbar wurde, die des Tempels Gottheit ist. Der Oberpriester richtete an dieselbe eine Rede, und in wildem Tanze unter der Musik Höllenlärm rasten jetzt Alle um den Altar. Nachdem die „heiligen Tafeln" aufgehängt und der Oberpriester wieder ein Gebet gesprochen, fing die Musik nochmals an, Feuerwerke prasselten, Schüsse knatterten und beendigt war die Feier und Alles jagte zum Tempel hinaus.

(Der Bär mit der Theemaschine.) In Kamtschatka sind die Bären noch so häufig und dreist, daß sie im Winter selbst in die Straßen von Peter-Paul hineinkommen. Vor ein paar Jahren kam einer gar in ein Haus, dessen Thür offen war. Eben stand der Thee auf der Maschine in der Hausflur. Petz war neugierig und beroch die Maschine. Sie war heiß, und er verbrannte sich derb die Nase. Darüber ergrimmt, ließ er seine ganze Wuth an ihr aus, faßte sie mit den Vordertatzen, drückte sie gegen die Brust und verbrannte sich nun noch mehr, daß sein Gebrüll das ganze Haus rege machte. Es dauerte nicht lange, so erlegte man ihn mit einigen Flintenschüssen. Allein seitdem ist daselbst ein neues Sprichwort entstanden. Wenn sich Jemand durch seine Heftigkeit Schaden thut, sagt man von ihm: „Er ist ein Bär mit der Theemaschine."

Ein Witzbold sagte von einem Theaterdichter, dessen Stücke immer ausgetrommelt wurden: er müsse seine Haut an Schwerhörige verhandeln, da sie schon ganz und gar ein Trommelfell seyn müßte.

Ein Mann mit scharfer Zunge wurde gefragt, wie er allein es mit einer Menge Feinde aufnehmen könne? „Ei," sagte er, „ich umzüngle sie."

Auflösung des Räthsels in Nro. 8:
Getreide.

Redaktion, Druck und Verlag von G. Ritter in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

Nro. 9. Freitag, 21. Januar 1853.

Onkel Tom's Hütte.

(Fortsetzung.)

Tom trat in das Zimmer. Er sah ängstlich auf die Sammetteppiche und die vorher noch nie gesehene Pracht der Spiegel, Gemälde, Vorhänge, und gleich der Königin von Saba vor Salomon, schien der Geist aus ihm entwichen zu seyn. Er sah vom Kopf bis zu den Füßen erschrocken aus.

„Sieh, Marie," sagte St. Clare zu seiner Frau, „ich habe Dir einen Kutscher mitgebracht. Ich sage Dir, er ist ein regelmäßiges Stück Schwärze und ein Muster der Nüchternheit, er fährt Dich wie zu einem Leichenbegängniß, wenn Du es verlangst. Oeffne die Augen und sieh ihn Dir an. Jetzt sage noch, daß ich niemals an Dich denke, wenn ich fort von Dir bin."

Marie öffnete die Augen und richtete sie, ohne aufzustehen, auf Tom.

„Ich weiß, er wird sich doch betrinken," sagte sie endlich.

„Nein, er ist mir als ein durchaus nüchterner und frommer Artikel verbürgt," entgegnete der junge Mann.

„Nun gut, ich hoffe, daß es so seyn wird," versetzte die Lady.

„Dolf," sagte St. Clare zu dem vor der Thüre wartenden Diener, „bringe Tom jetzt hinunter in die Küche; aber denke an das, was ich Dir gesagt habe," fügte er hinzu.

Adolf trippelte anmuthig voraus und Tom folgte ihm mit schwerfälligen Tritten über den Gang und die Treppe hinab.

„Er ist ein vollständiges Nilpferd!" sagte die Lady, nachdem ihr Gatte die Zimmerthüre wieder zugemacht hatte.

„Komm, Marie," begann St. Clare, indem er auf einem Stuhl neben ihrem Sopha Platz nahm, „sey anmuthig und sage einem Menschenkind etwas Freundliches."

„Du bist vierzehn Tage über die Zeit geblieben," versetzte sie schmollend.

„Ich schrieb Dir ja die Ursache."

„Solch ein kurzer, kalter Brief!"

„Liebe, die Post ging eben und ich konnte Dir nur das schreiben oder nicht."

„So ist es immer," entgegnete die Lady; „immer etwas, das Deine Abwesenheit lang und Deine Briefe kurz macht."

„Sieh hier," sagte er, ein elegantes Sammtkästchen aus seiner Tasche ziehend und es öffnend; „hier ist ein Geschenk, das ich durch einen Künstler für Dich ausführen ließ."

Es war ein Daguerreotyp, welches Eva und ihren Vater Hand in Hand sitzend darstellte.

Marie sah es mit unzufriedenem Wesen an; dann sagte sie:

„Wie habt Ihr nur in solch widerlicher Stellung sitzen können!"

„Nun, die Stellung mag eine Sache der Ansicht seyn," erwiederte St. Clare; „aber was meinst Du zu der Aehnlichkeit?"

„Achtest Du meine Meinung in der einen Sache nicht, so wirst Du es wohl auch in der andern nicht thun," versetzte die Lady schmollend, indem sie das Bild schloß.

„Hole der Henker die Weiber!" sagte St. Clare bei sich selbst, und laut fügte er hinzu: „Nun sage, Marie, wie findest Du die Aehnlichkeit? Sey jetzt nicht eigensinnig!"

„Es ist sehr unvernünftig von Dir, Augustin," entgegnete die Schmollende, „darauf zu bestehen, daß ich über derartige Dinge sprechen und sie partout ansehen soll. Ich habe den ganzen Tag an Kopfschmerz gelitten und seit Deiner Rückkehr herrscht ein solcher Lärm im ganzen Hause, daß ich halb todt bin."

„Sie sind dem Kopfschmerz unterworfen, Mad'm?" sagte jetzt Miß Ophelia, indem sie sich plötzlich aus den Tiefen eines großen Armstuhls erhob, in welchem sie seither still gesessen hatte, ein Inventarium des

Meublements im Zimmer aufnehmend und dessen Kosten berechnend.

„Ja, ich bin eine Märtyrerin desselben," erwiederte die Lady.

„Wachholderbeeren-Thee ist gut für den Kopfschmerz," sagte Miß Ophelia; „wenigstens pflegte Auguste, die Frau des Diakons Abraham Perry, das zu sagen, und die war eine große Krankenwärterin."

„Ich werde die ersten Wachholderbeeren, die in unserm Garten am See reif werden, hereinbringen," sagte St. Clare, indem er die Glocke zog; „inzwischen, Cousine, werden Sie das Bedürfniß fühlen, sich auf Ihr Zimmer zurückzuziehen und sich etwas zu erfrischen."

Der Diener Adolf erschien sogleich auf das gegebene Zeichen.

„Dolf," gebot ihm sein Herr, „sage Mammy, sie solle kommen."

Die Mulattin, welche Eva so lebhaft geliebkost hatte, trat bald darauf ein. Sie war nett gekleidet; ihre Kopfbedeckung bestand in einem roth und gelben Turban.

„Mammy," sagte St. Clare, „ich stelle diese Lady unter Deine Obhut; sie ist ermüdet und bedarf der Ruhe. Führe sie auf ihr Zimmer und sorge für ihre Bequemlichkeit."

Und Miß Ophelia verschwand nach einer Verbeugung, der Dienerin folgend.

Fünfzehntes Kapitel.

Tom's Herrin und ihre Ansichten.

„Und nun, Marie," sagte St. Clare, „brechen Deine goldenen Tage an. Hier ist unsere praktische, thäthige Cousine aus Neu-England, welche Dir die ganze Haushaltungslast von den Schultern nehmen und Dir die Zeit gewähren will, Dich zu erholen und wieder jung und hübsch zu werden. Die Ceremonie der Schlüsselübergabe fände am besten sogleich statt."

Diese Bemerkung wurde an dem Frühstückstische, am andern Morgen nach Miß Ophelia's Ankunft, gemacht.

„Sie ist gewiß willkommen!" sagte Marie, indem sie ihren Kopf schmachtend auf die Hand stützte. — „Eines aber wird sie hier finden, das ihr vielleicht ungewohnt vorkommen mag: daß wir Hausherrinnen und Sklavinnen zugleich sind."

„O gewiß, das wird sie entdecken und eine Welt von gesunden Wahrheiten daneben — zweifle nicht daran," versetzte St. Clare.

„Spreche mir Einer davon, daß wir Sklaven zu unserer Annehmlichkeit halten!" warf die Lady ein. „Ich bin überzeugt, zögen wir die zu Rathe, so ließen wir sie Alle auf einmal frei."

Evangeline richtete ihre großen, tiefblauen Augen auf das Gesicht ihrer Mutter mit einem Ausdruck des Staunens und fragte einfach:

„Wozu hältst Du sie denn, Mama?"

„Ich weiß nicht anders, als zu meiner Qual; sie sind die Marter meines Lebens. Ich glaube, meine Kränklichkeit wird mehr durch sie veranlaßt, als durch irgend etwas Anderes, und unsere sind die schlimmsten, mit denen je ein Mensch geplagt wurde."

„Ei, Marie, Du bist heute Morgen sehr übler Laune," sagte St. Clare; „Du weißt wohl, daß dem nicht so ist. Da ist Mammy, das beste Geschöpf, das da lebt; — was könntest Du ohne sie anfangen?"

„Mammy ist die Beste, die ich je gekannt habe," erwiederte Marie, „und doch ist sie selbstsüchtig — furchtbar selbstsüchtig; das ist der Fehler der ganzen Race."

„Selbstsucht ist wirklich ein großer Fehler," meinte St. Clare.

„Nun," sagte Marie, „ich denke doch, es ist von Mammy sehr selbstsüchtig, des Nachts einen so gesunden Schlaf zu haben; sie weiß, daß ich beinahe stündlich kleine Aufmerksamkeiten brauche, wenn es schlimm mit mir geht, und doch ist sie so schwer zu erwecken. — Heute Morgen geht's mit mir viel schlechter, blos wegen der Anstrengung, die ich vergangene Nacht machen mußte, um sie aus ihrem tiefen Schlafe zu erwecken."

„Hat sie nicht kürzlich viele Nächte bei Dir gewacht, Mama?" sagte Eva.

„Woher weißt Du das?" fragte die Mutter forschend. „Sie hat sich wohl darüber beklagt, vermuthe ich."

„Sie hat sich nicht beklagt; sie sagte mir nur, was für böse Nächte Du gehabt hättest — so viele hinter einander."

„Weßhalb läßt Du nicht Jane oder Rosa ihren Platz für ein paar Nächte einnehmen und sie ausruhen?" sagte St. Clare.

„Wie kannst Du mir nur so etwas zumuthen?" entgegnete Marie. „Augustin, Du bist wirklich sehr rücksichtslos! So nervös, wie ich bin, stört mich der leiseste Athemzug, und eine fremde Hand würde mich völlig rasend machen. Wenn Mammy für mich die Theilnahme fühlte, die sie fühlen sollte, so würde sie leichter erwachen. Ich habe von Leuten gehört, die solche ergebene Diener hatten; aber mein Loos war das nie."

Und Marie seufzte schwer.

Miß Ophelia hörte dies Gespräch beobachtend und ernst an, indem sie ihre Lippen fest zusammengepreßt

hielt, als wäre sie entschlossen, ihre Lage erst genau zu prüfen, bevor sie sich äußerte.

„Ja, Mammy hat ein selbstsüchtiges Gemüth," fuhr die Lady fort; „nie hört sie auf, um ihren Mann zu klagen. Als ich mich verheirathete und hierher zog, nahm ich sie mit; ihren Mann, ein Schmied, konnte mein Vater nicht entbehren, und ich dachte und sagte damals, Mammy und er thäten besser, einander aufzugeben, da es nicht leicht passend für sie seyn könnte, jemals wieder zusammen zu leben. Ich wünschte jetzt, ich hätte damals darauf bestanden und Mammy mit irgend einem Andern verheirathet; aber ich war thöricht genug und ließ sie gewähren. Mammy hat überhaupt in gewissen Dingen eine Hartnäckigkeit, die Niemand besser an ihr weiß, als ich."

„Hat sie Kinder?" fragte jetzt Miß Ophelia.

„Ja, zwei."

„Ich glaube, da wird sie die Trennung von ihnen fühlen."

„Nun natürlich konnte ich sie nicht mitnehmen. Sie waren kleine schmutzige Dinger — ich konnte sie nicht um mich haben und überdies hätten sie ihr zu viel Zeit hinweggenommen; aber ich glaube, Mammy hat deßhalb immer eine Art Tücke behalten. Sie wollte keinen andern Mann nehmen und ich glaube, obgleich sie weiß, wie nothwendig sie mir ist und wie schwach meine Gesundheit, so würde sie doch morgen zu ihrem Mann zurückkehren, wenn sie nur könnte. Ja wirklich, selbst die Besten von ihnen sind von solcher Selbstsucht befangen."

„Es ist traurig, wenn man daran denkt," sagte St. Clare ironisch.

Miß Ophelia blickte ihn scharf an und sah den Ausdruck des unterdrückten Unmuthes in dem sarkastischen Lächeln, das seine Lippen umspielte, nachdem er gesprochen hatte.

„Mammy ist immer mein Aerger gewesen," fuhr die Lady immer wieder fort; „wenn man einen Blick in ihren Kleiderschrank wirft — Anzüge von Seide und Mousseline, sogar ein ächtes Cambric-Kleid hat sie da hängen. Sie weiß nicht, wie gut sie es hat; jeden Tag hat sie ihren starken Kaffee mit Zucker oder ihren grünen Thee, und in ihrem ganzen Leben wurde sie nur einige Male gepeitscht. Aber St. Clare will selbst unten hohes Leben haben, und daher leben Alle gerade so, wie es ihnen gefällt. Thatsache ist, daß unsere Sklaven viel zu nachsichtig behandelt werden, und ich denke, es ist zum großen Theil unsere Schuld, daß sie so selbstsüchtig sind; aber ich habe so lange zu St. Clare darüber gesprochen, bis ich es endlich überdrüssig geworden bin."

Dieser schien es gleichfalls überdrüssig zu seyn, denn er nahm ein Zeitungsblatt zur Hand und begann zu lesen.

Eva, die reizende Eva, hatte ihrer Mutter mit jenem Ausdruck tiefen und mystischen Ernstes zugehört, welcher ihr eigen war. Sie ging langsam um den Stuhl derselben und schlang ihre Arme um deren Hals.

„Nun, Eva, was gibt's?" sagte ihre Mutter.

„Mama, könnte ich eine Nacht bei Dir wachen, nur eine — ich weiß, ich würde Dich nicht nervös machen und gewiß nicht schlafen; ich liege oft des Nachts wachend und denke."

„Unsinn, Kind, Unsinn!" entgegnete die Mutter. „Du bist ein sehr sonderbares Kind!"

„Darf ich, Mama?" bat Eva, dann fügte sie schüchtern hinzu: „Mammy ist nicht wohl. Sie sagte mir, ihr Kopf thäte ihr schon so lange so weh."

„Ja, das ist gerade eine von Mammy's Einbildungen!" versetzte die Lady. „Sie macht ein gewaltiges Aufheben von jedem bischen Kopfschmerz; es wäre nicht gut, sie darin noch zu bestärken — niemals!"

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

(Ein Stierkampf.) Im Jahre 1792 wurden bei einem Feste zu Lissabon auch Stierkämpfe angeordnet. Ein Neger hatte wenige Tage vorher zum ersten Male in seinem Leben einem derselben zugesehen und machte sich verbindlich, das wüthendste und furchtbarste dieser Thiere eher zu ermüden, als zu tödten; überdies wollte er, während des ganzen Kampfes, nur einen Dolch als Waffe haben, den er erst zum Schluß benutzen würde. Allgemeines Gelächter erfolgte auf diesen Vorschlag, man gestattete aber den Versuch, um nur das Vergnügen zu genießen, einen Neger von einem wüthenden Stiere todtstampfen zu sehen. Der Schwarze erschien in der Arena und verneigte sich gegen die Zuschauer, die ihm durch Zischen und Verwünschungen antworteten. Als man den Stier einließ, versuchte der Neger erst dessen Aufmerksamkeit durch Zusammenschlagen der Hände und nachahmendes Gebrüll auf sich zu ziehen. Dies glückte ihm auch vortrefflich, und das schnell wüthend gemachte Thier rannte mehrmals auf ihn los. Nachdem er die Anwesenden so eine Zeit lang unterhalten hatte, empfing er den vollen Anlauf des Stiers auf seiner Brust, wand die Arme um dessen Hörner, und, indem er sich überschlug, saß er im Nu auf des Thieres Rücken, das mit verzweifelten Sätzen hin und her sprang. So sehr nun aber vorher das Publikum gegen ihn gestimmt war, so sehr ward es jetzt für ihn eingenommen, und von allen Seiten ertönten nur Vivas und Bravos. Der Stier, wie der Neger versprochen hatte, ermüdete; viele Stimmen

begannen schon „Genug!“ zu rufen, und der Sieger streckte seinen Gegner mit einem einzigen Dolchstoß zu Boden und sprang von seinem Sitze herab. Jetzt regnete ein dichter Goldhagel in die Arena, und Einer überbot den Andern an Freigebigkeit. Der Neger aber, der vor dem Stiere saß, hatte eine Hand ruhig über eines von dessen Hörnern gelegt, und schien nicht zu wissen, was um ihn vorging. Plötzlich sprang das todtgeglaubte Thier von Neuem, und zum letzten Male, auf! — Es zeigte sein Ende an — aber auch das des kühnen Siegers, denn mit von dem Horne, worauf des Negers Hand gelegen, durchbohrtem Herzen sank er neben dem hinstürzenden Thiere nieder.

(Dankbarkeit.) In der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts wanderte ein Maronit in Podolien ein. Den weiten Weg durch die ganze Türkei hatte er sich von Almosen genährt, die er mit heilsamen Kräutern bezahlte. Podolien war indeß nicht das Ziel seiner Wanderung; allein die Umstände machten es dazu. Zur Zeit seiner Ankunft herrschten viele Krankheiten, die er sehr glücklich behandelte, so daß er von Hohen und Niedern gesucht wurde und sich endlich auf vieles Bitten dortzubleiben entschloß. Er hatte auch für's Erste keinen Grund, solches zu bereuen, denn er erwarb ein ansehnliches Vermögen und lernte eine junge und liebenswürdige, dabei auch sehr reiche Dame kennen, die ihn mit ihrer Hand beglückte. Sein Glück sollte indeß nur wenige Jahre dauern. Die Pest brach aus, es war im Jahre 1770, und Alles eilte zum Maroniten, der, eingedenk seiner eigenen Rettung, das Mögliche that, den Kranken Hilfe zu bringen. Nichts desto weniger war sein Bemühen häufig vergebens, und so glaubte man, daß er die Menschen vergifte, und beschloß, ihn unschädlich zu machen. Eines Morgens geht unser Naturarzt, wie gewöhnlich, mit Kräutern zu den Kranken; da tritt ihm plötzlich Jemand mit den Worten in den Weg: „Halt, Du sollst uns die Krankheit heben; aber auf eine andere Weise! Laß dir die Augen verbinden!“ Man setzt nun den Mann mit verbundenen Augen auf einen Wagen, ein Faß mit Oel neben ihn, und eine Menge von Menschen folgte ihm zur Stadt hinaus. Hier war ein großer Scheiterhaufen errichtet, das Faß mit Oel wurde hinaufgestellt, der Arzt hineingesteckt und der Scheiterhaufen angezündet.

(Wort halten.) Als Ludwig der Vierzehnte Dünkirchen von den Engländern für fünf Millionen kaufte, stand auch unter den Vertragsartikeln: „Keine Citadelle, kein Thurm darf bleiben wenn sie höher sind als die Häuser.“ Ludwig wollte nun doch einen sehr hohen Thurm gern erhalten, weil er zu Signalen für Schiffe dienlich war, und an heitern Tagen dort die englische Küste erblickt werden konnte. Er gebot daher, auf diesen Thurm ein kleines Haus zu bauen. Als nun die Engländer auf die Erfüllung der Vertragsclausel drangen, zeigte man ihnen das neue Häuschen. Man hatte so nicht Wort — und doch Wort gehalten.

(Die Handschuhe der Herrn jetzt und sonst.) Jeder Elegant trägt Handschuhe und sollte er sie auch in, statt auf den Händen tragen. Einst gab es aber eine Zeit, wo ein Modeherr keine Handschuhe tragen durfte. Unter Ludwig dem Vierzehnten waren sie nur beim Reiten und auf der Jagd erlaubt. Stieg der Reiter ab und führte das Pferd nur in den Stall, ohne die Handschuh auszuziehen, so brachte der Stallknecht sogleich einige Blumen, die mit einem Geschenk bezahlt werden mußten. Das Auslachen kam noch obenein in den Kauf. — War der Hirsch erlegt und der Waidmann vergaß beim Todesröcheln des edlen Thieres die Handschuh auszuziehen, so stand gleich ein Rüdenknecht mit einem Stück Bruch (d. h. einem Zweige) da, ihn an die Sitte zu erinnern und das Trinkgeld dafür unter dem Lachen aller Jagdgenossen in Empfang zu nehmen.

Ein Herr geht zu einem Bader, um sich rasiren zu lassen — läßt sich aber auch hiebei die Haare ein wenig stutzen. Der Barbier beginnt während seiner Funktion eine lange Geschichte zu erzählen. Der Herr, dessen müde, fällt ihm in die Rede: „Nur kürzer!“ — Der Barbier bezieht diese Mahnung auf die Abkürzung der Haare und befolgt das letztere, fährt aber in seiner langweiligen Erzählung wieder fort. Der Herr ruft erbittert: „Nur kürzer!“ — Der Barbier thut das Möglichste, — bis endlich der Spiegel dem Herrn das incurable Mißverständniß zu allem Schrecken aufklärte.

„Ich möchte die N. N. wohl heirathen, aber ich zweifle an ihrer Treue; es kommt mir vor als bliebe sie Keinem treu.“ So sprach ein junger Mann zu einem seiner Freunde, und eben so offen entgegnete dieser: „Du machst Dir unnütze Sorgen; ich selbst kann ihre Treue verbürgen und — Dir wenigstens noch drei Zeugen derselben anführen.“

Ein Frauenzimmer, das im vierzigsten Jahre noch für jung gehalten seyn wollte, behauptete, sie sey erst fünfundzwanzig Jahre alt. „Ich weiß es wohl,“ erwiederte Jemand, „Sie haben es mir schon vor fünfzehn Jahren gesagt.“

Redaktion, Druck und Verlag von G. Ritter in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

Nro. 10. Sonntag, 23. Januar 1853.

Onkel Tom's Hütte.

(Fortsetzung.)

Zu Miß Ophelia sich wendend, fuhr Lady St. Clare gereizt fort:

„Ich habe meine eigenen Grundsätze — Sie werden die Nothwendigkeit davon erkennen. Ermuthigt man die Diener, jedem kleinen Unwohlseyn nachzugeben, so hat man alle Hände voll. Ich selbst beklage mich sonst nie — kein Mensch weiß, was ich leide. Ich betrachte es als eine Pflicht, es ruhig zu ertragen, und ich thue es."

Die großen Augen der Miß drückten ein unverhehltes Staunen über diese Rede aus, und das kam Augustin so überaus komisch vor, daß er in ein lautes Gelächter ausbrach.

„Ja, St. Clare lacht immer, wenn ich nur die geringste Anspielung auf meine Kränklichkeit mache," sagte Marie mit der Stimme einer Märtyrerin. — „Möge jedoch der Tag nie erscheinen, an dem er sich daran erinnern müßte!" Und die Leidende drückte ihr Taschentuch gegen die Augen.

Natürlich entstand jetzt ein dumpfes Schweigen. Endlich stand St. Clare auf, sah nach der Uhr und sagte, daß er ein Geschäft hätte; hierauf entfernte er sich. Eva trippelte hinter ihm her und die Miß und Augustins Gattin blieben allein an dem Tische sitzen.

„Das sieht ihm ganz ähnlich," sagte die Letztere, indem sie ihr Taschentuch ziemlich heftig herabnahm, als der Verbrecher, der dadurch gerührt werden sollte, nicht mehr zu sehen war. „Er glaubt nie, kann es nicht und wird es nicht glauben, was ich leide und seit Jahren gelitten habe. Wäre ich Eine von der lamentirenden Sorte, oder machte ein Aufhebens von meinen Schmerzen, so hätte er einen Grund dazu. Die Männer werden natürlich eines immer klagenden Weibes überdrüssig; deßhalb habe ich Alles für mich behalten und getragen, und so ist St. Clare zu dem Glauben veranlaßt worden, ich könnte Alles leicht ertragen."

Miß Ophelia wußte nicht recht, was für eine Antwort auf dies Alles von ihrer Seite erwartet würde.

Während sie darüber nachsann, was sie sagen sollte, trocknete Marie allmählig ihre Thränen und begann ein häusliches Geplauder mit der Cousine über Büffets, Vorrathskammern, Getüchschränke und andere Gegenstände, deren Leitung die Letztere übernehmen sollte; sie gab ihr also viele Anweisungen und ertheilte ihr die nöthigen Vorsichtsmaßregeln, so daß ein minder systematischer und an Geschäfte weniger gewöhnter Kopf, als der Ophelia's, dadurch gewiß ganz verwirrt worden wäre.

„Und jetzt" — schloß Marie — „glaube ich Ihnen Alles gesagt zu haben, so daß Sie, wenn mein nächster Krankheitsanfall kömmt, Alles besorgen können, ohne mich zu Rathe zu ziehen; nur Eva — die fordert Aufsicht."

„Sie scheint ein sehr gutes Kind zu seyn," meinte Miß Ophelia; „ich wenigstens erinnere mich nicht ein besseres gesehen zu haben."

„Eva ist ganz eigenthümlich," erwiederte Marie; „Manches an ihr ist so sonderbar — sie gleicht mir nicht ein bischen." Und die Mutter seufzte, als ob das wirklich etwas sehr Trauriges wäre.

Nach einer kleinen Pause fuhr sie fort:

„Eva war immer zu dem Umgange mit Dienstboten geneigt, und ich denke, das ist für manche Kinder in gewisser Beziehung ganz gut. Ich habe oft mit meines Vaters kleinen Negern gespielt und es hat mir nie geschadet; aber Eva scheint sich mit jedem Geschöpf, das in ihre Nähe kommt, gleichzustellen. Es ist ein ganz besonderes Ding mit dem Kinde; ich bin nie im Stande gewesen, ihr das abzugewöhnen. Ihr Vater ermuthigt sie dabei, wie ich glaube. Thatsache ist, daß St. Clare gegen jedes Geschöpf unter seinem Dache nachsichtig ist — nur nicht gegen seine Frau."

Miß Ophelia saß abermals in verlegenem Schweigen da.

„Bei Dienern" — fuhr Marie fort — „gibt es

keinen andern Weg, als sie niederzuhalten; das war mir immer natürlich von Kindheit an. Eva vermag es, ein ganzes Haus voll zu verderben; was sie anfangen wird, wenn sie einmal selbst einen Haushalt hat, das weiß ich nicht. Ich bin gütig gegen die Diener, aber man muß sie ihren Platz kennen lehren. Eva thut das niemals; man kann dem Kinde nicht den geringsten Begriff davon beibringen, wo der Platz eines Dieners ist. Sie haben gehört, wie sie sich erbot, Nachts bei mir zu wachen, nur damit Mammy schlafen könnte! Das ist so gerade eine von den Handlungen, die das Mädchen immer vornehmen würde, wenn man sie sich selbst überließe."

„Nun," warf hier Miß Ophelia ein, „ich denke, Sie halten Ihre Diener doch für menschliche Geschöpfe, die auch der Ruhe bedürfen, wenn sie ermüdet sind?"

„Gewiß, natürlich. Ich halte sehr darauf, daß sie Alles haben, was passend ist. Mammy kann ihren Schlaf haben zu einer andern Zeit; das hat gar keine Schwierigkeit. Allein sie ist die schläfrigste Person, die ich jemals sah: beim Nähen, sitzend, stehend — überall und immer schläft die Creatur. Keine Gefahr, daß Mammy nicht genug schläft. Aber Diener so zu behandeln, als ob sie exotische Pflanzen oder Porzellanvasen wären, das ist wirklich lächerlich!"

Nach diesen Worten drückte sie sich in die Tiefen ihres weichen Polsters und brachte ein elegantes Riechfläschchen unter die Nase.

„Sie sehen, Cousine Ophelia," fuhr sie dann mit schwacher, klagender Stimme fort, „daß es mir unangenehm ist und mir auch die Kraft dazu mangelt, viel über dies Thema zu sprechen. Allein es gibt Punkte, in denen St. Clare und ich ganz von einander abweichen. Augustin hat mich nie verstanden, nie gewürdigt, und ich glaube, das ist die Wurzel meiner Krankheit. Er meint es gut, das will ich glauben, aber die Männer sind immerwährend selbstsüchtig und rücksichtslos gegen Frauen; das ist wenigstens meine Meinung."

Miß Ophelia, welche keinen geringen Theil der neu-engländischen Vorsicht besaß und einen wahren Abscheu davor empfand, in Familienzwistigkeiten gezogen zu werden, sah jetzt etwas der Art drohend über ihr schweben; sie zwang daher ihr Gesicht zu einer unbedingten Gleichgiltigkeit und zog aus der Tasche einen noch nicht beendigten Strickstrumpf, den sie als ein Specificum gegen die Gewalt ansah, die der Satan über müßige Hände hat.

Sie fing an sehr eifrig zu stricken, indem sie ihre Lippen auf eine Weise schloß, welche so deutlich wie Worte sagte: „Sie brauchen mich nicht in Versuchung zu führen — ich will mich in Ihre Angelegenheiten nicht mischen." Und in der That sah sie so sympathisirend aus wie ein steinerner Löwe.

Doch Marie kümmerte sich darum nicht; sie hatte Jemand gefunden, mit dem sie sprechen konnte — und sich stärkend, indem sie wieder an dem Fläschchen roch, begann sie von Neuem:

„Als ich St. Clare heirathete, brachte ich mein Eigenthum und meine Diener mit, und ich bin daher befugt, sie auf meine eigene Weise zu behandeln. St. Clare aber mischt sich hinein und verdirbt sie, indem er ganz überspannte Begriffe von der Behandlung der Sklaven hat. In manchen Dingen ist er wirklich furchtbar, ja, er erschreckt mich, so gutmüthig er auch aussieht. Er würde die Hand nicht erheben, wenn sie Alle auf ihn träten, und ich — Sie sehen, wo es hinführte, wollte ich mich zu einer solchen Anstrengung zwingen. Sie werden wissen, daß hie und da eine Züchtigung nothwendig ist, denn diese Diener alle sind nichts als große Kinder."

„Ich weiß davon nichts und danke dem Herrn, daß ich es nicht weiß," entgegnete Miß Ophelia kurz.

„Ja, aber Sie werden es erfahren und zwar zu Ihrem Schaden; Sie werden sehen, was für eine einfältige, sorglose, kindische und undankbare Art von Schelmen sie sind."

Marie schien wunderbar kräftig zu seyn, so oft sie auf diesen Gegenstand zu sprechen kam; sie öffnete jetzt die Augen weit und hatte ihr schmachtendes Wesen ganz vergessen.

„Sie glauben es nicht, wie viele Unannehmlichkeiten eine Hausfrau täglich und stündlich von ihnen auszustehen hat. Aber es nützt nichts, gegen St. Clare sich darüber auszusprechen; er führt sonderbare Reden. Er sagt, wir hätten sie zu dem gemacht, was sie sind, und müßten es so ertragen; ihre Fehler seyen unsre Schuld, und es würde grausam seyn, den Fehler zu veranlassen und doch zu bestrafen. Er sagt ferner, wir würden an ihrer Stelle nicht besser handeln — als wenn man von ihnen auf uns schließen könnte!"

„Glauben Sie denn nicht, daß der Herr sie aus Einem Blute mit uns geschaffen?" unterbrach sie Miß Ophelia.

„Nein; in der That, das glaube ich nicht. Eine schöne Geschichte, wahrhaftig! Sie sind eine entwürdigte Race!"

„Glauben Sie nicht, daß sie unsterbliche Seelen haben?" fragte die Miß weiter, indem sie einigen Unwillen verrieth.

„O ja," antwortete die Lady gähnend, „das natürlich — das bezweifle ich nicht. Doch sie in irgend einer andern Art mit uns vergleichen, das ist unmöglich!"

Miß Ophelia sah aus, als fürchte sie, etwas erwiedern zu müssen; allein sie klapperte mit ihren Stricknadeln auf eine Weise fort, die ganze Bände aussprach, wenn die Lady sie nur hätte verstehen können.

„So sehen Sie denn," sagte sie endlich zu einem Resultate kommend, „was Sie übernommen haben: einen Haushalt ohne alle Ordnung, wo die Diener ihren eigenen Weg gehen dürfen, thun, was ihnen gefällt, haben, was ihnen beliebt — ausgenommen so weit ich mit meiner schwachen Gesundheit die Herrschaft aufrecht erhalten habe. Wenn St. Clare die Sache nur so machen wollte, wie Andere —"

„Und wie ist das?"

„Nun, sie tüchtig auspeitschen lassen. Bei Führung des Haushalts werden Sie sehen, daß ohne die größte Strenge gar nicht durchzukommen ist — sie sind so schlecht, so lügenhaft, so faul!"

„Das ist das alte Lied!" sagte St. Clare, indem er wieder eintrat. „Was für eine furchtbare Rechenschaft werden diese verworfenen Geschöpfe einst abzulegen haben, besonders für ihre Faulheit! — Sehen Sie, Cousine," fuhr er fort, sich der Länge nach auf's Sopha, seiner Frau gerade gegenüber, legend, „es ist gar nicht zu entschuldigen bei ihnen, diese Trägheit, bei dem Beispiel, das Marie und ich ihnen geben."

„St. Clare," sagte Marie erbost, „Du bist wirklich zu schlecht!"

„Bin ich? — Ich dachte, ich spräche sehr gut für Dich, sogar recht ausgezeichnet! Ich versuche es immer, Deine Gründe zu unterstützen."

„Du weißt, daß Du das nicht thust," entgegnete Marie.

„Nun, so muß ich mich geirrt haben. Ich danke Dir, meine Liebe, daß Du mich so zart zurechtweisest."

„St. Clare, Du versuchst in der That, mich zu reizen."

„Komm, komm, Marie; der Tag wird warm und ich habe eben einen langen Zank mit Dolf gehabt, der mich sehr ermüdete; ich bitte Dich daher, sey liebenswürdig und laß einen armen Menschen in dem Lichte Deines Lächelns ruhen."

„Die Unverschämtheit dieses Burschen ist wirklich zu einem Punkte gediehen, daß ich es nicht mehr ertragen kann. Ich wünschte nur, ich hätte die unbestrittene Herrschaft über ihn für eine kurze Weile. Ich wollte ihn schon zurecht bringen."

„Was Du sagst, meine Theure, trägt den Stempel Deines gewöhnlichen Scharfsinns und Deines richtigen Blickes. Was Dolf betrifft, so ist der Fall dieser: er ist so lange damit beschäftigt gewesen, meine Anmuth und Vollkommenheiten nachzuahmen, daß er sich zuletzt wirklich für den Herrn hielt, und ich bin deßhalb gezwungen gewesen, ihm zu einiger Einsicht zu verhelfen."

„Wie das?" fragte Marie gespannt.

„Nun, ich machte ihm ausführlich begreiflich, daß ich es vorzöge, einige meiner Kleidungsstücke zu meinem eigenen persönlichen Gebrauch zu behalten; ebenso mußte ich seine Verschwendung in Beziehung auf kölnisches Wasser herabsetzen und ihn auf ein Dutzend meiner Cambric-Taschentücher beschränken. Dolf zeigte sich deßwegen sehr mürrisch und ich mußte wie ein Vater zu ihm sprechen, um ihn anders zu stimmen."

„Ach, St. Clare, wann wirst Du Deine Diener behandeln lernen? Es ist abscheulich, wie nachsichtig Du gegen sie bist!"

„Nun, was ist denn im Grunde für ein Unglück dabei, wenn ein armer Teufel gern seinem Herrn gleichen will?"

„Ich glaube, Ihr Sklavenbesitzer habt eine schwere Verantwortlichkeit auf Euch," warf hier Miß Ophelia ein; „ich möchte sie um alle Welt nicht haben. Ihr solltet Eure Sklaven erziehen zu vernünftigen Menschen — das ist meine Meinung."

„Ach, Cousine, was wissen Sie von Sklavenerziehung!" sagte Augustin, indem er schnell aufstand, sich an das Piano setzte und ein lustiges Stückchen spielte.

St. Clare besaß eine große Fertigkeit auf diesem Instrument; seine feinen Finger glitten mit vogelschneller Leichtigkeit über die Tasten, und er spielte Stück auf Stück, wie wenn er versuchte, sich in gute Laune zu spielen. Dann die Noten bei Seite legend, stand er auf und sagte heiter:

„Cousine, Sie haben gut gesprochen und Ihre Pflicht gethan. Ich zweifle nicht, daß Sie einen ächten Diamant der Wahrheit nach uns geworfen haben, obgleich er mich so gerade in das Gesicht traf, daß ich ihn anfangs nicht recht zu würdigen verstand."

„Ich meinestheils sehe nicht ein, was solche Reden nützen," sagte Marie. „Niemand kann mehr für seine Diener thun, wie wir gethan haben. Ich habe sie an ihre Pflichten ermahnt, bis ich heiser und es müde war. Ebenso habe ich sie angehalten, zur Kirche zu gehen. Doch sie sind ein entwürdigtes Geschlecht und es ist ihnen nicht zu helfen."

Miß Ophelia schwieg; sie dachte genug gesagt zu haben. St. Clare pfiff ein Stückchen.

„Ich wünschte, Du würdest nicht pfeifen," sagte Marie, „es verschlimmert meinen Kopfschmerz."

„Was soll ich dann thun, meine Liebe?"

„Ich wünschte, Du möchtest mit meinen Leiden sympathisiren; aber Du hast nie ein Gefühl für mich."

„Mein theurer anklagender Engel!"

„Es ist verdrießlich, so reden zu hören."

„Sage mir, wie ich reden soll; ich will sprechen, wie Du es nur verlangst, um Dich zufrieden zu stellen."

Dieser eheliche Disput wurde plötzlich von einem fröhlichen Gelächter unterbrochen, welches vom Hofe durch die seidenen Vorhänge des Zimmers drang.

St. Clare trat an's Fenster, zog den Vorhang zurück und fing gleichfalls an zu lachen.

„Nun, was gibt es?" sagte Miß Ophelia, indem sie sich zu ihrem Cousin an's Fenster begab.

Unten im Hofe saß Tom auf einer Moosbank, im Knopfloch ein Bouquet Geranien und Jasmin, und Eva, welche ihm eben einen Kranz von Rosen um den Hals gehängt hatte, saß nun auf seinen Knieen und lachte heiter.

Tom war freundlich und schien auf seine stille Weise sich über den Spaß fast ebenso zu freuen, wie seine kleine Gebieterin.

„Wie können Sie sie gewähren lassen?" sagte Miß Ophelia.

„Weßhalb nicht?" entgegnete St. Clare. „Sie würden es nicht für ein Unglück halten, wenn ein Kind einen großen Hund liebkoste, wäre er auch schwarz; aber ein Geschöpf, das denken, fühlen, urtheilen kann, freudig zu stimmen, das finden Sie anstößig! — Ihr nördlichen Bewohner verabscheut sie wie Schlangen oder Kröten, obgleich Ihr über das Unrecht, das ihnen widerfährt, empört seyd. Ihr wollt nicht, daß sie mißhandelt werden; aber Ihr selbst mögt nichts mit ihnen zu schaffen haben. Ihr möchtet sie nach Afrika schicken, um sie nicht zu sehen, und ihnen dann ein paar Missionäre nachsenden, um mit Selbstverläugnung sie zu bilden. — Ist's nicht so, Cousine?"

„Ja, Cousin," erwiederte Miß Ophelia sinnend, „es mag wohl etwas Wahres daran seyn."

„Was würden diese Armen ohne Kinder anfangen?" sagte St. Clare, indem er Eva beobachtete, wie sie forttrippelte, Tom nachziehend. „Tom ist ein Held für Eva. Seine Geschichten sind Wunder in ihren Augen, seine methodistischen Gesänge besser wie eine Oper, die kleinen Spielsachen aus seiner Tasche eine Diamantgrube, und er ist der wunderbarste Mensch, der je eine schwarze Haut trug — eine von den Blumen Edens, die der Herr absichtlich fallen ließ für die armen Unterdrückten."

„Sonderbar, Cousin," sagte Miß Ophelia; „man möchte Sie beinahe für einen Professor der Religion halten, wenn man Ihre Auseinandersetzungen hört."

„Keineswegs — weder ein Bekenner, wie man sie bei Euch trifft, noch, und was schlimmer seyn möchte, ein Ausüber."

„Warum sprechen Sie denn aber so?"

„Weil dies sehr leicht ist. Ich glaube, Shakespeare läßt irgend Jemanden sagen: „„Ich könnte leichter zwanzig Dinge zeigen, die gut zu thun sind, als eines von den zwanzigen durch mein eigenes Beispiel darthun."" — Nichts ist besser, als Theilung der Arbeit. Meine Stärke besteht darin, zu sprechen, und Ihre, Cousine, im Handeln."

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Der bekannte General Dörfling — erzählt Bodmer — erhielt einst vom Kurfürsten den Auftrag, einem Gelehrten von unsauberm Aeußern und nicht den feinsten Sitten, der sich öfters ungeladen an die kurfürstliche Tafel gedrängt hatte, mit Manier zu sagen, daß er sich entferne. Sofort setzte sich Dörfling neben denselben und sagte ihm eben in seiner Manier: „Kerl, Du stinkst wie ein Bock, packe Dich fort, der Fürst kann Dich nicht leiden."

Ein Mann, dessen Frau gestorben war, fand die Trauerkosten sehr hoch; aber mitten im Abhandeln unterbrach er sich mit den Worten: „Doch mir fällt ein, daß die Selige gern das Doppelte bezahlen würde, wenn ich unter der Erde läge; ich will ihr an Großmuth nicht nachstehen, hier ist der zwiefache Betrag."

Witzel, Kurfürst Wolfgangs Narr, wurde einst von einem Gecken, dessen Herkunft etwas zweifelhaft war, gefoppt, indem ihn dieser fragte: cujus generis das Wort Mutter sey? „Meine Mutter" — sagte Witzel — „ist generis feminini, Deine aber generis communis."

Der Fund.

Auf einem Kirchhof, nah' bei eines Drechslers Haus,
Fand einst ein altes Weib zerbrochen
Ein hingeworf'nes Horn. „Ach!" rief sie seufzend aus —
„Von welchem Menschen war wohl dieser Knochen?"

Räthsel.

Zwei Sylben nur enthält das Wort,
Das R und D dir nennen,
Bezeichnen dir den schönen Ort,
Den alle Menschen kennen;
Es trägt dich durch das Leben hin,
Und in den Todestagen
Mußt du, so wahr ich ehrlich bin,
Es auf dir selbst noch tragen.

Redaktion, Druck und Verlag von G. Ritter in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

Nro. 11. Dienstag, 25. Januar 1853.

Onkel Tom's Hütte.

(Fortsetzung.)

Sechzehntes Kapitel.
Des freien Mannes Vertheidigung.

Es entstand eine freudige Unruhe in dem Quäkerhause, als der Nachmittag dem Ende nahte. Rahel Halliday ging schnell hin und her und sammelte aus ihrem Haushaltsvorrath solche Gegenstände, die sich in den kleinsten Raum für die Wanderer zusammenpacken ließen, welche diese Nacht aufbrechen sollten. Die Abendschatten dehnten sich ostwärts und die rothe Sonne stand gedankenvoll am westlichen Horizont, ihre letzten Strahlen mild in das kleine Schlafzimmer werfend, in welchem Georg und seine Frau saßen. Er hatte sein Kind auf den Knieen und die Hand Elisens in der seinigen. Beide sahen ernst und sinnend aus; ihre Wangen zeigten Spuren von Thränen.

„Ja, Elise," sagte Georg, „ich weiß, daß Alles, was Du sagst, wahr ist. Du bist ein gutes Kind, viel besser, wie ich, und ich will versuchen, das zu thun, was Du mich heißest. Ich will danach trachten, eines freien Mannes würdig zu handeln; ich will mich bestreben, zu fühlen wie ein Christ. Der große Geist über uns weiß, daß ich immer gut habe seyn wollen, daß ich hart kämpfte, um gut zu handeln, als Alles gegen mich war; und jetzt will ich das Vergangene vergessen, jedes bittere Gefühl verbannen, meine Bibel lesen und daraus lernen, ein guter Mensch zu seyn."

„Und wenn wir glücklich nach Canada kommen," sagte Elise, „werden wir schon unsern Lebensunterhalt finden. Du verstehst ja Allerlei zu arbeiten, und ich kann nähen, feine Wäsche waschen und sie bügeln."

„Ja, Elise, so lange wir einander und unsern Harry haben. Ach, wüßten diese Menschen nur, was für ein Segen es für Einen ist, zu fühlen, daß seine Frau und sein Kind **ihm** gehören! Ich habe mich oft darüber gewundert, Menschen zu sehen, die ihre Frau und ihre Kinder **ihr eigen** nennen konnten und doch gegen Alles sonst mürrisch und unbarmherzig waren. Ich fühle mich reich und stark, obgleich wir nichts haben, als unsere Hände. Mir ist, als könnte ich den Schöpfer kaum noch um etwas weiter bitten; und wenngleich ich bis zu meinem fünfundzwanzigsten Jahre hart gearbeitet habe, ohne auch nur einen Cent Geld, ein Obdach oder ein Fleckchen Land zu besitzen, das ich mein nennen könnte, so will ich dennoch dankbar und zufrieden seyn, wenn sie mich nur jetzt in Ruhe lassen; — ich will arbeiten und Geld für Dich und den Knaben an Mr. Shelby zurückschicken. Was **meinen** ehemaligen Herrn betrifft, so ist er zehnmal für das bezahlt worden, was er für mich ausgegeben hat; dem bin ich nichts schuldig."

„Aber noch sind wir nicht ganz außer Gefahr," sagte Elise; „wir sind noch nicht in Canada — am sichern Ziel."

„Wohl wahr," erwiederte Georg; „aber mir ist, als athmete ich schon freie Luft, und das macht mich stark."

In diesem Augenblick wurden in dem Nebengemach Stimmen in ernstem Gespräche gehört und gleich darauf an die Thüre geklopft. Elise fuhr zusammen und öffnete.

Da stand Simeon Halliday und bei ihm ein Quäker, den er als Bruder Phineas vorstellte. Dieser war groß, hager, rothhaarig und hatte einen Ausdruck der Verschlagenheit und List in seinem Gesichte. Er zeigte nicht das ruhige, stille, unweltliche Wesen des Simeon Halliday; im Gegentheil blickte er scharf umher.

„Unser Freund Phineas hat Etwas von Wichtigkeit für Dich und die Deinigen entdeckt, Georg," hob Simeon an; „es wäre gut für Dich, wenn Du es hörtest."

„Das habe ich," sagte Phineas, „und es zeigt, wie gut es ist, wenn ein Mensch an gewissen Orten beständig mit einem Ohre schläft. Vergangene Nacht

kehrte ich in einer kleinen Taverne dort rückwärts an der Straße ein. Du erinnerst Dich an den Ort, Simeon, an die dicke Frau mit den großen goldenen Ohrringen, wo wir voriges Jahr Aepfel verkauften. Nun gut, ich war ermüdet und nach dem Abendessen streckte ich mich auf einen Haufen Körbe in der Ecke aus und zog meine Büffelhaut über mich, zu warten, bis mein Bett bereit seyn würde; und was konnte ich da anders thun, als hart und fest in Schlaf zu fallen."

„Mit einem offenen Ohre, Phineas?" unterbrach Simeon.

„Nein; ich schlief mit beiden Ohren eine Stunde oder zwei, denn ich war gewaltig müde. Aber als ich wieder ein wenig zu mir kam, da fand ich, daß einige Menschen im Zimmer waren, an einem Tische sitzend, trinkend und schwatzend; und ich dachte, bevor ich vielen Lärm machte, könnte ich sehen, wer sie wären, besonders da ich hörte, daß sie auch etwas von Quäkern sprachen. „„Also sind sie in der Quäker-Niederlassung, kein Zweifel!"" sagte Einer von ihnen. Da horchte ich mit beiden Ohren und fand denn, daß sie von diesen Leuten hier sprächen. So lag ich still und hörte sie ihren ganzen Plan bereden. Dieser junge Mann, sagten sie, sollte nach Kentucky zurückgeschickt werden zu seinem Herrn, der an ihm ein Beispiel erlassen wollte, das alle Neger abhalten sollte, davon zu laufen; seine Frau wollen Zwei von ihnen mit nach New-Orleans nehmen, um sie auf ihre eigene Rechnung zu verkaufen, und sie meinten, sechzehn- oder achtzehnhundert Dollars für sie zu bekommen. Und das Kind, sagten sie, sollte einem Sklavenhändler geschickt werden, der es gekauft hätte. Ferner sollte ein gewisser Bursche, Namens Jim, nebst dessen alte Mutter, die er bei sich habe, gleichfalls nach Kentucky zurückgebracht werden. Sie sagten, zwei Constabler wären ein kleines Stück vorwärts, die würden mit ihnen gehen, um sie fest zu nehmen; und die junge Frau sollte vor einen Richter geführt werden. Einer von der Gesellschaft, ein kleiner Kerl, der eine Sprache so fein wie Zwirn hat, wollte schwören, daß sie sein Eigenthum wäre, und sie dann sich ausliefern lassen, um sie mit nach dem Süden zu nehmen. Sie haben die richtige Spur von dem Ort, wohin wir heute Nacht aufbrechen wollen, und sie werden, sechs oder acht Stück, dicht hinter uns seyn. Was ist also zu thun?"

Die Gruppe, welche nach dieser Mittheilung in verschiedenen Stellungen dastand, wäre eines Malers würdig gewesen.

Rahel Halliday, welche ihre Hände aus einem Backtroge genommen hatte, um die Neuigkeiten zu hören, stand da, die mit Teig bedeckten Hände erhoben und mit einem Gesichte der innigsten Theilnahme; Simeon sah sehr nachdenkend aus; Elise hatte auf dem einen Arm ihren Knaben, den sie fest gegen sich drückte, mit dem andern hielt sie ihren Mann umschlungen und blickte verzweiflungsvoll zu ihm auf; dieser stand mit geballten Fäusten und flammenden Blickes da, er sah aus, wie Jedermann aussehen würde, dessen Frau in der Auction verkauft, dessen Sohn einem Sklavenhändler ausgeliefert werden soll, und das Alles unter dem Schutze der Gesetze einer christlichen Nation.

„Was sollen wir thun, Georg?" fragte Elise bebend.

„Ich weiß, was ich thun werde," erwiederte Georg schnell, trat in die Ecke hinter dem Bett des kleinen Zimmers, woselbst seine Effekten lagen, und untersuchte seine Pistolen.

„Simeon," sagte Phineas, indem er mit dem Kopfe nickte, „Du siehst, wie es kommen wird."

„Ich will zu Gott beten, es möchte nicht so weit kommen," erwiederte Simeon.

„Ich will Niemand in meine Schuld verwickeln," sagte Georg. „Wollt Ihr mir Euern Wagen leihen und mir den Weg beschreiben, so fahre ich allein. Jim ist ein Riese an Kraft und muthig wie ein Löwe, und ich werde ihm nicht zurückstehen."

„Ja, ganz gut, Freund," sagte Phineas; „aber Du brauchst immerhin einen Fuhrmann. Du bist ganz willkommen, wenn Du und der Bursche das Fechten allein übernehmen wollt; aber ich weiß von der Straße so Manches, was Du natürlich nicht kennst."

„Aber ich will Euch nicht mit hineinziehen," sagte Georg.

„Hineinziehen?" versetzte Phineas mit einem eigenthümlichen und scharfen Ausdruck seines Gesichts. „Wenn Du mich hineinziehen willst, so sey so gut, mich es wissen zu lassen."

„Phineas ist ein kluger und geschickter Mann," sagte Simeon; „Du thust wohl, Georg, Dich nach seinem Urtheil zu richten, und" — fügte er hinzu, indem er freundlich die Hand auf Georgs Schulter legte und mit der andern auf die Pistolen deutete — „sey nicht allzu rasch damit, junges Blut ist heiß."

„Ich werde Niemanden angreifen," entgegnete der junge Mann. „Alles, was ich von diesem Lande verlange, ist, daß man mich friedlich gehen läßt; aber —" er hielt inne, seine Stirn verfinsterte sich, sein Gesicht zuckte — „mir wurde eine Schwester auf dem Markte zu New-Orleans verkauft, — ich weiß, wozu die Menschen dort verkauft werden, und ich sollte da stehen und sehen, wie sie mein Weib und mein Kind nehmen und sie verkaufen, wenn der Schöpfer mir ein Paar starke Arme gegeben hat, sie zu vertheidigen! Nein, ich werde kämpfen bis zum letzten Athemzuge, ehe sie mir mein Weib und Kind nehmen. Könnt Ihr mich tadeln?"

„Sterbliche Menschen können Dich nicht tadeln; Fleisch und Blut können nicht anders handeln," sagte Simeon. „Wehe der Welt der Aergerniß halber; doch wehe dem Menschen, durch welchen Aergerniß kommt!"

„Sir, würdet Ihr nicht sogar dasselbe thun, wenn Ihr an meinem Platze wäret?"

„Ich bitte zu Gott, mich nicht zu versuchen — das Fleisch ist schwach." —

Kurze Zeit nach dem Nachtessen fuhr ein großer, bedeckter Wagen vor die Thür. Die Nacht war sternenhell und Phineas sprang munter von seinem Sitz auf, seine Passagiere unterzubringen.

Georg trat aus der Thür, sein Kind an einer, seine Frau an der andern Hand. Seine Schritte waren fest, sein Gesicht ruhig und entschlossen.

Rahel und Simeon folgten ihnen.

„Laßt mich den hintern Theil des Wagens fest machen," sagte Phineas, „für die Weiber und das Kind."

„Hier sind die beiden Büffelhäute," sagte Rahel. „Mach' die Sitze so bequem wie möglich; 's ist hart, die ganze Nacht durchzufahren."

Jim trat jetzt vor und stand sorgsam seiner alten Mutter bei, die sich an seinen Arm klammerte und ängstlich umherblickte, als erwartete sie die Verfolger jeden Augenblick.

„Jim, versorge die Pistolen gut," sagte Georg mit leiser Stimme.

„Schon geschehen," erwiederte Jim.

„Und Du weißt, was Du zu thun hast, wenn sie kommen?"

„Ich denken, daß ich es wissen," versetzte Jim, indem er die breite Brust entblößte und einen tiefen Athemzug that. „Glauben Du, ich würden Mutter wieder sie lassen nehmen?"

Während dieses kurzen Gesprächs hatte Elise Abschied von ihrer freundlichen Wirthin Rahel genommen, war durch Simeon in den Wagen gehoben worden, kroch mit ihrem Kinde in den hintern Theil desselben und setzte sich auf die Büffelhäute. Dann wurde die alte Frau hinein gehoben und an ihren Platz gebracht.

Georg und Jim setzten sich auf einen Strohsitz ihnen gegenüber und Phineas nahm als Fuhrmann den Vordersitz ein.

„Lebt wohl, Freunde!" sagte Simeon. „Kommt glücklich an Euer Ziel!"

„Gott segne Euch!" ertönte es von Allen aus dem Wagen.

Und der Wagen fuhr fort, rasselnd und polternd auf der harten Straße.

(Fortsetzung folgt.)

Ein chinesischer Roman.

Beständigkeit, Demuth, Geselligkeit, vor Allem aber unwandelbare Liebe charakterisiren die Chinesin. Die Erzählungen der Chinesen sind voll von Beispielen einer Liebe, die keine Grenzen kennt. „Es gibt nur einen Himmel," sagte eine trostlose Jungfrau, der die Eltern vorwarfen, daß sie ihre Tage mit Weinen und schmerzlichen Klagen auf dem Grabe ihres Geliebten hinbrächte, „und er war mein Himmel!" — Der tiefe Brunnen und der fluthende Strom haben oft ein trauriges Zeugniß von dieser Unzerstörbarkeit weiblicher Liebe abgelegt. „Lieber im Wasser oder durch den Strang das Leben enden, als einem Andern denn ihm mich hingeben!" ist der trübe Entschluß so mancher unglücklich Liebenden geworden, die nicht ahnte, welche schwere Verantwortung der Selbstmord auferlege. Ein interessantes Beispiel einer solchen Beständigkeit in der Liebe gibt uns folgende Mittheilung aus der Gegenwart.

* * *

In einer der holländischen Niederlassungen des indischen Archipelagus verlor ein Mann, der allgemein der größten Achtung und des Wohlstandes sich erfreute, sein geliebtes Weib, wodurch ihm sein Haus dergestalt verleidet wurde, daß er es verließ und die schweren Stunden der Trauer unter theilnehmenden Freunden und Bekannten hinzubringen versuchte. Zu der Zahl seiner Bekannten gehörte auch der Kampony, d. h. der Vorsteher des chinesischen Bezirks, daselbst, der mit der ächten Gastfreiheit seines Geburtslandes den untröstlichen Wittwer einlud, die Abende in seinem Hause bei irgend einem von den vielen dort üblichen Gesellschaftsspielen hinzubringen. Der Kampony war kinderlos und hatte, um nicht allein zu stehen, seine Nichte an Kindes Statt angenommen und sie mit der Zärtlichkeit und den frohen Hoffnungen eines liebenden Vaters erzogen. Da die junge Dame, welche mit äußerlichen Reizen eine hohe Anmuth verband, in der Regel den Gesellschaftsspielen beiwohnte, so konnte es nicht fehlen, daß der Gast, der es nur für einen Beweis der Aufmerksamkeit gegen seinen freundlichen Wirth hielt, wenn er dessen geliebtes Pflegekind beachtete, sich allmählig an sie gewöhnte und sie lieb gewann. Aus Worten der Höflichkeit waren Ausdrücke der Herzlichkeit, der Liebe geworden und die zufällige Bekanntschaft reifte zur tiefempfundenen Freundschaft.

Der Oheim, der keine Ahnung von der keimenden Liebe seiner Nichte hatte, war nichts weniger als angenehm überrascht, als er das Verhältniß der jungen Leute gewahrte, und verbat sich die Fortsetzung jener Abendbesuche. Einerseits glaubte er seinem Range etwas zu vergeben, wenn er sein Pflegekind einem, wenn

auch angesehenen Fremden zum Weibe gäbe, während anderweitig die Furcht, daß, wenn sie einen Fremden heirathe, sein Name erlöschen und sein Stamm aussterben, oder sich in einen andern verlieren werde, ihn gegen diese Heirath bestimmte. Hindernisse sind aber nicht immer geeignet, unsre Neigungen und Wünsche zu ersticken; im Gegentheil, sie verstärken dieselben oft und vermehren unsre Thatkraft. So war es auch hier. Der verbannte Liebhaber wußte der Dame seines Herzens durch eine ihrer Freundinnen Botschaft von der Aufrichtigkeit und Unbesiegbarkeit seiner Neigung zu senden und forderte sie auf, sich der Vormundschaft ihres Oheims zu entziehen. Sie antwortete, daß sie ihm zwar mit aller Liebe zugethan sey, wolle aber den Fluch nicht verdienen, den ihre Verwandten und vielleicht auch ihr Wohlthäter auf sie herabrufen möchte, wenn sie sich seiner Autorität durch die Flucht entzöge. Damit schien das Hinderniß ihrer Verbindung ein nie übersteigliches und der Oheim seine Absicht vollständig erreicht zu haben.

Ein kleiner Umstand änderte aber die Sachlage, die junge Dame erklärte nämlich ihrem Adoptivvater, daß sie ihm allerdings das Recht einräume, über ihre Hand zu verfügen, daß aber unter den gegenwärtigen Verhältnissen das Leben eine so drückende Last für sie sey, daß sie sich entschlossen habe, sich der Speise und des Trankes zu enthalten. Alle Zureden blieben erfolglos; aber, was viel mehr sagen will, auch die Qualen des Hungers änderten ihren Entschluß nicht. Der Oheim, der sein Pflegekind zärtlich liebte und mit Schrecken die Folgen der dauernden Enthaltsamkeit an ihr gewahrte, wählte von zwei Uebeln das Kleinste und hielt seine Einwilligung zu der Verbindung der beiden Liebenden nicht länger zurück. Die einzige Bedingung, auf die der Oheim bestand und die er auch durchsetzte, war die, daß, so lange er oder seine Gattin lebe, die Nichte sein Haus nicht verlassen dürfe. Dieser Bedingung gemäß mußte der junge Ehemann in einem chinesischen Hause bei seinem Schwiegervater seine Wohnung nehmen und hier war es auch, wo der Erzähler zum ersten Male das Vergnügen hatte, mit ihm zusammenzutreffen, und da er die Gelegenheit hatte, mit dieser Familie näher bekannt und befreundet zu werden, so kann er hinzufügen, daß das junge Paar in einer sehr glücklichen Ehe lebte.

Mannigfaltiges.

(Ein Meeting emancipirter Frauen zu Syracus im Staate New-York.) In Amerika gibt es Frauen, zum Glück nicht viele, die keineswegs mit ihrer „Stellung" zufrieden sind; sie verlangen Gleichstellung mit ihren „Tyrannen", den Männern. Um diese zu erringen, lassen sie es an rastloser Thätigkeit nicht fehlen; sie bilden eine verzweigte Verbindung und haben eigene Zeitschriften gegründet, nachdem sie erfahren, daß ihr ganzes Bemühen von den Tyrannen, welche auch in der Zeitungspresse das große Wort führen, nur als Narrenspiel betrachtet wird. Das eben steigert ihren Eifer und bei der Frauen-Versammlung, welche im September 1852 zu Syracus gehalten wurde, fielen wieder scharfe Reden in Menge. Die meisten Mitglieder der Versammlung waren unverheirathet. Mehrere dieser Frauen würden durch ihre Rednergabe und ihre Replikenfertigkeit in jedem Parlament sich auszeichnen. Die in den vorgelegten Beschlüssen ausgesprochenen Bestrebungen waren amerikanisch-praktisch, hauptsächlich auf folgende Punkte gerichtet: 1) Das Weib hat dasselbe Recht zu stimmen, wie der Mann. 2) Jene Frau, die Eigenthum besitzt, soll so lang die Steuerzahlung verweigern, bis sie das Stimmrecht erhält. Frau Smith, zur Redakteurin eines in New-York herauszugebenden Blattes „Egeria" bestellt, formulirte ihr Programm, wie folgt: „Eine Modepuppe, oder eine Klatschbase, oder eine Zierrath der Visitenzimmer, oder eine Sklavin in der Küche zu seyn und als bloßes Anhängsel eines männlichen Wesens zu figuriren, kann keinem Weibe genügen, das zum Bewußtseyn seiner Fähigkeiten und Ansprüche, sowie zur Erkenntniß der weitreichenden und mächtigen Interessen gekommen ist, die sich um ihre Existenz herumbewegen." Frau Palmita, eine Bibelfeste, trat den Anspielungen eines Redners auf die Schwäche und Unterordnung der Weiber mit der passenden Bemerkung entgegen: „Eine Rippe des Mannes wurde in ein Weib verwandelt. Wenn nun eine einzige Rippe ein solches Produkt der Schwäche geliefert hat, welch eine Masse von Schwäche muß dann der ganze Mann seyn!" (Pf. Z.)

In der Nähe von Landshut wurde am 10. Jan. ein Goldadler geschossen, der bei ausgebreiteten Flügeln von einer Flügelspitze zur andern 7 Schuh 2$^1/_2$ Zoll mißt und 8$^1/_2$ Pfund wiegt. Die Farbe ist gelbbraun mit fahlem Nacken und weißem Flügelbug; die Füße sind bis auf die Zehen dunkelbraun befiedert, die Naslöcher quer, die Flügel so lang als der Schwanz, welcher aschgrau gewässert und an der Spitze schwarz ist; der Schnabel bläulich, die Wachshaut und Zehen gelb. Sein Aufenthalt ist eigentlich das nördliche Afrika, auch Dalmatien, Ungarn und Süd-Italien, von wo er auch bisweilen nach Deutschland kommt, und auch sogar in Tyrol und an der Donau brütet. Es ist derjenige Adler, von dessen Pracht, Kraft und Thaten die Alten so viel erzählt haben und welchen sie den König aller Vögel nannten.

Redaktion, Druck und Verlag von G. Ritter in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

Nro. 12. Freitag, 28. Januar 1853.

Onkel Tom's Hütte.

(Fortsetzung.)

Der Wagen rollte dahin über einförmige Ebenen, durch finstere Waldstrecken, Hügel hinauf, Thäler hinab, immer weiter, Stunde auf Stunde. Das Kind fiel bald in Schlaf und lag schwer auf seiner Mutter Schooß. Die alte ängstliche Frau vergaß zuletzt ihre Furcht und selbst Elise fand alle ihre Besorgnisse, als die Nacht weiter vorrückte, überflüssig, ihre Augen offen zu erhalten. Georg und Jim verhielten sich gleichfalls ruhig; wegen der Rauhheit des Weges und des Knarrens der Räder war überhaupt auch keine Gelegenheit zur Unterhaltung. Phineas schien von der ganzen Gesellschaft der munterste zu seyn und erheiterte seine Fahrt dadurch, daß er gewisse, keineswegs quäkerhafte Lieder pfiff.

Ungefähr um drei Uhr vernahm Georgs scharfes Ohr den schnellen Hufschlag eines Pferdes, welches hinter ihnen herkam, und faßte Phineas bei dem Ellenbogen. Dieser hielt sogleich seine Pferde an und horchte.

„Das muß Michael seyn," sagte er; „ich glaube seinen Galopp zu erkennen." Und er erhob sich und reckte den Kopf scharf horchend rückwärts auf die Straße.

Ein Mann, der in aller Hast daher geritten kam, war jetzt in dunklen Umrissen auf dem Gipfel eines Hügels zu erkennen.

„Ich glaube, das ist er!" sagte Phineas.

Georg und Jim sprangen jetzt aus dem Wagen. Alle standen schweigend da, die Gesichter dem erwarteten Boten zugewendet. Jetzt verschwand er in dem Thale und sie konnten ihn nicht mehr sehen; doch sie hörten die Hufschläge immer näher und näher kommen und zuletzt sahen sie ihn auf einer Anhöhe in Rufesweite erscheinen.

„Ja, das ist er!" sagte Phineas und die Stimme erhebend, schrie er: „Halloh, Michael!"

„Phineas! Bist Du's?"

„Ja! Was für Neuigkeiten? Kommen sie?"

„Dicht hinter mir, acht bis zehn Mann, erhitzt durch Branntwein, fluchend und schäumend wie Wölfe!"

Und eben während er sprach, brachte ein Lufthauch den fernen Schall galoppirender Reiter zu ihnen her.

„Hinein mit Euch, schnell hinein, Jungens!" drängte Phineas. „Wenn Ihr fechten müßt, so wartet, bis ich Euch noch ein Stück vorwärts gebracht habe."

Damit sprangen die Beiden in den Wagen hinein. Phineas peitschte seine Pferde zum eiligsten Laufe und der Reiter hielt sich dicht hinter dem Fuhrwerk.

Der Wagen rasselte über die harte Erde dahin, aber deutlicher und immer deutlicher wurde der Lärm der verfolgenden Reiter hinter ihnen. Schon sah man rückwärts auf dem Gipfel eines Hügels einen Haufen Männer, der gegen den rothen Schein der Morgendämmerung abstach. Noch ein Hügel, und ihre Verfolger hatten augenscheinlich den Wagen entdeckt, dessen weiße Leinwanddecke ihn in weiter Entfernung sichtbar machte, denn ein lautes Geschrei rohen Triumphes wurde durch den Wind herüber getragen.

Elise fühlte sich schwach werden und drückte ihr Kind fester an den Busen; die alte Frau betete und stöhnte; Georg und Jim aber faßten ihre Pistolen mit dem Grimm der Verzweiflung.

Die Verfolger kamen ihnen schnell näher. Der Wagen machte eine plötzliche Wendung und brachte die Flüchtlinge in die Nähe einer steil überhängenden Felsgruppe, die sich frei erhob und um die Alles rings herum fast ganz eben und glatt war. Diese einzeln stehenden Felsblöcke stachen schwarz und düster gegen den helleren Himmel ab und schienen Schutz zu versprechen. Es war ein Ort, den Phineas wohl kannte und der ihm in seinen Jagdtagen sehr ver-

traut gewesen war; und um diesen Punkt zu erreichen, hatte er die Pferde zu so raschem Laufe angetrieben.

„Jetzt vorwärts!" sagte er, indem er die Pferde anhielt und von seinem Sitz herabsprang. „Schnell heraus mit Euch Allen und auf diese Felsen mit mir. Michael, binde Dein Pferd an den Wagen und fahre vorwärts zu Amariah; sage ihm, er und seine Jungen möchten hierher kommen und mit diesen Burschen sprechen."

Im Nu waren Alle aus dem Wagen.

„Her, Kleiner!" rief Phineas, indem er Harry auf den Arm nahm. „Und Ihr" — fuhr er, zu den beiden jungen Männern gewandt, fort — „bekümmert Euch um die Frauen, und seyd Ihr jemals gelaufen, so lauft jetzt!"

Da war keine besondere Ermahnung nöthig — schneller, als wir es zu sagen vermögen, waren Alle über das Gehäge fort, das den Platz einfaßte, und eilten in größter Hast den Felsen zu, während Michael von seinem Pferde sprang, den Zügel an dem Wagen festband und rasch weiter fuhr.

„Kommt hierher!" sagte Phineas, als sie die Felsen erreicht hatten und in die Spur eines rauhen Fußpfades sahen, der aufwärts führte — „das ist eines unserer alten Jagdlager; nur rasch mir nach hinauf!"

Phineas ging voraus, gleich einer Ziege über die Steine springend, den Knaben auf seinen Armen. Jim folgte, seine zitternde alte Mutter auf der Schulter, und Georg mit Elisen kam hinten nach. Die Reiter hatten jetzt die Umhägung erreicht; sie stiegen von den Pferden und trafen unter Geschrei und Flüchen Anstalt, ihnen zu folgen.

Einige Augenblicke brachten die Flüchtlinge zu dem Gipfel des ersten Felsblockes. Von hier aus führte der Pfad jetzt in einer engen Schlucht hin, wo nur Einer auf einmal gehen konnte, bis er plötzlich an einer Kluft endigte, die über drei Fuß breit war und jenseits welcher wieder ein einzelner Felsblock stand. Phineas sprang mit Leichtigkeit über die Kluft und setzte den Knaben nieder.

„Herüber mit Euch nun!" rief er dann — „jetzt springt für Euer Leben!"

Und Einer nach dem Andern setzte über.

„Gut, da wären wir denn Alle!" sagte Phineas, während die Angreifenden lärmend die Felsen hinanstürmten. „Laßt sie uns fangen, wenn sie können," fuhr der Quäker fort. „Wer hierher will, der muß dort zwischen den Felswänden hindurch — ein schönes Ziel für Eure Schießwaffen, Jungens, wie Ihr seht!"

„Ja, das sehe ich," erwiederte Georg; „und da dies unsere Sache ist, so laßt uns jetzt alle Gefahr übernehmen und allein kämpfen."

„Du magst immerhin fechten," sagte Jener; „doch ich denke, ich darf wohl den Spaß haben, Dir zuzusehen."

Der Felsen, worauf sie sich befanden, bildete ein ziemlich breites Plateau; dicke Steinblöcke lagen zerstreut auf demselben umher, welche zu bequemen Sitzen und nöthigenfalls auch zur Schutzwehr dienen konnten. Von einem Vorsprung der Plattform aus gelangte man auf einen andern einzeln stehenden Felsen, der hoch in die Luft ragte und von welchem man die ganze Felsengruppe überschauen konnte. Auf diesen Punkt begab sich jetzt Phineas mit den beiden jungen Männern.

„Seht," sagte der Erstere, „da unten stehen die Kerls und berathschlagen, was sie thun wollen; sie blicken herauf wie Hühner, wenn sie im Begriffe sind, auf die Stiege zu fliegen. Thäte Einer von Euch nicht besser, ihnen einen Rath zu ertheilen, bevor sie herauf kommen — ich meine, wenn man ihnen ganz artig sagte, daß sie niedergeschossen würden, wenn sie es zu thun wagten?"

Die Untenstehenden, die jetzt in dem Lichte des anbrechenden Tages deutlicher zu erkennen waren, bestanden aus unsern alten Bekannten Tom Loker und Marks, nebst zwei Constablern und einer Verstärkung von einigen Burschen, die in der letzten Taverne durch Branntwein geworben worden waren, den Spaß mitzumachen, flüchtige Niggers einzufangen.

„Na, Tom, die haben ein schönes Nest!" sagte Marks.

„Ja, ich sah sie gerade diesen Fußsteig hinaufklettern," erwiederte Tom. „Wir müssen ihnen gleich folgen. Sie können nicht 'runterspringen, und 's wird nicht lange dauern, da werden wir sie 'rausgehetzt haben."

„Aber, Tom," meinte Marks, „sie können Steine hinter den Felsen hervorwerfen oder gar schießen — das wäre häßlich!"

„Bah!" entgegnete Tom mit verächtlichem Lächeln — „immer gleich um Deine Haut besorgt! Keine Gefahr, Marks! Niggers sind zu erbärmlich feig!"

„Ich seh' nicht ein, warum ich meine Haut nicht sichern sollte," sagte Marks; „bekomme nach dieser keine and're mehr. Zudem streiten Nigger zuweilen wie der Teufel."

In diesem Augenblick beugte sich Georg auf dem Felsen über ihnen hervor und rief mit lauter und ruhiger Stimme:

„Gentlemen, wer seyd Ihr da unten und was wollt Ihr?"

„Wir suchen fortgelaufene Niggers!" antwortete Tom Loker. „Einen Georg Harris und eine Lisy Harris und ihren Knaben; ferner einen gewissen

Jim Selden und ein altes Weib. Wir haben die Diener der Justiz hier und auch den Verhaftsbefehl, und wir werden sie schon kriegen. Hört Ihr? Seyd Ihr nicht Georg Harris, der dem Master Harris in Shelby-County, Kentucky, gehört?"

„Ich bin Georg Harris. Ein Master Harris in Kentucky nannte mich sein Eigenthum. Aber jetzt bin ich ein freier Mann, auf Gottes freiem Boden stehend, und mein Weib und mein Kind nehme ich als mein eigen in Anspruch. Jim Selden und seine Mutter sind gleichfalls hier. Wir haben Waffen, uns zu vertheidigen, und denken, dies zu thun. Ihr könnt heraufkommen, wenn Ihr wollt; aber der Erste von Euch, der in den Bereich unserer Kugeln kommt, ist ein todter Mann, der Nächste wieder, und so Alle bis auf den Letzten!"

„Kommt herab, Bursche!" rief ein aufgedunsener Mann, indem er vortrat — „solche Reden passen sich durchaus nicht für Euch! Wir sind Gerichtsbeamte und haben das Gesetz auf unserer Seite und die Macht und so weiter; Ihr thätet daher besser, Euch friedlich zu ergeben, denn ergeben, wie Ihr seht, müßt Ihr Euch endlich doch."

„Ich weiß sehr gut, daß Ihr die Gesetze auf Eurer Seite habt, und auch die Macht," entgegnete Georg bitter. „Ihr denkt meine Frau auf dem Markt von New-Orleans zu verkaufen und meinen Jungen wie ein Kalb in eines Sklavenhändlers Stall zu treiben und Jim's alte Mutter zu dem Vieh zu schicken, von dem die Arme gepeitscht und mißhandelt wurde, weil es ihren Sohn nicht mißhandeln konnte. Ihr wollt Jim und mich zurückliefern, damit wir gemartert werden und unter die Füße von Denen getreten, die Ihr unsere Herren nennt; und Euere Gesetze unterstützen Euch darin. Doch wir erkennen Euere Gesetze nicht an und Euer Land nicht; wir stehen hier unter Gottes freiem Himmel, wie Ihr, und bei dem großen Schöpfer, der uns Alle schuf, wir werden für unsere Freiheit kämpfen, bis wir sterben!"

Der Sprecher stand frei und offen auf dem Felsen da, als er diese Erklärung der Unabhängigkeit ablegte; die anbrechende Morgenröthe vergoldete sein gebräuntes Gesicht, bitterer Unwille mit Verzweiflung gemischt verliehen seinem Auge Feuer, und indem er sich von der Gerechtigkeit der Menschen auf die Gottes berief, hatte er seine Hände hoch gen Himmel erhoben.

(Fortsetzung folgt.)

Indische Weiberlist.

Ein junger Mann faßt den Plan, Alles niederzuschreiben, was er über die List und Tücke der Weiber erfahren kann, um sich so selbst gegen ihre Ränke sicher zu stellen. Nach kurzer Zeit hat er schon einen ganzen Korb voll Papiere. Eines Tages begegnet ihm ein Mann, der ihn in sein Haus führt, ihn dort der gastlichen Pflege seiner Frau überläßt und dann seinen Geschäften nachgeht. Die Frau fragt den Jüngling: „Was hast Du da im Korbe?" — „Es sind Papiere." — „Und was steht auf den Papieren?" — „Die Listen und Ränke der Frauen." — „Man kann also jede List, welche die Frauen jemals begehen könnten, hier bereits aufgezeichnet finden?" — „Ja sicher."

Nach dieser Unterhaltung faßt die Frau den Jüngling bei der Hand und führt ihn in ein Zimmer. Plötzlich erhebt sie ein Geschrei: „Hilfe, ihr Nachbarn, Hilfe!"

Alle Nachbarn eilen herbei — dem Jünglinge wird bei diesem Auflauf nicht wohl zu Muthe. Auf vieles Fragen erzählt die Frau: „Mein Mann hat die Gewohnheit, daß er jeden Tag einen Gast in das Haus bringt und mir zur gastlichen Pflege empfiehlt. Heute nun brachte er diesen Derwisch und ging dann seinen Geschäften nach. Ich setzte meinem Gaste ein Gericht vor; kaum hatte er aber etwas gegessen, als er einen zu großen Bissen erfaßte, der ihm in der Kehle stecken blieb, so daß er die Augen zu verdrehen anfing und zu ersticken drohte. In der Angst, er möchte sterben, und die Schande, den Gast getödtet zu haben, mir zur Last fallen, habe ich euch herbeigerufen, um ihm etwas Wasser in die Kehle zu giessen; denn wie dürfte ich es wagen, mit der Hand einen fremden Mann zu berühren. Doch jetzt geht nur wieder nach Hause, denn die ganze Gefahr ist vorüber."

Als die Leute fort sind, fragt der Jüngling, warum sie so gehandelt, wodurch sie ihn dem Untergange so nahe gebracht. Die Frau antwortet: „Es war nur eine Probe meiner List. Doch ich habe eine Schwester im Serall des Königs, deren List die meinige weit übertrifft." Nach diesen Worten läßt sie den Jüngling in einem Palanquin zu ihrer Schwester in den Palast tragen und gibt einer begleitenden Dienerin den Auftrag, ihrer Schwester zu sagen: dieser Jüngling schreibe alle Ränke und Schwänke der Frauen auf; sie möge daher eine solche List ersinnen, daß er alle seine Papiere vor Verdruß verbrennen müsse. Er wird in das Zimmer der Königin geführt, die ihm Betel zu kauen und Wein zu trinken gibt. Plötzlich naht der Sultan. Die Frau verbirgt den jungen Mann in einen Koffer, schließt denselben zu und

nimmt den Schlüssel in die Hand. Der Sultan tritt darauf in das Zimmer und fragt erstaunt, was dies Gelage zu bedeuten habe. Die Sultanin sagt: „Es kam heute ein junger Mann zu mir, mit dem habe ich diesen Wein getrunken und gescherzt und gekoset. Ich habe ihn hier in den Koffer gesteckt, gehe selbst hin und stehe zu!" Der Sultan geht zu dem Koffer hin, um ihn zu öffnen; da fängt die Sultanin an zu lachen und spricht: „Ich habe einmal die Weisheit des Sultans prüfen wollen. Du Thor, wenn wirklich ein junger Mann zu mir gekommen wäre und ich ihn in diesen Koffer versteckt hätte, würde ich es Dir dann wohl sagen? Uebrigens, wie soll denn Jemand hierherkommen?" Der Sultan fühlt sich beschämt und verläßt das Zimmer.

Die Sultanin öffnet nun den Koffer und läßt den Jüngling in seinem Palanquin zu ihrer Schwester zurückbringen. Die Frau fragt ihn: „Steht die List meiner Schwester schon in Deinen Büchern oder nicht?" — Der junge Mann nimmt seine Papiere, wirft sie ins Feuer und verläßt das Haus.

Mannigfaltiges.

(Der Dukaten-Melker.) Als im Jahre 1726 auf Befehl des Kaisers Karl des Sechsten das Hospital St. Alberti zu Jauer sollte neu erbaut werden, fand der Invalide Georg Scholz, der als Taglöhner den Maurern diente, den 16. Juli in der Mitte des alten Hospitalhauses, da zur Aufführung einer neuen Mauer der Grund gegraben worden, fast zwei Ellen tief unter Auswerfung des Schuttes, einige thönerne Töpfe, in welchen ein Schatz war, der aus großen und kleinen Rosenobeln, alten florentinischen, böhmischen und bischöflich breslauischen Dukaten bestand, welcher 1631 Gulden rheinisch austrug; dabei lagen noch zwei zusammengeschmolzene kleine Stangen von Kronengold. Der Soldat trug sich die Töpfe mit dem Gelde nach Hause, als die Maurer zum Mittagessen nach Hause gegangen waren, woselbst er sie unter sein Bette setzte. Da nun aber sein zehnjähriger Sohn ihn immer mit den Töpfen beschäftigt sah, so visitirte derselbe diese in der Abwesenheit des Vaters, nahm einen Dukaten heraus und ging auf den Markt, um sich Heidelbeeren zu kaufen, und gab den Dukaten für einen Gröschel aus. Die Obstverkäuferin fragte den Jungen, wo er diesen Gröschel her hätte? „O," sagte er, „mein Vater hat etliche Töpfchen voll solcher Gröschel unter dem Bette stehen." So wurde die Sache verrathen. Der Magistrat ließ den Schatz abholen und meldete die Geschichte an den kaiserlichen Hof nach Wien, welcher darauf befahl, von diesem Gelde die kleine Hospitalkirche St. Alberti zu bauen und dem Finder des Schatzes zeitlebens wöchentlich einen Gulden auszuzahlen. Daher erhielt Scholz den Namen Dukaten-Melker. Der Mann versoff das Geld alle Woche richtig in den Branntweinhäusern und wurde dadurch blödsinnig; er redete und sang beständig von seinen Feldzügen gegen die Türken, besonders bei Peterwardein. Natürlicherweise hatte er beständig einen Pöbelhaufen und Kinder zur Begleitung, die ihm immer den Spottnamen Dukaten-Melker nachriefen, welches er oft mit Steinwürfen erwiederte. Diese Dukaten werden in Jauer Albertus-Dukaten genannt. Auf der einen Seite steht eine Lilie mit der Umschrift: Ludovicus Rex, und auf der andern ist Johannes der Täufer in einem rauhen Mantel zu sehen mit der Umschrift: Sanctus Johannes.

Der Wochenkalender des „Kladderadatsch" lautet: „Montag den 17. Oberst Fleury, der Vertraute von Louis Napoleon, hofft noch immer sein Roß nächstens in der Weichsel zu tränken. — Dienstag den 18. Die russische Regierung läßt als Beweis ihrer freundlichen Gesinnung dem Roß des Herrn Fleury geeignete Plätze zur Stillung seines Durstes auf Weichselwasser anweisen. — Mittwoch den 19. Die russische Regierung läßt, um etwaigen weiteren Wünschen entgegenzukommen, eine herrliche Schwemme in der Beresina abstecken. — Donnerstag den 20. Die russische Regierung läßt, um Unglück zu verhüten, eine Warnungstafel „vor Gefahr beim Baden" errichten. — Freitag den 21. Die russische Regierung befiehlt höchst zuvorkommend, nach dem Bade für Striegel und Kartätschen zu sorgen. — Sonnabend den 22. Die russische Regierung befiehlt, dem Roß des Herrn Fleury gute Weideplätze anzuweisen, falls es Lust bekommen sollte, ins Gras zu beißen."

Zu Bayonne starb neulich ein achtzigjähriger Greis, der seit 40 Jahren auf einem bischen Stroh in einem Stalle schlief und blos von den kleinen Gaben lebte, welche ihm die Landleute spendeten, deren Esel er an den Markttagen bewachte. Nach seinem Tode fand man 1786 Frcs. bei ihm, die er sich Sous für Sous erspart hatte.

Am 17. Januar wurde in Battenberg ein Schwalb gefangen und an demselben Tage in Grünstadt gar ein lebendiger Häring. Der Leinenweber Schwalb von dort und der Geschäftsmann Hering von da wurden nämlich wegen Prellerei verhaftet. (Pf. Z.)

Redaktion, Druck und Verlag von G. Ritter in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

Nro. 13. Sonntag, 30. Januar 1853.

Das Herzklopfen.

Das Herz, es ist die Uhr des Lebens,
Die nur mit diesem stehen bleibt,
Es ist der Wecker unsers Strebens,
Der — daß nicht Kraft uns ward vergebens —
Uns fort und fort zu Thaten treibt.
Es kündet laut mit seinen Schlägen
Der Stunden Fluch, der Stunden Segen.

Folgt immer Dem, was es gesprochen,
Und zum Orakel werd' es Euch!
Denn mit bedeutungsvollem Pochen
Bleibt, bis der Tod es hat gebrochen,
Sein treuer Mahnungsruf sich gleich;
Der mächt'ge läßt sich nicht ertödten
Im Stolz des Glücks, in Grames Nöthen.

Und wer sein Herz stets warm gehalten,
Wer immer seinen Ruf verstand,
Den schrecket nicht des Schicksals Walten;
Das Glück mit wechselnden Gestalten
Berührt ihn nur mit leiser Hand.
Im Freudentaumel, in Gefahren
Wird er das Herz sich gleich bewahren.

Wohl in des Daseyns ersten Tagen
Versteht der Mensch sein Herz noch nicht;
Doch in der Mutter Herzen schlagen
Für ihn die Freuden und die Klagen,
Drin strahlet seines Lebens Licht.
Des Mutterherzens ängstlich Pochen
Ist ein Gebet, für's Kind gesprochen.

Der Kindheit Spiel ist schnell verschwunden,
Da still das Herz und harmlos schlägt; —
Bald, in der herrlichsten der Stunden,
Hat es der Liebe Strahl empfunden,
Der wunderbar es aufgeregt.
Es klopft im seligsten Empfinden,
Kann in der Lust sich selbst nicht finden.

Dann ist das Herz in stetem Wallen,
Die mächt'ge Sehnsucht zog hinein;
Sie lauscht den Stundenschlägen allen,
Die gar zu langsam ihr verhallen,
Bis ihr die Liebe nah wird seyn;
Und wird dem heißen Wunsch entsprochen,
Wie laut ist dann des Herzens Pochen!

O fühlt' es nie, nach süßen Träumen,
Daß allzurasch das Glück entschwand! —
Nun wird es öd' in seinen Räumen,
Es weicht die Lust gleich flücht'gen Schäumen;
Jetzt fühlt das Herz, da es sich fand:
Daß es nicht aufgehört zu schlagen
Im Todeskampfe, im Entsagen.

Doch ruhig muß es wieder werden,
Bleibt es auch immer wund und krank.
Wird ihm auf dieser armen Erden
Dann nur ein Trost in den Beschwerden,
Dann klopft das Herz vor freud'gem Dank;
Wird ihm nur Eins, das er erflehte,
Dann klopft's im glühendsten Gebete.

Und will der Mensch ein Werk beginnen,
Er fragt zuerst beim Herzen an:
Treibt's mächtig pochend ihn von hinnen,
Wird er sich sicher Heil gewinnen,
Dann sey mit Muth das Werk gethan!
Klopft aber 's Herz in Angst und Bangen,
Entsagen mag er dem Verlangen!

Hat es für Gutes oft geschlagen,
Dann wird das Herz gar groß und weit;
Es kann in sich den Weltschmerz tragen
Und bleibt doch stark und wird nicht klagen
In seines Werthes Lauterkeit;
Doch mußt's vor Bösem oft sich bücken,
Kann es der kleinste Schmerz erdrücken.

Es kommt die ernsteste der Stunden,
Wo Rechnung selbst das Herz sich legt:
Wohl ihm, kann es sich dann befunden,
Daß es nur rein und warm empfunden,
Daß es nichts Niedres in sich hegt!
Dann fühlt's der Tugend reichen Segen,
Pocht froh dem ew'gen Licht entgegen.

Onkel Tom's Hütte.

(Fortsetzung.)

Georgs Haltung, seine Stimme, das ganze Wesen des Redenden machte für einen Augenblick einen tiefen Eindruck auf die Untenstehenden. In der Kühnheit

und Entschlossenheit liegt Etwas, das selbst die gemeinste Natur ergreift. Marks war der Einzige, der durchaus ungerührt blieb; gelassen spannte er den Hahn seiner Pistole, und während des augenblicklichen Schweigens, das auf Georgs Rede folgte, schoß er nach ihm.

„Ihr wißt, daß Ihr ebensoviel für ihn bekommt, ob Ihr ihn todt oder lebendig in Kentucky abliefert," sagte er kalt, indem er die Pistole an dem Aermel seines Rockes abwischte.

Georg sprang zurück — die Kugel war dicht an seinem Kopf vorbeigeflogen.

Elise stieß einen Schrei aus, als sie den Knall der Waffe hörte und im selben Momente das rasche Zurücktreten ihres Mannes gewahrte.

„'S ist nichts, Elise!" beruhigte sie Georg schnell.

„Du thätest besser, Dich außer dem Gesicht zu halten, wenn Du sprichst," warnte Phineas; „sie sind gemeine Schelme."

„Jetzt, Jim," sagte Georg, „sieh zu, daß Deine Pistolen in Ordnung sind, und beobachte den Paß mit mir. Auf den Ersten, der sich zeigt, feuere ich, den Zweiten nimmst Du, und so wollen wir fort wechseln. Es wäre überflüssig, zwei Schüsse auf Einen zu feuern."

„Aber wenn Du nicht triffst?"

„Ich werde!" entgegnete Georg.

„In Dem steckt was!" dachte Phineas bei sich.

Als Marks geschossen hatte, standen die unten einen Augenblick unentschlossen; dann sagte einer der Leute:

„Ich glaube, Eure Kugel hat getroffen; ich hörte einen Schrei."

„Ich werde gerade hinaufgehen!" rief Tom Loker. „Ich habe mich nie vor Niggern gefürchtet und werde es jetzt auch nicht thun. „Wer folgt mir?" rief er, indem er auf dem steilen Pfade die Felsen hinanstürmte.

Georg hörte die Worte ganz deutlich. Er faßte seine Waffe, prüfte sie genau und zielte, dem Engpaß sich gegenüberstellend, auf den Punkt, wo der Erste erscheinen mußte.

Einer der Muthigsten folgte Tom, und nachdem der Zug so eröffnet war, begann der ganze Haufe die Felsen zu erklettern, die Hintersten die Vordersten schneller stoßend, als sie selbst gegangen seyn würden. Heran kamen sie und nach kurzer Zeit zeigte sich die Stiergestalt Tom's in der Schlucht und war im Nu hart am Rande der Kluft, die ihm aber den Weg abschnitt.

Georg schoß — die Kugel traf ihn in die Seite. Obgleich er nun verwundet war, wollte er doch nicht zurückweichen; mit lautem Brüllen, gleich dem eines wüthenden Stiers, sprang er über den Spalt hinweg mitten unter die Flüchtlinge.

„Freund," sagte Phineas, indem er plötzlich vorsprang und ihn mit einem Stoße seines langen Armes traf, „Du bist hier ganz unnöthig!"

Und er stürzte rücklings in den Abgrund, raschelnd zwischen die Bäume, die Gesträuche, die losen Steine, bis er endlich unten dreißig Fuß tief zerschlagen und stöhnend auf dem steinigen Boden lag.

„Schnell 'nunter, Leute! Das sind wahre Teufel!" schrie Marks, indem er den Rückzug den Felsen hinab mit viel mehr gutem Willen leitete, als das Aufsteigen.

Eiligst taumelten die Andern hinter ihm her, besonders der dicke Constabler, der gewaltig blies und keuchte.

„Ich sage Euch, Leute," rief Marks, „Ihr müßt sehen den Loker aufzuladen, während ich zu meinem Pferde laufe und zurückreite, Hilfe zu holen."

Und ohne auf das höhnende Geschrei seiner Gefährten zu achten, machte Marks die Worte zur That und galoppirte davon.

„Gab es je einen miserabeleren und feigeren Kerl?" sagte Einer des Trupps. „Hierher zu kommen in seinen eigenen Geschäften, und dann davon zu laufen und uns so zu verlassen!"

„Na, den Andern müssen wir aber doch auflesen," sagte ein Zweiter. „Verwünscht will ich aber seyn, wenn ich mich darum kümmere, ob er todt ist oder lebt."

Geleitet durch das Stöhnen Tom's kletterten und krochen sie an den Felsblöcken herum durch das Gesträuch bis zu dem Orte, wo er, mit abwechselnder Heftigkeit ächzend und fluchend, lag.

„Ihr habt Pech, Tom!" sagte Einer. „Seyd Ihr schwer getroffen?"

„Weiß nicht — helft mir auf! — Könnt Ihr nicht? Verflucht der höllische Quäker! Ohne den hätt' ich Einen von ihnen 'runter geworfen, zu sehen, wie es ihm gefiel."

Unter großer Anstrengung ward dem gefallenen Helden emporgeholfen, und indem ihn unter jedem Arm Einer faßte, schafften sie ihn mühsam bis zu den Pferden.

„Könntet Ihr mich nur eine Meile zurück bis zu der Taverne bringen!" stöhnte Tom. „Gebt mir ein Taschentuch oder sonst was, um's hier umzubinden, damit das verdammte Bluten aufhört."

Georg eilte auf den Felsenvorsprung, blickte über denselben und sah, wie sie versuchten, den schwerfälligen Körper Tom's in den Sattel zu heben. Nach einigen vergeblichen Versuchen sank er zurück und fiel auf die Erde.

„Ich hoffe, er wird nicht todt seyn," sagte Elise, welche gleich allen ihren Gefährten, von Georg herbeigerufen, die Anstalten zur Fortschaffung des Verletzten mit beobachtete.

„Weßhalb nicht?" entgegnete Phineas. „Wär' ihm schon recht."

„Weil nach dem Tode das Gericht kommt," sagte Elise.

„Ja," bestätigte die alte Frau, welche während des ganzen Auftrittes in ihrer methodistischen Weise geseufzt und gebetet hatte, „es seyn traurig Sach' für solch arme Creatur!"

„Auf mein Wort, sie verlassen ihn, glaub' ich," versetzte Phineas.

So war es, denn nach einer kurzen Berathung stiegen alle die Verfolger zu Pferde und ritten hinweg.

Als sie beinahe außer Gesicht waren, zeigte der Quäker eine große Rührigkeit.

„Wir müssen hinunter und ein Stück vorwärts gehen, um Michael, der Hilfe bringt, zu treffen. Der Himmel gebe, daß er bald kommt. Es ist früh am Tage, jetzt gibt es noch nicht viel Fußreisende und wir können mehr als zwei Meilen machen, ohne daß wir zu rasten brauchten."

Als die Flüchtlinge die Umhägung erreicht hatten, erblickten sie in der Ferne auf der Straße ihren eigenen Wagen, der zurück kam, begleitet von einigen Männern zu Pferde.

„Gut!" rief Phineas freudig aus — „da kommt Michael und Stephan und Amariah! — Jetzt sind wir geborgene Leute, so sicher, als wenn wir schon dort wären."

„So laßt uns Halt machen," sagte Elise, „und etwas für den armen Menschen thun; er stöhnt fürchterlich."

„Es wäre nur christlich," sagte Georg; „laßt uns ihn aufheben und fortbringen."

„Und ihn unter den Quäkern heilen!" meinte Phineas. „Das ist sehr schön. Nun, es macht mir keinen Kummer, ob wir's thun. Sehen wir nach ihm!"

Und Phineas, welcher während seines Jägerlebens einige Kenntnisse der Wundarzneikunde erlangt hatte, kniete neben dem Verletzten nieder und prüfte sorgsam seinen Zustand.

„Marks," sagte Tom mit schwacher Stimme, „bist Du's?"

„Nein, Freund, ich denke nicht, daß ich's bin," erwiederte Phineas. „Marks kümmert sich nicht um Dich; wenn nur seine eigene Haut in Sicherheit ist. Der ist fort, schon lange."

„Ich glaub', mit mir ist's aus," sagte Tom. „Der verfluchte kriechende Hund, mich allein hier sterben zu lassen! — Meine alte Mutter sagte mir immer, es würde so kommen."

„Hören nur arme Creatur!" versetzte die alte Negerin. „Oh, es seyn gewiß noth, zu bemitleiden ihn!"

„Sachte, sachte! stoße nicht so, Freund!" sagte Phineas, als Tom seine Hand zurückwies. „Du hast keine Hoffnung, davon zu kommen, wenn ich nicht das Blut stille."

Und der Quäker war eifrig damit beschäftigt, einige chirurgische Anordnungen mit seinem eigenen Taschentuche und denen zu treffen, welche die Andern ihm überlassen konnten.

„Ihr stießt mich hinab!" keuchte Tom.

„Na, hätt' ich's nicht gethan, so würden die Andern Dich hinuntergeworfen haben, siehst Du wohl," sagte Phineas, während er sich bückte, um den Verband anzulegen. „So, so — laß mich die Binden festmachen; wir meinen es gut mit Dir — sind nicht böse. Du sollst in ein Haus gebracht werden, wo sie Dich pflegen werden, so gut wie Deine eigene Mutter könnte."

Tom stöhnte und schloß die Augen. Bei Menschen seiner Klasse sind Kraft und Entschlossenheit nur eine physische Sache und verschwinden mit dem fließenden Blute. So sah denn auch der riesige Tom wirklich in seiner Hilflosigkeit bemitleidenswerth aus. Die Andern kamen jetzt heran. Die Sitze wurden aus dem Wagen genommen, die Büffelfelle der Länge nach in demselben ausgebreitet und Tom's schwerer Körper nicht ohne Mühe hineingebracht. Noch ehe dies geschah, war der Verletzte vollkommen ohnmächtig. Die alte Negerin setzte sich im Uebermaße ihres Mitleids auf den Boden im Wagen und nahm seinen Kopf in ihren Schooß. Elise mit Harry, Georg und Jim theilten sich, so gut es gehen wollte, in den übrigen Platz und man brach auf.

„Was haltet Ihr von ihm?" sagte Georg zu Phineas, der vorn saß.

„Na, 's ist 'ne recht schöne, tiefe Fleischwunde, und der Sturz hat ihm gerade nicht gut dabei gethan. 'S hat hübsch geblutet, ihn tüchtig ausgetrocknet — den Muth und Alles; aber er wird's durchmachen, denk' ich, und vielleicht was d'raus lernen."

„Ich freue mich, Euch so sprechen zu hören," versetzte Georg. „Es wäre immer ein schwerer Gedanke für mich gewesen, hätte ich seinen Tod verursacht, selbst in einer gerechten Sache."

„Ja," sagte Phineas, „todtschlagen ist ein häßliches Geschäft, wär's auch nur ein Thier. Ich bin zu meiner Zeit ein großer Jäger gewesen, und ich sage Dir, ich habe einen Rehbock gesehen, der niedergeschossen war und verendend den Thäter mit Augen anstarrte, daß es diesem vorkommen mußte, als wäre er wirklich schlecht, weil er ihn getödtet hatte; und bei menschlichen Geschöpfen ist das noch 'ne viel ernstere Betrachtung, weil, wie Deine Frau sagt, nach dem Tode das Gericht kommt. Ich weiß nicht, ob die Begriffe von unsern Leuten über diese Sachen

richtig sind, aber in Erwägung meiner Erziehung habe ich sie ganz angenommen."

„Was werden wir mit dem armen Menschen anfangen?" fragte Georg.

„O, wir bringen ihn zu Amariah; da ist die alte Großmutter Stephans — Torkas heißt sie —, die ist eine prächtige Krankenwärterin. Sie befindet sich nie wohler, als wenn sie irgend einen kranken Körper zu pflegen hat. Wir dürfen darauf rechnen, ihn ihr für vierzehn Tage oder so was in Pflege zu geben."

Nach einer Stunde erreichten die Flüchtlinge ein hübsches Farmhaus, wo sie ein reichliches Frühstück antrafen. Tom Loker wurde in ein reineres und weicheres Bett gelegt, als er für gewöhnlich einzunehmen pflegte, seine Wunde kunstgerecht verbunden, und er lag matt da, die Augen öffnend und schliessend, wie ein schwaches Kind, während er die weißen Fenstervorhänge und die freundlich hin und her gleitenden Personen anstierte. —

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

(Die Frauen von Abo.) Im Jahre 1599, als Herzog Karl von Schweden (später König Karl der Neunte) das Schloß Abo belagerte, zeichneten sich in der Vertheidigung des Schlosses die Finnländerinnen, unter ihnen Heba Stenbock, Katharina Boie, Helena Flemming, so sehr aus, daß die Frauen von Abo lange Zeit sprichwörtlich als Heldinnen genannt wurden. Sie kämpften nicht allein mit, sondern sie ermunterten durch Worte und Beispiel die Ermattenden. Sechs Wochen hielt sich das Schloß. Kaum war der Herzog eingerückt, als er in die Kirche eilte, wo der Sarg mit der Leiche Flemmings, seines unversöhnlichsten Feindes, stand. Um sich von seinem Tode zu überzeugen, ließ er die Leiche aus dem Sarge herausnehmen und raufte mit einer wüthenden Freude dessen Bart, indem er sagte: „Dich hätten wir lebend antreffen sollen, Verräther!" Da versetzte die wackere Wittwe Flemmings: „Wenn er lebte, würdest Du, Barbar, wahrscheinlich seinen Bart nicht angerührt haben!" — Der ergrimmte Herzog ließ sie sofort in den Hungerthurm werfen; der Leichnam des Braven mußte unbeerdigt bleiben.

Bekanntlich nennt man die Juden „alttestamentarische Glaubensgenossen." Dies wissend, hat unlängst eine reisende Jüdin auf die Frage, wer sie sey, sich eine „alttestamentarische — Modehändlerin" genannt.

Eine tragikomische aber wahre Vergiftungsgeschichte hat sich in diesen Tagen in Frankfurts Vorstadt Sachsenhausen mit 6 capitolinischen Vögeln zugetragen. Ein dortiger Einwohner hatte sich 6 Gänse angeschafft, um dieselben mästen zu lassen und sich dann von Zeit zu Zeit an ihrem Braten erfreuen zu können. Aber, o Schrecken! eines Morgens fand die Ehehälfte die zärtlich gepflegten Thiere entseelt, aber noch warm, als wenn sie eben erst verschieden wären, am Boden des Behälters liegen. Aus Furcht vor Vorwürfen des Mannes bestellte die Frau 6 andere Gänse, welche ihr auch für den nächsten Tag zugesagt wurden. Um jedoch wenigstens einigen Profit von den vergiftet geglaubten Thieren zu haben, beraubte sie dieselben ihres Gefieders. Andern Tages in früher Morgenstunde weckt lautes Geschrei das Ehepaar aus dem Schlummer. Die Frau glaubt, der neue Gänsebauer sey schon angekommen mit den Rekruten; aber bald sieht sie, daß nicht andere, sondern die 6 todtgeglaubten, gerupften Gänse leibhaftig herumlaufen, weil sie von einem nicht weniger erstaunten Hunde verfolgt werden. Nachforschungen ergaben, daß Tags zuvor dort ein Faß Branntwein zum Theil verschüttet worden war, wovon die Gänse gekostet hatten. Der Spiritus hatte bei ihnen die betäubende Wirkung des Chloroforms!

Elihu Burrit, der Friedensvereins-Präsident, hat es auf das Nürnberger Spielzeug abgesehen. Die Kölner Zeitung theilt wiederum ein Oelblatt des „Friedlichen" mit, in welchem folgende Stelle figurirt: „Selbst fromme Mütter und christliche Prediger pflegen für ihre Söhne Helme und Federbüsche, blecherne Säbel und hölzerne Gewehre zu kaufen und ermuthigen sie sogar (entsetzlich!) mit andern Kindern kleine Compagnien jugendlicher Freiwilliger zu formiren, um sie schon im frühesten Alter auf das blutige Handwerk der Menschenschlächterei vorzubereiten."

Buchstaben-Räthsel.

Ich bin die Eigenschaft von vielen Dingen,
Und öfter wird dir's auch die Zeit;
Doch mache meinen Kopf zum Fuße,
So täusch' ich mancher Thiere Gierigkeit.

Auflösung des Räthsels in Nro. 19:

Erde.

Redaktion, Druck und Verlag von G. Ritter in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

Nro. 14. Dienstag, 1. Februar 1853.

Onkel Tom's Hütte.

(Fortsetzung.)

Siebzehntes Kapitel.

Miß Ophelia's Erfahrungen und Ansichten.

Unser Freund Tom verglich in seinem einfachen Sinne das glückliche Loos, das ihm in seiner Knechtschaft zu Theil geworden war, oft mit dem Josephs in Aegypten; und in der That, mit der Länge der Zeit und während er unter den Augen seines Herrn mehr und mehr seine guten Eigenschaften entwickelte, um so treffender wurde der Vergleich.

St. Clare war gleichgiltig in Beziehung auf das Geld. Bisher war die Versorgung mit den Bedürfnissen für das Hauswesen hauptsächlich durch Adolf geschehen, der gerade so gleichgiltig und verschwenderisch war, wie sein Herr.

Seit langen Jahren daran gewöhnt, seines Herrn Eigenthum seiner Sorge anvertraut zu sehen, bemerkte Tom mit einem Unbehagen, das er kaum zu unterdrücken vermochte, die Vergeudungen in allen Stücken des Haushalts.

St. Clare benutzte ihn zuweilen gelegentlich und da ihm sein gesundes Urtheil und seine Befähigung zur Verrichtung aller Geschäfte auffiel, vertraute er ihm immer mehr an, bis ihm endlich die Besorgung aller Einkäufe für die Familie und das Hauswesen übertragen wurde.

Tom betrachtete seinen heitern und hübschen jungen Herrn mit einem eigenen Gemisch von Treue, Ehrfurcht und väterlicher Sorgfalt. Daß dieser nie in der Bibel las, nie in die Kirche ging, an Allem und Jedem, was ihm in den Weg kam, seinen Witz übte; daß er seine Sonntagsabende im Theater oder in der Oper zubrachte; daß er öfter in Trinkgesellschaften und Clubbs ging, als sich geziemte — das waren sämmtlich Dinge, die Tom eben so gut sehen konnte, wie jeder Andere, und worauf er die Ueberzeugung stützte, daß „Mas'r wären nicht ein Christ" — eine Ueberzeugung, die er indeß sehr schwer gegen irgend Jemand ausgesprochen hätte, aber auf die er manche Gebete nach seiner eigenen einfachen Weise gründete, wenn er allein in seiner kleinen Kammer saß.

Einstmals kam St. Clare in einer Sonntag-Nacht zwischen ein und zwei Uhr in einem Zustande nach Hause, welcher deutlich zeigte, daß das Physische entschieden das Uebergewicht über das Intellectuelle gewonnen hatte. Tom und Dolf brachten ihn zu Bett; der Letztere sehr lustig, indem er offenbar die Sache als einen Spaß betrachtete und herzlich über Tom's bäuerischen Abscheu lachte, der in der That einfältig genug war, den ganzen übrigen Theil der Nacht zu wachen, um für seinen jungen Herrn zu beten.

„Nun, Tom, auf was wartest Du?" sagte St. Clare am nächsten Morgen, als er in Schlafrock und Pantoffeln in seiner Bibliothek saß. Er hatte Tom soeben Geld zu verschiedenen Aufträgen gegeben. — „Ist nicht Alles richtig?" fügte er hinzu, als Tom noch immer dastand.

„Ich fürchten, nein, Mas'r," erwiederte dieser mit ernstem Gesicht.

St. Clare legte die Zeitung nieder, setzte die Kaffeetasse weg und blickte Tom an.

„Nun, Tom, was gibt's denn? Du stehst ja so feierlich aus wie ein Sarg."

„Ich fühlen, nicht recht gedacht zu haben gegen Mas'r; ich immer haben geglaubt, daß Mas'r würden gut seyn gegen Jedermann."

„Nun, bin ich das nicht gewesen? Was brauchst Du? Ich denke, Du hast irgend was nicht bekommen und das ist die Vorrede."

„Mas'r immer waren sehr gut gegen mich — ich haben nicht zu klagen über das. Aber da leben Einer, gegen den Mas'r handeln nicht gut."

„Ei, Tom, was fällt Dir ein? Sprich es aus, was meinst Du?"

„Letzte Nacht zwischen eins und zwei denken ich so nach über gewisse Sach', und ich finden 'raus, daß Mas'r nicht gut gegen — sich selbst."

Tom sagte dies, indem er den Rücken seinem Herrn zuwandte und die Hände auf den Thürgriff legte. St. Clare fühlte, wie er dunkelroth wurde, aber er lachte.

„O, das ist Alles, nicht?" sagte er heiter.

Tom drehte sich plötzlich um, und indem er sich vor seinem Herrn auf die Kniee warf, hob er an mit flehendem Tone:

„Ach, mein theuer jung Mas'r, ich haben bang, es seyn wird Verlust von Alles — Alles — Leib und Seel. Ob, theuer Mas'r, das heilig und gut Buch schreiben: es beißen wie Schlange und stechen wie Natter."

Seine Stimme stockte und die Thränen rannen ihm über die Wangen.

„Du armer Thor!" sagte St. Clare. Dann aber traten ihm selbst Thränen in die Augen und indem er sich beschämt fühlte, fuhr er fort: „Steh auf, Tom; ich bin es nicht werth, daß Du über mich weinst."

Doch er wollte nicht aufstehen und blickte flehend empor.

„Nun gut, Tom, ich will zu keinem von diesen verdammten Gelagen mehr gehen," sagte St. Clare. „Auf Ehre, ich möchte nicht mehr. Ich weiß gar nicht, weßhalb ich nicht schon längst Halt gemacht habe. Ich habe das immer verachtet und mich oft selbst. Also jetzt trockne Deine Thränen, Tom, und besorge Deine Aufträge."

Tom stand auf und wollte sprechen.

„Geh, geh, Tom! keine Segenswünsche! ich bin nicht so wunderbar gut," sagte St. Clare, ihn sanft gegen die Thüre drängend.

Und Tom ging, die Augen trocknend, mit großer Zufriedenheit.

„Ich werde ihm mein Wort halten!" sprach St. Clare für sich, nachdem er die Thüre zugemacht hatte. Und er that es wirklich; denn grobe Sinnlichkeit war in keiner Gestalt die Versuchung seiner Natur. —

Wer aber kann beschreiben, welche Plackereien unsere Freundin Miß Ophelia, die das Amt einer südlichen Hausfrau übernommen hatte, während dieser ganzen Zeit ausstehen mußte!

Im Süden sowohl als im Norden gibt es Frauen, welche ein ausgezeichnetes Talent zum Befehlen und zum Erziehen haben. Diesen wird es ohne sichtliche Mühe und ohne alle Strenge leicht, die verschiedenen Bewohner ihres kleinen Staates ihrem Willen zu unterwerfen und in systematische Ordnung zu bringen, ihre Eigenthümlichkeiten zu reguliren und die Fehler der Einen durch die guten Eigenschaften der Andern in ein Gleichgewicht zu bringen.

Eine solche Hausfrau war Mistreß Shelby. Aber solch eine Hausfrau war Marie St. Clare eben so wenig, wie vor ihr ihre Mutter. Träge und kindisch, unsystematisch und unvorsichtig, ließ sich nicht erwarten, daß Diener, die unter solcher Zucht aufgewachsen waren, anders seyn würden, und sehr richtig hatte die Lady Miß Ophelien den Zustand der Verwirrung geschildert, den sie in dem Hause finden würde, obgleich sie denselben nicht der eigentlichen Ursache zuschrieb.

Am ersten Morgen ihrer Regentschaft war Miß Ophelia schon um vier Uhr auf, und nachdem sie ihr eigenes Zimmer gereinigt hatte, wie sie zur größten Verwunderung des Stubenmädchens bei ihrem jedesmaligen Aufstehen gethan, seitdem sie in das Haus kam, bereitete sie sich zu einer tüchtigen Inspection der Speise- und Vorraths-Kammern des Hauses vor, dessen Leitung sie übernommen hatte.

Die Speisekammer, die Metall- und Porzellan-Geschirrkammer, die Küche und der Keller hatten an diesem Tage eine gewaltige Durchsicht erfahren. Verborgene Dinge wurden aus dunkler Nacht an's Licht gezogen, und das in einer Ausdehnung, welche alle die „ersten Capacitäten und Gewalten der Küche und des Hauses" in Allarm versetzte und unter den Dienstboten überhaupt Verwunderung und Gemurre über diese „nordischen Ladies" hervorrief.

Die alte Dinah, die erste Köchin und oberste Autorität in dem ganzen Küchendepartement, wurde von Wuth über Das erfüllt, was sie als eine Verletzung ihrer Privilegien betrachtete. Kein Lehensbaron in den Zeiten der Magna Charta hätte irgend einen Uebergriff der Krone stärker empfunden.

Dinah besaß einen eigenthümlichen Charakter und es hieße ungerecht gegen ihr Andenken seyn, wollten wir nicht dem Leser einen Begriff von ihr geben.

Sie war eine geborne und vortreffliche Köchin, eben so wie Tante Chloe; die Kochkunst gehört zu den natürlichen Anlagen des afrikanischen Stammes. Doch Chloe war eine gebildete und methodische, die sich auf eine ordentliche, häusliche Weise bewegte, während Dinah ein Genie war, das sich selbst bildete und, gleich den meisten Genies, im höchsten Grade bestimmt und hartnäckig war.

So wie eine gewisse Klasse Philosophen, verwarf Dinah Logik und Vernunftgründe in jeder Gestalt und nahm stets ihre Zuflucht zu der Gewißheit der Anschauung; und hier war sie durchaus unbesiegbar. Kein möglicher Grad des Talentes oder der Autorität oder der Auseinandersetzung konnte in ihr jemals den Glauben erwecken, irgend ein anderer Weg sey besser, als der ihrige, oder daß ihr Verfahren auch nur im Geringsten geändert werden könnte. Das war ein Zugeständniß bei ihrer früheren Herrin, Mariens Mutter, gewesen: und „Miß Marie", wie die alte Dinah ihre junge Gebieterin selbst nach der Verheirathung immer noch nannte, fand es viel bequemer, diesem sich zu fügen, als es zu bestreiten.

So hatte denn Dinah die oberste Herrschaft ausgeübt, und das war ihr um so leichter, da sie vollkommen die diplomatische Kunst besaß, die größte Unterwürfigkeit des Benehmens mit der größten Unbeugsamkeit des Thuns zu vereinigen.

Auch war Dinah Meisterin in der Kunst, Entschuldigungen vorzubringen. In der That war es Grundsatz bei ihr, Andere glauben zu machen, eine perfekte Köchin könne keine Fehler begehen; und in einer südlichen Küche findet eine Köchin immer genug Köpfe und Hände, denen sie jede Sünde, jedes Versehen aufbürden kann, so daß ihre eigene Reinheit immer unbefleckt bleibt. War irgend eine Speise mangelhaft oder verdorben, so gab es dafür zwanzig Gründe und die Schuld fiel unleugbar eben so vielen andern Personen zur Last. —

Es war jetzt die Zeit der einleitenden Vorbereitungen zum Mittagessen. Dinah, welche Ruhe und Zeit zum Nachdenken nöthig hatte, saß in der Küche auf einem Schemel, aus einer kurzen Pfeife rauchend, der sie sehr zugethan war und die sie jedesmal anzündete, wenn sie zu ihren Ueberlegungen Begeisterung suchte. Dies war Dinah's Weise, die häuslichen Musen anzurufen.

Rings um sie her saßen verschiedene Mitglieder der heranwachsenden Generation, von denen man in den südlichen Haushaltungen einen Ueberfluß findet, Pfirsiche abziehend, Kartoffeln schälend, Federvieh rupfend und sonstige dergleichen Arbeiten verrichtend, während Dinah sich in ihren Betrachtungen dann und wann unterbrach, um hier einen Klaps, dort einen Schlag zu versetzen.

Miß Ophelia trat jetzt, ihre Inspectionsrunde machend, in die Küche. Dinah hatte aus verschiedenen Quellen gehört, was vorging, und war entschlossen, sich defensiv und conservativ zu verhalten und dabei jeder Maßregel, ohne zu widersprechen, Widerstand entgegenzusetzen.

Als St. Clare das erstemal aus dem Norden zurückgekehrt war, wohin er schon öfter Reisen unternommen, hatte er nach dem Systeme der Ordnung, das in seines Onkels Küche herrschte, eine Menge Schränke und andere Geräthschaften gekauft, um auch in seiner Küche jene systematische Ordnung einzuführen.

Als Miß Ophelia in die Küche trat, stand Dinah nicht auf, sondern rauchte in erhabener Ruhe weiter, deren Bewegungen mit seitwärts schielenden Blicken beobachtend, dem Anscheine nach aber nur mit Dem beschäftigt, was sie umgab.

Miß Ophelia fing damit an, einige Fächer herauszuziehen.

„Zu was ist dieser Schrank, Dinah?" fragte die Inspicirende.

„Zu allerhand, Missis," entgegnete die Gefragte. Und so schien es auch zu seyn. Von dem mannigfaltigen Inhalte zog Miß Ophelia zuerst ein feines Damast-Tischtuch hervor, das mit Blut befleckt war und offenbar dazu gedient hatte, rohes Fleisch einzuwickeln.

„Was ist das, Dinah?" sagte die Miß — „Du wirst doch wohl nicht blutiges Fleisch in die besten Tischtücher Deiner Gebieterin einschlagen?"

„O Herr, nein, Missis; die Handtücher grad all haben gefehlt — so ich genommen das. Und weil's muß werden gewaschen, so haben ich gesteckt es einsweilen da 'nein."

„Unordentlich!" sagte Miß Ophelia bei sich selbst und fuhr fort, den Inhalt zu untersuchen, wobei sie ein Muskatnuß-Reibeisen und zwei oder drei Muskatnüsse fand, ferner ein methodistisches Gesangbuch, ein paar schmutzige Madras-Taschentücher, etwas Garn, Strickgeräth, ein Papier mit Rauchtabak und eine Stummelpfeife, einige Haarwickel, ein oder zwei goldrandige Tassen mit Pomade darin, zwei alte Straminschuhe, ein zusammengewickeltes Stück Flanell, eine Anzahl Zwiebeln enthaltend, einige Damast-Servietten, Zwirn, Nadeln und eine Menge halb offene Düten, aus welchen süßduftende Kräuter und Gewürze herausfielen.

„Wo hebst Du die Muskatnüsse auf, Dinah?" fragte Miß Ophelia mit einem Ausdrucke, als wollte sie Gott um Geduld bitten.

„Ich heben auf an gut Platz, Missis; da liegen in zerbrochen Theetass', und da auch, und da in das Fach."

„Hier sind welche in der Schrankschublade," sagte die Miß, sie in die Höhe haltend.

„Herr, ja, ich legen sie hin dies Morgen; — ich lieben, zu haben meine Ding an Hand," sagte die Schwarze.

„Was ist dies?" fragte die Inspicirende, die Tasse mit der Pomade erhebend.

„Ach, das mein Haarfett."

„Verwendest Du dazu die besten Tassen Deiner Herrin?"

„Ich haben gethan in Eile, Missis; ich hätten geändert noch dies Morgen."

„Hier sind zwei Damast-Servietten."

„Ich haben hingelegt, in Wäsche zu geben dies Tage."

„Hast Du keinen andern Ort, wohin die Sachen kommen, die gewaschen werden sollen?"

„Ja, Mas'r haben kauft dies Mobil dazu; aber ich gefallen, zu machen mein Biscuit da drauf, und es nicht immer handlich, zu schlagen dies Deckel in Höh'."

„Weßhalb machst Du Deine Biscuits nicht auf dem Tische dort?"

„Herr, er stehen so voll von Schüssel, Missis,

und ein ander Ding dafür, seyn nicht Platz da, keinsweg."

„Aber Du solltest die Schüsseln abwaschen und fortstellen."

„Abwaschen die Schüssel!" rief Dinah beinahe in kreischendem Tone, indem ihre Wuth über ihr gewöhnliches unterwürfiges Wesen die Oberhand zu gewinnen schien. „Was kennen Ladies von Arbeit, ich möchten wissen? Wie könnten Mas'r essen zu gehörig Zeit, wenn man immer wollten waschen Schüssel? Miß Marie mir sagen nie davon."

„Hier sind Zwiebeln," fuhr Miß Ophelia fort.

„Herr, ja! Das ganz besondere Art Zwiebel; ich aufheben für gewisse Gericht', und ich vergessen, daß waren in alt Stück Flanell."

Jetzt hob Miß Ophelia die offenen Kräuterdüten in die Höhe.

„Ich wünschten, Missis nicht wollten sie anrühren. Ich lieben, zu halten meine Ding', wo ich wissen zu greifen sie," sagte Dinah ziemlich entschiedenen Tones.

„Ach Du könntest die Düten doch wenigstens zumachen."

„Das gar handlich, zu schütten sie aus," meinte Dinah.

„Doch Du siehst, daß der Inhalt im ganzen Fach herumfällt."

„O Herr helfen! ja, wenn Missis Alles so drehen um und um, so müssen Gewürz und Thee fallen 'raus. Missis haben schüttet es dahin," sagte die Schwarze, indem sie mürrisch zu dem Fache trat. „Wenn Missis nur wollten gehen, bis kommen mein Zeit, zu räumen auf, da sollten finden Alles recht; und was können überhaupt ich thun, wenn Missis hier nur gehen 'rum, zu hindern! — Du, Sam, nicht geben klein Kind das Zuckerbüchs — ich werden Dir geben Schläg', wenn Du nicht denken!"

„Höre, Dinah, ich werde die Küche durchgehen und Alles in Ordnung bringen; und dann erwarte ich, daß Du es in dieser Ordnung hältst."

„Hören, Miß 'Phely, ich halten das nicht vor recht Weg, daß Ladies solch Arbeit wollen thun. Alte Missis und Miß Marie niemal dies haben gethan, und ich sehen auch dazu kein Noth."

Und Dinah stolzierte unwillig umher, während Miß Ophelia Schüsseln und Teller sortirte, eine Menge einzelner Behälter mit Zucker in ein großes Schubfach leerte, Tischtücher, Servietten und Handtücher zum Waschen ordnete, mit eigenen Händen Geschirr abwusch, dann abtrocknete und an seinen gehörigen Platz stellte — und das mit einer Gewandtheit, welche die Dienerschaft im höchsten Grade erstaunen machte.

„Herr! na, wenn das Gebrauch bei Ladies in Nord, dies Arbeit zu thun, sollten man sie nicht mehr nennen Ladies, keinsweg!" sagte Dinah zu einer ihr Untergebenen, als sie außer der Hörweite war.

Miß Ophelia ordnete binnen wenigen Tagen jedes Departement des Haushalts auf eine systematische Weise; aber ihre Arbeiten waren, insofern sie von der Mitwirkung der Diener abhingen, denen des Sisyphus und der Danaïden zu vergleichen.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Die Berliner „Feuerspritze" theilt folgenden hübschen Scherz mit: „Nach Frankfurt an der Oder kommt vor 14 Tagen aus Berlin ein Engländer, steigt in einem der dortigen ersten Hotels ab, lebt 8 Tage sehr vergnügt, d. h. spricht mit Niemand ein Wort, sondern besucht täglich mit seinem „Wegweiser" unter dem Arm die Oderbrücke, die Nicolaikirche und durchwandert die Straßen der Stadt, jedes Haus aufmerksam betrachtend. Eines Morgens bricht er endlich sein räthselhaftes Schweigen und fragt den Wirth: „Wuo is Buondstag?" Der schlaue Hotelier zuckt die Achseln und schüttelt den Kopf, als verstände er die Frage nicht. Da kommt ein anderer Engländer mit Familie angefahren. Die beiden Landsleute sprechen kurze Zeit mit einander, und sofort befiehlt der Erstere, augenblicklich zu packen und seinen Koffer nach der Eisenbahn zu bringen. Nach einer Stunde war er auf dem Wege nach Frankfurt am Main, in welcher Stadt er sich seit acht Tagen zu befinden glaubte."

(Curiosum.) Es kommen jetzt vielfach französische Pässe vor, die, in den ersten Tagen der 1848er Republik ausgestellt, die Worte „liberté et égalité" an der Spitze (gedruckt) tragen, welche Worte ebenso wie „republique française" blos ausgestrichen sind und an ihre Stelle die jetzt übliche Formel gesetzt ist (Im Namen des Kaisers). Das Papier trägt noch als Wasserzeichen den Namen des Königs Louis Philipp.

Auflösung des Buchstaben-Räthsels in Nro. 13:

Lange — Angel.

Redaktion, Druck und Verlag von G. Ritter in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

Nro. 15. Freitag, 4. Februar 1853.

Onkel Tom's Hütte.

(Fortsetzung.)

Als Miß Ophelia eines Nachmittags in der Küche war, riefen einige der schwarzen Kinder:

„Prue! Prue! Da kommen Prue; sie ächzen und verdrehen Augen wie immer!“

Ein hageres ebenholzfarbiges Weib trat in die Küche, auf ihrem Kopfe einen Korb mit geröstetem Zwieback tragend.

„He, Prue, kommen Du?“ sagte Dinah.

Das schwarze Weib hatte einen mürrischen Ausdruck des Gesichts und eine dumpfe Stimme. Sie setzte ihren Korb nieder, warf sich daneben und stützte die Ellenbogen auf die Kniee, die Worte ausstoßend:

„O Herr! ich wünschen, ich wären todt!“

„Weßhalb wünschest Du, todt zu seyn?“ fragte Miß Ophelia.

„Ich wären dann aus mein Elend,“ erwiederte die Frau dumpf, ohne die stieren Augen vom Boden zu erheben.

„Was brauchen Du Dich zu betrinken, Prue?“ sagte ein Quadronenmädchen, indem sie, während sie sprach, ein Paar Korallen-Ohrgehänge funkeln ließ.

Das Weib sah sie mit einem finstern, mürrischen Blicke an.

„Du werden kommen auch dazu vielleicht eins Tags,“ sagte sie dann zu dem Mädchen. „Ich wollten, daß ich könnten Dich sehen, wie Du Dich dann werden laben an paar Tropfen, gleich ich, zu vergessen Dein Elend.“

„Na, Prue, weisen 'mal her Dein Zwieback,“ sagte Dinah. „Hier, Miß 'Phely, wollen nehmen und zahlen dafür.“

Miß Ophelia nahm ein paar Dutzend und gab ihr das Geld mit der Warnung, es wohl zu verwahren, damit sie es nicht verliere.

„Sie zählen mein Geld, wenn ich kommen nach Haus, Missis,“ sagte das Weib, „und wenn nicht Alles richtig, sie schlagen mich halb todt.“

„Geschehen Dir ganz recht!“ versetzte Jane, das Stubenmädchen. „Du nehmen ihr Geld und werden betrunken davon.“

„Ich nicht kann leben auf ander Weg — als trinken und vergessen mein Elend,“ entgegnete das Weib.

„Du bist schlecht,“ warf Miß Ophelia ein, „daß Du Deines Herrn Geld stiehlst und Dich damit zum Thier erniedrigst.“

„Das wohl möglich, Missis; aber ich so wollen thun — ja, ich wollen — daß ich sterben daran. O Herr, wann ich nur wären todt und aus mein Elend!“

Dabei erhob sich das traurige Geschöpf langsam und setzte ihren Korb wieder auf den Kopf. Doch ehe sie ging, blickte sie auf das Quadronenmädchen, das noch immer mit seinen Ohrgehängen spielte.

„Du denken mächtig schön zu seyn mit das da, Du spielen und drehen Kopf und sehen über Achsel Jedermann; doch denken — Du werden morgen auch seyn arm, elend, wie ich. Dann werden Du wollen kommen aus Dein Qual und auch trinken — ja, trinken in Verzweiflung — oh! oh!“

Und mit einem dumpfen Gestöhne verließ das Weib die Küche.

„Widerlich alt Thier!“ sagte Adolf, der für seinen Herrn Rasirwasser holte. „Wären sie mein, ich noch schlimmer sie wollten bedienen, als ihr Mas'r.“

„Du das nicht könnten, Dolf, keinsweg,“ entgegnete Dinah; „Du sollten 'mal sehen ihr Rücken — das seyn schön Anblick!“

Unser Freund Tom, der während des Gesprächs mit der alten Zwiebacksfrau gleichfalls zur Küche gekommen war, ging ihr nach auf die Straße. Er hörte, wie sie alle Augenblicke ächzte und stöhnte. Endlich setzte sie ihren Korb auf einer Treppe nieder und begann ihr altes, abgetragenes Tuch, das ihre Schultern bedeckte, zu ordnen.

„Ich will Deinen Korb ein Stückchen tragen," sagte Tom theilnahmvoll.

„Zu was?" entgegnete die Frau. „Brauchen nicht Hilfe."

„Du scheinen krank — oder bekümmert — oder sonst was."

„Seyn nicht krank," erwiederte die Frau kurz.

„Ich wünschen," sagte Tom, indem er sie ernst ansah, „ich wünschen, Dich können bereden, besser zu werden — nicht mehr trinken. Wissen Du nicht, es werden zu Grund richten Dich ganz — Leib und Seel?"

„Ich wissen, ich nur bestimmt seyn zu Marter!" versetzte die Frau mürrisch. „Ihr nicht brauchen zu sagen mir das. Ich häßlich, ich schlecht — ich gehen gerade zu Marter — ich so wollen."

Tom schauderte bei diesen furchtbaren Worten, die mit dumpfem, leidenschaftlichem Ernste gesprochen wurden.

„Der Herr erbarmen sich Deiner, arme Creatur! Haben Du nie gehört von Jesus Christ?"

„Wer seyn das?"

„Ei, ei! der Herr!" sagte Tom, erstaunt über ihre Unwissenheit.

„Ich wohl haben gehört erzählen von Herrn und Gericht und Qual."

„Aber Niemand haben je Dir erzählt von Herrn Jesus, der geliebet alle Menschen und gestorben für uns arme Sünder — gestorben am Kreuz?"

„Wissen nichts von das," entgegnete die Frau. „Niemand haben geliebt mich, seit gestorben mein alt Mann."

„Wo seyn Du aufgewachsen?" fragte Tom.

„Oben in Kentuck. Ein Mann, der gekauft Kinder und sie gezogen für Markt, haben gehalten mich, zu helfen erziehen die Jungen. Ich hatten dort nicht schlecht. Mas'r aber gaben auf sein Geschäft und verkauften mich an ander Händler; der haben gebracht mich hierher."

„Was konnten Dich bringen zu so bös Laster, zu trinken?"

„Zu werden los mein Leid und Elend. — Ich hatten ein Kind, das noch getrunken, und weil mein Mas'r, der mich gekauft, nicht waren Speculater, so glaubten ich, daß ich könnten es ziehen. Es waren prächtig klein Ding, und Missis schienen zu denken in Anfang gut; es auch nie that schreien. Doch Missis viel krank, und ich bei ihr Pflege bekommen Fieber; da waren all mein Milch weg, das Kind fallen zurück, daß nur mehr seyn Haut und Knochen, und Missis wollten nicht kaufen Milch für es. Nun fangen es an zu schreien Tag und Nacht, und Missis werden bös und sagen, das Kind wären nichts als Aergerniß; sie wünschen, es wären todt. Missis ließen nicht mehr mich schlafen bei das arm Kind, weil sie haben geglaubt, es halten mich wach und ich wären bei Tag zu nichts mehr gut; so ich müssen schlafen in ihr Zimmer und mein Kleins lassen allein oben in schlecht Kammer — und da haben sich todt geschrien arm klein Geschöpf. — Seitdem ich mich betrinken, zu halten Schreien weg, das immer noch hören mein Ohr. Ja, ich werden trinken, und wenn Mas'r und Missis sagen noch tausendmal, daß ich kommen dadurch zu Verdammniß und Marter — ich wollen dahin — dort es nicht können seyn schlimmer, als hier mein Elend und Qual!"

„Arme Creatur!" sagte Tom. „Haben Dir Niemand je gesagt, Du sollten vertrauen auf Herrn, er werden Dir helfen in Noth; und daß Du eingehen in Himmel, wann Du einst nach ordentlich Lebenslauf hier finden dein Ruh?"

„Ruh!" entgegnete die Frau — „seyn nicht lauter weiß Volk in Himmel? Denken nicht, daß die wollen uns haben da!"

Und mit ihrem gewöhnlichen dumpfen Stöhnen nahm sie den Korb auf den Kopf und ging finster dreinsehend weiter.

Tom kehrte um und begab sich in trüber Stimmung nach Haus. In dem Hofe begegnete er der kleinen Eva, einen Blumenkranz auf dem Köpfchen und die Augen strahlend vor Entzücken.

„Ach, Tom, da bist Du ja. Ich freue mich, daß ich Dich gefunden habe. Papa sagte, Du solltest die kleinen Pferde herausführen und mich in meinem neuen kleinen Wagen spazieren fahren," sagte sie, seine Hand ergreifend. „Aber was ist geschehen?" fügte sie plötzlich hinzu — „Du siehst ja so finster aus."

„Ich mich fühlen so traurig, Miß Eva," sagte Tom; „doch ich gleich wollen holen und schirren die Pferde."

„Aber sag' mir, Tom, was gibts? Ich sah Dich mit der alten Prue sprechen."

Tom erzählte Eva mit einfachen, ernsten Worten die Geschichte der Frau.

Man wird vielleicht glauben, daß sie Ausrufungen des Mitleids oder der Verwunderung gemacht habe, wie gewöhnlich Kinder ihres Alters zu thun pflegen. Keineswegs; aber ihre Wangen wurden bleich und ein tiefer Schatten flog über ihre Augen. Sie legte beide Hände an die Brust und seufzte schwer.

„Tom, Du brauchst die Pferde nicht zu holen; ich will nicht ausfahren," sagte sie nach einer kurzen Pause.

„Weßhalb wollen nicht, Miß Eva?"

„Dergleichen Dinge treffen mich in das Herz," erwiederte sie; „ja, Tom, tief in das Herz," wiederholte sie. „Ich will nicht ausfahren heute." Und Eva wendete sich von Tom ab und ging betrübt in das Haus. —

Einige Tage darauf kam eine andere Frau an der Stelle der alten Prue, den Zwieback zu bringen. Miß Ophelia war wiederum in der Küche.

„Herr!" rief Dinah aus — „was seyn geworden aus Prue?"

„Die werden kommen niemal wieder," sagte die Frau geheimnißvoll.

„Warum das nicht?" fragte Dinah neugierig. „Leben doch noch — wie?"

„Wir nicht genau wissen; sie unten im Keller," sagte die Frau mit einem schüchternen Blick auf Miß Ophelia.

Nachdem diese Letztere das gewöhnliche Quantum Zwieback genommen hatte, folgte Dinah der Frau zu der Hausthür.

„Was seyn vorgangen mit Prue?" fragte sie.

Die Frau schien sprechen zu wollen und doch auch wieder nicht; endlich antwortete sie in geheimnißvollem Tone:

„Du müssen aber für Dich behalten: Prue wieder waren trunken, und man haben genommen sie 'runter in Keller — und da lagen sie wol schon ganzen Tag, als ich hören sagen, daß sie todt."

Dinah wandte sich um und erblickte dicht an ihrer Seite die geisterhafte Gestalt Evangelinens, die großen mystischen Augen weit aufgerissen vor Entsetzen und kein Blutstropfen in Lippen und Wangen.

„O Herr, stehen uns bei! Miß Eva werden ohnmächtig! — Was fallen uns ein, sie hören zu lassen solch Schwatzen? — Ihr Papa schön werden uns zanken!"

„Ich werde nicht ohnmächtig, Dinah," sagte das Kind fest; „und weßhalb sollte ich es nicht hören? Es ist nicht so viel für mich, es zu hören, als für die arme Prue, es zu tragen."

„O Herr, wollen helfen! Solche Ding seyn nicht für süße, zarte, junge Ladies, wie Miß Eva — nein, nein! werden schaden ihr!"

Eva seufzte wieder und ging, melancholisch den Kopf gesenkt, mit langsamen Schritten die Treppe hinauf.

Miß Ophelia erkundigte sich bei Dinah's Rückkehr nach dem Schicksal der Frau. Diese gab eine sehr geschwätzige Schilderung des Endes derselben, welcher Tom noch Das hinzufügte, was er an jenem Tage von ihr selbst vernommen hatte. —

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

(Ein Wundermann.) Im Jahre 1525, unter der Regierung Jakobs des Ersten, lebte ein Irländer, Namens Buttler, der nicht nur durch einen auf geheimnißvolle Art sich erworbenen Reichthum, sondern auch durch seine wundervollen Kuren, die alle vermittelst eines Steines geschahen, das höchste Aufsehen erregte. Man sah ihn zuerst in London bei einem Mechaniker als Handlanger; hierauf verschwand er und erschien nach einigen Jahren wieder, als Einer, der sogleich eines der größten Häuser der Hauptstadt bildete. Seine Zimmer und Säle waren mit den reichsten Tapeten geschmückt. Goldgefäße prangten auf Tischen vom seltensten Holze; sechs reichgeschmückte Pferde zogen seinen immer von einem Haufen Diener begleiteten Wagen; seine Tafel, mit den kostbarsten Speisen besetzt, stand täglich für Jeden offen, und er selbst trat mit solchem Anstande daher, daß man nicht anders glauben konnte, als er sey wirklich von Geburt aus von hohem Stande. Ja, als der Herzog von Bukingham eine Reise ins Ausland antrat, begab sich derselbe Buttler zu ihm und bot ihm einen Wechselbrief an einen Kaufmann in Amsterdam an, für den Fall, daß er im Auslande des Geldes bedürfe. Der Herzog, um nicht ungnädig zu scheinen, nahm den Brief, als eine ihm übrigens unnütze Sache, scherzend an; nicht wenig aber war er erstaunt, als, da er sich länger in Amsterdam verweilen mußte, ein berühmter Kaufmann im Namen Buttler's ihm die Aufwartung machte und ihm auf dessen Rechnung eine ungeheure Summe Geldes anbot. — Da es der Menge verborgen blieb, auf welche Art Buttler zu solchen Reichthümern gekommen, indem er bei großer Freigebigkeit seine wundervollen Kuren alle unentgeltlich verrichtete, und da er auch in der That sehr oft in verschlossenen Zimmern chemischen Arbeiten oblag, so war es natürlich, daß man seinen Reichthum der Alchymie zuschrieb. Man sagte, daß er nach seinem Verschwinden aus London unter Seeräuber gerathen, die ihn an einen afrikanischen Fürsten, einen Besitzer hoher chemischer Geheimnisse, verkauft, von welchem er als Diener bei solchen Arbeiten gebraucht worden sey. Bei diesem nun habe er Gelegenheit gefunden, sich einer Büchse zu bemächtigen, die ein großes Geheimniß in sich verschlossen, mit welchem er nach England entflohen. Andere sagten, Buttler habe am Strande des Meeres zufällig ein von den Wellen ausgeworfenes Stück Ambra von ungemeiner Größe und Schönheit gefunden und dasselbe um eine ungeheure Summe in Amsterdam verwerthet. Dieses schreibt selbst der englische Geschichtschreiber Arthur Wilson von ihm. — Um sein Geheimniß ihm abzulocken, trieb es viele, selbst gelehrte Männer an, Dienste bei ihm zu nehmen. So verließ ein irländischer Arzt Familie und Erwerbszweig und wurde sein Handlanger. Der Nämliche klagte Buttler, der ihn als Lauscher überrascht und beinahe mit einem Messer verwundet hatte, als Falschmünzer an. In der That wurde auch Buttler auf diese Anklage ins Gefängniß geworfen und seine

Werkstätte gerichtlich untersucht. Allein man fand nicht das mindeste Werkzeug, welches von Falschmünzerei gezeugt hätte; hingegen fand man bei 40 Pfund reinen Goldes, welches gerichtlich jeder Probe unterworfen und als wahres Gold erfunden ward, worauf Buttler wieder auf freien Fuß gesetzt wurde. Mehr aber noch als durch seinen räthselhaften Reichthum machte sich Buttler durch die auffallendsten Kuren, die er alle vermittelst eines Steines verrichtete, fast weltberühmt. Einem Arzte, der ihm besonders seine Verwunderung bezeugte, daß er mit dem nämlichen Mittel so verschiedenartige Krankheiten heile, gab er die nicht unmerkwürdige Antwort: „Mein Lieber! so Ihr es nicht dahin bringet, daß Ihr mit ein und demselben Mittel jede Krankheit heilet, so bleibet Ihr Stümper auf immer." — Buttler verschwand auf eine geheimnißvolle Weise. Nach Arthur Wilson soll derselbe, auf Veranlassung des Herzogs von Bukingham, der wie durch eine Nothwendigkeit an ihn gebunden zu seyn schien, sein Leben durch Mörderhände verloren haben.

(Der Ehrentisch.) Wie weit in älterer Zeit oft der Luxus getrieben wurde, glaubt man gar nicht. Einen Beweis davon gibt der sogenannte „Ehrentisch", der nach großen Kriegen öfters vom deutschen Orden in Preußen angeordnet wurde. Es wurden nur zwölf berühmte Ritter und Herren daran gespeist und beschenkt; aber kein Fürst würde so ein Mahl ausrichten wollen. Am ersten September 1391 fand auf einer Insel des Niemen, unfern Kowna, ein solcher Statt. Das Ordensheer stand, 18,000 Mann stark, am östlichen Ufer aufmarschirt, und gegenüber das Hilfsheer. Ein prachtvolles Zelt verbarg die Tafel. Ein eigenes Gericht entschied, wer an ihr Platz zu nehmen berechtigt seyn sollte, und unter Andern wurde auch der Markgraf Friedrich von Meißen desselben würdig befunden, weil er immer dem Orden treu und redlich beigestanden habe. Endlich war das Gericht beendet, und um neun Uhr des Morgens begann das Mahl, welches fünf Stunden dauerte. Alle Geräthschaften bestanden aus Gold und Silber. Dreißig Schüsseln wurden aufgetragen, und bei jedem Gerichte erhielten die Gäste neue silberne Teller und Löffel; bei jedem frischen Trunk goldene neue Becher; und Alles, was sie einmal berührt hatten, war ihr Eigenthum. Unermeßliche Summen mußte dieser Ehrentisch auf solche Weise kosten; das Essen war das Wenigste, das Geräthe das Meiste.

(Chinesische Stutzer.) Man stellt sich die Chinesen immer ruhig, gesetzt, ceremoniell und steif vor; aber wie überall, so gibt es auch dort junge Leute, die sich durch ihr Aeußeres bemerkbar machen wollen, und wer mit den chinesischen Sitten bekannt ist, erkennt einen solchen Petitmaitre oder Elegant auf den ersten Blick, wie bei uns. Sieht man einen jungen Mann in kostbarem Seiden- oder Florüberwurfe, in Schuhen mit hohen Sohlen, in Strümpfen von dem schwärzesten Seidenstoffe, mit kostbar gestickten Kniebändern, mit einem Mützchen von schönem Schnitte, mit einer Tabakspfeife vom feinsten Tabak strotzend; mit einer goldenen Uhr, mit einem Zahnstocher an einer Perlenschnur herabhängend, und endlich mit einem wohlduftenden Fächer daherschreiten, so kann man sicher seyn, daß es ein echter chinesischer Hasenfuß ist. Zum Ueberflusse folgen ihm noch ein paar auch in Seide gekleidete Diener und tragen ihm eine Sänfte nach. Nur in einem Stücke unterscheidet er sich von seinen Brüdern in Europa: so nett und glänzend er von außen erscheint, so schmutzig ist oft die Leibwäsche. Im Ganzen achten die Chinesen darauf viel weniger, als man von Bewohnern eines warmen Himmelsstriches erwarten sollte.

Ein Bischof von Worms bestrafte einst im Kreuzgange seinen Dombechanten wegen ärgerlichen Lebens mit strengen Worten. „Ihr könnt mich nicht registriren," erwiederte dieser, „ich bin vom nämlichen Holze, aus dem man die Bischöfe schnitzelt." „Les't ein wenig diese Grabschriften umher," sagte der Bischof, „hier liegt viel Holz, das Gott der Herr doch verfaulen ließ, ohne Bischöfe daraus schnitzeln zu lassen."

Die bekannte Schauspielerin Favart lag in den letzten Zügen. Noch ein dritter Arzt wurde herbeigeholt. Er war barock gekleidet und komisch frisirt. Als die Sterbende nochmals zu sich kam und umherblickte, lachte sie laut. Man fragte: warum? Sie wies auf den sonderbar kostümirten Arzt und sagte: „Ich glaubte den Hanswurst des Todes zu sehen."

Sechs Admirale — spottet der Londoner „Punch" — speisten vorige Woche in Portsmouth; zusammen sind diese Jünglinge 556 Jahre alt. Der jüngste in der Gesellschaft, der erst 73 Sommer zählt, wartet mit Sehnsucht auf seine Berufung in den Aktivdienst. Seine älteren Freunde fürchten jedoch, daß ihm sein Alter sehr im Wege seyn wird; er ist noch viel zu jung, um für einen so verantwortlichen Posten reif zu seyn. Die andern Admiräle gehen binnen wenigen Tagen, wenn's die Gicht erlaubt, an Bord.

Redaktion, Druck und Verlag von G. Ritter in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

Nro. 16. Sonntag, 6. Februar **1853.**

Onkel Tom's Hütte.

(Fortsetzung.)

„Ein abscheuliches Geschäft, durchaus entsetzlich!" rief Miß Ophelia aus, indem sie in das Zimmer trat, in welchem St. Clare, seine Zeitungen lesend, sich befand.

„Bitte, was für eine Abscheulichkeit hat sich denn zugetragen?" fragte er.

„Was? Ei, die Menschen haben eine Frau, mit Namen Prue, zu Tode gepeitscht!" versetzte die Miß und erzählte sodann alle näheren Umstände der Geschichte.

St. Clare las gleichgiltig in der Zeitung weiter.

„Wollen Sie denn Nichts dabei thun?" sagte Miß Ophelia. „Hat man hier gar Niemand, der sich in solche Dinge mischt und danach sieht?"

„Es wird im Allgemeinen angenommen, daß das Interesse an dem Eigenthum für dergleichen Fälle ein hinlänglicher Schutz ist. Es scheint mir, das arme Geschöpf war eine Diebin oder Säuferin gewesen; 's ist daher nicht viel Hoffnung, Sympathien für sie zu erwecken."

„Es ist entsetzlich, abscheulich, Augustin! Es wird gewiß Rache über Euch bringen."

„Meine liebe Cousine, wenn rohe, niedrig denkende Menschen so handeln, was kann ich dabei thun? Sie haben unumschränkte Macht, sind unverantwortliche Despoten; es würde zu nichts führen, wenn man sich einmischen wollte — es gibt kein Gesetz, das für einen solchen Fall zu irgend etwas Praktischem führte. Das Beste, was wir thun können, ist, Augen und Ohren dagegen zu versperren und sie gewähren zu lassen; das ist unsere einzige Hilfe."

„Wie können Sie Augen und Ohren schließen und solche Dinge geschehen lassen?"

„Mein liebes Kind, was erwarten Sie denn? Hier ist eine ganze Klasse — herabgewürdigt, ohne Erziehung, träge, ohne irgend eine Bedingung ganz in die Hände solcher Leute gegeben, wie die Mehrzahl in unserer Welt sind; Leute, welche nicht einmal über ihr eigenes Bestes aufgeklärt sind, welche keine Rücksicht, keine Selbstbeherrschung kennen — denn das ist bei der größten Hälfte der Menschen der Fall. Ist eine Gesellschaft so organisirt, was kann dann ein Mann von achtungswerthen und menschlichen Gefühlen thun, als daß er gegen Alles die Augen schließt und sein Herz zu verhärten sucht? Ich kann nicht jeden armen Schelm kaufen, den ich sehe; ich kann kein irrender Ritter werden und den Versuch wagen, in einer Stadt, wie diese, jeden einzelnen Fall des Unrechts gut zu machen. Das Beste, was ich thun kann, ist, solchen Sachen aus dem Wege zu gehen."

St. Clare's Gesicht war für einen Augenblick trübe; plötzlich aber rief er ein heiteres Lächeln darauf und sagte:

„Kommen Sie, Cousine, stehen Sie nicht so da, wie eine der Parzen; Sie haben nur einen Blick durch den Vorhang geworfen, etwas von Dem gesehen, was in der ganzen Welt in einer oder der andern Gestalt vorgeht. Wollten wir in alle Trübsale des Lebens blicken, wir würden für gar nichts Herz behalten; das ist gerade so, als wenn man die Details von Dinah's Küchenwirthschaft zu nahe betrachtet."

Und St. Clare legte sich auf sein Sopha zurück und beschäftigte sich mit seiner Zeitung.

Miß Ophelia setzte sich nieder, nahm ihr Strickzeug, das sie stets bei sich trug, und sah voll grimmigen Unwillens darauf. Sie strickte und strickte, doch während dessen brannte das Feuer fort; endlich brach es aus.

„Ich sage Ihnen, Augustin, ich kann über dergleichen Dinge nicht wegkommen. Es ist abscheulich von Ihnen, ein solches System zu vertheidigen; das ist meine Meinung!"

„Was?" fragte St. Clare, indem er auffah — „wie war das?"

„Ich sage, daß es abscheulich von Ihnen ist, ein

solches System zu vertheidigen!" wiederholte die Miß mit steigender Hitze.

„Was, meine Lady? Ich vertheidige es?" sagte St. Clare. „Wer behauptete je, daß ich es vertheidige?"

„Natürlich vertheidigen Sie es — Ihr Südländer thut es alle. Wozu habt Ihr Sklaven, wenn Ihr es nicht thut?"

„Sind Sie so einfältig, zu glauben, daß Niemand in dieser Welt jemals etwas thut, was er nicht für recht hält? Thun Sie oder thaten Sie nie etwas, was Sie nicht für vollkommen recht hielten?"

„Wenn ich je etwas that, was nicht recht war, so habe ich es bereut, denke ich."

„Ich auch."

„Weßhalb bleiben Sie denn dabei?"

„Sind Sie nie dabei geblieben, etwas zu thun, was unrecht ist, nachdem Sie es bereut hatten, meine gute Cousine?"

„Nur wenn ich sehr versucht worden bin."

„Nun gut, ich werde sehr versucht; das ist eben der Knoten."

„Aber ich beschließe immer, es nicht zu thun, und versuche es zu lassen."

„Ach, das habe ich schon an zehn Jahre beschlossen, aber ich bin noch nicht klar damit geworden," sagte St. Clare. „Sind Sie schon alle Ihre Sünden los, Cousine?"

„Cousin Augustin," erwiederte Miß Ophelia ernst, indem sie ihr Strickzeug sinken ließ, „ich weiß, daß ich Ihre Vorwürfe wegen meiner Heftigkeit verdiene, ich weiß, daß das wahr ist, was Sie sagen, und Niemand fühlt dies besser, wie ich; aber es scheint mir doch nach Allem, als ob zwischen Ihnen und mir ein Unterschied wäre. Ich glaube, ich würde lieber meine rechte Hand abhauen, als Tag für Tag zu thun, was ich nicht für recht hielte; — aber mein Betragen ist so unpassend zu meinem Stande, daß ich mich über Ihre Vorwürfe gar nicht wundere."

„Ach, liebe Cousine," sagte Augustin, indem er sich auf den Fußboden setzte und den Kopf dieser auf den Schooß legte, „nehmen Sie die Sache nicht so furchtbar ernst. Sie wissen ja, was für ein Taugenichts ich immer war. Ich liebe es, Sie aufzuziehen, das ist Alles — eben um zu sehen, wie ernst Sie werden. Ich glaube, Sie sind über die Maßen gut, und es bringt mich zum Tode, das zu denken."

„Aber dies ist ein ernster Gegenstand, mein Junge," erwiederte Miß Ophelia, indem sie ihre Hand auf seine Stirn legte.

„Furchtbar ernst," entgegnete er, „und ich — nun ja, ich mag bei heißem Wetter niemals ernst reden. Bei Mosquitos und all dem Zeug kann ein Mensch gar nicht dazu kommen, erhabene Gedanken zu hegen, und ich glaube," sagte er, plötzlich aufstehend, „das ist eine Theorie! Ich begreife jetzt, weßhalb nördliche Völkerschaften immer tugendhafter sind, als südliche, — ich sehe das jetzt deutlich ein, Cousine."

„Oh, Augustin, Sie sind ein arger Schwindelkopf!"

„Bin ich? Gut, ich nehme es an; doch einmal will ich jetzt ernsthaft seyn — aber Sie müssen mir das Körbchen mit den Orangen herreichen, Sie sehen wohl ein, daß Sie mich mit Erfrischungen vollstopfen müssen, wenn ich diese Anstrengung mache. Jetzt will ich beginnen," sagte Augustin, indem er das Körbchen zu sich zog. „Wenn es in dem Laufe menschlicher Ereignisse für Jemand nothwendig würde, zwei oder drei Dutzend seiner Mitwürmer in Gefangenschaft zu halten, so verlangt eine anständige Rücksicht auf die Meinungen der Gesellschaft —" St. Clare hielt inne und schälte eine Orange; dann fuhr er fort: „Ich will mich indessen kurz fassen. Von der abstrakten Frage der Sklaverei kann, wie ich glaube, nur eine Meinung herrschen. Pflanzer, die dadurch Geld zu gewinnen haben — Geistliche, die den Pflanzern gefallen wollen — Politiker, die dadurch zu herrschen beabsichtigen: diese mögen eine Sprache und Ausdrücke annehmen, welche die Welt durch ihre Unbefangenheit in Erstaunen setzen; sie können die Natur und die Bibel und Gott weiß was sonst noch zu diesem Dienste zwingen; aber nach Allem glauben weder sie selbst noch die Welt deßhalb nur im Geringsten daran. Die Sache kommt vom Teufel und meiner Meinung nach ist sie ein schlagender Beweis von Dem, was er vermag."

Miß Ophelia hörte auf zu stricken und sah überrascht aus, und St. Clare, der sich offenbar über ihr Staunen freute, fuhr fort:

„Sie scheinen sich zu wundern; aber wenn Sie mich bis zu Ende hören wollen, so werde ich meine Brust frei machen. Dieses verfluchte Geschäft, was ist es? Gehen Sie ihm auf den Grund, und was finden Sie? Weil mein Bruder Quashy unwissend und schwach ist, und ich gebildet und stark — weil ich weiß, wie und daß ich es kann: deßhalb darf ich Alles nehmen, was er hat, es behalten und ihm nur das und so viel geben, wie mir gut dünkt. Alles, was zu hart, zu schmutzig und unangenehm für mich ist, das lasse ich Quashy thun. Weil ich die Arbeit nicht liebe, muß er arbeiten; weil die Sonne mich brennt, muß er darin stehen. Quashy soll das Geld verdienen, und ich will es ausgeben; er soll sich in jede Pfütze niederlegen, damit ich trocken darüber weg kann; er soll meinen Willen thun alle Tage seines sterblichen Lebens hindurch und endlich so viel Aussicht haben, in den Himmel zu kommen, als ich für

gut halte. Das ist Sklaverei. Ich fordere Jedermann auf, unsere Sklavengesetze zu lesen, ob er irgend etwas Anderes herausfinden kann. Sprecht mir von Mißbräuchen der Sklaverei — Unsinn! Die Sache selbst ist die Essenz alles Mißbrauchs! Und die einzige Ursache, weßhalb das Land nicht darunter zu Grunde geht, wie Sodom und Gomorrha, ist, daß die Sache auf eine ungleich bessere Weise benutzt wird, als sie an und für sich ist: aus Barmherzigkeit oder Schamgefühl, weil wir vom Weibe geborene Menschen sind und nicht wilde Thiere, thun Viele von uns nicht, wagen sie nicht zu thun, was unsere grausamen Gesetze in unsere Hände legen; und Der, welcher am weitesten geht und das Schlimmste thut, bewegt sich nur innerhalb der Grenzen der Macht, welche das Gesetz ihm verleiht."

St. Clare ging mit hastigen Schritten im Zimmer auf und nieder. Sein schönes Gesicht, classisch wie das einer griechischen Bildsäule, schien in dem Eifer seiner Gefühle zu erglühen; seine großen blauen Augen flammten und er gestikulirte mit einer ungewöhnlichen Schnelligkeit. Miß Ophelia hatte ihn zuvor noch nie in solcher Stimmung gesehen und saß vor Staunen schweigend da.

„Ich erkläre Ihnen," sagte er, indem er plötzlich vor seiner Cousine stehen blieb, „daß es zu nichts fruchtet, über diese Dinge zu denken oder zu fühlen; aber ich erkläre Ihnen auch, daß Zeiten waren, wo ich gedacht habe, wenn das ganze Land untergehen sollte, um alle diese Ungerechtigkeiten und all dieses Elend dem Lichte zu entziehen, so würde ich gern mit ihm untersinken. Wenn ich in unseren Dampfbooten stromauf- oder niederwärts gereist bin, oder im Lande umher, und bedachte, wie jeder rohe, gemeine Schuft, dem ich begegnete, durch unsere Gesetze berechtigt wäre, der unbedingte Despot so vieler Männer, Frauen und Kinder zu werden, wie zu kaufen er genug Geld zusammenbetrügen, stehlen oder erspielen könnte; wenn ich solche Menschen als wirkliche Besitzer hilfloser Kinder, junger Mädchen und Frauen sah — dann habe ich auf dem Punkte gestanden, mein Land, ja das ganze Menschengeschlecht zu verfluchen."

„Augustin! Augustin!" brach jetzt Miß Ophelia ihr Schweigen — „Sie haben genug gesprochen. Nie in meinem Leben hörte ich so reden; selbst im Norden nicht."

„Im Norden?" sagte St. Clare mit einem plötzlichen Wechsel des Ausdrucks und indem er wieder etwas von seinem gewöhnlichen, sorglosen Tone annahm. „Bah! Ihr Nordländer seyd zu kaltblütig, kalt in jeder Beziehung; Ihr könnt nicht so herzhaft fluchen wie wir Südländer, wenn wir recht in Zug kommen."

„Wie aber kamen Sie denn dazu, sich in diesem Staat der Sünde und des Elends häuslich niederzulassen?"

„Nun, wie Sie wissen, kam mein Vater aus Neu-England in denselben, und meine Heimath ward er auf dem gewöhnlichen Wege der Geburt. Meine Diener waren die meines Vaters, und was noch mehr ist, die meiner Mutter. Mein Vater war gerade so ein Mann wie Ihr Vater — ein ächter alter Römer: gradaus, edelmüthig, mit eisernem Willen. Der Ihrige blieb in Neu-England, um über Felsen und Steine zu herrschen und der Natur eine Existenz abzuzwingen; meiner ließ sich in Louisiana nieder, um über Männer und Frauen zu herrschen und aus ihnen seine Existenz zu gewinnen. Meine Mutter" — sagte St. Clare und trat zu einem Gemälde am Ende des Zimmers, zu dem er mit inniger Verehrung aufblickte — „war göttlich. Blicken Sie mich nicht so an, Cousine, Sie wissen wohl, was ich meine. Sie war allerdings von sterblicher Geburt; doch sie war frei von jeder Spur menschlicher Schwäche und Irrthümer; wer sich ihrer erinnert, Sklave oder Freier, Jeder sagt dasselbe. Cousine, diese Mutter ist Alles gewesen, was jahrelang zwischen mir und dem gänzlichen Unglauben stand; sie war die unmittelbare Verkörperung des Neuen Testaments, eine lebendige Darlegung desselben, auf keinem andern Wege, als durch die Wahrheit. O Mutter! Mutter!" rief Augustin, seine Hände mit einer Art von Entzücken faltend; dann plötzlich inne haltend, kehrte er um und setzte sich auf eine Ottomane.

(Fortsetzung folgt.)

---

* Ein Brief aus Süd-Australien.

Adelaide, den 22. August 1852.

Liebe Brüder, Freunde und Verwandte!

Ein sehnliches Verlangen nach Euch zwingt mich zu wiederholten Malen zu versuchen, ob es mir endlich gelinge, Euch Nachricht von meinem Aufenthalt und meinen häuslichen, sowie den Verhältnissen dieses Landes zu verschaffen.

Ich bin in Süd-Australien, der Stadt Adelaide wohnhaft und verheirathet. Meine Frau ist eine geborne Deutsche aus Lötz bei Greifswalde in der preußischen Provinz Pommern. Zwei Kinder sind mir bescheert, ein Knäblein und ein Mädchen.

Das Klima ist hier sehr gesund und mäßig warm, so daß ein guter Wein gedeiht. Von der Regierung wird das Feld verkauft und der Acker kostet gewöhnlich 1 Pfund Sterling oder 12 Gulden. Der Boden ist sehr fruchtbar und liefert, bei geringerer Bearbeitung als in Deutschland, eine reiche Ernte. Er

wird vorzüglich zum Anbau von Weizen und Kartoffeln verwendet. Man kann den mittlern Ertrag eines Weizenackers auf 24 Buschel schätzen. Das Buschel wiegt 60 Pfund und kostet gegenwärtig 8 Schilling oder 4 fl. 48 kr. (1 Schill. = 1/3 Thlr. oder 36 kr.); der Zentner Kartoffeln wird mit 10 Schilling bezahlt. Ueberhaupt alle landwirthschaftlichen Gewächse können mit Vortheil angebaut werden und haben einen starken Absatzpreis.

Arbeit ist hier im Ueberflusse und der Arbeitslohn sehr gut. Es verdient ein Handwerker täglich 10, ein Taglöhner 7 Schilling ohne Kost, die mich mit Frau und Kindern wöchentlich 12 Gulden kostet. Es ist vorauszusehen, daß auch bei starker Zunahme der Einwanderung der Verdienst nicht abnimmt, da viele Leute, ja fast ganze Städte und Dörfer, zu Land und zu Wasser nach den neuentdeckten Golddistrikten in Neu-Südwales und andern Colonien, von hier aus aber namentlich nach Melbourne, Mount-Alexander und Sydney wandern. Aus Adelaide allein waren in diesem Jahre 22,000 Mann in den Goldminen, die ihre Familien zurückließen und nach kurzer Zeit mit reicher Beute wieder in ihre Heimath kamen. Ich selbst reiste am 5. Januar d. J. von hier nach dem 80 deutsche Meilen entfernten Melbourne. Drei Monate habe ich dort Gold gegraben und mir während dieser Zeit 1200 Gulden erworben. Auch konnte ich sehen, daß andere Goldgraber für 12,000 und welche für 30,000 Gulden Gold fanden in kurzer Zeit, da Alles auf die Lage des verborgenen Schatzes ankommt. Abermals bin ich fest entschlossen, ins Goldland zu ziehen, in der Hoffnung, diesmal glücklicher zu seyn. Uebrigens steht das Goldgraben Jedem frei, der monatlich 30 Schilling Abgaben davon bezahlt. Der Arbeitslohn ist im Goldland doppelt.

Da ich schon etwa zehn Jahre Deutschland verlassen habe und seitdem nur so viel von meiner Freundschaft von einem eingewanderten Tischlermeister aus Hamburg erfahren konnte, daß mein Bruder Peter vor drei Jahren in genannter Stadt arbeitete, so bitte ich flehentlich um genaue Nachricht. Ich bitte zugleich meine Brüder und Jeden, der sein Glück in der Ferne suchen will, hierher nach Adelaide oder auch nach Melbourne zu kommen. Hier ist Geld und Alles genug. Die guten Aussichten sind auf lange Jahre gesichert und die Zeiten brauchen nicht besser zu werden, als sie jetzt sind. Darum säumet nicht. Sollte jedoch einem meiner Brüder das Reisegeld fehlen, so schreibet mir wie oder wann, damit ich aushelfen kann.

Zum Schlusse wünsche ich Euch Allen ein herzliches Lebewohl; Denen aber, die mich besuchen wollen, Glück auf die Reise!

Philipp Jakob Eisenmann.

NB. Schon im Frühjahr des Jahres 1850 erhielt ich einen Brief von Eisenmann, wornach dieser als Handwerksbursche von Hamburg nach Neu-Seeland, und nachdem er dort ein Jahr Arbeit genommen hatte, nach Adelaide segelte. Jenes Schreiben wurde auch sogleich durch einen Brief beantwortet, der aber vergangenen Sommer wieder auf den Scharrhof zurückkam. An dem Postzeichen desselben konnte man ersehen, daß er bis auf das Postamt in Adelaide vorgedrungen war.

Scharrhof (bei Gerhardsbrunn), den 31. Jan. 1853.

Adam Utzinger.

Mannigfaltiges.

Die Venus-Fliegenfalle (Dionæa muscipula) in Nordamerika ist eine in ihrer Art einzige, gleichsam fleischfressende Raubpflanze. Ihre eigenthümlichen Blattverlängerungen bestehen aus zwei halbrunden, inwendig mit kleinen rothen Drüsen und drei kleinen Spitzen besetzten Lappen, deren Ränder mit borstenartigen Stacheln besetzt sind, die, wenn die Lappen sich schließen, ganz nach Art der Augenwimpern sich in einander legen. Im ruhigen Zustande liegen nun diese sonderbaren Blattansätze beinahe ganz ausgebreitet da, einem aufgestellten Tellereisen nicht unähnlich; sobald aber ein Insekt irgend einer Art oder ein Wurm die innere Seite nur berührt oder sich gar darauf setzt, so schlagen besonders bei hellem und warmem Wetter (wo auch die Raubthiere grimmiger sind) die Lappen rasch zusammen, die Wimpern der am Rande stehenden Härchen greifen in einander, während die drei innern Spitzen der Drüsen sich entweder in das Thierchen hinein drücken oder es ganz zerfleischen und so lange festhalten, bis es kein Zeichen des Lebens durch seine Bewegungen mehr von sich gibt. Dann erst öffnen sich die Bügel der Falle wieder, um neuen Fang zu erlauern.

Ein Jude zeigte seinem Sohne die reiche Erbin, mit der er ihn verheirathen wollte. — „Aber, Vater, sie hinkt ja ganz entsetzlich!" — „Nun was schadt's? Du sollst sie nicht zum Botenlaufen, sondern zur Frau haben." — „Aber, Vater, sie hat nur **ein** Auge!" — „Desto besser, da sieht sie deine Fehler nur halb." — „Aber, Vater, sie hat einen gewaltigen Buckel!" — „Nun, soll sie denn gar keinen Fehler haben? Ein Engel kann sie ja doch nicht seyn!"

Redaktion, Druck und Verlag von G. Ritter in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

Nro. 17. Dienstag, 8. Februar 1853.

Onkel Tom's Hütte.

(Fortsetzung.)

Nach einer kurzen Pause der Erholung fuhr St. Clare fort:

„Mein Bruder und ich waren Zwillinge, und wie Sie wissen, sollen Zwillinge einander durchaus ähnlich seyn; wir aber waren in allen Punkten Contraste. Er hatte schwarze, feurige Augen, schwarzes Haar, ein schönes, ausdrucksvolles, römisches Profil und bräunliche Gesichtsfarbe; ich hatte blaue Augen, braunes Haar, griechische Züge und weiße Hautfarbe. Er war großmüthig gegen seine Freunde und seines Gleichen, doch stolz, herrschsüchtig, anmaßend gegen Niedere und durchaus unbarmherzig gegen Alles, was sich ihm widersetzte. Der Wahrheit waren wir Beide treu ergeben, er aus Muth, ich aus abstrakter Idealität. Als Knaben liebten wir einander, wie diese im Allgemeinen sich zu lieben pflegen; er war meines Vaters Vorzug, ich der meiner Mutter.

„Ich besaß eine Reizbarkeit und Schärfe des Gefühls in Beziehung auf alle möglichen Gegenstände, von denen er und mein Vater keinen Begriff hatten und mit denen sie keine Sympathie haben konnten; aber meine Mutter hatte diese. Wenn ich mich mit Alfred gezankt hatte und mein Vater mich streng ansah, ging ich gewöhnlich nach ihrem Zimmer und setzte mich zu ihr; ich erinnere mich eben jetzt, wie sie dasaß mit ihren bleichen Wangen, ihren tiefen, milden Augen, in ihrem weißen Gewande, auf ihrem Organon erhebende alte Kirchenmusik spielend und dazu mit einer Stimme singend, die mehr von der eines Engels als der eines sterblichen Weibes hatte. Ich legte dann meinen Kopf in ihren Schooß und weinte und träumte und fühlte — ach, wie unermeßlich! Dinge, zu deren Beschreibung mir die Sprache gebricht.

„Mein Vater war Aristokrat; ich glaube, er muß früher in den höhern Zirkeln sich bewegt haben, und er brachte einen wahren Hofstolz mit, der ihm bis in das Mark gedrungen war, obgleich er aus einer armen Familie stammte.

„Nun haben solche Leute, wie Sie wissen, über eine gewisse Linie hinaus keine Sympathie; was Unglück in ihrer eigenen Klasse wäre, ist in einer andern eine ganz natürliche Sache. Meines Vaters Linie war die der Farbe; er betrachtete die Neger durch alle Gradationen der Farbe wie ein Zwischenglied zwischen Menschen und Thieren und richtete alle seine Begriffe der Gerechtigkeit und Großmuth nach diesen Hypothesen. Wenn Jemand ihn gerade heraus gefragt hätte, ob sie unsterbliche Seelen hätten, so würde er, wie ich vermuthe, mit Ja geantwortet haben, denn er beunruhigte sich nicht sehr durch Spiritualismus; religiöses Gefühl besaß er über eine gewisse Verehrung Gottes hinaus nicht.

„Mein Vater hatte etwa fünfhundert Neger. Er war ein unbeugsamer, strenger, pünktlicher Mann; Alles mußte sich nach seinem System bewegen, das mit unfehlbarer Genauigkeit und Bestimmtheit ausgeführt wurde. Wenn Sie nun in Erwägung ziehen, daß dies Alles durch eine Menge träger, nachlässiger, sorgloser Arbeiter geschehen mußte, die aufgewachsen waren ohne irgend einen möglichen Beweggrund, Etwas zu lernen oder zu thun, so werden Sie einsehen, daß natürlicherweise auf seiner Pflanzung eine Menge Dinge geschahen, die für ein gefühlvolles Kind, wie ich war, abscheulich und betrübend aussahen.

„Außerdem hatte er einen Aufseher, einen großen, langen, dürren, abtrünnigen Sohn Vermont's (bitte um Verzeihung), welcher eine regelmäßige Lehre der Härte und Brutalität durchgemacht hatte, um zur Praxis zugelassen zu werden. Meine Mutter konnte ihn nie ausstehen und ich auch nicht; aber über meinen Vater gewann er ein vollkommenes Uebergewicht, und dieser Mensch war der unbeschränkte Despot der Besitzung.

„Ich war damals ein kleiner Bursche, aber ich hatte schon dieselbe Liebe wie jetzt, eine Art von Leidenschaft für das Studium der Menschheit, in welcher Gestalt sie sich auch immer zeigen mochte.

„Oft war ich in den Hütten und unter den Feldarbeitern zu finden und deßhalb ein großer Günstling von den Sklaven; alle Arten von Klagen und Beschwerden wurden in mein Ohr niedergelegt und ich erzählte sie meiner Mutter, und wir bildeten unter uns eine Art von Comité zur Verhütung des Unrechts. Wir verhinderten einen großen Theil der Grausamkeiten und wünschten uns selbst Glück dazu, viel Gutes zu thun, bis, wie dies oft geschieht, mein Eifer zu weit ging. Stubbs beschwerte sich gegen meinen Vater, daß er die Leute nicht mehr bezwingen könnte und deßhalb seine Stellung aufgeben müßte. Mein Vater war ein zärtlicher, nachsichtiger Ehemann, aber ein Mann, der nie von Dem abging, was er für nothwendig hielt, und so setzte er denn seinen Fuß gleich einem Felsen zwischen uns und die Feldarbeiter. Er sagte meiner Mutter in einer sehr achtungsvollen, aber dennoch sehr entschiedenen Sprache, daß sie über die Haussklaven freie Gebieterin seyn sollte, daß er aber bei Feldarbeiten durchaus keine Einmischung zugeben könnte. Er ehrte und achtete sie über alle lebenden Wesen, aber er würde dasselbe auch der Jungfrau Maria selbst gesagt haben, wäre sie seinem System in den Weg getreten.

„Ich hörte meine Mutter zuweilen über einzelne Fälle mit ihm sprechen, wobei sie versuchte, seine Sympathie zu erwecken. Er hörte ihre pathetischen Ausrufungen mit entmuthigendster Artigkeit an. Dann pflegte er zu sagen: „„Stubbs ist die Seele der Pünktlichkeit, Ehrlichkeit und Thätigkeit, ein vollkommener Geschäftsmann und so menschlich wie die Meisten. Vollkommenheit können wir nicht finden und ich muß seine Verwaltung als etwas Ganzes aufrecht erhalten, selbst wenn dann und wann Ausnahmen vorfielen. Jede Erziehung schließt irgend eine nothwendige Härte in sich. Allgemeine Regeln fallen hart auf einzelne Fälle."" Diesen letzten Grundsatz schien mein Vater bei den meisten Fällen der Grausamkeit anzuführen. Nachdem er dies gesagt hatte, zog er gewöhnlich seine Füße auf das Sopha, wie ein Mensch, der ein Geschäft gemacht hat, und machte entweder ein Schläfchen oder er las die Zeitungen.

„Die Sache ist, daß mein Vater das Talent eines Staatsmannes zeigte. Er würde Polen so leicht wie eine Orange getheilt haben, oder Irland so ruhig und systematisch unter die Füße getreten, wie irgend Einer gethan. — Endlich verzweifelte meine Mutter an dem Erfolge. Es wird bis zum jüngsten Gericht nie bekannt werden, was edle und gefühlvolle Naturen, wie die ihrige, gefühlt haben, wenn sie durchaus hilflos in einen Abgrund der Unterthänigkeit und Grausamkeit gestürzt wurden, der außer ihnen selbst Keinem als solcher erscheint. Solche Naturen haben jahrelangen Kummers in einer Höllenwelt, wie die unsere, verlebt. Was blieb ihr übrig, als ihre Kinder in ihren eigenen Ansichten und Gefühlen aufzuziehen? Nach allem Dem, was Sie über Erziehung sagen mögen, werden aber Kinder wesentlich als Das aufwachsen, was sie von Natur aus sind, und nur als das. Von der Wiege an war Alfred Aristokrat, und als er größer wurde, lagen instinktmäßig alle seine Sympathien und alle seine Urtheile in dieser Linie; sämmtliche Ermahnungen meiner Mutter waren in den Wind gesprochen. Auf mich machten sie einen tiefen Eindruck. Sie widersprach der Form nach meinem Vater nie, noch schien sie je direkt von seiner Meinung abzuweichen; aber sie prägte meiner Seele mit der ganzen Kraft ihrer tiefen, ernsten Natur einen Begriff von der Würde und dem Werthe der niedrigsten menschlichen Seele ein. Ich habe mit feierlicher Scheu in ihr Gesicht geblickt, wenn sie Abends zu den Sternen hinauf deutete und sagte: „„Sieh, Augustin, die ärmsten, niedrigsten Seelen unserer Erde werden, wenn alle jene Sterne längst verschwunden sind, leben — werden leben, so lange Gott lebt."" — Sie hatte einige schöne alte Gemälde, eines besonders von Jesus, wie er einen blinden Mann heilte. „„Augustin, sieh,"" pflegte sie zu sagen, „„der blinde Mann war arm und niedergebeugt; deßhalb rief er ihn zu sich und legte seine Hände auf ihn! Erinnere Dich daran, mein Sohn."" — Wäre ich unter ihrer Sorge aufgewachsen, so würde sie mich ich weiß nicht zu welchem Enthusiasmus gebracht haben: ich wäre vielleicht ein Heiliger, ein Reformator, ein Märtyrer geworden; aber ach, ich wurde von ihr getrennt, als ich erst dreizehn Jahre alt war, und sah sie nie wieder."

St. Clare legte den Kopf in die Hände und sprach während einiger Minuten nicht:

„Was für eine erbärmliche, niedrige Sache es doch mit diesem ganzen Geschäft der menschlichen Tugend ist — meistens eine reine Länge- und Breiten-Sache, geographische Lage in Gemeinsamkeit mit natürlichem Temperamente! Ihr Vater, zum Exempel, läßt sich in Vermont nieder, einer Stadt, in welcher Alle frei und gleich sind; er wird, Mitglied einer geordneten Kirche, Vorsteher derselben, schließt sich einer Abolitionsgesellschaft an und hält uns Alle für wenig besser als Heiden. Dennoch ist er, seinen Gewohnheiten nach, ein Duplicat meines Vaters; denn obschon er demokratische Theorien umfaßt, bewahrt er im Herzen das Gegentheil und ist Aristokrat eben so sehr wie mein Vater, der über Hunderte von Sklaven gebot."

Miß Ophelia war sehr geneigt, dies Bild zu bekritteln; sie legte ihr Strickzeug nieder und wollte beginnen; doch St. Clare hielt sie zurück.

„Ich kenne jedes Wort, das Sie sagen wollen. Doch hören Sie mich. Der Eine kam in eine Lage, in welcher Alles gegen diese natürliche Neigung wirkte, und der Andere, wo sie durch Alles unterstützt wurde;

und so ward denn der Eine ein übermüthiger Demokrat und der Andere ein übermüthiger Aristokrat. Hätten Beide Pflanzungen in Louisiana besessen, so würden sie einander so gleich gewesen seyn, wie zwei in einer Form gegossene Kugeln."

„Wie pflichtvergessen Sie doch sind!" versetzte Miß Ophelia.

„Ich will durchaus nichts Unehrerbietiges meinen!" entgegnete Augustin. „Aber um wieder auf meine Geschichte zurückzukommen:

„Als mein Vater starb, hinterließ er sein ganzes Vermögen uns Zwillingen, es unter uns zu theilen, wie wir wollten. In allem Dem, was Alfred's Standesgenossen betrifft, athmet auf Gottes weiter Erde kein großmüthigerer Mensch, wie er, und wir wurden mit dieser Theilung ganz prächtig fertig, ohne ein einziges unbrüderliches Wort oder Gefühl. Wir betrieben die Plantage gemeinschaftlich und Alfred, der die doppelte Kraft besaß wie ich, wurde ein enthusiastischer Pflanzer und ein wunderbar erfolgreicher.

„Ein zweijähriger Versuch überzeugte mich aber, daß ich kein Theilhaber in dieser Wirthschaft bleiben könnte. Einen Haufen von siebenhundert zu haben, die ich nicht persönlich kennen, für die ich kein individuelles Gefühl hegen konnte, die gekauft, getrieben, unter Obdach gebracht, gefüttert werden mußten, wie eben so viel Stück Hornvieh, — die Frage, wie wenig von des Lebens gewöhnlichsten Genüssen ihnen gewährt werden dürfte, um sie bei der Arbeit zu erhalten, war ein immer wiederkehrendes Problem. Die Nothwendigkeit, Aufseher und Sklavenvögte halten zu müssen, die ewig unvermeidliche Peitsche als erstes und letztes Argument — das Alles war mir unerträglich, lästig und drückend, und wenn ich dachte, wie meine Mutter die ärmste menschliche Seele achtete, wurde es mir wahrhaft fürchterlich zu Muthe.

„Es ist barer Unsinn, wenn Manche von den Freuden der Sklaven sprechen. Bis heute habe ich noch keine Geduld bei der Lumperei, die einige Ihrer patronisirenden Nordländer begingen, indem sie unsere Sünden apologisiren wollten. Man sage mir nur, daß es irgend einem lebenden Geschöpfe Bedürfniß ist, alle seine Tage vom Morgengrauen bis zur Dunkelheit unter beständiger Aufsicht zu arbeiten, ohne die Macht, nach eigenem Willen auch nur einen Schritt zu thun, und das Alles für zwei Paar Pantalons und ein Paar Schuhe, mit gerade so viel Nahrung, daß er zur Arbeit fähig bleibt!"

„Ich habe immer geglaubt," sagte Miß Ophelia, „Ihr Alle billigtet diese Dinge, hieltet sie für recht und der heiligen Schrift entsprechend."

„Pah! so weit sind wir noch nicht zurückgebracht! Alfred, welcher ein so entschiedener Despot ist, wie je einer auf zwei Beinen ging, macht keinen Anspruch auf diese Art der Vertheidigung; nein, er stützt sich offen und kräftig auf den guten alten Grund: das Recht des Stärkern! Er sagt, der amerikanische Pflanzer thue, nur auf eine andere Weise, was der englische Aristokrat und Kapitalist gegen die niedere Klasse thut; das heißt, er eignet sich dieselben, Geist und Körper, zu seinem Gebrauche und seiner Annehmlichkeit zu. Hohe Civilisation, behauptet er, sey nicht möglich, ohne die Massen in Fesseln zu schlagen; es müsse eine niedere Klasse geben, der physischen Anstrengung und der geringsten Nahrung überantwortet — dadurch gewinne die höhere Klasse Muße und Reichthum zur Erweiterung und Verbreitung der Civilisation und würde die leitende Seele der niedern."

„Wie in aller Welt können diese beiden Dinge mit einander verglichen werden?" warf Miß Ophelia ein. „Der englische Arbeiter wird nicht verhandelt, von seiner Familie getrennt, ausgepeitscht."

„Doch ist er eben so sehr von dem Willen Dessen, der ihn benutzt, abhängig, als wäre er ihm verkauft. Der Sklavenhändler kann seinen widerspenstigen Sklaven zu Tode peitschen lassen — der Kapitalist läßt ihn zu Tode hungern. Was die Familienbande betrifft, so ist schwer zu entscheiden, was härter ist, seine Kinder in die Ferne verkaufen oder sie zu Hause verhungern zu sehen."

„Aber das ist doch noch keine Vertheidigung der Sklaverei, wenn man zu beweisen sucht, daß sie nicht schlechter ist, als irgend eine andere schlechte Sache."

„Ich gab es auch nicht dafür aus; ja ich sage sogar, daß es die augenscheinlichste Beeinträchtigung der Menschenrechte ist. In der That, einen Menschen zu kaufen wie ein Pferd, indem man ihm den Mund öffnet, um nach seinen Zähnen zu sehen, seine Glieder bewegt, ihn laufen läßt und dann das Geld für ihn auszahlt; — Spekulanten, Händler, Abfütterer für menschliche Körper und Seelen zu haben, das bringt die Sache vor den Augen der civilisirten Welt in eine tastbarere Form, obgleich die Sache im Grunde dieselbe bleibt."

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Grußformeln sind Charakteristiken der Völker. Die Israeliten lassen den Frieden (Schalom, Salem) in ihren Grüßen vorschlagen; auch in diesen spricht religiöses Gefühl sich aus. Die Griechen tauschten beim Begegnen ein „Freue dich!" gegeneinander aus; und war nicht im Leben des Griechen jeder Moment

mit Freude und Anmuth erfüllt? Die Begrüßungen der Römer: Salve! Vale! (Sey gesund! Sey stark!) waren auf den Begriff der körperlichen Kraft und Gewandtheit im Kriege gegründet. Der Franzose, der sich viel mit dem Aeußern befaßt, geht darauf hin mit seiner Phrase: Comment vous portez vous? Der Engländer bezeichnet mit seinem How do you do? das Praktische seiner ganzen Richtung. Der holländische Gruß: Hoe vaarts-ge? (Wie fahren Sie?) deutet auf den kaufmännischen Geist eines mit dem Ueberseeischen viel wirthschaftenden Volkes. Das Italienische: Come sta? weist darauf hin, daß es als ein großer Genuß angesehen werden müsse, in einem so schönen Lande zu leben, wo man sich nicht sehr zu bewegen braucht, um sich Eiswasser und Maccaroni zu verschaffen. Die Schweden sagen wörtlich: Wie können Sie? d. h. Sind Sie munter und kraftvoll? Die Begrüßungen der Chinesen sind vorherrschend voll gastronomischer Theilnahme; denn man fragt sich: Haben Sie Ihren Reis gegessen? Ist Ihr Magen in Ordnung? Bei den alten Aegyptern, unter deren glühendem Himmelsstrich der Schweiß eine Lebensbedingung ist, lautete eine sehr gewöhnliche Grußformel: Transspirirst du hinlänglich?

(Große Eßlust.) Die Prinzessin Elisabeth Charlotte von der Pfalz, Gemahlin des Prinzen von Orleans, Vaters des Regenten von Frankreich, erzählt in ihren Briefen von Ludwig dem Vierzehnten, sie habe diesen Monarchen oft essen sehen: vier Teller unterschiedlicher Suppe, einen ganzen Fasan, ein Feldhuhn, einen großen Teller voll Salat, geschnittenes Hammelfleisch in seiner Brühe mit Knoblauch, Bayonner Schinken einen Teller voll, und dann noch Obst und Confituren.

(Ueberfluß zum Unsegen.) Friedrich der Rothbart war, gefolgt von seinen Kreuzrittern, in Gran mit dem König Bela dem Dritten von Ungarn zusammengetroffen. Als der Kaiser Gran verließ, waren von den für ihn und seine Suite gastlich bereiteten Vorräthen noch zwei Häuser voll des schönsten Mehls übrig. Sie wurden dem Volke zur Plünderung preisgegeben und — zwei Menschen erstickten in der Fülle dieses Mehls.

Wie bedeutend die Waffenfabriken in Lüttich sind, mag man daraus ersehen, daß im Jahre 1852 Luxusläufe, Jagdflinten, einfache und doppelte, 234,577 geprüft wurden und Pistolenläufe 105,033 Paar, Militärgewehre 58,005, was zusammen 502,648 Stück ausmacht, wobei aber die nicht probehaltigen nicht gezählt worden.

(Hanf schützt gegen Raupen.) Beim Herannahen des Frühjahrs machen wir auf folgendes, zwar nicht neue, doch probat scheinende Verfahren, durch Hanf die Gemüseraupen abzuhalten, aufmerksam: Ist die Auspflanzung des Weißkrautes, Wirsings, der unter- und obererdigen Kohlraben ꝛc. geschehen, so werden am Umfang des bepflanzten Ackers oder Beetes in eine Reihe, 1—1½ Fuß von einander entfernt, einzelne Hanfkörner gesteckt. Diese entwickeln alsbald kräftige Hanfpflänzchen, die, weil sie nicht, wie auf dem Hanfacker, mit ihres Gleichen im Schluß stehen, nach und nach fingerdicke, ästige Stengel bilden und deßhalb, wie eine Schutzhege, den Acker oder das Beet ringsum einfriedigen. Der eigenthümliche Geruch des Hanfes ist nämlich den Schmetterlingen, welche die Gemüse- und Kohlfelder bestreichen, um darauf ihre Eier abzusetzen, zuwider — und zwar so zuwider, daß auf 3 bis 5 und mehr Schritte Entfernung von frischen Hanfpflanzen sich kein Schmetterling niederläßt. Wo aber keine Eier hingelegt werden, da können sich auch keine Raupen entwickeln; und selbst von anstoßenden Krautäckern, welche nicht mittelst Hanf geschützt sind, werden keine Raupen auf den geschützten Acker überlaufen, weil die widrige Pflanze wie ein nicht zu überschreitender Zauberring wirkt. Gemüsefelder, welche sehr lang und breit sind, werden auch noch innerhalb des umfassenden Schutzgeheges mit den nöthigen Zwischengehegen von Hanf bepflanzt. Auch genügt es, in entsprechender Entfernung die Hanfpflanzen einzeln unregelmäßig zwischen den Gemüse- oder Kohlpflanzen aufkommen zu lassen. In der Rheinebene des Großherzogthums Baden — der hohen Schule des rheinischen Hanfbaues —, wo bekanntlich der Hanf, welcher Samen reifen soll, nur in einzeln stehenden starken, stämmigen, vielästigen Pflanzen auf den Rändern von fast allen Hackfrüchtefeldern: Kartoffel-, Runkelrüben-, Krautäckern ꝛc. gebaut wird, verkauft man den Bast dieses Hanfes an Seilspinner. Zum Verspinnen für Garn ist er zu grob und zu ästig.

Großmüthige Ergebung.

Der Liebhaber.

Als Deiner Schönheit Siegeszeichen
Möcht' ich im Drang der Zärtlichkeit
Dir gern den goldnen Apfel reichen —
Daß ich's nicht kann, das thut mir leid.

Die Geliebte.

Darüber darfst Du Dich nicht grämen —
Hast Du nur Gold: bin ich bereit,
Es auch gemünzt von Dir zu nehmen.

Redaktion, Druck und Verlag von G. Ritter in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

Nro. 18. Freitag, 11. Februar 1853.

Onkel Tom's Hütte.

(Fortsetzung.)

„Als ich noch mit meinem Bruder zusammen war," fuhr St. Clare unermüdlich in seiner Erzählung fort, „bestand ich darauf, daß er Etwas zu ihrem Unterrichte thun solle; und um sich gefällig gegen mich zu erweisen, nahm er einen Kaplan an, der sie des Sonntags katechisirte. Allein fortwährend haßte ich die Sache — die Benutzung dieser Männer, Weiber und Kinder, nur um Geld durch sie zu gewinnen! Und Alfred sah deutlich, daß ich kein Pflanzer sey; er fand es abgeschmackt, daß ich, nachdem er doch zu meiner Befriedigung alle möglichen Verbesserungen vorgenommen, dennoch stets seine Anordnungen tadelte; er sagte, ich wäre ein Sentimentalist und rieth mir, die Bankeinschreibungen und das Familienhaus in New-Orleans zu nehmen, Gedichte zu schreiben und ihn die Plantage allein leiten zu lassen. So trennten wir uns, und auf diese Weise, Cousine, kam ich hierher."

„Aber weßhalb setzen Sie Ihre Sklaven nicht in Freiheit?" fragte Miß Ophelia.

„Liebe Cousine, sie als Werkzeuge zur Geldmacherei zu benutzen, vermochte ich nicht; sie zum Geldausgeben verwenden, kommt mir nicht halb so häßlich vor. Einige waren alte Haussklaven, an denen ich hing, und die Jüngeren deren Kinder. Alle waren zufrieden und wünschten, daß es mit ihnen so bleiben möchte, wie bisher."

Er hielt inne und ging nachdenkend im Zimmer auf und nieder.

„Es gab eine Zeit in meinem Leben," sagte er dann, „wo ich Pläne und Hoffnungen hatte, irgend etwas Großes in der Welt zu thun. Ich hatte ein unbestimmtes Sehnen danach, eine Art von Emancipator zu werden — mein Vaterland von diesem Flecken zu befreien; aber —"

„Nun, warum thaten Sie es nicht?"

„Die Dinge kamen nicht so, wie ich es erwartete, und ich verzweifelte am Leben, so wie Salomo. Ach, statt ein Regenerator der Gesellschaft zu werden, wurde ich ein Stück Treibholz und bin seit der Zeit, gleich einem solchen, in der That immer hin und her getrieben."

„Mein lieber Cousin, können Sie damit zufrieden seyn, auf eine solche Weise Ihre Prüfungszeit hinzubringen?"

„Zufrieden? O, ich verachte sie! — Aber um wieder auf meine Geschichte zurückzukommen — wir waren bei dem Befreiungsgeschäfte. Nun, ich glaube, daß meine Gefühle über Sklaverei nicht besonders gut sind. Viele denken in ihren Herzen wie ich. So schlimm es auch um den Sklaven steh'n mag, steht es doch noch schlimmer um den Herrn — es bedarf keiner Brille, um zu sehen, daß eine zahlreiche Klasse von entarteten Menschen ein Uebel für uns sind. Der Kapitalist Englands kann das nicht fühlen, was wir empfinden, weil er auf ganz andere Weise mit der von ihm erniedrigten Klasse verkehrt. Daß unsere Gesetze jedes allgemeine System zur Erziehung der Sklaven verbieten, daran thun sie übrigens weise; denn würde ein ganzes Geschlecht gründlich unterrichtet, so flöge die Geschichte in die Luft: gäben wir ihnen die Freiheit nicht, so würden sie sie nehmen."

„Und was glauben Sie, was das Ende davon seyn wird?"

„Ich weiß es nicht. Eins ist gewiß; daß nämlich der Vergeltungstag kommen werde, früher oder später. Dieselbe Sache arbeitet in andern Ländern, wie bei uns. Meine Mutter erzählte mir von einem Tage, der kommen würde, wo Christus herrschte und alle Menschen frei und glücklich wären. Als ich noch ein Knabe war, lehrte sie mich beten: Dein Reich komme. Zuweilen denke ich an alles das seufzend; aber wer wird den Tag seines Kommens erleben?"

„Augustin, bald drängt sich mir der Glaube auf, daß Sie nicht mehr weit von dem Reiche entfernt sind!" versetzte Miß Ophelia, indem sie ihr Strick-

zeug in den Schooß sinken ließ und ihren Cousin ängstlich ansah.

„Danke für Ihre gute Meinung. Doch beruhigen Sie sich, liebe Cousine, mit mir geht's auf und nieder: auf zum Thore des Himmels in der Theorie, nieder zum Staube der Erde in der Praxis. Indeß die Theeglocke ertönt — lassen Sie uns gehen und sagen Sie nicht, daß ich nicht wenigstens einmal in meinem Leben ernst geredet hätte."

Bei Tische spielte Marie auf das Ereigniß mit Prue an, das ihr gleichfalls schon erzählt worden war.

„Sie werden gewiß denken, Cousine," sagte sie, „daß wir Alle Barbaren wären?"

„Ich glaube, daß das eine barbarische Sache ist," entgegnete Miß Ophelia, „aber ich halte Sie nicht Alle für Barbaren."

„Ja," sagte Marie, „ich weiß, daß es unmöglich ist, mit einigen dieser Creaturen durchzukommen. Sie sind so schlecht, daß sie nicht leben sollten. Ich fühle nicht die geringste Sympathie in solchen Fällen. Wäre ihr Betragen ordentlich, würde es nicht geschehen."

„Aber, Mama," sagte Eva, „das arme Geschöpf war unglücklich; deßhalb trank sie."

„Ach Albernheit! Als ob das eine Entschuldigung wäre! Ich bin sehr oft unglücklich und ich denke, ich habe größere Leiden zu ertragen, als sie jemals. Es ist nur, weil sie schlecht sind. Es sind welche unter ihnen, die selbst durch die größte Strenge nicht zu bezwingen sind. Ich erinnere mich, daß mein Vater einen Sklaven hatte, der so faul war, daß er davon lief, um der Arbeit zu entgehen, und sich umhertrieb, allerlei abscheuliche Dinge thuend. Er wurde wieder ergriffen und tüchtig ausgepeitscht; aber es half nichts — er kroch fort, weil er nicht gehen konnte, und starb in den Sümpfen. Er hatte gar keinen Grund, fortzulaufen, denn meines Vaters Sklaven wurden immer sehr gut behandelt."

„Ich brachte einmal einen Burschen zur Ordnung," sagte St. Clare, „an dem alle Aufseher und Herren sich vergebens versucht hatten."

„Du?" warf seine Frau ein. „Nun, ich möchte doch wissen, was Du je dergleichen thatest."

„Es war ein kräftiger, riesenmäßiger Bursche, ein geborener Afrikaner, und schien den Instinkt der Freiheit in hohem Grade zu besitzen — er war ein förmlicher afrikanischer Löwe und hieß Scipio. Niemand konnte etwas mit ihm anfangen und er wurde von Einem zum Andern verkauft, bis endlich Alfred ihn kaufte, weil er glaubte, er würde ihn zwingen können.

„Nun gut; eines Tages schlug er den Aufseher nieder und entsprang in die Sümpfe. Ich war zum Besuch auf Alfred's Plantage, denn es war nachdem wir unsere Compagnieschaft aufgelöst hatten. Alfred war außer sich; doch ich sagte ihm, es wäre seine eigene Schuld und schlug ihm eine Wette vor, daß ich den Menschen bezwingen wollte. Endlich kamen wir mit einander überein, daß, wenn ich ihn ergriffe, er mir zum Versuch überlassen bleiben sollte. Sie lasen einen Trupp von sechs oder sieben aus, mit Gewehren und Hunden, um ihn zu hetzen. Die Menschen können gerade so viel Enthusiasmus aufbringen, einen Menschen zu hetzen, wie ein Thier, wenn es nur üblich ist; in der That wurde ich selbst etwas aufgeregt, obgleich ich mich nur als eine Art von Vermittler betrachtete, wenn er ergriffen werden sollte.

„Wir brachen auf; die Hunde bellten und wir stöberten ihn endlich auf. Scipio rannte und sprang wie ein gescheuchtes Wild und ließ uns einige Zeit weit zurück; zuletzt aber wurde er in einem fast undurchdringlichen Rohrdickicht aufgejagt. Da setzte er sich zur Wehre, und ich sage Euch, er focht tapfer gegen die Hunde. Er schmetterte sie rechts und links nieder und tödtete drei von ihnen mit bloßer Faust, als ein Schuß ihn niederstreckte und er verwundet und blutend beinahe zu meinen Füßen hinfiel.

„Der arme Bursche sah männlich und verzweifelnd zugleich zu mir auf. Ich hielt die Hunde und die Leute zurück und nahm ihn als meinen Gefangenen in Anspruch. Nur mit Mühe konnte ich sie abhalten, ihn im Eifer des Erfolges todtzuschießen; ich bestand auf meinem Handel, und Alfred überließ ihn mir. Ich nahm ihn mit und nach vierzehn Tagen hatte ich ihn so zahm und unterwürfig gemacht, wie das Herz selbst nur wünschen kann."

„Was in der Welt machtest Du denn mit ihm?" sagte Marie.

„Nun, das war ein ganz einfaches Verfahren. Ich nahm ihn in mein eigenes Zimmer, ließ ihm ein gutes Bett geben, verband seine Wunden und pflegte ihn selbst, bis er wieder auf den Beinen war. Im Verlaufe der Zeit ließ ich einen Freibrief für ihn schreiben und sagte ihm, er möchte gehen, wohin er wollte."

„Und ging er?" fragte Miß Ophelia.

„Nein; der thörichte Mensch riß das Papier entzwei und weigerte sich entschieden, mich zu verlassen. Er war ein braver Bursche, treu, zuverlässig wie Stahl; er wurde später Christ und so sanft wie ein Kind. Er führte die Aufsicht über meine Besitzung am See, und das ganz vortrefflich. Ich verlor ihn in der ersten Zeit der Cholera. In der That opferte er sein Leben für mich, denn ich war krank auf den Tod, und als in dem panischen Schrecken Alle entflohen, wich Scipio nicht von meinem Lager und brachte mich wirklich zum Leben zurück. Aber er

wurde gleich darnach selbst krank und konnte nicht gerettet werden, und nie habe ich den Verlust eines Menschen schmerzlicher empfunden."

Eva war ihrem Vater allmählig näher gerückt, wie er die Geschichte erzählte; die Lippen geöffnet, die Augen weit aufgerissen und voll der innigsten Theilnahme saß sie da.

Als er endete, schlang sie plötzlich ihre Arme um seinen Hals, brach in Thränen aus und schluchzte krampfhaft.

„Eva, theures Kind, was ist Dir?" sagte St. Clare, als der Kleinen zarter Körper unter der Gewalt ihrer Gefühle heftig erzitterte. „Das Kind" — meinte der Vater — „sollte nichts Derartiges hören — sie ist zu nervös."

„Nein, Papa, das bin ich nicht," sagte Eva, sich plötzlich mit einer Kraft und Entschlossenheit bezwingend, die bei einem solchen Kinde auffallend waren. „Ich bin nicht nervös — aber diese Dinge gehen mir ins Herz."

„Was meinst Du damit, Eva?"

„Ich kann es nicht sagen, Papa. Ich denke über diese Sache so Allerlei. Vielleicht kann ich Dir's später erklären."

„Nun gut, so denke, meine Liebe — nur weine und betrübe nicht Deinen Papa. Sieh hier — sieh, was ich für einen herrlichen Pfirsich für Dich habe!"

Die Kleine nahm den Pfirsich und lächelte, obgleich noch immer ein nervöses Zucken ihre Mundwinkel bewegte.

„Komm, sieh die Goldfische," sagte St. Clare, indem er ihre Hand nahm und mit ihr hinaus nach der Veranda ging.

Nach einigen Augenblicken ertönte heiteres Gelächter durch die seidenen Vorhänge — Eva und ihr Vater warfen sich einander mit Rosen, indem sie durch alle Theile des Hofes jagten.

Es ist Gefahr vorhanden, daß unser demüthiger Freund Tom unter den Erlebnissen der Höhergebornen vernachlässigt werde. Aber wenn unsere Leser uns zu einer kleinen Kammer begleiten wollen, werden sie vielleicht etwas von seinen Angelegenheiten erfahren.

Es war ein bescheidenes Gemach, ein Bett, einen Stuhl und ein kleines Wandbrett, auf welchem Tom's Bibel und Gesangbuch lagen, enthaltend. Da saß er jetzt, beschäftigt mit einer Arbeit, die ihm viel Angst und Sorge zu machen schien.

Tom's Heimweh war nämlich so stark geworden, daß er Miß Eva um ein Blatt Papier gebeten hatte; und all seine literarischen Begriffe zusammennehmend, die er durch den Unterricht des jungen Master Georg gewonnen hatte, war er zu dem kühnen Gedanken gekommen, einen Brief zu schreiben. Tom befand sich in großer Unruhe; vor ihm lag eine Schiefertafel, auf welche er den ersten Entwurf zu machen eben im Begriffe war; aber es wollte ihm nicht gelingen, denn die Gestalt einiger Buchstaben hatte er ganz vergessen und von dem, auf was er sich besann, wußte er nicht recht, welchen Gebrauch er davon machen sollte.

Während er arbeitete und in seinem Ernste schwer seufzte, trat Eva, leicht wie ein Vogel, hinter seinen Stuhl und sah ihm über die Schulter.

„Ach, Onkel Tom," sagte sie, „was für komische Dinger machst Du da?"

„Ich versuchen zu schreiben an mein arm Frau, Miß Eva, und an mein klein Kinder," erwiederte Tom, indem er mit dem Rücken der Hand über die Augen fuhr; „aber ich fürchten, daß ich es nicht bringen fertig."

„Ich will Dir helfen, Tom," versetzte Eva; „ich habe schon einige Zeit Unterricht im Schreiben und mich bereits in kleinen Arbeiten versucht."

Damit legte sie ihren kleinen, goldlockigen Kopf dicht an den seinen und Beide begannen eine ängstliche Berathung; und mit der Besprechung eines jeden Wortes begann die Arbeit.

„Siehst Du, Onkel Tom, wie schön das aussieht!" sagte Eva, entzückt auf die Tafel blickend. Und Beide schmeichelten sich sehr sanguinisch, daß es schön und gut geschrieben wäre!

„Wie erfreut werden Deine Frau und Deine armen Kinder seyn!" rief Eva aus. „O, es ist schmählich, daß Du sie verlassen mußtest! — Ich denke daran, Papa zu bitten, daß er Dich 'mal zurückgehen läßt."

„Missis haben gesagt, sie wollen schicken Geld, zu kaufen mich los, sobald sie können bringen es 'sammen," sagte Tom; „und sie werden. Mas'r Georg mir haben geschenkt dies Stück, ich sollen tragen zur 'Rinnerung an ihn, und er wollen kommen mich holen." Dabei zog er seinen kostbaren Dollar hervor.

„O, er wird gewiß kommen," sagte Eva, „und wie werde ich mich freuen!"

Die Beiden hörten in ihrem Eifer nicht, daß die Thüre aufging und Jemand in die Kammer trat. Es war St. Clare, welcher Eva hatte dahin gehen sehen und sie nun daselbst überraschen wollte.

„Was gibt's da?" sagte er, indem er näher trat und auf die Schiefertafel blickte.

Tom und Eva fuhren in die Höhe. Dann sagte Eva:

„O Papa, wie hast Du mich erschreckt! — Ich helfe Tom einen Brief schreiben — sieh hier, ist er nicht schön?"

„Ich will Euch nicht gerade von dieser Arbeit verscheuchen," sagte St. Clare; „allein ich glaube, Tom,

Du thätest besser, mich den Brief für Dich schreiben zu lassen. Ich will es thun, wenn ich von meinem Spazierritt nach Hause komme."

„Es ist sehr wichtig für ihn, daß er schreibt," sagte Eva, „denn seine frühere Herrin will ihn zurückkaufen, Papa. Er sagte mir, dies hätten sie ihm versprochen."

St. Clare dachte in seinem Innern, das wäre wahrscheinlich nur eine der gewöhnlichen Redensarten gutmüthiger Sklavenbesitzer, durch welche sie den Abscheu ihrer Sklaven vor dem Gedanken, verkauft zu werden, zu mildern bemüht sind, ohne irgend eine Absicht, die auf solche Weise erweckte Hoffnung zu verwirklichen. Aber er machte darüber keine laute Bemerkung, sondern befahl nur Tom, die Pferde zu einem Spazierritte zu bringen.

Tom's Brief wurde für ihn in gehöriger Form noch an demselben Tage geschrieben und sicher auf die Post gebracht.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Der „Schwäbische Merkur" erzählt folgende Geschichte: (Der entlarvte Teufel in einem Dorfe auf der Alb. Thatsache aus der Nacht vom 18. auf den 19. Januar.) Eine neue Teufelserscheinung auf dem Lande, in einem Dorfe auf der Alb, ist vor Kurzem durch den Muth und die Entschlossenheit eines Landjägers entlarvt und unschädlich gemacht worden. Im Hause eines vermöglichen Mannes war das erste Kind geboren worden und die Leute hatten eine große Freude daran. In später Nacht klopft's heftig an die Stubenthüre, die Leute erschrecken und rufen: „Wer da?" Mit der Antwort: „Der Teufel kommt, Euer Weib, Euer Kind oder Euer Geld zu holen!" geht die Stubenthüre auf und bei dem brennenden Licht erscheint eine greuliche, haarige Gestalt mit Bockshörnern auf dem Kopf und einem schwarzen Pelz auf dem Leibe, geht polternd, mit einer Kette klirrend, zischend und drohend auf das Weib und die Wiege zu, fängt an, nach dem zitternden Weibe zu greifen. Jammernd bittet das Weib um Gnade für sich und das Kind, und der Mann, in Todesangst, bittet flehend, der Teufel möchte ihm sein Liebstes lassen, er wolle ihm gern all sein Geld im Hause opfern. „Wie viel hast Du denn?" fragt das höllische Ungethüm mit einer Bärenstimme, und der Mann antwortet: „Alles, was ich habe, sind 300 Gulden, die will ich Euch auf meiner Bühne holen." Der Teufel beruhigt sich, heißt den Mann mit einem Licht auf die Bühne gehen, beobachtet den Eingang zur Treppe hinauf, geht wieder in die Stube zurück und fragt drohend das Weib, ob nicht noch mehr Geld vorhanden sey. In diesem Moment geht ein Landjäger die Straße vorüber, sieht durch einen offenen niederen Dachladen das bloße Licht, eilt auf das Haus zu, öffnet die Thüre und ruft dem die Stiege herabkommenden Manne zu: „So, Ihr laufet mit dem bloßen Licht um, das kostet zehn Gulden Strafe!" — „Ach! ich weiß ja nimmer, wo mir der Kopf steht, denn in meiner Stub' ist ja der Teufel, dem ich mein Geld holen mußte, sonst holt er mein Weib und mein erstes Kind!" — heißt die Antwort. Erstaunt und entschlossen erwiedert der Landjäger: „So, den Teufel hätt' ich schon lang gern einmal sehen mögen. — Dem will ich —" reißt die Thüre auf, zieht den Säbel, sieht das Ungethüm mit den Bockshörnern da stehen, packt es aber furchtlos am Kragen und merkt bald am Erschrecken desselben, daß es Fleisch und Bein wie andere Menschen hat. Sofort reißt er ihm den schwarzen Pelz vom Leibe, bewältigt den Widerstrebenden mit noch stärkerer Faust und heißt den verwunderten Bauer Wasser bringen, um den Teufel auch jetzt zu taufen und ihm das geschwärzte Gesicht abzuwaschen. Wer kommt jetzt zum Vorschein? Der Ehemann der Hebamme des Orts, welcher die Freude der jungen Eheleute an ihrem Kinde, ihre Gespensterfurcht und die Notiz, daß Geld im Hause sey, hatte benützen wollen, um in Teufelsgestalt mit leichter Mühe zu Geld zu kommen. Zwar bittet er um Pardon und versichert, das sey gewiß sein erster und letzter Teufelsspuck, der Landjäger aber erwiedert: „Ihr habt heute fischen wollen, jetzt könnt Ihr dafür krebsen!" und führte ihn zur Polizei und zum Oberamt ab.

(Der schlaue Quäker.) Ein Quäker in Philadelphia besaß ein Schiff, das zur See war und ließ es deßhalb versichern. Unmittelbar darauf erfährt er auf Privatwegen, daß sein Schiff untergegangen sey. Da er nun befürchtet, es möge die Versicherung noch nicht eingetragen seyn und von dem Versicherer ganz unterlassen werden, sobald jener Verlust bekannt werde, schreibt er demselben die paar Zeilen: „Du brauchst mein Schiff nicht zu versichern, ich habe Nachrichten davon." Ganz nach seiner schlauen Berechnung beeilt sich nun der Agent, welcher die Versicherung wirklich noch nicht eingetragen hatte, dies auf der Stelle zu thun, und antwortete dem Quäker, die Versicherung sey schon vollzogen gewesen und könne nicht rückgängig gemacht werden.

Redaktion, Druck und Verlag von G. Ritter in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

Nro. 19. Sonntag, 13. Februar 1853.

Onkel Tom's Hütte.

(Fortsetzung.)

Achtzehntes Kapitel.
Topsy.

Miß Ophelia beharrte in ihren Arbeiten der Leitung des Hauswesens. Alle Diener, von Dinah bis zum kleinsten Bengel herab, stimmten darin überein, daß sie sehr „curjos“ sey, ein Ausdruck, welchen südliche Haussklaven gebrauchen, wenn Andere ihnen nicht gefallen. Der „höhere Zirkel“ in der Familie, das heißt Adolf, Jane und Rose, waren darüber einig, daß sie keine Lady sey; denn Ladies arbeiteten nie, wie sie that. Selbst Mistreß St. Clare erklärte, es sey förmlich ermüdend, ihre Cousine fortwährend so thätig zu sehen. Und in der That gab Miß Ophelia Veranlassung zu dieser Klage; sie nähte und stickte von Tagesanbruch bis zum Abend; und wenn das Licht schwand und die Arbeit bei Seite gelegt wurde, kam sogleich das stets bereit gehaltene Strickzeug zum Vorschein.

Eines Morgens, als die Miß bei einer ihrer häuslichen Beschäftigungen thätig war, rief St. Clare unten an der Treppe:

„Cousine! kommen Sie herab, ich habe Ihnen etwas zu zeigen.“

„Was ist es denn?“ fragte sie, indem sie mit ihrer Nähterei herbeikam.

„Ich habe einen Ankauf für Ihr Departement gemacht; sehen Sie hier,“ sagte er, auf ein kleines Negermädchen von acht oder neun Jahren deutend.

Die Kleine gehörte zu den schwärzesten ihres Stammes und ihre großen, funkelnden Augen blitzten wie Glasperlen, während sie mit rastlosen Blicken über Alles in dem Zimmer hinflogen. Ihr Mund, halb geöffnet vor Staunen über die Wunder, die sie in dem Gemach ihres neuen Herrn sah, zeigte zwei Reihen der weißesten Zähne. Ihr wolliges Haar war in mehrere kleine Zöpfe geflochten, die nach allen Richtungen emporstanden. Der Ausdruck ihres Gesichtes war ein Gemisch von Verschlagenheit und List, worüber gleich einem Schleier ein schmerzlicher Zug des Ernstes und der Feierlichkeit gebreitet zu seyn schien. Im Ganzen lag etwas Koboldartiges in ihrem Aussehen, etwas, wie Miß Ophelia später erklärte, so „Heidnisches“, daß es die gute Dame unangenehm berührte; und sich zu St. Clare wendend, sagte sie:

„Augustin, zu was in der Welt haben Sie das Ding hergebracht?“

„Damit Sie es erziehen. Ich dachte, sie wäre ein merkwürdiges Exemplar von dem Geschlechte Jim Crow's.“

Hierauf pfiff er, wie ein Mensch, der die Aufmerksamkeit eines Hundes ermuntern will, und sagte zu dem Negermädchen:

„He, Topsy! sing' uns etwas und zeig' uns einen Deiner Tänze.“

Die schwarzen, gläsernen Augen funkelten wie in boshafter Neckerei und das Ding stimmte mit schneidender Stimme einen Negergesang an, wozu sie mit Händen und Füßen den Takt schlug, sich herumschwingend, in die Hände klatschend, die Kniee an einander schlagend mit wilder, phantastischer Geberde und in ihrer Kehle die Gaumlaute hervorbringend, welche die Nationalmusik ihres Stammes bezeichnen. Endlich stieß sie einen langgedehnten Schlußton aus, so gellend und überirdisch, wie der der Dampfpfeife, und stand still da mit gefalteten Händen und einem Ausdrucke der Verklärtheit über dem Gesichte, welche aber contrastirte mit den listigen Blicken, die ihre Augen umherschossen.

Miß Ophelia war stumm vor Staunen.

St. Clare schien sich in seiner höhnischen Laune ihres Staunens zu erfreuen, und das Kind wieder anredend, sagte er:

„Topsy, dies ist Deine neue Gebieterin. Ich gebe Dich ihr, sieh also zu, daß Du Dich gut aufführst.“

„Ja, Mas'r,“ sagte Topsy mit scheinheiligem Ernst; die tückischen Augen blinzelten, während sie sprach.

„Du sollst gut seyn, Topsy, verstehst Du?" wiederholte St. Clare.

„Ja, Mas'r," erwiederte sie, ihre Hände noch immer fromm gefaltet.

„Augustin, zu was soll das seyn?" sagte Miß Ophelia. „Ihr Haus ist so voll von diesen kleinen Plagegeistern, daß man keinen Schritt thun kann, ohne auf sie zu treten. Wenn ich Morgens aufstehe, so finde ich einen hinter der Thür schlafend, ein schwarzer Kopf guckt unter dem Tisch hervor, einer liegt auf dem Fußboden neben dem Tische, und aus jeder Ecke, jedem Winkel grinsen sie mich an. Zu was in der Welt, frage ich, haben Sie diese noch nöthig?"

„Damit Sie sie erziehen, sagte ich Ihnen das nicht? Sie predigen ja immer von der Erziehung und ich dachte, ich wollte Ihnen ein Geschenk mit einem frischen Stück machen, damit Sie einen Versuch mit ihr anstellen."

„Ich brauche sie nicht; ich habe mit ihnen mehr zu schaffen, als mir lieb ist."

„So seyd Ihr Christinnen Alle! Ihr bildet eine Gesellschaft und schickt arme Missionäre ab, ihre ganze Zeit unter solchen Heiden zuzubringen; aber laßt mich Eine von Euch sehen, die einen in ihr eigenes Haus nimmt und die Arbeit der Bekehrung selbst vollbringt! Nein, wenn es dahin kommen soll, sind sie unangenehm und es ist zu viel Mühe und so weiter."

„Augustin, ich betrachtete es nicht in dem Lichte," entgegnete Miß Ophelia, offenbar milder gestimmt. „Gut denn, es kann ein wirkliches Missionärwerk seyn," fügte sie hinzu, indem sie theilnahmvoll auf das Kind blickte.

St. Clare hatte die rechte Saite angeschlagen — Miß Ophelia's Gewissenhaftigkeit war stets wach.

„Aber ich sehe in der That nicht die Nothwendigkeit ein, diese hier zu kaufen," bemerkte die Miß; „es sind in Ihrem Hause ja deren schon genug, alle meine Zeit und Geschicklichkeit in Anspruch zu nehmen."

„Nun gut, Cousine," versetzte St. Clare, indem er sie sanft bei Seite zog. „Ich sollte Sie wegen meiner nutzlosen Reden um Verzeihung bitten. Jedoch will ich Ihnen die Sache erklären. Dieses Mädchen gehörte einem Trunkenbolde, der sie in einer niedern Schenkwirthschaft hielt, und ich war es überdrüssig, sie beim Vorübergehen immer schreien und ihren Herrn sie prügeln und fluchen zu hören. Deßhalb kaufte ich sie und übergebe sie nun Ihnen. Sie sieht so klug und listig aus, daß es mir scheint, es könne etwas aus ihr gemacht werden. Versuchen Sie also jetzt, ihre Bildung zu übernehmen und ihr eine gute neu-engländische Erziehung zu geben."

„Nun, ich will thun, was ich kann," sagte Miß Ophelia und näherte sich ihrer neuen Untergebenen ungefähr so, wie eine Person, die sich einer häßlichen Spinne nähert.

„Sie ist furchtbar schmutzig und halb nackt," sagte sie.

„Na, so nehmen Sie sie mit und lassen Sie sie reinigen und kleiden."

Miß Ophelia nahm hierauf das Kind mit nach der Küche.

„Ich durchaus nicht sehen, was Mas'r brauchen noch ander Nigger," sagte Dinah, den neuen Ankömmling nicht mit den freundlichsten Blicken betrachtend. „Möchten nicht haben sie unter mein Fuß!"

„Puh!" sagten die beiden Quadronenmädchen Rosa und Jane gleichzeitig mit dem höchsten Widerwillen — „daß sie uns nicht kommen in Weg! Zu was Mas'r nur bringen noch so nieder Nigger in Haus, möchten wissen."

„Oh Ihr!" versetzte Dinah, welche die letzte Bemerkung als eine Anspielung auf sich fühlte — „Ihr glauben zu seyn weiß Volk. Ihr nicht seyn schwarz und nicht weiß — ich haben lieber, wenn man is eins oder das ander."

Miß Ophelia sah, daß Niemand zugegen war, der die Aufsicht über die Reinigung und Ankleidung der Neuangekommenen übernehmen könnte, und so war sie denn gezwungen, es selbst zu thun, mit einigem unfreundlichen und widerstrebenden Beistande Jane's.

Es ziemt sich für zarte Ohren nicht, die näheren Umstände von der ersten Toilette des vernachlässigten und mißhandelten Kindes zu vernehmen. In der That müssen in dieser Welt eine Menge Menschen in einem Zustande leben und sterben, dessen Beschreibung ihre zartfühlenden Mitmenschen zu sehr verletzen würde. Miß Ophelia besaß einen guten Theil Entschlossenheit und ging durch alle ekelerregenden Einzelnheiten mit heldenmüthiger Kraft, und als sie auf dem Rücken und den Schultern des Kindes große Narben und Schwielen sah, die unverwischlichen Zeichen des Systems, unter welchem es aufgewachsen war, empfand sie herzinniges Mitleid.

Das Negermädchen ließ Alles mit sich gewähren, und hörte alle Bemerkungen, die über es gemacht wurden, mit einem unterwürfigen und schmerzlichen Wesen an, das ihm eigen zu seyn schien; doch ließ es dabei von Zeit zu Zeit scharfe Blicke über den funkelnden Zierrath gleiten, den Jane in ihren Ohren trug.

Als Topsy endlich anständig und rein gekleidet und ihr Haar ordentlich hergerichtet war, sagte Miß Ophelia mit einiger Genugthuung, daß sie jetzt doch etwas christlicher aussehe. Sich vor ihr hinsetzend,

fing sie damit an, sie zu befragen, um zu erforschen, welchen Unterrichtsplan sie zuerst ergreifen müsse.

„Wie alt bist Du, Topsy?"

„Nicht wissen, Missis," sagte die Schwarze mit einem Grinsen, das alle ihre Zähne zeigte.

„Du weißt nicht, wie alt Du bist? Hat Dir das Niemand gesagt? Wer war Deine Mutter?"

„Hatten nie Mutter!" sagte das Kind wieder grinsend.

„Hattest nie eine Mutter? Was meinst Du damit? Wo bist Du geboren?"

„Nicht wissen das, Missis," versetzte Topsy mit einem abermaligen Grinsen, welches so koboldartig aussah, daß Miß Ophelia, wäre sie nervös gewesen, auf den Gedanken hätte kommen können, irgend einen Gnomen empfangen zu haben.

„Wo wurdest Du denn aufgezogen?"

„Bei Mas'r mit viel ander. Alt Tante Sue uns haben gepflegt."

Das Kind sprach offenbar aufrichtig.

„Wissen, Missis," erklärte Jane, „solche geben es Menge; Spec'laters sie kaufen auf ganz klein und ziehen sie für Markt."

„Wie lange hast Du bei Deinem Herrn gelebt?"

„Nicht kann sagen, Missis."

„Ein oder mehrere Jahre?"

„Nicht wissen, was Jahr, Missis."

„Ach, Missis," versetzte Jane, „solch nieder Nigger gar nichts verstehen von Zeit."

„Hast Du je etwas von Gott gehört?" fragte Miß Ophelia weiter.

Das Kind sah verwirrt aus, grinste aber wie gewöhnlich.

„Weißt Du, wer Dich erschaffen hat?"

„Niemand ich wissen."

„Kannst Du nähen?" sagte nun Miß Ophelia, welche glaubte, sie müßte ihre Fragen auf etwas Verständlicheres richten.

„Nicht haben gelernt das, Missis."

„Was kannst Du denn? Was machtest Du bei Deinem Herrn?"

„Wasser holen, Tische waschen, Messer putzen und bedienen Volk."

Miß Ophelia erhob sich von diesem unerquicklichen Zwiegespräche und erblickte St. Clare, der ihr nachgegangen war und sich über den Rücken ihres Stuhles gelehnt hatte.

„Sie finden da einen jungfräulichen Boden, Cousine," sagte er; „impfen Sie ihr Ihre eigenen Ideen ein — Sie werden nicht viele auszujäten finden."

Miß Opheliens Ideen der Erziehung waren, gleich all ihren andern, sehr entschieden und bestimmt; sie ließen sich in die wenigen Worte zusammenfassen: die Zöglinge lehren aufzupassen, wenn mit ihnen gesprochen wurde, sie im Katechismus, im Nähen und im Lesen zu unterrichten und sie zu züchtigen, wenn sie lögen.

Das Kind wurde im Hause als Miß Opheliens Mädchen betrachtet und da man Topsy in der Küche nicht mit freundlichen Augen ansah, beschloß die Miß, ihren Wirkungskreis und ihren Unterricht hauptsächlich auf ihr eigenes Zimmer zu beschränken. Mit wahrer Selbstaufopferung faßte sie den Entschluß, statt ihr eigenes Bett zu machen und ihre Stube auszukehren, was sie bisher mit Verschmähung jeder Hilfe von Seite des Stubenmädchens gethan hatte, sich zu dem Märtyrerthum zu verurtheilen, Topsy dahin zu unterweisen, diese Geschäfte zu verrichten; und sie begann damit, daß sie das Mädchen in ihr Zimmer nahm und hier einen förmlichen Cursus des Unterrichts in dem Mysterium des Bettmachens begann.

Topsy, sauber gewaschen und all der kleinen Zöpfe beraubt, welche das Entzücken ihres Herzens ausgemacht hatten, reinlich gekleidet, mit einer hübschen Schürze vorgebunden, stand ehrerbietig vor ihrer Herrin und mit einem Ausdrucke der Feierlichkeit, der für ein Begräbniß passend gewesen wäre.

„Jetzt, Topsy, werde ich Dir zeigen, wie mein Bett gemacht werden muß. Ich bin darin sehr eigen; Du mußt das genau lernen."

„Ja, Missis," sagte das Mädchen mit einem tiefen Seufzer.

„Nun, Topsy, sieh her, dies ist die Naht, dies die rechte und dies die linke Seite. Wirst Du das behalten?"

„Ja, Missis," sagte Topsy mit einem abermaligen Seufzer.

„Nun, siehst Du, das Betttuch mußt Du über das Polster legen — so — und es glatt über die Matratze ziehen — so, siehst Du?"

„Ja, Missis," sagte Topsy mit der größten Aufmerksamkeit.

„Aber das Kissen — siehst Du — muß so gelegt werden, daß der schmale Saum hierher kommt — so; hast Du Dir das gemerkt?"

„Ja, Missis," sagte Topsy wie zuvor; — wir wollen indeß hinzufügen, was Miß Ophelia nicht sah, daß nämlich während der Zeit, wo die gute Dame ihr in dem Eifer ihres Unterrichts den Rücken zuwendete, ihre Schülerin ein Paar Handschuhe und ein Band wegnahm, welche Sachen sie geschickt in ihre Aermel gleiten ließ, worauf sie wieder mit pflichtvoll gefalteten Händen wie zuvor dastand.

„Nun, Topsy, laß sehen, wie Du das machst," sagte Miß Ophelia, sich setzend.

Topsy versah das Geschäft ziemlich geschickt und zur Zufriedenheit Miß Opheliens. Durch eine unglückliche Bewegung aber schlüpfte das Ende des Bandes aus ihrem Aermel, eben als sie fertig war,

und erregte Miß Ophéliens Aufmerksamkeit. Sogleich sprang sie darauf zu.

„Was ist das?“ rief sie. „Du nichtsnutziges Kind, Du hast dies gestohlen!“

Das Band wurde aus Topsy's Aermel gezogen, allein sie war nicht im Geringsten verwirrt — sie blickte nur mit dem Ausdrucke der Ueberraschung darauf hin.

„Ei,“ sagte sie, „wie seyn kommen das in mein Aermel!“

„Du schlechtes Mädchen, Du hast das Band gestohlen!“

„Missis, ich das nicht haben gethan — ich es nicht gesehen, bis jetzt.“

„Topsy, ich werde Dich peitschen lassen, wenn Du so lügst.“

„Ach, Missis, wenn peitschen mich ganzen Tag, ich doch nicht gesehen das vorher,“ versetzte Topsy und fing an zu weinen. „Missis haben liegen lassen es auf Bett und es seyn gerutscht dann in mein Aermel.“

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

(Ein Haarschneide-Salon.) In St. Louis (Vereinigte Staaten) wurde ein Haarschneide-Salon gebaut, dessen Länge 160 Fuß, die Breite 72 Fuß beträgt. An den Seitenwänden herum sind Bäder in kleineren Gemächern angelegt. Der Fußboden ist von weißem Marmor mit marmornen Fontainen und Blumenständern. Die Täfelung und der Anstrich des Holzwerks ist weiß mit Gold. Die Thüren der Bäder sind mit Spiegelglas bekleidet, die Wannen mit Silber plattirt und in Marmor eingelassen. Sie haben heißes und kaltes Wasser und eine starke Douche für jeden Theil des Körpers. Die Barbiersessel sind von geschnitztem Mahagoni und die Divans mit rothem Sammet bekleidet. Ueber dem Salon ist ein Billardzimmer mit 12 Billards; unter demselben ist eine Trinkhalle. Der Bau kostet 40,000 Dollars, die Möblirung eben so viel. Der Preis für Barbieren und Frisiren beträgt nach deutschem Gelde $4^1/_4$ Sgr., für Haarschneiden $4^1/_4$ Sgr. und für ein Bad $10^1/_2$ Sgr. Vor 18 Jahren war diese Stadt nichts als ein Haufen Blockhäuser und Wigwams, jetzt enthält sie 100,000 Einwohner, welche in einem palastähnlichen Salon ihr Haar schneiden lassen.

(Der Storch, ein Feind der Bienen.) Um zu beobachten, welchen Einfluß ein sehr erhöhter Standort auf der Bienen Wohlergehen ausübe, brachte ich vor mehreren Jahren auf die Reste eines alten Thurmes, die etwa noch drei Stockwerk Höhe hatten, einen gesunden Bienenstock. Anfangs flog derselbe ganz gut, doch bald bemerkte ich, daß er an Volk nicht gehörig zunahm und zeigten die Bienen eine große Aengstlichkeit, ja sie zogen sich sogar sämmtlich in das Innere des Korbes zurück, sobald ich mich dem Stocke näherte. Diese Erscheinung war mir neu. Der Stock hatte gute Honigtracht, gesunden Weisel, viele und gesunde Brut. Daß der Stock an Volk nicht besonders zunahm, schrieb ich seinem hohen Standorte zu. Wie erstaunte ich aber, als ich eines Mittags, meinen Stand besuchend, einen Storch unmittelbar vor demselben stehen und ihn jede Biene, die das Flugloch passiren wollte, wegfangen sah. Eine Otterfalle befreite meinen Bienenstock von seinem Feind schon am folgenden Tage und jetzt nahm der Bien regelmäßig an Volk zu, doch blieben die Bienen noch einige Zeit schüchtern. — Welche Massen von Bienen die Störche auf Wiesen wegfangen, davon macht man sich keinen Begriff. Einen solchen Nascher schoß ich einstmals auf einer Wiese am Mittag während der besten Honigtracht. Er stand mitten zwischen zwei Wiesenblumen ruhig im Gras, bewegte blos seinen Schnabel bald rechts bald links, ohne sich jedoch von seinem Standpunkte zu entfernen. Seinen Kropf fand ich von Bienen fast gefüllt, deren Menge einem schwachen Nachschwarme fast gleichkommen mochte.

(Zwei alte Eichen.) In den Walde von Larisy in der Normandie ist eine alte Eiche, die jetzt ganz hohl ist, aber solch einen Umfang hat, daß man im vorigen Jahre eine steinerne Kapelle im Innern des Baumstammes aufführen konnte, welche Raum für 16 Personen hat. Alle Jahre findet am Pfingstmontage ein ländliches Fest bei derselben statt, das eine Menge Besucher anzieht. — Eine andere merkwürdige Eiche steht bei Hirschberg in Schlesien. Sie ist über 1200 Jahre alt. Vor einigen Jahren warf der Blitz einen Ast herab, der 25 Klafter Holz gab. Ihr innerer Raum faßt 15—20 Personen. Ein Schuhmacher und ein Schneider hatten früher darin ihre Werkstatt.

(Der größte Schornstein.) Dieser befindet sich im Salzwerke Wieliczka und ist aus dem tiefsten Schachte des Bergwerks bis an das Tageslicht heraufgeführt, um den Rauch abzuleiten. In dem Schachte führt eine Treppe von 1030 Stufen in eine Tiefe von 600 Fuß hinab. Der Schornstein selbst hat eine Höhe von 73 Wiener Klaftern (876 Fuß, etwa die Höhe des Stephansthurms) und es sind dazu ungefähr 7,000,000 Ziegelsteine verwendet worden.

Redaktion, Druck und Verlag von G. Ritter in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

Nro. 20. Dienstag, 15. Februar 1853.

Onkel Tom's Hütte.

(Fortsetzung.)

„Miß Ophelia war so empört über die schamlose Lüge des Mädchens, daß sie dasselbe ergriff und es heftig schüttelte. Das Schütteln machte, daß die Handschuhe aus dem andern Aermel fielen.

„Lügnerin!" rief die Erboste — „willst Du mir jetzt noch sagen, daß Du das Band nicht gestohlen hast?"

Topsy gestand die Handschuhe ein, mit der Bemerkung jedoch, sie habe sie nur einmal anpassen wollen; hinsichtlich des Bandes blieb sie dabei, es abzuleugnen.

„Höre, Topsy," sagte die Miß, „wenn Du Alles gestehst, so will ich Dich diesmal nicht auspeitschen lassen."

Auf diese Weise ermahnt, gestand die Schwarze das Band und die Handschuhe ein und gab Versicherungen der Reue.

„Nun höre," fuhr ihre Herrin in strengem Tone fort, „ich weiß, Du hast auch andere Dinge genommen, seitdem Du im Hause bist, denn ich ließ Dich gestern den ganzen Tag umherlaufen. Jetzt sage mir, was Du genommen hast, und ich werde Dich nicht peitschen lassen."

„Ach, Missis, ich haben genommen roth Ding, wo getragen Miß Eva um Hals."

„Du schlechtes Kind, thatest Du das? So, was noch weiter?"

„Ich haben genommen glänzend Dinger aus Ohrring von Rosa."

„Hole mir diese Sachen — augenblicklich!"

„Ach, Missis, ich das nicht können — ich haben weggeworfen."

„Weggeworfen — was ist das für eine Geschichte? Geh und hole sie, oder Du bekommst die Peitsche!"

Topsy versicherte unter Schluchzen und Seufzen, daß sie nicht mehr könnte, indem sie die Sachen weggeworfen habe.

Gerade in diesem Augenblicke trat Eva unbefangen in das Zimmer, das bezeichnete Korallenhalsband um den Hals.

„Ei, Evchen, wo hast Du das Halsband her?" fragte Miß Ophelia.

„Woher, Tante? Ei, ich habe es gestern den ganzen Tag getragen und, was spaßhaft ist, Tante, auch die ganze Nacht. Ich vergaß es abzunehmen, als ich zu Bette ging."

Miß Ophelia sah ganz verwirrt aus, um so mehr, als Rosa jetzt mit einem Korbe frisch gebügelter Wäsche hereintrat und, wie gewöhnlich, ihre funkelnden Ohrgehänge anhatte.

„Nein, ich weiß nicht, was mit einem solchen Kinde anzufangen ist!" sagte sie verzweifelnd. „Warum in der Welt sagtest Du mir, daß Du diese Dinge genommen hättest, Topsy?"

„Ach, Missis sagen, ich müssen bekennen, und ich haben gewußt zu bekennen nichts weiter," sagte Topsy, die Augen abwischend.

„Aber natürlich brauchtest Du nicht Dinge zu bekennen, die Du nicht gethan hast," entgegnete Miß Ophelia; „das ist eine Lüge gerade so gut wie die andern."

„Oh, da seyn nichts von Wahrheit in der Brut!" versetzte das Quadronenmädchen mit einem geringschätzenden Blicke auf Topsy. „Wären ich an Stelle von Mas'r St. Clare, ich thäten peitschen sie bis auf Blut."

„Nein, nein, Rosa!" sagte Eva mit ernstem Wesen. „Du mußt nicht so sprechen, Rosa; ich kann das nicht ertragen."

„Ach, Miß Eva seyn zu gut; Sie nicht wissen, wie man muß umgehen mit so gemeine Niggers. Glauben, Miß Eva, daß kein ander Weg, als sie zu peitschen."

„Still, Rosa!" gebot Eva — „kein Wort weiter von der Art!" Und die Augen des Mädchens blitzten und ihre Wangen rötheten sich dunkel.

„Miß Eva haben das Blut der St. Clares, das ist sicher; sie für alle Welt kann sprechen, grad wie

ihr Papa," sagte Rosa für sich, indem sie aus dem Zimmer ging.

Eva blickte wehmüthig auf Topsy.

Da standen die beiden Kinder — die Repräsentantinnen der beiden äußersten Grenzen der Gesellschaft. Das schöne, hochgeborene Kind mit dem goldgelockten Kopf, den dunklen blauen Augen, der geistreichen, edlen Stirn und dem offenen Wesen, und ihre schwarze, kriechende und doch verschlagene Nachbarin — da standen sie als Repräsentantinnen ihrer Geschlechter. Die Angelsächsin, stammend aus Zeitaltern der Civilisation, der Herrschaft, der Erziehung, der physischen und moralischen Erhabenheit; die Afrikanerin, stammend aus Zeitaltern der Barbarei, Unterdrückung, Unwissenheit, Mühsal und Lasterhaftigkeit.

Vielleicht fiel Eva irgend etwas der Art ein. Aber die Gedanken eines Kindes sind mehr unbestimmte und unklare Instinkte, und in Eva's edler Natur arbeiteten mehrere solche, für welche sie keinen Ausdruck zu finden vermochte. Als ihre Tante sich über das schlechte Betragen des Negermädchens ausließ, sah sie traurig und betrübt aus, aber sie sagte sanft:

„Arme Topsy, weßhalb mußtest Du stehlen? Ich wollte Dir lieber Alles geben, was ich habe, als daß Du es mir stehlen solltest."

Es war das erste freundliche Wort, welches das Kind je in seinem Leben gehört hatte, und der milde Ton und das sanfte Wesen berührten sonderbar das verwilderte Herz und ein Glanz wie der einer Thräne zeigte sich in dem grellen, runden, funkelnden Auge; dann aber folgte das gewöhnliche Grinsen, vermischt mit einem ungläubigen Lachen.

Ja, das Ohr, das nie etwas Anderes gehört hat als Zankreden, ist sonderbar ungläubig gegen etwas so Menschliches wie Güte; Topsy hielt Eva's Worte nur für etwas Komisches und sie konnte nicht daran glauben.

Aber was sollte mit Topsy geschehen? Miß Ophelia fand den Fall sehr bedenklich, denn alle ihre Erziehungsregeln ließen sich dabei nicht anwenden. Sie dachte, sie wollte es sich überlegen, und um hiezu Zeit zu gewinnen, sowie in der Meinung, daß eine große moralische Tugend in finstern Kammern zu finden sey, sperrte sie die Lügnerin in eine solche ein, bis sie sich ihre Gedanken klar gemacht haben würde. —

„Ich weiß nicht," sagte Miß Ophelia nachher zu St. Clare, „wie ich das Kind lenken soll, ohne es zu schlagen."

„Nun, so schlagen Sie nach Herzenslust; ich gebe Ihnen volle Gewalt zu Allem, was Sie wollen."

„Kinder müssen geschlagen werden; ich habe nie davon gehört, daß sie ohne Schläge aufgezogen werden könnten."

„Gewiß; thun Sie, was Sie für das Beste halten, nur will ich Ihnen eine Bemerkung machen: ich habe dieses Kind mit einem Schüreisen schlagen sehen, mit Feuerzangen, kurz mit Allem, was eben zur Hand war, und da sie nun an dergleichen gewöhnt ist, so glaube ich, daß Ihre Schläge kräftig geführt werden müssen, um einen Eindruck hervorzubringen."

„Ich sah nie ein solch verhärtetes Kind."

„Solche Kinder sind unter uns sehr häufig, wie solche Männer und Frauen auch. Abscheuliche Mißhandlungen und Grausamkeiten, wie sie häufig vorkommen, wo rühren sie her? Meistens ist es eine allmählige Verhärtung von beiden Seiten — der Eigenthümer wird mehr und mehr grausam, der Sklave mehr und mehr widerspenstig. Peitschenhiebe sind wie Laudanum; die Dosis muß verdoppelt werden, wie das Gefühl abnimmt. Ich sah das sehr früh ein, als ich Sklavenbesitzer wurde, und beschloß, nie anzufangen, weil ich nicht wußte, wo ich aufhören sollte; so nahm ich mir vor, meine eigene Moralität zu bewahren. Die Folge davon ist, daß meine Diener wie verzogene Kinder handeln; allein ich denke, daß das besser ist, als wenn wir gegenseitig entmenscht würden. Sie haben viel von der Erziehung unserer Sklaven gesprochen, Cousine, und ich fand es wirklich nöthig, daß Sie mit einem Kinde, welches ein Beispiel von Tausenden unter uns ist, den Versuch machten."

„Ich kann eben nicht sagen, daß ich Ihnen für die Aufgabe dieses Experiments sonderlich danke; doch da es eine Pflicht zu seyn scheint, so will ich versuchen, was ich thun kann," sagte Miß Ophelia. Und darauf arbeitete sie mit löblichem Eifer. Sie bestimmte regelmäßige Stunden zur Beschäftigung und unterrichtete ihren Zögling im Lesen und im Nähen.

In der ersteren Kunst machte Topsy schnelle Fortschritte; sie lernte ihre Buchstaben wie durch Zaubergewalt und war bald im Stande, geläufig zu lesen. Aber das Nähen war eine schwierigere Sache; der Zwang desselben war ihr ein Greuel. Sie zerbrach die Nadeln, warf sie verstohlen zum Fenster hinaus oder in die Ritzen der Dielen, sie zerbiß oder beschmutzte den Zwirn oder warf Alles zusammen fort. Ihre Bewegungen waren so schnell wie die einer Katze und die Herrschaft über ihr Gesicht wie die eines erfahrenen Verschwörers, und obgleich Miß Ophelia fühlte, daß so viele Zufälligkeiten unmöglich hinter einander stattfinden könnten, so war es ihr doch nicht möglich, sie zu ertappen. —

Topsy war bald im ganzen Hause ein bekannter Charakter. Ihr Talent für jede Art des Spaßes, der Gesichtschneiderei, der Nachäffung, für den Tanz, das Singen, das Pfeifen und die Nachahmung jedes Tones, der ihr auffiel, schien unerschöpflich zu seyn.

In ihren Spielstunden hatte sie beständig den ganzen Kinderschwarm des Hauses hinter sich her, mit offenem Munde vor Verwunderung und Staunen, selbst Miß Eva nicht ausgenommen, die durch ihre wilden Teufeleien bezaubert zu seyn schien, wie zuweilen eine Taube durch eine Schlange es wird.

Zu Anfang wurde sie von den „höheren" Dienern des Hauses verachtet und gering geschätzt; bald aber fanden sie Ursache, ihre Meinung zu ändern. Man machte in kurzer Zeit die Entdeckung, daß Jeder, der irgend eine Unwürdigkeit gegen Topsy beging, sicher darauf rechnen konnte, bald nachher von irgend einem Unfall betroffen zu werden; es fehlte entweder ein Paar Ohrringe oder sonst ein beliebter Schmuck, oder es wurde irgend ein Kleidungsstück plötzlich beschädigt gefunden, oder die Person stolperte über einen Kübel mit Wasser und fiel hinein, oder aus einem Fenster wurde Unrath auf sie herabgeworfen, wenn sie in vollem Staatsanzuge war. Und wurden bei dergleichen Gelegenheiten Nachforschungen angestellt, so wollte es Niemand gewesen seyn. Topsy wurde wiederholt vor die häuslichen Gerichte gestellt, aber alle Verhöre bestand sie mit erbaulicher Unschuld. Man war darüber einig, daß sie die Sache gethan, aber nicht der geringste Beweis konnte gegen sie geführt werden. Zudem waren die Possen immer so geschickt berechnet, daß irgend etwas den Thäter zu schützen vermochte; so wurde z. B. die Rache an Rosa und Jane immer zu solcher Zeit ausgeübt, wo sie bei ihrer Gebieterin in Ungnade waren und wo daher eine Klage von ihrer Seite kein freundliches Ohr erwarten durfte.

Topsy besaß Geschicklichkeit zu Allem; nur fehlte oft ihr Willen dazu. Nach wenigen Lehrstunden konnte sie das Zimmer der Miß Ophelia auf eine Weise in Ordnung bringen, daß selbst diese pünktliche Dame nichts daran auszusetzen hatte. Sterbliche Hände hätten die Kissen nicht besser, die Betttücher nicht glatter legen können, noch reiner den Stubenboden scheuern, die Möbel vom Staube reinigen und das Zimmer ausfegen, wie Topsy, wenn sie wollte — aber sie wollte eben nicht oft. Wenn Miß Ophelia nach drei oder vier Tagen sorgfältiger und geduldiger Oberaufsicht sich der Hoffnung hingab, Topsy hätte endlich den rechten Weg eingeschlagen und bedürfe der Aufsicht nicht mehr, so stellte diese einen wahren Carneval der Verwirrung dar. Statt das Bett zu machen, ergötzte sie sich damit, die Kissen zu öffnen und ihren wolligen Kopf hineinzustecken, bis er auf die komischste Weise mit Federn bedeckt war; dann kleidete sie sich in die Nachtjacken ihrer Gebieterin und führte damit verschiedene Scenen auf, sang und pfiff und schnitt in dem Spiegel Gesichter, kurz, sie trieb einen wahren Teufelsspuck, wie Miß Ophelia zu sagen pflegte.

Bei einer solchen Gelegenheit fand die Miß das Mädchen mit ihrem besten Kreppshawl als Turban um den Kopf gewunden vor dem Spiegel.

„Topsy," sagte sie, „ich weiß nicht, was ich mit Dir anfangen soll."

„Ach, Missis, ich so schlecht, weil nicht werden gepeitscht; mein alt Missis immer mich peitschten, wenn ich haben gefehlt."

„Ei, Topsy, ich mag Dich nicht peitschen. Du kannst Alles gut machen, wenn Du nur willst; was ist nun die Ursache, daß Du nicht willst?"

„Ach, Missis, ich gewöhnt an peitschen bei Arbeit."

Miß Ophelia versuchte das Mittel, worauf Topsy aber einen so furchtbaren Lärm erhob, daß die Geschichte einem Skandal gleich kam. Als sie dann eine Stunde später, umgeben von einer Heerde von „Jungen", auf dem Balkon saß, sprach sie über das Vorgefallene die größte Geringschätzung aus.

„Herr, Miß 'Phely können peitschen! Würden nicht 'ne Fliege todt peitschen. Hätten sollen sehen alt Mas'r — puh! machten Fleisch fliegen, wenn er peitschten." So sprach sie von der Züchtigung ihrer Gebieterin.

Sonntags beschäftigte sich Miß Ophelia damit, Topsy in dem Katechismus zu unterrichten. Da sie ein ausgezeichnetes Gedächtniß hatte, lernte sie Alles mit einer Schnelligkeit, welche ihre Lehrerin ermuthigte.

St. Clare ergötzte sich an den Streichen des Kindes, wie man sich an denen eines Papageien oder eines Affen ergötzt. Wenn ihre Sünden sie anderwärts in Ungnade brachten, flüchtete sie hinter seinen Stuhl, und er verschaffte ihr auf die eine oder die andere Weise Ruhe. Von ihm bekam sie manche Münze, die sie in Nüssen oder Candiszucker anlegte, welche Sachen sie dann mit sorgloser Großmuth an alle Kinder in der Familie vertheilte. Denn Topsy war, diese Gerechtigkeit muß man ihr widerfahren lassen, gutmüthig und freigebig, und nur tückisch bei ihrer Selbstvertheidigung.

(Fortsetzung folgt.)

Die neue Bewegkraft Erikson's.

Neuyork, 12. Jan. Gestern fand die zweite Probefahrt mit dem Wärmeschiff „Erikson" statt. Sie gelang über alle Erwartung. Ein zahlreiches Publikum war gegenwärtig, unter welchem viele Sachverständige hervorglänzten. Alle zollten der Erfindung den lebhaftesten Beifall und gestanden, daß die neue Kraft sicherer, lenkbarer und billiger sey; sie stimmten ein, daß das Zeitalter des Dampfes

vorüber gegangen, daß Watt und Fulton der Vergangenheit, Erikson dagegen der Gegenwart und Zukunft angehöre.

Die Wärmemaschine ist keine Erfindung eines günstigen Augenblicks. Schon vor 25 Jahren ersann Erikson dieselbe, arbeitete den Gedanken dann mühsam aus, bis er damit 1833 in London auftrat. Die Gelehrten Faraday und Brunnel unterstützten den geistreichen Erfinder, der trotzdem erst in Amerika die nöthigen Mittel finden sollte, seine Schöpfung ins Leben zu rufen.

Der „Erikson", ein prächtiges Schiff von 2200 Tonnen, ward gebaut, dann die Maschine gefertigt und an Bord gebracht. Obschon die Arbeit noch nicht ganz vollendet war, wurde die Maschine sobald als möglich in Bewegung gesetzt, um die böswilligen Gerüchte, welche sich immer stärker gegen das Unternehmen erhoben, durch den Erfolg mit einem Male niederzuschlagen.

Beim ersten Versuche, welcher vor wenigen Tagen veranstaltet wurde, waren nur der Erfinder, die Eigner, wie die Bemannung des Schiffes an Bord. Bei der gestrigen Probefahrt waren unter Andern auch alle Repräsentanten der Presse geladen. Um 10 Uhr setzte sich der „Erikson" in Bewegung. Die Fluth und ein schwacher Wind war ihm entgegen. Er fuhr bis in die Enge (Narrows), welche zehn englische Meilen entfernt liegt. Als er zurückkehrte, war die Fluth ihm wieder hinderlich; nichts desto weniger vollbrachte er die Fahrt binnen fünf Viertelstunden, was durchschnittlich eine Schnelligkeit von 8 Meilen per Stunde gegen die Fluth ausmacht.

Während der Fahrt bewirthete der Erfinder seine Gäste; er erklärte ihnen seine geistreichen Vorrichtungen. Das Erste, was dem Betrachter auffällt, ist die Größe der Cylinder. Sie haben vierzehn Fuß im Durchmesser, also sechs Fuß mehr, als die der Collins'schen Dampfer. Im „Erikson" befinden sich deren vier paarweise vor und hinter dem Schaft, auf welchen sie auch paarweise wirken. Die Cylinder messen von ihrer Grundfläche bis zur Spitze dreißig Fuß. Jeder ist doppelt, besteht aus einem arbeitenden und einem Hilfs-Cylinder; der letztere ist oben und unten mit dem ersteren verbunden. Unter dem arbeitenden ist ein Ofen angebracht, in welchem die bewegende Kraft, die durch Wärme ausgedehnte Luft entwickelt wird. Der Hilfscylinder bleibt stets kalt. Der arbeitende Cylinder, der, wie gesagt, 14 Fuß Durchmesser hat, enthält einen Stempel mit der Oberfläche von 22,300 Quadrat-Zoll. Der Hilfscylinder hat einen Durchmesser von 11 Schuh 7 Zoll und sein Stempel mißt 14,500 Q.-Z. Diese Stempel sind mit starken eisernen Stäben verbunden, ihr Zug hat 6 Fuß. An der unteren Seite des oberen Stempels sind Klappen, durch welche frische Luft einströmt, sobald die Maschine arbeitet. Ueber dem Hilfscylinder befindet sich ein Behälter, in welchem die steigende Bewegung des Stempels die Luft, welche durch eine Klappe einströmt, zusammenpreßt. Die Verbindung zwischen diesem Behälter und dem arbeitenden Cylinder wird durch eine große Röhre unterhalten, welche von dem ersten zu dem untern Ende des letztern führt. Die Maschine wird dadurch in Bewegung gesetzt, daß man kalte Luft in diesen Behälter pumpt.

Aus dem Behälter wird die zusammengepreßte Luft durch die Klappe am Grunde der Verbindungsröhren in den arbeitenden Cylinder über den Ofen geführt. Hier wird sie augenblicklich erhitzt, treibt nun durch ihre Ausdehnung den Stempel in die Höhe und preßt zu gleicher Zeit die Luft in dem Behälter zusammen. Darauf öffnet sich eine andere Klappe in der Röhre, wodurch die heiße Luft in das Freie ausströmt. Hiermit wird der Druck aufgehoben, welcher den Stempel hinaufgetrieben hat, worauf er durch das eigene Gewicht herunterfällt und die Klappe sich wieder schließt. Dann öffnet sich die andere Klappe auf's Neue und läßt die kalte Luft auf den Ofen strömen; diese erhitzt sich und so geht die Arbeit ihren Gang.

Der wichtigste Theil der Erfindung bleibt uns noch zu beschreiben übrig. Es ist die Vorrichtung, durch welche der größere Theil der Hitze, welche die Luft in dem arbeitenden Cylinder ausdehnt, gespaart und gezwungen wird, wieder und wieder zu arbeiten. Diese Vorrichtung ermöglicht die erstaunenswerthe Sparsamkeit an Brennstoff, einem der Hauptvortheile der Erfindung. In einer Dampfmaschine kann die Hitze nur ein Mal benutzt werden; sie entfliegt ganz und muß daher stets ersetzt werden; in der Wärmemaschine dagegen wird sie gespart. Die Vorrichtung ist aus Eisendraht, der 1/16 Zoll Durchmesser hat und so verwoben wird, daß die Löcher des Netzes die halbe Oberfläche ausmachen. Fünfzig von diesen Drahtnetzen sind in jeder Röhre angebracht, welche mit dem arbeitenden Cylinder in Berührung stehen. Jedes ist 6 Fuß lang, 4 Fuß weit und hat eine halbe Million Oeffnungen. Alle Netze sind dicht neben einander in der Röhre, zwischen dem arbeitenden Cylinder und den beiden Klappen angebracht, welche die frische Luft ein-, die gebrauchte hinauslassen. So zieht alle Luft, welche ein und ausströmt, durch die Drahtnetze. Hierin liegt das Wunder der Erfindung. Die erhitzte Luft, welche entweicht, läßt ihre Hitze in den Drähten, und die kalte Luft, welche hereindringt, nimmt diese Wärme rasch wieder in sich auf.

(Schluß folgt.)

Redaktion, Druck und Verlag von G. Ritter in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

Nro. 21. Freitag, 18. Februar 1853.

Onkel Tom's Hütte.

(Fortsetzung.)

Neunzehntes Kapitel.

Die Blume verwelkt.

Das Leben vergeht uns Allen ein Tag nach dem andern; so verging es auch für unsern Freund Tom. Obgleich er von allem Dem getrennt war, was seine Seele theuer hielt, und er sich oft nach Dem sehnte, was hinter ihm lag, fühlte er sich doch nie wirklich elend; denn so stark ist die Harfe des menschlichen Gefühls besaitet, daß wenn auch ein Schlag eine einzelne Saite zerreißt, ihre Harmonien doch nicht gänzlich dadurch gestört werden.

Tom las in seinem eigenen Lesecabinet von Einem, der gelernt hatte, welches Schicksal ihn auch verfolge, nicht zu verzagen und zufrieden dabei zu seyn. Das schien für ihn eine gute, vernünftige Lehre und stimmte ganz mit den tröstenden Gedanken überein, die er aus diesem Buche zu schöpfen gewohnt war.

Sein Brief in die Heimath wurde von Master Georg mit einer guten großen Schulknabenhand beantwortet. Der Brief enthielt verschiedene ausführliche Nachrichten von Hause; er erzählte, wie Tante Chloe an einen Pastetenbäcker in Louisville vermiethet worden wäre, wo sie durch ihre Geschicklichkeit ungeheuer viel Geld verdiente, welches sämmtlich zurückgelegt werden sollte, um die Summe zu seiner Loskaufung zu bilden; — Moses und Pet gediehen und der kleine Säugling lief unter Sally's Obhut schon den ganzen Tag im Hause umher. Tom's Hütte war für den Augenblick geschlossen; aber Georg ließ sich über verschiedene Verschönerungen und Zuthaten aus, die darin vorgenommen werden sollten, wenn Tom zurückkäme. Der übrige Theil des Briefes gab eine Uebersicht von Georgs Studien und erwähnte auch die Namen von vier neuen Füllen, die seit Tom's Entfernung erschienen waren. Am Schlusse hieß es, daß Vater und Mutter wohl wären.

Der Styl des Briefes war ganz gewiß klar und fließend, aber Tom hielt ihn für die wundervollste Probe der Schriftstellerei. Er wurde nicht müde, den Brief anzusehen, und hielt sogar mit Eva eine Berathung darüber, wie es möglich wäre, ihn unter Glas und Rahmen zu bringen, um ihn in seiner Kammer aufzuhängen.

Die Freundschaft zwischen Tom und Eva wuchs mit dem Kinde immer mehr heran. Es war schwer zu sagen, welchen Platz sie in dem milden, eindrucksfähigen Herzen des treuen Dieners einnahm. Er liebte sie wie etwas Zartes und Irdisches, verehrte sie aber zugleich beinahe wie etwas Himmlisches und Göttliches. Er blickte auf sie, wie der italienische Seemann auf sein Bild der Madonna mit dem Jesuskinde, mit einer Mischung von Ehrfurcht und Zärtlichkeit, und ihre Wünsche zu erfüllen und den tausend kleinen Bedürfnissen zu begegnen, welche die Kindheit gleich einem farbigen Regenbogen umgeben, war Tom's größtes Entzücken. Am Morgen auf dem Markte blickten seine Augen beständig unter den Blumen nach irgend einem seltenen Bouquet für sie umher und die ausgesuchtesten Pfirsche oder Orangen steckte er in die Tasche, um sie ihr zu geben, wenn er zurückkam; und der Anblick, der ihm am meisten gefiel, war der ihres schönen Kopfes, wenn sie aus dem Thore seiner Annäherung entgegensah und die kindliche Frage an ihn richtete: „Nun, Onkel Tom, was hast Du mir heute mitgebracht?" — Und Eva war in der Erwiederung freundlicher Dienste nicht minder eifrig. Obgleich noch ein Kind, las sie sehr gut; ein feines, musikalisches Gehör, poetischer Sinn und eine instinktartige Sympathie für alles Edle und Große bewirkten, daß sie die Bibel lesen konnte, wie Tom es nie zuvor gehört hatte. Zu Anfange las sie, um ihrem demüthigen Freunde einen Gefallen zu erzeigen; aber bald streckte ihre eigene ernste Natur ihre Fühlhörner aus und schlang sich um das majestätische Buch, und Eva faßte eine große Liebe zu demselben, weil es in ihr ein eigenthümliches Sehnen und starke unbestimmte Aufregungen erweckte,

wie leidenschaftliche, einbildungsreiche Kinder sie sehr lieben.

In diesem Theile unserer Geschichte ist der ganze Haushalt St. Clare's nach dessen Landsitz am See Pontchartrain verlegt. Die Sommerhitze hat Alle, welche die dumpfe, ungesunde Stadt verlassen konnten, hinausgetrieben, an den Ufern des Sees die kühlere Luft zu suchen.

St. Clare's Villa glich einer ostindischen Hütte, umringt von Gärten und Lustgehägen. Das Hauptzimmer lag gegen einen großen Garten hinaus, gewürzt durch jede Art duftender Blumen, und durch malerische Pflanzengruppen führten gewundene Gänge hinab bis zu dem Ufer des Sees.

Es war einer jener goldenen Sonnenuntergänge, welche den ganzen Horizont in ein Purpurmeer zu verwandeln schienen und das Wasser durch den Wiederstrahl in einen zweiten Himmel. Der See lag in purpurnen und goldenen Streifen da, außer wo die weißbeflügelten Schiffe hier und dort über dessen Fläche hinglitten, gleich so vielen Geistern.

Tom und Eva saßen auf einer kleinen Moosbank in einer Laube am Ende des Gartens. Es war ein Sonntagabend und Eva's Bibel lag offen auf ihren Knieen. Sie las: „Und ich sah einen See wie Glas, untermischt mit Feuer."

„Tom," sagte Eva, indem sie plötzlich innehielt und auf den See deutete — „da ist er!"

„Was, Miß Eva?"

„Siehst Du nicht? — dort — das!" sagte das Kind und deutete auf den See, dessen Spiegel den goldenen Glanz des Himmels zurückwarf.

„Wahrlich, Miß Eva," sagte Tom mit Verwunderung; dann fing er an zu singen:

> „Ach, hätt' ich doch des Morgens Flügel,
> Ich flög' zu Canaans Küsten hin;
> Die Engel trügen über Thal und Hügel
> Zu Neu-Jerusalem mich hin!"

„Wo denkst Du, daß Neu-Jerusalem ist, Onkel Tom?"

„Oben in Wolken, Miß Eva."

„Dann glaube ich, daß ich es sehe. Blicke in jene Wolken, sie sehen aus wie große goldene Thore, und Du kannst sehen, daß dahinter — weit, weit hin — Alles licht ist. Tom, singe das von den „hellen Geistern."

Tom sang die Worte einer wohlbekannten methodistischen Hymne:

> „Ich sehe helle Geister
> Wonne kosten bei dem Meister;
> Schneeweiß ist ihr Gewand,
> Palmen weh'n in ihrer Hand."

„Onkel Tom, die habe ich gesehen," sagte Eva.

Tom zweifelte daran durchaus nicht, auch überraschte es ihn nicht im Geringsten. Wenn Eva ihm gesagt hätte, sie wäre im Himmel gewesen, so hätte er das für ganz wahrscheinlich gehalten.

„Sie kommen mir zuweilen im Schlafe vor, diese Geister," fuhr Eva fort, und ihre Augen wurden träumerisch, indem sie mit leiser Stimme summte:

> „Schneeweiß ist ihr Gewand,
> Palmen weh'n in ihrer Hand."

„Onkel Tom," sagte Eva nach einer Pause, „ich gehe da hin."

„Wo hin, Miß Eva?"

Das Kind stand auf und deutete mit seiner kleinen Hand zu dem Himmel empor. Das Abendroth vergoldete ihr Haar, überströmte ihr Gesicht mit einem überirdischen Glanze und ihre Augen hafteten ernst an den Wolken.

„Ich gehe da hin — zu den hellen Geistern, Tom," sagte sie; „ich gehe bald hin."

Das alte treue Herz fühlte eine plötzliche Erschütterung, und Tom bedachte nun, wie oft er während der letzten Zeit bemerkt hatte, daß Eva's kleine Hand magerer, ihre Farbe blässer, ihr Athem kürzer wurde; wie sie bald müde und erschöpft wurde, wenn sie im Garten herum lief, was sie sonst stundenlang gekonnt hatte; und obgleich eben jetzt ihre zarten Wangen und ihre kleinen Hände in Fiebergluth brannten, so war ihm doch der Gedanke, den Eva's Worte aussprachen, noch nie in den Sinn gekommen.

Hat es schon je solche Kinder gegeben, wie Eva? O ja; doch ihre Namen stehen immer auf Grabsteinen, und ihr süßes Lächeln, ihre himmlischen Augen, ihre eigenthümlichen Worte, ihr seltsames Wesen — dies Alles bergen die Hügel früher Gräber. In wie vielen Familien hört man es nicht aussprechen, daß alle Lieblichkeit und Anmuth der Lebenden nichts sind im Vergleich zu den Herzen Derer, welche schieden! Es ist, als ob der Himmel ein besonderes Chor Engel hätte, deren Aufgabe es sey, einige Zeit hienieden zu weilen, begabt mit wunderbaren menschlichen Herzen, daß sie diese dann mit sich nähmen bei ihrem Ausfluge zur Heimath jenseits. Wenn man den tiefen, geistigen Blick eines solchen Kindes sieht, wenn die kleine Seele sich durch Worte offenbart, die süßer und weiser sind, als die gewöhnlichen Worte der Kinder, so hoffe man nicht, dies Kind zurückhalten zu können; denn das Siegel des Himmels ist ihm aufgedrückt und das Licht der Unsterblichkeit leuchtet aus seinen Augen.

So auch Du, geliebte Eva, schöner Stern Deines Hauses! Du schwindest dahin; doch Die, die Dich am meisten lieben, wissen es nicht. —

Das Gespräch zwischen Tom und Eva wurde durch einen Ruf von Miß Ophelien unterbrochen.

„Eva! Komm, Kind; der Thau wird bald fallen; mußt nicht so lange draußen bleiben."

Eva und Tom begaben sich hinein.

Miß Ophelia war erfahren in der Krankenpflege. Sie kannte wohl die ersten, schleichenden Schritte des tückischen Uebels, welches so viele der Schönsten und Lieblichsten hinwegrafft und ihnen unwiderruflich den Stempel des Todes ausdrückt, ehe noch der kleinste Lebensnerv in ihnen gehemmt zu seyn scheint. Sie hatte den leisen, trockenen Husten, die abwechselnde starke Blässe und tiefe Röthe der Wangen bemerkt; auch das zeitweise fieberhaft glänzende Auge konnte ihr nicht entgehen.

Sie versuchte es daher, ihre Besorgniß St. Clare mitzutheilen, aber er wies sie mit rastlosem Ungestüm zurück und wollte nicht daran glauben.

„Sehen Sie denn nicht, Cousine, daß das Kind stark wächst?" sagte er. „Kinder werden immer schwächer, wenn sie schnell wachsen."

„Aber sie hat den Husten!"

„Ach, Unsinn mit dem Husten — das ist nichts! Sie hat sich vielleicht ein wenig erkältet."

Miß Ophelia nannte eine Menge junger Personen her, bei denen sie früher dieselben Zeichen beobachtet haben wollte und die, wie sie zu verstehen gab, alle nicht alt geworden seyen.

„Ach, Cousine, machen Sie ein Ende mit diesen Krankenmährchen! Sie werden so weise, daß ein Kind nicht mehr nießen kann, ohne daß Sie dabei Verderben sehen. Wachen Sie nur sorgsam über Eva, halten Sie sie von der Nachtluft ab, lassen Sie sie nicht zu lange und zu angestrengt spielen, und sie wird schon wieder wohl werden."

So sprach St. Clare; aber er wurde ängstlich und ruhelos. Er beobachtete Eva fieberhaft Tag für Tag, wie man deutlich daraus sehen konnte, daß er beständig wiederholte: das Kind wäre ganz wohl, der Husten hätte nichts zu sagen, bei Kindern könne dies häufig wahrgenommen werden.

Allein er hielt sie öfter wie sonst bei sich, ritt mit ihr spazieren, brachte jeden Tag irgend ein stärkendes Mittel nach Hause — nicht etwa, sagte er, daß das Kind durchaus dessen bedürfe, aber es würde ihm doch auch keinen Schaden verursachen.

Indeß, wenn es gesagt werden muß, die täglich wachsende Reife von des Kindes Geist und Gefühlen ergriff sein Herz tiefer, als man glauben mochte. Während Eva noch eines Kindes freundliche Anmuth bewahrte, sprach sie doch oft unbewußt Worte so reich an Gedanken aus, daß sie eine Inspiration zu seyn schienen. Zu solchen Zeiten fühlte St. Clare einen plötzlichen Schauder und schloß sie in seine Arme, als könnte er sie dadurch für sich erhalten, und sein Herz wurde ergriffen von dem verzweifelnden Entschlusse, sie nie von sich zu lassen.

Des Kindes ganzes Herz und Seele schienen in Werke der Liebe und Güte aufzugehen. Großmüthig war sie immer gewesen, allein es lag jetzt in ihr eine rührende und weibliche Sorgfalt, die Jedermann auffallen mußte.

(Fortsetzung folgt.)

Die neue Bewegkraft Erikson's.

(Schluß.)

In der Maschine des Erikson kommt die Luft 30 Gr. (Fahrenheit) heißer als die athmosphärische Luft aus, obgleich sie, bevor sie die Drähte durchströmte, 384 Gr. hielt.

Nach dem Erfinder könnten selbst diese 30 Grad noch gespart werden, wenn man die Zahl der Drahtnetze vermehrte, was aber für die Praxis unnöthig sey. Dieser geistreiche Apparat wird Regenerator genannt. Obschon die Grundsätze seiner Construction dieselben sind, nach welchen die Davy'sche Sicherheitslampe erfunden wurde, so gebührt doch Erikson der Ruhm, sie zuerst zu mechanischen Vorrichtungen angewandt zu haben.

Wie gesagt, das Schiff hat vier doppelte Cylinder, vier arbeitende und vier zur Aushilfe; gemäß diesen hat es auch vier Oefen, die sehr sinnreich, ohne großen Aufwand von Steinwänden, angebracht sind. Die kleinern Feuer werden mit Anthrazitkohlen unterhalten, welche allem andern Brennstoffe vorzuziehen sind, weil sie nicht aufflammen. Der Abstand des Rostes von dem Gipfel des Cylinderbodens, der gewölbt ist, beträgt 5 Fuß; der Cylinderboden hat eine Dicke von 1½ Zoll. Bevor die Maschine in Bewegung gesetzt wird, muß er braunglühend gemacht werden; doch hierauf erreicht er keinen höhern Hitzgrad, sondern geht, sobald die kalte Luft eindringt, mehrere Grade sogar hinunter.

Auf diese Weise herrscht nicht die mindeste Gefahr des Schmelzens, Springens und der Oxidation. Solcher Cylinderboden hält 5 Jahre, so lange als ein Dampfkessel, und kann dann sehr leicht ersetzt werden. In großen Schiffen würde die Erneuerung solcher Cylinder 30—40,000 Dollars billiger werden, als die der Dampfkessel. Die Stempel im arbeitenden Cylinder sind im Ganzen 6 Fuß hoch, unten etwas gehöhlt und oben flach. Die Seiten und äußeren Enden derselben sind von Eisen, das Innere aber mit Gyps, Kohle oder einem andern Nichtleiter der Wärme gefüllt. Hierdurch ist das obere Ende stets kühl, wenn auch das untere die Temperatur der heißen Luft hat. Oben ist die Wärme kaum hinreichend, den Talg fließend zu erhalten, mit welchem die Maschine geschmiert wird. Man kann sich oben auf die arbeitende

Maschine stellen und sich von ihr schaukeln lassen, was dem Maschinenführer stets erlaubt, jeden einzelnen Theil während der Arbeit zu schmieren, ein Vortheil, der bei Dämpfern nicht stattfindet.

Die Cylinder wirken paarweise und in jedem Paare ist die Handlung abwechselnd, d. h. wenn der Stempel in einem aufsteigt, fällt er in dem andern.

Der Druck der Wärmemaschine hält 12 Pfund per Quadrat-Zoll; um diesen Druck hervorzubringen, muß die Hitze bis auf 384 Grad gebracht werden. Bei 450 Grad beträgt der Druck 15 Pfund, doch ist 12 Pfund hinreichend für alle Fälle; auch läßt sich dieser Hitzgrad leichter unterhalten, als der stärkere.

Mit dieser Hitze werden 9—10 Umschwünge in der Minute bewirkt, mit denen man 10—12 Meilen per Stunde zurücklegen kann. Wahrscheinlich wird sich das Verhältniß später noch günstiger herausstellen; dennoch wird die Schnelligkeit hinter jener der Collins'schen und Cunard'schen Dämpfer zurückbleiben. Um diese zu erreichen, müßten die Cylinder größer gemacht werden, was der Erfinder gewünscht hatte, worauf aber damals die Unternehmer nicht eingehen wollten.

Die Gelenkigkeit, mit welcher die Maschine arbeitet, ist bewunderungswürdig; $^1/_2$ Pfund Druck soll schon hinreichen, sie zu bewegen. Die Reibung hat sich weit geringer bewiesen, als sie abgeschätzt worden. Die Kohlen, welche in allen vier Oefen gebrannt werden, betragen 6 Tonnen binnen 24 Stunden; 7 Tonnen sind als das Aeußerste zu betrachten. Ein Maschinenmeister und ein Heizer reichen hin, den ganzen Mechanismus in Bewegung zu halten. Kein widerlicher Geruch ist in der Maschine zu vernehmen, wie dieses bei den Dämpfern der Fall ist. Es befinden sich zwei Rauchschlöte und zwei Röhren auf dem Verdecke, um die entweichende Luft abzuführen; sie ragen 12 Fuß über das Verdeck, haben 30 Zoll im Durchmesser, sind weiß angestrichen und oben mit einem Goldrande verziert; der Rauch ist so gering, daß sie kaum beschmutzt werden dürften.

In einer Stunde durchziehen 50—75 Tonnen Luft diese vier Cylinder, wodurch die Lüftung auf dem Schiffe so stark bleibt, daß es jederzeit frische und kühle Räume hat.

Ein schöneres Schiff, als der „Erikson", dürfte schwerlich gezimmert werden. Er hat die Länge von 260, die Breite von 40, eine Tiefe von 27 Fuß. Die Räder haben 32 Fuß Durchmesser. Mit dem gehörigen Ballaste geht es 17 Fuß tief im Wasser. Der Boden ist mäßig scharf. Das Fahrzeug ist eines der stärksten des Hafens.

Alle Gedanken über die Zukunft dieser großartigen Erfindung sind überflüssig. Der „Erikson" wird freilich keines der schnellsten Schiffe seyn; aber die neue Erfindung ist gemacht; ob das Fahrzeug 9 oder 90 Meilen per Stunde zurücklegt, ist gleichgiltig. Breitere Cylinder werden in andern Schiffen bald angebracht und so die raschesten Dämpfer auch in Schnelligkeit überboten werden, welche jetzt schon in Sicherheit, Bequemlichkeit und Kostenersparung übertroffen sind. Der Preis der neuen Erfindung gehört unstreitig dem Erfinder selbst; aber großen Dank schulden wir auch den Unternehmern, welche den Erfinder mit ihren Mitteln unterstützten: den Herren Strughton und Kitsching.

Mannigfaltiges.

Der Guaco ist in Amerika ein unübertreffliches und untrügliches Mittel zur Zähmung der giftigsten Schlangen und das beste Antidot gegen den Biß derselben. Man reibt die Blätter zwischen zwei Steinen, infundirt sie mit Wasser und trinkt zwei kleine Theelöffel voll. Das Extrakt wird außerdem durch Einschnitte an Händen und Füßen und durch Punktirung der Brust inokulirt. Der Berichterstatter im „Ausland" erzählt über ein solches Experiment Folgendes: „Der Erfolg war merkwürdig. Nicht nur, daß die giftige Korallen- und Kaskabelschlange sich ohne Zorn und fast schmeichelnd um den ängstlichen Experimentator legte und Alles mit sich geschehen ließ; sogar als sie, gereizt, einen Biß in den linken Arm that, blieb dieser auch ohne alle weiteren Folgen, was um so auffallender war, als vorher ein der Vorsicht halber herbeigelassener und gebissener Schäferhund nach fünf Minuten convulsivisch starb. Schon Kauen der Blätter bewies sich später als Präservativ. Man glaubt, daß die Gewohnheit des schlangenfressenden Gavilon — eine Geierart — vorher Guacoblätter zu sich zu nehmen, auf dieses Mittel geführt habe."

(Australischer Goldklumpen.) Der größte Goldklumpen, welcher in Australien bisher gefunden worden ist, hat eine unregelmäßig nierenförmige Gestalt, mißt 12 engl. Zoll in der Länge und etwas über 5 Zoll im größten Querdurchmesser, wiegt 27 Pfund 6 Unzen 15 Drachmen engl. Gewicht und hat einen Werth von 5500 Dollars.

Dem Anreger der Kreuzzüge, Peter von Amiens, soll eine Ehrensäule errichtet werden. Die Gesellschaft der Alterthumsforscher der Picardie fordert die ganze Christenheit zu Beiträgen auf.

Räthsel.

Ihr sitzet auf mir und drücket mich sehr;
Ich sitze noch fester und drücke noch mehr.
Fleisch hatt' ich zuvor im Innern, wie ihr,
Und hab's jetzt über und unter mir.

Redaktion, Druck und Verlag von G. Ritter in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

Nro. 22. Sonntag, 20. Februar 1853.

Onkel Tom's Hütte.

(Fortsetzung.)

Zwanzigstes Kapitel.

Vorzeichen.

Obgleich Eva kränkelte, spielte sie immer noch gern mit den verschiedenfarbigen Kindern des Hauses; doch schien sie mehr eine Zuschauerin als eine Theilnehmerin ihrer Spiele zu seyn. Sie saß eine Zeitlang in der Veranda, über die tollen Streiche Topsy's lachend, bis dann plötzlich ein Schatten über ihr Antlitz flog, ihre Augen feucht wurden und ihre Gedanken in die Weite schweiften.

„Mama,“ sagte sie eines Tages zu ihrer Mutter, „sage, weßhalb lehren wir unsere Diener denn nicht lesen?“

„Was für eine Frage, Kind! Die Leute thun das nie.“

„Warum thun sie es nicht?“

„Weil es den Dienern zu nichts nützt; sie können deßhalb nicht besser arbeiten, und zu etwas Anderm sind sie nicht geschaffen.“

„Aber sie sollten doch die Bibel lesen, Mama, um Gottes Willen zu lernen.“

„O, es ist hinreichend, daß sie ihnen vorgelesen wird.“

„Mama, mir scheint es, die Bibel sollte Jeder selbst lesen; es ist dies oft nöthig, wenn Niemand da ist, der Vorlesung hält.“

„Eva, Du bist ein sonderbares Kind!“ versetzte die Mutter.

„Tante Ophelia hat Topsy lesen gelernt,“ fuhr Eva fort.

„Ja, und Du siehst, wie das bei ihr fruchtet. Diese Topsy ist das schlechteste Geschöpf, das ich je sah.“

„Da ist die arme Mammy,“ sagte Eva, „die liebt die Bibel so sehr und wünschte, sie könnte sie lesen. Und was wird sie anfangen, wenn ich ihr nicht mehr vorlesen kann?“

Mistreß St. Clare beschäftigte sich mit dem Inhalt eines Schmuckkästchens, indem sie antwortete:

„Nun natürlich, allmählig wirst Du andere Dinge zu thun haben, als den Dienern die Bibel vorzulesen. Ich habe es auch gethan, als ich in Deinen Jahren war. Aber wenn Du dahin kommst, Dich zu putzen und in Gesellschaft zu gehen, wirst Du keine Zeit mehr zum Vorlesen haben. Sieh hier,“ fügte sie hinzu, „diese Juwelen will ich Dir geben, wenn Du ausgehst. Ich trug sie auf meinem ersten Balle und ich kann Dir sagen, Eva, ich machte Aufsehen damit.“

Eva ergriff das Kästchen und nahm ein Diamanthalsband heraus. Ihr großes tiefblaues Auge haftete darauf, doch ihre Gedanken waren anderwärts.

„Wie hübsch Dir das stehen wird, Kind!“ sagte die Mutter.

„Ist das viel Geld werth, Mama?“

„Ganz gewiß. Der Vater schickte nach Frankreich darum — sie sind ein kleines Vermögen werth.“

„Ich wünschte,“ sagte Eva, „ich dürfte damit machen, was ich wollte.“

„Nun, und was wolltest Du damit thun?“

„Ich würde sie veräußern, eine Besitzung in den freien Staaten kaufen, dann alle unsere Leute mit hinnehmen, Lehrer miethen und sie lesen und schreiben lernen lassen.“

Eva wurde durch ihrer Mutter Gelächter unterbrochen.

„Eine Schule errichten! Wolltest Du sie nicht auch lehren, Piano zu spielen und auf Sammet zu sticken?“

„Ich würde sie lehren, die heilige Schrift zu lesen, ihre Briefe selbst zu schreiben und diejenigen zu lesen, die ihnen geschrieben werden.“

„Komm, Eva, Du bist noch ein Kind und weißt nichts von diesen Sachen. Ueberdies macht Dein Geschwätz mir Kopfschmerzen.“

Eva ging hinweg, aber danach gab sie Mammy sehr eifrig Unterricht im Lesen.

Eva, die durch die Gesellschaft eines zum Besuche gekommenen jungen Vetters zu Anstrengungen über ihre Kräfte gereizt worden war, begann nach dessen Abreise schnell matter zu werden.

St. Clare gab endlich Miß Ophelien nach und willigte ein, ärztliche Hilfe in Anspruch zu nehmen, eine Sache, von der er bisher immer zurückgeschreckt war, weil sie das Zugeständniß einer unwillkommenen Wahrheit enthielt.

Marie St. Clare hatte auf des Kindes allmählig dahinschwindende Gesundheit und Kraft nicht geachtet, weil sie durchaus damit beschäftigt war, zwei oder drei neue Arten des Unwohlseyns zu studiren, deren Opfer sie selbst zu seyn glaubte. Ihr erster Grundsatz war der Glaube, daß Niemand je so leidend gewesen seyn könnte, wie sie, und deßhalb wies sie beinahe unwillig jede Möglichkeit zurück, daß irgend Jemand in ihrer Umgebung krank wäre. In einem solchen Falle fühlte sie sich immer überzeugt, daß es nichts sey als Trägheit oder Mangel an Kraft, und daß, wenn Jene die Leiden auszustehen hätten, wie sie, bald den Unterschied einsehen würden.

Miß Ophelia hatte mehrmals versucht, ihre mütterlichen Besorgnisse über Eva zu wecken, doch stets vergebens.

„Ich kann nicht sehen, daß dem Kinde etwas fehlt," pflegte sie zu sagen; „sie läuft ja immer umher und spielt."

„Aber sie hustet."

„Hustet! Sie brauchen mir vom Husten nichts zu sagen. Ich bin mein ganzes Leben lang dem Husten unterworfen gewesen. Als ich Eva's Alter hatte, glaubte man, ich litte an der Schwindsucht, so hustete ich."

„Dabei aber ist sie kurzathmig und wird täglich schwächer."

„Ach, das war bei mir jahrelang der Fall; das ist nichts als Nervenschwäche."

„Und des Nachts schwitzt sie furchtbar."

„Das thue ich seit einer Reihe von Jahren. Oft ist meine Wäsche naß zum Ausringen; meine Nachtjacken haben manchmal keinen trockenen Faden mehr und Mammy muß meine Hemden immer aufhängen, damit sie trocknen. Eva schwitzt durchaus nicht so, wie ich."

Miß Ophelia schloß einige Zeit ihren Mund. Aber jetzt, wo Eva sichtlich leidend war und ein Doktor gerufen werden mußte, schlug Marie plötzlich einen ganz andern Weg ein. Sie wüßte, klagte sie, daß sie dazu bestimmt wäre, die unglücklichste der Mütter zu seyn, da sie bei ihren Leiden ihr einziges theures Kind vor ihren Augen in das Grab sinken sehen müßte! Und sie jagte Mammy jede Nacht auf, jammerte täglich gewaltiger über dieses neue Ungemach und Elend.

„Meine liebe Marie, sprich nicht so," sagte St. Clare; „Du mußt noch nicht alle Hoffnung aufgeben."

„Du hast nicht das Gefühl einer Mutter!" entgegnete sie. „Du konntest mich nie verstehen — Du magst nicht."

„Aber sprich nicht so, als ob es eine ausgemachte Sache wäre."

„Ich kann es nicht so gleichgiltig nehmen, wie Du. Wenn Du es nicht fühlst, daß unser einziges Kind in diesem beunruhigenden Zustande ist, so fühle ich es um so mehr."

„Es ist wahr, Eva ist sehr zart, das habe ich stets bedacht, und dabei ist sie so rasch gewachsen, daß es ihre Kräfte erschöpfte; deßhalb ist ihre Lage beunruhigend. Aber jetzt liegt sie nur in Folge der heißen Witterung und durch die Anstrengungen, zu denen der Besuch des Vetters sie veranlaßt hat. Der Doctor sagt, es ist noch Hoffnung."

„Nun, wenn Du die gute Seite davon erblicken kannst, so thue es; es ist ein Glück für die Leute, welche kein zartes Gefühl haben. Ich wünschte, ich könnte so ruhig seyn, wie ihr Andern."

Und die Andern hatten gute Ursache zu demselben Wunsche, denn Marie benützte ihr neues Elend als Grund und Entschuldigung für alle Arten von Mühseligkeiten, die sie Jedem von ihnen auferlegte. —

Nach ein oder zwei Wochen zeigten sich bedeutende Symptome der Besserung, eines jener trügerischen Zeichen, durch welche die unerbittliche Krankheit so oft die ängstlichen Herzen bis zu dem Rande des Grabes täuscht. Eva ging wieder in den Garten, auf die Balcons; sie spielte und lachte wieder und voll Entzücken erklärte ihr Vater, daß sie sie bald wieder so herzlich wie sonst sehen würden. Der Arzt und Miß Ophelia allein sahen durch diese scheinbare Besserung keine Hoffnung.

Noch ein anderes Herz fühlte dieselbe Gewißheit, und das war das Herz der kleinen Eva selbst.

Was ist es, das zuweilen in der Seele so klar und ruhig spricht, die Zeit ihres irdischen Daseyns sey nur von kurzer Dauer? Ist es der geheime Trieb der hinschwindenden Natur, oder das Sehnen der unsterblichen Seele nach dem Jenseits?

Sey dem, wie ihm wolle, im Herzen Eva's ruhte eine stille, süße, prophetische Gewißheit, daß sie dem Himmel nahe sey; ruhig wie die untergehende Sonne war ihr Inneres, nur gestört dadurch, wenn sie an den Kummer Derer dachte, die sie so sehr liebten. Obgleich sie mit großer Zärtlichkeit behandelt wurde und das Leben im hellsten Lichte, das Liebe und Reichthum gewähren können, vor ihr lag, so fühlte sie selbst doch keinen Schmerz zu sterben.

In jenem Buche, das sie und ihr einfacher alter Freund so oft zusammen gelesen hatten, erblickte sie

das Bild Dessen, der so sehr die kleinen Kinder liebte und sagte, ihnen sey das Himmelreich; sein Bild schloß sie in ihr Herz, und während sie sich im Geiste damit beschäftigte, hatte es aufgehört, ein Bild der Ferne zu seyn und wurde lebende, sie umringende Wirklichkeit. Seine Liebe erfüllte ihr kindliches Herz mit mehr als sterblicher Zärtlichkeit, und zu ihm wünschte sie zu gehen — nach ihrer neuen Heimath.

Eines Nachmittags als Eva in der Veranda war, rief ihr ihr Vater, um ihr eine kleine Statuette zu zeigen, die er für sie gekauft hatte. Als sie heran kam, schloß er sie heftig in seine Arme.

„Eva, mein liebes Kind," sagte er, „Dir ist heute besser, nicht wahr?"

„Papa," erwiederte sie mit Festigkeit, „ich wollte Dir schon längst Vieles sagen. Ich muß es jetzt thun, ehe ich schwächer werde."

St. Clare zitterte, während Eva sich auf seinen Schooß setzte. Sie lehnte ihren Kopf an seine Brust und begann:

„Es ist nicht gut, Papa, es noch länger zu verbergen. Die Zeit kömmt näher, wo ich Dich verlassen werde. Ich scheide, um nie zurückzukehren."

„Ach, mein liebes Evchen," sagte St. Clare, sich fassend, „Du bist sehr nervenschwach und niedergeschlagen; Du mußt Dich nicht so finstern Gedanken hingeben. Sieh hier, ich habe Dir dies gekauft."

„Nein, nein, Papa, täusche Dich nicht, ich bin nicht wohler; ich weiß das am besten. Betrübt und niedergeschlagen bin ich nur wegen der Zurückbleibenden; wärest Du nicht, Papa, sowie Mama und die Andern, ich würde mich ganz glücklich fühlen. Es treibt mich ein mächtiges Sehnen nach jenem lichten Orte."

„Ach, Kind, was hat Dein kleines Herz so gestimmt? Sage, hast Du nicht Alles auf der Welt, was Du nur wünschest und Dich glücklich machen kann."

„Ich möchte dennoch lieber im Himmel seyn — nur wegen meiner theuern Angehörigen wollte ich leben. Es gibt hier eine Menge Dinge, die mich traurig machen, die mir fürchterlich erscheinen. Ich möchte lieber dort seyn, und doch bricht es mir fast das Herz, wenn ich daran denke, Dich schon zu verlassen."

„Was ist es, Eva, das Dich so traurig macht und Dir so fürchterlich erscheint?"

„Ach, Dinge, die alle diese Zeit geschehen sind und immer wieder geschehen. Ich fühle mich betrübt wegen unserer armen Leute; sie lieben mich so sehr und sind so freundlich gegen mich — ich wünschte, Papa, sie wären Alle frei!"

„Wie, Eva, Kind, glaubst Du nicht, daß sie es gut bei uns haben?"

„Ja, aber, Papa, wenn Dir irgend Etwas zustieße, was würde dann aus ihnen? Es sind Wenige so, wie Du, Papa. Onkel Alfred ist nicht so, Mama auch nicht, und dann denke nur an den Herrn der armen alten Prue, was für entsetzliche Dinge die Menschen thun können!"

„Mein liebes Kind, Du bist zu gefühlvoll und es thut mir leid, daß ich Dich jemals solche Geschichten hören ließ."

„Ach, das ist's ja eben, was mich beunruhigt. Du willst, daß ich glücklich leben, nie einen Schmerz haben, selbst nicht einmal traurige Geschichten hören soll, während andere Geschöpfe all ihr Leben lang nichts als Leiden und Kummer haben; das sieht so selbstsüchtig aus. Wie konnten mir solche Dinge verborgen bleiben, die tagtäglich vorkommen! Sie drangen mir tief in das Herz und ich habe viel darüber gedacht. Gibt es denn keinen Weg, alle Sklaven frei zu machen, Papa?"

„Das ist eine schwierige Frage, mein liebes Kind. Es ist kein Zweifel, daß dieser Weg ein sehr schlechter ist; Viele denken das, und ich selbst auch. Ich wünschte, es gäbe nicht einen Sklaven in diesem Lande, aber ich weiß nicht, was dabei anzufangen ist."

„Papa, Du bist so ein edler Mann und so gut, so freundlich und weißt Alles auf so angenehme Weise darzustellen. Könntest Du nicht überall herumgehen und den Leuten sagen, daß sie hierin das Rechte thun sollten? — Wenn ich todt bin, Papa, dann wirst Du an mich denken und es mir zu Liebe thun. Ich würde es thun, wenn ich könnte."

„Wenn Du todt bist! Ach, Kind, sprich nicht so; Du bist ja Alles, was ich auf Erden habe."

„Papa, diese armen Geschöpfe lieben ihre Kinder eben so sehr, wie Du mich — ach, thue etwas für sie! Da ist die arme Mammy, die liebt ihre Kinder sehr: ich sah sie immer weinen, wenn sie von ihnen sprach. Und Tom liebt seine Kinder gleichfalls, und es ist schrecklich, Papa, daß solche Dinge immerwährend vorfallen."

„Das ist wahr, Herzchen; nur betrübe Dich nicht darüber und sprich nicht vom Sterben, dann will ich ja Alles thun, was Du wünschest." Und St. Clare drückte bei diesen Worten sein Kind leidenschaftlich an seinen Busen.

„Lieber Papa," sagte Eva, ihre in Fiebergluth brennende Wange an die ihres Vaters legend, „wie sehr wünschte ich, wir könnten zusammen gehen!"

„Wohin, Evchen?" fragte St. Clare.

„Nach der neuen Heimath — dort ist es so still und friedlich, ach, so lieblich, Papa!" Das Kind sprach unbewußt wie von einem Orte, an dem es oft gewesen. „Willst Du nicht dahin gehen, Papa?" fügte es hinzu.

St. Clare zog es fester an sich, aber er schwieg.

„Du wirst zu mir kommen, Papa,“ sagte das Kind nach einer kleinen Pause mit dem Tone ruhiger Ueberzeugung, wie sie oft unbewußt zu thun pflegte.

„Ja, ich werde Dir folgen,“ sagte St. Clare mit Fassung, obgleich er seine ganze Kraft zusammenraffen mußte, Eva in seinen Armen zu erhalten.

Die Schatten des hereinbrechenden Abends senkten sich feierlich auf die Beiden herab, während der Vater schweigend dasaß, das kleine zarte Wesen fest an die Brust gedrückt. Er sah ihre dunkeln Augen nicht mehr, auch ihre Stimme hörte er nicht, denn sie war gleichfalls still geworden; aber ihre Worte ertönten ihm noch in den Ohren, wie die eines mahnenden Engels, und ihr Athem wehte ihn geisterhaft an. Und wie eine Vision stieg im Nu sein ganzes vergangenes Leben vor ihm auf — die glücklichen Tage seiner Kindheit — die Gebete und Hymnen seiner Mutter — sein eigenes frühes Sehnen nach dem Guten; und zwischen jenen Tagen und dieser Stunde lagen Jahre der Weltlichkeit und der Zweifelsucht, wie die Menschen sie gleichwohl ein achtungswerthes Leben nennen. Wir können viel, sehr viel in einem einzigen Augenblicke denken. Auch St. Clare dachte über Vieles.

Als es dunkler wurde, trug der Vater sein Kind nach dessen Schlafgemach und nachdem es ausgekleidet war, schickte er alle Dienerinnen weg und lullte es in seinen Armen in Schlaf.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Eine sehr wichtige Endeckungsreise für Amerika, aber auch für unsere Auswanderung ist nun beendet. Kapitän Marry, Seeoffizier der Vereinigten Staaten, ist zu Anfang dieses Winters von seiner mehrjährigen, mühsamen Expedition nach den Quellen des Rio Roxo (oder Red River) und seiner Nebenflüsse nach St. Louis am Missisippi zurückgekehrt. Wie reißend schnell die Ereignisse in unseren Zeiten hereinstürzen! Als Kapitän Marry vor einigen Jahren seine Entdeckungstour antrat, da lag der Schauplatz seiner Forschungen in einem fremden Lande, das längs der großen Ebene von Texas hinläuft und sich in Neu-Meriko nnd den unbeanspruchten Gebieten an den östlichen Abhängen der weißen Berge (White Mountains) verliert. Ehe seine Mühen ihr Ende erreicht hatten, war Amerika mit seinen Grenzen bis an den Pacific gedrungen, und die kühne Entdeckungsgesellschaft fand sich beim Suchen ihres Weges durch Waldungen und Prairien hindurch ungefähr im geographischen Centrum des Gesammtgebietes der Vereinigten Staaten! Kapitän Marry hat die nördliche, mittlere und südliche Forke (Einmündung) des Rio Roxo untersucht, die drei Stromzweige bis zu ihren verschiedenen Quellen verfolgt, Karten und Zeichnungen vom Lande gemacht — einem der Wissenschaft bisher noch ganz unbekannten Theil Amerika's. Das Land wird als das schönste in der Welt zu landwirthschaftlichen Zwecken geschildert. Es soll wohl bewaldet seyn; Eiche, Peccan (carys oliviformia) und andere Bäume wachsen hier zu einer großen Höhe, und die Atmosphäre wird als eben so rein und klar beschrieben, wie die auf den Bergen Neu-Englands. Wildpret aller Art findet sich in Ueberfluß in dieser jüngst eröffneten Region, und die Offiziere der Gesellschaft unterhielten sich vortrefflich auf Bären-, Panther-, Antilopen- und Büffeljagden. Die alte Meinung, als ob das Wasser an den Quellen des Rio Roxo Salztheile enthalte, ist jetzt durch wirkliche Untersuchung zu nichte geworden, und Kapitän Marry scheint geneigt zu seyn, den starken salzigen Geschmack des Wassers dem Vorhandenseyn von Gyps hoch hinauf am Strome zuzuschreiben. Oberhalb des Punktes, wo sich Gyps findet, war das Wasser rein und von angenehmem Geschmack. Kapitän Marry war nach den letzten Nachrichten auf der Reise nach Washington, um seine Tagebücher, Karten und botanischen Proben dem Präsidenten vorzulegen. Seine Papiere werden ohne Zweifel bald im Druck erscheinen, und wenn auch ihr Hauptinteresse für Amerikaner in der Beschreibung des Landes, Bodens und Klima's liegen wird, als geeignet zu Auswanderungs- und Kolonisationszwecken, so werden sie doch für Europa mindestens das bedeutende Interesse haben, daß sie einen guten Beitrag zum geographischen Wissen liefern.

(Schmelzbare Lava zu Trottoirs 2c.) In Paris wendet man jetzt, statt des Asphalts, schmelzbare Lava zum Ausgießen von Trottoirs, auch zur Bekleidung feuchter Wände u. dgl. an. Die Masse der schmelzbaren Lava läßt sich in jede Form bringen. Sie wird steinhart und widersteht der Feuchtigkeit vollkommen.

Sylben-Räthsel.

Die Erste wandert her und hin
Und deutet der Gedanken Sinn.
Die letzten Beiden, groß und klein,
Sie dienen zum Behältniß fein.
Im Ganzen birget sicherlich
Gewöhnlich auch die Erste sich.

Auflösung des Räthsels in Nro. 21:
Sattel.

Redaktion, Druck und Verlag von G. Ritter in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

Nro. 23. Dienstag, 22. Februar 1853.

Onkel Tom's Hütte.

(Fortsetzung.)

Einundzwanzigstes Kapitel.
Die kleine Evangelistin.

Es war Sonntag Nachmittag. St. Clare lag ausgestreckt auf einer Bambusbank in der Veranda, eine Cigarre rauchend. Marie ruhte auf einem Sopha, das nahe an dem Fenster stand, welches nach der Veranda ging und durch einen Gazevorhang gegen die Mosquitos geschützt war; in der Hand hielt sie schmachtend ein elegant gebundenes Gebetbuch. Sie hielt es, weil es Sonntag war, und bildete sich ein, sie hätte darin gelesen, obgleich sie in Wirklichkeit nur eine Reihenfolge kleiner Schläfchen gemacht hatte. Miß Ophelia, die nach langem Bemühen ein kleines methodistisches Meeting in einiger Entfernung ausgewittert hatte, war zu demselben hinübergefahren; Tom machte den Kutscher und Miß Eva hatte ihre Tante begleitet.

„Ich sage Dir, Augustin," sprach Marie nach einem kleinen Schlummer durch das Fenster zu ihrem außen auf der Bank liegenden Manne, „ich muß in die Stadt zu meinem alten Doktor schicken; ich bin überzeugt, ich leide an einem Herzübel."

„Für was nach diesem schicken — der Doktor, der Eva behandelt, scheint ein geschickter Mann zu seyn."

„Ich möchte ihm in einem kritischen Falle nicht vertrauen, und ich darf behaupten, daß der meinige es ist."

„Ach, Marie, Du siehst gewiß zu schwarz; ich glaube nicht, daß es ein Herzübel ist."

„Ach ja, Du wirst es gewiß nicht glauben — darauf war ich gefaßt. Du bist unruhig, wenn Eva nur ein wenig hustet, aber an mich zu denken, das fällt Dir nicht ein."

„Wenn es Dir besonders angenehm ist, Herzweh zu haben, nun, dann will ich auch glauben, daß dem so ist."

„Ich wünsche nur, daß Du Dich nicht betrübst, wenn es zu spät ist. Glaube es aber, oder glaube es nicht, meine Angst um Eva und meine Anstrengungen mit dem Kinde haben entwickelt, was ich schon längst erwartete."

Was das für Anstrengungen waren, deren Marie erwähnte, ließe sich schwer sagen. St. Clare machte den Commentar hiezu bei sich selbst und rauchte ruhig weiter, bis ein Wagen an der Veranda hielt und Miß Ophelia und Eva ausstiegen.

Die Erstere ging geraden Weges nach ihrem Zimmer, wie ihre Gewohnheit war, bevor sie ein Wort über irgend etwas sprach. Eva kam, von ihrem Vater gerufen, herbei, setzte sich auf dessen Kniee und machte ihm eine Erzählung des Gottesdienstes, dem sie beigewohnt hatte.

Bald hörten sie laute Ausrufungen in Miß Ophelias Zimmer und heftige Vorwürfe, die an irgend Jemand gerichtet wurden.

„Was für eine neue Teufelsbrühe wird diese Topsy wieder angerichtet haben?" sagte St. Clare. Der Lärm ist ihretwegen, darauf möchte ich wetten."

Einige Augenblicke darauf erschien Miß Ophelia in der höchsten Aufregung, die Verbrecherin mit sich ziehend.

„Komm nur her," sagte sie, „ich will es Deinem Herrn erzählen."

„Was ist denn?" fragte St. Clare.

„Ich mag nicht länger mehr mit diesem Kinde geplagt seyn; Fleisch und Blut können das nicht aushalten."

„Nun, was ist denn wieder geschehen, meine liebe Cousine?" fragte St. Clare mit schalkhaftem Ernste.

„Was geschehen ist? Ich schloß sie ein und gab ihr eine Hymne zu lernen. Und was that sie? Sie spionirte aus, wo ich meinen Schlüssel hingelegt hatte, öffnete meine Commode, nahm eine seidene Schürze heraus und schnitt sie in kleine Stücke, um Puppenjäckchen daraus zu machen! Nein, so was ist mir in meinem ganzen Leben noch nicht vorgekommen."

„Ich sagte Ihnen ja, Cousine," versetzte Marie, „Sie würden sich schon überzeugen, daß diese Geschöpfe nur mit Strenge zu ziehen sind. Hätte ich meinen Willen," fügte sie hinzu, indem sie vorwurfsvoll durch die Gasvorhänge auf ihren Gatten blickte, „so ließe ich sie so lange auspeitschen, bis sie nicht mehr stehen könnte."

„Daran zweifle ich nicht," sprach St. Clare. „Rede mir nur Einer von der sanften Herrschaft der Frauen! Ich sah schon mehr als ein Dutzend Frauen, die ein Pferd oder einen Sklaven halb todt geschlagen haben würden, wenn man ihnen ihren Willen gelassen hätte."

„Wozu nützt Dein Geschwätz, St. Clare?" entgegnete Marie. „Die Cousine ist ein sehr verständiges Frauenzimmer und sieht das jetzt eben so gut, wie ich."

Miß Ophelia empfand ganz den Unwillen einer guten Haushälterin, und diesen zu reizen, hatte das Kind den erfolgreichsten Weg eingeschlagen; allein Mariens Worte überschossen ihr Ziel, und sie wurde danach schon weniger hitzig.

„Ich möchte das Kind nicht um die Welt so behandeln lassen," sprach sie, „aber ich weiß wahrlich nicht, was ich thun soll, Augustin. Ich habe gelehrt und gelehrt, gesprochen, bis ich ganz müde war, ich habe ihr Schläge gegeben und auf jede Art bestraft, und doch ist sie noch ganz so, wie von allem Anfang."

„Komm her, Topsy, du verdammtes Kind!" rief ihr St. Clare.

Sie kam; ihre großen glänzenden Augen funkelten in einem Gemisch von Besorgniß und der ihr eigenen Schelmerei.

„Weßhalb beträgst Du Dich so?" fragte St. Clare, der unwillkürlich durch den Ausdruck ihres Gesichts ergötzt wurde.

„Ach, Mas'r, Miß 'Phely geben Schuld mein schlecht Herz."

„Siehst Du denn nicht ein, wie viel Miß Ophelia schon für Dich gethan hat? Sie sagt, sie habe Alles versucht."

„Ja, Mas'r, mein früher Missis haben gesagt das auch; aber sie haben besser verstanden, zu geben mir die Peitsche, und nahmen mich bei Ohren und stießen Kopf mir gegen die Thür. Doch, wenn reißen mir alle Haar aus Kopf, so helfen nichts; ich bin ein erbärmlich Creatur — ein schlecht Nigger!"

„Ich gebe sie auf," sagte Miß Ophelia; „ich kann den Aerger nicht länger ertragen."

„Ich möchte nur eine Frage thun, Cousine," sagte St. Clare.

„Und die ist?"

„Wenn Ihre Religion ein Heidenkind nicht retten kann, das Sie hier im Hause, ganz für sich haben, was nützt es dann, daß Sie einen oder zwei arme Missionäre unter Tausende senden, die gerade so sind? Ich denke, dies Kind ist ein gutes Beispiel von dem, was Tausende Ihrer Heiden sind."

Miß Ophelia antwortete nicht sogleich, und Eva, welche bisher eine schweigende Zuschauerin dieser Scene gewesen war, gab heimlich Topsy ein Zeichen, ihr zu folgen.

In der Ecke der Veranda befand sich ein kleines Glashaus, das St. Clare zuweilen als Lesekabinet zu benutzen pflegte. In diesem Raume verschwanden Eva und Topsy.

„Was will denn nur Eva mit ihr?" sagte St. Clare, als er die Beiden sich entfernen sah. „Wart', das muß ich wissen."

Und auf den Zehen nachschleichend, hob er einen Vorhang empor, der die Glasthür bedeckte, und sah in das Häuschen. Einen Augenblick darauf gab er, den Finger auf die Lippen legend, Miß Ophelien ein Zeichen, näher zu kommen und gleichfalls zu sehen.

Da saßen die beiden Mädchen am Boden, die Gesichter einander zugewendet; das Topsy's hatte seinen gewöhnlichen Ausdruck der Possenhaftigkeit, doch das Antlitz Eva's trug das Gepräge der ernstesten Aufregung.

„Was macht Dich denn so schlecht, Topsy?" sagte Eva. „Warum willst Du denn nicht versuchen, gut zu seyn? Bist Du denn gar Niemand mit Liebe zugethan?"

„Weiß nichts von Liebe. Kandis und so was, das seyn Alles, was ich lieben," erwiederte das Negermädchen.

„Aber Du liebst doch Deinen Vater und Deine Mutter?"

„Ich hatten nie Vater und Mutter, Sie wohl wissen, Miß Eva."

„Ach ja, ich weiß. Aber hattest Du denn keinen Bruder, oder eine Schwester, oder eine Tante, oder —"

„Nein, Miß Eva, Keins von all dies, Niemand und Nichts."

„Aber, Topsy, wenn Du es nur einmal versuchen wolltest, gut zu seyn, ich bin überzeugt, daß Du es könntest."

„Könnten nie werden was Anders, als Nigger, und wann ich wären noch so gut. Wenn ich mein Haut könnt' lassen abzieh'n und werden weiß, ich dann wollt' versuchen."

„Aber die Menschen können Dich lieben, wenn Du auch schwarz bist. Miß Ophelia würde Dich gewiß lieben, wenn Du gut wärest."

Topsy stieß das kurze Gelächter aus, das bei ihr immer ein Zeichen der Ungläubigkeit war.

„Glaubst Du das nicht?" fragte Eva.

„Nein, Miß 'Phely können nicht aussteh'n mich, weil ich seyn nur so elend Nigger; sie glauben, wenn kommen in mein Näh, ich würden sie anrühren, und haben Abscheu vor mir, wie vor Kröte. Niemand wollen lieben Niggers, und ich nicht kann es ändern."

„Ach, Topsy, armes Kind, ich liebe Dich!" sagte Eva mit einem plötzlichen Ausbruche ihres Gefühls. Dann legte sie ihre magere, bleiche Hand auf des Mädchens Schulter. „Ich liebe Dich," fuhr sie fort, „weil Du weder Vater, noch Mutter, noch sonstige Angehörige hast; weil Du ein armes mißhandeltes Kind gewesen bist. Ich liebe Dich und wünschte, daß Du gut wärest. Ich bin sehr unwohl, Topsy, und ich glaube, ich werde nicht mehr lange leben, und es betrübt mich wahrhaft, daß Du so bös bist. Ich wünschte, Du versuchtest es, dich zu bessern, um meinetwillen; ich werde nur noch kurze Zeit bei Dir seyn."

Die Augen des schwarzen Kindes füllten sich mit Thränen und große, schwere Tropfen rannen einzeln und langsam auf Eva's kleine weiße Hand herab.

Ja, in diesem Augenblicke drang ein Strahl des wahren Glaubens, ein Strahl der himmlischen Liebe in die Finsterniß der heidnischen Seele! Topsy legte ihren Kopf zwischen die Kniee und weinte und seufzte, während das reizende Kind, sich über sie beugend, dem Engel glich, der den gefallenen Sünder aufhebt.

„Arme Topsy," sprach Eva weiter, „wisse, daß Jesus, unser Herr, Alle gleich sehr liebt; — er ist eben so bereit, Dich zu lieben, wie mich. Er wird Dir darin beistehen, gut zu seyn, und Du kannst einst in das Himmelreich kommen und für immer ein Engel werden, gerade so gut, als ob Du weiß wärest."

„Ach, theure Miß Eva," erwiederte das Kind mit Schluchzen, „ich wollen gewiß es versuchen, ich versprechen, es zu versuchen. Ich haben vorher nie mich bekümmert um das."

St. Clare ließ in diesem Augenblick den Vorhang fallen. „Das erinnert mich an meine Mutter," sprach er zu Miß Ophelia. „Es ist wahr, was sie mir immer sagte: „„Willst Du den Blinden sehend machen, so mußt Du thun, wie Christus that — Du mußt ihn zu Dir rufen und Deine Hände auf ihn legen.""

„Ich habe immer ein Vorurtheil gegen die Neger gehabt," sagte Miß Ophelia, „und es ist Thatsache, daß ich es nie gerne sah, wenn das Kind mich berührte; aber ich dachte nicht, daß sie es merken würde."

„Das macht jedes Kind ausfindig, es läßt sich nicht vor ihm verbergen," meinte St. Clare. „Aber ich glaube, was man auch einem Kinde Gutes thut, nie wird dies eine Regung der Dankbarkeit in seinem Herzen erwecken, so lange das Gefühl jenes Widerwillens bleibt."

„Ich weiß nicht, wie ich da helfen kann," sagte die Miß; „sie sind mir widerlich und dieses Kind ganz besonders. Wie kann ich es machen, nicht so zu fühlen?"

„Eva weiß dies, wie es scheint," sagte St. Clare kurz.

„Ja, sie ist ein einziges Geschöpf!" erwiederte Miß Ophelia. „Ich wünschte, ich gliche ihr. — Sie könnte mich belehren," fügte sie nach einer kleinen Pause hinzu.

„Es wäre nicht das erste Mal, daß ein kleines Kind einen alten Schüler unterrichtet hätte," versetzte St. Clare trocken.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

(**Merkwürdiges Beispiel des zweiten Gesichts.**) Abbé G..., ein Engländer von Geburt, ein rechtschaffener, aufgeklärter und von Jedem, der ihn kannte, geschätzter Mann, hielt sich in den siebziger und achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts beständig zu Rom auf, wo seine Gefälligkeit und Dienstfertigkeit von allen diese Stadt besuchenden Engländern von Stande in Anspruch genommen wurde. Ein noch junges Ehepaar aus England, von angesehener Familie, kam nach Rom, und Abbé G... war, wenn sie die römischen Kunstschätze besuchten, oftmals ihr Begleiter. Ungefähr sechs Wochen, nachdem er ihre Bekanntschaft gemacht hatte, wurde der Ehemann krank und starb. Seine Gemahlin, durch den unerwarteten Verlust auf's Heftigste erschüttert und von dem Gedanken, ohne theilnehmende Verwandte und Freunde in einem fremden Lande allein zu stehen, peinlich ergriffen, fiel auch in eine schwere Krankheit, von welcher sie erst nach mehreren Monaten allmählig genas. Während ihres leidenden Zustandes besuchte Abbé G... sie fleißig und trug durch seine Dienstleistungen und Tröstungen Vieles zu ihrer Herstellung bei. Seitdem sie in der Besserung war, traf er zuweilen einen jungen Engländer bei ihr an, mit dem sie und ihr Gemahl schon zuvor in Rom bekannt worden waren, und der es sich nun ebenfalls angelegen seyn ließ, sie zu zerstreuen und aufzumuntern. Eines Tages, da ihre Gesundheit schon so weit zugenommen hatte, daß sie ausfuhr, trafen Beide bei ihr zusammen und auf ihre Einladung speisten sie bei ihr. Man aß, der Kühle und Bequemlichkeit halber, im Vorzimmer. Der Abbé freute sich insgeheim über die Heiterkeit, welche er an der Wittwe bemerkte, als er plötzlich die

finstere, melancholische Miene des Jünglings wahrnahm. In demselben Augenblicke wurde die Wittwe ins Nebenzimmer gerufen und der Abbé benützte ihre Abwesenheit, um dem jungen Manne seiner schwermüthigen Stimmung wegen Vorwürfe zu machen. Dieser erwiederte: „Unfehlbar würden Sie nicht minder traurig und niedergeschlagen seyn, als ich, wenn Sie wüßten, was dieser liebenswürdigen jungen Frau bevorsteht. In zehn Tagen gibt sie in jener Ecke des Zimmers in unsern Armen den Geist auf." — Der Abbé konnte kaum anders vermuthen, als daß sein Gesellschafter von einer Art Wahnsinn befallen worden sey, zumal da die Wittwe noch wenige Augenblicke vorher versichert hatte, daß sie mit ihrem Befinden zufrieden zu seyn Ursache habe, und da in dem Zimmer, in welchem gespeist wurde, kein Bett stand und es auch zum Schlafgemach nicht wohl geeignet war. Er begnügte sich daher, den jungen Mann zu ersuchen, seinen Kummer zu verheimlichen, weil selbiger auf die noch reizbare Kranke einen nachtheiligen Eindruck machen und sie zur Traurigkeit umstimmen könnte. Jener versprach's und hielt Wort. Gleich nach Tische aber entfernte er sich und Abbé G... eilte, ihn zu begleiten, immer in der Meinung, daß er irre geworden sey und ärztlicher Hilfe bedürfe. Unterwegs wurde er eines Andern belehrt, indem der junge Mann ihn versicherte, daß er die wenig beneidenswerthe Gabe besitze, gewisse zukünftige, besonders unangenehme Vorfälle vorauszusehen, und daß das, was er in Betreff der Wittwe vorhergesagt habe, unfehlbar eintreffen werde. Seit der Zeit besuchte der Abbé dieselbe täglich. In den ersten Tagen fiel keine Veränderung vor, am vierten aber erfuhr er von ihr, daß sie sich unbehaglich gefühlt und deßhalb auf ihre gewohnte Spazierfahrt habe verzichten müssen. Den fünften Tag traf er einen Arzt und am sechsten einen zweiten bei ihr an. Am siebenten Tage erschrack der Abbé nicht wenig, als er in eben dem Vorzimmer, in welchem er mit der Kranken gespeist hatte, sie im Bette liegend antraf. Als er ihr seine Verwunderung darüber bezeugte, erwiederte sie, daß die Aerzte die Luft in ihrem Schlafzimmer zu dumpf und eingeschlossen gefunden und ihr gerathen hätten, ihr Bett im Vorzimmer aufzuschlagen. Am neunten Tage machte die Kranke ihr Testament. Am zehnten Abends, als der Abbé zu Hause eben im Begriff war, sich zu entkleiden, brachte man ihm die Nachricht, daß die Kranke im Sterben sey. Er eilte zu ihr, nahte sich ihrem Bette, fand sie schwer und tief athmend, und indem er seinen Arm unter das Kissen steckte, um durch Erhebung ihres Kopfes ihr das Athmen zu erleichtern, gab sie den Geist auf. In demselben Augenblicke sieht er auf der andern Seite des Bettes den jungen Mann stehen, der wenige Minuten vor ihm bei der Kranken angelangt war und ihr einen gleichen Dienst zu leisten versucht hatte. Auf diese Weise starb sie in Beider Armen und das Vorhergeschaute ging pünktlich in Erfüllung.

(Die Nähnadeln.) Wenn man von Nähnadeln spricht, setzt man sicherlich „englische" hinzu, denn man glaubt allgemein, es gebe keine anderen, wenigstens keine anderen brauchbaren, und wenn es noch einmal wieder zur Continentalsperre kommen sollte, würden die Schneider und Schneiderinnen, wie alle Damen, die eine Nadel zur Hand nehmen, von der Besorgniß geängstigt werden, sie könnten dann gar nicht mehr nähen. Und doch sind die „englischen Nähnadeln" eine Fabel, eine Illusion, denn nicht der fünfzigste Theil der Nähnadeln, die verbraucht werden, stammt aus England, und alle die Nadeln, die man englische nennt und als solche über alle andern setzt, sind vaterländisches, echt deutsches Fabrikat und kommen — aus Aachen. Diese Stadt versorgt ganz Deutschland, Frankreich, Italien und Spanien, selbst Amerika mit seinen Nähnadeln; leider hat es den Vorurtheilen bis zu dem Jahre 1852 so weit nachgegeben, daß es seine Nadeln unter englischer Etikette verbreitete. Die ausgezeichnetste Nähnadelfabrik in Aachen, Beissel, die bereits seit 1730 besteht, hat endlich den ehrenhaften Beschluß gefaßt, dem Vorurtheile entgegen zu treten, und ihre Nadeln, die bisher unter englischer Etikette in allen Häusern und Werkstätten gebraucht wurden, als das zu geben, was sie sind, als deutsches Fabrikat mit deutscher Etikette. Es ist dies eine Folge der großen Weltindustrieausstellung in London im Jahre 1851. Die Fabrik Beissel sandte ein Sortiment ihrer vorgeblich englischen Nadeln ein, und wartete ruhig auf das Urtheil der Jury. Diese Jury kam, prüfte, verglich, und trotz des alten Rufes der englischen Nähnadeln, den die Nationaleitelkeit zu schützen hatte, sah sich der Kreis von Kennern gezwungen, den Beissel'schen Nadeln aus Aachen den ersten Preis zuzuerkennen. In gerechtem Stolze auf diesen Sieg deutscher Industrie, hat das Haus Beissel die englischen Etiketten, die bisher seine Nadeln bargen, gänzlich beseitigt und ehrlich seinen Namen darauf gesetzt. — Jede Dame also, welche wie bisher gute Nadeln, sogenannte englische, haben will, wird von nun an keine mehr wählen, die sich in englischer Etikette befinden, sondern Nadeln von Beissel in Aachen; alle Nähnadeln, die noch jetzt unter englischer Etikette verkauft werden, darf man dreist für nachgemachtes, geringeres Fabrikat ansehen.

Auflösung des Sylben-Räthsels in Nro. 22:
Brieftasche.

Redaktion, Druck und Verlag von G. Ritter in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

Nro. 24. Freitag, 25. Februar 1853.

Onkel Tom's Hütte.

(Fortsetzung.)

Zweiundzwanzigstes Kapitel.
Der Tod.

Eva's Schlafzimmer war ein geräumiges Gemach, welches, gleich allen andern Zimmern des Hauses, nach der Veranda hinausging. Es stieß auf der einen Seite an das Zimmer ihres Vaters und ihrer Mutter, auf der andern Seite an das ihrer Tante. St. Clare hatte das Gemach auf eine Weise ausschmücken lassen, welche ganz mit dem Charakter seiner Bewohnerin übereinstimmte. Die Fenster hatten Vorhänge von rosa und weißem Musselin; der Fußboden war mit einem Teppich bedeckt, den er von Paris hatte kommen lassen und dessen Muster nach seiner eigenen Angabe gefertigt war; das Mittelstück bestand aus einem Gebilde von aufgeblühten Rosen, die Zeichnung an den Ecken bestand aus Rosen-Knospen und Blättern. Die Bettstelle, die Stühle und das Sopha waren von Bambus, ausgezeichnet durch geschmackvolle und eigenthümliche Formen. Ueber dem Kopfende des Bettes befand sich ein alabasternes Postament, auf welchem ein Engel mit gesenkten Flügeln stand, der in der Hand einen Myrthenkranz hielt. Um das Bett hingen leichte Gasvorhänge, Schutz zu gewähren gegen die Mosquitos, was in diesem Klima ein unerläßlicher Bestandtheil der Schlafstellen ist. Das zur Ruhe einladende Sopha war reichlich mit Kissen von rosa Damast belegt, während über dasselbe Vorhänge herabhingen, welche denen des Bettes ähnlich waren und oben von den Händen kleiner Alabaster-Figuren gehalten wurden. Ein leichter, schöngeformter Bambustisch stand in der Mitte des Zimmers und auf demselben eine glänzend weiße Vase in Form einer Lilie, beständig mit den ausgewähltesten Blumen gefüllt. Auf diesem Tische lagen Eva's Bücher und kleine Schmucksachen und daneben stand ein elegantes Schreibzeug, ein Geschenk ihres Vaters, nachdem er gesehen, wie sie sich im Schreiben übte. Auf der Bekleidung des Kamins stand eine prachtvoll gearbeitete Statuettengruppe, wie Jesus die Kindlein um sich sammelt. Einige herrliche Gemälde, verschiedene kindliche Scenen darstellend, zierten die Wände. Kurz, das Auge konnte sich nach keiner Richtung wenden, ohne auf Bilder der Kindheit, der Schönheit und des Friedens zu schauen. Die Augen der kleinen Bewohnerin öffneten sich nie dem Lichte des Morgens, ohne auf irgend einen Gegenstand zu fallen, der in ihrem Herzen milde, freundliche Gedanken erweckte.

Die trügerische Kraft, welche Eva für eine kurze Zeit gehoben hatte, schwand schnell wieder; seltener und seltener vernahm man ihre leichten Tritte in der Veranda und öfter und öfter lag sie auf ihrem Sopha, ihre großen, dunkeln Augen durch's offene Fenster auf das steigende und fallende Wasser des Sees gerichtet.

Es war gegen die Mitte des Nachmittags, als sie so dalag — ihre Bibel halb geöffnet und ihre zarten Finger ruhig zwischen den Blättern derselben habend. Plötzlich hörte sie die Stimme ihrer Mutter in scharfen Tönen in der Veranda.

„Wart' nur, Du Bagage! Was ist das wieder für ein neuer Unfug! Du hast also die Blumen abgepflückt, he?" — Und Eva hörte, wie ein schwerer Schlag nach Jemanden gethan wurde.

„Ach, Missis, sie sind für Miß Eva!" hörte diese eine Stimme antworten, welche sie als die Topsy's erkannte.

„Miß Eva? Eine schöne Ausrede! Du denkst wohl, sie braucht Deine Blumen, Du nichtsnutzige Negerin? Pack' Dich!"

Im Nu war Eva auf von ihrem Lager und in der Veranda.

„Ach, Mama, thu' das nicht!" bat sie. „Ich möchte die Blumen gern haben, ich wünschte mir sie; gib sie mir, Topsy!"

„Ei, Eva, Dein Zimmer ist ja voller Blumen."

„Doch, Mama, möchte ich sie gerne haben; Topsy, bringe sie her."

Topsy, die betrübt, mit niederhängendem Kopfe dagestanden hatte, trat jetzt näher und bot Eva die Blumen. Sie that es mit einem Ausdrucke des Zögerns und der Verschämtheit, der von ihrer früheren Keckheit sehr verschieden war.

„Es ist ein prächtiges Bouquet!" sagte Eva, es betrachtend.

Es war ein sehr sonderbares — scharlachrothe Geraniumblüthen und weiße Japonicas. Es schien offenbar in der Absicht gebunden, den Contrast der Farben zu zeigen.

Das Negermädchen sah sehr erfreut aus, als Eva sagte:

„Topsy, Du ordnest die Blumen sehr hübsch, gewiß, und ich möchte, daß Du mir täglich welche besorgtest."

„Wie albern!" sagte ihre Mutter — „wozu in aller Welt brauchst Du sie?"

„Laß mich, Mama; Du erlaubst doch, daß Topsy es thun darf — nicht wahr?"

„Natürlich, Alles, was Dir Freude macht, mein Kind. Topsy, Du hörst, was Deine junge Gebieterin sagt — merke es Dir."

Topsy machte einen Knix mit zu Boden gerichtetem Blicke, und als sie sich entfernte, sah Eva, wie eine große Thräne über ihre schwarzen Wangen rollte.

„Siehst Du, Mama, ich wußte, daß die Arme gern etwas für mich thun wollte," sagte Eva, als sie und ihre Mutter allein waren.

„Ach, Unsinn!" entgegnete diese — „es ist nur, weil sie am Unfug Gefallen findet. Sie weiß, daß sie keine Blumen pflücken darf, deßhalb thut sie es. Doch wenn Du es gern willst, daß sie Dir welche pflückt, mag es seyn."

„Mama, ich denke, Topsy ist jetzt ganz anders, wie sonst; sie versucht es, ein gutes Mädchen zu werden."

„Sie wird das eine gute Weile versuchen müssen," sagte die Mutter mit Lachen.

„Du weißt aber, Mama, daß Jedermann immer bös gegen die arme Topsy gewesen ist."

„Gewiß nicht, Kind, seitdem sie bei uns ist. Ist nicht mit ihr gesprochen, ihr gepredigt und Alles für sie gethan worden, und ist sie nicht geblieben, wie sie war? Du kannst aus dieser Creatur nichts machen."

„Glaubst Du nicht, Mama, daß Topsy ein Engel werden könnte, so gut wie Eins von uns, wenn sie eine gute Christin werden würde?"

„Topsy eine gute Christin? Was für ein lächerlicher Gedanke! Niemand als Du könnte auf solchen Einfall gerathen."

„Ja, Mama, ich glaube, daß sie es werden würde, wenn man sie nur gehörig erziehen wollte."

„Wo ist mein Riechfläschchen?" rief die Mutter.

„Ach, es ist wirklich ein Elend!" sagte Eva halb für sich, indem sie nach dem fernen See sah.

„Was ist ein Elend, Kind?"

„Daß ein Wesen, welches ein Engel werden könnte, zu Grunde gehen soll, ohne daß irgend Jemand ihm helfen will. O wehe!"

„Nun, da können wir nicht helfen, und es ist nicht nöthig, deßhalb wehe! zu rufen. Ich weiß nicht, was da zu machen ist; wir müssen für unsere eigenen Vorzüge dankbar seyn."

„Ach," sagte Eva, „ich bin so betrübt, an die armen Menschen zu denken!"

„Nun," entgegnete ihre Mutter, „meine Religion macht mich dankbar für meine Vorzüge."

Eva sprach hierauf Nichts und Beide begaben sich zurück ins Haus.

„Mama," sagte Eva nach einer Weile, „ich möchte etwas von meinem Haar abgeschnitten haben."

„Wozu das?" fragte ihre Mutter.

„Ich möchte es einigen meiner Freunde geben. Willst Du nicht Tantchen bitten, daß sie kommt und es mir abschneidet?"

Marie St. Clare erhob ihre Stimme und rief über Miß Ophelia.

Als diese herbeikam, schüttelte Eva ihre langen goldenen Locken herab und sagte scherzend:

„Komm, Tante, scheere ein Schäfchen."

Miß Ophelia holte ihre Scheere.

„Was gibt es hier?" fragte St. Clare, der eben mit einigen Früchten, die er für Eva mitgebracht hatte, ins Zimmer trat.

„Papa, ich bitte Tantchen, daß sie mir ein wenig von meinem Haare abschneidet; es ist zu dicht und liegt mir zu schwer auf dem Kopfe. Ueberdies möchte ich etwas davon weggeben."

„Geben Sie Acht, Cousine, daß Sie ihr die Locken nicht verderben!" sagte St. Clare. „Schneiden Sie unten, wo man es nicht sieht. Des Kindes Locken sind mein Stolz."

„Ach, Papa!" sagte Eva trübe.

„Ja, und ich wünsche, daß sie recht schön gehalten werden, bis ich Dich nach Deines Oheims Pflanzung bringe, um den Vetter Henriquez zu sehen," fügte St. Clare in heiterem Tone hinzu.

„Dahin werde ich niemals gehen, Papa; ich gehe nach einem bessern Lande. O glaube mir, Papa! Siehst Du denn nicht, daß ich immer schwächer werde?"

„Weßhalb bestehst Du darauf, daß ich so etwas Grausames glauben soll, Eva?" fragte ihr Vater.

„Nun, weil es wahr ist. Wenn Du es jetzt glauben willst, dann wirst Du vielleicht eben so darüber fühlen, wie ich."

St. Clare preßte die Lippen zusammen und sah mit finstern Blicken zu, wie die langen, wunder=

schönen Locken einzeln in des Kindes Schooß gelegt wurden.

Eva hob sie empor, blickte sie ernst an und wand sie um ihre dünnen Finger, während sie von Zeit zu Zeit ängstlich auf ihren Vater schaute.

„Das ist es gerade, was ich längst geahnt habe," sagte Marie zu ihrem Gatten. „Es ist, was meine Gesundheit von Tag zu Tag untergräbt und mich dem Grabe näher bringt, obgleich Niemand darauf achtet. St. Clare, Du wirst nach einiger Zeit erkennen, daß ich Recht hatte."

„Was Dir ohne Zweifel ein großer Trost seyn wird," sagte dieser in einem bittern Tone.

Marie ließ sich auf einem Polstersessel nieder und bedeckte ihr Gesicht mit ihrem Taschentuche.

Eva's tiefblaue Augen sahen ernst von dem Einen zum Andern. Es war der ruhige, forschende Blick ihrer Seele, und offenbar fühlte und würdigte sie den Unterschied zwischen den Beiden.

Sie winkte ihrem Vater mit der Hand zu. Er kam und setzte sich an ihre Seite.

„Papa," sagte sie, „meine Kräfte verlassen mich allmählig und ich weiß, daß ich scheiden muß. Es sind noch viele Dinge zu sagen und zu thun, und Du willst mich nie hören, wenn ich diesen Gegenstand berühre. Aber es muß kommen; es läßt sich nicht aufschieben. Erlaube mir, Papa, daß ich jetzt sprechen darf."

„Mein Kind, ich erlaube es," sagte St. Clare, indem er seine Augen mit der einen Hand bedeckte und mit der andern die seines Kindes ergriff.

„So möchte ich alle unsere Leute beisammen sehen," sprach Eva; „ich habe einige Dinge, die ich ihnen sagen muß."

St. Clare willigte ein und Miß Ophelia schickte einen Boten ab. Bald waren alle Diener des Hauses im Zimmer versammelt.

Eva lag auf ihren Polstern, das Haar lose über das Gesicht hängend, die rothen, von Fieberhitze durchglühten Wangen peinlich abstechend gegen die Weiße ihrer Haut und ihr seelenvolles Auge ernst auf jeden Einzelnen gerichtet.

Die Diener waren von einer plötzlichen Rührung ergriffen. Das geisterartige Gesicht, die abgeschnittenen, neben Eva liegenden Locken, ihres Vaters abgewendetes Gesicht und das Schluchzen ihrer Mutter ergriffen die Gefühle dieses eindrucksfähigen Stammes, und als sie hereintraten, blickten sie erstaunt einander an, seufzten und schüttelten die Köpfe.

Eva richtete sich empor und sah ernst und lange rings umher. Alle sahen betrübt und angstbeklommen aus; die Weiber bedeckten alle das Gesicht mit der Schürze.

„Ich schickte nach Euch, meine theuern Freunde," begann Eva, „weil ich Euch liebe. Ja, ich liebe Euch alle, und ich habe Euch etwas zu sagen, woran Ihr Euch erinnern möchtet, wie ich wünsche. — Ich werde Euch verlassen — in kurzer Zeit werdet Ihr mich nicht mehr sehen."

Hier wurde Eva durch Ausbrüche des Stöhnens, der Seufzer und Klagen von allen Anwesenden unterbrochen und ihre matte Stimme dadurch ganz übertönt. Sie wartete einen Augenblick und sagte dann mit einem Tone, der die Seufzer Aller verstummen machte:

„Wenn Ihr mich liebt, müßt Ihr mich nicht so unterbrechen. Hört auf Das, was ich sage. Ich muß wegen Eurer Seelen mit Euch sprechen. Mehrere von Euch, fürchte ich, sind sehr sorglos. Ihr denkt nur an diese Welt. Ich muß Euch daran erinnern, daß es eine schönere Welt gibt, in der Jesus lebt. Dahin gehe ich, und Ihr könnt auch dahin kommen; sie ist für Euch geschaffen, wie für mich. Aber wenn Ihr dahin wollt, müßt Ihr nicht träge, sorglos, gedankenlos leben, sondern Euch befleißigen, gute Christen zu seyn. Ihr müßt Euch daran erinnern, daß jeder Mensch, von welcher Abstammung er auch sey, das Himmelreich erlangen kann. Wenn Ihr Christen werden wollt, so wird Jesus, unser Herr und Heiland, Euch helfen. Ihr müßt aber zu ihm beten, Ihr müßt lesen —" Eva unterbrach sich selbst, blickte sie mitleidig an und sagte dann bekümmert: „Ach, Ihr könnt ja nicht lesen, Ihr arme Seelen!" Und sie verbarg ihr Gesicht in die Kissen und weinte, während Die, welche sie umstanden, ihre Klagen und Seufzer ebenfalls kaum unterdrücken konnten.

„Doch betrübt Euch deßhalb nicht," fuhr sie fort, ihr Gesicht erhebend und durch ihre Thränen lächelnd, „ich habe für Euch gebetet und ich weiß, es wird Euch geholfen, auch wenn Ihr nicht lesen könnt. Versucht Alles, was Ihr vermögt; betet jeden Tag, bittet Ihn um seine Hilfe und laßt Euch die heilige Schrift vorlesen, so oft Ihr könnt. Dann, glaube ich, werde ich Euch Alle im Himmel wiedersehen."

„Amen!" flüsterten Tom und Mammy und einige der Aelteren, welche der Methodistenkirche angehörten. Die Jüngeren und Gedankenloseren waren für den Augenblick ganz überwältigt und begannen laut zu schluchzen, indem sie die Köpfe auf die Kniee legten.

„Ich weiß," sprach Eva, „Ihr Alle liebt mich."

„Ja, ach ja, gewiß, das thun wir. Gott wolle segnen Miß Eva!" war die unwillkürliche Antwort Aller.

„Ja, es ist nicht Eins unter Euch, das nicht immer freundlich gegen mich gewesen wäre, und ich will Euch etwas geben, bei dessen Anblick Ihr Euch immer an mich erinnern müßt. Ich werde einem Jeden von Euch eine Locke von meinem Haar geben,

und wenn Ihr sie ansehet, denkt, daß ich Euch liebte, daß ich zum Himmel gegangen bin und daß ich Euch dort wiedersehen möchte."

Es ist unmöglich, den Auftritt zu beschreiben, als sich Alle unter Thränen und Seufzern um die Kleine sammelten und aus ihren Händen empfingen, was das letzte Zeichen ihrer Liebe zu seyn schien. Sie fielen nieder auf die Kniee, seufzten, beteten, küßten den Saum ihres Kleides, und die Aelteren brachen in Worte des Dankes aus, untermischt mit Gebeten und Segensprüchen nach der Art ihres reizbaren Stammes.

Wie jeder Einzelne seine Gabe empfing, gab Miß Ophelia, welche die Wirkung all dieser Aufregung für die kleine Kranke fürchtete, Jedem schweigend ein Zeichen, das Zimmer zu verlassen.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

(Ueber Weiße's Brüt-Apparate.) Der Weiße'sche Brüt-Apparat ist ein kleiner, zierlich gearbeiteter Kasten, zur Aufnahme von 30 bis 80 Eiern, je nach deren verschiedener Größe. Die Erzielung der entsprechenden Temperatur geschieht durch eine eben so billige wie leicht zu regulirende Weingeistflamme und da weder übler Geruch noch sonst irgend eine Beläßtigung durch diese Brütmethode verursacht wird, so kann der Apparat nöthigenfalls in jedem Wohnzimmer aufgestellt und bei seiner Billigkeit — 10 bis 20 fl. C.-M. je nach der verschiedenen Größe — auch von kleinen Landwirthen leicht angeschafft und benützt werden. Die Vortheile dieses Apparates sind sehr mannigfaltig. Es können nicht nur zu jeder Zeit und an jedem Orte alle Gattungen des Geflügels häuslicher Zucht, oder Rebhühner, Fasanen u. s. w. ausgebrütet werden, sondern es ist auch der Erfolg viel sicherer, weil das Zugrundegehen der Eier durch Verlassen, Zertreten u. s. w. vermieden wird. Die oft große Noth, die Hennen zum Brüten zu bringen und dabei zu erhalten, ist hier eben so vermieden, wie die Kosten der Monate langen — und dabei am Ende oft nutzlosen — theuern Fütterung derselben. Durch diese Apparate ist nicht nur das Mittel zur Vermehrung der Thiere, sondern auch der Eier geboten. Von welcher Bedeutung selbst nur die vermehrte Eierproduktion, zeigt das Beispiel Frankreichs, welches nach statistischen Ausweisen von den jährlich gewonnenen 8000 Millionen Eiern über 104 Mill. Stück ausführt, was, selbst zwei Eier zu nur Einem Kreuzer C.-M. berechnet, über 800,000 fl. C.-M. für diesen dem ersten Anscheine nach unbedeutenden Ausfuhrartikel ergab.

(Das Geheimniß der ewigen Lampe.) In Italien und in Griechenland hat man bekanntlich beim Eröffnen antiker Gräber brennende Lampen gefunden. Die heutige Chemie hat dies Ereigniß weder erklären noch nachahmen können. Eine kürzliche Entdeckung gleicher Art in Langres, in Frankreich, regt die Frage über die Enthüllung dieses Geheimnisses von Neuem an. Für das Fundament eines Gebäudes wurden dort Ausgrabungen gemacht; die Arbeiter stießen auf ein durch die Länge der Zeit fast metallisch hart gewordenes Gewölbe, das allen Anstrengungen, es zu durchbrechen, anhaltend trotzte. Endlich gelingt es, und man findet im Innern eine bronzene Grablampe, von oben herab an Ketten hängend, noch mit brennbarer Substanz angefüllt, obschon anzunehmen, daß sie Jahrhunderte lang gebrannt.

Aehnlich wie Peter Janson 1609 eine nach der mosaischen Beschreibung gebaute Arche in Nordholland vom Stapel laufen ließ, hat jetzt ein Student zu Utrecht, L. Schauten, die mosaische Stiftshütte in großartiger Weise nachgebildet; die dazu verwendeten Stoffe sind die in der Schrift angegebenen, die Gewebe zu Theil eigens zu diesem Behufe verfertigt. Das Gold für die heiligen Gefäße ist nicht geschont, noch die vielen Edelsteine für die Amtstracht des Hohenpriesters. Die mit Gold bekleideten Wände, Tische und Altäre imponiren durch den Glanz des Reichthums. Auf dieselbe Weise wie das Heiligthum der Juden kann auch diese seine Nachbildung auseinander genommen und getragen werden.

Nachruf an Ed. Venator,

weiland Kaufmann in Lahr.

Du bist nicht mehr, bist, ach! von uns geschieden,
Der nied'ren Erde ist Dein Geist entfloh'n;
Ich kämpfe noch — Du schmeckst des Himmels Frieden
Und kniest verklärt nun an Jehova's Thron.

Du warst ein Mann, ein deutscher Mann und g'rade,
Fern standest Du der Doppelzüngler Brut;
Für dieses Lebens bunte Schlangenpfade
Warst Du zu redlich, offen und zu gut.

Die Liebe Christi war's, so Dich entflammte,
Du übtest sie in Wahrheit und in That;
Verdammtest nicht, wo blind die Welt verdammte,
Und saßest nicht im frechen Spötterrath.

Nicht Stolz und Hochmuth hat Dein Herz verblendet
Und Deiner Kirche sprachst Du nimmer Hohn;
Im Glauben hast Du Deinen Lauf vollendet,
Im treuen Glauben an den Gottessohn.

Wohl selig, wer, umtönt von Engelpsalmen,
Dort schauend grüßt das wahre Heimathland!
Auch selig Du! Der Treue Ehrenpalmen,
Empfange sie aus Deines Mittlers Hand!

Fousraravas, in Nordamerika. K. Aulenbach.

Redaktion, Druck und Verlag von G. Ritter in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

Nro. 25. Sonntag, 27. Februar 1853.

Onkel Tom's Hütte.

(Fortsetzung.)

Endlich waren alle Diener gegangen, außer Tom und Mammy.

„Hier, Onkel Tom," sprach Eva, „ist eine sehr schöne Haarlocke für Dich. Ach, ich bin so glücklich, Onkel Tom, zu denken, daß ich Dich im Himmel wieder sehen werde, denn ich bin gewiß, daß das geschieht. Und Mammy, liebe, gute, theure Mammy!" sagte sie, zärtlich ihre Arme um ihre alte Pflegerin schlingend — „ich weiß, Du wirst auch dort seyn."

„Ach, Miß Eva, ich nicht weiß, wie ich kann leben ohne Sie!" sagte das treue Geschöpf. „Es ist, als wenn Alles würd' weggenommen von hier!" Und die Arme brach in eine wahre Verzweiflung aus.

Miß Ophelia drängte sie so wie auch Tom leise aus dem Gemach und glaubte, jetzt wären sie Alle fort; doch als sie sich umdrehte, gewahrte sie noch Topsy.

„Wo kommst Du her?" fuhr sie diese an.

„Ich nicht war weg von da," erwiederte Topsy, ihre Thränen trocknend. „O Miß Eva," sagte sie, gegen diese gewendet, „wollten Sie nicht geben mir auch von Ihr Haar?"

„Ja, arme Topsy, gewiß, das will ich. Da — so oft Du diese Locke ansiehst, denke, daß ich Dich liebe und daß mein Wunsch ist, Du möchtest ein gutes Mädchen seyn."

„O theuer Miß Eva, ich versuche gewiß das zu seyn!"

„Der Herr weiß es, Topsy; er ist besorgt um Dich und wird Dir helfen."

Das Negermädchen, welches laut weinte, wurde von Miß Ophelien aus dem Gemache geleitet, und als nun Alle fort waren, schloß Letztere die Thür. Die würdige Dame hatte manche Thräne aus ihren eigenen Augen getrocknet, während dieser Auftritt stattfand; doch die Angst für die Folgen einer solchen Aufregung gewann die Oberhand.

St. Clare hatte während der ganzen Zeit, die Augen mit den Händen bedeckt, regungslos dagesessen.

„Papa!" sagte Eva freundlich, indem sie ihre Hand auf die seinige legte.

Er schauderte zusammen, allein er antwortete nicht.

„Theurer Papa!" wiederholte das Kind.

„Ich kann es nicht ertragen!" versetzte St. Clare, indem er aufstand. „Der Allmächtige hat mir Schweres aufgebürdet!" Und St. Clare sprach diese Worte mit bitterm Tone.

„Augustin," sagte Miß Ophelia, „hat Gott nicht das Recht, mit den Seinigen zu thun, wie ihm gutdünkt?"

„Ja; doch deßhalb trägt es sich nicht leichter," sagte er in einem harten, trocknen Tone, indem er sich abwendete.

„Papa, Du brichst mir das Herz!" sagte Eva, sich erhebend und in seine Arme werfend. „Du mußt nicht so thun!" Und das Kind weinte mit einer Heftigkeit, die ihres Vaters Gedanken plötzlich in einen andern Kanal leitete.

„Eva, mein liebes, gutes Kind! sey still. Ich that unrecht; ich war schlecht. Ich will ja anders fühlen und nicht mehr hadern — nur weine nicht und betrübe Dich nicht so. Ich will ergeben seyn; es war unrecht, daß ich so sprach."

Eva lag erschöpft, gleich einer vom Fluge müden Taube, in ihres Vaters Armen. Er beugte sich über sie und war bemüht, sie durch süße, zärtliche Worte zu beruhigen.

Eva's Mutter stand auf, eilte aus dem Gemache nach ihrem eigenen Zimmer und hatte hier einen heftigen hysterischen Anfall.

„Du gabst mir keine Locke, Eva," sagte ihr Vater, indem er trübe lächelte.

„Sie sind alle Dein, Papa," erwiederte das Kind, „Dein und Mama; und Du mußt auch Tantchen

welche davon geben. Ich gab sie nur unsern armen Leuten selbst, weil ich hoffte, sie würden sich dadurch stets an Das erinnern, was ich ihnen gesagt habe, und sich jederzeit bestreben, gute Menschen zu seyn."

Eva wurde nach diesem Auftritt schnell schwächer. Ihr reizendes Gemach wurde förmlich ein Krankenzimmer.

Miß Ophelia übte Tag und Nacht die Pflichten einer Wärterin, und nie erkannten ihre Freunde ihren Werth mehr, als in dieser Eigenschaft; Alle stimmten darin überein, daß sie hier ganz an ihrem Platze sey.

Onkel Tom war viel in Eva's Gemach. Das Kind klagte besonders über Mattigkeit und es war ihm eine Erleichterung, herumgetragen zu werden, und für Tom war es die größte Freude, ihren zarten Körper in seinen Armen zu halten, ruhend auf einem Polster, und sie in ihrem Zimmer umher oder hinaus in den Garten zu tragen. Wenn die frische Luft von dem See herüberblies und die Kranke sich dadurch erquickt fühlte, ging er mit ihr unter die Orangenbäume oder setzte sich mit ihr auf einen ihrer alten Sitze und sang ihr ihre Lieblingshymnen vor.

Auch ihr Vater trug sie oft herum; allein er war nicht so kräftig und sie sagte auch gewöhnlich zu ihm:

„Ach, Papa, laß Tom mich tragen. Der arme Mensch, er thut es so gern und Du weißt, das ist Alles, was er thun kann — er möchte so gern etwas für mich thun."

„Auch ich, liebes Kind," erwiederte dann ihr Vater.

„Ach, Papa, Du kannst ja Alles für mich thun und Alles für mich seyn," entgegnete das Kind. „Du liesest mir vor, durchwachest die Nächte bei mir, und Tom hat nur dies Eine und seinen Gesang; und dann weiß ich auch, daß es ihm leichter wird als Dir."

Der Wunsch, irgend etwas für sie zu thun, beschränkte sich nicht auf Tom allein. Jeder Diener des Hauses zeigte dasselbe Gefühl und that, was in seinen Kräften stand.

Das Herz der armen Mammy sehnte sich nach ihrem Liebling; doch sie fand weder am Tage noch bei der Nacht Gelegenheit zur Stillung dieser Sehnsucht, weil ihr Marie St. Clare erklärte, ihr Gesundheitszustand sey der Art, daß sie nicht ruhen könnte; und natürlich war es gegen ihre Grundsätze, Andern Ruhe zu gönnen. Zwanzigmal in einer Nacht mußte Mammy aufstehen, ihr die Füße zu reiben, ihr die Stirn anzufeuchten, ihr Taschentuch aufzuheben, das ihr auf den Boden gefallen war, einen Vorhang herunterzulassen, weil es zu hell, oder einen aufzuziehen, weil es zu dunkel war. Und wenn sie am Tage sich danach sehnte, einen Theil an der Pflege ihres Lieblings zu haben, schien ihre Gebieterin ungewöhnlich sinnreich darin zu seyn, sie irgendwo im Hause oder um ihre eigene Person zu beschäftigen, so daß ein kurzer Blick Alles war, was sie erlangen konnte.

„Ich erachte es als eine Pflicht, jetzt besonders sorgsam für mich selbst zu seyn," sagte Marie zu dieser Zeit zu ihrem Gatten; „so schwach ich bin, ruht doch die ganze Sorge, das theure Kind zu pflegen, auf mir."

„Ei, meine Liebe," erwiederte St. Clare, „ich dachte, die Cousine befreite Dich davon."

„Du sprichst wie ein Mann," versetzte Marie; „als ob eine Mutter von der Sorge um ihr Kind je befreit werden könnte. Aber das gilt Alles gleich; Niemand weiß, was ich fühle. Ich kann die Sache nicht so von mir abschütteln, wie Du."

St. Clare lächelte. Man muß ihn entschuldigen, er konnte noch lächeln; so heiter und ruhig war das ganze Wesen der jungen Patientin — durch einen so süßen, duftigen Lufthauch wurde die kleine Barke der himmlischen Küste entgegengetragen, daß es unmöglich war, den Gedanken zu fassen, es sey wirklich der nahende Tod. Das Kind fühlte keinen Schmerz, nur eine täglich zunehmende Schwäche; es sah so lieblich, so verklärt aus, daß Niemand dem wohlthuenden Einfluß des Hauches der Unschuld und des Friedens widerstehen konnte, der von ihr auszugehen schien. St. Clare fühlte eine eigenthümliche Ruhe in ihrer Nähe über sich kommen. Wohl war es nicht Hoffnung, denn die war unmöglich, sondern ein stilles Verharren bei der Gegenwart, welche ihm so reizend erschien, daß er an keine Zukunft denken mochte.

Der Freund, welcher am besten Eva's Gedanken und Ahnungen kannte, war ihr treuer Träger Tom. Ihm sagte sie, womit sie ihren Vater nicht beunruhigen wollte; ihm theilte sie die geheimnißvollen Andeutungen mit, welche die Seele empfindet, während die Saiten nachzulassen beginnen, ehe sie ganz zerreißen.

Tom wollte zuletzt nicht mehr in seiner eigenen Kammer schlafen, sondern lag die ganze Nacht in der Veranda, um bei jedem Rufe schnell zur Hand zu seyn.

„Onkel Tom, zu was in aller Welt habt Ihr nöthig, überall wie ein Hund zu schlafen?" meinte Miß Ophelia. „Ich glaubte, Ihr wäret einer von den ordentlichen Menschen, die gern in ihrem Bette liegen, wie Christen, und nicht auf so heidnische Weise schlafen, wie Ihr da zu thun pflegt."

„Ja, Miß 'Phely, Sie wissen, es muß Jemand wachen, wenn kommen Bräutigam," sagte Tom.

„Was meint Ihr damit, Tom?"

„Sie wissen, es heißt in der Schrift: Um Mitternacht ward erhoben ein groß Geschrei: Siehe, es nahen der Bräutigam! — Und das ist, was ich jetzt erwarten jede Nacht."

„Ei, Onkel Tom, wie kommt Ihr auf diesen Gedanken?"

„Der Herr schicken ab seinen Boten für treue Seelen. Ich möchte seyn gegenwärtig, Miß 'Phely, denn wenn das auserwählt Kind eingehen in Himmel, werden die Pfort geöffnet seyn so weit, daß wir All werden haben 'nen Blick in sein Herrlichkeit und Glanz."

„Onkel Tom, sagte Euch vielleicht Miß Eva, daß sie sich heute Abend unwohler fühlte, wie gewöhnlich?"

„Nein; aber sie glaubt, daß sie sey nahe — das sind die Engel, die es eingeben dem Kinde; ja, Miß 'Phely, es ist der Schall von Posaune, lange bevor anbricht der Tag."

Dieses Gespräch fand Abends zwischen zehn und elf Uhr statt, als Miß Ophelia ihre Anordnungen für die Nacht getroffen hatte und sie Tom vor der innern Verandathür liegend fand, wie sie diese verschließen wollte.

Das feierliche, herzliche Wesen ergriff sie. Eva war Nachmittags außerordentlich heiter und freudig gewesen; sie hatte in ihrem Bett aufrecht gesessen, alle ihre kleinen Spielsachen und Geräthschaften betrachtet und die Freunde genannt, denen sie dieselben geben möchte; ihr Wesen war lebhafter und ihre Stimme natürlicher, als seit Wochen. Ihr Vater hatte am Abend gesagt, Eva schiene bedeutend besser zu seyn, und als er sie zur guten Nacht küßte, sprach er zu Miß Ophelia: „Cousine, wir behalten sie doch vielleicht; sie befindet sich jedenfalls wohler." Und mit leichterem Herzen hatte er sich zur Ruhe begeben, als seit vielen Wochen. Aber um Mitternacht — eigenthümliche, geheimnißvolle Stunde, wo der Schleier zwischen der gebrechlichen Gegenwart und der ewigen Zukunft dünner wird — kam der Bote! Es ertönte ein Geräusch in dem Zimmer, als ob Jemand rasch ginge. Es war Miß Ophelia, welche beschlossen hatte, die ganze Nacht bei ihrer kleinen Kranken aufzubleiben, und die nun mit einem erfahrenem Aug' einen Wechsel bei dem Kinde bemerkte. Die äußere Thür wurde rasch geöffnet; Tom, der Wache hielt, war in einem Nu auf.

„Geh' nach dem Doktor, Tom! verliere keinen Augenblick!" sagte Miß Ophelia. Dann klopfte sie an St. Clare's Thür.

„Cousin," sagte sie, „ich wünschte, Sie kämen."

Diese Worte trafen sein Herz wie die Hammerschläge auf einen Sarg. St. Clare war im Nu in dem Krankenzimmer und beugte sich über Eva, welche noch immer schlief.

Was sah er, das sein Herz erstarren machte? Weßhalb wurde kein Wort zwischen den Beiden gesprochen? Du kannst es sagen, Du, der Du denselben Ausdruck auf dem Gesichte sahest, das Dir das theuerste war, jenen unbeschreiblichen, hoffnungslosen, unverkennbaren Ausdruck, der Dir sagt, daß Dein geliebtes Wesen Dir nicht länger angehört.

Auf dem Gesichte des Kindes lag indeß nur ein erhabener Ausdruck, gleich dem der Morgenröthe des unsterblichen Lebens dieser kindlichen Seele.

So standen sie da, auf sie blickend, daß selbst das Ticken der Uhr zu laut zu seyn schien. Nach wenigen Augenblicken kehrte Tom mit dem Doktor zurück. Er trat ein, that einen Blick und stand dann schweigend wie die Uebrigen.

„Wann fand diese Veränderung statt?" sagte er leise flüsternd zu Miß Ophelia.

„Um Mitternacht," lautete die Antwort.

Marie, durch die Ankunft des Doktors geweckt, trat hastig aus dem anstoßenden Zimmer ein.

„Augustin! Cousine! — Ach! — Was?" begann sie hastig.

„Still!" sagte St. Clare heiser — „sie stirbt!"

Mammy hörte diese Worte und flog hinweg, die Diener zu wecken. Bald war das ganze Haus auf den Beinen. Lichter wurden gesehen, Fußtritte gehört, ängstliche Gesichter drängten sich in die Veranda und blickten thränenden Auges durch die Fenster; aber St. Clare hörte und sagte nichts — er sah nur den **Blick** in dem Gesichte der kleinen Schläferin.

„Ach, wenn sie nur erwachte, noch einmal spräche!" sagte er für sich; und sich über sie beugend, flüsterte er ihr in das Ohr: „Eva, mein Herzchen!"

Die großen Augen öffneten sich — ein Lächeln glitt über ihr Gesicht; sie versuchte es, den Kopf zu erheben und zu sprechen.

„Kennst Du mich, Evchen?"

„Lieber Papa!" sagte das Kind mit der letzten Anstrengung und schlang die Arme um seinen Nacken. Den Augenblick darauf sanken sie jedoch herab, und als St. Clare den Kopf erhob, sah er das Zucken des Todes über ihr Gesicht fliegen; sie rang nach Athem und streckte ihre kleinen Händchen aus.

„O Gott, das ist entsetzlich!" rief er, wendete sich verzweiflungsvoll ab und preßte Tom's Hände, indem er kaum wußte, was er that. „Ach, Tom, mein Junge, es tödtet mich!" sagte er.

Tom hielt seines Herrn Hände zwischen den seinigen, und während Thränen über seine schwarzen Wangen rannen, blickte er nach Hilfe da hin, wo er sie immer zu suchen gewohnt war.

„Betet, daß es kurz seyn möge!" sagte St. Clare.

Tom betete inbrünstig zu Gott dem Herrn, der Scheidenden den Abschied leicht zu machen und die Umstehenden zu stärken und zu trösten.

Das Kind lag matt athmend auf seinem Bette, ganz erschöpft — die großen Augen nach oben gerichtet und starr. Und was sagten diese Augen, die so viel vom Himmel sprachen? Die Erde schien ihnen verschwunden und mit ihr die irdische Pein, und so feierlich, so geheimnißvoll war der triumphirende Glanz dieses Antlitzes, daß es selbst die Klagelaute des Kummers beschwichtigte. Alle umringten sie in athemloser Stille.

„Eva, liebes Kind!“ sagte nach einer kleinen Pause St. Clare zärtlich.

Sie schien es nicht zu hören.

„O Eva, sage uns, was Du siehst!“ fuhr ihr Vater fort.

Ein heiteres, seliges Lächeln flog über das Gesicht des Kindes und in abgebrochenen Tönen sprach sie die Worte aus:

„Liebe — Freude — Friede!“

Sie seufzte noch einmal tief auf und ging durch den Tod zum neuen Leben ein.

Gott befohlen, geliebtes Kind! Die ewigen Thore haben sich hinter Dir geschlossen; wir werden Dein liebliches Antlitz nicht mehr sehen. — Ach, wehe über Die, welche Deinen Eintritt in den Himmel sahen, wenn sie beim Erwachen nur den kalten, grauen Himmel des täglichen Lebens finden und Dich für immer dahin!

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Am 13. Februar wurde zu Paris das neue Museum der französischen Könige dem Publikum geöffnet. Der Zudrang war außerordentlich. Das Museum besteht aus fünf Sälen, wovon früher zwei der spanischen Gallerie angehörten. Der erste Saal, mit vergoldetem Schnitzwerke aus den Zeiten Ludwigs XIII. geziert, enthält eine vergoldete Rüstung Franz I., den Helm und die Armbänder Heinrichs II., die schwere Rüstung Heinrichs IV. und die mit Lilien geschmückte Rüstung Ludwigs XIII und schließlich eine schwere fast plumpe Rüstung Ludwigs XIV. Der zweite Saal enthält ähnliche Gegenstände und unter Anderen eine vollständige Rüstung Franz I., die 6 Fuß 2 Zoll hoch ist und für die hohe Statur des Königs zeugt. Der dritte Saal enthält verschiedene reiche Costüme der Ritter des heil. Geistes und alle Attribute, die zur Aufnahme in diesen hohen Orden gedient haben. Die interessantesten Gegenstände befinden sich in den beiden letzten Sälen und sind aus allen Geschichtsepochen Frankreichs von Chilperic und Dagobert angesammelt worden. Bücher, Bibeln, Manuscripte, eine Menge Waffenstücke aller Art, Kronen, Scepter, Waffengürtel und Schärpen, der vollständige Krönungsanzug Karls X., Siegel, Throne und Kästchen aller Art sind dort nach historischer Reihenfolge aufgestellt. Ein besonderer Saal, der „Kaisersaal“, enthält ausschließlich Gegenstände, die dem Kaiser Napoleon angehört haben. Man sieht dort ein Schiffsmodell in Elfenbein, das die Stadt Dieppe der Kaiserin Marie Louise nach der Geburt des Königs von Rom verehrt hat; ein Krönungsmanuscript mit Zeichnungen von Fontaine, Percier und Isabey; das Reise- und Jagdgewehr des Kaisers; ein Exemplar des Code Napoleon auf Pergament; den Ceremonienanzug des Kaisers, der außerordentlich reich auf Sammt gestickt ist; eben so sein vollständiges Krönungscostüm mit dem Sattelzeug und den Sporen. Nicht weit davon hängt seine bescheidene Generals-Uniform, die er in der Schlacht von Marengo trug, und der Degen des ersten Consuls; der historische Hut aus dem Feldzuge von 1814 und der kleine runde Hut, den er auf St. Helena trug. In der Mitte des Saales figuriren 4 orientalische Sättel, die Napoleon im ägyptischen Feldzuge erhielt; ein Schachbrett, das ihm seine Schwester Karoline Mürat, Königin von Neapel, geschenkt hat. Außerdem sieht man seinen Feldarbeitstisch, seinen Lehnstuhl, sein Feldbett und die Wiege, sowie die kleine österreichische Uniform des Herzogs von Reichstadt; ein Medaillon, das die Haare des Kaisers und des Königs von Rom einschließt, und schließlich die Fahne der kaiserlichen Garde, welche der Kaiser bei seinem Abschiede von Fontainebleau umarmt hat.

(Ein äußerst giftiges Insekt.) Ueber eine in Süd-Afrika vorgefundene Fliege hat Herr de la Roquette vor einiger Zeit der französischen Akademie eine Mittheilung gemacht und zugleich einige Exemplare davon eingesandt. Dieses Insekt ist so giftig, daß von seinem Stiche die Thiere sterben und nur 3 oder 4 Fliegen nöthig sind, um einen Ochsen zu tödten. Die Eingebornen führen deßhalb ihre Heerden nur in den Mondnächten des Winters an den Orten vorüber, wo sich das Thier, welches zu dieser Zeit nicht sticht, aufhält. Man hat von der Fliege gestochene Ochsen untersucht und gefunden, daß das ganze Blut dick und verdorben war. Eine in das Blut getauchte Hand wurde nicht befleckt. Zum Glücke halten sich diese giftigen Insekten nur an gewissen Stellen auf, die sie nie verlassen.

Redaktion, Druck und Verlag von G. Ritter in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

Nro. 26. Dienstag, 1. März 1853.

Onkel Tom's Hütte.

(Fortsetzung.)

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Das Begräbniß.

Die Statuetten und Gemälde in Eva's Zimmer waren mit feinen weißen Tüchern umhüllt; nur unterdrücktes Geflüster und leise Fußtritte wurden gehört und das Licht schien feierlich durch die Fenster herein, an denen die Vorhänge fast ganz zugezogen waren.

Das Bett war weiß überzogen und dort unter dem Engel mit gesenkten Flügeln lag ein schlafendes Kind — schlafend, um nie wieder zu erwachen.

Da lag sie in einem der weißen Kleider, die sie immer zu tragen pflegte, als sie noch lebte. Das milde Licht, das durch die Vorhänge hereinfiel, ergoß über die eisige Kälte des Todes einen rosigen Schein. Der Kopf der Verblichenen war ein wenig auf die Seite gewendet, wie im wirklichen Schlaf, doch über jeden Zug des Gesichtes war jenes ruhige Entzücken gebreitet, welches zeigte, daß es nicht der irdische Schlaf sey, sondern der lange, heilige, den Er Denen gibt, die er liebt.

Es gibt keinen Tod für Solche, wie Du, geliebtes Kind, noch Finsterniß oder Schatten des Todes, sondern nur ein heiteres Verschwinden, wie wenn der Morgenstern vor dem goldenen Tageslicht verschwindet. Dein ist der Sieg ohne Kampf, die Krone ohne Ringen!

St. Clare stand da mit gekreuzten Armen, die Augen starr auf Einen Punkt gerichtet. Ach, wer kann sagen, was er dachte? Von dem Augenblicke an, als seine Cousine ihn weckte, um schnell zu der Kranken zu kommen, war für ihn Alles nur ein dunkler Traum gewesen. Er hörte Stimmen rings um sich her, ohne dadurch gestört zu werden; er beantwortete Fragen hinsichtlich verschiedener Anordnungen, die getroffen werden mußten, ohne die geringste Theilnahme daran zu verrathen.

Adolph und Rosa hatten das Zimmer geordnet; so flüchtig, leichtfertig und kindisch sie waren, so besaßen sie dennoch gefühlvolle Herzen, und während Miß Ophelia die allgemeinen Anordnungen leitete, waren es ihre Hände, welche die milden, poetischen Einzelheiten hinzufügten, die dem Sterbezimmer den finstern, geisterhaften Charakter wegnahmen, den man in den Staaten von Nordamerika nur zu häufig findet.

Eva's Lieblingstisch, weiß behangen, trug noch immer die Vase; doch es standen darin nur zarte, weiße Moosrosen. Die Vorhänge des Todtenbettes waren von Adolph und Rosa mit jenem Geschmack geordnet, der ihr Geschlecht auszeichnet. Selbst jetzt, wo St. Clare sinnend dastand, trippelte Rosa mit einem Körbchen voll weißer Blumen in das Zimmer. Sie blieb stehen und wollte wieder umkehren, doch als sie sah, daß St. Clare sie nicht bemerkte, trat sie hinein, die Blumen um die Todte zu legen. Sie gab in die kleinen Hände ein nettes Bouquet von Cap Jasmin und ordnete mit ausgezeichnetem Geschmack die andern Blumen rings um das Lager.

Die Thüre öffnete sich wieder und Topsy trat herein, die Augen von lauter Weinen dick geschwollen, und Etwas in ihrer Schürze verbergend.

„Du müssen gehen, Topsy," sagte Rosa in gebietendem Geflüster, „Du haben nichts da zu thun."

„Ach, ich bringen so schöne Blum!" sagte Topsy in flehendem Tone und zeigte eine halb offene Theerose. „Lassen mich nur sie legen dahin!"

„Wollen Du packen Dich gleich!" flüsterte Rosa noch schärfer.

„Laß sie bleiben," sagte St. Clare plötzlich; „sie mögen Alle kommen."

Rosa entfernte sich schnell. Topsy trat näher und legte schüchtern ihre Gabe auf die Brust der Leiche. Dann warf sie sich mit einem lauten Schrei auf den Fußboden neben dem Bette und fing heftig an zu weinen.

Miß Ophelia kam herein und versuchte sie aufzuheben und zu trösten, doch vergebens.

„Ach, Miß Eva! Miß Eva! Oh, ich wünschen, ich wären auch todt!" jammerte das Negermädchen.

Es lag ein herzzerreißender Schmerz in diesen Ausrufungen. Selbst St. Clare, dessen Augen seit Eva's Tode nicht mehr feucht geworden waren, vergoß einige Thränen.

„Steh auf, Kind," sagte Miß Ophelia sanft. „Du mußt nicht so schreien; Miß Eva ist zum Himmel gegangen — ist jetzt ein Engel."

„Ach, ich werden verderben, wenn sie nicht mehr seyn da!" klagte Topsy. „Miß Eva haben gesagt, sie *lieben* mich, und oh weh, weh! Niemand seyn geblieben, der annehmen sich mein, der lieben mich *wollen* — Niemand!"

„Das ist wahr, nur zu wahr!" murmelte St. Clare und zu Miß Ophelien sich wendend, sagte er: „Versuchen Sie doch das arme Geschöpf zu trösten, Cousine."

Diese hob das Kind fest, doch freundlich empor und zog es aus dem Zimmer, aber dabei rannen ihr Thränen über die Wangen.

„Topsy, Du armes Kind," sagte sie, als sie das Mädchen in ihr eigenes Zimmer führte, „Du mußt nicht alle Hoffnung aufgeben. Ich kann Dich lieben und will versuchen, Dir beizustehen, damit Du wie ein christliches Mädchen aufwächst."

Miß Ophelia's Stimme sagte mehr, wie ihre Worte, und mehr noch die Thränen, die sie vergoß. Von diesem Augenblick an gewann sie auf das Gemüth des verwahrlosten Mädchens einen Einfluß, den sie nie wieder verlor. —

Noch einige Zeit herrschte leises Geflüster in dem Zimmer und behutsamen Trittes begab sich Eins nach dem Andern hinein, die Todte zu sehen. Dann wurde der kleine Sarg gebracht; dann fand das Begräbniß statt. Wagen fuhren vor, Fremde stiegen aus und nahmen Platz; es gab weiße Bänder und Creppschleifen, und Trauergewänder von schwarzem Crepp; Gebete wurden gesprochen und Stellen aus der Bibel verlesen; und St. Clare ging umher und bewegte sich wie Einer, der alle seine Thränen vergossen hat. Zuletzt sah er nur noch Eins — das goldgelockte Köpfchen in dem Sarge; dann sah er den Sargdeckel schließen und die Decke darüber breiten, und als er zu den Andern mehr gezogen als geführt worden, ging er mit hinab zu dem kleinen Platze im Garten, neben der Moosbank, auf der Eva und Tom so oft gesessen, geplaudert, gesungen und gelesen hatten — dort war das kleine Grab. Er stand stumm bei demselben, blickte starr hinab; er sah den Sarg hinunterlassen, hörte undeutlich die feierlichen Worte: „Ich bin die Auferstehung und das Leben; Er, der in mir lebte, soll leben, wenn er auch starb." Und als die Erde auf den Sarg geworfen wurde und das kleine Grab füllte, konnte er es nicht glauben, daß es seine Eva sey, die man so seinen Augen entzog.

Auch war sie es nicht! — Nicht Eva, sondern nur die vergängliche Hülle, der Sitz der schönen, unsterblichen Gestalt, in welcher sie vor den Herrn trat.

Und dann war Alles vorüber und die Trauernden kehrten zurück zu dem Orte, an dem die Theure nie mehr gesehen werden sollte.

Der treue Tom hatte in seinem Innern ein Gefühl, das ihn beständig zu seinem Herrn zog. Er folgte ihm, wohin er gedankenvoll und trübe ging; und wenn er ihn so bleich und still in Eva's Zimmer sitzen sah, vor sich ihre offene Bibel, obgleich er kein Wort von Dem wußte, was darin stand, dann lag für Tom in dem thränenlosen, starren Auge mehr Ursache zum Kummer, als in allen Klagen und Thränen Mariens, seiner Herrin. —

Nach wenigen Tagen kehrte die Familie zurück in die Stadt, denn St. Clare sehnte sich in der Ruhelosigkeit seines Schmerzes nach einem Wechsel des Orts, um auf andere Gedanken zu kommen. So verließen sie denn das Haus und den Garten mit dem kleinen Grabe darin und gingen nach Neu-Orleans. St. Clare lief hier fleißig durch die Straßen und bemühte sich, die Leere seines Herzens durch Lärmen und Geschäftigkeit auszufüllen. Und die Menschen, die ihn an öffentlichen Orten sahen, wie er lächelte, plauderte und anscheinend aufmerksam die Zeitungen las, oder ihn im Kaffeehause trafen, wußten von seiner Trauer nur durch den Flor um seinen Hut.

Wer sah aber, daß diese lachende Außenseite nichts sey, als die Hülle eines Herzens, finster und schweigend wie das Grab?

Tom, der seinem Herrn stets voll Unruhe folgte, hatte ihn einst in die Bibliothek eintreten sehen, und nachdem er vergebens einige Stunden auf ihn gewartet hatte, beschloß er endlich, sich darin ein Geschäft zu machen. Er trat sachte ein. St. Clare saß auf einem Polstersessel am entgegengesetzten Ende des Gemaches, den Arm auf der Lehne ruhend und den Kopf in die Hand gestützt; Eva's Bibel hatte er offen vor sich liegen. Tom ging leise vorwärts und stand nun neben dem Sitze seines Herrn; er zögerte und während dessen richtete St. Clare sich plötzlich in die Höhe. Das redliche Gesicht, von Kummer erfüllt, trug so sehr den Ausdruck der Theilnahme, daß es St. Clare auffiel. Er legte seine Hand auf die Tom's und sagte:

„Ach, Tom, mein guter Junge, die ganze Welt ist so hohl und leer wie eine Eierschale."

„Ja, Mas'r. Aber ach, wenn Mas'r nur könnten blicken aufwärts — dahin, wo jetzt seyn unser theuer Miß Eva — auf zu gerechten Gott und lieben Herrn Jesus!"

„Ach, Tom," versetzte St. Clare, „ich blickte schon oft hinauf, aber ich kann nichts sehen. Ich wünschte, ich vermöchte es!"

Tom seufzte schwer.

„Es scheint den Kindern gegeben zu seyn," fuhr sein Herr fort, „und armen, rechtschaffenen Menschen, wie Du, zu sehen, was wir nicht erblicken können."

„Herr, du haben verhüllt es den Weisen und Klugen, und du haben offenbart es den Kindern," murmelte Tom.

„Tom, ich glaube nicht, ich kann nicht glauben; ich habe die Gewohnheit des Zweifelns zu sehr angenommen. Ich möchte der Bibel glauben, und vermag es nicht."

„Theuer Mas'r, Sie müssen beten zu großen Gott: Herr, ich glauben, du wollen helfen mir in mein Unglauben!"

„Ach, wer weiß etwas Bestimmtes?" warf St. Clare ein, und seine Blicke schweiften irr umher. „War all die herrliche Liebe und der schöne Glaube nur einer der vorübergehenden Abschnitte menschlichen Gefühles, ohne etwas Wirkliches, verwehend wie ein Hauch? Und wenn es keine Eva mehr gäbe — keinen Himmel — Nichts! —"

„Oh, theuer Mas'r, es geben! Gewiß, Ich haben davon Ueberzeugung!" sagte Tom, indem er auf die Kniee fiel. „Ach, Mas'r, wenn Sie nur es wollten glauben!"

„Wie kannst Du das wissen, Tom? Du sahst den Herrn nicht."

„Ich fühlen ihn tief in mein Seele, Mas'r. — Als ich wurden verkauft, weit weg von mein Weib und Kinder, da waren ich gebrochen total. Aber ich sahen in mein Noth auf Herrn, der standen mir bei und haben gesagt: Fürchten nicht, Tom! und es kamen Licht und Freude in mein betrübt Seele. Und ich jedzeit so glücklich und froh und lieben alle Leut — das kommen von Herrn, und ich wissen, Er wollen thun das auch für Mas'r — bestimmt, ich wissen!"

Tom sprach mit bebender Stimme und unter strömenden Thränen. St. Clare lehnte den Kopf an seine Schulter und schüttelte die große, harte, treue schwarze Hand.

„Tom, Du liebst mich wohl sehr?" sagte er.

„Ich wollten geben willig mein Leben, zu sehen, Mas'r wären ein Christ!"

„Armer, thörichter Bursche!" versetzte St. Clare und richtete sich empor. „Ich bin die Liebe eines so guten, redlichen Herzens, wie das Deine, nicht werth."

„Ach, Mas'r," entgegnete Tom, „der gute Herr Jesus, er lieben Euch auch."

„Woher weißt Du das, Tom?"

„Fühlen es hier in mein Seel!" erwiederte der Diener, indem er auf seine breite Brust klopfte. „Oh, Mas'r, die Liebe von Herrn Jesus gehen über Wissenschaft!"

„Sonderbar," sagte St. Clare, sich abwendend, „daß die Geschichte eines Menschen, der vor achtzehnhundert Jahren lebte und starb, die Leute noch jetzt so ergreifen kann. Aber er muß kein Mensch gewesen seyn," fügte er plötzlich hinzu; „kein Mensch übte je eine so große und dauernde Gewalt aus. — Ach, daß ich glauben könnte, was meine Mutter mich lehrte, und beten, wie ich als Knabe betete!"

Tom blickte während dessen auf die aufgeschlagene Bibel.

„Wenn Mas'r wollten," sagte er; „Miß Eva pflegten das hier zu lesen so schön. Ich wünschten, Sie wären so gut, es zu lesen; ich nichts haben gehört mehr lesen, seit Miß Eva seyn gangen in Himmel."

Das Kapitel enthielt die rührende Geschichte des Lazarus. St. Clare las es laut, oft innehaltend, um Gefühle niederzukämpfen, welche durch die Geschichte aufgeregt wurden.

Tom kniete mit gefalteten Händen vor ihm und mit dem Ausdrucke der Liebe, des Glaubens, der Verehrung auf seinem ruhigen Gesicht.

„Tom," fragte ihn sein Herr, nachdem das Kapitel beendet war, „ist Dir das Alles wirklich ganz klar?"

„Ich sehen Alles ganz gut, Mas'r," versicherte Tom.

„Ich wünschte, ich hätte Deine Augen," versetzte St. Clare.

„Bei dem lieben Gott, ich wollten, mein Mas'r hätten sie!"

„Aber, Tom, Du weißt, daß ich viel mehr Kenntnisse besitze, wie Du; wenn ich Dir nun sage, daß ich dieser Bibel nicht glaube —"

„Oh, Mas'r!" unterbrach Tom, die Hände erhebend mit flehender Geberde.

„Würde das Deinen Glauben nicht erschüttern Tom?"

„Nicht ein klein Körnchen."

„Aber, Tom, es ist doch Thatsache, daß ich mehr weiß, wie Du?"

„Ach, Mas'r, haben nicht eben gelesen, Er verhüllen es den Verständigen und offenbaren es den Kindern? Doch Mas'r sprechen nicht im Ernst, nicht?" fragte Tom ängstlich.

„Nein, Tom; ich habe keinen Unglauben und denke, es ist Grund zum Glauben da; und — doch glaube ich nicht. Es ist eine traurige Gewohnheit, Tom!"

„Wenn Mas'r nur wollten beten!"

„Wie weißt Du, daß ich es nicht thue?"

„Thun Mas'r es?“ fragte Tom, indem sein Gesicht einen freudigen Ausdruck annahm.

„Ich würde, Tom, wenn Jemand da wäre; aber ach! ich spreche in den leeren Raum, wenn ich es thue. Doch komm, Tom, zeig' mir jetzt, wie man beten muß.“

Tom's Herz war voll und es ergoß sich im Gebete gleich einem lange gedämmten Strome. Eines war dabei besonders deutlich: Tom glaubte fest, es höre ihn Jemand; und St. Clare fühlte sich in der That auf der Fluth dieses Glaubens fast zu den Thoren des Himmels getragen, den er so lebendig zu erblicken schien. Es war, als brächte ihn das Gebet näher zu Eva.

„Ich danke Dir, mein Junge,“ sprach St. Clare, als Tom aufstand; „ich hörte Dich gern. Doch geh' jetzt und laß mich allein; ein andermal wollen wir mehr davon sprechen.“

Tom verließ schweigend das Gemach.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

(Jährliche Marktfeste der Hindus an den Ufern der heiligen Ströme.) Am Ende des Katik (unsers Oktobers) feiern die Hindus ihre Marktfeste an allen heiligen Strömen, an den Orten, welche durch Dichtung und Sage als der Schauplatz irgend einer That der Götter bezeichnet sind. Diese Märkte vereinigen die Lustbarkeiten mit der religiösen Feier, denn Jeder macht sich lustig und freuet sich, so gut er kann, zugleich aber sucht er sich von allen früheren Sünden zu reinigen, indem er betet, in der heiligen Fluth sich badet und lobenswerthe Entschlüsse künftiger Besserung faßt. Die religiösen Feierlichkeiten dauern fünf Tage, sie finden an allen heiligen Strömen Indiens zu gleicher Zeit statt, und es ist jedenfalls der größere Theil der gesammten Hindubevölkerung vom Himalay bis zum Kap Komorin während dieser fünf Tage an solchen Märkten versammelt. Wenn man den Ganges hinabfährt, so kann man in Einem Tage ein halbes Dutzend solcher Märkte sehen, jeden mit einer Menschenmasse von dreißig Tausend und noch mehr, und höchst malerisch durch die Pracht und Mannigfaltigkeit der Zelte. Der Bewahrer des Weltalls, der Gott Wischu, steigt nämlich nach dem Glauben des Volkes am 26. Assar (Juni) zur Unterwelt herab, um Radschah-Ball gegen die Angriffe Indra's zu schützen, vier Monate bei ihm zu bleiben und am 26. Katik (Oktober) wieder heraufzukommen. Während seiner Abwesenheit hört aller Gottesdienst auf, alle Festlichkeiten müssen ruhen; nun aber ist er wieder aufgefahren gen Himmel, und auf diesen Märkten feiert man fröhlich das Auferstehungsfest des Gottes.

Zu Paris fand dieser Tage folgende drollige Scene statt. Ein Hochzeitszug war vor einer Mairie eingetroffen. Der Bräutigam sprang aus dem ersten Wagen, um seiner Braut die Hand zu reichen. Beim Herausspringen beschmutzte sich das lange Kleid der Braut am Rade, so daß der Spitzenbesatz ganz mit Koth befleckt wurde. Der Bräutigam stampfte mit dem Fuße und sagte leise: „Petite bête, va!“ Die Hochzeitgesellschaft begibt sich in den Saal und der Maire beginnt die Formalitäten. Als der Maire den bekannten Artikel des Code verlesen hatte, fragte er: „Frl. Z., wollen Sie Hrn. X. heirathen?“ — „Nein!“ antwortete sie mit fester Stimme. Der Maire ließ vor Schreck schier den Code fallen. Die ganze Gesellschaft sprang auf und inmitten der allgemeinen Aufregung flüstert die Braut dem Bräutigam zu: „La petite bête n'est pas si bête!“ Sie zeigte auf ihr beflecktes Kleid hin, machte einen Knix und entfernte sich.

Weil es in Francisco (Californien) öfter geschehen, daß einzelne Aerzte ihre Patienten übertheuerten, so sind dort sämmtliche Aerzte und Wundärzte zusammengetreten und haben eine feste billige Taxe, nach welcher sie sich sämmtlich ihre menschenfreundlichen Bemühungen bezahlen lassen wollen, entworfen. Die Preise der Trefflichen sind folgendermaßen: Ein Besuch 5 Doll., außergewöhnlicher Besuch, der über 2 Stunden dauert, 30 Doll., Consultation in der Nacht 100 Doll., außerhalb der Stadt für die (englische) Meile 10 Doll., Todtenschein 100 Doll., Entbindung 500 Doll. — Amputation eines Fingers 100 Doll. ꝛc.

Man schreibt aus der Schweiz: Der letzte Bär des Stadtgrabens zu Bern ist gestorben. Ein Vorfahr dieses Letzten der Mohikaner wurde 1798 als lebende Trophäe nach Paris weggeführt, von wo er später wieder zurückkam, ohne gerade im Französischen viel profitirt zu haben. Bekanntlich wurden lange Zeit auch zu Nancy im Stadtgraben Bären gehalten, als Andenken an die kräftige Hilfe der Berner gegen Karl den Kühnen. Man hofft, die Schildhalter Berns wieder aus Schweden zu rekrutiren.

Im vorigen Jahre wurden in Paris für 1,678,926 Franken Austern verzehrt, was, das Hundert zu 2 Franken 30 Cts. als Mittelpreis angenommen, die Summe von 70 Millionen Austern ergeben würde, die gespeist wurden.

Redaktion, Druck und Verlag von G. Ritter in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

Nro. 27. Freitag, 4. März 1853.

Onkel Tom's Hütte.

(Fortsetzung.)

Vierundzwanzigstes Kapitel.
Wiedervereinigung.

Woche auf Woche floß in dem Hause St. Clare's dahin und die überfluthenden Wogen des Lebens waren in ihr gewöhnliches Bette der Alltäglichkeit zurückgekehrt. Wie gebieterisch, wie eisig, wie nichtachtend gegen alle Gefühle bewegt sich der starre, theilnahmlose Lauf der Alltäglichkeit! Wir essen, trinken, schlafen, wachen wieder auf, sprechen, handeln — kurz, wir verfolgen tausend Schatten, obgleich wir keine eigentliche Theilnahme an denselben haben; die kalte, mechanische Gewohnheit des Lebens bleibt, wenn auch alle lebendige Theilnahme daran verschwunden ist.

St. Clare's ganze Hoffnungen des Lebens hatten sich, ihm unbewußt, auf sein Kind bezogen. Für Eva vergrößerte er sein Vermögen, für Eva verfügte er über seine Zeit; — dies und jenes für Eva zu thun, etwas für sie zu kaufen, zu verbessern, zu ändern, zu ordnen — das war eine lange Gewohnheit, und nun sie nicht mehr war, schien für ihn nichts mehr zu thun, nichts mehr zu denken zu seyn.

Wohl gab es ein anderes Leben, ein Leben, an das er ehemals geglaubt hatte, und das als eine feierliche Mahnung eines geheimnißvollen, unbekannten Etwas vor ihm stand. St. Clare wußte dies wohl, und oft hörte er in mancher müßigen Stunde die zarte, kindliche Stimme ihn zu den Himmeln rufen, sah er die kleine Hand ihm den Weg durch das Leben andeuten; aber eine schwere Lethargie des Kummers lastete auf ihm, er vermochte es nicht, sich zu erheben.

Er hatte nie daran gedacht, sich selbst durch irgend eine religiöse Verpflichtung zu beherrschen, und eine gewisse Feinheit gab ihm eine instinktmäßige Ansicht von der Ausdehnung und den Anforderungen des Christenthums, daß er vor Dem zurückbebte, was, wie er fühlte, die Anforderung seines eigenen Gewissens seyn würde, wenn er sich je dazu entschlösse, sie anzunehmen. Denn so unbeständig ist die menschliche Natur, daß Etwas nicht zu unternehmen, Manchem besser erscheint, als es zu unternehmen und nicht an das Ziel zu kommen.

Gleichwohl war St. Clare in mancher Beziehung ein anderer Mensch. Er las die Bibel seiner kleinen Eva öfter und aufrichtig; er dachte praktischer über sein Verhältniß zu seinen Sklaven, genug, um ihn mit seinem vergangenen, so wie mit seinem gegenwärtigen Benehmen unzufrieden zu machen. Eines that er unmittelbar nach seiner Rückkehr nach Neu-Orleans, und das war der Beginn zu den gesetzmäßigen Schritten, welche zu Tom's Freilassung erforderlich waren; diese sollte erfolgen, sobald die nöthigen Formalitäten erfüllt werden könnten. Inzwischen gewann er täglich mehr und mehr Anhänglichkeit für Tom. In der ganzen weiten Welt gab es nichts, das ihn so sehr an Eva zu erinnern schien, und er behielt ihn beständig um sich, und so unnahbar er in Beziehung auf seine tieferen Gefühle war, so lauter dachte er doch stets gegen Tom. Darüber würde sich Niemand gewundert haben, der den Ausdruck der innigsten Zuneigung und Ergebenheit gesehen hätte, mit welchem Tom fortwährend seinem jungen Gebieter folgte.

„Nun, Tom,“ sagte St. Clare den Tag, nach welchem er die gesetzlichen Formalitäten zu seiner Freilassung begonnen hatte, „ich werde einen freien Mann aus Dir machen, also packe nur Deine Geräthschaften und mache Dich bereit, nach Kentucky aufzubrechen.“

Das plötzliche Licht der Freude, das sich über Tom's Gesicht verbreitete, als er seine Hände zum Himmel erhob, und sein emphatisches „Gott segne!“ verdroß St. Clare beinahe; es gefiel ihm nicht, daß Tom so bereit war, ihn zu verlassen.

„Du hast hier keine so schlechten Zeiten gehabt, Tom, daß Du so entzückt darüber zu seyn brauchst,“ sagte er trocken.

„Nein, nein, Mas'r, nicht das; — weil ich werden ein freier Mann — deßhalb ich haben so große Freud!“

„Ei, Tom, glaubst Du nicht, daß Du für Dein Theil besser daran gewesen bist, als wenn Du frei gewesen wärest?"

„Nein, gewiß nicht, Mas'r," sagte Tom mit entschiedenem Tone — „nein, nein!"

„Ei, ei! Du hättest aber doch gewiß durch Deine Arbeit nicht solche Kleider und solch ein Leben gewinnen können, wie ich Dir gab."

„Wissen das Alles; Mas'r waren zu gut jedzeit gegen mich. Aber ich wollten haben lieber schlechte Kleider, schlecht Haus, Alles schlecht, wenn haben es für mein eigen, als haben das Allerbest, und es gehören irgend ein'm Andern! Ich denken, Mas'r, das wären natürlich?"

„Ich glaube es, Tom, und Du wirst fortgehen und mich verlassen in einem Monat oder so etwas," sagte er ziemlich unzufrieden; dann fuhr er in heiterem Tone fort, indem er umherzugehen begann: „Ob Du das nicht wirst, weiß kein Sterblicher."

„Nicht, so lange Mas'r sich befinden in Kummer; ich bleiben da, so lange Mas'r mich brauchen, so lange ich kann seyn von Nutzen."

„Also nicht, während ich in Kummer bin, Tom?" sagte St. Clare, indem er trübe zum Fenster hinaus schaute. „Wann aber wird mein Kummer enden?"

„Wenn Mas'r St. Clare seyn 'mal ein Christ!" versetzte Tom.

„Und Du denkst wirklich zu bleiben, bis das geschieht, Tom?" sagte sein Herr lächelnd, indem er sich vom Fenster abwendete und seine Hand auf des treuen Dieners Schulter legte. „Ach, Tom, Du guter Bursche, ich werde Dich nicht bis zu dem Tage zurückhalten. Gehe heim zu Deinem Weibe und zu Deinen Kindern, und versichere Alle meiner Liebe."

„Oh, Mas'r, ich haben den Glauben, es werden kommen der Tag!" entgegnete Tom ernst und mit Thränen in den Augen. „Mas'r haben für den Herrn ein Werk!"

„Ein Werk? Nun, Tom, sag' mir Deine Ansicht, was für eine Art Werk das ist."

„Ach, selbst ein armer Mensch, wie ich, haben zu thun ein Werk für den Herrn; und mein Mas'r, der so gelehrt, so reich, und haben Freunde so große Zahl — wie viel können der nicht thun für den Herrn!"

„Tom, Du scheinst zu glauben, daß der Herr etwas für sich gethan zu haben braucht," sagte St. Clare mit Lachen.

„Wir thun für den Herrn, wenn wir thun für seine Geschöpfe," erwiederte Tom.

„Gute Lehre, Tom!" versetzte St. Clare — „besser, wie mancher Theologe sie hält, darauf schwöre ich."

Marie St. Clare fühlte den Verlust Eva's so tief, als sie irgend etwas zu fühlen vermochte, und da sie verstand, alle Welt unglücklich zu machen, wenn sie es selbst war, hatten ihre unmittelbaren Umgebungen noch stärkern Grund, den Verlust ihrer kleinen Gebieterin zu betrauern, deren freundliche Einmischung so oft ein Schild für sie gegen tyrannische und selbstsüchtige Handlungen ihrer Mutter gewesen war. Miß Ophelia fühlte den Verlust auch, aber in ihrem guten und redlichen Herzen trug er seine Früchte in dem täglichen Leben. Sie war sanfter, freundlicher, und obgleich eben so eifrig in Erfüllung jeder Pflicht, that sie dies doch mit ruhigerem Wesen. Sie war eifriger darin, Topsy zu unterrichten, besonders aus der Bibel, schauderte nicht mehr vor ihrer Berührung zurück und zeigte keinen Widerwillen, weil sie keinen mehr empfand. Sie erblickte sie jetzt durch das milde Glas, das Eva ihr zuerst vorgehalten hatte, und sah in ihr ein unsterbliches Geschöpf, welches Gott ihr anvertraut hatte, um es zum Ruhm und zur Tugend zu leiten. Topsy wurde nicht auf einmal eine Heilige; aber das Leben und der Tod Eva's bewirkten eine auffallende Veränderung in ihr. Die tückische Gleichgiltigkeit war verschwunden, sie zeigte Gefühl, ein Verlangen nach dem Guten, kämpfte einen oft unregelmäßigen, unterbrochenen, aber dennoch stets wieder erneuerten Kampf.

Eines Tages, als Topsy zu Miß Ophelia gerufen wurde, kam sie hastig, indem sie etwas in ihrem Busen verbarg.

„Was thun Du da, Du Brut? Du haben gewiß gestohlen etwas?" sagte die herrische kleine Rosa, welche geschickt worden war, sie zu rufen, und faßte sie zugleich unsanft am Arm.

„Geh'n weg, Miß Rosa," entgegnete Topsy, „das seyn nicht Euer Geschäft."

„Ich haben geseh'n Dich etwas verstecken da!" rief Rosa und versuchte, mit der Hand in Topsy's Busen zu langen, während diese wüthend für das focht, was sie als ihr Recht betrachtete.

Der Lärm zog Miß Ophelia und St. Clare zu dem Orte.

„Topsy haben gestohlen!" rief Rosa.

„Nein, nicht! Rosa lügen!" betheuerte Topsy, vor Leidenschaft weinend.

„Gib es mir, was es auch ist," sagte Miß Ophelia fest.

Topsy zögerte, aber auf einen zweiten Befehl zog sie aus dem Busen ein kleines Päckchen, welches in den Fuß eines ihrer eigenen Strümpfe gewickelt war.

Miß Ophelia wickelte es auf. Es war ein kleines Buch, das Topsy von Eva geschenkt bekommen hatte; es enthielt einen einzigen Vers aus der heiligen Schrift, als Gebet für jeden Tag im Jahre, und in einem Papier die Locke, die sie an jenem denkwürdigen Tage

von Eva empfangen hatte, als diese das letzte Lebewohl sagte.

St. Clare war sehr gerührt durch diesen Anblick; das kleine Buch war mit einem langen Streifen von schwarzem Crepp umwickelt.

„Weßhalb wickelst Du dies um das Buch?“ fragte St. Clare, auf den Crepp zeigend.

„Weil — weil — weil es gehörte Miß Eva; ach bitte, nehmen nicht weg!“ sagte sie, setzte sich flach an den Fußboden, zog die Schürze über den Kopf und weinte heftig.

Es war ein sonderbares Gemisch des Ernsten und Komischen — der kleine alte Strumpf, der schwarze Creppstreifen, das Buch, die Locke und dabei das Gebahren des bekümmerten Mädchens.

St. Clare lächelte, aber es standen Thränen in seinen Augen, als er sagte:

„Komm, komm — weine nicht; Du sollst es haben.“

Und Alles zusammenthuend, warf er es ihr in den Schooß, indem er Miß Ophelia mit sich in das Wohnzimmer zog.

„Ich glaube wirklich, daß Sie etwas aus ihr machen können,“ sagte er; „ein Gemüth, das des Kummers fähig ist, ist auch des Guten fähig.“

„Das Kind hat sich wirklich gebessert,“ erwiederte die Miß; „ich habe viel Hoffnung für sie. Doch, Augustin,“ sagte sie und legte ihre Hand auf seinen Arm, „ich muß Ihnen eine Frage thun: Wem gehört dieses Kind — Ihnen oder mir?“

„Nun, ich gab es Ihnen.“

„Aber nicht gesetzlich; ich wünschte, daß es gesetzlich mein sey.“

„Ei, Cousine, was wird die Abolitionsgesellschaft denken? Sie wird einen Fasttag ansetzen, wenn sie Sklavenbesitzerin werden!“

„Unsinn! Ich will, daß sie mein sey, damit ich ein Recht habe, sie mit nach den freien Staaten zu nehmen und ihr die Freiheit zu geben, damit nicht Alles, was ich zu thun versuche, ungeschehen gemacht werden kann.“

„Ach, Cousine, erst Schreckliches, Böses zu thun, damit Gutes daraus entstehe! Ich kann das nicht unterstützen.“

„Sie müssen nicht scherzen, sondern ernst seyn,“ entgegnete Miß Ophelia. „Es nützt nichts, wenn ich versuche, dieses Kind zu einer Christin zu machen, wenn ich sie nicht zugleich vor allen Widerwärtigkeiten und Möglichkeiten der Sklaverei sichere; und wenn Sie wirklich wollen, daß ich sie retten soll, so brauche ich eine Schenkungsakte oder irgend ein gesetzliches Papier.“

„Gut, gut,“ sagte St. Clare, „ich werde es thun.“ Dabei setzte er sich nieder und entfaltete eine Zeitung, um sie zu lesen.

„Aber ich brauche es jetzt,“ sagte Miß Ophelia, ihn drängend.

„Warum so eilig?“

„Weil jetzt die beste Zeit ist, um es zu thun. Kommen Sie, hier ist Papier, Feder und Tinte; schreiben Sie!“

St. Clare haßte, wie die meisten Menschen seiner Art, das augenblickliche Handeln und war deßhalb ziemlich verdrießlich über das Drängen seiner Cousine.

„Weßhalb denn aber?“ fragte er. „Können Sie denn nicht zufrieden seyn mit meinem Worte? — Man sollte glauben, Sie hätten Unterricht bei den Juden genommen!“

„Ich muß es gewiß haben,“ entgegnete die Miß; „Sie können sterben, und dann wird Topsy zur Auction gebracht.“

„Sie sind wirklich sehr vorsichtig. Nun, da ich sehe, daß ich in den Händen eines Yankee-Weibes bin, bleibt mir nichts übrig, als mich zu fügen,“ sprach St. Clare, indem er die Feder ergriff.

Schnell schrieb er eine Schenkungs-Urkunde, setzte seinen Namen darunter und übergab ihr das Papier.

So, ist das nicht schwarz auf weiß, meine Miß?“ sagte er.

„Ganz gut, mein Herr,“ entgegnete die Cousine lächelnd; „aber muß es nicht von Zeugen unterschrieben seyn?“

„Ach Wetter, ja! Höre, Marie,“ sagte er, die Thür zu seiner Gattin Zimmer öffnend, „die Cousine braucht Deine Handschrift — setze doch Deinen Namen hierher.“

„Was ist das?“ versetzte Marie, indem sie das Papier überlas. „Lächerlich! Ich dachte, die Cousine wäre zu fromm für solche abscheuliche Dinge,“ fügte sie dann hinzu, indem sie sorglos ihren Namen schrieb; „aber wenn sie Lust zu diesem Artikel hat, so ist sie willkommen.“

„So, Cousine, nun gehört sie Ihnen mit Leib und Seele,“ sagte St. Clare, ihr das Papier übergebend.

„Eben so wenig, wie zuvor,“ entgegnete die Miß. „Ueber ihre Seele zu verfügen, hat nur Gott ein Recht; aber ich kann das Kind jetzt vor Barbarei beschützen.“

„Gut, so gehört sie Ihnen durch das Gesetz!“ sagte St. Clare, indem er zurück in das Wohnzimmer ging und sich setzte, um seine Zeitung zu lesen.

Miß Ophelia, die selten in Mariens Gesellschaft blieb, folgte ihm, nachdem sie das Papier sorgfältig verwahrt hatte.

„Augustin,“ sagte sie plötzlich, während sie mit ihrem Strickzeug beschäftigt dasaß, „haben Sie für den Fall Ihres Todes Vorkehrungen für Ihre Diener getroffen?“

„Nein," sagte St. Clare, indem er weiter las.

„Dann kann alle Ihre Nachsicht gegen dieselben zu einer Grausamkeit werden."

St. Clare hatte das oft selbst gedacht; indeß antwortete er nachlässig:

„Nun, ich denke dafür zu sorgen."

„Wann, Cousin?"

„Dieser Tage."

„Wie, wenn Sie stürben?"

„Cousine, was haben Sie?" sagte St. Clare, sie ansehend. „Glauben Sie etwa Symptome des gelben Fiebers oder der Cholera an mir zu bemerken, daß Sie mit solchem Eifer testamentarische Anordnungen verlangen?"

„In der Mitte des Lebens sind wir dem Tode nahe," entgegnete Miß Ophelia.

St. Clare legte die Zeitung hin, ging sorglos zu der Thür, die nach der Veranda offen stand, um dem Gespräch, das ihm unangenehm war, ein Ende zu machen. Mechanisch wiederholte er die letzten Worte: „Dem Tode nahe!" — und er lehnte sich gegen die Brüstung und beobachtete das funkelnde Wasser, wie es in dem Springbrunnen stieg und fiel, und erblickte wie durch einen dünnen Schleier die Blumen und Bäume und Vasen des Hofes. Dabei wiederholte er abermals das mystische Wort, das in jedem Munde so gewöhnlich ist und doch von so furchtbarer Gewalt: Tod! — „Sonderbar, daß es solch ein Wort gibt," sagte er, „solch ein Ding, und wir es immer vergessen; daß man lebend seyn kann, warm, schön, voll Hoffnungen, Wünsche und Begierden den einen Tag und den nächstfolgenden hin für immer!"

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

(Ueber das Schlangenessen in Australien.) Die Ureinwohner von Neuholland verzehren mit großem Appetit Schlangen und Eidechsen; ein Reisender, Hoogkinson, berichtet darüber folgende interessante Einzelheiten: „Alle größeren Schlangenarten werden von den Eingebornen gegessen; aber niemals rühren sie ein solches Thier an, wenn es von einem Weißen getödtet wurde. Guanas und eine kurze Art von Eidechsen sind gleichfalls eine Lieblingsspeise. So widerlich uns der Gedanke ist, kriechende Thiere zu essen, so wenig ist es derselbe bei den Australiern. Sie verzehren das Fleisch nicht aus Mangel an anderer Nahrung, sondern sie finden das Fleisch vortrefflich; denn ich habe öfters gesehen, wenn ich sie bei der Maisernte oder beim Zusammentreiben des Viehes beschäftigte und mit Brod und Rindfleisch hinlänglich nährte, daß sie jede Schlange, die sie zufällig tödteten, sorgfältig aufbewahrten und beim nächsten Feuer kochten und verzehrten. Aus Neugierde habe ich zuweilen das Fleisch dieser Reptilien gekostet, und wenn gleich nur der ärgste Hunger meinen Abscheu hätte so weit überwinden können, daß ich mich daran satt gegessen hätte: so muß ich doch gestehen, daß nicht eins dieser Thiere einen unangenehmen Geschmack hatte. Das Fleisch der schwarzen Schlange war besonders wohlschmeckend und saftig, und glich fast dem Geschmacke eines Spanferkels, während das Guanafleisch weißer und trockener war und sich mehr dem Geflügel näherte. Uebrigens sind diese Wilden nicht die einzigen Leute, welche Reptilien essen, denn die gewöhnliche englische Wasserschlange wird in mehreren Gegenden des Continents verzehrt, und Jedermann weiß, daß das Guana Westindiens (gelegentlich bemerkt — ein weit häßlicheres Thier als das australische Guana) von den Pflanzern auf einigen Inseln als eine Delikatesse betrachtet wird."

Die artesischen Brunnen zu Pomeroy am Ohio, welche das bekannte Pomeroy-Salz liefern, sind 1000 Fuß tief und das Wasser steigt bis zur Oberfläche in hinreichender Menge, um täglich 6—800 Buschel Salz zu erzeugen. In West-Columbia, einer neuen Stadt, Pomeroy gegenüber, hat man durch Bohren noch glänzendere Resultate erhalten, da eine große Masse Salzwasser von 10 Procent Salzgehalt ohne Anwendung von Pumpen erhalten wird. Hiezu kommt der Ueberfluß an sehr reichen und wohlfeilen Kohlen in der unmittelbaren Nachbarschaft. Die im größten Maßstabe angelegten Fabriken liefern ein treffliches Salz.

Aus Upsala wird berichtet, daß man bei Ernsta in Ackers Kirchspiel aus einer Wiese Feuer in Form einer Säule hoch gegen den Himmel hat aufsteigen sehen. Die Feuersäule war von wechselnder Farbe, blau und weiß, und das Phänomen wiederholte sich mehrere Male. Man setzt dieses mit den etwa zur nämlichen Zeit auf andern Stellen in Schweden wahrgenommenen Erderschütterungen und starken Orkanen in Verbindung, welches alles zusammen auf vulkanische Bewegungen deutet.

Die größte Orgel in der Welt wird die neue seyn, welche in der mehr als prachtvollen St. Georgs-Halle in Liverpool gebaut wird, deren Gehäuse und Plattform allein 3000 Pfd. Strl. kostet. Die Bälge werden durch eine Dampfmaschine getreten. Bis jetzt ist der Dampf noch zu keinem musikalischen Instrumente angewandt worden. Von der Pracht der Halle kann man sich einen Begriff machen, wenn man nur bedenkt, daß jede ihrer sechs in Erz durchbrochenen gegossenen Thüren 300 Pfd. Strl. kostet.

Redaktion, Druck und Verlag von G. Ritter in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

Nro. 28. Sonntag, 6. März **1853.**

Onkel Tom's Hütte.

(Fortsetzung.)

St. Clare begab sich in sonderbarer Stimmung hinweg von seinem Standpunkte an der Brüstung, wo er über das mystische Wort „Tod" eben Betrachtungen angestellt hatte. Es war ein warmer, goldiger Abend, und als er an das andere Ende der Veranda kam, sah er, wie Tom emsig in seiner Bibel las und dabei mit dem Finger jedes Wort verfolgte, während er sich alle ernst vorflüsterte.

„Soll ich Dir vorlesen, Tom?" sagte St. Clare, indem er sich an seine Seite setzte.

„Wenn Mas'r wollten," erwiederte Tom erfreut; „Mas'r können machen es viel deutlicher."

St. Clare nahm das Buch und las eine von den Stellen, welche Tom durch die starken Zeichen am Rande markirt hatte. Sie lautete wie folgt:

„Wenn des Menschen Sohn kommen wird in seiner Herrlichkeit und alle seine heiligen Engel mit ihm, dann wird er sitzen auf dem Throne seiner Herrlichkeit und vor ihm werden versammelt seyn alle Völker der Erde, und er wird sie von einander scheiden, wie der Hirt scheidet die Schafe von den Böcken."

St. Clare las mit lebendiger Stimme, bis er zu dem letzten Verse kam:

„Dann wird der König sagen zu Denen zu seiner Linken: Hinweg mit Euch, Ihr seyd verdammt zu ewigem Feuer, denn ich bin hungrig gewesen und Ihr habt mich nicht gespeist, ich bin durstig gewesen und Ihr habt mich nicht getränkt, ich bin ein Fremdling gewesen und Ihr habt mich nicht aufgenommen, ich bin nackt gewesen und Ihr habt mich nicht gekleidet, ich bin krank und im Gefängniß gewesen und Ihr habt mich nicht besucht. Dann werden sie ihm antworten: Herr, wann sahen wir Dich hungrig oder durstig, oder als einen Fremdling, oder nackt oder krank und im Gefängniß, und haben Dir nicht geholfen? — Dann wird er zu ihnen sagen: „Was Ihr nicht thatet dem Geringsten unter meinen Brüdern, das habt Ihr mir nicht gethan."

St. Clare schien von diesem Satze ergriffen zu werden, denn er las ihn zweimal, das zweite Mal sehr langsam, als ob er jedes Wort in seinem Geiste abwäge.

„Tom," sagte er, „die so hart bestraft wurden, scheinen gerade gethan zu haben, was ich that — ein gutes, gemächliches, achtungswerthes Leben führen und sich nicht damit beunruhigen, zu fragen, wie viel ihrer Brüder hungrig oder durstig waren, oder krank oder im Gefängniß."

Und bei diesen Worten erhob sich St. Clare und ging gedankenvoll in der Veranda auf und nieder. Er war so in Gedanken versunken, daß Tom ihn zweimal erinnern mußte, die Theeglocke habe geläutet, bevor er seine Aufmerksamkeit zu wecken vermochte. —

Während der ganzen Theezeit war St. Clare zerstreut und gedankenvoll. Nach dem Thee nahmen er, seine Gattin und seine Cousine das Wohnzimmer beinahe schweigend in Besitz.

Marie streckte sich auf ihrem Ruhebette aus und sank bald in Schlaf. Miß Ophelia beschäftigte sich mit ihrem Strickzeuge. St. Clare setzte sich an das Piano und begann eine sanfte, melancholische Melodie zu spielen. Er schien in eine tiefe Träumerei versunken und in der Musik ein Selbstgespräch zu halten.

Nach einiger Zeit öffnete er einen Schrank, nahm ein Notenbuch heraus, dessen Blätter vor Alter ganz gelb waren, und begann es zu durchsehen.

„Dies war eins von den Büchern meiner Mutter," sagte er zu Miß Ophelia; „hier ist ihre Handschrift, sehen Sie. Sie schrieb es von Mozart's Requiem ab und arrangirte es."

Miß Ophelia trat hinzu.

„Sie pflegte es oft zu singen," fuhr St. Clare fort; „mir ist, als hörte ich sie noch."

Hierauf schlug St. Clare einige herrliche Accorde an und begann sodann das großartige Dies iræ zu singen.

Tom lauschte außen in der Veranda, wurde durch die Klänge nahe zu der Thür gelockt und stand hier in ernstem Schweigen. Natürlich verstand er die Worte nicht, aber die Musik und mehr noch die Weise des Gesanges schien ihn gewaltig zu erschüttern, besonders als sein Herr die pathetischen Theile sang.

Als St. Clare zu Ende war, saß er einige Augenblicke mit dem Kopf auf die Hand gestützt da; dann erhob er sich und schritt nachdenkend im Zimmer auf und ab.

„Welch ein erhabener Gedanke ist der eines jüngsten Gerichts!" sagte er — „eine Abrechnung allen Unrechts viele Menschenalter hindurch! eine Lösung aller moralischen Probleme durch eine unwiderlegbare Weisheit! In der That, es ist ein wunderbares Bild."

„Es ist eher ein fürchterliches für uns," sagte Miß Ophelia.

„Ja, das sollte es für mich seyn, glaube ich," versetzte St. Clare, indem er gedankenvoll stehen blieb. „Ich las diesen Abend Tom das Kapitel des Matthäus vor, das eine Schilderung davon gibt, und ich wurde ganz ergriffen davon. Man sollte glauben, daß Die, welche so von dem Himmel ausgeschlossen werden, fürchterliche Dinge begangen haben; doch nein — sie werden verurtheilt, weil sie nicht wirklich Gutes thaten, als ob dies jedes mögliche Uebel in sich schlösse."

„Vielleicht ist es für einen Menschen, der nichts Gutes thut, unmöglich, nichts Böses zu vollbringen," meinte Miß Ophelia.

„Was aber wird von dem Menschen gesagt werden, dessen Herz, dessen Erziehung ihn vergeblich zu irgend einem edlen Zwecke riefen; der hin und her schwankte, ein träumender, gleichgiltiger Zuschauer der Kämpfe, Qualen und Leiden Derjenigen, bei denen er handelnd hätte eingreifen sollen?"

„Ich möchte sagen," erwiederte Miß Ophelia, „er sollte bereuen und noch jetzt beginnen."

„Immer praktisch und treffend!" sagte St. Clare und ein Lächeln überflog sein Gesicht. „Sie lassen mir nie Zeit zu allgemeinen Betrachtungen, Cousine; Sie bringen mich immer geraden Weges zu der wirklichen Gegenwart; Sie haben beständig eine Art von ewigem Jetzt in Ihrem Geiste."

„Jetzt ist die einzige Zeit, mit der ich etwas zu thun habe," erwiederte die Miß.

St. Clare ging wieder, in Betrachtungen versunken, einige Mal auf und ab; dann sprach er plötzlich:

„Die theure kleine Eva — das arme Kind! — sie hatte ihre kleine, einfache Seele darauf gesetzt, ein gutes Werk für mich zu thun!"

Zum ersten Male seit Eva's Tode hatte er so viel Worte von ihr gesprochen, und offenbar unterdrückte er jetzt ein mächtiges Gefühl. Nach einigen Augenblicken fuhr er fort:

„Meine Ansicht von dem Christenthum ist der Art, daß ich denke, kein Mensch kann sich wesentlich dazu bekennen, ohne das ganze Gewicht seines Seyns gegen dieses entsetzliche System der Ungerechtigkeit aufzulehnen, welches auf dem Grunde unserer ganzen Gesellschaft liegt, und, müßte es seyn, sich selbst im Kampfe zu opfern; — das heißt, ich glaube, ich könnte nicht auf andere Weise ein Christ seyn, obgleich ich ganz gewiß mit vielen aufgeklärten und christlichen Leuten zu thun gehabt habe, die nicht so thaten; und ich gestehe, daß die Gleichgiltigkeit religiöser Menschen über diesen Gegenstand, ihr Mangel der Erkenntniß des Unrechts, das mich mit Abscheu erfüllte, in mir mehr Zweifelsucht hervorgebracht hat, als irgend etwas Anderes."

„Wenn Sie das Alles wußten," entgegnete Miß Ophelia, „weßhalb handelten Sie denn nicht danach, Cousin?"

„Ach, weil ich nur die Art von Wohlwollen hatte, die darin besteht, auf einem Sopha liegend Kirche und Geistlichkeit zu verwünschen, daß unter der letztern so wenige Bekenner und Märtyrer sind. Sie wissen, man kann sehr leicht sehen, wie Andere Märtyrer seyn sollten."

„Nun, werden Sie jetzt anders handeln?"

„Gott allein kennt die Zukunft. Ich bin indeß muthiger, als ich war, weil ich Alles verloren habe; und wer Nichts zu verlieren hat, kann dreist Alles wagen."

„Und was wollen Sie thun?"

„Meine Pflicht, hoffe ich, gegen die Armen und Niedern, sobald ich sie erkannt habe; den Anfang machen mit meinen eigenen Dienern, für die ich noch Nichts that — vielleicht zeigt es sich dann an einem spätern Tage, daß ich auch für eine ganze Klasse etwas zu thun vermag — etwas, um mein Vaterland von der Schmach der falschen Stellung zu befreien, in welcher es sich jetzt vor allen civilisirten Nationen befindet."

„Halten Sie es für möglich, daß eine Nation je freiwillig emancipirt?"

„Ich weiß es nicht, Cousine. Dies ist eine Zeit großer Thaten — Heldenmuth und Uneigennützigkeit zeigen sich hier und dort auf der Erde. So lassen die ungarischen Edlen Millionen von Leibeigenen mit einem ungeheuren Verluste an Geld frei, und vielleicht werden auch unter uns Edle gefunden, die Ehre und Gerechtigkeit nicht nach Dollars und Cents schätzen."

„Das glaube ich kaum," warf Miß Ophelia ein.

„Angenommen aber, wir ermannten uns morgen und emancipirten, wer sollte dann diese Millionen erziehen und ihre Freiheit benützen lehren? Es ist Thatsache, daß wir viel zu träge und unpraktisch sind, um ihnen genug von der Thätigkeit und Energie beizubringen, als hinreichend ist, sie zu Menschen zu machen. Sie müßten nach dem Norden gehen, wo das Arbeiten Sitte, allgemeiner Gebrauch ist; aber sagen Sie mir, herrscht in Ihren nördlichen Staaten genug christliche Philosophie, um die Last ihrer Erziehung und Erhebung zu tragen? Sie schicken viele Tausende von Dollars an die Missionsgesellschaften, aber könnten Sie es ertragen, die Heiden sich in Ihren eigenen Städten und Dörfern niederlassen zu sehen, und würden Sie Ihre Zeit, Ihre Gedanken, Ihr Geld opfern, um sie zu Christen zu bekehren? Das ist es, was ich wissen möchte. Wenn wir emancipiren, werdet Ihr dann erziehen? Wie viele Familien in Ihren Städten und Dörfern würden einen Neger und eine Negerin in ihr Haus aufnehmen, sie unterrichten und sie zu Christen zu machen suchen? Wie viele Kaufleute würden Adolf nehmen, wenn ich ihn zu einem Handlungsdiener machen wollte? Wenn ich Jane und Rose in eine Schule zu schicken beabsichtigte, wie viele Schulen gibt es denn in den nördlichen Staaten, die sie aufnehmen würden? — Sie sehen, Cousine, ich verlange, daß man uns Gerechtigkeit erweise — wir sind in einer schlimmen Lage."

„Ich gebe zu, daß es so ist; ich weiß, wie es bei uns war, ehe mein Pflichtgefühl meinen Widerwillen überwunden hatte. Es wäre in der That eine größere Selbstverleugnung, Heiden unter uns aufzunehmen, als Missionäre unter sie zu senden; und ich glaube auch, wir würden es thun."

„Sie, Cousine, würden es, das weiß ich; ich möchte wissen, was Sie nicht thäten, wenn Sie es für Ihre Pflicht hielten."

„Ich bin nicht ungewöhnlich gut; Andere würden dies ebenfalls, sähen sie die Dinge so, wie ich. — Topsy will ich mit mir nach Haus nehmen, wenn ich gehe. Ich glaube, man wird sich zuerst darüber wundern; aber dann wird man dahin gebracht werden, meinem Beispiele zu folgen. Ueberdies kenne ich im Norden eine Menge Leute, die ganz so handeln würden, wie Sie sagen."

„Gut; aber sie sind in der Minderzahl, und wenn wir damit anfingen, in einer weitern Ausdehnung zu emancipiren, so würden wir, glaube ich, bald von Euch hören."

Miß Ophelia entgegnete Nichts. Es entstand eine Pause und St. Clare's Züge trugen einen trüben träumerischen Ausdruck. Nach einer ziemlichen Weile sagte er endlich:

„Ich weiß nicht, weßhalb ich heute so viel an meine Mutter denke. Ich habe ein eigenthümliches Gefühl, als ob sie mir nahe wäre. Ich beschäftige mich mit Dem, was sie zu sagen pflegte. Sonderbar, wie diese längst vergangenen Dinge zuweilen so lebhaft vor unser Gesicht treten."

St. Clare ging noch einige Minuten im Zimmer hin und her und sagte dann:

„Ich denke, ich werde noch ein wenig ausgehen und die Neuigkeiten hören."

Er nahm seinen Hut und ging.

Tom folgte ihm bis über den Hof und fragte, ob er auf ihn warten sollte.

„Nein, mein Bursche," sagte St. Clare; „ich bin in einer Stunde wieder zurück."

Tom setzte sich indeß in die Veranda. Es war ein prächtiger mondheller Abend, und er sah auf den steigenden und fallenden Wasserstrahl des Springbrunnens und lauschte auf dessen Geplätscher. Tom dachte an seine Heimath und daß er bald ein freier Mann seyn werde, der thun könnte, was er wollte, um sein Weib und seine Kinder zu beschützen. Er befühlte die Muskeln seiner starken Arme mit einer Art von Freude, daß sie bald ihm gehören würden und wie viel sie arbeiten könnten, um die Freiheit seiner Familie zu erlangen. Dann dachte er an seinen edlen jungen Herrn, und darauf folgte das Gebet, das er immer für ihn zu sprechen pflegte. Dann gingen seine Gedanken auf die reizende Eva über, die er jetzt unter den Engeln erblickte; und es kam ihm vor, als sähe er ihr bleiches Gesicht mit dem goldenen Lockenhaar aus dem Springbrunnen aufsteigen.

Aus diesen Träumereien wurde er durch ein starkes Klopfen an der äußern Thür und mehrere laute Stimmen erweckt.

Er eilte, zu öffnen, und mit schwerfälligem Tritt kamen mehrere Menschen herein, die eine Bahre trugen, auf welcher ein Körper lag, der in einen Mantel eingehüllt war. Der Schein des Mondes fiel auf das Gesicht, und Tom stieß einen gellenden Schrei der Verzweiflung aus, der durch alle Gallerieen ertönte, während die Leute mit ihrer Last bis zu der Thür des Zimmers gingen, in welchem Miß Ophelia ihrer Strickerei saß.

St. Clare war in ein Kaffeehaus gegangen, ein Abendblatt zu lesen. Während er dies that, entstand ein Streit zwischen Herren, die Beide etwas betrunken waren. St. Clare und einige Andere versuchten es, sie zu trennen; da bekam der Erstere mit einem Bowiemesser, das er dem Einen entringen wollte, einen gefährlichen Stich in die Seite.

Das Haus wurde von Geschrei und Klagen erfüllt; die Diener rauften sich verzweifelnd das Haar und rannten jammernd umher. Tom und Miß Ophelia

allein schienen Geistesgegenwart zu behalten; denn Marie St. Clare lag in hysterischen Krämpfen.

Auf Miß Opheliens Befehl wurde schnell eines von den Ruhebetten in dem Wohnzimmer hergerichtet und der Schwerverwundete darauf gelegt. St. Clare war vor Schmerz und Blutverlust ohnmächtig geworden, als aber Miß Ophelia Stärkungsmittel anwendete, kehrte er zum Bewußtseyn zurück, öffnete die Augen, blickte starr umher und ließ sie endlich auf dem Bilde seiner Mutter ruhen.

Der Arzt kam jetzt und untersuchte die Wunde. Der Ausdruck seines Gesichtes zeigte deutlich, daß keine Hoffnung vorhanden sey; allein er verband die Wunde, und er, Miß Ophelia und Tom besorgten mit Fassung alles Nöthige unter den Klagen der erschrockenen Diener, die sich rathlos im Hause umher drängten.

„Die Geschöpfe müssen jetzt stille gemacht werden," sagte der Arzt; „Alles hängt davon ab, daß der Verletzte Ruhe hat."

St. Clare öffnete bei dem Worte „Geschöpfe" wieder auf eine kurze Zeit die Augen. „Die armen Geschöpfe!" murmelte er und der Ausdruck bitterer Selbstvorwürfe flog über sein Gesicht.

Nach einiger Zeit legte er seine Hand auf die Tom's, indem er matt sprach:

„Armer Tom!"

„Was wünschen Mas'r?" fragte Tom eifrig.

„Ich sterbe!" entgegnete St. Clare. „Bete!"

„Wollen Sie einen Geistlichen?" fragte ihn der Arzt.

St. Clare schüttelte hastig den Kopf und sagte dann noch dringender zu Tom: „Bete!"

Und Tom betete mit aller Inbrunst für die scheidende Seele — die Seele, die so trauervoll aus den dunklen blauen Augen auf ihn zu blicken schien.

Als Tom aufhörte zu sprechen, nahm St. Clare wieder dessen Hand und sah ihn ernst an; doch er sagte Nichts. Er schloß die Augen, behielt aber die Hand — denn an den Pforten der Ewigkeit halten die weiße und die schwarze Hand gleich fest.

St. Clare murmelte leise und in kurzen Zwischenräumen:

„Recordare Jesu pie —
— — — — — — —
Ne me perdas — illa die
Quærens me — sedisti lassus."

Die Worte, die er eben diesen Abend gesungen hatte, kamen ihm offenbar in den Sinn — Worte des Flehens, an die unendliche Barmherzigkeit gerichtet.

„Er redet irre," sagte der Arzt.

„Nein," versetzte St. Clare sich anstrengend, „ich bin der Heimath nahe — endlich — endlich!"

Die Anstrengung erschöpfte ihn. Todesblässe überzog sein Gesicht; doch zugleich verbreitete sich über dasselbe ein beseligender Ausdruck des Friedens, wie bei einem müden Kinde, das entschlummert.

So lag er einige Augenblicke. Die Umstehenden sahen, daß die Hand des Mächtigen auf ihm lag. Kurz zuvor, ehe der Geist entfloh, öffnete er die Augen mit einem plötzlichen Ausdrucke der Freude und des Wiedererkennens, flüsterte: „Mutter!" — und war nicht mehr.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

In der am 24. Januar zu London gehaltenen Versammlung der geographischen Gesellschaft ward ein vom Bureau des Auswärtigen mitgetheilter Bericht einer Reise durch Afrika von Zanzebar im Osten bis Benguela an der Westküste verlesen, die eine Mohren-Karavane zurücklegt. Diese Expedition hat also die Ausführbarkeit einer solchen Reise bestätigt und außer Zweifel gestellt. Die Mohren hatten von Zanzebar an der Ostküste aus ihren Weg ins Binnenland genommen, in der Absicht, mit den Eingeborenen zu handeln und ihre Waaren für Elfenbein und Sklaven zu vertauschen. Ihre Reise hinüber hatte 6 Monate gedauert und 15 Tage lang ununterbrochen fort waren sie auf keinen einzigen Bewohner gestoßen. Ihre Route nach Bestimmung auf der Karte schien zwischen 6 und 12° südl. Br. zu liegen. Sie brauchten einen Tag und eine Nacht, um über den See Tangana in einem Boot zu setzen, welches sie sich zu diesem Zweck gebaut hatten. An der Westseite des Landsees trafen sie einen äußerst wilden Stamm an. In derselben Versammlung ward ein Schreiben verlesen, bezüglich des Hinausdringens des Herrn Rollet aus Sardinien zu den Quellen des weißen Nils, wobei die Bemerkung hinzugefügt ward, daß die zuverlässigsten neuesten Entdeckungen alle die Behauptung des Martin von Tyrus bestätigten, der vor 2000 Jahren lebte, daß der Nil unter dem Aequator entspringe.

(Der Pfennig.) Die Bezeichnung Pfennig soll aus der Zeit des ursprünglichen Tauschhandels seyn, wo man für eine gekaufte Waare ein Pfand hinterlegte, dieses Pfand jedoch auf einen bestimmten Werth ein für allemal feststellte, und ein solches Stück Metall, welches den festgesetzten Pfandwerth hatte, einen Pfanding oder Pfending nannte.

Man bringt bei dem jetzigen kalten Nachwinter folgendes Sprichwort in Erinnerung:

„Wenn im Hornung die Mucken schwärmen,
Muß man im März die Ohren wärmen."

Redaktion, Druck und Verlag von G. Ritter in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

Nro. 29. Dienstag, 8. März 1853.

Onkel Tom's Hütte.

(Fortsetzung.)

Fünfundzwanzigstes Kapitel.
Die Schutzlosen.

Wir hören oft von dem Schmerze der Negersklaven über den Verlust eines gütigen Herrn, und dieser Schmerz hat seinen guten Grund, denn kein Geschöpf auf Gottes Erdboden ist schutzloser, als der Sklave in solcher Lage. Das Kind, das den Vater verlor, hat noch den Schutz der Freunde und des Gesetzes; es hat anerkannte Rechte — der Sklave aber keine. Das Gesetz betrachtet ihn in jeder Beziehung aller Rechte baar — als Waare. Alles, was ihm von Dem, wonach des Menschen Herz sich sehnt, zu Theil werden kann, wird ihm gewährt durch die Laune seines unumschränkten Gebieters; — wird der Herr niedergeschlagen, so bleibt ihm Nichts übrig, Alles wird ihm unbarmherzig entzogen.

Als St. Clare den letzten Athemzug aushauchte, bemächtigten sich Schrecken und Betäubung des ganzen Haushalts. Er war plötzlich im besten Mannesalter dahingerafft worden! Jedes Zimmer, der Hof, die Gallerieen des Hauses ertönten von dem Geschrei der Verzweiflung.

Marie St. Clare, deren Nervensystem durch eine fortwährende Gleichgiltigkeit gegen ihren Körper erschlafft worden war, hat keine Kraft, den entsetzlichen Schlag zu ertragen, und während ihr Gatte starb, sank sie aus einer Ohnmacht in die andere; und Der, mit welchem sie durch das geheimnißvolle Band der Ehe für immer vereinigt worden war, verließ sie ohne die Möglichkeit eines einzigen Wortes des Abschieds.

Miß Ophelia, deren charakteristische Stärke und Selbstbeherrschung sie bis zu dem letzten Augenblicke bei ihrem Cousin ausharren ließ, war ganz Auge, ganz Ohr geblieben, ganz Aufmerksamkeit, alles Nöthige thuend und mit ganzer Seele in die inbrünstigen Gebete einstimmend, welche der arme Sklave aus dem innersten seiner Seele für seinen sterbenden Gebieter sprach.

Als sie ihn auf seine letzte Ruhestätte brachten, fanden sie auf seiner Brust eine kleine flache Kapsel, die sich durch den Druck an einer Feder öffnen ließ. Sie enthielt das Miniaturbild eines reizenden weiblichen Kopfes und auf der Rückseite, unter Glas, eine Locke von dunklem Haar. Sie legten sie wieder auf die leblose Brust, Staub zum Staube — die traurigen Ueberbleibsel früherer Träume, die einst dies kalte Herz so warm schlagen machten!

Tom's ganze Seele war von dem Gedanken an die Ewigkeit erfüllt und während er um den leblosen Körper beschäftigt war, dachte er nicht ein Mal daran, daß dieser plötzliche Schlag ihn in hoffnungsloser Sklaverei zurückließ. Er fühlte sich wegen seines Herrn beruhigt, denn in der Stunde, als er sein Gebet an den allmächtigen Vater richtete, fühlte er eine Antwort der Ruhe und Zuversicht in seinem Innern. Tom hoffte und vertraute — und war ruhig.

Als aber das Begräbniß mit all seinem Prunk von schwarzem Crepp, seinen Gebeten und Trauergesichtern vorüber war und die kalten Wogen des täglichen Lebens wieder zurücktraten, da entstand die harte Frage: „Was ist nun zu thun?"

Diese stieg in Mistreß St. Clare auf, als sie, in weite Trauergewänder gehüllt und von ängstlichen Sklavinnen umgeben, auf einem bequemen Armsessel saß und Massen von Flor und Bombassin in Augenschein nahm. Diese stieg auch in Miß Ophelien auf, welche ihre Gedanken ihrer nördlichen Heimath zuzuwenden begann. Sie stieg unter Entsetzen in den Sklaven des Hauses auf, welche sehr gut den gefühllosen, tyrannischen Charakter ihrer Gebieterin kannten. Alle wußten sehr wohl, daß die ihnen gewährte Nachsicht nicht von ihrer Herrin herrührte, sondern von ihrem Herrn, und daß jetzt, wo er nicht mehr war, kein Schirm zwischen ihnen und jeder grausamen Strafe stand, welche eine durch Leiden erbitterte Laune diktiren möchte.

Es war etwa vierzehn Tage nach dem Begräbniß, als Miß Ophelia, in ihrem Zimmer beschäftigt, leise an die Thür klopfen hörte. Sie öffnete, da stand Rosa vor ihr, das hübsche Quadronenmädchen, das Haar in Unordnung, die Augen von Thränen dick geschwollen.

„Ach, Miß 'Phely," sagte sie, indem sie auf die Kniee fiel und den Saum ihres Gewandes ergriff, „wenn Sie wollten gehen zu Missis, für mich zu bitten! Missis wollen haben, daß ich werden gepeitscht! Hier können sehen, Miß 'Phely!"

Dabei gab sie Miß Ophelien ein Papier.

Es war ein von Mariens Hand geschriebener Befehl an den Vorsteher einer Auspeitsche-Anstalt, der Ueberbringerin fünfzehn Streiche zu geben.

„Was hast Du gethan?" fragte Miß Ophelia.

„Miß 'Phely wissen, ich haben so bös Temperament. Ich kleiden Missis an und sie schlagen mich ins Gesicht; da sagen ich etwas, bevor ich haben es überlegt, und sie sagen, sie wollten es zeigen mir ein Mal für alle, daß ich nicht mehr sollten seyn so keck, als ich gewesen. Und dann schreiben sie dies und sagen, ich sollten hintragen. Ich würden aber lieber mich bringen ums Leben."

Miß Ophelia stand überlegend da, das Papier in der Hand.

„Sehen, Miß 'Phely, ich würden nicht so sehr klagen wegen des Peitschen, wenn es thäten Missis oder Sie; aber mich schicken zu einem Mann, so abscheulichen Mann — oh, die Schande ich nicht kann ertragen!"

Miß Ophelia wußte wohl, daß es allgemeiner Gebrauch war, Frauen und junge Mädchen nach den Peitschhäusern zu schicken, unter die Hände der gemeinsten Menschen, um dort roher Strafe und schamloser Entblößung preisgegeben zu werden. Sie hatte davon wohl früher gehört, aber nie war ihr die Sache so grell vorgekommen, als jetzt, wo sie sah, wie Rosa's zarte Gestalt sich vor Schmerz beinahe krampfhaft wand. Das keusche Blut der Weiblichkeit, das neu-engländische Blut der Freiheit trat in ihre Wangen, strömte in bitterem Unwillen zu ihrem Herzen; doch mit gewohnter Klugheit und Selbstbeherrschung sagte sie, das Papier in der Hand zusammendrückend, zu Rosa nur:

„Setze Dich, Kind; ich werde zu Deiner Gebieterin gehen."

„Empörend! abscheulich!" sprach sie zu sich selbst, indem sie nach dem Wohnzimmer ging.

Sie fand Marie in ihrem Armstuhl; Mammy stand neben ihr und kämmte ihr das Haar; Jane saß zu ihren Füßen, diese mit einem Kohlenbecken wärmend.

„Wie befinden Sie sich heute?" fragte Miß Ophelia bei ihrem Eintreten.

Ein tiefer Seufzer und das Schließen der Augen erfolgte zuerst statt einer Antwort. Dann sagte die Mistreß:

„Ich weiß nicht, Cousine; ich glaube, ich bin so wohl, als ich je seyn kann."

„Ich komme," sagte Miß Ophelia mit einem kurzen Husten, wie man einen schwierigen Gegenstand einzuleiten pflegt — „ich komme, um mit Ihnen wegen der armen Rosa zu sprechen."

Marie riß die Augen weit auf und ihre gelbe Wange röthete sich, indem sie scharf antwortete:

„Nun, was ist es mit ihr?"

„Sie ist wegen ihres Fehlers sehr betrübt."

„Ist sie? Sie wird schon noch betrübter werden, ehe ich mit ihr fertig bin! Ich habe die Unverschämtheit dieses Mädchens lange genug ertragen, und jetzt will ich sie in den Staub drücken."

„Aber können Sie sie nicht auf eine andere Weise bestrafen, auf welche ihr Schamgefühl weniger verletzt wird?"

„Ich will ihr Schamgefühl verletzen, das ist gerade meine Absicht; sie hat ihr ganzes Leben lang sich auf ihr Zartgefühl etwas zu gute gethan, auf ihr gutes Aussehen, auf ihr damenhaftes Wesen; sie vergaß, wer sie ist, und ich will ihr eine Lehre geben, die sie klein machen wird, wie ich hoffe."

„Aber, Cousine, bedenken Sie doch, wenn Sie Zart- und Schamgefühl in einem jungen Mädchen verletzen, so verderben Sie sie schnell!"

„Zartgefühl!" versetzte Marie mit einem zornigen Lächeln — „ein schönes Wort für eine Solche! — Ich will ihr bei all ihrem Wesen lehren, daß sie nicht besser ist, als die schäbigste Dirne, die sich auf den Straßen umhertreibt! Sie soll sich nicht mehr so gegen mich in die Brust werfen!"

„Sie werden vor Gott dem Allmächtigen eine solche Grausamkeit zu verantworten haben!" sagte Miß Ophelia.

„Grausamkeit! Ich möchte wohl wissen, wo bei diesem Falle hier die Grausamkeit ist? Ich schrieb den Befehl für nur fünfzehn Hiebe und bemerkte dabei, daß sie leicht gegeben werden sollten. Ich bin überzeugt, darin liegt keine Grausamkeit!"

„Keine Grausamkeit?" entgegnete Miß Ophelia entrüstet. „Gewiß würde jedes Mädchen sich lieber tödten lassen!"

„Das mag wohl Denen mit Ihren Gefühlen so vorkommen; alle diese Creaturen werden leicht daran gewöhnt — es ist der einzige Weg, wie man sie in Ordnung halten kann. Laßt sie nur einmal wissen, daß sie Zartgefühl haben dürfen und dergleichen, und sie überheben sich, wie unsere Sklaven immer gethan haben. Ich habe jetzt den Anfang gemacht, sie herunter zu bringen, und sie sollen es Alle erfahren, daß ich jeden von ihnen auspeitschen lassen

kann, sobald sie sich nicht daran erinnern!" schloß Marie, indem sie sehr entschieden umhersah.

Jane ließ den Kopf sinken, denn sie fühlte, daß diese Worte besonders an sie gerichtet waren.

Miß Ophelia saß einige Minuten da, als würde sie jeden Augenblick losplatzen. Dann besann sie sich auf die gänzliche Nutzlosigkeit eines Streites bei diesem Gegenstande, biß entschlossen ihre Lippen zusammen, stand auf und verließ das Gemach.

Es war hart für sie, dem Mädchen zu sagen, daß sie Nichts für sie thun könnte, und bald darauf kam einer der männlichen Sklaven, um ihr zu sagen, daß die Missis ihm befohlen hätte, Rosa nach dem Peitschhaus zu bringen, wohin sie denn auch trotz ihrer Thränen und Bitten geschleppt wurde. —

Einige Tage darauf stand Tom sinnend unter dem Balkon; da trat Adolph zu ihm, der seit dem Tode seines Herrn ganz besonders niedergeschlagen und trostlos war. Adolph wußte, daß er von jeher ein Gegenstand des Mißfallens für seine Gebieterin gewesen war. Während seines Masters Leben hatte er darauf nur wenig geachtet; nun er aber todt war, lebte er in beständiger Furcht vor Dem, was ihm geschehen möchte. Mistreß St. Clare hatte verschiedene Berathungen mit ihrem Rechtsfreund gehalten, und nach einer Besprechung mit St. Clare's Bruder wurde beschlossen, das ganze Besitzthum und alle Sklaven zu veräußern, ausgenommen ihr persönliches Eigenthum, und diese wollte sie mit sich nach ihres Vaters Pflanzung nehmen.

„Wissen Du, Tom, daß wir Alle werden bald verkauft?" sagte Adolph.

„Wie haben Du das gehört?" fragte Tom.

„Ich waren versteckt hinter Vorhang, als Missis und ihr Advokat dies haben unter sich berathen. In ein paar Tagen werden wir kommen zu Auktion."

„Des Herrn Wille geschehen!" sagte Tom und seufzte schwer.

„Wir bekommen nie mehr solchen Herrn," sagte Adolph; „aber ich wollen verkauft werden viel lieber, als bleiben unter Missis."

Tom wendete sich ab; sein Herz war voll. Die Hoffnung auf Freiheit, der Gedanke an das ferne Weib und die Kinder wurde in ihm rege, das Bild seiner Heimath stieg vor ihm auf, wie vor dem schiffbrüchigen Seefahrer, der den Hafen beinahe erreicht hat, die Vision des Kirchthurms und der freundlichen Dächer seines Geburtsorts aufsteigt. — Er preßte die Arme fest gegen die Brust, unterdrückte die bitteren Thränen und versuchte zu beten. Der arme Tom hatte ein so sonderbares, unbeschreibliches Vorurtheil zu Gunsten der Freiheit, daß es ein harter Gedanke für ihn war, und je mehr er sagte: „Dein Wille geschehe!" um desto betrübter fühlte er sich.

Tom suchte Miß Ophelia auf, welche ihn seit Eva's Tode mit besonderer Güte behandelt hatte.

„Miß 'Phely," sagte er, „Mas'r St. Clare haben versprochen mir die Freiheit; er haben gesagt, daß er angefangen, dafür zu sorgen, und vielleicht wenn Miß 'Phely wollen haben die Güt', zu sprechen darüber mit Missis, würden sie sich fühlen geneigt, weiter zu gehen damit, da es gewesen meines Mas'r Wunsch."

„Ich will für Euch sprechen, Tom, und mein Möglichstes thun," erwiederte Miß Ophelia; „doch wenn es von Mistreß St. Clare abhängt, so kann ich nicht viel für Euch hoffen; gleichwohl will ich es versuchen."

Ernst bei sich überlegend, glaubte sie, daß sie vielleicht zu viel Eifer in ihrer früheren Unterredung mit Marien gezeigt hätte, und sie beschloß daher, jetzt ihre Sprache zu mäßigen und so versöhnend als möglich zu reden.

So nahm sich denn die gute Seele zusammen, ergriff ihr Strickzeug, begab sich nach dem Zimmer Mariens mit dem festen Vorsatz, so angenehm als möglich zu seyn und Tom's Angelegenheit mit aller diplomatischen Kunst zu unterhandeln.

Sie fand Marie auf einem Ruhebett liegend, mit dem Ellenbogen auf das Kissen gestützt, während Jane, welche Einkäufe besorgt hatte, mehrere schwarze Stoffe ausbreitete.

„Der ist gut," sagte Marie einen wählend; „nur weiß ich nicht, ob er wirklich Trauer ist."

„Ach, Missis," versetzte Jane gesprächig, „Missis Derbennon haben getragen grad dies nämlich, als der General seyn gestorben."

„Was halten Sie davon, Cousine?" sagte Marie zu Miß Ophelien.

„Ich glaube, es ist eine Sache der Mode," entgegnete die Miß; „Sie können darüber besser urtheilen, wie ich."

„Ich habe gar keinen passenden Anzug," sagte Marie, „und da ich in der nächsten Woche Alles verkaufe und wegziehe, muß ich mich einmal zu etwas entschließen."

„Gehen Sie schon so bald?"

„Ja, mein Schwager hat mir geschrieben; er ist der Meinung, daß die Sklaven und die Hausgeräthschaften besser in die Auktion gegeben und die Immobilien unserm Anwalt zum Verkaufe übertragen werden."

„Es ist eine Sache, über die ich mit Ihnen zu sprechen wünschte," begann jetzt Miß Ophelia. „Augustin versprach Tom die Freiheit und begann die gesetzlichen Schritte hiezu. Ich hoffe, Sie werden Ihren Einfluß anwenden, sie beendigen zu lassen."

„Bewahre, so etwas werde ich nie thun!" sagte Marie scharf. „Dieser Tom ist einer der werthvollsten

Sklaven; übrigens, wozu braucht er die Freiheit? Er befindet sich so ja viel besser."

„Aber er wünscht sie sehnlichst und sein Herr versprach sie ihm."

„Ich glaube, daß er sie wünscht; sie Alle wünschen sie, eben weil sie ein unzufriedenes Geschlecht sind, die immer nach Dem verlangen, was sie nicht haben können. Ich bin in jedem Fall gegen die Freilassung. Man halte einen Neger nur unter der Herrschaft, so beträgt er sich gut; aber man gebe ihn frei, und er wird träge, ergibt sich dem Trunk und wird ein schlechtes Subjekt. Ich habe das oft versuchen sehen; es ist nicht zu ihrem Vortheil, sie freizulassen.

„Aber Tom ist so fest, fleißig und fromm."

„O, ich habe Hunderte gesehen, wie er ist. Er wird sich gut betragen, so lange man für ihn sorgt; das ist's."

„Aber bedenken Sie doch, wenn Sie ihn durch Auktion verkaufen, so kann er ja einen schlechten Herrn bekommen."

„Ach, Unsinn! Nicht einmal unter Hundert bekommt Einer einen schlechten Herrn; die meisten Sklavenbesitzer sind gut, was man auch darüber schwatzen mag. Ich bin hier im Süden aufgewachsen und habe noch nie einen Herrn kennen gelernt, der seine Sklaven nicht so behandelt hätte, wie sie es verdienten. Nein, in dieser Beziehung fürchte ich Nichts."

„Ich weiß," sagte Miß Ophelia entschlossen, „daß es einer der letzten Wünsche Ihres Gatten war, Tom die Freiheit zu geben; es war ein Versprechen, das er der kleinen Eva auf ihrem Todesbette gab, und ich glaube nicht, daß Sie sich für berechtigt halten werden, es zu brechen."

Bei dieser Anrede hatte Marie ihr Gesicht mit dem Taschentuche bedeckt und fing an zu stöhnen und ihr Riechfläschchen mit großer Heftigkeit zu gebrauchen.

„Jedermann ist gegen mich!" rief sie keuchend. „Alles ist so rücksichtslos! Ich hätte nicht erwartet, daß Sie alle diese Erinnerungen wecken würden, um mich zu betrüben; das ist zu rücksichtslos mich behandelt! Aber Niemand achtet auf meine Leiden. Es ist so hart, daß mir das einzige Kind genommen wurde — und der Gatte, der mir so theuer war, auch der mußte mir entrissen werden; und Sie scheinen so wenig Gefühl für mich zu haben, daß Sie auf diese Weise zu mir sprechen, während Sie doch wissen, wie sehr es mich überwältigt. Es kann seyn, Sie meinen es gut, aber es ist sehr unbedacht, sehr!"

Und Marie seufzte und stöhnte, sie rang nach Athem und gab Mammy beständig Zeichen mit den Händen; diese mußte ein Fenster öffnen, ihrer Gebieterin die Schläfe mit Kampfer reiben, ihr das Kleid aufhäfteln und noch viele andere dergleichen Dinge thun.

Miß Ophelia erkannte, daß es unnütz sey, noch weiter etwas zu sagen, denn so oft sie die trostlose Lage der Sklaven erwähnte, hatte Marie ihr die entgegengesetztesten Ansichten kundgegeben, zuletzt sogar, als sie nicht mehr ausweichen konnte, ihre Zuflucht zu hysterischen Krämpfen genommen. Die Miß benutzte die entstandene Verwirrung und entfloh aus Mariens Zimmer. Allein, da sie einmal den Vorsatz gefaßt hatte, für Tom ihr Bestes zu thun, so schrieb sie noch selbigen Tages einen Brief an Mistreß Shelby, theilte dieser sein Unglück mit und drang in sie, zu seiner Befreiung zu wirken.

Am nächsten Tage wurden Tom, Adolph und ein halbes Dutzend anderer Diener des Hauses St. Clare nach dem Sklavenwaarenhaus gebracht, um auf die nächste Auktion zu warten.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Der höchste Ort auf Erden, in welchem Menschen wohnen, ist das Dorf Daba in Tübbet. Dasselbe liegt auf der Nordwestseite des Himalaja in einer Höhe von 14,500 Fuß über dem Meeresspiegel.

Unlängst fanden die Franzosen dreißig antike Bildsäulen von weißem Marmor in einem unterirdischen Gewölbe der Stadt Bona in Algerien.

Auf's Neue ist eine verschüttete Stadt entdeckt worden, 5 Stunden von Cairo, in der Nähe des Nilkatarakts.

Anagramme.

I.

Wunderbar! die Sonne macht
Nacht zum Tage, mich zur Nacht;
Stellt mich auf den Kopf, und alle
Pflanzen steigen, wenn ich falle.

II.

Wenn ich ganz vor dir erscheine,
Bin ich ungeschliffen, roh;
Nimm den Kopf mir — du nennst deine
Herzgeliebte Dame so.

Redaktion, Druck und Verlag von G. Ritter in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

Nro. 30. Freitag, 11. März 1853.

Onkel Tom's Hütte.

(Fortsetzung.)

Sechsundzwanzigstes Kapitel.
Das Sklavenwaarenhaus.

Ein Sklavenwaarenhaus! Vielleicht machen sich einige unserer Leser von einem solchen Worte einen furchtbaren Begriff; sie denken sich eine dumpfe, finstere Höhle, einen fürchterlichen Tartarus. Doch nein, unschuldiger Freund, in unsern Tagen haben die Menschen gelernt, mit Milde zu sündigen, um die Augen und die Sinne einer achtungswerthen Gesellschaft nicht zu verletzen. Menschliches Eigenthum steht in hohem Marktpreise und wird deßhalb wohl gefüttert, wohl gepflegt, damit es kräftig und gut aussehend verkauft werden kann. Ein Sklavenwaarenhaus in Neu-Orleans ist ein Haus, das sich im Aeußern nicht viel von andern Häusern unterscheidet und wo man täglich unter einer Art Dach an der Außenseite Reihen von Männern und Weibern stehen sieht, als ein Aushängeschild der Waare, die innen verkauft werden soll. Die Vorübergehenden werden natürlich höflich eingeladen, einzutreten und zu prüfen, und finden eine Menge von Gatten und Gattinnen, Brüdern, Schwestern, Vätern, Müttern und kleinen Kindern, um einzeln oder in Loosen verkauft zu werden, wie es den Wünschen des Käufers angemessen ist; und die unsterbliche Seele, die einst mit Blut durch den Sohn Gottes erlöst wurde, als die Erde bebte, kann verkauft, vermiethet, verpfändet, gegen flüssige oder trockene Waaren vertauscht werden, wie der Handel oder die Laune des Käufers es mit sich bringt.

Es waren ein oder zwei Tage nach der Unterredung zwischen Mistreß Marie und Miß Ophelia, als Tom, Adolph und die andern Sklaven des Hauses St. Clare dem Master Skeggs, dem Inhaber eines Depots für solche Waare übergeben wurden, um am nächsten Tage verauktionirt zu werden. — Tom hatte einen ziemlich beträchtlichen Kasten voll Kleidungsstücke bei sich, und ebenso auch die meisten seiner Genossen. Sie wurden für die Nacht in ein langes Gemach gebracht, wo viele andere Männer von jedem Alter, jeder Größe, jeder Schattirung der Farbe versammelt waren und aus welchem Gelächter und gedankenlose Lustigkeit ertönte.

„Ha, ha, ha! so ist es recht; munter, Jungens, munter! Sieh da, Sambo!" sagte Master Skeggs gutheißend zu einem Neger, der komische Streiche machte, die das Gelächter hervorriefen.

Wie man sich leicht denken kann, war Tom nicht in der Laune, mit einzustimmen; er setzte seinen Kasten so weit als möglich von der lärmenden Gruppe entfernt nieder, nahm darauf Platz und stützte den Kopf gegen die Wand.

Die Verkäufer menschlicher Waare machen systematisch Anstrengungen, lärmende Lustigkeit unter ihren Artikeln hervorzurufen, weil sie dadurch die Ueberlegung betäuben und sie gegen ihre Lage gefühllos machen. Das ganze Verfahren, welches man gegen die Neger anwendet, von der Zeit an, wo sie auf nördlichen Märkten verkauft werden, bis sie im Süden anlangen, strebt dahin, sie gedankenlos und lustig zu machen. Der Sklavenhändler sammelt seinen Trupp in Virginia oder Kentucky und bringt ihn nach irgend einem gesunden Ort, um gemästet zu werden. Hier werden sie täglich mit Speisen vollgestopft, und weil Einige sich abhärmen, wird beständig Musik gemacht, und man treibt sie an, zu tanzen; wer sich weigert, lustig zu seyn, indem Gedanken an Weib oder Kind oder Heimath zu stark sind, um ihn heiter seyn zu lassen, der wird als mürrisch und gefährlich bezeichnet und allen Uebeln unterworfen, welche der schlechte Wille eines gänzlich unverantwortlichen und verhärteten Menschen ihm auferlegen kann. Heiteres, munteres Wesen, besonders vor den Beobachtern, wird ihnen beständig aufgezwungen, sowohl durch die Hoffnung, dadurch einen guten Herrn zu erhalten, als durch die Furcht vor allem Dem, was der Sklavenhändler ihnen auferlegen kann, wenn sie sich unverkäuflich zeigen.

In verschiedenen Stellungen am Boden liegend, sind im Weibergemach zahllose Gestalten jeder Farbe zu erblicken, von dem reinsten Ebenholz bis zum Weiß, und von allen Jahren, von der Kindheit bis zum höchsten Alter. Da liegt ein hübsches Mädchen von zehn Jahren, dessen Mutter gestern verkauft wurde und das sich diese Nacht in Schlaf weinte, als Niemand nach ihr sah. Hier eine alte Negerin, deren schwielige Finger von harter Arbeit zeugen, darauf wartend, morgen als ein Wegwurf um jeden Preis verkauft zu werden, und vierzig oder fünfzig Andere, die Köpfe auf verschiedene Weise in Tücher gehüllt, liegen rings umher. Doch in einer Ecke, entfernt von den Uebrigen, sitzen zwei Frauenzimmer von interessanterem Aeußern als gewöhnlich. Eins derselben ist eine gut gekleidete Mulattenfrau zwischen vierzig und fünfzig, mit sanften Augen und einem freundlichen, gefälligen Gesicht; auf dem Kopf hat sie einen hellfarbigen Turban, ihre Kleidung ist nett gemacht, von gutem Stoff und zeigt, daß eine sorgende Hand ihn ihr gab. An ihrer Seite, sich dicht an sie schmiegend, sitzt ein junges Mädchen von fünfzehn Jahren — ihre Tochter. Sie ist eine Quadrone, wie man an ihrer hellern Haut sieht, obgleich die Aehnlichkeit mit der Mutter erkennbar ist; sie hat dieselben sanften, dunklen Augen, nur mit längeren Wimpern, und ihr lockiges Haar hat eine glänzend braune Farbe. Auch sie ist sehr sauber gekleidet und ihre weißen, zarten Hände verrathen wenig Bekanntschaft mit knechtischer Arbeit. Sie sollen beide morgen in demselben Loose mit den Sklaven des Hauses St. Clare verkauft werden, und der Herr, dem sie gehören und dem das Geld für sie übermittelt werden soll, ist Vorsteher einer christlichen Kirche in Neu-Orleans, der den Preis in Empfang nehmen, dann zum Mahle des Herrn gehen und nicht mehr daran denken wird.

Diese Beiden, Susanne und Emmeline mit Namen, waren die persönlichen Dienerinnen einer liebenswürdigen und frommen Dame in Neu-Orleans, die sie sorgsam und gottesfürchtig erzogen und unterrichtet hatte. Sie konnten lesen und schreiben, kannten die Wahrheiten der Religion und ihr Loos war so glücklich gewesen, wie es für Geschöpfe in ihrer Lage nur seyn kann. Doch der einzige Sohn ihrer Beschützerin hatte die Leitung des Vermögens derselben; durch Sorglosigkeit und Verschwendung belastete er es mit großen Schulden und wurde endlich insolvent. Einer der Hauptcreditoren war die ehrenwerthe Firma B. und Compagnie in Neu-York. B. und Compagnie schrieben an ihren Anwalt in Neu-Orleans, der das Besitzthum, welches aus den genannten beiden Artikeln und einigen Plantagen-Arbeitern bestand, taxiren ließ und dann nach Neu-York berichtete. — Bruder B., der, wie wir sagten, Kirchenvorsteher war und Bewohner eines freien Staates, fühlte sich etwas unbehaglich bei der Sache. Er liebte es natürlich nicht, mit Menschenseelen zu handeln, allein es standen dreißigtausend Dollars auf dem Spiele, und das war zu viel Geld, um wegen eines Grundsatzes verloren zu gehen; nach vielem Ueberlegen und nachdem er da Rath eingeholt, wo er wußte, daß derselbe nach seinen Wünschen ausfallen würde, schrieb Bruder B. an seinen Anwalt, daß er verfahren möchte, wie es ihm am besten erschiene und dann das Geld an ihn überschicken. Hierauf wurden Susanne und Emmeline nach dem Sklavendepot geschickt, die allgemeine Auktion des nächsten Tages zu erwarten; und während sie uns in dem Mondlichte, das sich durch das vergitterte Fenster des Gemaches stahl, in undeutlichen Umrissen erscheinen, wollen wir ihr Gespräch belauschen. Beide weinen; doch Jede still, daß die Andere es nicht höre.

„Mutter," sagte das Mädchen, indem sie ruhig zu scheinen suchte, „lege Deinen Kopf auf meinen Schooß und sieh, ob Du nicht ein bischen schlafen kannst."

„Ich kann nicht schlafen, Emmeline; 's ist vielleicht die letzte Nacht, daß wir beisammen sind."

„Ach, Mutter, sprich nicht so! Wer weiß, wir werden vielleicht zusammen verkauft."

„Wäre es von einem Andern, möchte ich auch so sagen; aber ich sah so viel, daß ich fürchte, Dich zu verlieren."

„Ach, Mutter, der Mann sagte, wir wären beide von angenehmem Aeußern und würden gut verkauft werden."

Susanne erinnerte sich an des Mannes Blicke und Worte. Mit tödtlichem Schmerze im Herzen dachte sie daran, wie er Emmelinens Hände betrachtet, ihr lockiges Haar aufgehoben und sie dann als einen Artikel erster Klasse erklärt hatte. Susanne war als Christin erzogen und fühlte denselben Abscheu, ihr Kind zu einem Leben der Schande verkauft zu sehen, den jede andere christliche Mutter empfunden haben würde; — aber sie war ohne Hoffnung, ohne Schutz.

„Mutter, ich glaube, es würde am besten für uns seyn, wenn Du könntest eine Stelle als Köchin bekommen und ich als Kammermädchen oder Nähterin in einer Familie. Laß uns so heiter und freundlich aussehen, wie wir nur können, Mutter, vielleicht kommt es dann so."

„Ich will Dir Dein Haar morgen glatt zurückkämmen."

„Wozu das, Mutter? Ich sehe dann nicht so gut aus."

„Ja; aber Du wirst so besser verkauft."

„Ich sehe nicht ein, Mutter, wie das der Fall seyn wird."

„Achtungswerthe Familien werden eher geneigt seyn, Dich zu kaufen, wenn Du anständig aussiehst, als wenn Du versuchst, hübsch auszusehen. Ich kenne ihre Wege besser wie Du, Kind."

„Nun gut, Mutter, dann will ich."

„Und, Emmeline, wenn wir nach morgen einander nie wiedersehen sollten, wenn ich nach einer Pflanzung verkauft werde und Du irgend wo anders hin, dann erinnere Dich immer daran, wie Du erzogen wurdest, und an Alles, was Mistreß Dir sagte — nimm Deine Bibel mit Dir und Dein Gesangbuch; und wenn Du treu bist dem Herrn, wird er auch Dir treu seyn."

So sprach die arme Seele in bitterer Entmuthigung, denn sie wußte, daß morgen Jedermann, so niedrig und roh, so gottlos und unbarmherzig er auch seyn mochte, wenn er nur Geld zum Zahlen hatte, der Besitzer ihrer Tochter werden konnte — ihres Körpers wie ihrer Seele; und wie konnte dann das Kind pflichttreu bleiben? — Sie denkt an all das, während sie ihre Tochter in dem Arm hält und wünscht, daß sie nicht so hübsch und anziehend wäre. Es scheint für sie nur ein Kummer zu seyn, sich daran zu erinnern, wie rein und fromm sie erzogen worden; doch ihr blieb keine Hilfe, als zu beten, und viele solche Gebete sind aus diesen reinlichen, gut aussehenden Sklavengefängnissen zu Gott emporgestiegen.

Betet, ihr armen Seelen! Die Nacht ist kurz und der Morgen wird euch für immer trennen.

—

Jetzt ist es Morgen und Alle sind auf den Beinen, und der würdige Mr. Skeggs ist geschäftig und heiter, denn eine Partie Waaren soll zur Auktion auserlesen werden. Auf die Toilette wird bedeutend gehalten; Ermahnungen gehen rings umher, heiter zu seyn und gute Gesichter zu zeigen; und jetzt werden Alle in einem Kreise zur letzten Uebersicht aufgestellt, bevor sie zur Börse gehen.

Mr. Skeggs mit seinem Palmblätterhut auf dem Kopfe und seiner Cigarre im Munde, geht umher, um seiner Waare ein Lebewohl zu sagen.

„Was ist das?" sagte er, indem er vor Susanna und Emmeline stehen blieb. „Wo sind Deine Locken, Mädchen?"

Das Mädchen sah schüchtern auf ihre Mutter, welche mit der Gewandtheit, die ihrer Klasse eigen ist, antwortete:

„Ich sagte ihr, ihr Haar glatt zu machen — sieht so besser aus."

„Unsinn!" entgegnete der Mann und gebieterisch wendete er sich zu dem Mädchen: „Du gehst augenblicklich und machst Dir Locken! Und daß Du bald wieder da bist. Geh und hilf ihr!" fügte er zu der Mutter hinzu. „Die Locken machen hundert Dollars Unterschied bei ihrem Verkaufe." —

Unter einem schönen Gewölbe gingen Männer aller Nationen auf dem Marmorpflaster hin und her. Auf allen Seiten in der runden Arena waren kleine Tribünen zum Gebrauche der Sprecher und Auktionatoren. Zwei derselben, auf entgegengesetzten Seiten des Raumes, wurden jetzt durch glänzende und talentvolle Gentlemen in Anspruch genommen, welche in englischer und französischer Sprache enthusiastische Aeußerungen über die verschiedenen Waaren machten; ein Dritter, auf einer andern Seite, der noch nicht beschäftigt war, wurde von einer Gruppe umringt, welche auf den Augenblick wartete, wo der Verkauf beginnen würde. Hier finden wir auch die Sklaven St. Clare's, Tom, Adolph und die Andern; hier erwarteten auch Susanne und Emmeline mit ängstlichen Blicken die Entscheidung ihres Schicksals.

Verschiedene Zuschauer, mit oder ohne Absicht zu kaufen, wie die Gelegenheit fiele, sammelten sich um die Gruppe, die Waare befühlend, prüfend und besprechend, wie Jockeys die Eigenschaften eines Pferdes.

„Heda, Alf, was bringt Euch her?" fragte ein junger Stutzer, indem er einem sehr elegant gekleideten jungen Manne, der Adolph durch ein Glas betrachtete, auf die Schulter schlug.

„Nun, ich brauche einen Bedienten, und da ich hörte, daß St. Clare's Sklaven heute verauktionirt werden, so besah ich mir eben einen derselben."

„Fang' mich Einer, irgend einen von St. Clare's Leuten zu kaufen," sagte der Andere; „lauter verwöhnte Niggers!"

„Hat nichts zu sagen; ich bringe ihn zur Besinnung. Ich kaufe den Burschen; sein Aeußeres gefällt mir."

Tom hatte gedankenvoll die Menge der ihn umgebenden Gesichter geprüft, um eines herauszufinden, das er wünschen könnte, Herr zu nennen. Er sah eine Masse Männer, große, dicke, kleine, hagere, muntere, mürrische, hartaussehende; jede Art von gemeinen oder alltäglichen Menschen, die einen Mitmenschen wie ein Stück Abfall in das Feuer oder in einen Lumpenkorb werfen, je nach ihrer Laune; aber er konnte keinen St. Clare sehen.

Kurz bevor der Verkauf begann, drängte sich ein kleiner, dicker, kräftig gebauter Mann in einem bunten Rock und schmutzigen Beinkleidern durch die Menge. Als er die Gruppe erreicht hatte, begann er sie zu prüfen. Von dem Momente an, wo Tom ihn erblickte, empfand er einen wahren Abscheu vor ihm, und dieser wuchs, je näher derselbe kam. Er war, obgleich klein, offenbar von riesenmäßiger Kraft. Sein runder Stierkopf, seine großen hellgrauen Augen mit ihren dicken gelben Augenbrauen, sein starres und sonnenverbranntes Gesicht waren nicht sehr einnehmend;

er hatte ungewöhnlich große, haarige, sonnengebräunte und sehr schmutzige Hände mit langen Nägeln.

Dieser Mann schritt zu einer sehr freien, ungezwungenen Prüfung der Sklaven. Er ergriff Tom bei den Kinnbacken und riß ihm den Mund auf, nach seinen Zähnen zu sehen; ließ ihn die Aermel aufstreifen, seine Muskeln zu zeigen; drehte ihn um und ließ ihn gehen und springen.

„Wo bist Du aufgewachsen?" fragte er nach diesen Untersuchungen barsch.

„In Kentuck, Mas'r," antwortete Tom und sah umher, wie nach Befreiung.

„Was hast Du geschafft?"

„Ich führten die Aufsicht über Farm."

„Immer dieselbe Leier!" versetzte der Andere, indem er weiter ging. Er blieb einen Augenblick vor Dolph stehen; dann spuckte er eine Lage Tabaksaft auf dessen blankgeputzte Stiefel und ging weiter.

Wieder blieb er vor Susanne und Emmeline stehen; er streckte seine große, schmutzige Hand und zog das Mädchen zu sich, strich ihr über Nacken und Busen, befühlte ihre Arme, sah nach ihren Zähnen und stieß sie dann wieder zurück gegen ihre Mutter, deren stilles Gesicht die Schmerzen verrieth, welche ihr jede Bewegung des widerlichen Fremden verursacht hatte.

Das junge Mädchen war erschrocken und fing an zu weinen.

„Laß das, Du Zieraffe!" sagte der Auktionator. „Kein Gezimper hier; der Verkauf fängt an."

Und so geschah es.

Dolph wurde für eine gute Summe dem jungen Manne zugeschlagen, der die Absicht ausgesprochen, ihn zu kaufen, und die andern Sklaven St. Clare's fielen rasch nach einander verschiedenen Bietern zu.

„Nun zu Dir, Bursche, hörst Du?" sagte der Auktionator zu Tom.

Tom trat auf den Block und warf scheue Blicke umher; Alles schien für ihn zu einem allgemeinen Lärm zu verschwimmen, — das Geschwätz des Auktionators, der seine Eigenschaften in englischer und französischer Sprache ausrief; das rasche Feuer der englischen und französischen Gebote; dann der endliche Schlag des Hammers mit den beiden letzten Sylben „Dollars" — und Alles war vorüber. Tom hatte einen Herrn!

Er wurde von dem Block gestoßen; der kleine, dicke, stierköpfige Mann ergriff ihn rauh bei der Schulter, riß ihn auf die Seite und sagte barsch: „Bleib' da stehen!

Tom wußte kaum, was da vorging; indeß währte die Auktion fort. Wieder fiel der Hammer — Susanne war verkauft. Sie stieg nieder von dem Block, blieb stehen und blickte traurig zurück; ihre Tochter streckte die Arme gegen sie aus. Die Mutter blickt voll Angst in das Gesicht des Mannes, der sie gekauft hat; — es ist ein Mann von mittlerem Alter und ehrlichem Aussehen.

„Ach, Master," fleht sie, „kauft meine Tochter!"

„Ich möchte es gern, aber ich fürchte, ich kann es nicht erschwingen," sagte der Mann, indem er mit peinlicher Theilnahme auf das junge Mädchen sah, welches den Block bestieg und schüchterne Blicke umhersendete.

Das Blut weicht aus ihren sonst gerötheten Wangen, ihr Auge erglüht in fieberhaftem Feuer, und die Mutter seufzt schmerzlich, weil sie so schöner aussieht, wie je zuvor. Der Auktionator erkennt seinen Vortheil, zollt ihr in englischer und französischer Sprache reiches Lob und die Gebote folgen schnell auf einander.

„Ich will Alles thun, was die Vernunft erlaubt," sagte der wohlwollend aussehende Mann, indem er mitbot. In wenigen Augenblicken waren die Gebote über die Kräfte seiner Börse gestiegen. Er schweigt. Der Auktionator wird feuriger; die Gebote währen fort und werden allmählig einzelner. Zuletzt schwankt es zwischen einem aristokratischen alten Bürger und unserem Stierkopfe. Der Bürger thut noch einige Gebote, indem er seinen Gegner mit geringschätzenden Blicken mißt; doch dieser hat den Vortheil der Hartnäckigkeit und der verborgenen Länge seiner Börse voraus, und der Kampf ist nicht von langer Dauer; der Hammer fällt — er hat das Mädchen mit Leib und Seele, oder Gott helfe ihr!

Ihr Herr ist Master Legree, der eine Baumwollenpflanzung am rothen Flusse besitzt.

Emmeline wird weinend mit Tom und noch zwei andern Männern, die Legree gleichfalls erstanden, vorwärts getrieben.

Der wohlwollende Mann ist betrübt; doch dergleichen trägt sich täglich zu — man sieht bei diesen Verkäufen Mütter und Töchter immer weinen! Da ist einmal nicht zu helfen, und er entfernt sich mit seiner Erwerbung in anderer Richtung.

(Fortsetzung folgt.)

Räthsel.

Verfertigt ist's vor langer Zeit,
Doch mehrentheils gemacht erst heut;
Sehr schätzbar ist es seinem Herrn,
Und dennoch hütet er's nicht gern.

Auflösung der Anagramme in Nro. 29:

I. Neger — Regen.
II. Bengel — Engel.

Redaktion, Druck und Verlag von G. Ritter in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

Nro. 31. Sonntag, 13. März 1853.

Onkel Tom's Hütte.

(Fortsetzung.)

Siebenundzwanzigstes Kapitel.

Die Zwischendeckfahrt.

In dem untern Theile eines kleinen Bootes auf dem rothen Flusse saß Tom, Ketten an den Händen, Ketten an den Füßen — und eine Last, viel schwerer als Ketten, auf dem Herzen. Alles war von dem Himmel verschwunden, Sonne und Sterne; Alles war dahin, wie die Ufer und Bäume, an denen er vorüber kam — dahin, um nie wieder zurückzukehren. Die Heimath in Kentucky mit Weib und Kindern; die Heimath in Neu-Orleans mit all ihrer Pracht, all ihrer Verfeinerung; das goldlockige Haupt Eva's mit den Engelsaugen; der stolze, heitere, schöne, sorglose, doch immer gütige St. Clare; die Stunden der Muße und der Nachsicht — Alles fort und dahin, und was ist dafür geblieben?

Es gehört zu den bittersten Möglichkeiten der Sklaverei, daß der Neger, der sympathisirend und gesellig von Natur ist, nachdem er in einer gebildeten Familie die Neigungen und Gefühle annahm, welche die Atmosphäre eines solchen Aufenthalts bilden, deßhalb nicht minder der Gefahr ausgesetzt ist, das Eigenthum des gemeinsten, rohesten Menschen zu werden, gerade wie ein Tisch oder ein Stuhl, die einst einen prachtvollen Salon schmückten, zuletzt in einer niedrigen Taverne oder an einem Orte gemeiner Ausschweifung stehen. Der große Unterschied liegt darin, daß der Tisch oder der Stuhl nicht fühlen können, die Menschen aber wohl, obgleich das Gesetz sie als eine Sache überantwortet.

Master Simon Legree, Tom's Herr, hatte an verschiedenen Orten acht Sklaven gekauft und sie zu Zwei und Zwei an einander gefesselt, zu dem Dampfboote „Pirat" getrieben, das an dem Damme lag, bereit zu einer Fahrt den rothen Fluß hinauf.

Nachdem er sie an Bord gebracht hatte und das Boot in Gang war, kam er mit jenem Wesen der Wichtigthuerei, das ihn charakterisirte, um sie zu besichtigen. Legree blieb vor Tom stehen, der zur Auktion in seinen besten Anzug sich hatte kleiden müssen, feine Leibwäsche und gewichste Stiefel trug. Barsch und rauh gebot er demselben:

„Steh auf!"

Tom stand auf.

Dann fuhr er in gleicher Weise fort:

„Nimm das Halstuch ab!"

Tom wollte dies sogleich thun, allein durch seine Fesseln war er daran verhindert. Legree stand ihm bei, indem er ihn nicht sehr sanft stieß, nahm ihm das schöne Tuch vom Halse und steckte es in die Tasche.

Hierauf wendete sich Legree zu Tom's Kiste, die er schon früher ausgeleert hatte, nahm daraus ein Paar alte Beinkleider und eine zerrissene Blouse, welche Tom bei seiner Stallarbeit zu tragen gepflegt hatte, nahm ihm die Ketten ab, deutete auf einen Verschlag zwischen den Kisten und Ballen und sagte in seinem gewohnten Tone:

„Geh' dahin und zieh' das an!"

Tom gehorchte und kehrte nach wenigen Augenblicken zurück.

„Zieh' die Stiefel aus!" gebot jetzt Legree.

Tom that es.

„Da, zieh' die an!" sagte sein Herr, indem er ihm ein Paar grobe, schwere Schuhe hinwarf, wie sie unter den Sklaven gewöhnlich sind.

Tom hatte während des schnellen Umkleidens nicht vergessen, seine theure Bibel in die Tasche zu stecken. Er hatte wohl daran gethan, denn nachdem Legree Tom die Fesseln wieder angelegt hatte, untersuchte er den Inhalt der Taschen seiner eben ausgezogenen Kleider. Er zog ein seidenes Taschentuch heraus und steckte es in seine eigene Tasche; verschiedene Kleinigkeiten, die Tom sorgsam aufbewahrt hatte, weil sie einst Eva gefielen, betrachtete er mit verächtlichem Lächeln und warf sie dann über die Schulter in den Fluß. Tom's Hymnenbuch, das er vergessen hatte, wurde jetzt herausgezogen.

„Hm! Fromm!" murmelte Legree, indem er das Buch durchblätterte. „Du gehörst also zur Kirche, he?"

„Ja, Mas'r!" erwiederte Tom fest.

„Nun gut, das werde ich Dir bald austreiben. Ich will nichts von Euch betenden, singenden, heulenden Niggern auf meiner Plantage wissen; merk' Dir das. Ich bin Deine Kirche — verstanden? Du hast Dich zu benehmen, wie ich's sage — hörst Du?"

In dem ruhigen schwarzen Manne antwortete Etwas: „Nein!" und wie durch eine geisterhafte Stimme wiederholt, gedachte er der Worte, die Eva ihm so oft vorgelesen hatte:

„Fürchte nichts, denn ich habe Dich erlöst. Ich habe Dich gerufen bei Deinem Namen. Du bist mein!"

Aber Simon Legree hörte keine Stimme. Diese Stimme wird er nie vernehmen. Er sah nur einen Augenblick auf das niedergeschlagene Gesicht Tom's und ging dann weg.

Er trug Tom's hübsche und reichliche Garderobe nach dem Verdeck, wo sie bald von Mehreren der Bootsmannschaft umgeben war. Mit vielem Gelächter auf Kosten der Niggers, welche Gentlemen zu seyn versuchten, wurden die Artikel schnell an Einen oder den Andern verkauft und endlich auch die leere Kiste verauktionirt. Es war ein guter Spaß, wie sie glaubten, besonders als Tom seinen Sachen nachsah, wie sie diesen oder jenen Weg nahmen, und die Verauktionirung der Kiste war ein besserer Spaß als alle andern und veranlaßte viele rohe Witze.

Als diese Angelegenheit vorüber war, schlenderte Legree wieder zu seinem Eigenthum zurück.

„Tom," sprach er, „ich habe Dich von jeder lästigen und überflüssigen Bagage befreit, wie Du siehst. Trage gute Sorge für Deine Kleider; es wird lange dauern, bis Du neue bekommst. Ich mache meine Leute sorgfältig; bei mir hat ein Anzug ein Jahr zu dauern."

Simon Legree ging hierauf zunächst zu dem Orte, wo Emmeline saß, mit einer andern Sklavin zusammengekettet.

„Nun, meine Liebe," sagte er, sie unter das Kinn fassend, „hübsch munter?"

Der unwillkürliche Blick der Furcht und des Abscheus, mit dem das junge Mädchen ihn betrachtete, entging seinen Augen nicht und er runzelte finster die Stirn.

„Keine von Euern Zierereien, Mädchen! Du hast ein freundliches Gesicht zu machen, wenn ich mit Dir spreche — hörst Du? Und Du altes, gelbes Mondscheingesicht," sagte er, dem Mulattenweibe, mit welchem Emmeline zusammengekettet war, einen Stoß versetzend, „mach' mir nicht diese Sorte von Gesicht! Du hast freundlich auszusehen, sag' ich Dir ein für allemal."

„Und hört, Ihr Alle!" fuhr er fort, indem er einen oder zwei Schritte zurücktrat — „seht mich an — mir gerade in das Auge — fest!" Und bei jeder Pause, die er machte, stampfte er mit dem Fuße.

Wie durch Zaubergewalt war jetzt jedes Auge auf das rollende graue Auge Legree's gerichtet.

„Seht hier diese Faust!" sagte er, indem er seine große schwere Hand ballte, daß sie aussah wie ein Schmiedehammer. „Sorgt für Eure Knochen!" fuhr er fort, indem er die Faust auf Tom's Schulter fallen ließ. „Ich sage Euch, diese Faust hier ist so hart geworden wie Eisen durch das Niederschlagen von Niggers. Ich hatte nie einen Nigger, den ich nicht mit einem Schlag zu Boden geworfen hätte." Bei diesen Worten brachte er seine Faust dem Gesichte Tom's so nahe, daß dieser sich unwillkürlich zurückbeugte. „Ich halte keinen von den verfluchten Aufsehern; ich bin mein eigener Aufseher, und ich sage Euch, es wird nach den Dingen gesehen. Jedes von Euch hat sein Theil zu thun — rasch — fest — den Augenblick, so wie ich spreche. Das ist der Weg, mich gut zu erhalten. Ihr findet an mir nirgends ein weiches Fleckchen. So, also merkt Euch das, denn ich zeige niemals Gnade!"

Die Weiber hielten unwillkürlich den Athem an und der ganze Trupp saß mit niedergeschlagenen Augen, mit trüben Gesichtern da. Legree kehrte sich um und ging zu dem Schenktische, um einen Trunk zu nehmen.

„So fange ich's mit meinen Niggers an," sagte er zu einem anständig gekleideten Manne, der während dieser Rede in seiner Nähe gestanden hatte; „es ist Grundsatz bei mir, strenge zu seyn, und so wissen sie, was sie zu erwarten haben."

„In der That!" versetzte der Fremde und sah ihn mit der Neugier eines Naturforschers an, der eine ungewöhnliche Gattung studirt.

„Ja, in der That. Bin keiner von den Gentlemen-Pflanzern mit zarten Lilienfingern, die durch irgend einen alten Schuft von Aufseher betrogen werden! Fühlt nur meine Sehnen; seht meine Faust. Ich sage Euch, Sir, das Fleisch ist hart wie Stein geworden — fühlt's nur an."

Der Fremde legte seine Finger auf die bezeichnete Stelle und antwortete einfach:

„Hart genug; und ich glaube," fügte er hinzu, „die Uebung hat Euer Herz eben so hart gemacht."

„Ja, gewiß," sagte Simon mit einem herzlichen Gelächter, „das darf ich sagen. Ich denke, 's ist nicht so viel Weiches in mir. Ich sage Euch, Niemand kommt über mich! Niggers betrügen mich auch niemals — das ist die Sache."

„Ihr habt da einen hübschen Trupp!" versetzte der Fremde.

„Will's meinen!" sagte Simon. „Da ist der Tom, von dem sagten sie mir, der wäre was Ungewöhnliches. Ich zahlte ein bischen viel für ihn, da ich ihn zum Aufseher machen will. Ist ihm das erst ausgetrieben, was er gelernt hat, indem er behandelt wurde, wie Nigger nie behandelt werden sollten, so wird es ein ausgezeichneter Kerl werden! Das gelbe Weib scheint kränklich, aber ich will sie schon für das brauchen, was sie werth ist; sie kann ein oder zwei Jahre aushalten. Ich halte nichts darauf, die Nigger zu schonen. Abnutzen und Neue kaufen, das ist mein Weg; macht weniger Unruhe und ist zuletzt noch wohlfeiler," sagte Simon, indem er sein Glas austrank.

„Und wie lange halten sie gewöhnlich aus?"

„Weiß nicht; nach ihrer Constitution. Kräftige Burschen halten sechs oder sieben Jahre; schwächliche sind in zwei oder drei Jahren zu Schanden gearbeitet. Als ich zuerst anfing, machte ich mir Sorge damit, sie gut zu füttern, daß sie länger aushielten, doktierte mit ihnen, wenn sie krank waren, gab ihnen Kleider und Wäsche und was nicht Alles. Aber es nützte nichts; ich verlor Geld daran und hatte eine Menge Unruhe. Jetzt, seht Ihr, treibe ich sie gerade durch, krank oder gesund. Ist ein Nigger todt, kaufe ich einen andern, und ich finde, daß das bequemer und wohlfeiler ist, jedenfalls.

Während dessen fand ein anderes Gespräch zwischen Emmeline und der Mulattin statt. Wie natürlich, wechselten sie gegen einander einige Einzelheiten ihres Lebens aus.

„Wem gehörtest Du?" fragte Emmeline.

„Mein Herr, Mas'r Alles, haben ein Haus in Leve-Street. Vielleicht kennen Du es."

„War er gut gegen Dich?"

„Sehr, bis er geworden krank. Er lagen krank an sechs Mond und waren sehr unwirsch. Müssen gehabt haben kein Ruh bei Tag und Nacht und er waren sehr zornig. Jeden Tag sind er geworden kränker und kränker; hielten mich auf ganze Nächte, bis ich waren ganz erschöpft und konnten wachen nicht länger; und weil ich haben geschlafen nur Eine Nacht, wurden Mas'r so zornig und sagten, daß er wollten mich verkaufen an härtesten Mas'r, so nur zu finden. Und hatten mir doch vorher versprochen mein Freiheit, wenn würden sterben!"

„Hattest Du keine Freunde?"

„Ja, mein Mann — ein Schmied; Mas'r vermiethen ihn aus. Sie nahmen mich weg sehr rasch, ich nicht hatten so viel Zeit, zu sehen ihn noch 'mal; und ich haben vier Kinder — oh, weh! weh mir!" Und die Frau weinte und bedeckte das Gesicht mit den Händen.

Emmeline wollte ihr irgend etwas zum Trost sagen, aber sie konnte nichts finden. Was ließ sich auch sagen? Wie in gegenseitiger Uebereinstimmung vermieden Beide mit Angst und Beben jede Erwähnung des gräßlichen Menschen, der jetzt ihr Herr war.

Gewiß, Religion gewährt selbst in der finstersten Stunde Trost. Die Mulattin gehörte zur Methodistenkirche und war aufrichtig fromm, wenn auch nicht aufgeklärt; — Emmeline war viel bewandert. Allein würde es nicht selbst den festesten Glauben erschüttern, wenn man sich, scheinbar von Gott verlassen, in der Hand ruchloser Gewaltthätigkeit erblickte? Um wie viel mehr mußte es den Glauben dieser Christinnen erschüttern, einestheils schwach im Wissen, anderntheils jung an Jahren!

Das Boot bewegte sich, mit einer Menge von Kummer belastet, den schmutzigen und ungestümen rothen Fluß aufwärts, und trübe Augen schauten matt auf die rothen, felsigen Ufer, wie sie in trauriger Einförmigkeit dahinglitten. Endlich legte das Boot bei einer kleinen Stadt an und Legree landete mit seinem Trupp.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Die Stellung des Kaisers von China charakterisirt Karl Gützlaff in seinem „Leben des Kaisers Taokuang" (Leipzig 1852) in der Einleitung folgendermaßen: „Des Kaisers Wort ist Gesetz; die unbedeutendste seiner Handlungen ein Muster für aller Anderen Benehmen; er kann nach Belieben Jeden tödten und begnadigen; das Leben und das gesammte Eigenthum aller seiner Unterthanen steht ihm ganz zur Verfügung, und er ist keinem wachsamen Parlament, keinem mächtigen Adel verantwortlich. Einziger Herr und Gebieter unter dem herzgewinnenden Namen „Vater" thut er, was ihm gut dünkt. Wenn jemals dem Menschen souveräne, unverantwortliche Macht anvertraut war, so besitzt sie der Kaiser von China. Aber er, dem Niemand zu befehlen hat, ist selbst ein Sklave des Herkommens; er, der sein ganzes Leben hindurch Gesetzgeber ist, ist an die kleinlichsten Forderungen der Etikette gebunden. Zahllose Formen machen den Kaiser von China zu einem Automaten. Er kann sie verletzen, sie nach Verdienst verachten; aber er würde dies nicht ungestraft versuchen, und seine hohe Würde nicht lange besitzen. Er darf ein Tyrann seyn, und Schrecken an seinem Hofe und über das ganze Land verbreiten; aber wenn er Sorge trägt, die Opfer seiner Vorfahren pünktlich zu verrichten, regelmäßig in jedem Frühling den Pflug zu leiten, der Reihe nach die Tempel zu besuchen, bei allgemeinen Calamitäten als

Büßender im härenen Kleide zu erscheinen, so wird man ihn als einen vortrefflichen Kaiser preisen. Wenn er aber den Befehlen des Ceremonialcollegiums nicht nachkommt, wenn er sich von den häufigen Audienzen, welche gegeben werden, fern hält, wenn er sich anders kleidet oder benimmt, als es durch unvordenkliches Herkommen vorgeschrieben ist, so werden ihn Tausende einen unwürdigen Regenten nennen und ihn mit lautem Tadel anklagen. Von einem Ende China's zum andern sind demagogische Ideen thätig, welche auf die Beschränkung der provinziellen und der obersten Regierungsgewalt abzielen. Der Kaiser hat mit diesen Ideen zu kämpfen, und muß es so zu schicken wissen, daß er den reinsten Despotismus mit einer populären Demokratie versöhnt. Der Monarch China's muß der Vater des großen, schwarzhaarigen Stammes seyn; immer liebevoll, gütig und in allen Einrichtungen und Anschauungen durch und durch chinesisch. Er soll sich als würdiger Häuptling seiner Mandschus zeigen, die ihn als solchen betrachten und von seiner Freigebigkeit viel erwarten. Den Mongolen muß er als großer Chan erscheinen, dessen Reichthum an Viehheerden, dessen Einfluß und Macht in der Steppe jeden Widersacher in stummer Ehrfurcht erhalten muß. Die Tibetaner und die zahlreichen Nomaden müssen in ihm einen großen Frommen erblicken, der in dem Dalai Lama die Verkörperung des Himmels sieht, und in überschwenglicher Frömmigkeit alle Lamas, die in seine Nähe kommen, ernährt. — Die Verwaltung eines so großen Reiches bedarf der Beihilfe vieler ausgezeichneten Männer, und es ist fast unmöglich, zu verhindern, daß nicht einige die Führer des Monarchen werden, obgleich sie ihn ihren Herrn nennen, und in seinem Namen regieren. Für so aufgeklärt auch „die Söhne des Himmels" der Welt zu gelten wünschen mögen, so sind sie doch über alle Maßen vom Aberglauben beherrscht, und ein astrologisches — fälschlich astronomisch genanntes — Collegium regelt alle ihre wichtigen Bewegungen."

(Können Insekten reden?) Diese Frage — sagt Rymer Jones in dem kürzlich erschienenen 2. Bande seiner gehaltreichen „Naturel History of Animals" — dürfte in der That Denen, welche die Bedeutung des Wortes reden auf das Vermögen, Gedanken durch artikulirte Laute auszudrücken, beziehen, sonderbar erscheinen; indeß ein wenig Nachdenken wird Jeden, der jenen kleinen Thierchen seine Aufmerksamkeit widmet, überzeugen, daß obwohl mit keiner Zunge versehen, dieselben sich auf die eine oder andere Weise einander verständlich machen können. Von vielen, als Beweis dafür dienenden Beispielen hier nur ein paar der schlagendsten. Wenn man mit Aufmerksamkeit einen Ameisenhaufen beobachtet, so wird man sich bald davon überzeugen, daß diese rastlos thätigen kleinen Arbeiter keineswegs unfähig sind, sich gegenseitig über Angelegenheiten, die ihr Gemeindewesen betreffen, zu benachrichtigen. Man lege z. B. Nahrungsstoffe in die Nähe eines Ameisenhügels und beobachte das Treiben seiner Bewohner. Einige Zeit wird natürlich verstreichen vor Entdeckung des Schatzes, endlich aber hat ein Wanderer bei seinem Morgenausfluge das Glück, darauf zu stoßen. Was thut er nun? Keineswegs beginnt er wie ein einsam lebendes Wesen, das unfähig ist, Beistand zu suchen, etwa gleich damit, die guten Dinge fortzuschaffen, sondern im Gegentheil macht er sich, erfreut über den Fund, fort, rennt mit dem Kopfe gegen jede Ameise, die er unterwegs trifft, und weiß ihr auf eine für uns allerdings geheimnißvolle Weise nicht nur von seiner Entdeckung Nachricht zu geben, sondern auch den Ort, wo dieselbe stattgefunden, anzuzeigen; denn alsbald sieht man ganze Schaaren von Trägern, durch die Auffindung des ersten Fundes veranlaßt, nach der Stelle hineilen, und Alles ist Thätigkeit und Leben, bis der Nahrungsvorrath in dem Ameisenhaufen sicher aufgespeichert liegt. — Ein anderes noch sprechenderes Beispiel für das in Rede stehende Vermögen der Insekten, Nachrichten zu verbreiten, liefern die Bienen. Jedermann weiß, daß die Bienenkönigin ein Gegenstand der größten Sorgsamkeit und Beobachtung für sämmtliche Arbeiter des Stockes ist; da jedoch diese meist in den verschiedensten Richtungen, und oft sehr weit von der Colonie, eifrig beschäftigt sind, so sollte man meinen, es müsse ihnen, wenigstens vor Ablauf einer beträchtlichen Zeit, unmöglich seyn, die Abwesenheit der Königin vom Stocke zu erfahren. Um nun zu ermitteln, ob die Bienen die Fähigkeit besitzen, Nachrichten dieser Art schnell zu verbreiten, hat man zu wiederholten Malen die Königin heimlich aus dem Stocke entfernt. Etwa eine halbe Stunde lang schien die Entführung nicht bekannt zu seyn; bald aber verkündete das mehr und mehr überhand nehmende Summen, daß der ganze Stock sich im Aufruhr befinde, und nun sah man Legionen Bienen in angstvoller Hast in Aufsuchung der vermißten Monarchin aus- und einströmen. So wie diese ihrer Residenz wiedergegeben ist, hören auch der Tumult und das laute Gesumme in eben so kurzer Zeit wieder auf, als sie entstanden, und bald ist Alles wieder beruhigt und Jeder geht wieder seinen gewöhnlichen Geschäften nach.

Auflösung des Räthsels in Nro. 30:

Bett.

Redaktion, Druck und Verlag von G. Ritter in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

Nro. 32. Dienstag, 15. März 1853.

Onkel Tom's Hütte.

(Fortsetzung.)

Achtundzwanzigstes Kapitel.
Finstere Orte.

Sich schwerfällig hinter einem rohen Wagen und über eine rauhe Straße hinschleppend, schritten Tom und seine Gefährten vorwärts. In dem Wagen saßen Simon Legree und die Weiber; diese, noch immer an einander gefesselt, waren mit einiger Bagage in den hintern Wagentheil gepackt. So zog man Legree's Pflanzung zu.

Es war eine wilde Straße, bald durch dunkle Fichtenwälder sich windend, bald über Knüppeldämme durch Cypressensümpfe, in denen die Trauerbäume sich düster aus dem moorigen, schlammigen Boden erhoben, behangen mit langen Gewinden von schwarzem Moos, unter denen hier und dort die häßliche Gestalt einer Schlange zwischen den umgesunkenen Stämmen und abgebrochenen Aesten dahin glitt, die überall umher lagen und in dem tiefen Moraste verfaulten.

Legree fuhr dem Anscheine nach wohl zufrieden des Weges, gelegentlich einer Flasche mit Branntwein zusprechend, die er in der Tasche hatte.

„Ich sage Euch, Jungens," rief er, indem er sich umwendete und einen strengen Blick auf die entmuthigten Gesichter hinter sich warf, „stimmt einen Gesang an — vorwärts!"

Die Männer sahen einander an und das Vorwärts wurde wiederholt, begleitet von einem Hiebe mit der Peitsche unter den Trupp.

Tom begann eine Hymne:

„Jerusalem, mein Heimathland,
 O Name mir so werth;
Wann wird mein Kummer wohl verbannt
 Und Freude mir bescheert!" —

„Still, Du verfluchter schwarzer Hund!" donnerte Legree. „Glaubst Du, ich brauche eins von Deinen alten höllischen Methodistenliedern? Ich sage Euch, stimmt was Lustiges an, rasch!"

Einer der Andern improvisirte schnell einen Vers nach der Weise eines bekannten Negerliedes:

„Mas'r gern uns lustig seh'n —
 Lustig, Bursche, lustig!
Weil wir jetzt zur Heimath geh'n —
 Lustig, Bursche, lustig!
Ho ho ho, Burschen, ho!
Ho jo hi — ho jo, e ho!"

Der Sänger fuhr im Versmachen fort und die Uebrigen stimmten dann in den Pausen im Chor ein:

„Ho ho ho, Burschen, ho!
Ho jo hi — ho jo, e ho!"

Es war ein lärmender Gesang mit erzwungenem Streben zur Lustigkeit; aber keine Worte der Verzweiflung oder des inbrünstigsten Gebetes hatten eine solche Tiefe des Wehes in sich, als die wilden Töne des Chors. Als ob die armen betäubten, gefangenen Herzen Zuflucht suchten in diesem inartikulirten Heiligthum des Gesangs, und eine Sprache fänden, ihre Gebete zu Gott auszusprechen! Doch Simon Legree verstand dies Gebet nicht; er hörte nur, wie die Bursche lärmend sangen, und war zufrieden — er glaubte, ihre gute Laune aufgeregt zu haben.

„Nun, meine liebe Kleine," sagte er, indem er sich zu Emmeline wendete und seine Hände auf ihre Schulter legte, „jetzt sind wir beinahe zu Haus."

Wenn Legree schalt und tobte, war das Mädchen erschrocken; aber wenn er sie mit seinen Händen berührte und so sprach wie jetzt, dann wünschte sie, er möchte sie lieber schlagen. Der Ausdruck seiner Augen machte ihre Seele krank und ihr Fleisch erbeben. Unwillkürlich preßte sie sich dichter an die Mulattin an ihrer Seite, als wäre sie ihre Mutter.

„Du trugst wohl nie Ohrringe?" sagte er, indem er ihr kleines Ohr mit seinen derben Fingern faßte.

„Nein, Mas'r," erwiederte Emmeline zitternd und zu Boden sehend.

„Nun, ich werde Dir ein Paar schöne geben, wenn wir nach Haus kommen und Du ein gutes Mädchen bist. Brauchst nicht so erschrocken zu seyn; denke nicht daran, Dich arbeiten zu lassen. Du wirst schöne Zeit bei mir haben und wie eine Lady leben, nur sey ein gutes Mädchen."

Legree hatte in jenem Grade getrunken, der ihn geneigt machte, sehr liebenswürdig zu seyn.

Jetzt stiegen die Gehäge der Pflanzung vor dem Auge auf. Die Besitzung hatte früher einem Manne gehört, der Geschmack besaß und der Verschönerung seines Gutes viel Aufmerksamkeit widmete. Er ließ sich aber in unglückliche Spekulationen ein, starb insolvent und die Besitzung wurde von Legree erstanden, der sie wie überhaupt Alles nur als Mittel zum Gelderwerb benutzte. Die Pflanzung hatte daher jenes trübe, vernachlässigte Aussehen, welches sich immer da zeigt, wo frühere Sorgfalt außer Acht gelassen wird.

Der Wagen fuhr durch eine schöne Allee von Chinabäumen, deren anmuthige Formen und überhängendes Laubwerk der einzige Schmuck zu seyn schien, dem Vernachlässigung nichts anhaben konnte, wie edle Geister so fest im Guten sind, daß sie selbst unter entmuthigenden Verhältnissen blühen und gedeihen.

Das Haus war groß und einst sehr hübsch gewesen. Es war in dem im Süden gewöhnlichen Styl gebaut; eine Gallerie lief um's ganze Haus und nach derselben öffneten sich alle Thüren; sie wurde durch Säulen von Ziegelsteinen getragen. Der ganze Ort sah jetzt trüb und unbehaglich aus; viele Fensterscheiben waren zerbrochen, die Fensterläden hingen nur noch in einer Haspe — kurz Alles sprach von Vernachlässigung und Verfall.

Drei oder vier wild aussehende Hunde, durch das Rasseln der Wagenräder aufgeschreckt, sprangen mit wüthendem Gebell herzu und wurden nur mit Mühe durch einige zerlumpte Sklaven, die ihnen folgten, abgehalten, über Tom und dessen Gefährten herzufallen.

„Ihr seht, was Ihr da haben würdet, wenn Ihr davonlaufen wolltet," sagte Legree, indem er mit grimmiger Genugthuung die Hunde liebkoste. „Diese Hunde hier sind dazu abgerichtet, Nigger zu hetzen, und sie würden Einen von Euch zum Abendbrod auffressen. Also merkt Euch das! — He, Sambo," sagte er zu einem der zerlumpten Burschen, der in seinen Aufmerksamkeiten sehr dienstfertig war, „wie sind die Sachen gegangen?"

„Gut, Mas'r."

„Quimbo," sagte Legree zu einem Andern, der gleichfalls eifrige Anstrengungen machte, die Blicke seines Herrn auf sich zu lenken, „Du hast Dir doch gemerkt, was ich Dir sagte?"

„Gewiß, Mas'r, ich thaten."

Diese beiden Farbigen waren die vorzüglichsten Sklaven der Pflanzung. Legree hatte sie zur Brutalität und Wildheit so systematisch gezogen und abgerichtet, wie seine Bulldoggs. Es ist eine Thatsache, die stark gegen dies Geschlecht geltend gemacht worden ist, daß die schwarzen Aufseher immer tyrannischer und grausamer sind, als die Weißen. Dies kommt aber einfach daher, weil die Neger mehr herabgewürdigt werden. Es findet auf dieses Geschlecht nicht mehr Anwendung, als auf irgend ein anderes unterdrücktes in der ganzen Welt; der Sklave wird immer zum Tyrannen, sobald er die Möglichkeit dazu gewinnt.

Legree beherrschte seine Pflanzung durch eine gewisse Auflösung der Gewalten. Sambo und Quimbo haßten einander gegenseitig von Herzen; die Sklaven alle haßten Beide; und indem er eine Partei gegen die andere stellte, konnte er fest überzeugt seyn, durch eine oder die andere der drei Parteien von Allem unterrichtet zu werden, was sich auf der Pflanzung zutrug.

Niemand kann ganz ohne geselligen Verkehr leben, und Legree ermuthigte seine beiden schwarzen Satelliten zu einer gewissen Vertraulichkeit gegen ihn — eine Vertraulichkeit, die jedoch jeden Augenblick den Einen oder Andern von ihnen in große Unruhe versetzen konnte, denn auf einen Wink war Jeder bereit, an dem Andern den Befehl seiner Rache zu vollstrecken.

Wie sie jetzt so neben Legree standen, schienen sie ein Beleg dafür zu seyn, daß viehische Menschen noch niedriger stehen, wie das Vieh selbst. Ihre finstern Züge, ihre rollenden Augen, aus denen der Neid blitzte, ihre barbarischen, halb thierischen Kehllaute, ihre zerlumpten Kleidungsstücke — Alles war in voller Uebereinstimmung mit dem unheimlichen Charakter des ganzen Ortes.

„Hier, Sambo," sagte Legree, „nimm diese Burschen nach dem Quartier; und hier ist Eine, die habe ich für Dich gekauft," fügte er hinzu, indem er die Mulattin von der Kette losmachte und sie ihm zustieß. „Du weißt, ich versprach Dir Eine."

Das Weib fuhr zusammen, wich dann zurück und sagte stotternd:

„Oh, Mas'r, ich haben gelassen mein Mann in Neu-Orleans."

„Was thut das? Hier hast Du einen andern! Nichts von Eurem Geschwätz — fort!" versetzte Legree und erhob die Peitsche.

„Komm, Mistreß," sagte er dann zu Emmeline, „Du gehst mit mir hier hinein."

Ein finsteres, wildes Gesicht wurde einen Augenblick an einem der Fenster sichtbar, und als Legree die Thür öffnete, sprach eine weibliche Stimme Etwas in heftigem, gebieterischem Tone.

Tom, der Emmelinen mit ängstlicher Theilnahme nachsah, hörte gleichfalls jene Stimme und wie Legree zornig antwortete:

„Du hältst Dein Maul; ich werde thun, was mir gefällt."

Mehr konnte Tom nicht vernehmen, denn er folgte Sambo nach dem Quartier.

Dies bestand aus einer Art kleiner Straße von rohen Hütten in einer Reihe, weit von dem Wohnhause in der rauhesten Gegend der Pflanzung aufgeführt; sie hatten ein äußerst trauriges, ödes Aussehen. Tom brach bei ihrem Anblicke fast das Herz. Er hatte sich mit dem Gedanken einer Hütte getröstet, roh zwar, die er aber doch bequem und nett machen könnte, wo er ein Brett für seine Bibel hätte und ein Plätzchen, in seinen Ruhestunden allein zu seyn. Er blickte in mehrere — sie waren nackt und kahl und entbehrten jedes Hausgeräthes; ein Haufe halbverfaultes Stroh lag in jedem der Löcher am Boden, welcher aus bloßer Erde bestand.

„Welche sollen seyn für mich?" fragte er Sambo mit betrübter Miene.

„Denken, Du können nehmen die da," erwiederte Sambo; „noch Platz drin für Andre. Seyn viel Nigger da; wissen nicht zu helfen mir, wo sie Alle schaffen unter."

Es war spät am Abend, als die ermüdeten Bewohner der Hütten heimkehrten, — Männer und Weiber, in schmutzigen, zerrissenen Kleidern, mürrisch und keineswegs in der Laune, neue Ankömmlinge freundlich zu begrüßen.

Als der Trupp vorüber kam, suchte Tom in demselben vergebens nach einem geselligen Gesichte; es waren nichts als roh aussehende Männer und entmuthigte Weiber. Die Stärkern stießen die Schwächern, — rohe und ungezügelte thierische Selbstsucht des Menschen, von dem nichts Gutes erwartet oder verlangt wurde, und der, auf jede Weise als Thier behandelt, so nahe zu demselben herabgesunken war, als es für menschliche Geschöpfe nur möglich ist.

Sehen wir nun, wie es zugeht bei der Bereitung des Abendessens der Sklaven auf Legree's Pflanzung.

„He, Du!" sagte Sambo zu der Mulattin, indem er einen Sack mit Korn vor ihr niederwarf — „wie heißen Du, he?"

„Lucy," antwortete die Frau.

„Na, gut, Lucy, Du mein Weib jetzt. Du mahlen das Korn und machen mein Abendbrod — hören Du?"

„Ich nicht Dein Weib und wollen nicht seyn," entgegnete die Mulattin mit dem entschlossenen Tone der Verzweiflung. „Also gehen weg!"

„Ich werden Dich prügeln, wenn Du nicht folgsam!" sagte Sambo, indem er den Arm erhob.

„Du mich tödten, wenn Du wollen — wo eher, wo lieber! Ich wünschen, ich wären todt!" entgegnete die Frau.

„Sambo, sorgen Du besser für Hände — ich werden Mas'r sagen von Dir!" rief Quimbo, der an der Mühle beschäftigt war, von der er eben zwei erschöpfte Weiber vertrieben hatte.

„Und ich werden Mas'r sagen, daß Du nicht Weiber lassen mahlen ihr Korn, du elend Creatur!" entgegnete ihm Sambo. „Du sollen halten Dein eigen Reihe."

Tom war hungrig von der Tagreise und wurde aus Mangel an Nahrung beinahe ohnmächtig. Endlich bekam auch er seine Ration.

„Da, Du!" sagte Quimbo, indem er ihm einen Sack, der ein Viertel Korn enthielt, vor die Füße warf. „Greifen zu und versorgen gut, denn Du bekommen nichts mehr dies Woche."

Tom mußte lange warten, bis er einen Platz an der Mühle bekam, und gerührt durch die gänzliche Ermattung der Weiber, die sich abmühten, ihr Korn zu mahlen, that er es, obgleich todmüde, für sie. Hernach schob er die erlöschenden Feuerbrände zusammen, an dem schon Viele vor ihm ihre Brode gebacken hatten, und machte sich an sein eigenes Abendessen.

Es war etwas Neues hier, ein Werk der Barmherzigkeit zu sehen, so gering es auch war; aber es schlug eine entsprechende Saite in den Herzen der Frauen an — ein Ausdruck der Weiblichkeit flog über ihre harten Gesichter und sie machten den Teig für ihn und buken seine Brode.

Tom zog bei dem Lichte des Feuers seine Bibel aus der Tasche, denn er bedurfte des Trostes.

„Was seyn das?" fragte eine der Frauen.

„Mein Bibel," erwiederte Tom.

„Du gut Gott, haben nicht gesehen das seit ich fort aus Kentuck."

„Wurdet Ihr aufgezogen in Kentuck?" fragte Tom theilnahmvoll.

„Ja und haben nie erwartet, zu kommen hieher," antwortete die Frau seufzend.

„Wie heißen das Buch?" fragte die andere Frau.

„Nun, Bibel."

„Was stehen da drin?"

„Ei, Gottes Wort! Aber, haben Du denn nie davon gehört?" fragte die Erste verwundert. „Ich hörten Missis in Kentuck draus lesen zuweilen, — hier aber wir nichts hören wie lästern und schimpfen."

„Wollen 'mal lesen ein Stück," sagte die Andere neugierig, als sie sah, wie Tom aufmerksam auf die Blätter blickte.

Tom las:

„Kommt Alle zu mir, die Ihr mühselig und beladen seyd, ich will Euch erquicken."

„Das seyn prächtig," sagte die Frau. „Wer sprechen das?"

„Der Herr!" antwortete Tom.

„Ach," fuhr die Unwissende fort, „ich wünschten zu wissen, wo der zu finden; ich würden gehen zu ihm, daß er mich erquicken. Mein Fleisch fallen ab und es beben und wackeln mein ganz Leib, und Sambo immer schelten auf mich, weil ich nicht rascher sammeln; und wenn ich Abends umsinken aus Schwäche, da werden es fast Mitternacht, bis ich haben fertig mein Essen; und dann ich mich legen hin, zu schlafen, und schließen kaum Augen, so blasen schon wieder das Horn zum Aufstehn. Oh, wenn nur wüßten, wo wären der Herr, wovon Ihr sagen, ich würden aufbrechen und ihm erzählen."

„Er ist hier und überall," sagte Tom.

„Ach," versetzte die Frau, „Ihr machen mich das nicht glauben; ich wissen, der seyn nicht hier. Ich wollen mich legen und versuchen zu schlafen, wenn ich noch können dies wenig Zeit."

Die Weiber gingen nach ihrer Hütte und Tom stand trostlos auf und taumelte nach derjenigen, die ihm angewiesen war. Der Boden lag bereits bedeckt mit müden Schläfern und die dicke Luft stieß ihn fast zurück; aber der Nachtthau war empfindlich und seine Glieder ermattet, und so streckte er sich denn auf das Stroh hin und fiel in Schlaf.

Im Traume traf eine milde Stimme sein Ohr. Er saß auf der Moosbank in St. Clare's Garten am See Pontchartrain, und Eva, die ernsten Augen niedergesenkt, las ihm aus der Bibel vor; und er hörte sie lesen:

„Wenn Du in den Wassern gehst, werde ich bei Dir seyn, und der Fluß wird nicht über Dir zusammenschlagen; schreitest Du durch das Feuer, so sollst Du nicht verbrannt werden, noch soll die Flamme Dich verletzen, denn ich bin der Herr Dein Gott und der Heilige in Israel, Dein Heiland."

Allmählig schienen die Worte in eine göttliche Musik zu verschwimmen. Das Kind erhob seine dunkeln Augen, richtete sie liebevoll auf ihn, und Strahlen der Wärme und des Trostes schienen aus ihnen in sein Herz überzugehen; und wie die Musik erklang, erhob sie sich wie auf glänzenden Fittichen, aus denen Funken von Gold gleich Sternen niederfielen, und war verschwunden.

Tom erwachte. War es ein Traum? Mag es dafür gelten. Doch wer kann behaupten, daß dem freundlichen Geiste, der im Leben so gern die Betrübten tröstete, von Gott verboten war, nach dem Tode dieses Amt noch ferner zu üben?

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

(Menschenblattern.) Furchtbar sind die Verheerungen, welche die Blatternseuche seit länger als einem Jahrtausend in dem civilisirten Europa herbeiführte. Und doch steht die hier verursachte Sterblichkeit in keinem Verhältniß zu der ungleich größeren unter den außereuropäischen, in der Cultur noch weiter zurückgebliebenen Völkern, bis zu denen die Europäer im Verlauf der Zeit, selten als Erzieher und Lehrer, meist als erwerbgierige Egoisten und gewaltthätige Unterdrücker, vordrangen und ihnen den Ansteckungsstoff mittheilten. Am meisten hat Amerika gelitten. In Mexiko allein sollen vom Jahr 1520 an binnen wenigen Jahren über 3 Millionen Menschen an den Blattern gestorben seyn. Im Jahr 1734 waren in Grönland 20,000 Menschen hingerafft worden, so daß sich die ganze Bevölkerung nur noch auf 10,000 belief; ja nach einer späteren Epidemie im Jahr 1800 sollen nur noch 5600 Grönländer übrig geblieben seyn. Und noch gegenwärtig setzen die Blattern ihre schauderhaften Verheerungen unter den Ureinwohnern Amerika's fort. Bei einer Epidemie, welche im Jahre 1847 unter den Indianern am oberen Missouri herrschte, blieben von dem 1600 Individuen zählenden Stamme der Mandoes nur 31 übrig; andere Stämme sollen gänzlich ausgerottet worden seyn.

Göthe und Kant stammen, nach der Versicherung eines schwedischen Blattes, aus Schweden. Magister Hans Ersander, Pastor in Ostgothland, habe einen Sohn Samuel gehabt, welcher als Gesandter in Rußland im Jahre 1698 unter dem Namen Göthe in den Adelstand erhoben worden sey, wie sich dies aus dem Ritterbuche Nummer 1363 ergebe. Sein Brudersohn, Joh. Freder. von Göthe, 1713 zum Freiherrn ernannt und nach Preußen ausgewandert, war der Großvater Wolfgang von Göthe's. — Immanuel Kant stammt, nach derselben Mittheilung, aus Upland, wo sein Ahnherr Soldat gewesen war.

Dem Kaiser der Franzosen ist das Projekt zu einem großartigen Monumente für Napoleon I. von einem gewissen Veillerot vorgelegt und von ihm mit Beifall aufgenommen worden, so daß er den Minister des Innern zum Bericht aufgefordert hat. Das Denkmal soll an der Barriere du Trône errichtet werden und stellt eine Weltkugel vor auf einem hohen Piedestal, an dessen Ecken Genien angebracht sind; auf der Weltkugel befindet sich ein kolossales Bild des Kaisers auf sich bäumendem Pferde. Vier Genien des Ruhmes halten die Weltkugel. Das Modell des Denkmals soll viel versprechen.

Redaktion, Druck und Verlag von G. Ritter in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

Nro. 33. Freitag, 18. März 1853.

Onkel Tom's Hütte.

(Fortsetzung.)

Neunundzwanzigstes Kapitel.
Cassy.

Es war nur kurze Zeit erforderlich, um Tom mit allem Dem vertraut zu machen, was er von seinem neuen Leben zu hoffen oder zu fürchten hatte. Er war ein erfahrener und thätiger Arbeiter in Allem, was er unternahm, und sowohl aus Gewohnheit als aus Grundsatz schnell und treu. Ruhiger und friedlicher Gemüthsart, hoffte er durch unermüdlichen Fleiß wenigstens einen Theil der Uebel seiner Lage von sich abzuwenden. Er sah genug Mißbrauch und Elend, um ihn trübe und krank zu machen, aber er beschloß, mit religiöser Geduld sich anzustrengen und sich Dem, der gerecht richtet, anzuvertrauen, nicht ohne Hoffnung, daß ihm noch irgend ein Weg der Flucht geöffnet werden möchte.

Legree beachtete schweigend Tom's Brauchbarkeit. Er schätzte ihn als einen der ersten Arbeiter und empfand dennoch einen geheimen Widerwillen gegen ihn, die angeborne Antipathie des Schlechten gegen den Guten. Er sah deutlich, daß wenn, wie dies oft der Fall war, seine Gewaltthat und Rohheit die Hilflosen traf, Tom das beachtete; denn so fein ist die Atmosphäre der Gesinnung, daß sie sich selbst ohne Worte fühlbar macht, und sogar die Gesinnung eines Sklaven kann einen Gebieter verdrießen. Tom zeigte auf verschiedene Weise eine Zartheit des Gefühls, eine Theilnahme für seine Leidensgenossen, die ihnen auffallend und neu war und die Legree mit eifersüchtigem Auge bewachte. Er hatte Tom in der Absicht gekauft, ihn gelegentlich zu einem Aufseher zu machen, dem er zu Zeiten während kurzer Abwesenheiten seine Angelegenheiten anvertrauen könnte, und seiner Ansicht nach war die erste, zweite, dritte zu einem solchen Posten nothwendige Eigenschaft — Härte. Legree meinte, da Tom von Hause aus nicht hart sey, wollte er ihn sofort hart machen, und einige Wochen nachdem Tom auf der Pflanzung war, beschloß er, sein Verfahren zu beginnen.

Eines Morgens, als die Sklaven zu der Feldarbeit gemustert wurden, bemerkte Tom mit Ueberraschung ein neues Gesicht unter ihnen, dessen Erscheinen seine Aufmerksamkeit erweckte. Es war eine Frau, groß und zart geformt, mit ausgezeichnet feinen Händen und Füßen und hübsch gekleidet. Ihrem Gesichte nach mochte sie zwischen dreißig und vierzig stehen, und es war ein Gesicht, das, einmal gesehen, nie vergessen werden konnte — eins von denen, die durch einen Blick in uns den Gedanken an ein peinliches Leben zu erwecken scheinen. Ihre Stirn war hoch, ihre Augenbraunen schön gewölbt. Ihre gerade, wohlgeformte Nase, ihr fein geschnittener Mund und die anmuthigen Umrisse ihres Kopfes und Nackens zeigten, daß sie einst reizend gewesen seyn mußte; aber ihr Gesicht war tief durchfurcht von Linien des Schmerzes und bitteren Leiden. Ihre Gesichtsfarbe war gelb und ungesund, ihre Wangen eingefallen, ihre Züge scharf und ihre ganze Gestalt abgezehrt. Doch ihr Auge war groß, dunkelschwarz, beschattet von langen, ebenfalls schwarzen Augenwimpern, und trug den Ausdruck wilder, trauervoller Verzweiflung. Es lag ein kühner Stolz und eine Herausforderung in jedem Zuge ihres Gesichtes, in jeder Bewegung der biegsamen Lippe, in jeder Regung ihres Körpers; doch in ihrem Auge lag eine tiefe Nacht der Angst, ein so hoffnungsloser und starrer Ausdruck, daß er furchtbar mit dem Zorne und Stolze ihres ganzen Wesens contrastirte.

Wo sie herkam, oder wer sie war, wußte Tom nicht; das Erste, was ihm an ihr auffiel, war, daß sie aufrecht und stolz in der Morgendämmerung dahinschritt. Den andern Sklaven dagegen war sie bekannt; denn Alle wendeten die Köpfe nach ihr, und es herrschte offenbar eine Aufregung unter den elenden, zerlumpten, halb verhungerten Geschöpfen, von denen sie umgeben war.

„Mußten kommen endlich dahin!" sagte Einer.

„Wollen nur sehen sie arbeiten!" versetzte ein Anderer.

„Werden wundern mich, wenn sie kriegen heut Abend ihr Theil, wie wir," sagte ein Dritter.

„Und wenn das nicht, ob sie auch werden bekommen Peitsche?" meinte ein Vierter.

Die Frau achtete nicht auf diese höhnischen Reden, sondern ging mit demselben Ausdrucke des Zorns vorwärts, als hätte sie Nichts gehört. Tom hatte beständig unter civilisirten Menschen gelebt und unwillkürlich fühlte er aus ihrem ganzen Wesen und Benehmen, daß sie zu dieser Klasse gehöre; aber wie oder auf welche Weise sie in diese entwürdigte Lage gekommen war, konnte er nicht ergründen. Die Frau sah ihn auch nicht an, noch sprach sie mit ihm, obgleich sie während des ganzen Weges zu dem Felde dicht an seiner Seite blieb.

Tom war bald eifrig bei seiner Arbeit beschäftigt, doch da die Frau nicht weit von ihm entfernt war, blickte er oft zu ihr hinüber. Er sah auf einen Blick, daß eine angeborne Gewandtheit und Behendigkeit die Aufgabe für sie leichter machte, als sie für viele Andere war. Sie sammelte rasch und sauber und mit einem Ausdrucke des Verdrusses, als ob sie sowohl die Arbeit als die Demüthigung der Umstände verachtete, in die sie sich versetzt sah.

Im Laufe des Tages arbeitete Tom mit der Mulattin, welche zugleich mit ihm gekommen war. Sie litt offenbar sehr und Tom hörte sie öfters beten, sah wie sie zitterte und bebte und nahe daran schien, umzufallen. Schweigend warf Tom, wenn er in die Nähe kam, einige Hände voll Baumwolle aus seinem eigenen Korb in den ihrigen.

„Ach, nicht!" sagte die Frau, indem sie überrascht aussah — „werden nur bringen Euch Verdruß."

Eben da kam Sambo herzu. Er schien eine besondere Pique auf diese Frau zu haben, und indem er seine Peitsche schwang, sagte er in rohem Kehltone:

„He, Lucy, was seyn das da?" Und während er dem Weibe mit seinem schweren Schuh einen Tritt versetzte, hieb er Tom mit der Peitsche über das Gesicht.

Tom nahm schweigend seine Arbeit wieder vor, aber die Frau, die schon vorhin der Erschöpfung nahe gewesen war, wurde ohnmächtig.

„Wollen Dich schon wieder bringen in Höh," sagte der Aufseher mit viehischem Grinsen, „werden Dir geben was, das besser als Kampfer!" Und eine Stecknadel von seiner Blouse nehmend, stieß er sie ihr bis an den Knopf ins Fleisch.

Das Weib stöhnte und richtete sich halb in die Höhe.

„Auf, Du Beest, und arbeiten, oder ich werden geben Dir gleich noch Eins!"

Sie schien für einige Augenblicke zu übernatürlicher Kraft aufgestachelt zu seyn und arbeitete mit Hast.

„Sehen Du zu thun Dein Theil," sagte der Aufseher, „oder Du werden heut Abend wünschen, daß Du wären todt!"

„Das seyn mein Wunsch jetzt gleich!" hörte Tom sie sagen und dann: „Ach, Herr, wie lange! Ach, Herr, weßhalb Du nicht helfen uns?"

Auf die Gefahr hin, daß er dafür dulden müßte, trat Tom wieder zu ihr und that alle Baumwolle aus seinem Korb in den ihrigen.

„Oh, das nicht, nicht! Ihr nicht wissen, was sie werden Euch thun," sagte das Weib.

„Ich es ertragen besser als Ihr," entgegnete Tom und ging wieder an seine Arbeit.

Alles geschah in einem Augenblick.

Plötzlich erhob die fremde Frau, die wir beschrieben haben, und die bei ihrer Arbeit nahe genug gekommen war, Tom's letzte Worte zu hören, ihre schwarzen Augen, heftete sie eine Sekunde auf ihn, dann nahm sie einen Theil Baumwolle aus ihrem Korbe und legte ihn in den seinigen.

„Du weißt nichts von diesem Orte, armer Mann," sagte sie in reiner Sprache, „sonst würdest Du das nicht gethan haben. Bist Du hier kurze Zeit, wirst Du Niemanden mehr helfen; Du wirst es hart genug finden, für Deine eigene Haut zu sorgen."

„Der Herr wollen behüten, Misses!" sagte Tom, unwillkürlich gegen seine Mitarbeiterin die ehrerbietige Benennung gebrauchend, die er gegen die Höhergeborenen, mit denen er gelebt hatte, zu gebrauchen gewohnt war.

Die Handlung des Weibes war durch den Aufseher bemerkt worden und seine Peitsche schwingend kam er zu ihr.

„Was! was!" sagte er mit einem Ausdrucke des Triumphes — „Ihr betrügen! Fort! weiter! Ihr jetzt unter mir, müssen denken; fort — oder Ihr werden kriegen Eins!"

Ein Blick wie ein Blitz zuckte plötzlich aus den dunkeln Augen auf, und mit bebenden Lippen, weit geöffneten Naslöchern, richtete sie sich stolz empor, sah ihn starr an und sagte mit wuthbebender Stimme zu dem Aufseher:

„Schuft, rühre mich an, wenn Du es wagst! Noch habe ich Macht genug, Dich von den Hunden zerreißen, lebendig verbrennen oder in Stücke zerschneiden zu lassen! — Ich brauche nur ein Wort zu sprechen!"

„Was zum Teufel seyn Ihr dann hier?" sagte der Aufseher, offenbar erschreckt und ein oder zwei Schritte zurückweichend. „Wollten nicht beleidigen Euch, Miß Cassy."

„So bleibe weg!" sagte die Frau, und in der That schien der Mensch sehr geneigt, irgend etwas an dem andern Ende des Feldes zu besorgen, denn rasch schritt er vorwärts.

Die Frau wendete sich schnell wieder zu ihrer Arbeit und versah sie mit einer Eile, die Tom in das höchste Staunen versetzte. Sie schien wie mit Zaubergewalt zu arbeiten. Ehe der Tag noch zu Ende war, hatte sie ihren Korb gefüllt, hoch aufgethürmt, und dabei mehrmals noch reichlich an Tom abgegeben.

Lange nach der Abenddämmerung kehrte der ganze Zug mit den Körben auf den Köpfen zurück zu dem Gebäude, welches zum Wiegen und Aufbewahren der Baumwolle bestimmt war. Legree war in eifrigem Gespräche mit den beiden Aufsehern.

„Der Tom machen gewaltig Unruhe, Mas'r," sagte Sambo; „thaten Wolle in Lucy's Korb; — er werden verführen alle Nigger, zu thun das Nämlich, wenn Mas'r nicht ihn bewachen."

„Ha! der schwarze Schuft!" versetzte Legree. „Er wird ausgepeitscht werden müssen; nicht, Jungens?"

Die beiden Neger grinsten abscheulich bei dieser Andeutung.

„Wenn wollten Mas'r allein peitschen ihn!" bemerkte Quimbo. „Teufel selbst könnten nicht Mas'r überbieten in das!"

„Na, Jungens, der beste Weg ist, ihn durchzuhauen, bis ihm das ausgetrieben wird. Bringt ihn her!"

„Herr, Mas'r, werden seyn harte Arbeit, zu treiben das 'raus!"

„Muß aber doch 'raus!" entgegnete Legree, indem er seinen Tabak im Munde herumwälzte.

„Da seyn ferner Lucy, Mas'r, das die widerspenstigst, häßlichst Hex auf ganz Plantage!" fuhr Sambo fort.

„Sieh Dich vor, Sambo, ich werde erst daran denken, was die Ursache ist, daß Du so gegen Lucy bist."

„Mas'r doch wissen, daß sie haben sich aufgelehnt gegen ihn und mich nicht wollten annehmen, als er ihr sagten."

„Ich würde sie tüchtig ausgepeitscht haben," sagte Legree ausspeiend, „nur drängt die Arbeit jetzt so, daß ich gerade nicht niederwerfen will. Sie ist zart, aber diese Weiber lassen sich schier tödten, um ihren eigenen Weg zu gehen!"

„Na, Lucy waren auch nachlässig und träg — wollten nicht arbeiten, und der Tom haben gesammelt für sie."

„So? das that er? Na gut, so soll er das Vergnügen haben, sie zu peitschen. Wird eine gute Uebung für ihn seyn; und er wird es der Dirne auch nicht geben, wie Ihr Teufel."

„Ha ha ha!" lachten die beiden Schufte und die teuflischen Töne schienen in der That kein unpassender Ausdruck des Charakters zu seyn, den Legree ihnen beilegte. Sambo berichtete in seiner angeberischen Weise weiter:

„Miß Cassy, Mas'r, warfen Wolle in Korb von Tom, und ich möchten wissen, ob ihr Gewicht seyn richtig."

„Ich werde wiegen!" sagte Legree pathetisch. — „So," fügte er hinzu, „Miß Cassy that also ihre Arbeit?"

„Sie haben gesammelt wie Teufel und all seine Engel!"

„Sie hat sie alle in sich, glaub' ich," sagte Legree und mit einem rohen Fluche schritt er nach dem Waaghause. —

Langsam kamen die niedergeschlagenen, ermatteten Geschöpfe herein und boten mit kriechendem Zögern ihre Körbe zum Wiegen dar. Legree schrieb auf eine Tafel, neben welcher eine Liste der Namen stand, jedes Gewicht.

Tom's Korb wurde gewogen und richtig befunden, und er sah mit ängstlichem Blick auf den Erfolg des Weibes, deren er sich angenommen hatte. Vor Erschöpfung zitternd, trat sie heran und übergab ihren Korb. Er hatte das volle Gewicht, wie Legree sehr gut bemerkte, aber Zorn heuchelnd sagte er:

„Du träges Beest! wiegt zu wenig! Trete bei Seite, Du sollst bald genug bekommen!"

Das Weib stöhnte in tiefer Verzweiflung und setzte sich nieder.

Die Person, welche Miß Cassy genannt worden war, trat jetzt heran und überreichte mit hochmüthigem, nachlässigem Wesen ihren Korb. Als sie ihn übergab, sah Legree ihr mit einem höhnischen, aber fragenden Blick in das Auge.

Sie richtete ihre schwarzen Augen fest auf ihn, ihre Lippen zuckten leise und sie warf einige französische Worte hin. Was es war, wußte Niemand, aber Legree's Gesicht bekam einen dämonischen Ausdruck, indem sie sprach; er erhob seinen Arm, als wollte er einen Streich führen — eine Bewegung, die sie mit verächtlicher Geringschätzung ansah; dann wendete sie sich um und ging hinweg.

„Und jetzt, Tom," sagte Legree mit verbissener Wuth, „komm 'mal her! Du weißt, ich sagte Dir, ich kaufte Dich nicht für gemeine Arbeit; ich denke Dich zu befördern und einen Aufseher aus Dir zu machen; heute Abend magst Du Dein Amt antreten. Na, jetzt nimm die Dirne da und peitsche sie aus; Du wirst genug davon gesehen haben, um es zu wissen."

„Bitten Mas'r um Verzeihung!" sprach Tom — „hoffen, Mas'r werden nicht mich zwingen dazu; ich waren nie gewohnt, das zu thun — ich thaten es nie und können es auch nicht, auf keine Art und Weise."

„Oh, Du wirst eine Menge Dinge lernen, die Du noch nie gethan hast, ehe ich mit Dir fertig bin!" entgegnete Legree, indem er einen Ochsenziemer

nahm, Tom einen gewaltigen Hieb über Kopf und Schulter versetzte und demselben eine Menge Streiche folgen ließ.

„So!" sagte er, indem er anhielt, um auszuruhen — „wirst Du mir jetzt noch sagen, daß Du es nicht kannst?"

„Ja, Mas'r!" erwiederte Tom, sich mit der Hand das Blut abwischend, das über sein Gesicht rann. „Ich wollen arbeiten so lange Leben und Athem in mir; aber diese Dinge zu thun, ich nicht können vollbringen; und, Mas'r, ich halten nicht für recht und werden nie es thun — nie!"

Tom hatte eine außerordentlich weiche Stimme und sein gewöhnlich ehrerbietiges Wesen hatte in Legree den Glauben erweckt, er wäre feig und würde leicht zu bezwingen seyn. Als er diese letzten Worte sprach, durchzuckte ein gewaltiges Staunen Alle, die es hörten. Das arme Weib faltete die Hände und murmelte: „O Gott!" und Alle sahen unwillkürlich einander an und hielten den Athem, als wollten sie sich auf den Sturm vorbereiten, der jetzt kommen müßte.

Legree sah verduzt und verwirrt aus; endlich aber brach er los:

„Was? Du schmutziges, schwarzes Beest! Sagst mir, Du hältst es nicht für recht, was ich Dir befehle? Was hat solch verfluchtes Vieh zu denken, was recht ist? Ich will dem ein Ende machen! Was glaubst Du denn, daß Du bist? Ah! Master Tom! Ihr glaubt wohl ein Gentleman zu seyn, daß Ihr so zu mir sprecht? Ihr denkt also, Master Tom, es ist unrecht, die Dirne zu peitschen?"

Tom achtete weder auf die Drohung noch den Spott und antwortete frei und offen:

„Das denken ich, Mas'r! Das arme Geschöpf seyn krank und schwach; es wären grausam, wenn ich würden das thun. Mas'r, wenn Ihr wollen, so tödten mich; lieber sterben, als erheben gegen irgend Jemand hier die Hände!"

Tom sprach mit einer Entschiedenheit, die nicht mißverstanden werden konnte. Legree bebte vor Zorn; seine grauen Augen rollten wild im Kopfe und die borstigen Haare seines Bartes schienen sich vor Leidenschaft zu krümmen; doch gleich einem wilden Thiere, das mit seinem Opfer spielt, ehe es dasselbe verschlingt, hielt er seinen Antrieb zu augenblicklicher Gewaltthat zurück und brach in bittern Hohn aus:

„Ei, hier ist endlich ein frommer Hund unter uns Sünder losgelassen! Ein Heiliger, ein Gentleman und nicht weniger, zu uns Sündern von unsern Sünden zu sprechen! Eine gewaltige heilige Creatur muß er seyn! Höre, Du Schuft, der Du glauben machen willst, daß Du fromm bist, hörtest Du nie aus Deiner Bibel: Ihr Knechte, gehorchet Eurem Herrn! Bin ich nicht Dein Herr? Zahlte ich nicht 1200 Dollars für Alles, was in Deiner verfluchten alten Haut steckt? Wurde nicht mein jetzt Leib und Seele?" sagte er, indem er Tom mit seinem schweren Stiefel einen heftigen Tritt versetzte. „Sag'!"

In der Tiefe körperlichen Leidens, niedergebeugt durch rohe Bedrückung, erweckte diese Frage einen Strahl der Freude und des Triumphes in Tom's Seele. Er richtete sich plötzlich empor, sah ernst zum Himmel auf und während Thränen und Blut über sein Gesicht rannen, rief er aus:

„Nein, nein! meine Seele gehören nicht Euch, Mas'r! Die haben Ihr nicht gekauft — können sie nicht kaufen! Sie gehören Einem, der sie werden bewahren — Ihr können nichts daran machen!"

„Ich kann nicht?" sagte Legree höhnisch. „Wir wollen sehen! Hier! Sambo! Quimbo! Gebt diesem Hund so viel, daß er es in einem Monat nicht übersteht."

Die beiden riesenmäßigen Neger, welche Tom jetzt ergriffen, wilde Lust in ihren Blicken, wären treffende Bilder für Engel der Finsterniß gewesen. Die arme Frau schrie angstvoll auf, und Alle erhoben sich, wie durch einen gemeinsamen Antrieb, während Tom widerstandlos fortgeschleppt wurde.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Daß ein Bestohlener seinen Dieb selbst in Freiheit setzt, geschieht wohl selten, ist aber kürzlich in Berlin vorgekommen. Ein hiesiger Bürger kommt Nachts nach Hause, schließt als guter Bürger sorgsam die Hausthür hinter sich zu und erblickt nun auf der Hausflur einen Unbekannten. „Was machen Sie hier, Juter?" fragt Herr Schulze, worauf die Antwort, daß der befragte Fremdling der Verwandte eines Dienstmädchens oben im Hause sey, an welche er Nachrichten von Hause gebracht habe. Er habe sich verspätet und bitte sehr, ihn doch gütigst hinauszulassen. Herr Schulze, ein weichmüthiger Berliner, gerührt über die fatale Situation des Fremden, schließt ihm die Thüre auf und entläßt ihn mit dem freundlichen „Jute Nacht!" Er tappt nun im Dunkeln hinauf in seine Wohnung, wo ihm, noch ehe er seine Lampe angezündet, ein unangenehmes Licht aufging. Er fand nämlich seine Thüre erbrochen und 80 Thlr. entwendet; den Dieb mit den Thalern hatte er selbst zum Hause hinausgelassen.

Redaktion, Druck und Verlag von G. Ritter in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

Nro. 34. Sonntag, 20. März **1853.**

Onkel Tom's Hütte.

(Fortsetzung.)

Dreißigstes Kapitel.

Die Geschichte der Quadrone.

Es war spät in der Nacht und Tom lag seufzend und blutend allein in einem alten verlassenen Raum des Baumwollenhauses unter Stücken zerbrochener Geräthschaften, Haufen verdorbener Baumwolle und anderem Abfall.

Die Nacht war schwül und dunkel und die Luft erfüllt von Myriaden Mosquitos, welche den Schmerz seiner Wunden vergrößerten; brennender Durst, eine Folter, schrecklicher als alle andern, füllte das Maß seiner körperlichen Leiden.

„Ach, guter Gott," betete Tom in seiner Angst, „blicken du nieder auf mich! verleihen den Sieg mir über Alles!"

In dem Raum hinter sich hörte er Fußtritte und das Licht einer Laterne traf seine Augen.

„Wer seyn da?" sagte er mit Aechzen. „Ach, um des Herrn willen, geben mir Wasser!"

Cassy — denn sie war es — setzte ihre Laterne nieder, nahm Wasser aus einer Flasche, half seinen Kopf in die Höhe richten und gab ihm zu trinken. Noch ein Becher und noch einer wurden in fieberhafter Hast geleert.

„Trinke, so viel Du willst," sagte sie. „Ich wußte, wie es kommen würde. Nicht zum erstenmale bin ich in der Nacht ausgegangen, Solchen, wie Du bist, Wasser zu bringen."

„Danken Euch, Missis," sagte Tom, als er genug getrunken hatte.

„Nenne mich nicht so! ich bin eine elende Sklavin, gleich Dir — eine niedrigere, wie Du je seyn kannst!" sagte sie bitter. „Aber jetzt, armer Bursche," fuhr sie fort, nachdem sie einen Strohsack hereingezogen, über den sie ein Leinentuch, mit kaltem Wasser angefeuchtet, gebreitet hatte, „versuche, Dich hier herauf zu rollen."

Von Schmerz erstarrt brauchte Tom lange Zeit, diese Bewegung zu beendigen; als es aber geschehen war, fühlte er eine merkliche Erleichterung durch den kühlenden Umschlag seiner Wunden.

Die Frau, welche lange Uebung unter den Opfern der Rohheit mit vielen Heilkünsten vertraut gemacht hatte, behandelte Tom's Wunden so, daß er bald etwas Linderung empfand.

Tom dankte ihr und die Frau setzte sich auf den Boden, zog ihre Kniee an, umschloß sie mit ihren Armen und sah vor sich nieder mit einem peinlichen Ausdruck ihres Gesichts. Ihre Haube fiel ihr vom Kopfe und lange Flechten schwarzen Haares umschlossen ihr eigenthümliches, melancholisches Antlitz.

„Es nützt nichts, armer Bursche," sprach sie endlich, „es nützt nichts, was Du da zu thun versuchst. Du bist ein braver Mensch und hattest das Recht auf Deiner Seite — doch es ist Alles vergebens, was Du zu erstreben versuchst. Du bist in den Klauen des Teufels; er ist der Stärkere und Du mußt es aufgeben."

„O Herr, Herr!" stöhnte der Unglückliche.

„Es nützt nichts, den Herrn anzurufen!" fuhr das Weib bitter fort. „Ich weiß es — Du nicht. Ich bin seit fünf Jahren hier — Leib und Seele unter den Füßen dieses Mannes, den ich hasse wie den Teufel. Du bist hier auf einer einsamen Pflanzung, zehn Meilen von jeder andern in den Sümpfen; kein Weißer hier, der bezeugen könnte, wenn Du lebendig begraben, in Stücke gehauen, den Hunden vorgeworfen, aufgehängt oder zu Tode gepeitscht würdest. Hier ist kein Gesetz von Gott oder den Menschen, das Dir oder Einem von uns das geringste Gute verschaffen kann, und nichts auf der Welt ist diesem Scheusal zu schlecht, um es nicht zu thun. Ich könnte eines Jeden Haare sträuben machen und die Zähne klappern, wenn ich nur sagen wollte, was ich hier gesehen und erfahren habe — Widerstand nützt nichts! — Ich war ein Weib, in zarter Pflege aufgewachsen, und er, großer Gott, was war und was ist er! — Dennoch habe ich

diese fünf Jahre mit ihm gelebt, aber jede Stunde meines Lebens verflucht, Tag und Nacht! — Und jetzt hat er eine Neue, ein junges Ding, nur fünfzehn Jahre; sie ist fromm erzogen, wie sie sagt, und brachte ihre Bibel hierher — in die Hölle!"

Und das Weib lachte wild auf, daß es wie ein übernatürlicher Ton durch das verfallene Gebäude erklang.

Tom faltete die Hände; Alles war Finsterniß und Entsetzen.

„O mein Jesu! haben du verlassen uns arme Geschöpfe?" rief er endlich aus. „Herr, helfen mir, ich gehen zu Grund!"

Das Weib fuhr fort:

„Und wer sind diese elenden, gemeinen Hunde, mit denen Du arbeitest, daß Du ihretwegen leiden solltest? Jeder von ihnen würde sich bei der ersten Gelegenheit gegen Dich wenden. Sie sind alle so grausam gegen einander, wie sie nur seyn können; es nützt nichts, daß Du leidest, um ihnen etwas zu ersparen."

„Angenommen," entgegnete Tom, „ich würden mich gewöhnen daran, grausam zu seyn wie sie, so würden ich allmählig verderben und untergehen gleich ihnen. Nein, nein! ich haben verloren Alles, Weib und Kinder und einen guten Herrn, er hätten mir gegeben die Freiheit, wenn er wären geblieben noch eine Woche am Leben; — ja, ich haben verloren Alles, Alles auf dieser Welt — ich wollen nicht verlieren auch jetzt noch den Himmel! Nein, nein, ich wollen und können nicht schlecht werden über Alles!"

„Aber der Herr kann die Sünde nicht uns zur Last legen, wenn wir dazu gezwungen werden," warf die Frau ein; „er wird sie Denen aufbürden, die uns dazu trieben."

„Ja," sagte Tom, „doch das benehmen nichts dem Schlechten. Wenn ich werden so hartherzig wie der Sambo und so verdorben, so kommen es nicht darauf an, wie ich es werden, sondern daß ich es werden — das ist's, was ich fürchten."

Das Weib richtete einen verwunderten Blick auf Tom, als ob ein neuer Gedanke in ihr aufstiege; dann versetzte sie mehr murmelnd als sprechend:

„Gottes Barmherzigkeit! Du sprichst die Wahrheit — oh, oh, oh!" Und schwer seufzend fiel sie zurück auf die Erde, niedergeschmettert durch Seelenangst.

Es entstand ein kurzes Schweigen und jeder Athemzug der Beiden war zu hören, bis Tom mit matter Stimme sagte:

„Ach, Missis!"

Die Frau richtete sich wieder auf und ihr Gesicht zeigte den gewöhnlichen peinlichen, melancholischen Ausdruck.

„Missis, ich haben gesehen sie meine Blouse in dies Eck da werfen, und in Tasche stecken mein Bibel, wenn Missis wollten sie holen."

Cassy that es. Tom öffnete sie an einer stark bezeichneten Stelle, die sehr abgelesen war und die letzten Ereignisse aus dem Leben Dessen schilderte, durch den wir erlöst wurden.

„Wenn Missis wollten nur so gut seyn," sagte er, „das hier zu lesen."

Cassy nahm das Buch mit stolzem Wesen und sah auf die Stelle. Sie las dann mit deutlicher Stimme und mit richtiger Betonung jene rührende Schilderung der Leiden des Heilandes und dessen Ergebung in des Herrn Wille. Oft wollte ihr aber ihre Stimme den Dienst versagen und mehrmals mußte sie innehalten, bis sie sich wieder gesammelt hatte. Als sie zu den Worten kam: „Vater, vergib ihnen, denn sie wissen nicht, was sie thun!" warf sie das Buch von sich, begrub ihr Gesicht in die dichten Massen ihres Haares und weinte laut mit krampfhafter Heftigkeit.

Tom weinte auch; dann sagte er:

„O, könnten wir bringen es nur auch dahin! Für ihn schienen zu seyn das so natürlich, und wir haben zu kämpfen deßhalb so sehr! — O großer Gott, helfen uns!"

„Missis," sprach Tom nach einer Weile, „ich sehen, daß Ihr in jeder Beziehung stehen über mir, aber Eins ist, darin können Missis selbst von dem armen Tom lernen. Ihr sagen, der Herr wären gegen uns, weil er uns lassen mißhandeln; — aber Ihr sehen, was des Herrn Sohn haben getroffen. Waren er nicht arm und seyn kommen Einer von uns so tief 'runter? — Nein, wir seyn nicht vergessen, davon haben ich beste Ueberzeugung. Dulden wir mit dem Herrn, werden wir herrschen auch mit ihm; wenn aber ihn wir verleugnen, werden er dies auch uns — so sagen die Schrift. Haben der Herr nicht gelitten und die Seinen all? Leiden und Marter seyn kein Grund, zu glauben, daß der Herr sich gewendet von uns weg, sondern gerad das Gegentheil, wenn wir halten nur fest an ihm und uns nicht hingeben der Sünde."

„Aber weßhalb treibt er uns dahin, wo wir uns der Sünde nicht erwehren können?" entgegnete die Frau.

„Doch, ich denken, daß wir das können," versetzte Tom.

„Du wirst es in der Folge sehen," sagte Cassy. „Was willst Du beginnen? Morgen schon werden sie über Dich her seyn. Ich kenne sie; ich habe all ihr Treiben gesehen; ich kann es kaum ertragen, daran zu denken, was sie über Dich bringen werden; und magst Du thun, was Du willst, zuletzt werden sie Dich doch bezwingen."

„Herr Jesu," betete Tom, „erbarmen du dich meiner Seele! O Herr, geben mich nicht auf!"

„Ich habe alle diese Klagen und Bitten schon zuvor gehört," sagte Cassy, „und dennoch sind sie nicht gehört worden. Du mußt Dich fügen oder Dich zollweis tödten lassen."

„Nun gut, ich werden sterben!" sagte Tom fest. „Mögen sie ausspinnen die Sache, wie sie wollen, das können sie nicht verhindern, daß ich sterben; und dann können sie nichts mehr, wenn das vorbei! Ich wissen, der Herr werden helfen mir es durchmachen."

Die Frau antwortete nicht; sie saß da mit starr auf den Boden gerichteten Augen.

„Mag seyn, daß das der Weg ist," murmelte sie vor sich hin; „doch für Die, welche sich aufgeopfert haben, ist keine Hoffnung — keine! Wir leben im Sumpfe und verfluchen uns selbst! Wir sehnen uns nach dem Tode und wagen es nicht, uns zu tödten! Keine Hoffnung! keine Hoffnung! — — Dieses Mädchen — gerade so alt, wie ich war!" sagte sie nach einer Pause immer noch murmelnd; dann aber fuhr sie laut zu Tom sprechend fort: „Du siehst mich jetzt — schau, was ich bin! — Doch, ich will Dir meine Geschichte erzählen, so gut ich es vermag.

„Das Erste, dessen ich mich erinnere, ist, daß ich als Kind in glänzenden Gemächern spielte; ich wurde geputzt wie eine Puppe und Gesellschaft und Besucher lobten mich. Ich pflegte im Garten unter den Orangenbäumen mit meinen Brüdern und Schwestern Versteckens zu spielen. Ich kam in ein Stift und lernte dort Musik, Französisch, Sticken und dergleichen; und als ich vierzehn Jahre alt war, kam ich heraus zu meines Vaters Begräbniß. Er ist sehr plötzlich gestorben, und als sein Vermögen geordnet wurde, fand es sich, daß kaum genug da war, seine Schulden zu decken; und als die Gläubiger seine Nachlassenschaften aufnahmen, wurde ich mit auf das Verzeichniß gesetzt. Meine Mutter war Sklavin; mein Vater hatte immer daran gedacht, mich freizugeben, aber es nicht gethan, und so wurde ich mit aufgezeichnet. Ich habe zwar gewußt, was ich war, habe es jedoch nie viel überlegt; Niemand erwartet, daß ein gesunder, starker Mann plötzlich sterben wird. Mein Vater war nie krank, nur vier Stunden bevor er starb — er war eins der ersten Opfer der Cholera in Neu-Orleans. — Den Tag nach dem Begräbnisse nahm meines Vaters Frau ihre Kinder und zog nach ihres Vaters Pflanzung. Man hatte einem jungen Rechtsgelehrten die Ordnung der Geschäfte übertragen; dieser kam jeden Tag und sprach sehr freundlich mit mir. Eines Tages brachte er einen andern jungen Mann mit, den ich für den schönsten hielt, welchen ich je gesehen. Den Abend werde ich nie vergessen; ich fühlte mich verlassen und voll Sorge, und er war so freundlich und gütig gegen mich; er sagte mir, er hätte mich gesehen, ehe ich in das Stift kam, und liebte mich schon lange und wollte mein Freund und Beschützer seyn. Kurz, obgleich er mir nicht sagte, daß er zweitausend Dollars für mich bezahlt und ich sein Eigenthum sey, wurde ich willig sein, denn ich liebte ihn."

Sie machte eine Pause, dann fuhr sie fort:

„Ach, wie liebte ich den Mann, wie liebe ich ihn noch jetzt und wie werde ich ihn lieben, so lange ich athme! Er war so schön, so gut, so edel! Er brachte mich in ein reizendes Haus mit Sklaven, Pferden, Wagen und Allem, was nur Vergnügen gewähren kann. Was sich für Geld kaufen läßt, gab er mir, doch ich legte keinen Werth auf dies Alles, sondern kümmerte mich nur um ihn; ich lernte ihn ehren wie meinen Gott und meine eigene Seele, und konnte nichts thun, als was er von mir verlangte. Ich wünschte nur Eines — daß er mich heirathen möchte. Ich dachte, wenn er mich so liebte, wie er sagte, und wenn ich wäre, was er von mir zu denken schien, so würde er bereit seyn, mich freizulassen und zu heirathen; allein er überzeugte mich, daß es unmöglich wäre, und sagte mir, wenn wir nur einander treu wären, so wäre dies eine Ehe vor Gott. Wenn das wahr, war ich dann nicht dieses Mannes Frau?

„Sieben Jahre lang erforschte ich jeden Blick und jede Bewegung, lebte und athmete ich nur für ihn. Er bekam das gelbe Fieber und zwanzig Tage und Nächte wachte ich bei ihm — ich allein; ich gab ihm jede Arznei und besorgte Alles für ihn, und er nannte mich seinen guten Engel und sagte, ich hätte sein Leben gerettet. Wir hatten zwei reizende Kinder. Das erste war ein Knabe und wir nannten ihn Harry; er war das Bild seines Vaters — er hatte so schöne Augen, eine solche Stirne und solche Haare; dabei besaß er seines Vaters Geist und dessen Talente. Die kleine Elise, sagte er, gliche mir; und er sagte mir mehr als einmal, ich wäre das reizendste Weib in Louisiana und er wäre so stolz auf mich und die Kinder. Er liebte es, wenn ich sie schön ankleidete und mit ihnen in einem offenen Wagen ausfuhr und er die Bemerkungen hörte, die die Leute über uns machten, und beständig füllte er meine Ohren mit den Lobsprüchen, die mir und den Kindern gezollt wurden. Ach, das waren glückliche Tage! Ich glaubte mich so glücklich, wie man nur seyn könnte; dann aber kamen böse Zeiten.

„Es war ein Vetter von ihm nach Neu-Orleans gekommen, der war sein besonderer Freund und er hielt große Stücke auf ihn. Doch gleich von dem ersten Tage, als ich ihn sah, fürchtete ich ihn, ohne daß ich sagen konnte, weßhalb; ich fühlte mich über-

zeugt, daß mir durch ihn Unglück kommen müßte. Er nahm Harry mit sich aus und oft kamen sie nicht vor zwei oder drei Uhr in der Nacht nach Haus. Ich wagte es nicht, darüber ein Wort zu sagen, denn Harry war jähzornig und ich wollte ihn nicht reizen. Er führte ihn ferner in die Spielhäuser, und als Harry dies einmal versucht hatte, war er gar nicht mehr zurückzuhalten. Darauf führte er ihn bei einer Lady ein, und bald sah ich, daß ich sein Herz verloren hatte. Zwar sagte er mir es nie, doch sah ich es Tag für Tag. Ich fühlte mein Herz brechen, aber ich konnte kein Wort sagen. Da machte der Elende ihm den Vorschlag, mich und Harry's Kinder zu kaufen, um seine Spielschulden zu decken, welche ihm im Wege standen, sich so zu verheirathen, wie er wünschte, und — er verkaufte uns. Er sagte mir eines Tages, daß er außerhalb Geschäfte hätte und zwei oder drei Wochen abwesend bleiben würde. Er sprach freundlicher wie gewöhnlich; doch ich täuschte mich nicht — ich wußte, daß die Zeit gekommen sey. Er küßte mich, dann die Kinder mehrmals und ging hierauf fort. Ich sah ihn sein Pferd besteigen und beobachtete ihn, bis er mir aus dem Gesichte war; dann sank ich um und wurde ohnmächtig.

„Dann kam er, der elende Schurke! Er kam, um Besitz zu nehmen. Er eröffnete mir, daß er mich und die Kinder gekauft hätte, und zeigte mir die Papiere. Ich verfluchte ihn vor Gott und erklärte ihm, daß ich lieber sterben, als mit ihm leben wollte. Da drohte er mir, wenn ich mich nicht vernünftig betragen wollte, würde er die beiden Kinder verkaufen, so daß ich sie nie wieder sehen sollte. Er sagte mir, daß er immer daran gedacht hätte, mich zu besitzen, von dem ersten Augenblicke an, wo er mich gesehen; er hätte Harry verführt, um ihn in Schulden zu stürzen und dadurch willig zu machen, mich zu verkaufen; er hätte seine Liebe zu einer andern Frau erweckt und ich dürfte überzeugt seyn, daß er wegen einiger Seufzer und Thränen seine Pläne nicht aufgeben würde.

„Ich fügte mich. Die Hände waren mir gebunden und meine Kinder hatte er in der Gewalt; wenn ich ihm in irgend etwas Widerstand leistete, drohte er, sie zu verkaufen. Ach, was für ein Leben war das, mit täglich brechendem Herzen zu leben; täglich von Liebe zu hören, wo ich nur Elend sah; mit Leib und Leben an einen Menschen gefesselt zu seyn, den ich haßte! — Ich las meinem kleinen Harry vor, spielte mit ihm oder sang ihm etwas, nur um Zerstreuung zu haben; Alles, was ich für Jenen thun mußte, war mir ein Greuel, — dennoch wagte ich nicht, ihm etwas zu verweigern. Er war sehr gebieterisch und hart gegen die Kinder. Elise war ein schüchternes kleines Ding, aber Harry war lebhaft und feurig wie sein Vater. Er fand immer etwas an ihm auszusetzen und zankte mit ihm, und ich lebte in beständiger Furcht und Sorge. Ich versuchte immer, den Kleinen entfernt von ihm zu halten, — doch es that nicht gut. Ich mußte eines Tages mit ihm ausfahren, und als ich nach Hause kam, waren die Kinder nirgends zu finden. Er sagte mir, er hätte sie verkauft. Da schien es, als wiche alles Gute von mir; ich wüthete und fluchte — verfluchte Gott und die Menschen, und einige Zeit, glaube ich, fürchtete er mich wirklich. Doch er gab nicht nach. Er sagte jetzt, meine Kinder wären verkauft, aber ob ich sie je wiedersähe, hinge von ihm ab, und wenn ich nicht ruhig wäre, sollten sie dafür büßen. — Mit einem Weibe kann man anfangen, was man will, wenn man deren Kinder hat. Er machte mich unterwürfig, friedlich; er schmeichelte mir mit der Hoffnung, daß er sie vielleicht wieder zurückkaufen würde — aber das war nur eine von seinen gewöhnlichen trügerischen Vorspiegelungen, um mich mild zu stimmen, und, o Schmach! noch Himmelschreienderes mußte ich daselbst erleben."

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Man weiß, daß sich in Paris oft zwei und drei Schriftsteller zusammenthun, um in Compagnie ein Theaterstück zu verfassen. Der Eine erfindet den Stoff oder entdeckt ihn in einem Romane, der Zweite arbeitet den Dialog aus, der Dritte schmiedet die Reime zu den Couplets. Auch Alexander Dumas hat bei seinen Dramen Compagnons, die er nicht immer genannt hat, weil er vielleicht nicht mit Unrecht seinen Namen für lockender hielt, als den ihrigen. Einer seiner Mitarbeiter zeichnete sich durch einen gewissen Cynismus in der Kleidung aus und Dumas sagte ihm daher eines Tages: „Du solltest doch mehr auf Dein Aeußeres sehen. Weißt Du, was man beim Theater von Dir sagt?" — „Nein. Was sagen sie denn?" — „Sie sagen, daß Du alle meine alten Röcke und meine alten Stiefeln trägst." — „So?" versetzte das zweite Ich von Dumas. „Nun, das kann mich gar nicht wundern, denn sie sagen auch, daß ich alle Deine neuen Stücke mache."

Redaktion, Druck und Verlag von G. Ritter in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

Nro. 35. Dienstag, 22. März 1853.

Onkel Tom's Hütte.

(Fortsetzung.)

„Eines Tages" — fuhr die Frau in ihrer Erzählung fort — „ging ich aus und kam bei dem Peitschhause vorüber. Ich sah eine Menge Leute am Thore versammelt und hörte die Stimme eines weinenden Kindes. Plötzlich riß der Kleine sich von zwei Männern los, kam auf mich zugelaufen und faßte, „Mutter! Mutter!" rufend, mein Kleid. Es war mein Harry. Sie kamen, furchtbar fluchend, hinter ihm her und ein Mann, dessen Gesicht ich nie vergessen werde, sagte, er sollte nicht so wegkommen, sondern er müßte mit ins Peitschhaus, um dort eine Lehre zu bekommen. Ich bat und flehte ihn um Schonung für mein Kind; doch sie verlachten mich und stießen mich weg. Der Knabe weinte jämmerlich und klammerte sich an mich an, bis sie ihn von mir fortzogen und mir dabei das Kleid beinahe zerrissen. Sie schleppten ihn fort, indem er beständig angstvoll „Mutter! Mutter!" rief. Ich wendete mich ab und eilte hinweg, aber bei jedem Schritte, den ich machte, glaubte ich sein Geschrei zu hören. Ich kam nach Haus und stürzte in das Wohnzimmer, wo ich Butler fand. Ich erzählte ihm Alles und bat ihn, sich einzumischen. Er lächelte und sagte, der Knabe bekäme, was er verdiente; je eher er gedemüthigt werde, desto besser wäre es für ihn.

„Es war mir, als risse in diesem Augenblicke etwas in meinem Kopfe. Mir schwindelte und ich wurde wüthend. Ich erinnere mich nur noch, daß ich ein großes, scharfes Bowiemesser liegen sah, daß ich es erfaßte und auf ihn zustürzte; dann wurde Alles vor mir dunkel und ich wußte nichts mehr — viele Tage lang.

„Als ich wieder zu mir kam, befand ich mich in einem hübschen Zimmer, doch nicht in dem meinigen. Eine alte schwarze Frau pflegte mich und ein Arzt kam, nach mir zu sehen; es wurde überhaupt viel Sorgfalt für mich gezeigt. Nach einiger Zeit erfuhr ich, daß Butler mich hierher hatte bringen lassen, um verkauft zu werden. Deßhalb sorgte man so für mich.

„Ich glaubte nicht, wieder gesund zu werden, und wünschte auch, daß es nicht geschehen möge. Doch gegen meinen Wunsch verschwand das Fieber, ich wurde wohler und konnte endlich wieder aufstehen. Dann mußte ich mich jeden Tag gut ankleiden und es kamen Herren, die mich betrachteten und meinen Preis besprachen, während sie Cigarren rauchten. Ich war so finster und schweigsam, daß Keiner mich haben mochte. Man drohte mir, mich zu peitschen, wenn ich nicht heiterer wäre und mir Mühe gäbe, angenehm zu seyn. — Eines Tages kam ein Gentleman, Namens Stuart. Er schien Gefühl zu haben und zu bemerken, daß irgend etwas mein Herz bedrückte, und nachdem er mich mehrmals gesprochen hatte, überredete er mich, ihm Alles zu erzählen. Er kaufte mich zuletzt und versprach, Alles zu thun, um meine Kinder aufzufinden und sie gleichfalls anzukaufen. Er ging nach dem Hause, wo mein Harry war; aber es war zu spät: man sagte ihm, er sey bereits an einen Pflanzer vom Perlflusse verkauft. Das war das Letzte, was ich von ihm gehört habe. Dann machte er ausfindig, wo meine kleine Lisy war. Eine alte Frau hatte sie in Pflege; sie gab den Bescheid, daß die Kleine nicht zu verkaufen sey.

„Kapitän Stuart behandelte mich sehr gut. Er hatte einen schönen Landsitz und nahm mich mit dahin. Nach Verlauf eines Jahres gebar ich einen Sohn. Ach, das Kind — wie liebte ich es! Wie ähnlich war der Kleine meinem armen Harry! Aber ich hatte beschlossen, daß nie wieder ein Kind von mir groß werden sollte! Ich nahm den Säugling, nachdem er vierzehn Tage alt war, in die Arme, küßte ihn und weinte über ihn; dann gab ich ihm Laudanum und schloß ihn fest an meine Brust, bis er eingeschlafen war, um nicht wieder zu erwachen. Wie weinte und trauerte ich über das Kind, und

wer hätte sich je träumen lassen, daß es etwas anderes als ein Versehen gewesen war, daß ich ihm das Laudanum gab! — Das ist eines der wenigen Dinge, über die ich jetzt froh bin. Ja, bis zu dieser Stunde bin ich darüber noch nicht betrübt, denn er wenigstens ist der Schmerzen überhoben. Was konnte ich dem armen Kinde Besseres geben, als den Tod? — Nach einiger Zeit kam die Cholera und Kapitän Stuart starb. Alle starben, die gern gelebt hätten, und ich, die ich gern gestorben wäre, ich lebte! Dann wurde ich wieder und wieder verkauft, und so ging ich von Hand zu Hand, bis ich in die Klauen des Schurken kam, der mich hierher brachte — und hier bin ich nun immer noch!"

Die Frau schwieg. Sie hatte ihre Geschichte mit wilder, leidenschaftlicher Hast erzählt; so überwältigend war die Kraft, mit der sie sprach, daß Tom für einige Augenblicke sogar seiner heftigen Schmerzen vergaß.

„Du sagst mir," fuhr sie nach einer Pause fort, „daß ein Gott ist — ein Gott, der herniederblickt und alle diese Dinge sieht. Mag seyn. Die Schwestern in jenem Stifte erzählten mir von einem Tage des Gerichtes, wo Alles an das Licht komme. An diesem Tage, wenn er erscheint, will ich vor Gott treten, als Zeuge gegen Die, welche mich und meine Kinder zu Grunde gerichtet haben an Leib und Seele!

„Als ich noch ein junges Mädchen war, glaubte ich religiös zu seyn; ich liebte Gott und das Gebet. Jetzt bin ich eine Verlorene, verfolgt von Teufeln, die mich Tag und Nacht martern; sie stoßen mich vorwärts und vorwärts, und ich werde es auch einen dieser Tage vollbringen! Ich will ihn senden, wohin er gehört — einen kurzen Weg — eine dieser Nächte, und wenn sie mich dafür lebendig verbrennen!"

Bei diesen Worten leuchtete das Feuer des Wahnsinns aus ihren Augen; ein wildes, langgedehntes Gelächter erschallte durch den öden Raum und endete in krampfhaftem Weinen — dann warf sie sich unter Zuckungen zu Boden.

Nach einigen Augenblicken schien der Anfall vorüber zu seyn; sie stand auf und sammelte sich.

„Kann ich irgend etwas weiter für Euch thun, armer Bursche?" fragte sie, Tom's Lager näher tretend. „Soll ich Euch noch mehr Wasser geben?"

Es lag eine anmuthige, theilnahmvolle Weiche in ihrer Stimme und ihrem Wesen, indem sie dies sagte, und es bildete einen auffallenden Contrast gegen ihre frühere Wildheit.

Tom trank das Wasser und sah ihr ernst und mitleidig in das Gesicht.

„Ach, Missis," sprach er, „ich wünschen, Ihr könntet gehen zu Ihm, der Euch reichen das Wasser des Lebens!"

„Zu ihm gehen! Wer ist er?" fragte Cassy.

„Er, von dem Ihr mir gelesen vorhin — der Herr!" erwiederte Tom.

„Ich sah sein Bild über dem Altar, als ich noch ein kleines Mädchen war," sagte Cassy und ihre dunklen Augen nahmen den Ausdruck trauervoller Träumerei an; „aber er ist nicht hier! Hier ist nichts als Sünde und lange, lange Verzweiflung! Ach! oh!" murmelte sie, indem sie die Hände auf die Brust legte und den Athem anhielt, als müßte sie ein schweres Gewicht aufheben.

Tom wollte wieder sprechen, aber sie schnitt ihm das Wort durch eine entscheidende Bewegung ab. Dann sagte sie:

„Versucht jetzt zu schlafen, armer Bursche, wenn Ihr könnt."

Nachdem sie noch Wasser in seinen Bereich gestellt und zu seiner Bequemlichkeit gethan hatte, was sie vermochte, verließ Cassy das Gemach.

Einunddreißigstes Kapitel.

Die Zeichen.

Das Wohngemach in Legree's Hause war ein großes, langes Zimmer mit einem weiten Kamin. Es war einst mit einer kostbaren Tapete bekleidet gewesen, die jetzt beschmutzt, zerrissen und farblos von den Wänden herabhing; an einigen Stellen war sie mit Kreiderechnungen beschmiert, als hätte Jemand arithmetische Uebungen darauf gehalten. — In dem Kamin brannte ein lebhaftes Steinkohlenfeuer; denn obgleich das Wetter nicht kalt war, sind doch die Abende in einem solchen Gemache immer kühl; überdies brauchte Legree einen Ort, seine Cigarren anzuzünden und das Wasser zu seinem Punsche heiß zu machen. Der rothe Schein des Feuers zeigte das verworrene und ungefällige Aussehen des Zimmers: Riemenwerk und Reitzeug, Kleidungsstücke und allerlei Geräthe lagen hier und dort umher; dazwischen hatten die Hunde, deren wir früher erwähnten, nach Belieben Platz genommen.

Legree mischte sich eben ein Glas Punsch, das heiße Wasser aus einer zerbrochenen Theekanne gießend, und indem er dies that, brummte er vor sich hin:

„Die Pest über den Sambo, das zwischen mir und den neuen Arbeitern aufzubringen! Der Bursche ist jetzt für eine ganze Woche zur Arbeit unfähig — gerade in der dringendsten Zeit!"

Während dieses Selbstgesprächs ging die Thüre auf und Cassy trat herein.

„Ha, Du Teufelsweib!" rief Legree, als er sie erblickte. „Bist Du wieder gekommen?"

„Ja, ich bin," erwiederte sie kalt, „um meine eigenen Wege zu gehen noch dazu."

„Oh Du! — Ich halte mein Wort — entweder

betrag' Dich ordentlich, oder geh' nach den Quartieren und arbeite mit den Andern."

„Ich möchte tausendmal lieber in der schmutzigsten Höhle leben, als unter Euern Klauen!" versetzte Cassy.

„Aber Du bist deßhalb doch unter meinen Klauen!" entgegnete er mit einem wilden Grinsen. „Das ist ein Trost. So setz' Dich also hier auf mein Knie, meine Liebe, und höre auf Vernunft," sagte er, indem er sie bei der Hand ergriff.

„Simon Legree, seht Euch vor!" sprach die Frau mit einem so wilden, stechenden Blicke, daß Legree glaubte, sie sey vom Wahnsinn befallen. „Ihr erschreckt vor mir, Simon," fuhr sie sinnend fort, „und Ihr habt recht! Drum seht Euch vor, denn ich habe den Teufel in mir!"

Die letzten Worte flüsterte sie mit zischendem Tone dicht an seinem Ohr.

„Ich glaube bei meiner Seele, Ihr habt ihn!" sagte Legree, indem er sie von sich stieß und unbehaglich auf sie blickte. „Nach Allem übrigens, Cassy," fuhr er dann fort, „weßhalb können wir nicht gut Freund mit einander seyn, wie früher?"

„Früher?" rief sie bitter. Sie hielt inne; eine Welt peinigender Gefühle stieg in ihrem Herzen auf und machte sie schweigen.

Cassy hatte über Legree stets die Art von Einfluß geübt, den ein leidenschaftliches Weib jederzeit selbst über den rohesten Mann gewinnen kann. Aber in der letzten Zeit war sie immer reizbarer unter dem abscheulichen Joche der Sklaverei geworden, und sie geberdete sich zuweilen wie rasend; dadurch wurde sie zu einem Gegenstande der Furcht für Legree. Als dieser Emmeline in das Haus brachte, erwachten alle schlummernden weiblichen Gefühle in dem erstorbenen Herzen Cassy's und sie nahm Antheil an dem Mädchen. Ein heftiger Zank erfolgte zwischen ihr und Legree. Er schwur wüthend, sie sollte zur Feldarbeit verwendet werden, wenn sie nicht Ruhe hielte. Cassy erklärte mit stolzem Zorn, daß sie auf das Feld gehen w o l l t e; und sie arbeitete dort, wie wir beschrieben haben, einen Tag, um zu zeigen, wie sie die Drohung verachtete. Diesen ganzen Tag war es Legree unbehaglich zu Muthe, denn Cassy hatte einen Einfluß auf ihn gewonnen, von dem er sich nicht frei machen konnte. Als sie ihren Korb zum Wiegen gab, hatte er auf irgend ein Zugeständniß gehofft und sie deßhalb in halb versöhnlichem, halb zornigem Tone angeredet; sie antwortete mit der bittersten Verachtung. Die empörende Behandlung des armen Tom hatte sie noch mehr aufgeregt und sie folgte daher Legree mit der entschiedenen Absicht, ihn wegen seiner Rohheit auszuzanken, und so befinden sich die Beiden denn jetzt in dem Gemache, dessen Bild wir dem Leser vor Augen geführt haben.

„Ich wünsche, Cassy," sagte Legree wiederholt, „daß Du vernünftig wirst und Dich anständig beträgst."

„I h r sprecht von anständig betragen! Und was habt Ihr gethan? Ihr, der Ihr nicht einmal Verstand genug habt, einen Eurer besten Arbeiter Euch zu erhalten, gerade in der dringendsten Zeit, und das nur Eurer teuflischen Laune wegen!"

„Es ist wahr, ich bin ein Thor gewesen, daß ich dies so kommen ließ," sagte Legree; „aber als der Bursche seinen Willen aufsetzte, mußte er gebrochen werden."

„Ich denke, den werdet Ihr n i c h t brechen!"

„Nicht?" sagte Legree, indem er heftig aufstand. „Ich möchte wohl wissen, ob ich es nicht werde! Es wäre der erste Nigger, der mir je trotzte. Er m u ß nachgeben, oder ich werde ihm jeden Knochen im Leibe zerbrechen!"

Eben jetzt öffnete sich die Thür und Sambo trat ein. Er kam sich beugend näher und hielt etwas in einem Papier.

„Was ist das, du Hund?" sagte Legree.

„Ein Hexending, Mas'r."

„Und was?"

„Was, das Nigger kriegen von Hexen, und das sie halten ab zu fühlen, wenn werden gepeitscht. Der Tom hatten hängen es um Hals an schwarz Band."

Legree war gleich den meisten gottlosen und grausamen Menschen abergläubisch. Er nahm das Papier und öffnete es widerstrebend.

Heraus fiel ein Silberdollar und eine lange Locke von goldglänzendem Haar, die sich, als sey sie lebend, von selbst um Legree's Finger schlang.

„Verflucht!" schrie er auf, stampfte mit dem Fuße und warf die Locke wüthend von sich, als hätte sie ihn gebraunt. „Wo kommt das her? Nimm's fort, Sambo, nimm's fort! werf's ins Feuer!" schrie er, und da dieser vor Angst nicht gleich den Befehl vollzog, warf Legree selbst die Haarlocke ins Kamin. „Weßhalb hast Du das mir gebracht?" fuhr er zornglühend den erschrockenen Aufseher an.

Sambo stand da mit weit geöffnetem Munde — er wußte nichts hervorzubringen, gleichsam als ob er der Sprache beraubt wäre, und Cassy, die eben das Zimmer verlassen wollte, blieb stehen und sah ihn staunend an.

„Bringt mir nichts von Euern verfluchten Dingen!" schrie Legree, indem er die Faust drohend gegen Sambo ausstreckte, der hastig gegen die Thür zurückwich; und den Dollar aufhebend, warf er ihn mit aller Wucht durch die Fensterscheiben, daß diese furchtbar klirrend zerbrachen.

Sambo war froh, mit heiler Haut zu entkommen. Als er fort war, schämte sich Legree seines Anfalls

Angst. Er setzte sich mürrisch nieder und begann verdrießlich seinen Punsch zu trinken. Cassy entschlüpfte ihm unbemerkt, um dem armen Tom Hilfe zu bringen, wie wir bereits erzählt haben.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Am 24. Februar waren im königlichen Schlosse zu Aranjuez mehrere Arbeiter des Schlosses nach der Kleiderkammer abgeschickt worden, um dort einen fest verschlossenen eichenen Koffer abzuholen, der einen großen, ganz mit Gold bestickten Behang von grünem Sammet barg. Während des Tragens fiel es auf, daß der Koffer ungewöhnlich leicht sey. Der Schloß-Intendant ließ denselben öffnen und fand ihn leer. Der Behang stammt noch aus der Zeit Karls des Dritten und wurde nur dazu benutzt, bei festlichen Gelegenheiten das königliche Ruderschiff auf dem Tajo damit auszuschmücken; er soll über drei Millionen Realen (etwa 45,000 fl.) gekostet haben. Sämmtliche Angestellte der Kleiderkammer sind augenblicklich verhaftet worden.

Am 1. d. M. stürzte in Madrid der unterirdische Wasserableiter, der bei dem Atochathore gebaut wird, zusammen und begrub unter seinen Trümmern 29 Arbeiter, alle Familienväter, die frohen Muthes zur Arbeit gegangen, um als Leichen wieder ans Tageslicht befördert zu werden. Die Schuld wird dem Baumeister zugeschrieben, welcher auch gleich verhaftet wurde.

Die Seidenwebereien von Lyon finden jetzt im eigenen Lande Concurrenz; denn viele Seidenweber ziehen von da fort, um sich in andern Departementen niederzulassen. In das Departement de l'Ain sind schon 800 Weber eingewandert, und die Stadt Nanterre, Hauptort eines der Bergbezirke, hat sehr hohe Prämien ausgesetzt für die ersten hundert Weberstühle, die in seinen Mauern errichtet werden würden.

Ein Gärtner Henrard zu Lüttich hat aus Samen eine Kirsche von merkwürdiger Form gezogen, die er Cérise Toupie benannt. Die Frucht ist 28 Millimeter lang und 20 breit; sie ist abgeplattet, herzförmig, spitz zulaufend, von tiefem Weinroth, mit glänzender Haut, etwas hart, mit rothem geäderten Fleisch, von gutem süßen Geschmack. Auch der Kern ist herzförmig und spitz.

Auch ein Räthsel.

Ein armer Wandrer kommt gegangen,
Der arme Wandrer ist so krank,
Und sucht mit herzlichem Verlangen
Nach einer stillen Ruhebank.

Er sieht ein Haus und bleibt verdrossen
Und schmachtend an der Schwelle steh'n;
Doch ach, die Thüren sind verschlossen.
Der kranke Mann muß weiter geh'n.

Und als er mit betrübten Mienen
Hinab die lange Haide schaut,
So steht mit grünen Nachtgardinen
Ein Bettchen, wie für ihn gebaut.

Er stutzt und sinnt, ob er es wage,
Wo bist du, holder Abendstern?
O weh, es ist noch hoch am Tage,
Die Zeit des Schlafens ist noch fern.

Und doch, er muß hinein sich legen,
Denn gar zu schwer ist Fuß und Haupt.
Er betet seinen Abendsegen
So gut das Kopfweh es erlaubt.

Und ob ein wunderbares Grauen
Beim Auszieh'n ihn befallen will,
So faßt er wiederum Vertrauen,
Es ist so freundlich rings und still.

Er steigt hinein, er legt sich nieder,
Und Niemand wünscht ihm gute Ruh';
Doch kaum berühret das Bett die Glieder,
So fällt von selbst das Auge zu.

Da tritt im amtlichen Gewande
Des Gaues Vogt ans Bett heran:
„Es ist nicht Sitte hier zu Lande,
Daß man sich schlafen legen kann.

„Man wandert hier, so lang es helle,
Und kömmt des Müden Trost, die Nacht,
So wartet man an jener Schwelle,
Bis das Spital wird aufgemacht."

Er spricht noch viele schöne Dinge
Und sucht zuletzt mit Oh und Ach,
Daß er ihn auf die Beine bringe;
Der Wandrer schläft und wird nicht wach.

W——ch. ——.

Redaktion, Druck und Verlag von G. Ritter in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

Nro. 36. Freitag, 25. März 1853.

Onkel Tom's Hütte.

(Fortsetzung.)

Was war es mit Legree? Was lag in einer einfachen Locke von schönem Haar, daß sie den rohen Mann so erschreckte, der mit jeder Art von Grausamkeit vertraut war? Dies zu beantworten, müssen wir den Leser in dessen Geschichte zurückführen. So hart und verworfen der gottlose Mensch jetzt war, hat es dennoch eine Zeit gegeben, wo er an dem Busen einer frommen Mutter lag, mit Gebeten und frommen Gesängen einzewiegt und seine Stirn mit dem Wasser der heiligen Taufe bethaut wurde. In seiner frühen Kindheit ward er bei dem Klange der Sabbatglocke zur Verehrung Gottes und zum Gebete geführt. Fern in Neu-England hatte die Mutter ihren einzigen Sohn mit unwandelbarer Liebe und Geduld aufgezogen. Der Sohn eines harten Vaters, an welchen jene sanfte Frau eine Welt unvergoltener Liebe verschwendet hatte, folgte Legree dessen Fußstapfen. Ungestüm und tyrannisch, verachtete er alle ihre Rathschläge und wollte nichts von ihren Vorwürfen hören; schon im frühen Alter verließ er sie, um auf der See sein Glück zu versuchen. Seitdem kehrte er nur einmal nach Hause zurück. Seine edle Mutter, deren Herz sich nach Liebe sehnte, hing sich an ihn und war bemüht, durch flehende Bitten ihn von einem Leben der Sünde zu seinem ewigen Heile zurückzuführen. Das war Legree's Zeit der Gnade; es riefen ihn gute Engel — er war beinahe überredet und Barmherzigkeit hielt ihn bei der Hand. Sein Herz gerieth in einen innern Kampf; doch die Sünde gewann den Sieg und er setzte die ganze Gewalt seiner rohen Natur gegen die Ueberzeugung seines Gewissens. Er trank und fluchte und war wilder und roher als je. Und in einer Nacht, als seine Mutter in der Todesangst der Verzweiflung zu seinen Füßen kniete, stieß er sie von sich, daß sie bewußtlos zu Boden fiel, und entfloh mit rohen Flüchen nach seinem Schiffe. Als Legree das nächste Mal von seiner Mutter hörte, saß er unter betrunkenen Gefährten. Es wurde ihm ein Brief eingehändigt; er öffnete ihn, und — eine lange Locke von glänzendem Haar fiel heraus und ringelte sich um seine Finger. Der Brief besagte, seine Mutter sey todt und sterbend habe sie ihn gesegnet und ihm verziehen.

Es gibt eine dunkle, unheimliche Macht des Bösen, welche die süßesten und heiligsten Dinge in Phantome des Entsetzens verwandelt. Jene bleiche liebende Mutter, ihre Sterbegebete, ihre Verzeihung erschienen dem dämonischen Herzen der Sünde nur als ein Urtheilsspruch der Verdammung, als eine Mahnung an den Tod und das Gericht. Legree verbrannte das Haar und den Brief, und als er das Knistern der Flamme hörte, schauderte er innerlich; er mochte wohl an das ewig brennende Feuer gedacht haben. Er versuchte zu trinken und zu schwärmen und das Andenken hinwegzufluchen; aber oft in tiefer Nacht, wo die feierliche Stille schlechte Seelen zum Verkehr mit sich selbst zwingt, hatte er die blasse Mutter an der Seite seines Bettes emporsteigen sehen, hatte er gefühlt, wie jene Locke sich um seine Finger wand, bis kalter Schweiß ihm die Stirn herab rann und er voll Entsetzen aus dem Bette sprang. —

Wir wollen jetzt nach dieser Abschweifung den Faden unserer Geschichte wieder aufnehmen.

„Verflucht!“ sagte Legree zu sich selbst, indem er seinen Punsch trank — „wo hat er das her? — Es sah gerade so aus, wie jenes — wehe! wehe! Ich dachte, ich hätte das vergessen. Verflucht will ich seyn, wenn ich glaube, daß so was vergessen werden kann! Und ich bin so allein!“ sprach er, ängstlich umherblickend — „ich will Emmeline rufen. Sie haßt mich — der Affe! Doch ich kümmere mich nicht darum — sie soll kommen!

Legree ging hinaus in ein großes Vorgemach, aus dem eine ehemals prächtige Wendeltreppe nach dem obern Stockwerk führte. Am Fuße der Treppe blieb er stehen, denn er hörte eine Stimme singen. Es klang sonderbar und geisterartig in dem düstern alten

Hause, vielleicht weil seine Nerven bereits erschüttert waren.

Horch! Was war es? Eine pathetische Stimme sang eine Hymne, die unter den Sklaven gebräuchlich war:

„O, es wird Trauer seyn, Trauer, Trauer!
O, es wird Trauer seyn, Trauer am Richterstuhle des Herrn!"

„Verwünscht sey das Mädchen!" sagte Legree. „Ich will ihr das Maul stopfen! — Emm! Emm!" rief er barsch, doch nur ein spöttisches Echo von den Wänden antwortete ihm. Die süße Stimme sang weiter:

„Eltern und Kinder werden sich trennen,
Ja trennen, um nie wieder sich zu vereinen!"

Und klar und laut tönte durch die leeren Hallen der Schlußvers:

„O, es wird Trauer seyn, Trauer, Trauer!
O, es wird Trauer seyn, Trauer am Richterstuhle des Herrn!"

Legree blieb stehen. Er würde sich geschämt haben, es zu sagen, aber große Schweißtropfen standen ihm auf der Stirn und sein Herz klopfte heftig vor Furcht; er glaubte selbst etwas Weißes vor sich schimmern zu sehen und schauderte, indem er dachte, was geschehen würde, wenn die Gestalt seiner todten Mutter plötzlich vor ihm erschiene.

„Ich weiß Eins," sagte er zu sich selbst, indem er zurück in das Wohnzimmer taumelte und sich dort niedersetzte. „Ich lasse den Burschen künftig gehen. Wozu brauchte ich das verfluchte Papier? Ich glaube, ich bin behext, ganz gewiß! Seitdem habe ich beständig gebebt und geschwitzt. Wo hat er das Haar her? Es kann nicht **das** gewesen seyn, das habe ich verbrannt, das weiß ich. Es wäre ein Spaß, wenn Haare von den Todten auferstehen könnten!"

Ja, Legree, die Locke **war** bezaubert; jedes Haar derselben hatte sich in einen Zauber des Entsetzens und der Reue für Dich verwandelt und wurde durch eine höhere Macht dazu benutzt, Deine grausamen Hände zu binden, um sie abzuhalten, den Hilflosen das größte Uebel aufzubürden.

„Ich sage," rief Legree, indem er mit dem Fuße stampfte und den Hunden pfiff, „wacht auf, ihr da, und leistet mir Gesellschaft!"

Aber die Hunde blickten nur mit schläfrigen Augen auf und schlossen sie sogleich wieder.

„Ich will Sambo und Quimbo hier haben, daß sie singen und einen von ihren höllischen Tänzen tanzen und diese entsetzlichen Gedanken abhalten," sagte Legree, und den Hut aufsetzend und ihn in die Augen drückend, ging er hinaus in die Veranda und stieß in ein Horn, mit dem er gewöhnlich seine beiden schwarzen Aufseher berief.

Legree pflegte, wenn er bei guter Laune war, diese beiden Schufte öfters in sein Wohnzimmer zu rufen, und nachdem er sie mit Whisky erhitzt hatte, sich daran zu ergötzen, daß er sie singen oder tanzen oder sich prügeln ließ, wie ihm die Laune kam. —

Es war zwischen ein und zwei Uhr in der Nacht, als Cassy von dem armen Tom zurückkehrte; da hörte sie den Klang wilden Geschreis, Hallohs und Gesangs aus dem Wohnzimmer ertönen, untermischt mit dem Gebell der Hunde und andern Zeichen allgemeiner Aufregung.

Sie ging durch die Veranda und blickte hinein: Legree und die beiden Sklaven, in einem Zustande furchtbarer Trunkenheit, sangen und schrieen, warfen die Stühle um, trieben allerhand Possen und schnitten sich gegenseitig fürchterliche Gesichter.

Cassy legte ihre Hände auf das Fenstersims und sah starr auf Legree. Es lag eine Welt der Qual, des Zornes, der wilden Bitterkeit in ihren schwarzen Augen, indem sie das that.

„Würde es eine Sünde seyn, die Welt von einem solchen Schufte zu befreien?" sagte sie murmelnd zu sich selbst.

Sie wendete sich schnell ab, ging zu einer Hinterthür, begab sich durch dieselbe die Treppe hinauf und klopfte an die Thüre von Emmelinens Gemach.

Zweiunddreißigstes Kapitel.
Emmeline und Cassy.

Cassy trat in das Zimmer und fand Emmeline, blaß vor Furcht, an dem äußersten Ende desselben sitzend. Als das Mädchen sah, wer es sey, eilte sie auf sie zu, ergriff ihren Arm und sagte:

„Ach, Cassy, seyd Ihr es? Ich bin so froh, daß Ihr kommt! Ich fürchtete, es wäre — — ach, Ihr wißt nicht, was für ein abscheulicher Lärm den ganzen Abend unten war."

„Ich muß es wohl wissen," erwiederte Cassy; „ich habe ihn oft genug gehört."

„Ach, Cassy, sagt, könnten wir denn nicht auf irgend eine Weise von ihm fortkommen? Ich kümmere mich nicht darum, wohin, — in die Sümpfe, unter die Schlangen, einerlei! Könnten wir denn nicht fort?"

„Nirgends hin, als in unsere Gräber!" versetzte Cassy.

„Habt Ihr es versucht?"

„Ich habe genug Versuche gesehen und was daraus folgte."

„Ich würde gern in den Sümpfen leben und Wurzeln oder die Rinde der Bäume essen. Die Schlangen fürchte ich nicht — ich wollte lieber eine Schlange

in meiner Nähe haben, wie ihn!" sagte Emmeline hastig.

„Es sind hier Viele Euerer Meinung gewesen," entgegnete Cassy. „In den Sümpfen könntet Ihr nicht bleiben, Ihr würdet von den Hunden aufgespürt und zurückgebracht; und dann — dann —"

„Was würde er thun?" fragte das Mädchen und sah Cassy voll Angst in das Gesicht.

„Was würde er nicht thun, solltet Ihr lieber fragen. Er hat sein Geschäft unter den Seeräubern Westindiens gut gelernt. Wollte ich Euch sagen, was ich hier gesehen habe, oder was er zuweilen erzählt, um sich einen Spaß zu machen, — Ihr würdet nicht viel mehr schlafen. Ich habe Geschrei gehört, das ich nach Wochen und Monden nicht aus den Ohren bringen konnte. Ein Stück hinter dem Quartier ist ein schwarzer, verkohlter Baum, und rings umher ist der Boden mit schwarzer Asche bestreut. Fraget Alle, was dort geschehen ist, und sehet, ob Euch Einer zu antworten wagt."

„Ach, was meint Ihr?"

„Ich will es nicht sagen; ich denke nur mit Abscheu daran. Und ich sage Euch, Gott allein weiß, was wir morgen sehen werden, wenn der arme Bursche so fortfährt, wie er angefangen hat."

„Entsetzlich!" sagte Emmeline mit Beben und jeder Tropfen Blutes wich aus ihren Wangen. „Ach, Cassy, sagt mir, was ich thun soll!"

„Was ich gethan habe. Thut, was Ihr müßt, und macht es dann durch Haß und Verfluchung gut!"

„Er wollte, daß ich von seinem abscheulichen Branntwein trinken sollte," sagte Emmeline; „und den hasse ich so."

„Ihr thätet besser, davon zu trinken," entgegnete Cassy. „Ich haßte ihn auch, und jetzt kann ich nicht ohne ihn leben. Man muß doch etwas haben, und die Dinge sehen nicht so furchtbar aus, wenn man trinkt."

„Mutter sagte mir, ich möchte nie so etwas anrühren."

„Mutter sagte Euch!" versetzte Cassy mit einer scharfen Betonung des Wortes Mutter. „Was nützt es, wenn Mütter ihren Kindern irgend etwas sagen? Alle werden verkauft, ihre Leiber und Seelen gehören Dem, der sie ersteht. Das ist der Weg, wie es geht. Ich sage Euch, trinkt Branntwein; trinkt, so viel Ihr könnt, und Ihr werdet Alles leichter tragen."

„Ach, Cassy, bedauert mich!"

„O, das thue ich! Habe ich nicht auch eine Tochter? Der Herr weiß, wo und was sie jetzt ist. Sie geht, denke ich, den Weg, den ihre Mutter vor ihr ging, und den ihre Kinder nach ihr gehen werden. Der Fluch endet nie!"

„Ich wünschte, ich wäre nicht geboren!" sagte händeringend das Mädchen.

„Das ist ein alter Wunsch von mir!" erwiederte Cassy.

Emmeline verbarg das Gesicht in die Hände. —

Während dies Gespräch in dem obern Stockwerke stattfand, war Legree, erschöpft durch die Ausgelassenheit, in dem untern in Schlaf gefallen. Er war nicht für gewöhnlich ein Trunkenbold. Seine rauhe, kräftige Natur forderte und ertrug eine fortwährende Aufreizung, die einen Schwächern bald aufgerieben haben würde; aber Vorsicht hielt ihn ab, sich oft seiner Neigung so weit hinzugeben, daß er die Beherrschung seiner selbst verlor. Diese Nacht aber hatten seine fieberhaften Anstrengungen, die er zur Abwehrung der furchtbar andrängenden Reue machte, bewirkt, daß er nachsichtiger gegen sich war wie gewöhnlich, so daß er umsank, sobald er seine schwarzen Genossen entlassen hatte, und bald in tiefem Schlafe lag.

Still drang der rosige Schein der Morgenröthe in das Gemach. Der Morgenstern stand mit seinem feierlichen, heiligen Lichtauge am Himmel und blickte nieder auf den Mann der Sünde.

Ach, mit welcher Frische, Feierlichkeit und Schönheit brach der neue Tag heran, gleichsam als hätte er sagen wollen: Mensch, sieh, Du hast wieder eine Aussicht; strebe nach unsterblichem Ruhm! — Aber der freche, schlechte Mensch hörte es nicht; er erwachte mit einem Fluche. Was war für ihn das tägliche Wunder des Morgens? was die Herrlichkeit des Sternes, den der Sohn Gottes als sein Emblem bezeichnet hat? Einem Thiere gleich sah er, ohne zu gewahren, und taumelnd schenkte er sich ein Glas Branntwein ein und leerte es zur Hälfte.

„Ich hatte eine Höllennacht!" sagte er zu Cassy, welche jetzt eben ins Zimmer trat.

„Ihr werdet noch eine Menge von gleicher Art haben!" versetzte Cassy trocken.

„Was meinst Du damit, Du Vettel?"

„Das werdet Ihr einen dieser Tage merken. — Jetzt, Simon Legree, habe ich Euch einen Rath zu geben."

„Den Teufel hast Du!"

„Mein Rath ist," fuhr Cassy gelassen fort, während sie Einiges in dem Gemach ordnete, „daß Ihr Tom in Ruhe laßt."

„Was geht das Dich an?"

„Wenn Ihr zwölfhundert Dollars für einen Burschen zahlen wollt und ihn dann, nur um Eurer Wuth zu fröhnen, grade in der dringendsten Arbeitszeit untüchtig zur Arbeit macht, so ist das nicht meine Sache. Ich habe für ihn gethan, was ich konnte."

„Hast Du? Was mischst Du Dich in meine Angelegenheiten?"

„Ich habe Euch schon einige tausend Dollars gerettet, indem ich mich zu verschiedenen Zeiten Eurer Sklaven annahm, und das ist aller Dank, den ich dafür habe. Wenn Eure Ernte geringer auf den Markt kommt, so werdet Ihr höchstens Eure Wette verlieren; Ihr zahlt dann Euer Geld, und es hat weiter nichts zu sagen."

Legree hatte, gleich vielen Pflanzern, nur einen Ehrgeiz — die größte Ernte zu machen, und er hatte eben für dieses Jahr in der nächsten Stadt mehrere Wetten gemacht. Cassy berührte deßhalb mit weiblichem Takt die einzige Saite, der bei ihm ein Ton zu entlocken war.

„Nun gut," sagte Legree, „er mag behalten, was er hat; aber er muß mich um Verzeihung bitten und Besserung versprechen."

„Das wird er nicht thun," entgegnete Cassy.

„Wird er nicht? He?"

„Nein, er wird es nicht!"

„Ich möchte wohl wissen, wie, Mistreß?" sagte Legree in dem heftigsten Zorne.

„Weil er das Rechte that und dies weiß, und deßhalb nicht sagen wird, daß er Unrecht hatte."

„Wer, zum Henker, kümmert sich darum, was er weiß? Der soll sagen und thun, was ich will, oder —"

„Ihr verliert Eure Wette auf die Baumwollenernte, indem Ihr ihn gerade in der dringendsten Zeit zur Arbeit untauglich macht."

„Doch er wird nachgeben! Weiß ich nicht, was Nigger sind? Er wird diesen Morgen kriechen wie ein Hund."

„Das wird er nicht, Simon, und wenn Ihr ihn zollweis tödtet. Diese Art kennt Ihr noch nicht."

„Wollen sehen. Wo ist er?" fragte Legree, indem er sich zum Gehen anschickte.

„In dem leeren Raume des Baumwollenhauses."

Obgleich Legree so barsch gegen das Weib sprach, verließ er das Zimmer mit einem Gefühle des Mißbehagens, das bei ihm nicht gewöhnlich war. Seine Träume der vergangenen Nacht, vereint mit Cassy's Worten, beunruhigten sein Gemüth. Er beschloß, daß Niemand Zeuge seiner Zusammenkunft mit Tom seyn sollte, und wenn er ihn durch Poltern nicht unterwerfen könnte, seine Rache in einer passenderen Jahreszeit zu üben. (Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

(Ueber die Nachtheile der Glaskugeln, welche zur Beleuchtung in manchen Werkstätten angewendet werden.) Die Nachtheile, welche diese Glaskugeln auf das Auge ausüben, bestätigen sich leider in vollem Maße, und Jeder, der entweder selbst bei solchen Leuchtkugeln arbeitet oder in nähere Berührung mit solchen Individuen kam, die mit Hilfe solchen Lichtes arbeiten, wird sich von dem traurigen Nachtheile derselben zur Genüge überzeugt haben. Das Nachstehende vermag vielleicht eine Besserung herbeizuführen. — Nicht die Glaskugeln selbst, sondern das durch dieselben erzeugte blendend gelbe Licht, welches auf die Arbeit fällt, ist dem Auge nachtheilig, es möchte daher dem ganzen Umstande abgeholfen seyn, wenn durch eine Mischung des Wassers in der Glaskugel das Licht mehr gemildert und sanfter dargestellt würde. Zu diesem Zweck hat man folgenden Weg eingeschlagen: Man löst in Königs-(Scheid-)Wasser (ohngefähr 1 Loth) ein kleines Stückchen Kupfer (z. B. ein kupfernes 1/2 Kreuzerstück) auf und gießt diese Auflösung mit reinem Brunnenwasser verdünnt in die Glaskugel. Diese Mischung wird ganz schwach hell-meergrün, und ein Licht hinter eine auf diese Art gefüllte Kugel gestellt, verbreitet einen für das Auge höchst wohlthätigen Schein, der ein äußerst sanftes Licht gibt, während das von den mit gewöhnlichem Wasser gefüllten Kugeln reflektirte Licht gelblich und flackernd ist. Bei jener Beleuchtung kann sogar ein Juwelier die feinsten Arbeiten wie bei Tage verrichten, ohne sein Auge sehr in Anspruch zu nehmen. Wir haben uns selbst von dem sanften Lichte mit einer solchen Füllung überzeugt, und der Unterschied zwischen dieser und zwischen mit gewöhnlichem Wasser gefüllten Kugeln ist um so auffallender, wenn man zwei solche neben einander stellt und durch jede die Lichtstrahlen fallen läßt; wir können die angegebene Beleuchtungsart daher um so mehr empfehlen, da die angegebene Mischung noch überdies mit ganz unbedeutenden Kosten verbunden ist, also jeder leicht wenigstens einen Versuch machen kann. Uebrigens hat eine solche Füllung noch andere, weniger bedeutende, jedoch noch sehr wesentliche Vortheile, welche wenigstens zur größern Bequemlichkeit ihres Gebrauchs beitragen. Diese Mischung fängt nämlich nie zu faulen an, man ist also nicht gezwungen, dasselbe wegen Trüb- oder Riechendwerdung öfters auszuleeren und mit frischem Wasser zu füllen; ferner kann dieselbe, wegen der Beimischung der geistigen Substanz, auch einen größern Grad von Kälte ertragen, ohne zu gefrieren, es sind demnach die so gefüllten Kugeln weniger dem Zerspringen durch den Frost ausgesetzt. — Dergleichen gefüllte Kugeln sind schon seit 14 Jahren in einer großen Werkstätte in Anwendung gebracht und deren Vorzüge sehr bedeutend gefunden worden. Möchten daher diese wenigen Worte beitragen, daß auch andere, vorzüglich sachkundige Männer, in diesem Felde Beobachtungen anstellen möchten, die gewiß nicht ohne Erfolg bleiben werden.

Redaktion, Druck und Verlag von G. Ritter in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

Nro. 37. Sonntag, 27. März 1853.

Onkel Tom's Hütte.

(Fortsetzung.)

Das feierliche Licht des anbrechenden Tages, der himmlische Glanz der Venus waren durch das Fenster des Raumes gedrungen, in welchem Tom lag, und wie auf den Strahlen des schimmernden Gestirnes niedergleitend, kamen zu ihm die erhebenden Worte: Ich bin der Stamm und der Zweig Davids und der glänzende Stern des Morgens.

Die geheimnißvollen Warnungen und Andeutungen Cassy's, weit entfernt, seine Seele zu entmuthigen, hatten sie, wie durch einen himmlischen Ruf, noch mehr erhoben. Er glaubte, der Tag seines Todes breche an, und sein Herz erbebte feierlichst voll Freude und Verlangen, indem er daran dachte, daß all die Wunder, von denen er so oft geträumt, — der große Strahlenthron, die Schaaren der Engel in den lichten Gewändern, die Kronen, die Harfen — sich ihm zeigen würden, bevor die Sonne wieder untergegangen wäre.

Deßhalb hörte er ohne Furcht die Stimme seines Drängers, als dieser zu ihm trat.

„Nun, Junge," sagte Legree mit einem geringschätzenden Stoße, „wie fühlst Du Dich? Wie hat Dir der Fang zugesagt? Könntest jetzt einen armen Sünder nicht mit einer Predigt versorgen, he?"

Tom antwortete nicht.

„Auf, Du Beest!" gebot Legree mit einem Fußtritte.

Das war eine schwierige Sache für einen so zerschlagenen und erschöpften Menschen, wie Tom, und während er die Anstrengungen dazu machte, lachte Legree roh.

„Was macht Dich diesen Morgen so gelinde, Tom? Vielleicht letzte Nacht erkältet?"

Tom hatte sich jetzt auf die Beine geholfen und stand seinem Herrn mit festem Blicke gegenüber.

„Der Teufel, das kannst Du?" sagte Legree, ihn betrachtend. „Ich glaube, Du hast noch nicht genug bekommen! — Jetzt, Tom, knie nieder und bitte mich um Verzeihung wegen Deiner Streiche von gestern Abend."

Tom regte sich nicht.

„Nieder, Du Hund!" schrie Legree und schlug ihm mit der Reitpeitsche über das Gesicht.

„Mas'r Legree," sagte jetzt Tom, „ich haben gethan, was ich halten für recht; ich werden wieder das thun, wenn es so kommen. Niemals werden ich begehen eine Grausamkeit — mögen geschehen, was da wollen."

„Aber Du weißt nicht, was kommen kann. Du denkst, was Du hast, ist was; ich sage Dir, das ist nichts — gar nichts! Wie würde es Dir gefallen, wenn Du an einen Baum gebunden würdest und man ein langsames Feuer um Dich her anzündete? Wäre das nicht ergötzlich, he, Tom?"

„Mas'r," entgegnete Tom, „ich wissen, Ihr können thun furchtbare Dinge; „aber —" er streckte sich aus und erhob die Hand — „wenn Ihr haben getödtet den Leib, so vermögen Ihr nichts weiter mehr, und es folgen dann die Ewigkeit!"

Ewigkeit! Das Wort durchzuckte die Seele des schwarzen Mannes mit Licht und Kraft — es zuckte durch die Seele des Sünders, wie der Stich eines Skorpions. Legree knirschte mit den Zähnen, aber die Wuth machte ihn schweigen, und Tom sprach, gleich einem entfesselten Menschen, mit klarer, ruhiger Stimme:

„Mas'r Legree, Ihr haben mich gekauft, und ich wollen seyn ein treuer, redlicher Diener. Alle Arbeit meiner Hände wollen ich opfern, all meine Zeit und Kraft; aber meine Seele geben ich nicht hin an einen sterblichen Menschen. Ich werden halten am Herrn und seine Befehle erfüllen vor allen — werden ich sterben oder leben, darauf können Ihr Euch verlassen, Mas'r. Ihr mögen mich peitschen, hängen lassen oder verbrennen — das werden mich bringen nur um so früher dahin, wohin ich mich sehnen."

„Ich will Dir das vertreiben, wie ich es schon mehr gethan habe!" versetzte Legree wie rasend.

„Ich werden Hilfe haben!“ sagte Tom. „Ihr vermögen es nie.“

„Wer zum Teufel sollte Dir helfen?“ entgegnete Legree verächtlich.

„Der allmächtig Gott!“ sprach Tom.

„Verflucht!“ schrie Legree und schmetterte Tom mit einem einzigen Schlage seiner Faust zu Boden. Ein kalte, sanfte Hand legte sich in diesem Augenblick auf Legree's Schulter; er wendete sich um — es war Cassy. Aber die kalte, sanfte Hand erinnerte ihn an seinen Traum der vergangenen Nacht, und die Kammern seines Gehirns durchzuckend, stellten sich ihm alle die furchtbaren Bilder seines Nachtwachens mit einem Theil der Schrecken dar, von denen sie begleitet waren.

„Wollt Ihr ein Narr seyn?“ sagte Cassy auf französisch. „Laßt ihn gehen! Laßt mich dafür sorgen, daß er wieder im Felde arbeiten kann. Ist es nicht so, wie ich Euch gesagt habe?“

Man sagt, der Alligator und das Rhinozeros, obgleich mit kugelfester Haut bekleidet, haben eine Stelle, wo sie verwundbar sind, und Freche, Ungläubige, Verworfene haben diesen Punkt gewöhnlich in abergläubischer Furcht.

Legree wendete sich ab, indem er beschloß, die Sache für den Augenblick gehen zu lassen.

„Nun, so verfolge Deinen eigenen Weg!“ sagte er mürrisch zu Cassy.

„Höre Du,“ rief er Tom zu, „ich will jetzt nichts mit Dir zu schaffen haben, weil die Arbeit drängt und ich alle meine Hände brauche; aber ich vergesse nie, ich schreibe es Dir an, und es kommt die Zeit, wo Du es mit Deiner alten schwarzen Haut bezahlst — verstehst Du?“

Hiebei wendete er sich ab und ging.

„Geh!“ sagte Cassy, ihm finster nachblickend — „auch Deine Rechnung wird kommen! — Armer Bursche,“ fuhr sie, zu Tom gewendet, fort, „wie geht es Euch?“

„Der Herr haben geschickt seinen Engel und geschlossen des Löwen Rachen!“ sprach Tom.

„Für diesmal!“ entgegnete Cassy. „Ihr habt seinen Zorn gereizt und er wird Euch folgen Tag für Tag, wie ein Hund der Fährte! Er wird Euch das Blut tropfenweise aussaugen, dafür kenne ich den Mann.“

Dreiunddreißigstes Kapitel.
Freiheit.

Für einige Zeit müssen wir Tom in den Händen seines Drängers lassen, um Georg und Elisen zu folgen, von denen wir in freundlichen Händen in einem Farmhause an der Straße schieden.

Tom Loker verließen wir stöhnend und klagend in einem reinen Quäkerbette unter der mütterlichen Pflege der Tante Dorcas, die ihn so lenksam fand wie einen kranken Auerochsen.

Man denke sich eine hohe, würdevolle Frau, deren reine Musselinhaube Wellen Silberhaares beschattet, die auf der hohen, heitern Stirn, welche sinnvolle, blaugraue Augen überragt, getheilt sind; ein schneeweißes Creptuch ist nett über den Busen zusammengelegt; ihr dunkelbraunes Kleid von seidenartigem Stoffe rauscht friedlich, indem sie in dem Zimmer auf- und niedergleitet.

„Der Teufel!“ sagte Tom Loker, indem er ärgerlich auf die Bettdecke schlug.

„Ich muß Dich ermahnen, Thomas, nicht solche Sprache zu reden,“ sagte Tante Dorcas, indem sie ruhig das Bett wieder ordnete.

„Na, ich möchte nicht, Tante, wenn ich es nur halten könnte,“ versetzte Loker; „aber es ist Grund genug da, einen Burschen ärgerlich zu machen — so verflucht heiß!“

„Ich wünschte, Freund, Du ließest das Fluchen und Schimpfen und dächtest an andere Wege.“

„Was zum Teufel, weßhalb sollte ich daran denken? Das ist das Letzte, woran ich zu denken brauche — häng' Alles!“ Und Tom brachte wieder auf eine furchtbare Weise Decke und Kissen in Unordnung.

Tante Dorcas war eben auf einen Augenblick hinausgerufen worden.

„Der Bursche und die Dirne sind wohl auch hier?“ fragte Tom mürrisch, nachdem seine Pflegerin wieder eingetreten war.

„Sie sind!“ erwiederte sie, sich setzend und ihr Strickzeug nehmend.

„Es wäre gut, sie gingen zu Wasser,“ sagte Tom „je schneller, desto besser.“

„Wahrscheinlich werden sie es thun,“ erwiederte Tante Dorcas, ruhig weiterstrickend.

„Und hört,“ sagte Tom, „wir haben Agenten in Sandusky, die bewachen für uns die Boote. Liegt mir nichts daran, wenn ich es jetzt sage. Ich hoffe, sie kommen fort, gerade um Marks zu ärgern, den verfluchten Kerl — verdammt soll er seyn!“

„Thomas! Thomas!“ ermahnte Tante Dorcas.

„Ich sage Euch, Tante, wenn Ihr einen Burschen zu fest zupfropft, so zerspringt er!“ entgegnete Tom. „Aber was das Mädel betrifft — sagt ihr, sie solle sich so kleiden, daß sie dadurch vermummt wird — ihre Beschreibung ist in Sandusky.“

„Wir werden die Sache überlegen,“ sagte die Tante mit charakteristischer Fassung.

Da wir hier von Tom Loker Abschied nehmen, wollen wir sagen, daß er, nachdem er drei Wochen in der Quäkerwohnung an seinen Wunden gelegen hatte, als ein etwas besserer und weiserer Mann wieder aufstand. Und statt Sklaven zu jagen, ent-

schloß er sich, in einer der neuen Niederlassungen zu leben, wo seine Gaben sich auf glücklichere Weise entwickelten, indem er Bären, Wölfe und andere Bewohner der Wälder erlegte, wodurch er sich einen Namen in jener Gegend machte. Tom sprach jederzeit ehrerbietig von den Quäkern. „Gute Leute!" pflegte er zu sagen — „wollten mich bekehren, aber konnten es nicht ganz. Doch ich sage Euch das, Kranke pflegen sie vortrefflich, dagegen ist nichts zu sagen."

Da die Flüchtlinge durch Tom wußten, daß man in Sandusky auf sie fahnden werde, hielten sie es für klug, sich zu theilen. Jim und seine alte Mutter wurden einzeln vorausgeschickt und eine oder zwei Nächte später fuhren Georg und Elise mit ihrem Kinde heimlich nach Sandusky, wo sie unter einem gastlichen Dache wohnten und die Vorbereitungen zu ihrem letzten Wege auf der Flucht, zur Fahrt über den Erie-See, trafen. Ihre Nacht ging jetzt zu Ende und der Morgenstern der Freiheit zeigte sich ihren Blicken.

Freiheit! — Elektrisches Wort! — Was ist es? Weßhalb, Männer und Frauen Amerika's, pocht Euch das Herz bei dem Worte, für welches Euere Väter und Euere Mütter willig die Besten und Edelsten dem Tode entgegen gehen sahen? Gibt es irgend Etwas, das einer Nation theurer und ruhmvoller ist, was es auch dem einzelnen Menschen wäre? Was ist Freiheit für eine Nation anders, als Freiheit für die Individuen in derselben? Was ist sie für den jungen Mann, der dort sitzt, die Arme über der breiten Brust gekreuzt, die Färbung afrikanischen Blutes auf seiner Wange, dessen dunkles Feuer in seinem Auge — was ist Freiheit für Georg Harris? — Für Euern Vater war Freiheit das Recht einer Nation, eine solche zu seyn, — für ihn ist das Recht eines Menschen, ein Mensch zu seyn und nicht ein Thier! — Das Recht, das Weib seines Herzens *sein* Weib zu nennen und es vor gesetzloser Gewaltthat zu beschützen; das Recht, sein Kind zu schützen und zu erziehen; das Recht, eine eigene Heimath, eine eigene Religion, einen eigenen Charakter zu haben, nicht dem Willen eines Andern unterworfen — alle diese Gedanken stürmten in Georg's Brust, indem er sinnend den Kopf in die Hand neigte und seine Frau beobachtete, wie sie die männliche Kleidung anlegte, in welcher sie, wie man hoffte, am sichersten ihre Flucht bewirken konnte.

„Jetzt noch das," sagte sie, indem sie vor den Spiegel trat und ihr üppiges schwarzes Haar herabfallen ließ. „Georg," fuhr sie fort, spielend eine Handvoll aufhebend, „ist es nicht schade, sie alle abzuschneiden?"

Georg lächelte trüb und antwortete nicht.

Die Scheere blitzte, und eine Locke nach der andern fiel von dem Haupte der schönen Quadrone.

„So wird es gut seyn," sagte sie, indem sie eine Haarbürste nahm; „jetzt noch eine kleine Nachhilfe. Na," fuhr sie dann, zu ihrem Manne sich wendend, mit neckischer Miene fort, „bin ich nicht ein hübscher Bursche?"

„Du wirst immer hübsch seyn, was Du auch bist," erwiederte Georg.

„Was macht Dich so ernst?" sagte Elise, indem sie zu ihm hintrat und ihre Hand auf die seinige legte. „Die Leute sagen, daß wir nur noch vierundzwanzig Stunden von der Grenze Canada's entfernt sind; nur noch einen Tag auf dem See, und dann — o dann!"

„Ach, Elise," sprach der junge Mann, sie zu sich ziehend, „das ist es gerade; jetzt naht sich mein Schicksal dem entscheidenden Punkte. So nahe zu seyn, und dann noch Alles verlieren! Ich könnte nimmer leben, wenn es so käme, Elise!"

„Fürchte nichts!" sagte seine Frau hoffend — „der gute Gott würde uns nicht so weit gebracht haben, hätte er nicht die Absicht, uns hindurch zu führen. Ich glaube zu fühlen, daß er mit uns ist, Georg."

„Du bist ein gesegnetes Weib, Elise!" sprach der junge Mann, sie krampfhaft umschlingend. „Aber ach, sprich, kann uns denn dieser große Segen bevorstehen? Werden diese Jahre und Jahre des Elends einmal ihr Ende erreichen? Wird es möglich seyn, daß wir die Freiheit erlangen?"

„Ich bin davon überzeugt, Georg," erwiederte Elise, indem sie aufwärts blickte, während Thränen der Hoffnung unter ihren langen Wimpern schimmerten. „Ich fühle es in mir, daß Gott uns noch an diesem Tage aus den Banden der Knechtschaft erlösen wird."

„Ich will Dir glauben, Elise," versetzte Georg, indem er plötzlich aufstand, „ich will Dir glauben. Komm, laß uns gehen. — Ja, wirklich," sagte er, sie auf Armeslänge von sich haltend und sie voll Bewunderung betrachtend, „Du bist ein wunderhübscher Junge! Die kurzen krausen Locken stehen Dir prächtig. Setz' Deine Mütze auf; — so — ein bischen auf die Seite; ich sah Dich noch nie so hübsch. Doch, es ist beinahe Zeit zum Aufbrechen. Ich möchte wissen, ob Mistreß Smith den Harry verkleidet hat."

Die Thüre ging auf und eine achtbar aussehende Frau von mittleren Jahren trat ein, an der Hand den kleinen Harry, der als Mädchen angezogen war.

„Was für ein nettes Mädchen er vorstellt!" sagte Elise, indem sie ihn umdrehte. „Wir wollen ihn Harriet nennen; klingt der Name nicht hübsch?"

Das Kind stand ernst da, seine Mutter in dem ungewohnten Anzuge betrachtend und von Zeit zu Zeit scheue Blicke auf dieselbe richtend.

„Kennt Harry seine Mama nicht?" fragte Elise, indem sie die Arme gegen ihn ausstreckte.

„Komm, Elise," sagte Georg; „Du weißt doch, daß der Kleine von Dir ferngehalten werden soll."

„Ich weiß es," entgegnete Elise; „aber ich kann den Gedanken nicht ertragen, daß er sich von mir abwendet. Doch komm — wo ist mein Mantel? Hier! Wie ziehen Männer die Mäntel an, Georg?"

„Du mußt ihn so tragen," sagte Georg, indem er ihr den Mantel über die Schultern warf.

„So also," sagte Elise, die Bewegung nachmachend. „Und ich muß fest auftreten, große Schritte machen und keck auszusehen suchen, nicht wahr?"

„Du brauchst Dich dazu nicht zu üben," meinte Georg; „es gibt viele bescheidene junge Leute, und ich glaube, es wird Dir leichter seyn, den Charakter durchzuführen."

„Und diese Handschuhe!" rief Elise. „Hilf, Himmel! meine Hände verlieren sich ja ganz darin!"

„Ich rathe Dir, sie hübsch anzubehalten," sprach Georg; „Dein kleines Patschchen könnte uns verrathen. — Jetzt, Mistreß Smith, erinnern Sie sich daran, daß Sie unter unserem Schutze stehen und unser Tantchen sind."

Ein Wagen fuhr jetzt vor und die freundliche Familie, welche die Flüchtlinge so gastlich aufgenommen hatte, drängte sich, Lebewohl sagend, um sie her.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

(Die Kunst in San Francisco.) Ein Schreiben aus der Hauptstadt Californiens vom 15. Dezember sagt: „Die Regenzeit — der dortige Winter — war seit acht Tagen eingetreten, das Geschäft flau, weil die Verbindung mit den Minen bedeutend erschwert war. Um so mehr Zeit hatten die Einwohner von San Francisco, der Kunst ihre Huldigung darzubringen. Die amerikanische Sängerin Katharina Hayes war die angebetete Göttin des Tages; sie feierte unerhörte Triumphe, die Billets zu ihren Concerten wurden in Auction und zu fabelhaften Preisen versteigert; ein solches Billet wurde mit — 1150 Dollars bezahlt und der nächstfolgende Platz 1025 Dollars! — Weder Jenny Lind noch Henriette Sonntag haben in Amerika ähnliche „Preise gemacht." — Ueber die dortige chinesische Operngesellschaft heißt es weiter, daß sie, aus 140 Personen bestehend, sich von New-York nach Europa einschiffen wird. Es würde schwer fallen, eine Beschreibung derselben zu geben, da über diese Truppe sehr viel gesagt werden kann und sie wiederum keiner Besprechung werth ist. Die Costüme sind das Schönste und Reichste, was nur denkbar. Gesungen wird beständig mit der Fistel, — an ein Sujet kein Gedanke. Es werden ganz unzusammenhängende Scenen, vermischt mit Gefechten, Purzelbäumen und allerlei gymnastischen Uebungen ausgeführt. Das Orchester, aus Gongs und sonstigen noch nie dagewesenen Instrumenten bestehend, sitzt mitten auf der Bühne und vollführt einen solchen Spektakel, daß man nervös dabei wird. Die Frauenzimmer bei dieser chinesischen Gesellschaft sind ziemlich hübsch und haben unbeschreiblich kleine Füße.

Zu Sheffield, Grafschaft York, fand eine drollige Polizeiscene statt, die vor den Assisen ihre Lösung finden wird. Zwei Frauen, Anna Proud und Emma Derby, wurden vor das Polizeigericht des Mayor gestellt, angeklagt, sich auf offener Straße blutig geprügelt zu haben. Auf die Frage, was die Veranlassung ihres Streites gewesen, erklärten sie mit großer Aufrichtigkeit, daß sie beide mit dem Soldaten Proud, der zu Sheffield in Garnison stehe, verheirathet wären. Sie hätten ihre Kräfte messen wollen und wären übereingekommen, daß diejenige, die im Faustkampf unterliege, Proud verlassen und keine Ansprüche mehr auf ihn machen solle. Der Mayor gab den Befehl, daß Proud vorgeführt werde. Der Zufall wollte, daß der Soldat unter den Zuhörern sich selbst befand. Er wurde vorgerufen und erklärte auf die Frage: Wer von Beiden seine rechte Frau wäre? daß sie beide rechtmäßig mit ihm verheirathet wären. Er gestand sogar ein, daß er noch zwei andere Frauen besitze. Der Soldat Proud schien die Sache sehr leicht zu nehmen und sagte mit Lächeln: „Ich habe eine Frau in Irland, eine in Schottland und zwei in England." Es war sehr natürlich, daß der Mayor auf dies Geständniß hin ihn gleich verhaften ließ, um nähere Untersuchung anstellen zu lassen.

Das gelobte Land für Clavierbauer und Clavierhändler ist Chili; denn in keinem Lande, wie groß auch die Claviermanie in manchen Theilen Europa's seyn mag, wird so viel Clavier gespielt. In jedem Hause bilden ein Clavier, ein Bett und eine Lampe die Hauptausstattung. Ohne Clavier kann keine chilesische Haushaltung bestehen. Es werden dabei sehr gute Preise für die eingeführten Instrumente gemacht.

Redaktion, Druck und Verlag von G. Ritter in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

Nro. 38. Dienstag, 29. März 1853.

Onkel Tom's Hütte.

(Fortsetzung.)

Die Verkleidungen der Flüchtlinge waren nach den Winken Tom Loker's gewählt worden. Mistreß Smith, eine achtbare Frau von der Niederlassung in Canada, zu der sie fliehen wollten, mußte glücklicher Weise über den See dahin zurückkehren und hatte eingewilligt, für die Tante des kleinen Harry zu gelten, und damit er sich an sie gewöhnen möchte, war er während der letzten zwei Tage unter ihrer alleinigen Pflege geblieben, — Extra-Rationen von Kuchen und Kandis hatten von Seiten des jungen Burschen eine feste Anhänglichkeit bewirkt.

Sie stiegen ein und der Wagen fuhr zu dem Landungsplatze. Man stieg über die Planke in das Boot; Elise reichte als junger Herr galant der Mistreß Smith den Arm und Georg bekümmerte sich um das Gepäck.

Hierauf begab sich Georg in die Capitänscajüte, für seine Reisegesellschaft zu zahlen. Während dies geschah, vernahm er dicht neben sich ein Gespräch zweier Männer.

„Ich habe Alle beobachtet, die an Bord kamen," sagte der Eine, „und ich weiß, daß sie nicht im Boote sind."

Die Stimme war die des Bootsschreibers. Der Andere, mit dem er sprach, war unser alter Bekannter, der Sklavenfänger Marks, welcher mit der thätigen Ausdauer, die ihn charakterisirte, nach Sandusky gekommen war, zu suchen, wen er verschlinge.

„Ihr würdet das Weib kaum von einer Weißen unterscheiden können," sagte Marks. „Der Mann ist ein heller Mulatte; er hat ein Brandmal an der einen Hand."

Die Hand, mit welcher Georg die Billets und das herausgegebene Geld nahm, zitterte ein wenig; doch er wendete sich ruhig um, richtete einen festen Blick auf das Gesicht des Sprechenden und schritt langsam nach dem andern Ende des Bootes, wo Elise seiner warten sollte.

Mistreß Smith war mittlerweile mit dem kleinen Harry nach der Frauencajüte gegangen, wo die finstere Schönheit des muthmaßlichen Mädchens manche schmeichelhafte Bemerkung der Passagiere erweckte.

Georg hatte die Genugthuung, als die Glocke zur Abfahrt ertönte, Marks an das andere Ufer zurückkehren zu sehen, und er that einen langen Athemzug der Erlösung, als er sich vor ihm für immer gesichert sah.

Es war ein herrlicher Tag. Die blauen Wogen des Erie-Sees tanzten gefurcht und funkelnd in dem Sonnenscheine. Ein frischer Wind blies von der Küste und das stolze Boot pflügte sich kräftig seinen Weg durch das Wasser.

O was für eine unbekannte Welt ist doch das menschliche Herz! Wer hätte, als Georg auf dem Deck des Dampfbootes ruhig auf und nieder ging, seinen schüchternen Gefährten an seiner Seite, alles Das ahnen können, was in seinem Busen brannte? Das Gut, dem er nahte, schien zu groß, zu schön zu seyn für Wirklichkeit, und er fühlte mit jedem Augenblicke die Besorgniß, es würde sich irgend etwas ereignen, es ihm zu entreißen.

Aber das Boot kam vorwärts und endlich zeigten sich hell und deutlich die gesegneten Küsten. — Georg und seine Frau standen Arm in Arm da, als sich das Boot der kleinen Stadt Amherstberg in Canada näherte. Sein Athem wurde schwer und kurz, es flimmerte ihm vor den Augen, er preßte schweigend die kleine Hand, die zitternd auf seinem Arm lag. Die Glocke ertönte — das Boot legte an. Ohne kaum zu wissen, was er that, sah er nach seinem Gepäck und sammelte seine kleine Gesellschaft. Sie landeten. Sie standen still, bis das Boot leer war, und dann sich unter Thränen umarmend, knieten der Gatte und die Gattin, das verwunderte Kind in ihren Armen, nieder und erhoben ihre Herzen zu Gott.

Es war, als ob sie von dem Tode zum Leben erstanden, als ob sie aus dem engen Grabe zum Him-

mel aufstiegen, aus der Sünde Gebiet und aus der Leidenschaften Kampf zur reinen Freiheit.

Der kleine Trupp wurde bald durch Mistreß Smith zu der gastlichen Wohnung eines guten Missionärs geführt, den christliche Mildthätigkeit hier als einen Hirten der Ausgestoßenen und Flüchtlinge angestellt hatte, die beständig ein Asyl auf dieser Küste finden.

Wer kann den Segen dieses ersten Tages der Freiheit beschreiben? Ist nicht der Sinn der Freiheit ein höherer und feinerer, als irgend einer der fünf andern? Sich zu bewegen, zu sprechen, zu athmen, zu gehen und zu kommen, unbewacht und gegen Gefahr geschützt! Wer kann die Segnungen des Schlafes beschreiben, der sich niedersenkt auf des freien Mannes Lager, unter Gesetzen, die ihm die Rechte sichern, welche Gott dem Menschen verliehen hat? Wie froh und heiter ward von der Mutter für das schlafende Kind gesorgt, ihr theuerer durch die Erinnerung an die tausend überstandenen Gefahren! Wie unmöglich war es, in dem überglücklichen Besitz eines solchen Segens zu schlafen! Und dennoch hatten diese Beiden nicht einen Fußbreit Landes, nicht ein Dach, das sie ihr eigen nennen konnten; sie hatten Alles bis auf den letzten Dollar ausgegeben. Sie hatten nicht mehr, als die Vögel der Luft, als die Blumen des Feldes, und dennoch konnten sie vor Freude nicht schlafen!

Vierunddreißigstes Kapitel.

Der Sieg.

Als Tom Angesicht in Angesicht seinem Dränger gegenüber stand und seine Drohungen hörte, dabei in seiner Seele dachte, daß seine Stunde gekommen sey, da regte sein Herz sich muthig in ihm und er glaubte, er könnte Martern und Feuer ertragen, mit dem Blicke auf Jesus im Himmel gerichtet; — doch als der Grausame hinweg war und die Aufregung verschwunden, da kehrten die Schmerzen seines zerfleischten Körpers zurück, da kehrte zurück das Gefühl seines erniedrigten, hoffnungslosen Zustandes, und der Tag verging schwer genug.

Lange bevor seine Wunden geheilt waren, bestand Legree darauf, daß er wieder regelmäßig im Felde mitarbeite; dann folgten Tag auf Tag Mühseligkeiten und Ermattung, verschlimmert durch jede Art von Ungerechtigkeit, welche der böse Wille des gemeinen, rohen Menschen erfinden konnte. Wer in unseren Verhältnissen Schmerzen zu erdulden hatte, Prüfungen zu bestehen, kennt die Gereiztheit, die sie mit sich bringen, — um wie viel düsterer mußte die Stimmung dieser Armen in ihrer schrecklichen Lage seyn!

Tom wunderte sich nicht mehr über die mürrische Laune seiner Genossen — er fand die stille, heitere Stimmung, welche stets seine Gewohnheit gewesen war, gestört. Er hatte sich geschmeichelt, in Mußestunden seine Bibel lesen zu können; aber hier gab es keine Mußestunden. Während der dringendsten Arbeitszeit säumte Legree nicht, alle Hände seiner Leute die Sonn- und Wochentage gleich zu beschäftigen. Weßhalb auch nicht? Er gewann ja mehr Baumwolle und damit seine Wetten; und wurden dadurch einige seiner Sklaven hingerafft, nun, so konnte er bessere kaufen.

Anfangs pflegte Tom einige Sprüche seiner Bibel bei dem flackernden Feuer zu lesen, nachdem er von seiner täglichen Arbeit zurückgekehrt war; allein nach der grausamen Behandlung, die er erduldet hatte, kehrte er so erschöpft nach Hause zurück, daß ihm der Kopf wirbelte und die Augen ihm den Dienst versagten, wenn er zu lesen versuchte, und er froh war, sich gleich den Uebrigen in gänzlicher Ermattung auf das Lager zu strecken.

Es ist nicht auffallend, daß der religiöse Friede und das Vertrauen, welche ihn bisher aufrecht erhalten hatten, vor den beständigen Martern aus seiner Seele wichen. Seit Wochen und Monden war Tom's ganzes Innere in Dunkelheit und Verzweiflung versunken. Zuerst dachte er an Miß Ophelia's Brief, an seine Freunde in Kentucky und betete zu Gott, daß er ihm seine Befreiung senden möchte; dann wartete er Tag für Tag in der unbestimmten Hoffnung, Jemanden zu sehen, der geschickt wäre, ihn loszukaufen, und als Niemand kam, kehrte er wieder zurück zu seinen bittern Gedanken: Gott möchte ihn vergessen haben. Zuweilen sah er Cassy, und wenn er in das Haus gerufen wurde, gewann er auch dann und wann einen Blick der niedergebeugten Gestalt Emmelinens, aber mit Beiden kam er wenig in Verkehr; in der That hatte er keine Zeit, mit Jemanden Umgang zu pflegen.

Eines Abends saß er in gänzlicher Niedergeschlagenheit neben einigen erlöschenden Bränden, an denen er sein kärgliches Mahl bereitet hatte. Er warf etwas Reisig in das Feuer und zog seine Bibel hervor. Da waren alle die bezeichneten Stellen, die seine Seele so oft aufgeregt hatten — Worte der Patriarchen und Propheten, der Dichter und Weisen, welche von den frühesten Zeiten her der Menschen Muth und Hoffnung belebten. Hatte das Wort seine Kraft verloren, oder waren die erschlafften Sinne und das matte Auge der gewaltigen Begeisterung nicht mehr fähig? Schwer seufzend steckte er die Bibel wieder in die Tasche. Ein rauhes Gelächter erweckte ihn. Er sah auf — Legree stand ihm gegenüber.

„Nun, alter Bursche,“ sagte er, „Du findest, scheint's mir, daß Deine gepriesene Religion ihre Arbeit schlecht verrichtet! Ich habe mir's gedacht,

daß dies endlich durch Deine dicke Wolle kommen würde!"

Der grausame Spott war mehr als Hunger und Kälte. Tom schwieg.

„Du warst ein Narr," fuhr Legree fort, „denn ich meinte es gut mit Dir, als ich Dich kaufte. Du hättest es besser haben können, als Sambo und Quimbo, und statt alle zwei oder drei Tage abgedroschen zu werden, hättest Du Freiheit gehabt und es andern Niggern thun können; dann und wann würdest Du auch einen guten warmen Whiskytrunk gehabt haben. Na, glaubst Du nicht, daß es besser ist, vernünftig zu seyn? Wirf das alte Pack Blätter da ins Feuer und komm zu meiner Kirche!"

„Das wollen verhüten der Herr!" sprach Tom inbrünstig.

„Du siehst, der Herr kommt nicht, Dir zu helfen," entgegnete Legree; „hätte er's gethan, hätte er mich nicht gewinnen lassen! — Diese Deine Religion ist alles nichts als ein Haufe von Lüge und Betrug, Tom. Ich kenne das Alles. Du thätest besser, zu mir zu halten; ich bin was und kann was thun."

„Nein, Mas'r," sagte Tom, „ich halten aus. Der Herr mögen beistehen mir oder nicht, aber ich werden halten an ihm bis den letzten Augenblick!"

„Ein um so größerer Narr bist Du!" versetzte Legree, indem er zornig nach ihm spuckte und ihn mit dem Fuße trat. „Ich sage Dir, ich bringe Dich noch 'runter!" Und Legree entfernte sich wüthend.

Wenn ein schweres Gewicht die Seele bis zu dem letzten Punkt niederdrückt, der zu ertragen möglich ist, entsteht ein Augenblick verzweifelter Anstrengung jeder physischen und moralischen Kraft, das Gewicht abzuwerfen, und daraus wird der herbste Schmerz oft zu einer rückströmenden Fluth der Freude und des Muthes. So war es jetzt mit Tom. Der gottesleugnerische Hohn seines grausamen Herrn drückte seine Seele bis zu dem niedrigsten Ebbepunkte herab und obgleich des Glaubens Hand den ewigen Fels festhielt, war es doch nur mit dumpfem, verzweifelndem Griffe.

Tom saß wie betäubt bei dem Feuer. Plötzlich schien Alles rings um ihn her zu verschwinden und eine Vision erhob sich vor ihm mit einem blutigen, dornengekrönten Haupte. Er blickte voll Staunen und Verwunderung auf die majestätische Geduld des Gesichts; der tiefe Blick drang bis in das Innerste seines Herzens. Seine Seele erwachte, als er unter gewaltiger Aufregung die Arme ausstreckte und sich auf die Kniee warf. Allmählig veränderte sich die Vision — die scharfen Dornen wurden zu hellen Strahlen, in unbeschreiblicher Pracht sah er dasselbe Gesicht mitleidig zu sich niedergebeugt und es war ihm, als hörte er eine Stimme sagen:

„Wer siegt, soll bei mir auf dem Throne sitzen, so wie ich gesiegt habe und sitze mit meinem Vater auf dem Throne."

Wie lange Tom so gelegen hatte, wußte er nicht. Als er wieder zu sich kam, war das Feuer erloschen und seine Kleider feucht von dem kalten Nachtthau; aber die finstere Verzweiflung seiner Seele war verschwunden und in dem Entzücken, das ihn erfüllte, fühlte er weder Hunger noch Kälte, noch Erniedrigung, noch Elend. Aus tiefster Seele schied er in dieser Stunde von jeder Hoffnung des gegenwärtigen Lebens und bot seinen eigenen Willen als Opfer für das Unendliche dar. Er blickte auf zu den freudig glänzenden, ewig lebenden Sternen, Zeugen der Heerschaaren des Himmels, welche niederschauen auf die Menschen, und die Einsamkeit der Nacht ertönte von den triumphirenden Worten einer Hymne, die er in glücklicheren Tagen oft gesungen hatte, doch nie mit einem solchen Gefühle wie jetzt:

„Wenn einst wie Schnee die Erd' zerrinnt,
Die Sterne nicht mehr scheinen,
Werd' ich mit Gott, der ab mich rief,
Für immer mich vereinen.

Und wenn mein sterblich Leben sank,
Die Sinne von mir schieden,
Dann finde in dem Himmel neu
Ich Leben, Freud' und Frieden.

Wenn wir viel tausend Jahre dort,
Hell strahlend wie die Sonnen —
So lang noch tönt des Herren Lob,
Als da wir es begonnen."

Als das graue Tageslicht die Schlummerer weckte, um auf das Feld zu ziehen, schritt Einer dieser erschöpften, bebenden Elenden kräftig einher — denn fester als der Boden, auf den er trat, war sein starker Glaube an die allmächtige, ewige Liebe.

Von dieser Zeit an umgab ein unverrückbarer Kreis des Friedens das Herz des Bedrückten, ein ewig gegenwärtiger Erlöser heiligte ihn zu seinem Tempel; verschwunden waren irdische Wünsche, verschwunden die wogenden Hoffnungen, Furcht und Verlangen, — der menschliche Wille, niedergebeugt und lange kämpfend, war nun ganz erhoben zu dem Göttlichen.

Alle bemerkten die Veränderung seines Aussehens. Heiterkeit und Frohsinn schienen zurückgekehrt zu seyn und eine Ruhe, die keine Schmähung, keine Bedrückung stören konnte, sich seiner bemächtigt zu haben.

„Was zum Teufel ist denn in Tom gefahren?" sagte Legree zu Sambo. „Vor einiger Zeit schien er ganz niedergebeugt zu seyn, und jetzt ist er munter wie ein Heimchen."

„Er denken vielleicht wegzulaufen, Mas'r."

„Möchte ihn das versuchen sehen," versetzte Legree mit wildem Grinsen. „Möchten wir das nicht, he, Sambo?"

„Gewiß, Mas'r; hahahoh!" lachte unmäßig der Gnome. „Den Spaß! zu sehen ihn steckend bis an Knie in Schlamm, wenn packen ihn die Hunde! — Ich müssen noch lachen zum Platzen, wenn ich dran denken, als wir gefangen die Molly. Unsre Hunde haben gerissen sie beinah auseinander, bevor ich konnten sie abhalten; Molly tragen Spuren noch jetzt."

„Ich hoffe, sie wird sie behalten bis zum Grabe," sagte Legree. „Doch jetzt, Sambo, gib scharf Acht! Wenn der Kerl etwas der Art vor hat, wirst Du wissen, was Du zu thun hast."

„Lassen Mas'r nur mich sorgen," erwiederte das Scheusal; „ich werden schon ihn wieder kriegen. Hahahoh!"

Dies Gespräch wurde gehalten, während Legree zu Pferde stieg, um nach der benachbarten Stadt zu reiten.

Als er spät Abends zurückkehrte, beschloß er, um die Quartiere zu reiten und zu sehen, ob Alles in Sicherheit wäre.

Es war eine herrliche, mondhelle Nacht. Die Schatten der schönen Chinabäume lagen scharf gezeichnet auf dem Rasen und die durchsichtige Luft hatte eine feierliche Stille.

Legree war in geringer Entfernung von den Quartieren, als er eine Stimme singen hörte. Das waren hier keine gewöhnlichen Töne und er hielt an, um zu horchen. Eine kraftvolle Stimme sang:

„Wenn mein Recht ich klar erkenne
Auf des Himmels lichte Wohnung,
Werde jede Furcht ich bannen
Und den Feind nicht fleh'n um Schonung.

Wenn die Welt auch meiner Seele
Feind ist, Höllenpfeile wüthen,
Lächle ich bei Satans Tücken,
Biete Trotz der Qual hienieden.

Mag der Sorgen Sündfluth kommen,
Mögen Kummers Stürme toben,
Finde ich nur meine Heimath,
Meinen Herrn im Himmel droben."

„So, so," murmelte Legree, „so denkt er also? Wie ich diese verfluchten Methodistengesänge hasse! Du elender Nigger," sagte er, indem er plötzlich vor Tom hielt — denn er war der Sänger —, „wie kannst Du solchen Lärm machen, wenn Du schlafen solltest? Schließ Deine schwarze Schnauze und hinein mit Dir!"

„Ja, Mas'r," sagte Tom bereitwillig, indem er sich von seinem Sitze erhob.

Legree war übermäßig gereizt durch Tom's augenscheinliches Glück, und seine Reitpeitsche erhebend fing er an, Kopf und Schultern des nächtlichen Sängers zu bearbeiten.

„Da, Du Hund!" schrie er — „sieh, ob Du Dich danach auch noch so wohl befindest!"

Doch die Streiche fielen nur auf den äußern Menschen und nicht, wie früher, auf das Herz. Tom stand ganz unterwürfig da und dennoch konnte Legree sich selbst nicht verhehlen, daß seine Gewalt über seinen Sklaven zum Theil verschwunden sey. Als er nach Tom's Entfernung sein Pferd plötzlich herumwarf, wurde sein Inneres von einem jener wilden Blitze durchzuckt, welche das Gewissen oft durch die finstere, verderbte Seele schießt. Er sah ein, daß es Gott sey, der zwischen ihm und seinem Opfer stand. —

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

(Wie es in Californien zugeht.) Vor einem halben Jahre etwa langt ein Hamburger Schiff in San Francisco an. Die Matrosen entlaufen augenblicklich, der Koch ebenfalls. Da dieser aber einiges Geld bei sich hat, so kauft er einen kleinen Schooner und fährt damit Frachtgüter und Passagiere den Sacramento hinauf nach Sacramento-City und verdient sich so viel Geld, weil es gerade damals an Dampfschiffen fehlte. Vier Wochen später begegnet ihm der Kapitän auf der Straße in Francisco. Derselbe, um die Bemannung seines Schiffes in Verlegenheit, fordert den früheren Koch auf, wieder bei ihm Dienst zu nehmen. „Willst Du nicht wieder auf mein Schiff kommen?" spricht er zu ihm — „ich gebe Dir monatlich hundert Dollars Gehalt." Der Koch klopft dem Kapitän vertraulich auf die Schulter und erwiedert in seinem Hamburger Dialekt: „Min Jung, ich will Di tweehunnert Dollars geben, wenn Du bi mich Koch warden wullt!" — Da sich der Kapitän in der That keinen Koch verschaffen konnte, so mußte er nothgedrungen ohne denselben die Rückreise antreten.

Räthsel.

Mein Erstes Wasser und mein Zweites Holz;
Mein Ganzes aber Fleisch und Bein.
Mein Erstes fließt bald trüb, bald rein;
Mein Zweites lenkt der Knabe stolz;
Mein Ganzes fliegt Thal aus, Thal ein.

Redaktion, Druck und Verlag von G. Ritter in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

Nro. 39. Freitag, 1. April **1853.**

Onkel Tom's Hütte.

(Fortsetzung.)

Tom's ganze Seele floß über von Mitleid und Theilnahme für die armen Elenden, von denen er umgeben war. Ihm schien es, als sey seines Lebens Kummer jetzt vorüber und als müsse er von dem Schatze des Friedens und der Freude, der ihm von oben geworden war, etwas zur Erleichterung ihres Wehs ausgießen. Es ist wahr, Gelegenheiten boten sich selten, allein auf dem Wege zu dem Felde und von dort zurück und während der Stunden der Arbeitszeit trug es sich doch zuweilen zu, daß er den Ermüdeten, den Entmuthigten eine helfende Hand reichen konnte.

Die armen ermatteten, entmenschten Geschöpfe konnten das anfangs kaum begreifen, aber als es Woche für Woche, Monat für Monat fortgesetzt wurde, begann es nach und nach lange schweigende Saiten in ihren betrübten Herzen erklingen zu machen. Allmählig und unbemerklich begann der sonderbare, geduldige Mann einen eigenthümlichen Einfluß auf sie auszuüben, — der Mann, der bereit war, Jedermanns Last zu tragen, der von Keinem Hilfe suchte, der Allen nachstand, der immer zuletzt kam, das Wenigste nahm und doch der Erste war, das Geringe, was er besaß, mit Jedem, der es brauchte, zu theilen, — der Mann, der in kalten Nächten seine Decke hingab, um einem Kranken, der vor Frost bebte, Erleichterung zu verschaffen, der die Körbe der Schwächern auf dem Felde füllte, auf die furchtbare Gefahr hin, in seinem eignen Maße zu kurz zu kommen, — der, mit rastloser Grausamkeit durch ihren gemeinschaftlichen Tyrannen verfolgt, nie eine Klage oder einen Fluch ausstieß; — und als die dringende Arbeitszeit vorüber war und ihnen die Sonntage zu ihrem eigenen Gebrauch gestattet wurden, da sammelten sich Viele um ihn, ihn von Jesus sprechen zu hören. Gern hätten sie an irgend einem Orte ihn gemeinschaftlich gehört und mit ihm gebetet und gesungen; doch Legree wollte es nicht erlauben und störte mehr als einmal solche Versuche unter Flüchen und wilden Verwünschungen, so daß die gesegneten Worte vom Einen zum Andern kreisen mußten. Doch wer kann die einfache Freude schildern, mit welcher einige dieser armen Ausgestoßenen, denen das Leben eine freudenlose Reise zu einer dunklen, unbekannten Zukunft war, von einem theilnehmenden Erlöser und einer himmlischen Heimath sprechen hörten? Missionäre versichern, daß von allen Racen der Erde keine das Wort Gottes mit solcher eifrigen Gelehrigkeit empfangen hat, wie die der Afrikaner. Der Grundsatz des Vertrauens und des unbedingten Glaubens, der die Grundlage des Christenthums bildet, ist bei diesem Stamme mehr ein angebornes Element, als bei irgend einem andern, und oft hat man unter ihnen gefunden, daß ein verlornes Samenkorn der Wahrheit, durch einen Zufall in die Herzen der Unwissenden gefallen, Früchte getragen hat, deren Reichthum die höhere und feinere Cultur beschämte.

Die arme Mulattin, deren einfacher Glaube beinahe durch das Uebermaß der Grausamkeit, von der sie betroffen wurde, vernichtet worden wäre, fühlte ihre Seele sich erheben durch die Hymnen und die Stellen der heiligen Schrift, welche dieser einfache Missionär ihr zu Zeiten in das Ohr flüsterte, wenn sie zur Arbeit gingen oder von derselben zurückkehrten; — so wurde auch das halb wahnsinnige Gemüth Cassy's durch seinen einfachen und ungesuchten Einfluß jederzeit beschäftigt und beruhigt; denn durch die Martern ihres Lebens zur Verzweiflung getrieben, hatte Cassy in ihrer Seele oft eine Stunde der Vergeltung beschlossen, wo ihre Hand an ihrem Bedrücker alle die Ungerechtigkeit und Grausamkeit rächen sollte, deren Zeugin sie gewesen war, oder die sie selbst erdulden mußte.

In einer Nacht, nachdem Alles in Tom's Hütte in Schlaf gesunken war, wurde er plötzlich dadurch aufgeschreckt, daß er Cassy's Gesicht in der Oeffnung sah, die als Fenster diente. Sie gab ihm schweigend ein Zeichen, herauszukommen.

Tom trat vor die Thür. Es war zwischen ein und zwei Uhr in der Nacht — kaltes, stilles, helles

Mondlicht. Tom bemerkte, indem der Mondschein voll in Cassy's großes, dunkles Auge fiel, daß ein wilder, eigenthümlicher Glanz, ungleich ihrer gewohnten starren Verzweiflung, darin leuchtete.

„Kommt, Vater Tom," sagte sie, indem sie ihre kleine Hand auf seinen Arm legte und ihn mit einer Kraft vorwärts zog, als wäre die Hand von Stahl gewesen; „kommt, ich habe Neuigkeiten für Euch."

„Wie — was, Miß Cassy?" sagte Tom ängstlich.

„Tom, würdet Ihr gern Eure Freiheit erhalten?"

„Ich werden sie kriegen, Miß Cassy, wenn Gott die Zeit dazu haben bestimmt," sagte Tom.

„Ja, aber Ihr könnt sie diese Nacht haben," sagte Cassy mit plötzlicher Entschlossenheit. „Kommt!"

Tom zögerte.

„Kommt!" sagte sie flüsternd, ihr schwarzes Auge fest auf ihn heftend. „Er schläft — fest. Ich goß genug in seinen Branntwein, um ihn einzuschläfern. Kommt also; die Hinterthür des Hauses ist offen. Es steht eine Axt dort — ich habe sie hingestellt; die Thür zu seinem Zimmer ist auch offen — ich werde Euch den Weg zeigen. Ich hätte es selbst gethan, doch mein Arm ist zu schwach. Auf, kommt mit!"

„Nicht für zehntausend Welten, Miß Cassy!" sagte Tom fest und hielt sie zurück, indem sie vorwärts drängte.

„Doch denkt an alle diese armen Geschöpfe," fuhr Cassy fort; „wir können sie alle in Freiheit setzen und mit einander in die Sümpfe fliehen, wo wir eine Insel finden werden, auf der wir leben können. Ich habe davon gehört, daß das schon geschehen ist. Jedes Leben ist besser wie dieses."

„Nein," sagte Tom entschieden, „nein! Gutes kommen nie von Bösem. Lieber würden ich mir abhauen die rechte Hand!"

„Dann werde ich es thun," entgegnete Cassy, indem sie sich abwendete.

„O Miß Cassy," rief Tom, sich vor ihr niederwerfend, „um des lieben Heilands willen, der gestorben für Euch, verkaufen nicht Eure Seele dem Teufel auf solche Art! Nichts als Uebel werden entstehen daraus. Der Herr haben uns nicht aufgefordert, zu strafen; wir müssen dulden und warten auf seine Zeit."

„Warten!" versetzte Cassy. „Habe ich nicht gewartet — gewartet, bis mein Kopf schwer ward und mein Gemüth krank? Was hat er mich erdulden lassen? Was legte er Hunderten von armen Geschöpfen auf? Preßt er Euch nicht das Herzblut ab? Ich werde gerufen — sie rufen mich! Seine Zeit ist gekommen und ich will sein Herzblut haben!"

„Nein, nein, nein!" sprach Tom, ihre kleine Hand haltend, die sie geballt hatte — „nein, Ihr arme verlorene Seelen, das dürfen Ihr nicht thun! — Der liebe gesegnete Herr haben vergossen kein anderes Blut, als sein eigenes, und das haben er gethan für uns, als wir waren seine Feinde. Herr, helfen uns, zu folgen seinen Schritten und zu lieben Die, so uns hassen!"

„Lieben!" rief Cassy mit feurigem Blicke. „Die zu lieben — das, Tom, liegt nicht in Fleisch und Blut!"

„Aber es verhelfen uns zum Sieg! Wenn wir können beten für Alle, sie lieben und ihnen verzeihen, dann ist vorüber der Kampf und errungen der Sieg. Ruhm und Ehr' dem Herrn!" Und mit strömenden Augen und bebender Stimme sah der schwarze Mann auf zum Himmel.

Die tiefe Inbrunst in Tom's Ergießungen, die Milde seiner Stimme, seine Thränen fielen gleich linderndem Thau auf den wilden, ungezügelten Geist des armen Weibes; sie blickte nieder und Tom konnte das Erschlaffen ihrer Arme fühlen, indem sie sprach:

„Sagte ich Euch nicht, daß böse Geister mich verfolgen? Ach, Vater Tom, ich kann nicht beten! Ich wünschte, ich könnte es. Ich habe nicht mehr gebetet, seit meine Kinder verkauft wurden. Was Ihr sagt, muß recht seyn — ich weiß es; allein wenn ich zu beten versuche, kann ich nur hassen und fluchen — ich kann nicht beten!"

„Arme Seele!" sagte Tom theilnahmvoll. „Der Satan wollen Dich gewinnen, doch ich werden beten zu dem Herrn für Dich. — Ach, Miß Cassy, wenn Ihr Euch wenden zu dem lieben Herrn Jesus, er trösten die Trauernden und Die, so seyn gebrochenen Herzens."

Cassy stand schweigend da, während große, schwere Thränen aus ihren niedergesenkten Augen träufelten.

„Miß Cassy," fuhr Tom in zögerndem Tone fort, nachdem er sie einen Augenblick schweigend betrachtet hatte, „wenn Ihr nur könnten fort, — wenn das möglich, ich würden rathen Euch, es zu thun — Euch und Emmeline; wenn Ihr nämlich könnten gehen ohne Blutschuld — anders nicht."

„Wolltet Ihr es denn mit uns versuchen, Vater Tom?"

„Nein, Miß Cassy. Der Herr haben mir übertragen eine Sendung unter diesen armen Seelen; ich werden ausharren bei ihnen und mein Kreuz tragen bis zu Ende. Anders verhalten es sich mit Euch — für Euch ist das Leben hier eine Schlinge. Es ist besser, wenn Ihr können fortkommen, wohin und auf was für einem Weg es auch mögen seyn."

„Ich kenne keinen andern Weg, als durch das Grab!" versetzte Cassy dumpf. „Kein Thier, kein Vogel, der nicht irgendwo seine Heimath fände — selbst die Schlangen haben ihr Lager, wo sie ruhig seyn können; doch für uns ist kein Platz. In den finstersten Sümpfen werden ihre Hunde uns auswit-

tern und in Stücke reißen. Alles ist gegen uns, selbst die Thiere. Und wohin sollten wir gehen?"

Tom stand schweigend. Endlich sprach er:

„Er, der den Daniel haben gerettet aus der Löwengrube, die Männer aus dem feurigen Ofen, er, der einher geschritten auf dem Meere und dem Winde geboten, stille zu seyn — er leben noch und ich haben zu ihm all Vertrauen, daß er Euch werden befreien; wenn Ihr es versuchen, wollen ich beten aus ganzer Kraft, damit es gelingen."

Durch welche eigenthümlichen Gesetze des Geistes springt ein lang übersehener Gedanke, gleich einem nutzlosen Stein unter die Füße getreten, plötzlich in einem neuen Lichte vor uns auf, ein entdeckter Diamant?

Cassy hatte oft stundenlang jede Möglichkeit der Flucht überdacht und sie stets als unausführbar oder hoffnungslos verworfen; doch in diesem Augenblick durchzuckte ihren Kopf ein Plan, so einfach und ausführbar in allen seinen Einzelheiten, daß er plötzlich Hoffnung erweckte.

„Gut, Vater Tom, ich will es versuchen!" sagte sie rasch.

„Amen!" sprach Tom. „Der Herr wollen Euch leiten und schützen!"

Fünfunddreißigstes Kapitel.
Die Kriegslist.

Der Boden oder Speicher des Hauses, welches Legree bewohnte, glich den meisten; ein großer, öder Raum, staubig, mit Spinnengeweben behangen und angefüllt mit altem Gerümpel. Die reiche Familie, welche das Haus in den Tagen seines Glanzes bewohnte, hatte eine Menge prachtvollen Hausgeräthes mitgebracht, von dem sie manches wieder mit hinwegnahm, während anderes Geräthe in unbewohnten Gemächern des Hauses stand oder an diesem Orte übereinander geworfen war. Ein kleines, enges Fenster ließ durch seine trüben, bestaubten Scheiben ein sparsames, unsicheres Licht auf die hochlehnigen Stühle und staubigen Tische fallen, die einst bessere Tage gesehen hatten. Im Ganzen war es ein unheimlicher, geisterartiger Ort und bedurfte keiner Legende unter den abergläubischen Negern, um seine Schrecken zu erhöhen. Vor einigen Jahren war ein Negerweib, das Legree's Mißfallen erweckte, mehrere Wochen dort eingesperrt worden. Was hier vorging, sagen wir nicht; die Neger pflegten es einander nur zuzuflüstern, doch so viel wußte man, daß der Körper des unglücklichen Geschöpfes eines Tages von dort abgeholt und begraben worden war; seit jener Zeit sagte man, daß Verwünschungen und Flüche und der Klang heftiger Schläge durch den alten Boden zu tönen pflegten, untermischt mit Klagen und Gestöhn der Verzweiflung. Einst als Legree zufällig etwas der Art hörte, gerieth er in heftige Wuth und schwur, daß der Nächste, der solche Geschichten von dem Boden erzählte, Gelegenheit finden sollte, zu erfahren, was es dort gäbe, denn er würde ihn für eine Woche daselbst anketten. Dieser Wink war hinreichend, jedes Geschwätz zu unterdrücken, obgleich es natürlich den Glauben an die Geschichte nicht im Geringsten störte. Allmählig wurde die Treppe, die zum Boden führte, und selbst der Gang zu der Treppe von Jedermann in dem Hause vermieden, weil keiner davon sprechen mochte, und so gerieth die Legende allmählig in Vergessenheit. Es war Cassy plötzlich eingefallen, die abergläubische Reizbarkeit, welche bei Legree so groß war, zu dem Zwecke ihrer Befreiung und der ihrer Mitleidenden zu benutzen.

Das Schlafzimmer Cassy's war unmittelbar unter dem Boden.

Eines Tages wechselte sie plötzlich, ohne Legree zu Rathe zu ziehen und sehr auffallend, ihr Zimmer mit einem weit entfernten. Die niederen Diener, welche das Geräth fortschaffen mußten, waren dabei mit großem Eifer beschäftigt, als Legree von einem Ritte zurückkehrte.

„Holla, Du, Cassy," sagte Legree, „was ist jetzt im Wind?"

„Nichts; ich will nur ein anderes Zimmer haben," sagte Cassy mürrisch.

„Und weßhalb?" rief Legree.

„Ich will!" entgegnete Cassy.

„Den Teufel willst Du! und warum?"

„Ich möchte gern dann und wann schlafen."

„Schlafen! Nun was hindert Dich, zu schlafen?"

„Ich könnte es sagen, wenn Ihr es hören wollt," sagte Cassy trocken.

„Sprich es heraus, Du Vettel!" rief Legree.

„O, 's ist nichts. Ich denke, es würde Euch nicht stören! Nur Gestöhn und Lärmen und Rollen auf dem Boden, o, die halbe Nacht von zwölf bis zum Morgen!"

„Auf dem Boden!" sagte Legree unbehaglich, doch indem er sich zum Lachen zwang. „Wer macht das Cassy?"

„Nun, Leute auf dem Boden."

„Leute auf dem Boden! Wer sind die, Cassy?"

Cassy erhob ihre funkelnden, schwarzen Augen, sah ihn mit einem Blicke an, der ihm bis in das Mark ging, und sagte:

„Ja, Simon, wer sie sind, das möchte ich von Euch erfahren. Ihr wißt es nicht, vermuthe ich!"

Mit einem Fluch schlug Legree mit seiner Reitpeitsche nach ihr; aber sie sprang zur Seite, ging durch die Thür und sagte zurückblickend:

„Wenn Ihr in dem Zimmer schlafen wollt, so könnt Ihr Alles erfahren. Vielleicht thätet Ihr besser, es zu versuchen!" Dann verriegelte sie die Thür.

Legree polterte und fluchte und drohte die Thür einzuschlagen; augenscheinlich besann er sich jedoch eines Andern und ging verdrießlich zurück in das Wohnzimmer.

Cassy bemerkte, wie ihr Pfeil festsaß und von der Stunde an hörte sie nie auf, mit der größten Gewandtheit den Einfluß auszuüben, den sie errungen hatte. An einer geeigneten Stelle hatte sie auf dem Speicher den Hals einer Flasche so eingeklemmt, daß bei dem geringsten Winde klägliche, unheimliche Töne dadurch hervorgelockt wurden, welche bei stärkerem Winde bis zum förmlichen Geheul stiegen, so daß abergläubische Ohren darin leicht Klagelaute des Entsetzens und der Verzweiflung hören konnten.

Diese Töne hörten von Zeit zu Zeit die Sklaven und es wurde dadurch mit aller Macht das Andenken an die alte Geistergeschichte erweckt. Abergläubisches Entsetzen schien die ganze Pflanzung zu ergreifen, und obgleich Niemand es wagte, etwas von der Sache gegen Legree zu äußern, wurde er dennoch davon umgeben, wie von einer Atmosphäre.

In Legree war das schlummernde moralische Element durch sein Zusammentreffen mit Tom erweckt — erweckt nur, um von der entschiedenen Macht des Bösen Widerstand zu erfahren; aber dennoch lag eine Mahnung an die finstere innere Welt in jedem Worte, jedem Gebete, jeder Hymne und rief eine abergläubische Furcht hervor.

Der Einfluß Cassy's auf ihn war von sonderbarer Art. Er war ihr Eigenthümer, ihr Tyrann, ihr Quäler. Sie befand sich, wie er wußte, ganz und ohne alle Möglichkeit der Hilfe oder Rettung in seinen Händen; und doch ist es eine Wahrheit, daß der roheste Mann nicht in beständigem Verkehr mit einem starken weiblichen Charakter leben kann, ohne von demselben in gewisser Beziehung beherrscht zu werden. Als er sie kaufte, war sie, wie sie erzählt hatte, eine Frau von guter Erziehung; gleichwohl trat er sie unter den Fuß seiner Rohheit. Als aber die Zeit, die entwürdigende Behandlung und die Verzweiflung das weibliche Gefühl in ihr verhärteten und das Feuer glühenderer Leidenschaften erweckten, war sie in gewissem Grade seine Herrin geworden, und wechselweise tyrannisirte und fürchtete er sie. Dieser Einfluß war noch peinigender und entschiedener geworden, seit theilweiser Wahnsinn allen ihren Worten einen eigenthümlichen, unheimlichen Ausdruck verliehen hatte. (Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

(Elektrische Stöcke.) In London ist eine Erfindung gemacht worden, die verdient, auch anderweitig bekannt zu werden. Man verfertigt dort sog. „elektrische Stöcke", die Allen zu empfehlen sind, die Wanderungen in dunkler Nacht unternehmen. Sie haben die Form der bekannten „Lebensvertheidiger" und in dem schweren Knopfe steckt ein elektrischer Apparat. Schlägt man damit nun auf einen festen Körper z. B. auf den eines Spitzbuben, der lüstern nach unserer Börse uns anfällt, so bricht aus dem Knopfe ein elektrisches Licht hervor, das rundum die Gegend erhellt und gegen 10 Minuten in gleicher Helle strahlt, so daß man den Industrieritter sich bequem „bei Licht besehen kann." Die Leuchte hindert übrigens gar nicht, dem Stocke auch die weitere Arbeit des Schlagens zu geben.

(Die beiden Freundinnen.) In dem französischen Städtchen Belatre, Hauptort des Kantons gleichen Namens, wurden zwei Mädchen, die am gleichen Tage geboren waren, an demselben Tage verehelicht, und der Zufall wollte es, daß beide an demselben Tage Mutter wurden. Aus diesen Umständen hatte sich zwischen beiden Frauen ein freundschaftliches Verhältniß gestaltet, so daß sie sich zusammen aussegnen ließen. Als sie unter großem Zusammenlaufe die Kirche verließen, machte Eine die Bemerkung: „Wir werden auch wohl an einem Tage sterben!" Kurz darauf starb eine der Freundinnen wirklich. Als die andere das Todtenglöcklein hört und nun erfährt, daß ihre Freundin ein Opfer des Todes sey, sinkt sie in Ohnmacht und stirbt noch an demselben Tage. Beide wurden an einem Tage begraben.

„He, Schlingel, träumst Du?" raunte der Meister seinem Lehrjungen zu, der gedankenvoll, statt die Nadel zu führen, aus dem Fenster stierte. — „Nee," antwortete Der, „ick simulire man, wie viel böse Weiber in unserm Städtchen es gibt!" — „Was, Junge? bist Du toll?" schrie der Meister und griff zum Kantschu. „Na, wie viel zählst Du denn?" fragte er gleich darauf neugierig, indem er den Kantschu sinken ließ. — „Ohne die Frau Meesterin sind's nur vier —" „Taugenichts! Warte!" tönt's aus des Meisters Munde und der Kantschu tanzt weidlich auf des treuherzigen Jungen Rücken. — „Herr Je, Meester," rief dieser endlich im Uebermaße des Schmerzes, „hört doch man uf, ick will ja gern die Frau Meesterin mitzählen!"

Auflösung des Räthsels in Nro. 88:

Bachstelze.

Redaktion, Druck und Verlag von G. Ritter in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

Nro. 40. Sonntag, 3. April 1853.

Onkel Tom's Hütte.

(Fortsetzung.)

Eines Abends spät saß Legree in dem Wohngemache an der Seite eines flackernden Holzfeuers, das eine unbestimmte Helle rings um ihn verbreitete. Es war eine jener stürmischen Nächte, welche in winkligen alten Häusern ganze Massen unbeschreiblicher Töne erwecken. Die Fenster klapperten, die Läden schlugen auf und zu, der Wind pfiff durch die Gallerieen und fuhr von Zeit zu Zeit wüthend über das Dach, eine Menge Ziegeln herabwerfend, oder tobend durch den Schornstein, indem er dann Rauch, Ruß und Asche umherwarf, als ob eine Legion von Geistern in seinem Gefolge wäre.

Legree las Zeitungen, während Cassy in der Ecke saß, finster in das Feuer blickend. Er legte seine Zeitungen weg und als er ein altes Buch auf dem Tisch bemerkte, in welchem, wie er gesehen, Cassy zu Anfang des Abends gelesen hatte, nahm er es und begann es zu durchblättern. Es war eine jener Sammlungen schrecklicher Mordgeschichten, Geisterlegenden und übernatürlicher Erscheinungen, welche einen eigenthümlichen Reiz auf Den ausüben, der sie einmal zu lesen anfängt. Legree schimpfte und tadelte, aber er las weiter, Seite für Seite, bis er endlich das Buch mit einem Fluche von sich warf.

„Du glaubst nicht an Geister, Cassy, nicht?" sagte er, indem er die Feuerzange ergriff und das Feuer schürte. „Ich glaubte, Du hättest mehr Verstand, als daß Du Dich um so ein bischen elendes Geräusch kümmertest."

Cassy stierte fortwährend ins Feuer.

„Die Burschen auf der See suchten mich mit solchen Geschichten gleichfalls in Furcht zu jagen," fuhr Legree fort; „aber auf dem Wege kommt man mir nicht bei — ich bin dafür zu zäh, sag' ich Dir."

Cassy blickte jetzt aus dem Dunkel ihrer Ecke scharf auf ihn; ihr Auge schoß jene eigenthümlichen Blitze, wodurch Legree immer unheimlich zu Muthe ward.

„Das Geräusch wurde verursacht durch Ratten und Wind — weiter war es nichts," sagte Legree, wie wenn er sich selbst Muth zusprechen wollte. „Ja, Ratten machen einen verteufelten Lärm. Ich habe sie oft im Schiffsraume gehört; und Wind, na, Herr, durch Wind kann allerlei entstehen."

Cassy wußte, daß Legree sich vor ihrem Blicke fürchtete; deßhalb antwortete sie nichts, sondern fixirte ihn fortwährend scharf.

„Sprich, Weib — denkst Du das nicht auch?" sagte Legree.

„Können Ratten die Treppe herunterkommen und eine Thür aufmachen, die Ihr verschlossen habt?" entgegnete Cassy. „Und an Euer Bett treten und eine Hand ausstrecken?"

Sie hielt ihre funkelnden Augen fest auf Legree gerichtet, indem sie sprach, und er starrte sie an wie ein Mensch, den der Alp drückt, bis er endlich mit einem Fluche zurücksprang, indem sie gegen ihn schritt und ihre eisig kalte Hand auf ihn legte.

„Weib! was sagst Du? Niemand that das!"

„O nein — natürlich nicht — sagte ich, wer es that?" versetzte Cassy mit einem spöttischen Lächeln.

„Aber gethan — hast Du wirklich was gesehen? Komm, Caß, was ist's — sprich es aus!"

„Ihr mögt selbst da schlafen, wenn Ihr's wissen wollt!"

„Kam es vom Speicher, Caß?"

„Es — was?" fragte Cassy.

„Nun das, wovon Du sagtest."

„Ich sagte von gar nichts!" entgegnete Cassy mit mürrischer Laune.

Legree ging unbehaglich im Zimmer auf und ab.

„Ich will das Ding untersucht haben — noch diese Nacht will ich danach sehen. Ich werde meine Pistolen —"

„Thut das," sagte Cassy; „schlaft in dem Zimmer. Es sollte mich freuen, wenn ich Euch das thun sähe. Feuert Eure Pistolen ab, thut es!"

Legree stampfte mit dem Fuße und stieß gräßliche Flüche aus.

„Flucht nicht," mahnte Cassy; „Niemand weiß, wer es hören kann. Horch! was war das?"

„Was?" fragte Legree zusammenfahrend.

Eine schwerfällige alte Uhr, die in einer Ecke des Zimmers hing, begann Zwölfe zu schlagen.

Aus einer oder der andern Ursache gab Legree weder einen Laut von sich, noch bewegte er sich; Entsetzen ergriff ihn, während Cassy mit stechendem Blicke auf ihn sah, die Schläge zählend.

„Zwölf Uhr; so, jetzt wollen wir sehen!" sagte sie, indem sie sich umdrehte und die Thür, die nach dem Gange führte, öffnend auf die Schwelle trat und lauschte.

„Horch! was ist das?" flüsterte sie ängstlich, den Finger erhebend.

„Es ist nur der Wind!" entgegnete Legree, sich zwingend, gefaßt zu scheinen. „Hörst Du nicht, wie verflucht er bläst?"

„Simon, kommt her!" sagte Cassy, ihre Hand auf die seinige legend und ihn nach der Treppe ziehend. „Wißt Ihr, was das ist? Horcht!"

Ein klägliches Geheul tönte von oben herab — es kam von dem Speicher. Legree's Kniee schlotterten, sein Gesicht war kreideweiß vor Furcht.

„Thätet Ihr nicht besser, Eure Pistolen zu holen? Es wäre Zeit, nach der Geschichte zu sehen. Ich möchte wohl, daß Ihr hinauf ginget."

„Ich will nicht gehen!" sagte Legree mit einem Fluche.

„Weßhalb nicht? Es gibt ja nicht so was, wie Geister, wie Ihr wißt! Kommt!" Und Cassy stieg die Treppe hinauf, lachend und nach ihm zurücksehend. „Vorwärts! Kommt!"

„Ich glaube, Du bist der Teufel!" rief Legree. „Komm zurück, Du Hexe! Komm, Caß, Du sollst nicht gehen!"

Aber Cassy lachte wild und eilte vorwärts. Er hörte, wie sie die Thür öffnete, die zu dem Speicher führte. Ein heftiger Windstoß fuhr herab, löschte das Licht, das er in der Hand hielt, aus und entsetzliches, überirdisches Geheul und Gestöhne drang ihm in das Ohr.

Legree flog wie wahnsinnig nach dem Wohnzimmer, wohin ihm nach einigen Augenblicken Cassy folgte, bleich, ruhig, kalt, wie ein rächender Geist, und mit dem gleichen fürchterlichen Feuer in ihren Augen.

„Ich hoffe, Ihr seyd befriedigt!" sagte sie.

„Verdammt seyst Du, Caß!" rief Legree.

„Warum?" fragte sie. „Ich ging nur hinauf und verwahrte die Thüren. „Was ist's denn mit diesem Speicher, Simon, wißt Ihr es?"

„Das ist nicht Dein Geschäft!" entgegnete Legree.

„So, nicht?" versetzte Cassy. „Nun gut, ich bin froh, daß ich nicht mehr dort unter dem Speicher schlafe."

Dies kann als eine Probe dienen, welches Spiel Cassy mit Legree spielte; lieber würde er seinen Kopf in den Rachen eines Löwen gesteckt haben, als daß er den Boden untersucht hätte.

Nach und nach häufte Cassy dort eine Masse von Lebensmitteln auf, die hinreichend waren, um längere Zeit vorzuhalten; sie trug während der Nacht, wenn Alles schlief, Stück für Stück den größten Theil von ihren eigenen und Emmelinens Kleidungsstücken hinauf. Als Alles vorbereitet war, warteten sie nur auf eine passende Gelegenheit, ihren Plan in Ausführung zu bringen.

Indem Cassy ihrem Tyrannen schmeichelte und gewisse gutmüthige Anfälle desselben zu benutzen verstand, hatte sie ihn dahin gebracht, sie nach der benachbarten Stadt mitzunehmen, die an dem Red-River (rothen Flusse) lag. Mit einem außerordentlichen Gedächtnisse begabt, bemerkte sie jede Wendung der Straße und schätzte bei sich die Zeit, die zu dem Wege erforderlich seyn würde.

Als Alles zum Handeln reif war, trug sich zu, was unsere Leser als den endlichen „Staatsstreich" selbst mit ansehen mögen.

Es ging gegen Abend. Legree war nach einer benachbarten Farm geritten. Seit einigen Tagen war Cassy außergewöhnlich freundlich und gefällig in ihrem Wesen, und Legree und sie standen dem Anschein nach auf dem besten Fuße. Jetzt sehen wir sie und Emmeline in dem Zimmer der Letztern emsig damit beschäftigt, zwei kleine Bündel zu schnüren. Nachdem dies geschehen, sagte Cassy:

„Jetzt, Emmeline, setzt Eure Haube auf und laßt uns fliehen; es ist die rechte Zeit."

„Sie können uns ja noch sehen!" entgegnete die verzagte Emmeline.

„Ich denke, das sollen sie gerade!" versetzte Cassy. „Wißt Ihr denn nicht, daß sie jedenfalls Jagd auf uns machen müssen? Dieser Weg ist der rechte. Wir gehen zur Hinterthüre hinaus und laufen nach den Quartieren hinab. Sambo oder Quimbo werden uns ganz gewiß sehen; sie werden uns folgen bis zu den Sümpfen, dann können sie nicht weiter und kehren zurück, um Lärm zu machen und die Hunde loszulassen und so weiter. Während Alles übereinander wegfällt, wie das immer geschieht, schlüpfen wir zu dem Bach, der zurück zu dem Hause läuft, und waten in demselben entlang, bis wir der Hinterthüre gegenüber kommen. Dadurch werden die Hunde von der Fährte abgeleitet, denn der Geruch liegt nicht im Wasser. Alle werden aus den Quartieren laufen, um nach uns zu sehen, und dann schleichen wir ins Haus und verstecken uns oben auf dem Boden, wo ich ein hübsches Bett in einem von den dort stehenden großen Kasten gemacht habe. Wir müssen daselbst eine gute Weile bleiben,

denn ich sage Euch, er wird Himmel und Erde nach uns aufbieten. Er wird einige von den alten Aufsehern der andern Pflanzungen holen und eine große Jagd veranstalten, und sie werden jeden Zollbreit Boden in den Sümpfen durchsuchen. Er rechnete es sich zum Stolz, daß noch Keiner von ihm fortgekommen ist. So laßt ihn denn nach Belieben jagen."

„Cassy, wie gut Ihr das ausgesonnen habt!" sagte Emmeline. „Wer als Ihr hätte je daran denken sollen?"

Es lag weder Vergnügen, noch Frohlocken in Cassy's Blick, sondern nur verzweiflungsvolle Festigkeit.

„Kommt!" sprach sie, Emmelinen die Hand reichend.

Die beiden Flüchtlinge glitten geräuschlos aus dem Hause und eilten durch die zunehmenden Schatten des Abends an den Quartieren hin. Der Mond, der gleich einer silbernen Sichel am westlichen Himmel stand, verzögerte etwas den Einbruch der Nacht. Wie Cassy erwartet hatte, rief, als sie eben die Sümpfe erreicht hatten, die die Pflanzung umgaben, eine Stimme ihnen zu, daß sie halten sollten. Es war aber nicht Sambo, sondern Legree, der sie mit heftigen Verwünschungen verfolgte. Bei dieser Stimme wich die geringere Kraft Emmelinens, und indem sie Cassy's Arm faßte, sagte sie: „Ach, Cassy, ich werde ohnmächtig!"

„Ich bringe Euch um, wenn Ihr das thut!" versetzte Cassy, indem sie einen kleinen glänzenden Dolch zog und ihn vor den Augen des Mädchens blitzen ließ. Die Drohung erfüllte ihren Zweck. Emmeline wurde nicht ohnmächtig und stürzte sich mit Cassy in einen Theil des Labyrinths der Sümpfe, das so tief und dunkel war, daß Legree nicht daran denken durfte, ihnen ohne Beistand zu folgen.

„Prächtig!" sagte er mit rohem Gekicher. „Jedenfalls sind sie in die Falle gegangen! Sie sollen dafür schwitzen!" Damit begab er sich eiligst zurück. — „Halloh, hierher, Sambo, Quimbo! Alle Hunde!" rief Legree, als er zu den Quartieren kam, wohin eben die Sklaven von der Arbeit zurückkehrten. „Es sind zwei Wegläufer in den Sümpfen. Ich gebe jedem Nigger, der sie fängt, fünf Dollars. Laßt die Hunde heraus! Macht Tiger los und Furie und die andern!"

Der Eindruck, den diese Nachricht hervorbrachte, war gewaltig. Viele der Männer sprangen dienstfertig herbei, ihren Beistand bietend, entweder in der Hoffnung auf die Belohnung, oder in Folge der kriechenden Bereitwilligkeit, welche eine der schmählichsten Wirkungen der Sklaverei ist. Einige rannten hierhin, andere dorthin. Einige machten Fackeln aus Tannenrüsern, andere entketteten die Hunde, deren lautes, wildes Gebell nicht wenig dazu beitrug, den Auftritt zu beleben.

„Mas'r, sollen wir sie schießen, wenn wir sie können nicht fangen?" fragte Sambo seinen Herrn.

„Du magst auf Caß feuern, wenn Du willst; es ist Zeit, daß sie zum Teufel geht, dem sie gehört; aber auf die Dirne nicht," sagte Legree. „Und nun, Jungens, munter und rasch! Fünf Dollars für Den, der sie fängt, und ein Glas Branntwein für jeden von Euch auf alle Fälle!"

Bei dem Scheine brennender Fackeln und wildem Halloh und Geschrei brach die ganze Bande nach den Sümpfen auf; in einiger Entfernung folgten alle Haussklaven. Die Niederlassung war daher durchaus verödet, als Cassy und Emmeline auf dem erwähnten Wege dahin zurückkehrten. Das Geschrei und Geheul ihrer Verfolger füllte noch ihre Ohren und aus den Fenstern des Wohnzimmers konnten Cassy und Emmeline den ganzen Haufen mit ihren Fackeln sehen, wie sie sich in den Sümpfen vertheilten.

„Seht," sagte Emmeline zu Cassy, „die Jagd hat begonnen! Seht, wie die Lichter umhertanzen! Horcht! die Hunde! Hört Ihr sie nicht? Ach, aus Barmherzigkeit, laßt uns unsern Versteck aufsuchen!"

„Es ist keine Ursache zur Eile," sagte Cassy kalt; „Alle sind auf die Hetze aus — das ist die Unterhaltung für den Abend! Wir werden allmählig hinaufgehen. Inzwischen," sagte sie, indem sie einen Schlüssel aus der Tasche des Rockes nahm, den Legree in der Hast weggeworfen hatte — „inzwischen werde ich etwas nehmen, unsere Reise zu bezahlen."

Sie schloß den Schreibtisch auf, nahm ein Päckchen Banknoten heraus und überzählte sie schnell.

„Ach, laßt uns das nicht thun!" sagte Emmeline.

„Nicht?" entgegnete Cassy. „Weßhalb nicht? Wollt Ihr, daß wir in den Sümpfen verhungern oder unsern Weg nach den freien Staaten bezahlen können? Das Geld macht Alles, Mädchen." Und indem sie sprach, steckte sie die Banknoten in ihren Busen. „Doch kommt, jetzt können wir auf den Boden gehen; ich habe einen Vorrath von Lichtern da und einige Bücher, uns die Zeit zu vertreiben. Ihr könnt ganz sicher seyn, daß sie da nicht hinkommen, uns zu suchen. Thun sie es doch, so will ich den Geist für sie spielen."

Als Emmeline den Boden erreichte, fand sie eine ungeheure Kiste auf eine Seite gelegt, so daß die Oeffnung gegen die Wand lag. Cassy zündete eine kleine Lampe an, und sie richteten sich unter den Dachsparren ein. Die Kiste enthielt zwei kleine Matratzen und einige Kissen; ein Kistchen darneben war mit Lichtern, Vorräthen und den nöthigen Kleidern zu ihrer Reise angefüllt, welche Cassy in außerordentlich kleinen Packeten geordnet hatte.

„So," sagte Cassy, indem sie die Lampe an einem kleinen Haken befestigte, den sie zu diesem Zwecke in der Seite der Kiste eingeschlagen hatte, „dies ist für den Augenblick unsere Heimath. Wie gefällt sie Euch?"

„Seyd Ihr überzeugt, daß sie den Boden nicht durchsuchen werden?"

„Ich möchte Simon Legree wohl sehen, wenn er es thäte," sagte Cassy. „Nein, gewiß, er wird froh seyn, davon zu bleiben. Was die Sklaven betrifft, so würden sie sich alle lieber auf der Stelle todtschießen lassen, als daß sie ihre Gesichter hier zeigten."

Etwas beruhigt, legte Emmeline sich zurück auf ihr Kissen.

„Was meintet Ihr damit, Cassy, als Ihr sagtet, Ihr wolltet mich umbringen?" fragte sie einfach.

„Ich meinte, Eure Ohnmacht zu hindern," sagte Cassy, „und ich that es. Und jetzt sage ich Euch, Emmeline, Ihr mögt Euch vornehmen, nicht ohnmächtig zu werden, mag auch kommen, was will. Es ist dazu gar keine Zeit. Hätte ich Euch nicht angehalten, so hätte der Schurke Euch vielleicht jetzt in seiner Gewalt."

Emmeline schauderte.

Beide schwiegen einige Zeit. Cassy beschäftigte sich mit einem französischen Buche, Emmeline, durch die Anstrengung erschöpft, sank in Schlaf. Sie wurde erweckt durch lautes Geschrei, Pferdegetrappel und Hundegebell, und sie fuhr mit einem leisen Schrei empor.

„Es sind die Leute, die von der Jagd zurückkommen," sagte Cassy kalt. „Fürchtet nichts. Seht hier durch dieses Loch. Seht Ihr Alle dort? Man gibt es für diese Nacht auf. Seht nur, wie beschmutzt sein Pferd ist, und auch die Hunde sehen ganz erschöpft aus. Ei, mein guter Herr, Ihr mögt immer wieder und wieder versuchen — das Wild ist nicht dort."

„Ach, sprecht kein Wort!" sagte Emmeline. „Wenn sie uns nun hörten?"

„Wenn sie irgend etwas hören, so werden sie sich entfernt halten," sagte Cassy. „Keine Gefahr; wir mögen so viel Geräusch machen, als wir wollen, so erhöht das nur die Wirkung."

Endlich senkte sich die Ruhe der Mitternacht auf das Haus. Sein Unglück verfluchend und für den nächsten Tag die furchtbarste Rache gelobend, ging Legree zu Bett.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

(Der Erbauer der blühenden Stadt Buffalo.) Ein Herr R. glaubte in der leichtesten Weise über viel Geld verfügen zu können, wenn er Wechsel mit nachgemachten Giros ausgäbe. Er ging an die Ausführung und gab allmählig für zehn Millionen Dollars solcher Papiere aus. Pünktlich löste er die ein, welche ihm präsentirt wurden, aber immer mit neuen (falschen) Wechseln. Mit den so erlangten Geldmitteln begann R., der das Ansehen eines Quäkers hatte und durch seine Wohlthätigkeit berühmt war, riesenhafte Unternehmungen. Er baute den größten Theil des damaligen Buffalo, sogar ein Theater. Endlich kam aber doch sein Schwindel an den Tag und er mußte auf zehn Jahre ins Gefängniß wandern. Als seine Strafzeit abgelaufen war, holte ihn die ganze Stadt Buffalo im Triumphe aus dem Gefängniß ab. Paris hat keine so breite und lange Straße, als die Main-Street in Buffalo jetzt, während noch 1795 an derselben Stelle ein Indianerdorf mit 40 Hütten stand. Freilich geht sie auch über große leere Räume, wo die Kühe noch weiden, während an andern ein Drängen und Treiben ist, wie in Neu-York.

Wie ein Unglück selten allein kommt, hierüber erzählt die „Esperanza" aus Madrid folgende traurige Geschichte. Eine der armen Wittwen der am 1. März in der unterirdischen Wasser-Ableitung am Atocha-Thore zu Madrid verunglückten Arbeiter, die im Dorfe La Sega wohnt, eilte bei der Trauerbotschaft zu ihrer nicht weit von ihr wohnenden Mutter, um bei dieser Trost zu suchen. Sie ließ drei Kinder, wovon das älteste sechs Jahre alt war, in der Küche zurück, woselbst der starken Kälte wegen ein großes Holzfeuer brannte. Als sie nach Verlauf einer halben Stunde nach Hause zurückkehrt, findet sie das älteste Kind von den Flammen bereits verzehrt und das zweite vierjährige lichterloh brennend. Wahnsinnig stürzt die unglückliche Mutter aus dem Hause, die Hände ringend, und fällt nicht weit von da leblos nieder. Die Arme war an gebrochenem Herzen gestorben.

Englische Blätter erzählen einen Zug von einer Lebensversicherungsgesellschaft, der Erwähnung verdient. Herr Grinwood zu Dover fand vor einigen Tagen seinen Tod durch einen Sturz. Er hatte sein Leben zu 500 Pf. St. versichert, hatte aber die Zahlung seines jährlichen Beitrages so verzögert, daß die Zahlfrist am Tage seines Todes zufällig ablief. Die Gesellschaft hat der Wittwe die 500 Pf. St. ohne Bedenken auszahlen lassen, indem sie annahm, daß Grinwood seinen Tod gefunden, als er auf dem Wege war, ihrem Agenten das Geld zu zahlen.

In Algier beschäftigt man sich mit der Organisirung eines Trains von 500 Kameelen, der bestimmt ist, die Infanterie nach allen Gegenden Algiers im erforderlichen Falle zu transportiren. Diese Einrichtung ist auf den Antrag des Generals Carbuccia getroffen worden, der über deren Zweckmäßigkeit eine Broschüre geschrieben hat.

Redaktion, Druck und Verlag von G. Ritter in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

Nro. 41. Dienstag, 5. April 1853.

Onkel Tom's Hütte.

(Fortsetzung.)

Sechsunddreißigstes Kapitel.

Der Märtyrer.

Die Flucht der beiden Frauen reizte die schon früher boshafte Laune Legree's im höchsten Grade, und wie zu erwarten stand, fiel seine Wuth auf das vertheidigungslose Haupt Tom's.

Als Legree die Neuigkeit seinen Sklaven in aller Hast verkündete, flammten Tom's Augen und er erhob die Hände; und das entging dem Wüthrich nicht. Er sah auch sogleich, daß Tom sich den Verfolgern nicht anschloß; er dachte daran, ihn zu zwingen, aber da er seine Unbeugsamkeit kannte, an irgend einer unmenschlichen That Theil zu nehmen, wollte er sich jetzt in keinen Kampf mit ihm einlassen, um in seiner Hast nicht aufgehalten zu werden.

Tom blieb zurück in Gesellschaft mit Wenigen, welche von ihm beten gelernt hatten, und sie sendeten Gebete zu dem Himmel für das glückliche Entkommen der Flüchtlinge.

Als Legree zurückkehrte, getäuscht und verdrießlich, begann der längst gehegte Groll gegen seinen Sklaven eine tödtliche Gestalt anzunehmen. Hatte nicht dieser Mensch ihm getrotzt, kräftig, mächtig, widerstandslos, seitdem er ihn gekauft? Herrschte in ihm nicht ein Geist, der, wenn auch stille, ihn brannte, wie das Feuer der Verderbniß?

„Ich hasse ihn!" sagte Legree in dieser Nacht, als er in seinem Bette aufrecht saß. „Ich hasse ihn! Und ist er nicht mein? Kann ich nicht mit ihm machen, was ich will? Ich möchte wissen, wer mich hindern könnte?" Und er ballte während dieses Gemurmels die Faust und schüttelte sie, als ob er etwas in den Händen hätte, das er zerbrechen wollte.

Aber Tom war ein treuer, werthvoller Sklave, und obgleich ihn Legree so sehr haßte, diente diese Erwägung doch dazu, sich zu bezähmen.

Am nächsten Morgen beschloß er, noch nichts zu sagen; er wollte erst eine größere Menge aus den benachbarten Pflanzungen mit Hunden und Flinten versammeln, die Sümpfe umzingeln und die Jagd systematisch vornehmen. Gelang sie, gut; wo nicht, so wollte er Tom vor sich berufen und — seine Zähne knirschten, sein Blut siedete — dann wollte er den Burschen demüthigen!

Man sagt, der Vortheil des Herrn sey ein hinreichender Schutz für den Sklaven. Wer in der Leidenschaften Toben wissentlich und mit offenen Augen seine eigene Seele dem Satan überliefert, um seinen Zweck zu erreichen — wird der mit seines Sklaven Körper sorgfältiger umgehen? —

„Nun," sagte Cassy am nächsten Tage zu ihrer Genossin, indem sie durch die Oeffnung umhersah, „die Hetzjagd geht wieder los!"

Drei oder vier Reiter galoppirten vor dem Hause umher und einige Koppeln fremder Hunde, von den Sklaven gehalten, knurrten und bellten einander an.

Zwei von den Männern waren Aufseher benachbarter Pflanzungen; andere waren Legree's Tavernegenossen aus der nächsten Stadt und wegen der Lust an der Jagd gekommen. Eine hartherzigere Gesellschaft konnte nicht gedacht werden.

Legree ließ in reichlicher Menge Branntwein herumgehen und selbst an die Neger, welche von den verschiedenen Pflanzungen zu seinem Dienst gestellt worden waren, austheilen; denn ein Dienst der Art wurde unter den Negern immer so viel als möglich zum Feiertage gemacht.

Cassy legte ihr Ohr an die Oeffnung, und da der Morgenwind gerade gegen das Haus blies, so konnte sie einen großen Theil der Unterhaltung vernehmen. Ein finsteres Lächeln flog über ihr ernstes Gesicht, indem sie hörte, wie sie sich in das Terrain vertheilten, über die Verdienste ihrer Hunde stritten und Befehle gaben, zu schießen, und wie eine Jede von ihnen, im Fall man sie ergriffe, behandelt werden sollte.

Auf Emmeline sehend, sprach Cassy ernst:

„Wäre es nicht um Euch, Kind, so ginge ich hinunter zu ihnen, und ich würde Dem danken, der mich niederschösse. Was wird Freiheit mir nützen? Kann sie mir meine Kinder zurückgeben, oder mich wieder zu dem machen, was ich war?"

Emmeline war erschrocken über die finstere Stimmung Cassy's. Sie antwortete nicht, sondern ergriff blos mit einer freundlichen, liebkosenden Bewegung ihre Hand.

„Thut das nicht!" sagte Cassy düster, indem sie dem Mädchen ihre Hand zu entziehen suchte — „Ihr werdet sonst machen, daß ich Euch liebe, und ich will nie mehr irgend etwas lieben!"

„Arme Cassy, hegt nicht solche Gefühle!" sprach Emmeline. „Wenn der Herr uns die Freiheit gibt, vielleicht gibt er Euch dann auch Eure Tochter zurück; jedenfalls will ich Euch eine Tochter seyn! Ich weiß, ich werde meine arme alte Mutter nie wiedersehen. Ich werde Euch lieben, Cassy, mögt Ihr mich nun wieder lieben oder nicht."

Der freundliche kindliche Geist gewann den Sieg. Cassy setzte sich zu dem Mädchen, schlang die Arme um dessen Nacken und streichelte sein weiches Haar.

Emmeline bewunderte die Schönheit ihres Auges, das jetzt durch Thränen gemildert wurde.

„Ach, Emm," sagte Cassy, „ich habe nach meinen Kindern gehungert und gedürstet und meine Augen wurden matt durch das Aussehen nach ihnen! Hier, hier," sagte sie, indem sie auf ihre Brust klopfte, „hier ist Alles öd und leer! Wenn Gott mir meine Kinder zurückgäbe, dann könnte ich wieder beten."

„Ihr müßt ihm vertrauen, Cassy; er ist unser Vater!"

„Sein Zorn lastet auf uns; er hat sich von uns abgewendet."

„Nein, Cassy, nein! Er wird gütig gegen uns seyn. Laßt uns auf ihn hoffen!"

Die Jagd währte lange, sie war lebhaft und das Forschen und Suchen nach den Flüchtlingen geschah mit der größten Sorgfalt — doch Alles vergebens. Cassy sah mit spöttischem Blick auf Legree nieder, als derselbe erschöpft und verdrießlich vom Pferde stieg.

„Jetzt, Quimbo," befahl er diesem, nachdem er sich in seinem Wohnzimmer ausgestreckt hatte, „jetzt geh' und hole mir den Tom her! Der alte Schuft ist die Veranlassung dieser ganzen Geschichte und ich will sie aus der zähen schwarzen Haut herausbringen!"

Sambo und Quimbo haßten zwar einander, trafen aber in einem nicht minder starken Hasse gegen Tom zusammen. Legree hatte ihnen zuerst gesagt, daß er Tom in der Absicht gekauft, ihn zum Oberaufseher während seiner Abwesenheit zu machen; dadurch wurde ihr Unwille erweckt und dieser stieg, wie sie sahen, daß er ihres Herrn Mißvergnügen rege machte. Quimbo entfernte sich daher mit dem besten Willen, den Befehl zu befolgen.

Tom vernahm die Botschaft mit ahnendem Herzen, denn er kannte den ganzen Plan der Flüchtlinge, so wie ihren gegenwärtigen Versteck. Er kannte den wilden Charakter des Mannes, mit dem er zu thun hatte, und seine despotische Gewalt. Aber er fühlte sich stark in Gott und war fest entschlossen, lieber dem Tode entgegen zu gehen, als die Hilflosen zu verrathen.

Er setzte seinen Korb nieder, blickte himmelwärts und sprach in seiner Seele:

„Herr, in Deine Hände empfehl' ich meinen Geist! Ich danken Dir, o Herr, daß Du mich erlöst. Ich vertrauen auf Dich, Du Gott der Wahrheit; ich hoffen, daß Du mich führen durch Nacht zum Licht!"

Dann überließ er sich dem rohen Griffe, mit dem Quimbo ihn packte.

„Du werden jetzt kriegen Dein Theil!" sagte der Riese, indem er das Opfer mit sich fortschleppte. „Mas'r ganz wild! Ich sagen Dir, Du werden kriegen. Wollen sehen, was Du bringen vor, daß Du Mas'rs Nigger helfen fortlaufen. Du werden sehen, was Du haben davon!"

Keines von diesen schadenfrohen Worten erreichte das Ohr, für das sie gesprochen wurden; eine höhere Stimme flüsterte demselben zu: „Fürchte nicht, die so den Leib tödten und dann nichts haben, was sie noch weiter thun könnten."

Tom's Körper erbebte bei Vernehmung dieser geheimen Stimme, wie berührt durch den Finger Gottes, und er fühlte die Kraft von tausend Seelen in seiner einen. Als er weiter ging, schienen die Bäume und Gebüsche, die Zeugen seiner Knechtschaft, der ganze Schauplatz seiner Entwürdigung um ihn zu wirbeln. Seine Seele jauchzte — die Heimath zeigte sich ihm — die Stunde der Erlösung schien gekommen zu seyn.

„Nun, Tom," begann Legree, indem er auf ihn zutrat und ihn wüthend bei der Schulter packte, „weißt Du, daß ich mir vorgenommen habe, Dich zu tödten?"

„Das mögen Ihr thun, Mas'r," erwiederte Tom kalt.

„Ja, ich werde es thun auf der Stelle, oder Du sagst mir, was es mit diesen Dirnen ist!" versetzte Legree, sein Opfer mit grimmiger, furchtbarer Miene anstierend.

Tom stand schweigend da.

„Hörst Du nicht?" schrie Legree, indem er mit den Füßen stampfte und sich geberdete wie ein Tiger. „Sprich!"

„Ich haben nichts zu sagen, Mas'r," antwortete Tom ruhig.

„Sprich," donnerte Legree, „weißt Du etwas?"

„Ich kann nichts sagen — aber sterben!"

Legree that einen langen Athemzug und, seine Wuth unterdrückend, nahm er Tom beim Kragen, näherte dessen Gesicht beinahe dem seinigen und sagte mit furchtbarer Stimme:

„Höre, Tom — Du denkst, weil ich Dich bisher gehen ließ, meine ich nicht zu thun, was ich sage; aber diesmal bin ich entschlossen und habe selbst die Kosten gezählt. Du bist immer widerspenstig gewesen, und jetzt will ich Dich bezwingen oder umbringen! Eins oder das Andere! Ich will jeden Tropfen Blut zählen, den Du in den Adern hast, und ihn Dir einzeln nehmen, bis Du Deinen verstockten Geist aufgibst!"

Tom sah seinen Herrn treuherzig an und sprach:

„Mas'r, wenn Ihr wären krank oder in Noth oder sterbend, und ich könnten Euch helfen, ich würden es thun und mein Herzblut geben für Euch. Und wenn ich könnten Eure Seele retten dadurch, daß Ihr nehmen jeden Tropfen Blut aus diesem Körper, so wollten ich willig es geben, wie der Herr vergossen das seine für mich. Ach, Mas'r, bringen solch große Sünde nicht auf Euer Gewissen! Es werden Euch mehr schaden, wie mir! Thuet das Schlimmste, was Ihr können, so seyn bald vorüber mein Pein und Qual; aber wenn Ihr nicht bereuen, so werden enden die Euern nie!"

Legree stand verwundert und blickte fest auf Tom und es herrschte eine solche Stille, daß das Ticken der alten Uhr deutlich zu hören war, welche die letzten Augenblicke der Gnade in diesem verhärteten Herzen maß.

Es war nur ein Augenblick, eine Pause des Zögerns, der Unentschlossenheit, des Widerstrebens, und der böse Geist kehrte mit siebenfacher Gewalt zurück; schäumend vor Wuth schmetterte Legree sein Opfer zu Boden. Dann gab er seinen beiden Henkern befehlende Winke.

Scenen des Blutes und der Grausamkeit sind verletzend für unser Ohr und unser Gemüth; was Menschen thun können, mag der Mensch nicht hören.

Aber aus Tom war nichts herauszupressen, als Worte des Gebets und des heiligen Gottvertrauens, und Sambo, wider Willen gerührt durch die Geduld seines Opfers, stieß die Worte aus:

„Mas'r, er ist beinah hin!"

„Nur immer zu!" schrie Legree. „Ich muß jeden Tropfen Blut haben, oder er beichtet!"

Tom öffnete die Augen und sah seinen Herrn an. „Oh, Ihr arme Creatur!" sagte er zu ihm mit matter Stimme. „Ich vergeben Euch von ganzer Seele!" Dann wurde er ohnmächtig.

„Ich glaube bei meiner Seele, er ist fertig!" sagte Legree, indem er vorwärts trat und ihn ansah. „Ja, er ist! Nun, so ist ihm doch wenigstens das Maul einmal gestopft — das ist der Trost."

Doch Tom war noch nicht ganz todt. Seine muthigen Worte und frommen Gebete hatten die Herzen der zu Thieren herabgewürdigten Schwarzen ergriffen, welche die Werkzeuge der Grausamkeit gegen ihn waren, und in dem Augenblick, als Legree sich entfernte, suchten sie ihn zum Leben zurückzurufen — als ob das eine Gunst für ihn gewesen wäre.

„Gewiß, wir haben gethan was Schlechtes!" sagte Sambo zu seinem Genossen. „Hoffen, Mas'r müssen geben Rechnung für das, nicht wir."

Sie wuschen seine Wunden aus und bereiteten ihm ein Lager aus verdorbener Baumwolle; einer von ihnen ging sogar zu Legree und bat ihn um etwas Branntwein, unter dem Vorwande, sie wären erschöpft und brauchten ihn für sich selbst; doch als er welchen erhalten hatte, brachte er ihn nur zu dem Zwecke, um ihn Tom einzuflößen und dessen Lebensgeister wieder anzufachen.

„Ach, Tom," sagte Quimbo, als er sah, daß der Todtgeglaubte die Augen aufschlug, „wir haben gehandelt furchtbar schlecht gegen Dich!"

„Ich vergeben Euch von ganzem Herzen," erwiederte Tom schwach.

„Ach, Tom, wer seyn der Herr Jesus, den Du haben angerufen so oft und der Dir so geholfen tragen den Schmerz bei dies Affaire?" fragte ihn Sambo.

Das Wort erweckte den schwindenden Geist. Er sprach einige kräftige Reden von dem Wunderbaren, von seinem Leben, seinem Tode, seiner ewigen Gegenwart und seiner Macht, die Menschen zu erlösen.

Sie weinten — die beiden wilden Menschen.

„Ach, warum ich haben nie davon gehört zuvor?" klagte Quimbo.

„Arme Geschöpfe!" sagte Tom bei dem reumüthigen Benehmen der beiden verthierten Menschen. „Gern wollen ich getragen haben Alles, wenn es Euch dahin bringen, gute Menschen zu werden und Christen. O Herr Jesus," betete er, „erbarmen Dich dieser beiden Seelen! Ich flehen zu Dir; erhören Du mich!"

Siebenunddreißigstes Kapitel.

Der junge Herr.

Zwei Tage später fuhr ein junger Mann in einem leichten Wagen durch die Allee von Chinabäumen, und die Zügel den Pferden über den Hals werfend, sprang er rasch heraus und fragte nach dem Herrn des Hauses.

Der junge Mann war Georg Shelby. Indessen um zu zeigen, wie er hierher kam, müssen wir in unserer Geschichte etwas zurückgehen.

Der Brief von Miß Ophelia an Mistreß Shelby war durch einen unglücklichen Zufall auf einem entfernten Postamt ein paar Monate liegen geblieben. Ehe er den Ort seiner Bestimmung erreichte, war Tom daher schon zwischen den fernen Sümpfen am rothen Fluß dem Blicke entschwunden.

Mrs. Shelby las die Nachricht mit der innigsten Theilnahme, allein unmittelbares Handeln war unmöglich. Sie saß als Pflegerin an dem Krankenbette ihres Mannes, der in dem Delirium einer Fieberkrisis lag. Mr. Georg Shelby, der inzwischen aus einem Knaben zu einem schlanken jungen Manne geworden, war ihr beständiger und treuer Beistand und ihre einzige Hilfe in der Oberaufsicht von seines Vaters Geschäften.

Miß Ophelia hatte die Vorsicht gebraucht, den Namen des Anwalts, der die Geschäfte der Mistreß St. Clare besorgte, in ihrem Schreiben zu bemerken, und Alles, was für den Augenblick geschehen konnte, war, bei diesem Erkundigungen einzuziehen. Der plötzliche Tod des Mr. Shelby wenige Tage danach brachte natürlich eine Menge dringender Geschäfte mit sich.

Mr. Shelby hatte sein Vertrauen zu den Fähigkeiten seiner Frau dadurch bekundet, daß er sie zur einzigen Testamentsvollzieherin gemacht, und so waren durch sie natürlich eine Menge Angelegenheiten zu ordnen, und mit charakteristischer Entschlossenheit ging sie sogleich ans Werk. Sie und Georg waren einige Zeit damit beschäftigt, Rechnungen zu prüfen, Besitzungen zu verkaufen und Schulden zu tilgen, denn Mistreß Shelby hatte sich vorgenommen, daß Alles klar werden sollte, was auch die Folgen davon seyn möchten.

Während dieser Arbeit nun empfingen sie einen Brief von dem Anwalte, auf den Miß Ophelia verwiesen hatte. Er schrieb ihnen, daß der Mann auf öffentlicher Auction verkauft worden wäre, und daß er, nachdem er das Geld für ihn empfangen, nichts mehr von ihm gehört hätte.

Weder Georg noch Mrs. Shelby waren hiermit zufrieden, und der Erstere, welcher sechs Monate später für seine Mutter an dem Flusse abwärts Geschäfte hatte, beschloß daher, Neu-Orleans zu besuchen, um hier Nachforschungen anzustellen, indem er hoffte, Tom's gegenwärtigen Aufenthalt zu erfahren und ihn zu befreien.

Nach längerer Zeit erfolglosen Suchens wurde Georg durch einen Zufall mit einem Manne daselbst bekannt, welcher die gewünschten Nachrichten geben konnte, und mit den gehörigen Mitteln in der Tasche ging unser junger Held auf das Dampfboot des rothen Flusses, fest entschlossen, seinen alten Freund aufzufinden und zu kaufen; und so treffen wir ihn also, als er eben auf Legree's Pflanzung angekommen und im Begriffe ist, sich nach dem Herrn des Hauses zu erkundigen.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Wörtliche Anzeige aus einer amerikanischen Zeitung: „Wichtiger Verkauf von Negern, Mauleseln und anderem Vieh." „Unterzeichnete haben eben einen Contract mit der Süd-Carolina-Eisenbahn vollendet, welcher sie in den Stand setzt, am 27. April 1853 zu Aiken in Süd-Carolina an den Meistbietenden Folgendes zu verkaufen: 130 Neger, 85 Maulesel, 3 Pferde, 90 Geschirre, 25 Schiebkarren, 190 Schaufeln, Eisenbahnpflüge, Spitzärte, Schmiede-, Zimmermanns- und Wagnerwerkzeug u. s. w. Die Neger sind von kräftigem Körperbaue, und wir können behaupten, daß nicht bald ein schönerer Trieb auf diesen Markt kam; dieselben sind in dem Alter von 21 bis 30 Jahren, darunter 4 Weiber. — Unter den Männern befinden sich Schmiede, Zimmerleute, Faßbinder, Maurer, Ziegler und Wagenmacher. Die Weiber verstehen alle zu weben und eine versteht außerdem noch das Kochen. Alle diese Neger sind gut dressirt für Straßenarbeit, was sie besonders empfiehlt, indem der Käufer keine Mühe mehr mit dem Abrichten hat; ebenso sind die Maulesel von kräftigem Körperbau und jung. Die Bedingungen sind Baarzahlung. — Aiken, Süd-Carolina, nahe der Eisenbahn, 16 Meilen von Hamburgh, J. B. Sproull und Comp., Pflanzer." (Pf. Z.)

Man erzählt folgende Anekdote aus Paris, die uns den Beweis liefert, daß nicht alles Gold ist, was glänzt. Beim Senatballe wurden eine Menge Kleinodien verloren und sorgfältig von dem Dienstpersonal, das sie nach dem Feste auffand aufbewahrt, um den Eigenthümern zurückerstattet zu werden. Eine ganze Kiste war mit Armbändern, Nadeln und sonstigem Schmuck angefüllt worden, und es mußte nicht wenig überraschen, daß Niemand sich meldete, um sein Eigenthum zurückzufordern. Bei näherer Untersuchung hat sich das Räthsel gelöst. Die Diamanten sind Straß und das Gold ist falsch. Das unächte Geschmeide wird zum Besten der hiesigen Krankenhäuser verkauft werden.

Redaktion, Druck und Verlag von G. Ritter in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

Nro. 42. Freitag, 8. April 1853.

Onkel Tom's Hütte.

(Fortsetzung.)

Der junge Mann wurde in das Haus geführt, wo er Legree in dem Wohnzimmer fand.

Dieser empfing den Fremden mit einer Art mürrischer Gastfreundlichkeit.

„Ich hörte," sagte Georg, „daß Sie in Neu-Orleans einen Mann Namens Tom kauften. Er war früher auf meines Vaters Besitzung und ich bin gekommen, um zu sehen, ob ich ihn nicht zurückkaufen kann."

Legree's Stirn verfinsterte sich und er brach leidenschaftlich los:

„Ja, ich habe solch einen Burschen gekauft und einen verfluchten Handel machte ich dabei! Der widerspenstigste, trotzigste, unverschämteste Kerl von der Welt! Brachte meine Nigger dahin, fortzulaufen; verlor zwei Mädchen, achthundert bis tausend Dollars das Stück werth. Er wollte es nicht sagen, wohin sie gelaufen, obgleich er es wußte, und dabei blieb er, trotzdem daß ich ihn peitschen ließ, wie noch nie einen Nigger zuvor. Ich glaube, er will sterben, aber ich weiß nicht, ob's schon aus ist mit ihm."

„Wo ist er?" fragte Georg ungestüm. „Lassen Sie mich ihn sehen; ich muß ihn sprechen!" Dabei ging er zur Thüre hinaus und erkundigte sich bei einem kleinen Jungen, der seine Pferde hielt, nach Tom.

Dieser zeigte ihm die Hütte, wo der Unglückliche lag. Legree, welcher nachgekommen war, schlug den Knaben und fluchte auf ihn; doch, ohne ein Wort weiter zu sagen, ging Georg dem Orte zu.

Tom lag seit der schmählichen Mißhandlung zwei Tage dort, nicht leidend, denn jeder Nerv war vernichtet; er befand sich die meiste Zeit in betäubtem Zustande und sein kräftiger Körper wollte den gefangenen Geist nicht sogleich freigeben. Verstohlen waren in der Dunkelheit der Nacht arme elende Geschöpfe bei ihm gewesen, die ihren sparsamen Stunden des Schlafs die Zeit abbrachen, ihm für die Thaten der Liebe zu danken, die er stets so reichlich gegen sie geübt hatte. Diese Armen hatten wenig zu geben, nur einen Trunk frischen Wassers; aber er wurde mit vollem Herzen gereicht.

Cassy, welche ihrem Versteck entschlüpft war und von dem Opfer gehört hatte, welches er ihr und Emmelinen gebracht, war die Nacht zuvor bei Tom gewesen, der Gefahr der Entdeckung trotzend, und gerührt durch die wenigen Worte, welche die theilnahmvolle Seele zu flüstern noch Kraft genug hatte, war die Verzweiflung, das Eis langer Jahre, gewichen und die finstere Frau hatte geweint und gebetet.

Als Georg die Hütte betrat, fühlte er sein ganzes Gemüth tief ergriffen.

„Ist es möglich? Onkel Tom, mein armer alter Freund!" sagte er, neben ihm niederknieend.

Etwas, das in der Stimme des jungen Mannes lag, drang in das Ohr des Sterbenden. Er bewegte den Kopf leise, lächelte und sprach matt:

„Der Herr können machen das Sterbebett weich wie Daunenpfühl."

Thränen, welche seinem männlichen Herzen Ehre machten, entfielen den Augen des jungen Mannes, wie er sich über seinen armen Freund beugte.

„Ach, theurer Onkel Tom! wach' auf — sprich zu mir! Sieh mich an, hier ist Georg — Dein kleiner Master Georg. Kennst Du mich nicht?"

„Mas'r Georg!" sagte Tom, die Augen öffnend, „Mas'r Georg!"

Sein Blick war stier; doch allmählig wurde das Auge klar, das ganze Gesicht erheiterte sich, die schlaffen Hände strebten sich zu falten und Thränen rannen über die Wangen des Armen, als er sprach:

„Gelobt seyen der Herr! Ich brauchen weiter nichts mehr — Sie haben nicht mich vergessen, das erwärmen meine Seele, es thun wohl meinem Herz. Jetzt sterben ich zufrieden — o Gott, Du seyen gelobt!"

„Du sollst nicht sterben! Du darfst nicht sterben, noch daran denken! Ich bin gekommen, um Dich zu kaufen und mit nach Haus zu nehmen!" versetzte Georg mit ungestümer Heftigkeit.

„Ach, Mas'r Georg, Ihr kommen zu spät!" entgegnete Tom. „Der Herr im Himmel droben, er nehmen mich zu sich, und ich sehnen mich danach, zu kommen dort hin."

„Ach, Onkel Tom, stirb nicht! Es würde mich tödten! — Ach, und das Herz bricht mir, wenn ich daran denke, was Du leidest; und in diesem elenden Loche hier zu liegen — armer, unglücklicher Tom!"

„Mas'r Georg, nennen mich nicht so; ich waren es, doch nun seyn Alles vorbei und ich stehen an der Schwelle, einzugehen zum Ruhm. Ich haben errungen den Sieg — der Herr haben verliehen ihn mir — Lob seinem Namen und Ehre!"

Georg war bewältigt durch die Kraft, mit welcher diese gebrochenen Sätze gesprochen wurden, und er senkte gedankenvoll den Kopf.

Tom ergriff seine Hand und fuhr fort:

„Mas'r Georg, Ihr müssen Chloe, der armen Seel, nicht sagen, wie Ihr mich gefunden, es wären zu schmerzlich für sie. Wollen nur ihr sagen, Ihr haben gefunden mich eingehend zum Ruhm; und der Herr hätten überall und jedzeit mir beigestanden und mir geholfen tragen Alles und durchmachen es leicht. — Und ach, die armen Kinder! Mein Herz haben getrauert lange, lange um sie, und es wollten oft mir fast brechen. Wollen sagen ihnen, Mas'r Georg, sie sollten werden gute Menschen, das seyen gewesen der letzte Wunsch von ihrem Vater. Dann, Mas'r Georg, versichern meine Liebe Mas'r und Missis, Ihre guten, theuern Eltern!"

In diesem Augenblick trat Legree in die Thür der Hütte, blickte mit mürrischem Wesen hinein und entfernte sich wieder.

„O der Schuft!" versetzte Georg in seinem Unwillen. „Es ist ein Trost, zu denken, daß der Teufel ihn einst bezahlen wird!"

„Ach, nicht das!" sprach Tom bittend, Georg's Hand ergreifend. „Er ist ein arm, elend Geschöpf. Ach, wenn er nur wollten bereuen, so würden der Herr gewiß ihm noch vergeben; aber ich fürchten, er werden nie es wollen."

„Ich hoffe, er wird es nicht!" entgegnete Georg. „Den möchte ich nie im Himmel sehen!"

„Still, Mas'r Georg! Es thun mir weh!" bat Tom. „Wir müssen verzeihen unsern Feinden. Zudem, er haben gethan mir kein wirklich Leid, sondern nur mir geöffnet die Thore des ewigen Reichs!"

Jetzt begann die Kraft zu schwinden, welche die Freude, seinen ehemaligen jungen Herrn und Freund wiederzusehen, dem Sterbenden verliehen hatte. Er wurde plötzlich matt, seine Augen schlossen sich und der geheimnißvolle Wechsel fand auf seinem Gesichte statt, der die Annäherung einer andern Welt verkündet. Er hatte sich zurückgelegt, seine breite Brust hob sich und sank mit Anstrengung, sein Athem wurde schwer — noch einige Zuckungen, und er fiel lächelnd in Schlaf.

Georg kniete in feierlicher Stimmung da. Er sprach ein Gebet und drückte dann seinem einfachen alten Freunde die Augen zu. Hierauf erhob er sich. Als er sich umwendete, stand Legree mürrisch hinter ihm.

Bei dieser Scene des Sterbens hatte etwas den natürlichen Ungestüm jugendlicher Leidenschaft gemildert; die Anwesenheit dieses Menschen war Georg blos widerlich und er fühlte nur das Bedürfniß, sich mit so wenig Worten als möglich von ihm zu entfernen.

Den scharfen Blick auf Legree heftend, sagte er, auf den Todten deutend, ganz einfach:

„Ihr habt von ihm, was Ihr je haben konntet. Was soll ich für den todten Körper bezahlen? Ich will ihn mit mir nehmen und ihn anständig begraben."

„Ich verkaufe keine todten Niggers!" erwiederte Legree brummend. „Ihr mögt ihn begraben, wo und wann Ihr wollt."

„Jungens," sagte Georg in gebietendem Tone zu zwei oder drei Negern, welche auf den Leichnam blickten, „helft ihn mir aufheben und nach meinem Wagen tragen; und besorgt mir einen Spaten."

Einer lief nach einem Spaten, die beiden Andern standen Georg bei, den Körper auf den Wagen zu tragen.

Georg sprach weder mit Legree, noch blickte er ihn an, und dieser widerstrebte seinem Befehle nicht, sondern stand mit einem Wesen gezwungener Gleichgiltigkeit da. Mürrisch folgte er bis zu dem Wagen, der draußen hielt.

Georg breitete seinen Mantel in dem Wagen aus und ließ die Leiche sorgfältig hineinlegen, den Sitz so ordnend, daß Platz dafür gewonnen wurde. Dann kehrte er sich um, heftete seine Augen auf Legree und sagte mit gezwungener Mäßigung:

„Ich habe mich noch nicht geäußert, was ich von dieser grausamen Sache halte. Dies ist nicht die Zeit und der Ort dazu; aber, Sir, dieses unschuldige Blut soll Gerechtigkeit finden. Ich werde diesen Mord veröffentlichen; ich werde bei den Gerichten die Anzeige davon machen und Euch anklagen."

„Das möchte ich Euch wohl thun sehen!" entgegnete Legree spöttisch. „Wie wollt Ihr es beweisen? Geht, thut es!"

Georg erkannte auf der Stelle das Gewicht dieser Gründe. Es gab keinen einzigen Weißen an dem

Orte, und vor allen südlichen Gerichtshöfen gilt das Zeugniß farbigen Blutes nicht. Ihm war in diesem Moment zu Muthe, als könnte er den Himmel mit dem unwilligen Geschrei seines Herzens nach Gerechtigkeit erschüttern.

„Was übrigens für ein Geschrei um den todten Nigger!" sagte Legree.

Das Wort glich einem Funken, in ein Pulvermagazin geworfen. Klugheit war nie eine Haupttugend der Kentucky'schen Burschen. Georg drehte sich rasch um und warf mit einem furchtbaren Schlag Legree zu Boden. Wie er so über ihm da stand, schäumend vor Wuth, bot er kein unpassendes Bild seines großen Namensvetters, wie er über den Drachen triumphirte.

Es gibt Menschen, die entschieden gebessert werden, wenn man sie niederwirft. Wenn Jemand sie zu Boden schmettert, so scheinen sie augenblicklich einen gewissen Respekt vor ihm zu gewinnen. Zu diesen Menschen gehörte Legree. Als er aufstand und den Staub von seinen Kleidern wischte, schaute er daher dem langsam davon fahrenden Wagen mit augenscheinlicher Achtung nach; auch öffnete er den Mund nicht eher, als bis er außer Gesicht war.

Vor den Grenzen der Pflanzung hatte Georg einen trockenen, sandigen Fleck bemerkt, durch einige Bäume beschattet. Hier wurde Halt gemacht und ein Grab gegraben.

„Sollen wir ihm die Kleider ausziehen?" sagten die Neger, als das Grab fertig war.

„Nein, nein; begrabt ihn darin. — Das ist Alles, was ich Dir jetzt geben kann, armer Tom, und Du sollst es haben."

Sie legten ihn hinein und schaufelten schweigend den Hügel; dann deckten sie grünen Rasen darüber.

„Ihr mögt jetzt gehen, Jungens," sagte Georg und drückte jedem von ihnen einen Viertelsdollar in die Hand.

Sie zögerten aber noch.

„Wenn jung Mas'r wollten uns kaufen," sagte Einer.

„Wir wollten dienen ihm so treu," versetzte der Andere.

„Harte Zeiten hier," meinte der Erstere; „wollen kaufen uns, Mas'r!"

„Ich kann nicht, ich kann nicht!" entgegnete Georg widerstrebend und winkte ihnen fort — „es ist unmöglich!"

Die armen Menschen sahen niedergeschlagen aus und entfernten sich schweigend.

Georg kniete jetzt auf dem Grabe seines armen Freundes nieder und verrichtete ein Gebet; dann gelobte er feierlich:

„Sey Zeuge, ewiger Gott, daß ich von dieser Stunde an thun werde, was ein Mann zu thun vermag, um diesen Fluch der Sklaverei von meinem Vaterlande zu wälzen!"

Kein Denkmal bezeichnet die letzte Ruhestätte unseres Freundes. Er bedarf keines. Sein Herr weiß, wo er liegt; er wird ihn unsterblich zu sich rufen, um mit ihm zu erscheinen, wenn sein Ruhm anbricht.

Achtunddreißigstes Kapitel.

Eine wahre Geistergeschichte.

Aus leicht zu errathenden Gründen waren Geistergeschichten um diese Zeit unter den Sklaven auf Legree's Pflanzung außerordentlich häufig. Flüsternd erzählte man sich, daß Fußtritte in der Stille der Nacht die Bodentreppe herabstiegen und in dem Hause umhergingen. Vergebens waren die obern Thüren verschlossen worden; der Geist hatte entweder einen Nachschlüssel in der Tasche oder benutzte das Vorrecht der Geister, durch das Schlüsselloch zu schlupfen, und wandelte mit einer beunruhigenden Freiheit umher.

Ueber die äußere Gestalt des Geistes waren die Angaben etwas getheilt, wahrscheinlich in Folge eines Gebrauchs, der unter den Negern vorherrschend ist, und, so viel wir wissen, auch unter den Weißen — die Augen zu schließen und den Kopf unter das Deckbett, unter einen Rock oder was sonst Schutz gewähren kann, bei solchen Gelegenheiten zu stecken. Wie Jedermann weiß, ist das geistige Auge ungewöhnlich scharf, wenn das körperliche auf solche Weise außer Thätigkeit gesetzt wird; deßhalb gab es eine Menge Beschreibungen des Geistes, welche, reichlich beschworen und bestätigt, dennoch gleich andern Portraits nur in dem einen Punkte die Familienähnlichkeit aller Geister hatten — ein weißes Gewand.

Mag dem übrigens seyn, wie ihm wolle, so haben wir besondere Gründe, zu wissen, daß eine schlanke Gestalt in einem weißen Gewande zu den bekannten Geisterstunden Legree's Pflanzung durchschritt, durch die Thüren ging, in dem Hause umherglitt, verschwand und wieder erschien und schweigend die Treppe nach dem verhängnißvollen Boden hinaufging, und daß am Morgen dann die Eingangsthüren so fest verschlossen gefunden wurden, wie zuvor.

Legree mußte endlich von diesem Geflüster hören, und es regte ihn um so mehr auf, je mehr man sich Mühe gab, es ihm zu verhehlen. Er trank mehr Branntwein als gewöhnlich und fluchte lauter als je zuvor. Doch er hatte böse Träume, und die Visionen, die vor seinem Bette sich zeigten, waren nichts weniger als angenehm. Die Nacht, nachdem Tom's Körper fortgeschafft worden war, ritt er in die nächste Stadt zu einem Zechgelage; dabei machte er ein Tüchtiges mit. Spät und äußerst erschöpft

kehrte er zurück, verschloß die Thüren und ging zu Bett.

Was für ein Narr ist der, welcher die Thüren verschließt, um die Geister abzuhalten, und in seinem eigenen Busen einen Geist hat, dessen Stimme, durch ganze Berge des Irdischen erstickt, dennoch durchdringt gleich der Posaune des jüngsten Gerichts!

Aber Legree verschloß die Thüre seines Zimmers und setzte noch obendrein einen Stuhl dagegen. Er stellte eine Nachtlampe auf ein Tischchen vor seinem Bette und legte seine Pistolen darauf. Er untersuchte die Riegel der Fenster und schwur dann, daß er sich um den Teufel und dessen ganze Sippschaft nicht kümmerte. Darauf legte er sich schlafen.

Er schlief, denn er war ermüdet — schlief fest. Endlich aber breitete sich über seinen Schlaf ein Schatten, ein Entsetzen, eine Ahnung von etwas Fürchterlichem, das über ihm schwebte. Es war seiner Mutter Todtenhemd, wie es ihm vorkam. Er glaubte ein Geräusch und ein Stöhnen zu vernehmen und erwachte halb voller Angst. Er war überzeugt, daß etwas in sein Zimmer kam, doch er konnte weder Hand noch Fuß rühren. Endlich gelang es ihm, mit einer heftigen Anstrengung sich umzuwenden. O Schrecken — die Thür war offen, und er sah eine Hand das Licht auslöschen!

Es war eine umwölkte, trübe Mondnacht, und da sah er es — etwas Weißes, das durch's Zimmer glitt. Er hörte das leise Rauschen des Geistergewandes — an seinem Bett stand es still — eine kalte Hand berührte die seine — eine Stimme sagte dreimal mit leisem, furchtbarem Geflüster: „Komm! komm! komm!" — und während er vor Entsetzen in Schweiß gebadet dalag, war es verschwunden. Er sprang aus dem Bett und eilte zur Thür — sie war fest verschlossen, und bewußtlos stürzte er nieder.

Hierauf wurde Legree ein stärkerer Trinker, als er es je zuvor gewesen; er trank nicht mehr vorsichtig und besonnen, sondern unklug und rücksichtslos.

Bald darauf verbreitete sich in der Gegend das Gerücht, er wäre krank und sterbend. Unmäßigkeit hatte die furchtbare Krankheit hervorgerufen, welche die finstern Schatten nahender Vergeltung auf dieses Leben zu werfen scheint. Niemand vermochte die Scenen in diesem Krankenzimmer zu ertragen, wenn er ras'te und schrie und von Gesichtern sprach, welche das Blut Derer, die ihn hörten, erstarren machten. Und an seinem Sterbelager stand eine weiße Gestalt, welche unerbittlich flüsterte: „Komm! komm! komm!"

Durch ein sonderbares Zusammentreffen wurde in der Nacht, als Legree diese Vision hatte, am Morgen die Hausthür offen gefunden, und einige Neger wollten zwei weiße Gestalten gesehen haben, welche den Weg nach der Landstraße verfolgten. (Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Aus Graz wird folgender eigenthümliche Vorfall berichtet: Ein armes, braves junges Mädchen, das als Ladenmädchen diente, wurde von einer angeblichen fremden Gräfin in einem Gasthause in der Eigenschaft als Stubenmädchen angenommen. Die Reise geht über Triest nach Alexandrien in Aegypten. Doch auf der Ueberfahrt erfährt die Betrogene, daß sie als Sklavin verkauft werden soll, findet aber in dem Maschinisten des Schiffes einen Beschützer, der, vor Alexandrien angekommen, ein Boot voraussendet, um den österreichischen Consul von dem Verbrechen in Kenntniß zu setzen. Bei der Einschiffung wird die angebliche Gräfin verhaftet und das Mädchen, nachdem es von dem österreichischen und preußischen Consul beschenkt und versorgt worden war, wird mit dem nächsten Dampfer wohlbehalten nach Europa zurückgeschickt. Sie langte jedoch von der Anstrengung der Seereise erschöpft und krank zu Hause an.

Zu Weißenburg in Sachsen hat vor Kurzem die Unüberlegtheit eines Dienstmädchens des dasigen Bäkkers Winter sowohl sich selbst, als auch die ganze Familie ihres Dienstherrn gefährlich krank gemacht. Dem Dienstmädchen war nämlich ein Päckchen Zündhölzer in das heiße Wasser gefallen, das es zur Zubereitung einer Suppe benutzen wollte. Statt nun das Wasser wegzugießen und anderes dafür zu nehmen, zog es einfach die hineingefallenen Zündhölzer heraus und verwendete das Wasser zu dem beabsichtigten Zwecke. Die aus fünf Gliedern bestehende Familie aß nun von der Suppe, wurde aber bald nach dem Essen so gefährlich krank, daß sich das Gerücht verbreitete, es sey bei dem Bäcker Winter die Cholera ausgebrochen und sein Haus müsse abgesperrt werden. Den zu Hilfe gerufenen Aerzten gelang es jedoch in Kurzem, der Sache auf den Grund zu kommen und die Kranken waren in einigen Tagen wieder hergestellt.

Buchstaben-Räthsel.

Es thun oft in den nächsten Tagen
Schon dreie, was dir sagen vier;
Du darfst nur die Verliebten fragen,
Und es bestät'gen's Tausend dir.
Fünf sind geschnitten und gestochen
Oft mit viel Kunst und mit viel Müh,
Und oft nach wenig kurzen Wochen
Sind wieder aus der Mode sie.

Redaktion, Druck und Verlag von G. Ritter in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

Nro. 43. Sonntag, 10. April 1853.

Onkel Tom's Hütte.

(Fortsetzung.)

Es war nahe an Sonnenaufgang, als Cassy und Emmeline — denn sie waren die beiden weißen Gestalten, welche man aus Legree's Pflanzung gehen sah — einen Augenblick in einem kleinen Gehölz nahe der Stadt anhielten.

Cassy war jetzt nach Art der spanischen Creolinnen ganz in Schwarz gekleidet. Ein kleines schwarzes Häubchen bedeckte ihren Kopf und ein darüber gebreiteter, reich gestickter Schleier verbarg ihr Gesicht. Es war verabredet worden, daß auf ihrer Flucht sie den Charakter einer Creolin annehmen und Emmeline für ihre Sklavin gelten sollte.

Von der frühesten Kindheit an im Verkehr mit den höchsten Klassen der Gesellschaft aufgewachsen, standen Sprache, Bewegungen und das ganze Wesen Cassy's mit diesem Gedanken in Einklang und noch hatte sie von ihrer einst glänzenden Garderobe genug behalten und sogar einen Juwelenschmuck, um eine solche Rolle spielen zu können.

In der Stadt kaufte sie einen hübschen, netten Reisekoffer. Diesen befahl sie ihr nachzutragen, und so, von dem Burschen des Kaufmanns und Emmelinen begleitet, die in einem Korbe ihre Habseligkeiten trug, erschien sie in dem Gasthofe des Städtchens wie eine Dame von Stande.

Die erste Person, die ihr nach ihrer Ankunft auffiel, war Georg Shelby, der sich hier aufhielt und das nächste Boot erwartete.

Cassy hatte den jungen Mann aus ihrem Fenster auf dem Boden bemerkt, hatte gesehen, wie derselbe Tom's Leiche mit sich nahm und mit geheimer Freude sein Benehmen gegen Legree beobachtet. Später hatte sie aus den Gesprächen der Neger, die sie belauschte, wenn sie während der Nacht ihre Geisterrolle spielte, erfahren, wer er war und in welchem Verhältniß er zu Tom stand; und sie fühlte daher Vertrauen zu ihm.

Cassy's ganzes Wesen, ihre Gewandtheit, der Umstand, daß sie offenbar Geld hatte, verbannten jede Neigung zum Argwohn. Die Leute fragen nie zu ängstlich nach Denen, welche in dem Hauptpunkte, nämlich darin, gut zu zahlen, sich auszeichnen — eine Sache, die Cassy vorausgesehen hatte, als sie sich mit Geld versorgte.

Am Abend kam ein Boot an und Georg Shelby leitete Cassy mit der Artigkeit, welche den Kentuckiern eigen ist, zu demselben, wo er bemüht war, ihr eine gute Cajüte zu verschaffen.

Cassy hütete unter dem Vorwand des Unwohlseyns während der ganzen Zeit, die sie auf dem rothen Flusse blieb, Cajüte und Bett und wurde mit dem dienstfertigsten Eifer von ihrer Sklavin gepflegt.

Als sie den Mississippi erreichten und Georg erfahren hatte, daß die fremde Dame gleich ihm den Fluß aufwärts reisen wollte, machte er ihr den Vorschlag, eine eigene Cajüte für sie auf demselben Boote zu nehmen, auf dem er zu fahren gedachte, indem seine Gutmüthigkeit Mitleid mit ihrer schwachen Gesundheit fühlte und er ihr so viel Beistand als möglich zu leisten wünschte.

So fuhren sie denn zusammen auf dem guten Dampfboote Cincinnati unter einer gewaltigen Dampfwolke den Fluß aufwärts.

Cassy's Gesundheit hatte sich wesentlich gebessert. Sie saß auf dem Deck, kam zum Essen und galt auf dem Boote für eine Dame, die sehr hübsch gewesen seyn mußte.

Von dem ersten Augenblicke an, als Georg ihr Gesicht erblickte, wurde er ergriffen durch jene flüchtige und unbestimmte Aehnlichkeit, von der beinahe Jeder sich erinnern kann, zu Zeiten beunruhigt worden zu seyn. Er konnte sich nicht enthalten, sie beständig anzublicken und sie ununterbrochen zu beobachten; bei Tafel, oder wenn sie an ihrer Cajütenthür saß, begegnete sie den fest auf sie gerichteten Blicken des jungen Mannes, welcher sie artig abwendete, wenn sie durch ihr Gesicht verrieth, daß sie die Beobachtung bemerkte.

Cassy wurde unruhig. Sie begann zu fürchten, daß er etwas argwöhnte, und beschloß endlich, sich seiner Großmuth anzuvertrauen und ihm ihre ganze Geschichte zu erzählen.

Georg war von Herzen dazu geneigt, mit Jedem zu sympathisiren, der von Legree's Pflanzung entflohen — ein Ort, an den er sich nicht mit Geduld erinnern, von dem er nicht ohne Heftigkeit sprechen konnte; und mit der muthigen Geringschätzung der Folgen, welche seinem Alter und Stand charakteristisch ist, versicherte er ihr, daß er Alles, was in seinen Kräften stände, thun wollte, sie zu beschützen und durchzubringen.

Die nächste Cajüte neben der Cassy's wurde von einer französischen Dame, Namens de Thoux, bewohnt, welche eine kleine Tochter, ein hübsches Kind von etwa zwölf Sommern, bei sich hatte.

Diese Dame, welche aus Georg's Gesprächen entnommen hatte, daß er aus Kentucky sey, schien offenbar seine Bekanntschaft zu wünschen; sie wurde dabei durch die Anmuth ihrer kleinen Tochter unterstützt, welche ein so niedliches Spielzeug war, wie nur je eins die Langweile auf einer vierzehntägigen Dampfbootfahrt vertrieb. Georg's Stuhl wurde oft an ihre Cajütenthür gestellt und Cassy konnte, wenn sie auf dem Decke saß, ihre Unterhaltung hören.

Madame de Thoux erkundigte sich sehr angelegentlich nach dem Staate Kentucky, wo sie, wie sie sagte, in der früheren Zeit ihres Lebens gewohnt hatte. Georg entdeckte zu seiner Ueberraschung, daß ihr früherer Wohnort ganz in seiner Nachbarschaft gewesen seyn mußte, und ihre Fragen verriethen eine Bekanntschaft mit den Personen und Dingen in seiner Umgebung, die ihn in das höchste Staunen versetzte.

„Kennen Sie in Ihrer Nachbarschaft" — sagte Madame de Thoux eines Tages — „einen Mann Namens Harris?"

„Ein alter Bursche dieses Namens lebt nicht weit von meines Vaters Besitzung," sagte Georg; „wir hatten aber niemals viel Verkehr mit ihm."

„Er ist, wie ich glaube, ein starker Sklavenbesitzer," sagte Madame de Thoux mit einem Wesen, welches mehr Theilnahme zu verrathen schien, als sie eigentlich zeigen wollte.

„Das ist er," sagte Georg, überrascht durch ihr Wesen.

„Haben Sie vielleicht jemals davon gehört, ob er einen Mulatten-Knaben Namens Georg hatte?"

„O gewiß — Georg Harris, den kenne ich sehr gut; er heirathete eine Sklavin meiner Mutter, aber er ist jetzt nach Canada entflohen."

„Ist er?" sagte Madame de Thoux rasch. „Gott sey Dank!" — Georg richtete einen fragenden Blick auf sie, doch er sagte nichts.

Madame de Thoux lehnte ihren Kopf in die Hände und brach in Thränen aus. „Er ist mein Bruder!" sagte sie.

„Madame!" entgegnete Georg mit einem starken Ausdrucke des Staunens.

„Ja, Mr. Shelby," sagte Madame de Thoux, indem sie ihr Haupt stolz erhob und ihre Thränen trocknete, „Georg Harris ist mein Bruder!"

„Ich bin im höchsten Grade erstaunt," sagte Georg, indem er seinen Stuhl zurückschob und Madame de Thoux ansah.

„Ich wurde nach dem Süden verkauft, als er noch ein Knabe war," sagte sie. „Mich kaufte ein großmüthiger Mann, er nahm mich mit sich nach Westindien, ließ mich frei und heirathete mich. Erst kürzlich starb er und ich wollte nach Kentucky gehen, um zu sehen, ob ich meinen Bruder finden und befreien könnte."

„Ich hörte ihn von einer Schwester Emilie sprechen, die nach dem Süden verkauft wurde," sagte Georg.

„Ja, die bin ich!" erwiederte Madame de Thoux. „O, erzählen Sie mir von meinem Bruder, Mr. Shelby!"

„Er ist ein sehr hübscher junger Mann," sagte Georg, „ungeachtet des Fluchs der Sklaverei, die auf ihm lag. Er war ein ausgezeichneter Charakter, sowohl was den Geist, als was die Grundsätze betrifft. Ich kenne ihn, da er in unserer Familie heirathete."

„Was für ein Mädchen heirathete er?" fragte Madame de Thoux hastig.

„Einen wahren Schatz!" erwiederte Georg. „Ein schönes, verständiges, liebenswürdiges Mädchen, sehr fromm. Meine Mutter hatte sie beinahe so sorgfältig wie eine Tochter erzogen. Sie kann lesen und schreiben, sticken und nähen und singt sehr hübsch."

„Wurde sie in Ihrem Hause geboren?" fragte Madame de Thoux.

„Nein. Der Vater kaufte sie einmal auf einer seiner Reisen nach Neu-Orleans und brachte sie meiner Mutter als Geschenk mit. Sie war damals acht oder neun Jahre alt. Vater wollte Mutter niemals sagen, was er für sie gab, aber neulich, als wir seine alten Papiere durchsahen, fanden wir den Verkaufsschein. Er bezahlte eine ungeheure Summe für sie — wahrscheinlich wegen ihrer seltenen Schönheit."

Georg saß mit dem Rücken gegen Cassy zugewendet und er bemerkte nicht den gedankenvollen Ausdruck ihres Gesichts, als er diese Umstände erwähnte.

Bei diesem Punkt der Geschichte berührte sie seinen Arm und fragte mit bleichem Gesicht: „Kennen Sie den Namen dessen, von dem er sie kaufte?"

„Ein Mann Namens Simmonds, glaube ich, war die Hauptperson, wenigstens erinnere ich mich, daß der Name in dem Verkaufsschein stand."

„O mein Gott!" rief Cassy und fiel bewußtlos nieder.

Georg war sehr überrascht und eben so Madame de Thour. Obgleich keines von ihnen errieth, was die Ursache von Cassy's Ohnmacht sey, trafen sie doch die in einem solchen Falle nöthigen Anstalten. Georg warf in der Hitze seiner Menschenfreundlichkeit ein Waschbecken um und zerschlug zwei Gläser, und mehrere Damen in der Cajüte, welche hörten, daß Jemand ohnmächtig geworden sey, drängten sich in das Gemach und hielten die Luft so sehr ab, wie es möglich war; kurz, es geschah, was man nur irgend erwarten konnte.

Die arme Cassy! Als sie zu sich kam, wendete sie das Gesicht gegen die Wand und weinte und schluchzte wie ein Kind! Vielleicht, Mutter, kannst Du uns sagen, an was sie dachte, vielleicht auch nicht; aber gewiß ist, daß sie in dieser Stunde erkannte, Gott habe sich ihrer erbarmt und sie solle ihre Tochter wieder sehen — wie dies Monate hinterher geschah — als — doch wir eilen der Geschichte voran.

Neununddreißigstes Kapitel.
Ergebnisse.

Georg Shelby, den die Sache interessirte, wie dies bei jedem jungen Manne der Fall gewesen seyn würde, sendete aus dem Gefühle der Menschlichkeit an Cassy den Verkaufsschein Elisens, dessen Datum und Name vollkommen mit ihrer eigenen Kenntniß der Thatsachen übereinstimmte und kein Zweifel über die Identität ihres Kindes ließ. Jetzt blieb ihr nur noch übrig, die Spur der Flüchtlinge zu verfolgen.

Madame de Thour und sie, auf diese Weise durch die Eigenthümlichkeit ihres Schicksals zusammengeführt, reis'ten sogleich nach Canada und begannen hier ihre Fragen auf den Stationen, auf denen die zahlreichen Flüchtlinge aus der Sklaverei untergebracht sind.

In Amherstberg entdeckten sie den Missionär, bei dem Georg und Elise bei ihrer Ankunft in Canada die erste Zuflucht gefunden hatten, und durch ihn wurden sie in den Stand gesetzt, der Familie nach Montreal zu folgen.

Georg und Elise waren jetzt fünf Jahre frei. Georg hatte dauernde Beschäftigung in der Werkstätte eines Maschinenfabrikanten gefunden, wo er hinreichenden Unterhalt für seine Familie gewann, welche während dieser Zeit durch eine Tochter vergrößert worden.

Der kleine Harry, ein hübscher Knabe, war in eine gute Schule gebracht worden und machte schnelle Fortschritte.

Der würdige Pastor der Station Amherstberg, wo Georg zuerst landete, nahm so viel Theil an Dem, was Madame de Thour und Cassy ihm erzählten, daß er den Bitten der Erstern nachgab, sie nach Montreal zu begleiten; sie erbot sich, alle Kosten der Reise zu tragen.

Der Schauplatz verwandelt sich jetzt in ein kleines, nettes Häuschen in der Vorstadt von Montreal; die Zeit ist der Abend. Ein lustiges Feuer brennt auf dem Herd; ein Theetisch, mit einem schneeweißen Tischtuche bedeckt, steht für das Abendessen bereit. In einem Nebenzimmer stand ein Tisch mit grünem Tuch überzogen, darauf sah man Schreibzeug, Federn, Papier und darüber ein reich mit Büchern besetztes Brett. Dies war das Zimmer Georg's. Derselbe Eifer für Belehrung, der ihn antrieb, die vielbegehrten Künste des Lesens und Schreibens unter den Mühseligkeiten und Entmuthigungen seines früheren Lebens zu lernen, bewog ihn auch jetzt, alle seine freie Zeit zum Selbstunterricht zu benutzen.

In diesem Augenblicke sitzt er an dem Tisch und ist mit Lesen eines wissenschaftlichen Buches beschäftigt.

„Komm, Georg," sagte Elise, „Du bist den ganzen Tag beschäftigt gewesen. Leg' das Buch hin und laß uns sprechen, während ich den Thee mache — komm!"

Und die kleine Elise unterstützte die Bitte, indem sie zu ihrem Vater wankt, das Buch aus der Hand zu ziehen sucht und sich dafür auf sein Knie setzt.

„O Du kleine Hexe!" sagte Georg, indem er nachgab, wie ein Vater dies unter solchen Umständen immer muß.

„Das ist recht," sagte Elise, indem sie begann, Brod zu schneiden. Etwas älter sah sie aus, ihre Gestalt war etwas voller, ihr Haupt etwas matronenhafter wie früher, doch offenbar war sie so zufrieden und glücklich, wie eine Frau seyn kann.

„Harry, mein Junge, wie hast Du heute Deine Aufgabe gemacht?" sagte Georg, indem er die Hände auf den Kopf seines Sohnes legte.

Harry hatte seine langen Locken verloren, aber nie kann er die Augen und Augenwimpern und die schöne kühne Stirn verlieren, die vor Triumph erröthete, indem er antwortete:

„Ich machte sie ganz selbst, Vater; Niemand half mir."

„Das ist schön," sagte sein Vater. „Verlaß Dich immer auf Dich selbst, mein Sohn. Du hast eine bessere Aussicht, als Dein armer Vater jemals hatte."

In diesem Augenblicke wurde an die Thür geklopft und Elise ging, zu öffnen. Ein freudiges: „Wie, Sie sind es?" rief ihren Mann herbei, und der gute Pastor von Amherstberg wurde bewillkommt. Zwei Frauen waren mit ihm und Elise bat sie, sich zu setzen.

Wenn man die Wahrheit sagen muß, so hatte der ehrliche Pastor ein kleines Programm entworfen, nach welchem diese Angelegenheit sich entwickeln sollte, und während des Wegs hatten Alle sich vorsichtig und klug ermahnt, Alles nur nach der getroffenen Verabredung mitzutheilen.

Wie groß war daher des guten Mannes Verwirrung, als, nachdem die Frauen sich gesetzt hatten und er sein Taschentuch herauszog, um sich den Mund zu wischen und in guter Ordnung seine Einleitungsrede zu halten, Madame de Thour den ganzen Plan über den Haufen warf, indem sie ihre Arme um Georg's Hals schlang und rief: „Ach, Georg! kennst Du mich nicht? Ich bin Deine Schwester Emilie!"

Cassy hatte sich mit mehr Fassung gesetzt und würde ihren Theil ganz durchgeführt haben, wäre nicht die kleine Elise ihr plötzlich ganz in der Gestalt erschienen, wie ihre Tochter war, als sie dieselbe zuletzt sah. Das kleine Ding schaute ihr in die Augen und Cassy nahm sie in die Arme, preßte sie an ihren Busen und rief, was sie in diesem Augenblick wirklich glaubte, aus:

„Herzchen, mein Herzchen, ich bin Deine Mutter!"

Es war in der That eine schwierige Sache, eine geregelte Ordnung herzustellen; doch endlich gelang es dem guten Pastor, Jedermann zur Ruhe zu bringen und seine Rede zu halten, mit der er die ganze Sache zu eröffnen gedacht hatte; und dies gelang ihm so gut, daß sämmtliche Zuhörer rings um ihn her auf eine Weise weinten, welche jeden Redner älterer oder neuerer Zeit zufriedengestellt haben würde.

Alle knieeten nieder und der gute Mann betete, denn es gibt Dinge so gewaltiger Art, daß sie nur Ruhe finden können, wenn sie in den Busen der allmächtigen Liebe ausgegossen werden.

Dann wieder aufstehend, umarmten sich die Mitglieder der neugefundenen Familie einander mit einem heiligen Vertrauen auf Den, der sie durch solche Gefahren und auf solchen Wegen zusammengebracht hatte.

Wir lassen unsere Freunde ihre Thränen trocknen und sich sammeln von der großen, plötzlichen Freude. Später finden wir sie in einer andern Stimmung. Sie sitzen in geselliger Weise um den Theetisch und werden vertraulich, nur daß Cassy, welche die kleine Elise auf ihrem Schooße hält, diese zuweilen so fest drückt, daß das Kind darüber erstaunt; und, zum Ergötzen der Gesellschaft, weigert sich Cassy hartnäckig, sich den Mund mit Kuchen in dem Grade vollstopfen zu lassen, wie das kleine Ding es wünscht.

Nach ein paar Tagen ist mit Cassy eine solche Umwandlung vorgegangen, daß unsere Leser sie kaum mehr erkennen würden. Der verzweiflungsvolle, finstere Ausdruck ihres Gesichts hat dem eines innigen Vertrauens Platz gemacht. Indeß schien ihre Liebe mehr der kleinen Elise zugewendet, als ihrer eigenen Tochter, denn sie war das treue Bild des Kindes, das sie verloren. Die Kleine war ein Blumenband zwischen Mutter und Tochter, durch welches die Zuneigung wuchs. Elisens Frömmigkeit machte sie zur geeigneten Führerin für das zerrissene Gemüth ihrer Mutter. Cassy gab von ganzer Seele diesem Einflusse nach und wurde bald eine aufrichtige Christin.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Der „Panama Star" meldet in einer seiner letzten Nummern von einem merkwürdigen peruvianischen Ueberbleibsel des Alterthums, und zwar wie folgt: „Kapitän Pederson, der neulich von Peru hier angelangt ist, brachte uns vor ein paar Tagen zu genauerer Untersuchung etwas ganz Seltsames. Es ist ein Stück eines in einem indianischen Grabe bei der Stadt Huacho gefundenen Poncho. Das Gewebe des Stoffs ist ziemlich fein und die darauf gestickten erhabenen Blumen sind so fest in ihren Farben, als ob sie erst gefertigt worden wären. Es geht daraus unwiderlegbar hervor, daß die Peruaner mit der Fabrikation von Wollenstoffen lange vor irgend einer Entdeckung des Landes durch Europäer bekannt waren, da es außer Zweifel ist, daß dieser Poncho nebst dem Körper, der darin eingewickelt ward, vor dem Jahre 1532 begraben worden. Der Beweis dafür ist, daß man ihn aus einem Grabe nahe bei dem Begräbniß eines der Incas erhalten, und man wird sich erinnern, daß es Sitte war, wenn einer dieser Fürsten starb, eine große Menge seiner ihn umgebenden Diener dem Opfertode zu weihen, welche mit den Incas begraben wurden, damit diese in ihrer vorigen Würde in der andern Welt erscheinen und mit derselben Achtung, die sie hier im Leben erfahren, behandelt werden möchten. Der Poncho ward vom General Ramon Castello von Peru dem Kapitän Pederson geschenkt, welcher uns sagte, daß er ihn mit nach den Vereinigten Staaten nehmen werde, um ihn einer der öffentlichen Anstalten daselbst zu verehren."

(Eine lumpige Million Franken.) Es ist bekannt, daß der Banquier Aguado bei seinem Tode ein Vermögen von 36 Mill. Franken hinterließ und Rothschild, als er dies erfuhr, äußerte: „Der arme Marquis! Ich glaubte, er befände sich in bessern Umständen." Neulich kam nun in Paris etwas Aehnliches vor. Es fand eine Zusammenkunft von Banquiers und Kapitalisten wegen einer großen Unternehmung statt. Sie wurde lange besprochen und ein Banquier aus einer Provinzialstadt machte sich dadurch unangenehm bemerklich, daß er allen Rednern ins Wort fiel. Forderte man ihn auf, Ruhe zu halten, so antwortete er stolz: „Ich werde doch können reden, zeichne ich doch eine Million!" „Herr," platzte da Rothschild auf einmal heraus, „schweigen Sie doch mit Ihrer einzigen lumpigen Million!"

Redaktion, Druck und Verlag von G. Ritter in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

Nro. 44. Dienstag, 12. April 1853.

Onkel Tom's Hütte.

(Fortsetzung.)

Madame de Thoux erzählte nach einigen Tagen ihrem Bruder Ausführliches über ihre eigenen Angelegenheiten. Der Tod ihres Mannes hatte ihr ein reichliches Vermögen hinterlassen, dessen Theilung sie der Familie großmüthig anbot. Als sie Georg fragte, auf welche Weise sie es am besten für ihn verwenden könnte, antwortete er: „Verleih' mir die Mittel zur wissenschaftlichen Ausbildung, Emilie; das war immer das Verlangen meines Herzens, dann kann ich alles Uebrige thun."

Nach reiflicher Ueberlegung wurde beschlossen, daß die ganze Familie einige Jahre nach Frankreich gehen sollte, wohin sie auch bald absegelte, Emmeline mit sich nehmend.

Die Schönheit der Letztern gewann die Zuneigung des Obersteuermannes auf dem Schiffe, und bald nachdem sie in den Hafen eingelaufen waren, wurde sie seine Frau.

Georg oblag vier Jahre lang mit unermüdlichem Eifer dem Studium der Wissenschaften und erlangte eine vollkommene Bildung. Politische Unruhen in Frankreich bewogen die Familie endlich, wieder ein Asyl in Amerika zu suchen.

Georg's Gefühle und Ansichten als die eines gebildeten Mannes mögen am deutlichsten durch einen Brief an einen seiner Freunde geschildert werden:

„Ich fühle einige Zweifel in Beziehung auf mein künftiges Benehmen. Wohl könnte ich mich, wie Sie mir sagten, in die Kreise der Weißen des Landes mischen, da meine Farbe so hell und die meiner Frau und Familie kaum bemerkbar ist. Nun gut, vielleicht würde ich dies als geduldet thun; aber Ihnen die Wahrheit zu sagen, wünsche ich es nicht. Meine Sympathieen gehören nicht dem Stamme meines Vaters, sondern dem meiner Mutter. Für ihn war ich nichts weiter als ein schöner Hund oder Pferd; für meine arme herzgebrochene Mutter war ich ein Kind, und obgleich ich sie nie wieder sah, nachdem jener grausame Verkauf uns getrennt hatte, so weiß ich doch, daß sie mich immer herzlich geliebt hat; ich weiß das durch mein eigenes Herz. Wenn ich an alles Das denke, was sie litt, so wie an meine eigenen früheren Leiden, an die Kämpfe meines heldenmüthigen Weibes, an meine Schwester, die auf dem Sklavenmarkt von Neu-Orleans verkauft wurde, so hoffe ich entschuldigt zu seyn, wenn ich sage, daß ich nicht wünsche, für einen Amerikaner zu gelten, oder mich ihnen gleich zu erachten, obwohl ich glaube, daß ich keine unchristlichen Gefühle hege.

„Mit dem unterdrückten, in Ketten geschlagenen afrikanischen Stamme fühle ich mich vereint, und wenn ich irgend etwas wünschte, so wäre es, daß ich lieber zwei Schattirungen dunkler, als um eine heller wäre. Der Wunsch und das Sehnen meiner Seele geht nach einer afrikanischen Nationalität. Ich bedarf eines Volkes, das eine gesonderte Existenz für sich selbst hat, und wo soll ich das suchen? Nicht in Haiti; denn hier hatten die Neger nichts, worauf sie zurückgehen konnten. Ein Strom kann sich nicht über seine Quelle erheben. Das Geschlecht, welches den Charakter der Haitier bildete, war ein ausgemergeltes, verweichlichtes, und natürlich wird es Jahrhunderte bedürfen, um es zu irgend Etwas emporzuschwingen. Wo also soll ich danach suchen? An den Küsten von Afrika sehe ich einen Staat, geschaffen von Männern, welche durch Kraft und selbstbildende Entschlossenheit sich in vielen Fällen individuell über den Zustand der Sklaverei erhoben haben. Nachdem sie manchen vorbereitenden Grad der Schwäche durchgemacht, ist dieser Staat zuletzt eine im Angesicht der ganzen Erde anerkannte Nation geworden, anerkannt durch Frankreich und England. Dahin wünsche ich zu gehen.

„Ich weiß wohl, daß ich Euch alle gegen mich haben werde; doch ehe Ihr mich verurtheilt, hört mich. Während meines Aufenthalts in Frankreich

habe ich mit dem größten Interesse die Geschichte meines Volkes in Amerika verfolgt. Ich habe den Kampf zwischen Abolitionisten geprüft und als ferner Zuschauer einige Eindrücke empfunden, die mir als Theilnehmer nie möglich gewesen wären. Ich gebe zu, daß diese Liberia alle Arten von Zwecken begünstigt haben mag, indem sie in den Händen unserer Unterdrücker gegen uns angewendet wurde. Ohne Zweifel mag das System auf nicht zu rechtfertigende Weise als Mittel zur Verzögerung unserer Emanzipation benutzt worden seyn, aber die Frage ist für mich: Gibt es nicht einen Gott, der über alle menschlichen Pläne erhaben ist? Kann er nicht ihre Absichten beherrscht und für uns durch sie eine Nation gegründet haben?

„In diesen Zeiten wird eine Nation in einem Tage geboren. Eine Nation erhebt sich jetzt mit all den großen Problemen des staatlichen Lebens und der Civilisation fertig zur Hand, sie hat sie nicht erst zu erstreben oder aufzusuchen, sondern nur anzuwenden. Laßt uns daher mit ganzer Kraft fest zusammenhalten und sehen, was wir mit dieser neuen Unternehmung vermögen, so wird der ganze Continent Afrika's sich vor uns und unsern Kindern öffnen. Unsere Nation wird die Fluth der Civilisation und des Christenthums über seine Küsten ergießen und mächtige Staaten gründen, die, mit der Schnelligkeit tropischer Vegetation wachsend, für alle kommenden Zeitalter dauern wird.

„Sagen Sie, daß ich meine in Sklaverei gefesselten Brüder verlasse? Ich glaube nicht. Wenn ich sie eine Stunde, einen Augenblick meines Lebens vergesse, so möge Gott mich vergessen! Doch was kann ich hier für sie thun? Kann ich ihre Ketten brechen? Nein, nicht als Individuum; aber lassen Sie mich gehen und einen Theil einer Nation bilden, welche eine Stimme in dem Rathe der Nationen haben wird, und dann können wir sprechen. Eine Nation hat das Recht, die Sache ihres Stammes zu vertreten, dafür Vorstellungen zu machen, zu bitten, welches ein Individuum nicht hat.

„Wenn Europa jemals ein großer Rath freier Nationen wird, wenn dort Leibeigenschaft und alle ungerechte und bedrückende sociale Ungleichheiten beseitigt werden; wenn, wie Frankreich und England es gethan haben, unsere Stellung anerkannt wird: dann werden wir bei dem großen Congresse der Nationen unsere Sache anbringen und für unseren in Ketten geschlagenen und leidenden Stamm sprechen; und das freie, aufgeklärte Amerika wird dann ohne Zweifel wünschen, von seinem Wappenschild den dunkeln Flecken zu vertilgen, der ihn unter den Nationen herabsetzt und gewiß für das Land eben so ein Fluch ist, wie für die Geknechteten.

„Sie werden mir sagen, unser Stamm habe gleiche Rechte, sich unter die Bewohner der amerikanischen Republik zu mischen, wie die Deutschen, die Irländer, die Schweden. Zugestanden, er hat sie; wir sollten frei seyn, uns mit ihnen vermischen können und uns erheben durch unsern individuellen Werth, ohne Rücksicht auf Stamm oder Farbe, und Die, welche uns dieses Recht verweigern, sind falsch gegen ihre eigenen Grundsätze der Gleichheit aller Menschen. Wir sollten besonders hier zugelassen werden; wir haben mehr, als die Rechte der gewöhnlichen Menschen, wir haben die Ansprüche eines verletzten Stammes auf Genugthuung. Allein ich brauche das nicht; ich brauche ein eigenes Land, eine eigene Nation. Ich denke, daß der afrikanische Stamm seine Eigenthümlichkeiten hat, die noch in dem Lichte der Civilisation und des Christenthums entfaltet werden können, und welche, wenn nicht dieselben, wie bei den Angelsachsen, doch moralisch selbst von einem höheren Typus seyn können.

„Dem englischen Stamme sind die Geschicke der Welt während ihrer Zeit des Kampfes und Ringens anvertraut gewesen. Zu dieser Mission waren seine strengen, unbeugsamen, entschlossenen Elemente wohl geeignet; doch als Christ blicke ich einer andern Aera entgegen. An ihren Grenzen stehen wir, wie ich hoffe, und die Wehen, welche jetzt die Nationen durchzucken, sind meinem Glauben nach nur die Geburtswehen einer Stunde allgemeinen Friedens und allgemeiner Brüderschaft.

„Ich vertraue darauf, daß die Entwickelung Afrika's eine wesentlich christliche seyn wird. Ist der afrikanische Stamm kein herrschender und gebietender, so ist er wenigstens ein theilnahmvoller, großherziger, verzeihender. Heimgesucht von der schmählichsten Ungerechtigkeit und Bedrückung, muß er nur um so fester in sein Herz die erhabene Lehre der Liebe und Verzeihung schließen, durch welche allein er erobern kann und deren Verbreitung über den Continent von Afrika seine Mission ist.

„Ich selbst, ich gestehe es, bin schwach dazu — die Hälfte des Blutes in meinen Adern ist das hastige angelsächsische; aber ich habe einen beredten Vertheidiger des Altars beständig an meiner Seite in der Person meiner reizenden Frau. Schweife ich aus, so führt ihr milder Geist mich stets zurück und stellt mir den christlichen Beruf und die Mission unseres Stammes vor Augen. Als Patriot, als Lehrer des Christenthums gehe ich nach meinem Vaterlande — meinem erwählten, meinem glorreichen Afrika! Und in meinem Herzen wende ich auf dasselbe zuweilen die herrlichen Worte der Prophezeiung an: Wo du verlassen und verhaßt warst, so daß Niemand von dir wissen wollte, da will ich

dich zu ewigem Ruhm erheben und zur Freude vieler Generationen!

„Sie werden mich einen Enthusiasten nennen und sagen, daß ich nicht wohl erwogen habe, was ich unternehmen will. Aber ich habe erwogen und die Kosten berechnet. Ich gehe nach Liberia, nicht wie nach einem romantischen Elysium, sondern wie auf ein Feld der Arbeit. Ich bin darauf gefaßt, mit beiden Händen zu arbeiten — schwer zu arbeiten; gegen alle Arten Schwierigkeiten und Entmuthigungen zu kämpfen und zu arbeiten, bis ich sterbe. Das ist mein Ziel und ich bin überzeugt, daß ich mich darin nicht täuschen werde.

„Was Sie auch von meinem Entschluß halten mögen, entziehen Sie mir deßhalb Ihr Vertrauen nicht und glauben Sie, daß ich bei Allem, was ich thue, mit einem Herzen handle, das ganz meinem Volke angehört.

Georg Harris."

Einige Wochen später schiffte sich Georg mit seiner Frau, seinen Kindern, seiner Schwester und Schwiegermutter nach Afrika ein. Irren wir nicht, so wird die Welt von dort von ihm zu hören haben.

Es wird eine Genugthuung für manche Mutter seyn, auch zu erwähnen, daß einige Nachforschungen, welche Madame de Thour anstellen ließ, kürzlich zu der Entdeckung Cassy's Sohn Harry führten, der, wie unsere Leser sich erinnern werden, als Knabe nach einer Pflanzung am Perlflusse verkauft wurde. Er war ein junger Mann von Kraft und Muth geworden, einige Jahre vor seiner Mutter entflohen und hatte in dem Norden bei Freunden der Bedrückten Aufnahme und Unterricht gefunden.

Von unsern übrigen Personen haben wir nichts weiter zu schreiben, ausgenommen ein Wort in Beziehung auf Miß Ophelia und Topsy, und ein Abschiedskapitel, welches wir Georg Shelby widmen wollen.

Miß Ophelia nahm Topsy mit sich nach Vermont, zur großen Ueberraschung der ernsten Körperschaft, welche ein Neu-Engländer unter der Bezeichnung: „Unser Volk" kennt. „Unser Volk" hielt dies für eine unnöthige Vermehrung sein wohleingerichteten Haushalts; aber Miß Ophelia's gewissenhaftes Streben, ihre Pflicht zu thun gegen ihren Zögling, war so vollkommen erfolgreich, daß das Kind schnell bei der Familie und der Nachbarschaft in Gunst kam. Im Alter der Mannbarkeit wurde sie auf ihr eigenes Verlangen getauft und Mitglied der christlichen Kirche des Orts; sie zeigte so viel Verstand, Thätigkeit und Eifer, und ein solches Verlangen, Gutes zu stiften, daß sie endlich als Missionärin für eine der Stationen Afrika's empfohlen und angenommen wurde, und wir haben gehört, daß dieselbe Thätigkeit und Erfindungsgabe, welche sie als Kind so mannigfach rastlos in ihrer Entwickelung machte, jetzt auf eine heilsamere Weise dazu benutzt wird, die Kinder ihres eigenen Landes zu unterrichten.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

Den folgenden vorsündfluthlichen Fund theilt ein Neu-Yorker Blatt mit: „Vor einigen Wochen fanden Eisenbahnarbeiter dicht bei Pittsburg (in Pennsylvania) das Gerippe eines urweltlichen Elephanten in wohlerhaltenem Zustande. Seit ein paar Jahren ist dies das dritte Exemplar jener Thiere, die in einer und derselben Kiesbank entdeckt worden sind. Zwei von den Backenzähnen hatten ein Gewicht von 20 Pfd. und jeder der beiden andern von 14 Pfd. Von den Stockzähnen war nur einer so unversehrt, daß man ihn fortschaffen konnte. Derselbe war 8 Fuß lang, am hintern Ende 6½ Zoll und am abgebrochenen Theile 16½ Zoll im Umfang; er muß also eine Länge von mehr als 12 Fuß gehabt haben. Diese Thiere gehören zu der Klasse der urweltlichen Elephanten, deren Reste man über die ganze Erde verbreitet antrifft. In Sibirien ward im Jahr 1800 ein solches Thier gefunden, das noch ganz gut erhalten und mit langen Haaren bedeckt war. Die Bewohner fütterten mit dem Fleisch desselben ihre Hunde. Der Engländer Adams brachte Haut und Gerippe nach Petersburg. In Nordamerika kommen Mammuthszähne ebenfalls häufig vor, und zwar meistens in der Nähe des Stroms Ohio mit den Knochen anderer Thiere untermischt. Zu Big-Bone-Lick in der Landschaft Boone in Kentucky ward eine so ungeheure Anzahl auf einer Fläche von 10 Acres größtentheils auf der Oberfläche gefunden, daß man annahm, es müßten nicht weniger als 100 Exemplare des Ohiothiers oder Mastadons und 20 des urweltlichen Elephanten oder Mammuths dort umgekommen seyn. Diese Thiere müssen sehr gesellig gewesen seyn, da man ihre Gerippe immer beisammen antrifft. Auch haben sie Gras gefressen. Ein großer häutiger Sack, den man bei einem Gerippe fand, enthielt Kräuter von derselben Art, wie sie heutigen Tages noch am Ohio wachsen."

Ueber das unschätzbare Geschenk, bestehend in einem Zahn des heiligen Petrus, welches Se. Heiligkeit Papst Pius der Neunte aus Anlaß der glücklichen Rettung Sr. Majestät dem Kaiser von Oesterreich übersandt hat, vernehmen wir Folgendes: Das kostbare Kleinod, welches in der geistlichen Schatzkammer der Hofburgkirche aufbewahrt wird, dürfte, wie wir vernehmen, viermal des Jahres, an Tagen, an welchen die Kirche auf das Andenken des heiligen Petrus in ihren Gebeten Bezug nimmt, den Gläubigen zur Verehrung ausgestellt werden. In dem Archiv der genannten Pfarre ist die Authenticitäts-Urkunde aufbewahrt. Das Ostensorium ist ein prachtvolles, schöngearbeitetes Gefäß, ein Zeugniß der Kunstfertigkeit des heutigen Rom. Im Innern des Gefäßes ist die heilige Reliquie, als Blüthe einer mit Diamanten und Rubinen geschmückten Blume gefaßt, umgeben von Wolken und einer Glorie, in welcher sich drei silberne Engel mit den päpstlichen Schlüsseln, der Tiara und einer Palme befinden. Der rückwärtige Theil ist mit dem Privatsiegel Sr. Heiligkeit des Papstes verschlossen. Diese die Reliquie einschließende Glorie ist mit einer Kuppel gedeckt, welche auf vier herrlichen römischen Säulen ruht, deren Schäfte aus Lapis lazuli verfertigt sind. Auf der Kuppel befindet sich ein mit Diamanten geschmücktes Kreuz auf einer Weltkugel. Das reichlich mit Edelsteinen geschmückte Gefäß ist ganz aus Silber gefertigt und an den entsprechenden Orten vergoldet. Es dürfte sammt dem Postament an drei Fuß Höhe haben.

Das ganze in Kronstadt, in den dortigen Holzmagazinen aufgestapelte Quantum Dielen und sonstiger Holzwaaren, zum Belaufe, wie veranschlagt wird, von zwischen 5 bis 600,000 Silberrubel, wovon ungefähr $^{3}/_{4}$ versichert, ist durch eine am Sonntag den 20. v. M. daselbst Abends um $6^{1}/_{2}$ Uhr ausgebrochene Feuersbrunst ein Raub der Flammen und total zerstört worden.

In Moskau steht demnächst die Veranstaltung einer russischen Industrieausstellung bevor. Wie man vernimmt, hat man dabei auch eine Betheiligung des Auslandes im Auge und werden in dieser Beziehung noch bestimmte Mittheilungen der russischen Regierung an die auswärtigen Kabinette erfolgen.

Als vorigen Sonntag ein Ulmer Schiff bei arg winterlichem Wetter von dort abfuhr, äußerte ein Schiffer zu seinem Kameraden: „Mathes, me moint grad', mer müßet de Franklin suche!"

(Photographischer Zeugdruck.) In der Sitzung der Londoner Society of Arts vom 2. Februar dieses Jahres hielt Hr. R. Smith einen Vortrag über die Benutzung der Photographie zur Färbung und zur Bedruckung fabrizirter Gewebe. Letztere werden zunächst in eine chemische Auflösung getaucht, dann im Dunkeln getrocknet und endlich der Einwirkung des Lichtes ausgesetzt, wobei diejenigen Theile, welche gemustert erscheinen sollen, mit den aus dunkelfarbigem Papier geschnittenen Mustern, die an Glas-Platten befestigt sind, bedeckt werden. In 2 bis höchstens 20 Minuten, je nachdem die Einwirkung des Lichtes erforderlich, ist der Prozeß der Färbung und des Musterdruckes vollendet, worauf der Zeug noch einer fixirenden Operation unterworfen wird. Das Ganze wird durch mehrere neben einander aufgestellte photographische Druckmaschinen bewirkt, die von Einer Person beaufsichtigt werden. Herr Smith hat bereits sehr gelungene Versuche gemacht, und zwar eben so bei bewölktem, als bei sonnigem Himmel, doch bedarf es in dem ersteren Falle eines etwas größeren Zeitaufwandes. Zur Erreichung der verschiedenen Farben werden verschiedenartige chemische Substanzen angewandt.

Dieser Tage ist bei Anlaß der Bauarbeiten im Münster zu Basel eine interessante Entdeckung gemacht worden. Es wurde nämlich am Anfang des Chors der Eingang in die Krypta wieder aufgefunden. Derselbe war nicht nur durch die in das Chor hinaufführenden Stufen verborgen, sondern völlig zu beiden Seiten vermauert und mit Schutt angefüllt. Dieser Eingang, von welchem noch die in die Krypta führenden Stufen wohl erhalten sind, hat auf der linken Seite zwei kleine Marmorsäulen mit Kapitälern aus Alabaster aus der frühesten Zeit byzantinischer Kunst.

Zu den vorzüglichsten Weinjahren in den letzt verflossenen hundert Jahren gehören die Jahrgänge 1783, 1804, 1811, 1818 und 1846, in denen der Planet Saturn regierte. Dieser dem Weinbaue holde Planet regiert nun wieder in dem Jahre 1853, daher die schönste Hoffnung zu einem heurigen guten Weinjahre vorhanden.

Auflösung des Buchstaben-Räthsels in Nro. 42:

Eid — Leid — Kleid.

Redaktion, Druck und Verlag von G. Ritter in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

Nro. 45. Freitag, 15. April 1853.

Onkel Tom's Hütte.

(Schluß.)

Vierzigstes Kapitel.
Der Befreier.

Georg Shelby hatte an seine Mutter nur eine Zeile geschrieben, den Tag bezeichnend, an dem sie ihn zu Haus erwarten möchte.

Von dem Tode seines alten Freundes etwas zu schreiben, besaß er nicht das Herz. Er hatte es mehrmals versucht, aber es war ihm nicht gelungen; stets endigte er damit, das Papier zu zerreißen, sich die Augen zu trocknen und irgendwo hin zu gehen, um ruhig zu werden.

Es herrschte eine freudige Geschäftigkeit in dem ganzen Shelby'schen Hause an dem Tage, als man die Ankunft des jungen Master Georg erwartete.

Mistreß Shelby saß in ihrem bequem eingerichteten Wohnzimmer, wo ein freundliches Feuer die Kühle des späten Herbstabends verbannte. Eine Abendtafel, funkelnd von Porzellan und Krystall, war durch unsere alte Freundin Tante Chloe geordnet worden.

Gekleidet in einen neuen Calico-Anzug mit einer reinen weißen Schürze und einem hohen, stark gesteiften Turban, glänzte ihr schwarzes Gesicht von Zufriedenheit, während sie mit überflüssiger Kleinlichkeit alle Anordnungen der Tafel übersah, nur um eine Entschuldigung zu finden, ein wenig mit ihrer Herrin zu schwatzen.

„Hier, Missis," sagte sie, „ich setzen diese Schüssel gerade wo er es lieben — gegen das Feuer; Mas'r Georg immer wollen warmen Sitz. O gehen weg, weßhalb haben Sally nicht genommen beste Theekanne — die neue klein, Mas'r Georg gekauft für Missis zu Weihnacht? Ich werden nehmen sie 'raus. Und Missis haben gehört von Mas'r Georg, nicht?"

„Ja, Chloe; doch nur eine Zeile, worin er mir sagte, daß er heute Abend kommen würde, wenn es ihm möglich wäre — das ist Alles."

„Sagen gar nichts von mein alt Mann?" fragte Chloe, die sich noch immer mit den Tassen zu schaffen machte.

„Nein, er sagt von gar nichts, Chloe. Er werde Alles erzählen, schreibt er, wenn er nach Hause käme."

„Gerade gleichen Mas'r Georg; er immer so dafür, zu erzählen Alles selbst. Sehen nicht für mein Theil, wie weiß Volk können aushalten, lieber zu schreiben Dinge, als zu thun — schreiben so langweilig, unangenehme Arbeit!"

Mrs. Shelby lächelte.

„Ich glauben," fuhr die Geschwätzige fort, „mein alt Mann, er werden nicht mehr kennen die Jungen und das Klein — Herr, jetzt das dickste Mädchen, und auch gut und hübsch, die Polly! machen jetzt über Kuchen; ich haben gemacht den Teig, gerade wie ihn lieben mein Alt; just solch ein, als ihm haben gemacht den Morgen, er ward genommen fort. Herr, mein Herr, wie haben gefühlt ich an dies Morgen!"

Mrs. Shelby seufzte und fühlte bei dieser Anspielung eine schwere Last auf ihrem Herzen. Ihr war seit dem Empfange von ihres Sohnes Brief peinlich zu Muthe; sie fürchtete, er möchte hinter dem Schleier des Schweigens, hinter welchen er sich verbarg, etwas verhehlen wollen.

„Missis haben doch bekommen die Noten?" fragte Tante Chloe ängstlich.

„Ja, ich habe sie."

„Weil ich wollen zeigen mein alt Mann selbe, so ich erhalten von Conditer Jones. Er haben gesagt: Chloe, ich wünschen, Du thät bleiben länger. Dank Euch, Mas'r, ich sagen, mein alt Mann der kommen nach Haus, und Missis können länger nicht machen ohne mich. Das just waren, was ich ihm haben gesagt. Sehr netter Mann, Mas'r Jones!"

Tante Chloe hatte hartnäckig darauf bestanden, daß die nämlichen Banknoten, mit welchen ihr Gehalt ausbezahlt worden war, aufbewahrt werden sollten, um ihrem Manne zum Beweise ihrer Fähig-

keit gezeigt zu werden, und Mrs. Shelby hatte bereitwillig die Befriedigung dieser Laune zugesagt.

„Ach, gewiß mein alt Mann werden klein Polly nicht mehr kennen," fuhr Tante Chloe fort; „Herr, schon fünf Jahr, seit er weg! Polly seyn gewesen noch Säugling, haben können kaum stehen — denn ich denken jetzt eben daran, wie er waren so ängstlich, daß sie könnt fallen und brechen ein Glied."

Das Rollen von Rädern wurde jetzt gehört.

„Mas'r Georg! Mas'r Georg!" rief Tante Chloe, zum Fenster springend.

Mrs. Shelby eilte hinaus und wurde in die Arme ihres Sohnes geschlossen.

Chloe war unterdessen gleichfalls hinausgeeilt und schaute, unter der Eingangsthüre stehen bleibend, stumm und ängstlich in die Dunkelheit hinaus.

„Ach, arme Tante Chloe!" sagte Georg bei ihrem Anblicke, indem er theilnahmvoll stehen blieb und ihre schwarze Hand zwischen seine beiden nahm. „Ich hätte mein ganzes Vermögen darum gegeben, ihn mit mir zu bringen, doch er ist zu einem bessern Lande gegangen."

Mrs. Shelby that einen theilnahmvollen Ausruf, doch Tante Chloe sprach nichts; ihre Sprache schien durch den plötzlichen Uebergang von der freudigen Hoffnung zur nackten Täuschung gelähmt zu seyn.

Man begab sich in das Haus. Mrs. Shelby ergriff die Getäuschte bei der Hand und zog sie mit nach dem Speisezimmer, indem sie sich bemühte, ihr Trost zuzusprechen.

„Ach, Missis, mein Herz seyn gebrochen mein ganz Leben!" klagte die Arme, indem sie ihren Kopf auf die Schulter ihrer Herrin lehnte und heftig zu weinen anfing.

„Der Herr droben wird Deinen Schmerz lindern, Chloe," entgegnete Mrs. Shelby unter fließenden Thränen; „er heilt die gebrochenen Herzen und gießt Balsam auf die Wunden."

Es entstand für einige Zeit ein tiefes Schweigen und Alle weinten mit einander. Endlich stellte Georg der Trauernden einen Stuhl hin, hieß sie Platz nehmen, und nachdem er sich zu ihr gesetzt hatte, faßte er ihre Hände und wiederholte mit einfachem Ernste den triumphirenden Auftritt von ihres Mannes Tode und seine letzten Botschaften der Liebe.

Etwa einen Monat später wurden eines Morgens alle Sklaven der Shelby'schen Besitzung in die große Halle beschieden, die durch das ganze Haus lief, um hier einige Worte von ihrem jungen Herrn zu vernehmen.

Zu dem Erstaunen Aller erschien er unter ihnen mit einem Pack Papiere in der Hand, welche die Freilassung eines Jeden von ihnen enthielten, die er Einem nach dem Andern vorlas und sie ihnen dann übergab.

Viele weinten und klagten und baten ihn inständigst, sie nicht fortzuschicken, indem sie ihre Freibriefe zurückgeben wollten.

„Wir brauchen nicht freier zu seyn, als wir sind," riefen sie, ihren jungen Herrn umdrängend; „wir wollen nicht den Platz verlassen und nicht Mas'r, nicht Missis sammt dem Uebrigen!"

„Meine Freunde," sprach Georg, sobald er zum Worte kommen konnte, „es ist nicht nöthig, daß Ihr mich verlaßt. Der Ort braucht eben so viel Hände zur Bearbeitung, als zuvor. Im Hause ist die gleiche Bedienung, wie früher, erforderlich. Doch Ihr seyd jetzt freie Männer und Frauen. Ich werde Euch Lohn zahlen für Eure Arbeit, wie wir darin übereinkommen. Der Vortheil ist, daß, wenn ich in Unglück gerathe oder sterbe — Dinge, die sich zutragen können — Ihr nicht fortgenommen und verkauft werden könnt. Ich gedenke die Besitzung beizubehalten und Euch zu lehren, wie Ihr die Rechte benützen müßt, die ich Euch als freie Männer gegeben. Ich erwarte, daß Ihr gut seyn und alles Nützliche willig annehmen werdet, und ich verheiße Euch, daß ich Euch treu seyn und Euch willig lehren werde. Und nun, meine Freunde, blickt empor und danket Gott für den Segen der Freiheit!"

Ein alter patriarchalischer Neger, der auf der Besitzung greis und blind geworden war, erhob jetzt seine zitternden Hände und sprach:

„Laßt uns danken dem Herrn!"

Als jetzt Alle wie mit einem Willen niederknieeten, wurde ein rührenderes und herzlicheres „Herr Gott, dich loben wir!" nie zum Himmel gesendet, als es aus diesen ehrlichen alten Herzen kam, mag es auch durch die Töne der Orgel, der Glocken oder durch den Donner der Kanonen unterstützt werden.

Als sie sich erhoben, stimmte ein Anderer eine methodistische Hymne an, deren Schlußvers lautete:

„Das Jubeljahr ist jetzt gekommen,
Kehrt, ihr befreite Sünder, heim!"

„Nur noch Eines!" sagte Georg, indem er die Danksagungen der Menge unterbrach. „Ihr Alle erinnert Euch hoffentlich noch an unsern alten Onkel Tom."

Georg gab hier eine kurze Schilderung seines Todes und seines liebevollen Lebewohls an Alle auf der Besitzung; dann fügte er hinzu:

„Auf seinem Grabe, meine Freunde, beschloß ich vor Gott, nie wieder einen Sklaven zu haben, und wenn es möglich wäre, jeden frei zu lassen, damit durch mich Niemand jemals der Gefahr ausgesetzt

seyn sollte, von der Heimath und den Freunden getrennt, auf einer fernen Pflanzung zu sterben, wie er starb. Wenn Ihr Euch also Eurer Freiheit erfreut, so denkt daran, daß Ihr sie der guten alten Seele verdankt, und vergeltet es ihm in Freundlichkeit gegen seine Frau und Kinder. Denkt an Eure Freiheit, so oft Ihr Onkel Tom's Hütte seht, und laßt es für Euch eine Mahnung seyn, seinen Schritten zu folgen, und eben so redlich, so treu und so christlich zu seyn, wie er."

Mannigfaltiges.

(Tunesische Sitte des Visiten-Abstattens.) In Tunis, bemerkt Lady Emmeline Stuart Wortley, eine englische Reisende ersten Ranges, werden im Allgemeinen Visiten auf eine seltsame Weise abgestattet. Bei gewöhnlichen Gelegenheiten kommt man zu seinen Freunden zwar nicht gerade durch den Schornstein, jedoch auf ziemlich ähnliche Weise. Man wandert von Dach zu Dach und steigt da, wo es beliebt, eine schmale Treppe hinab, die mit einer kleinen Thüre in dem Terrasse-Dache communicirt; da kein Thürklopfer und keine Klingel vorhanden sind, so müssen die, welchen der Besuch zugedacht ist, auf die Möglichkeit, sich durch ein „nicht zu Hause" dieser Ehre zu entziehen, völlig verzichten, und das muß jedenfalls oft Langweile und Unbequemlichkeit verursachen; in der That erzählte mir eine meiner Freundinnen, die sich in Tunis niedergelassen, sie finde es sehr lästig, weil sie dadurch nur zu häufig in den unerläßlichen Pflichten, welche ihr die Hauswirthschaft auferlege, gestört werde. Was uns betrifft, so hatten wir eine höchst anmuthige Promenade auf den in der That schönen Dächern; diese sind mit breiten Steinen gepflastert und oft mit kleinen Alleen von Orangebäumen, Beeten, Blumenrabatten und dichten Büschen von allerlei blühenden Sträuchern geziert; die Orangebäume gewähren in den heißen Tagesstunden einen wohlthätigen Schatten und die Blumenbeete verbreiten die erquickendsten Wohlgerüche. Nachdem wir eine Zeit lang so umhergewandelt, begegnete uns die Tochter des amerikanischen Consuls, die ebenfalls ihren kleinen Morgenspaziergang machte. Sie lud uns ein, den Schacht oder vielmehr durch die Fallthüre hinabzusteigen und ihren Vater und Mutter zu besuchen, was wir mit Vergnügen thaten. Nachdem wir einige angenehme Stunden in Dr. Hay's Familie verlebt, stiegen wir wieder auf das Dach und setzten unsern Weg fort, um Mrs. Ferrier eine Visite abzustatten. In der That kam es uns anfangs etwas sonderbar vor, so fortwährend im buchstäblichen Sinne des Wortes einzufallen, aber wir gewöhnten uns bald an diese kleinen Eigenthümlichkeiten tunesischer Sitten.

(Lynchjustiz im Kerker.) Im Gerichtsgefängniß zu Gnesen haben vor Kurzem die Sträflinge über einen der lieben Ihrigen zu Gericht gesessen. Es hatten drei derselben ein Loch in die Mauer und dadurch einen Fluchtversuch gemacht. Ertappt, wurde der eine mit ihnen in ein Kerkergewölbe gesperrt, wo einige dreißig Gefangene saßen. Wie der Gefangenwärter gegangen, erhebt sich ein Sträfling, ein zu zwölf Jahren Zuchthaus verurtheilter, und macht dem Ausbrecher bittere Vorwürfe: wie er sich ihrer Gesellschaft habe entziehen können, das sey schlecht von ihm, eine Beleidigung für Alle, und verdiene exemplarische Bestrafung. Er schläge vor, ein Schwurgericht aus den Sitzenden niederzusetzen. Solches geschieht. Der Sprecher übernimmt den Vorsitz, nöthigt zwei Richter, neben ihm Platz zu nehmen, ernennt einen Staatsanwalt, einen Vertheidiger und zwölf Geschworene. Der Angeklagte wollte erst leugnen und erhielt dafür zehn Hiebe zuerkannt und resp. sofort zuertheilt mit zusammengedrehten nassen Handtüchern. Dieser Gegenbeweis war zu schlagend — er gestand, und nachdem der sogenannte Staatsanwalt gegen ihn, der Vertheidiger für ihn plaidirt hatte, wurde er zu sechs Monaten Gefängniß und fünfundzwanzig Hieben verurtheilt. Letztere wurden auf der Stelle rechtskräftig und auch richtig mit aller Kraft vollzogen. Das Zetergeschrei, welches der dagegen Appellirende erhob, rief den Gefangenwärter herbei und dieser verhinderte die volle Vollstreckung des Urtheils. Die zu Gericht Sitzenden aber entschuldigten sich damit, daß sie dem Ausbrecher nur einen Denkzettel angehängt; denn was müßte das Gericht von ihnen denken, wenn sie zu dergleichen Entweichungen schwiegen? Es gehe ihnen ja ganz gut hier, und das müsse mit Dank resp. mit Braun und Blau gegen schwarzen Undank anerkannt werden.

(Versuche mit der vervollkommneten Erikson'schen Maschine.) Am 22. vorigen Monats fanden im Beiseyn des Großfürsten Constantin Nikolajewitsch in St. Petersburg Versuche mit der durch Hrn. Nobel vervollkommneten Erikson'schen Maschine statt. Dieselbe hat sich während der einstündigen Thätigkeit zur Zufriedenheit aller Anwesenden als zweckmäßig bewährt. Die Vervollkommnung durch Hrn. Nobel besteht in der Einrichtung der Cylinder, deren einer sich im Innern befindet, während sie nach der Erikson'schen Einrichtung über einander standen. Dies ist also die erste Maschine der Art, welche in Europa thätig gewesen.

(Gauner-Höflichkeit.) Ein Schauspieler in Fontainebleau kehrte in später Nacht in seine Behausung zurück, als er plötzlich von Strauchrittern überfallen und zu Boden gerissen wurde. Sie visitirten seine Taschen, fanden diese aber leer, und waren eben im Begriffe, ihn ihren Mißmuth über ihre vergebliche Mühe in empfindlicher Weise fühlen zu lassen, als der Schauspieler diese Herren mit der Versicherung zu beschwichtigen suchte, „daß er Comödiant sey, und dies wohl als Entschuldigung dienen könne, wenn er seine Brieftasche nur selten bei sich führe.“ Diese Eröffnung rettete ihn nicht nur vor den gefürchteten Mißhandlungen, sondern rührte seine Gegner so sehr, daß einer derselben ihm nicht nur vom Boden aufhalf, sondern ihm auch noch mit den Worten eine Unterstützung antrug: „Sie sind Künstler, gleich uns; Kameraden sollen sich gegenseitig unterstützen; wenn Ihnen mit 5 Francs gedient ist, stelle ich dieselben mit Vergnügen zu Ihrer Verfügung.“ Der Schauspieler war zwar nicht sehr geschmeichelt, aber doch immer hoch erfreut über diese unvermuthete Kameradschaft, und entfernte sich schleunigst, ohne von dem freundlich angebotenen Darlehen Gebrauch zu machen.

Der verstorbene amerikanische Staatssecretär Daniel Webster war ein Mann von nicht sehr lieblichem Angesicht. Er hatte von Baltimore nach Washington eine Reise bei Nachtzeit zu machen. Der Kutscher, der ihn fuhr, hatte so ein übles Gesicht und erzählte so viele Geschichten von Raub- und Mordthaten, daß Webster, ehe sie zusammen weit gekommen waren, sich in nicht geringe Besorgniß und Aengstlichkeit wegen seiner Sicherheit versetzt fühlte. Zuletzt hielt der Wagen mitten in einem dichten Walde still, der Fuhrmann wendete sich plötzlich zu Webster um und rief barsch: „Nun, Herr, sagen Sie mir! Wer Sie sind!“ Mit bebender Stimme und im Begriff, vom Wagen zu springen, erwiederte Webster: „Ich bin Daniel Webster, Congreß-Mitglied für Massachusetts!“ — „Was!“ entgegnete der Andere und faßte herzlich seine Hand — „Sie sind Webster? Gott sey Dank! Gott sey Dank! Sie sind ein so verteufelt häßlicher Kerl, daß ich Sie für einen Halsabschneider oder Wegelagerer hielt.“

Unter den Passagieren, welche mit dem letzten indischen Postschiff in England angekommen, befand sich ein Herr Pemberton, der — vielleicht der erste Fall dieser Art — die Reise um die Welt per Dampf zurückgelegt hat. Er reiste nämlich von England nach Melbourne und Sidney, von dort über Singapore zurück; und war im Ganzen nicht länger als sieben Monate auf der Reise.

Hr. Anderson, Agent der Peninsular- and Oriental-Steam-Navigation-Company, zugleich Direktor des neuen Krystallpalastes, der vor einem Monat ungefähr nach Aegypten gereist war, um alles Erforderliche zum Transport der sogenannten „Kleopatra-Nadel“ einzuleiten, meldet nun, daß die Schwierigkeiten größer sind, als man zu glauben geneigt war. Dieser Obelisk nämlich, der die Reise von Aegypten nach Sydenham, bei London, machen soll, ist in den Wällen von Alexandria eingeschlossen. Um ihn auszugraben und an Bord eines Schiffes zu bringen, müßte man, wie Anderson berichtet, einen großen Theil der Festungsmauern einreißen und sie dann wieder herstellen, wodurch bedeutende Kosten entstehen dürften. Außerdem sieht es der Vizekönig von Aegypten bei den jetzigen politischen Zuständen nicht eben gern, daß man eine Bresche in den Ringmauern von Alexandrien macht. Diese Umstände dürften die Direktoren des neuen Krystallpalastes wahrscheinlich bewegen, den Obelisk auf seinem alten Platze liegen zu lassen. Die Reise Anderson's ist aber darum nicht vergebens gewesen: er hat vom Vizekönig die Erlaubniß erhalten, von den antiquarischen Schätzen Aegyptens Gypsabgüsse so viel er will zu machen, und wird die neuen Ausgrabungen bei Saccarah besichtigen, von wo er manches Interessante für seine neu- und wißbegierigen Landsleute mitzubringen hofft.

In Worcester ist eine merkwürdige Entführungsgeschichte vorgekommen. Ein Gentleman von 50 bis 60 Jahren war Geschäfte halber in der Stadt, als ein Bote mit der Nachricht eintraf, es sey Jemand auf seinem Landsitze krank geworden. Ein Fuhrwerk steht vor der Thür, der alte Herr setzt sich ein, wird aber nicht nach Hause, sondern in ein entlegenes Landwirthshaus gebracht und bedeutet, daß er sofort eine Dame seiner Bekanntschaft, eine Wittwe von gleichem Alter, zu heirathen habe. Die Dispensation von dem Aufgebot, die stets gegen eine baare Erkenntlichkeit zu haben, ist da und der Geistliche wartet. Der Gentleman stößt aber sein Glück von sich und will nicht. Man braucht Schmeicheleien, Drohungen und holt endlich ein Paar Handschellen hervor, um seinen Widerstand zu brechen, als seine Freunde, die Wind bekommen und die Spur verfolgt hatten, darüber hinzukommen und ihn erlösen.

In der Nacht vom 31. März auf den 1. April stieß das Dampfboot „Minerva“, von Liverpool nach Belfast unterwegs, mit einem Schiff zusammen, welches sogleich mit allen an Bord befindlichen Personen in die Tiefe sank.

Redaktion, Druck und Verlag von G. Ritter in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

Nro. 46. Sonntag, 17. April **1853.**

Nanette, das schöne Straußermädchen.

Aus dem Englischen.

Die „Damen der Halle" *) in Paris sind einzig in ihrer Art. Weder in England noch anderswo gibt es etwas ihnen Aehnliches. Sie spielten eine bedeutende Rolle in den Tagen des Königthums und in dem blutigen Drama von 1793. Bei jedem Wechsel des ewig wechselnden politischen Schauspiels in Frankreich erscheinen sie auf der Bühne; auch in dem Stücke, das jüngst aufgeführt ward, sahen wir sie wieder, rauschend in Seide und Atlas, mit Spitzen und flatternden Bändern, ihre Aufwartung machen dem Neffen eines entthronten und verbannten Kaisers, der jetzt im Grabe ruht, dem Neffen, der aus dem Exil an die Spitze der Republik berufen ward, den bedeutungsvollen Veilchenstrauß darbringend. Wir sahen sie warm aufgenommen in St. Cloud von diesem Präsidenten, der jetzt in einen Kaiser verwandelt ist; sie umarmten ihn durch die jüngste und schönste aus ihrer Mitte, unter dem Knallen der Champagnerflaschen und unter Vivatrufen auf Napoleon.

* * *

Nanette Lollier war am 29. Dezember 1740 im Kirchspiel Saint-Leu geboren. Ihr Vater, André Lollier, war als Wächter und Reiniger in der Halle angestellt; es war sein Amt, den Marktplatz rein und in Ordnung zu halten. Ihre Mutter, Marie Jeanne Ladure, war eine kecke Fischfrau, deren rüstiger Energie und unermüdlicher Zunge die Familie einen großen Theil ihrer Unterhaltung verdankte; sie verstand es, ihre Waare dem Käufer laut genug zu empfehlen, und wehe dem Unglücklichen, der es sich hätte einfallen lassen, an der Frische und Güte derselben einen Zweifel zu äußern! Das waren die Eltern. Die Kinder kamen in rascher Folge eins nach dem andern zur Welt. Marie Jeanne konnte zwar nicht mit Bartolomeo Frescobaldi's Ehehälfte wetteifern, die ihrem Manne zweiundfünfzig Kinder schenkte, aber sie trug ihren Theil und noch etwas mehr zur Füllung der Welt bei: die florentinische Dame, welche im Jahre 1600 Frescobaldi's Gattin wurde, zog von ihrer zahlreichen Nachkommenschaft nur zwölf groß; unsere Pariser Fischfrau hatte sechzehn Kinder am Leben, und man kann sich denken, daß es den armen Eltern nicht leicht ward, alle diese hungrigen Mägen zu füllen.

Nanette Lollier war ihr letztes Kind. Ihr reizendes Gesicht, ihr einnehmendes Wesen und süßes Geplauder machte sie den Eltern theuer. Madame Grimaud, die Frau eines Unterlehrers, der mit der Familie Lollier in demselben Hause wohnte, ward Nanettens Gevatterin und Lehrerin. Sie lehrte das niedliche Kind lesen und schreiben, unterließ auch nicht, das Gemüth und das Wesen desselben zu bilden. Man entdeckte bald, daß Nanette mit einer lieblichen Stimme begabt war, welche Madame Grimaud auszubilden sich bemühte, und dies gelang dermaßen, daß der Herr Pfarrer, der ein gutes musikalisches Gehör hatte, sie so weit brachte, eine Weihnachtshymne zu singen, welche den Beifall der ganzen Gemeinde erhielt, und als die Osterwoche herankam, exekutirte sie ein „Stabat mater" und ein „O filii et filiæ" mit so viel Anmuth und Gefühl, daß sie auf einmal höher stand, als alle Mädchen ihres Alters.

Nanette war eben so bescheiden als liebenswürdig; aber Lobeserhebungen, Schmeicheleien und Geschenke sind gefährliche Dinge für junge Mädchen, und es ist nicht zu verwundern, daß sie Einfluß auf sie übten. Mutter Lollier hatte sich fest in den Kopf gesetzt, daß ihre Lieblingstochter sich dem Fischhandel widmen sollte, und riß die Augen weit auf, als dieselbe erklärte, daß sie es vorzöge, frische Blumensträuße zu verkaufen und zu singen. Es kam zu schlimmen Erklärungen und Scenen, bei denen die arme Nanette nicht nur Scheltworte von der zänkischen Mutter hören, sondern auch deren schwere Hand fühlen mußte. Eines schönen Morgens war sie verschwunden. Die bestürzten Eltern suchten sie

*) Dames de la Halle: Fischfrauen und Höckerinnen der Markthalle in Paris.

in der Nähe und in der Ferne, konnten aber keine Spur von ihr finden. Doch wurden sie in Etwas getröstet durch die von Zeit zu Zeit ihnen zukommende Nachricht — aus welcher Quelle, konnten sie auch nicht einmal ahnen —, daß ihre Tochter sich wohl befinde.

Nanettens Abwesenheit dauerte drei Jahre. Es ward auf alle mögliche Weise versucht, aus dem jungen Mädchen die Geschichte dieser drei Jahre herauszubringen; aber sie beharrte in dieser Hinsicht bei dem tiefsten Schweigen. Wo oder wie sie nun dieselben zugebracht haben mochte: als sie ihr fünfzehntes Jahr vollendet, wurden die Eltern, die über ihren Verlust untröstlich gewesen waren, durch die Nachricht erfreut, daß ihre Tochter im Karmeliterkloster in der Rue du Bouloy sey, welches ihnen dieselbe wiedergeben würde, wenn sie entweder selbst kämen oder einen bekannten Geistlichen mit Vollmacht sendeten.

Mutter Lollier, außer sich vor Freude, verließ ihre Fische, putzte sich und ging zur Pfarrkirche, um dem Pfarrer zu erzählen, was sich ereignet. In jener Zeit wendeten sich die Pfarrkinder stets an den Pfarrer um Rath und Beistand. Manche von diesen ehrwürdigen Herren rechtfertigten solches Vertrauen; allein es muß zugestanden werden, daß auch viele dasselbe mißbrauchten. Wenn ein Pfarrkind sich zu dergleichen Geständnissen entschloß, so pflegte der Pfarrer, nicht sich damit begnügend, Rath zu ertheilen, es zu übernehmen, selbst handelnd aufzutreten, und diese Intervention war gewöhnlich eine nicht uneigennützige. Die Herren Pfarrer erlangten auf diese Weise große Macht über die Familien, welche sie um Rath fragten; diejenigen aber, die ihren Rath nicht einholten, wurden mit ungünstigen Blicken betrachtet.

Nanettens Mutter hatte in diesem Falle einen sehr würdigen Geistlichen und wackern Mann zu ihrem Vertrauten gewählt. Die Frömmigkeit und das gute Betragen der Familie, von einigen leidenschaftlichen Ausdrücken der Fischhändlerin abgesehen, so wie die große Zahl ihrer Kinder hatten die Aufmerksamkeit des Pfarrers auf sich gezogen. Höchst erfreut über die Nachricht, die Marie Jeanne ihm brachte, stand er nicht an, sie nach dem Kloster zu begleiten, wohin sie ging, gefolgt von ihrem Sohne, der Sergeant in der französischen Garde war — ein Posten, auf welchen sich die Familie nicht wenig einbildete.

Ehe Nanette im Sprechzimmer erschien, kam die Priorin, welche den Pfarrer von St. Leu mit besonderer Zuvorkommenheit empfing und berichtete, daß am Abend vorher eine unbekannte Dame das junge Mädchen ins Kloster gebracht und zu gleicher Zeit die Summe von zwanzigtausend Livres in Gold deponirt habe, als Erbtheil, wenn sie darein willigen würde, den Schleier zu nehmen.

Dies kam dem Pfarrer so wie der Mutter sonderbar und mysteriös vor. Nanette ward gemeldet. Sie weinte, seufzte und fiel zuletzt in Ohnmacht. Erst der fünfzehnte Sommer glänzte in ihren lieblichen Augen, aber ihre Anmuth, ihre Gestalt, ihre Lebhaftigkeit war ausgezeichnet. Sie hatte gelobt, so wahr sie auf das Paradies hoffe, für immer über Das, was sich mit ihr während ihrer Abwesenheit ereignet, zu schweigen, und Nichts konnte sie dahin bringen, ihr Geheimniß zu verrathen. Der Vorschlag, daß sie eine Braut des Himmels werden solle, war keineswegs nach ihrem Geschmack; ihr Beruf war, ein Sträußermädchen zu werden — ein gefährlicher Beruf für die Tugend eines schönen jungen Mädchens; aber jeder Weg kann ins „bessere Land" führen. Die Priorin, welche sah, daß es nicht möglich war, dem Kloster das Erbtheil zu erhalten, gab es auf, sagte der Familie Lebewohl und entfernte sich. Der Pfarrer benutzte die Gelegenheit, in der Nähe seinem Amtsbruder von St. Eustache einen Besuch abzustatten, und ein Fiacre brachte die reizende Nanette, ihre Mutter und ihren Bruder nach ihrer Wohnung, Rue des Ménétriers.

Einstimmig widersetzte sich die ganze Familie dem Plane Nanettens. Blumenhändlerin — nein, das sollte sie nie werden! Sie vergaßen das Sprüchwort: „Ce que femme veut, dieu le veut." *)

So jung sie war, hatte Nanette während ihrer Abwesenheit vom väterlichen Hause eine bedeutende Energie und Bestimmtheit — nenne man es Eigensinn, wenn man will — gewonnen, und ihre Erziehung gab ihr eine Macht, der sich die Eltern und Verwandten vergebens widersetzten. Auf alle ihre Predigten und Vorstellungen erwiederte sie entweder gar nichts, oder sagte ganz ruhig, daß sie ihre Güte anerkenne und ihnen für ihre gute Absicht danke, daß sie aber auf ihrem Entschlusse beharre. Endlich sah man ein, daß alle Bemühungen unnütz seyen, gab nach und fügte sich in Nanettens Willen.

Das Erscheinen unseres neuen Sträußermädchens im Garten des Palais-Royal machte eine völlige Sensation. Nie war noch eine solche Vertheilerin von Flora's Gaben dort gesehen worden. Die bezaubernde Persönlichkeit wurde noch anziehender durch die Eleganz und den Reichthum des Costüms. Sie trug nichts Geringeres als Seide, Gaze, Spitzen und Juwelen. Ihr geschmackvolles Körbchen, einer goldenen Muschel gleich, mit himmelblauem Atlas gefüttert, war an einer blauen Schärpe befestigt, die die edelste Gestalt umschlang. Schuhe von Saffian mit Rosetten und Schleifen umschlossen Füße, die eine Nymphe hätte beneiden können, und ein kurzes

*) Weibes Wille, Gottes Wille.

Röckchen ließ gerade genug von einem Beine sehen, das allein schon das Glück eines Sträußermädchens hätte machen können.

Das Gerücht verbreitete rasch die Neuigkeit von dieser Fürstin unter den Blumenmädchen, die bald das Gespräch von Versailles wurde. Dreißig adelige Herren gehörten zu ihren Bewunderern. Sie nahm ihre Geschenke an, nicht ihre Herzen. Munter, aber mit Feinheit, witzig und nie verlegen um eine Antwort, schien sie mit einem Zaun von wilden Rosen umgeben, der, indem er anzieht, zugleich abwehrt; sie war ein so glückliches Gemisch von Lebhaftigkeit und Zurückhaltung, daß ihr Ruf täglich stieg.

Sobald sie im Palais-Royal erschien, war sie der Mittelpunkt eines sie umringenden Kreises. Mehrere Diener in Livree und ein Kammermädchen folgten der „belle bouquetière" in achtungsvoller Entfernung; sie trugen frische Blumen, um ihr Körbchen wieder zu füllen, das immer schnell geleert war. Nanette erhielt mehr Louisd'or als Zwölfsousstücke für die Blumen, die ihre zarte Hand darbot.

Die Prinzessinnen de Lorraine, de Rohan, de Bouillon und andere hohe Damen nahmen die Veilchen, Rosen und Nelken, welche das schöne Sträußermädchen ihnen umsonst darbot, an; aber Geschenke sind, wie das Sprüchwort sagt, theuer, und sie baten ihrerseits Nanette um die Annahme von Juwelen, Spitzen, reichem Brocat und Silbergeschirr. In zwei Jahren ward sie Besitzerin von Häusern, Ländereien, Dividenden, und hatte ein jährliches Einkommen von vierzigtausend Livres; außerdem hatte sie ihre Eltern und Geschwister mit Wohlthaten überhäuft.

(Fortsetzung folgt.)

♮ Das Tischrücken.

Mit dem in den jüngsten Tagen so viel beschriebenen und besprochenen Tischrücken sind auch in unserer Stadt schon mehrere Versuche mit und ohne Erfolg gemacht worden. Verfasser dieses wohnte selbst einem derartigen Experimente an, wobei ein kleiner runder Tisch von Nußbaumholz nach einer halben Stunde Zeit unter den Händen von sechs ihn nach dem bekannten Rezepte des Herrn André berührenden Individuen bald hin und her sich neigte, bald mit ziemlicher Schnelligkeit um seine Achse sich drehend im Zimmer heruntanzte. Wer etwas so Augenfälliges leugnen wollte, müßte mindestens physisch kurzsichtig seyn; möge nur Niemand dabei geistig kurzsichtig werden und Jeder den Spruch beherzigen: „Wer Augen hat, zu sehen, der sehe!"

Was sehen wir aber bei dem Experimente des Tischrückens? Wir sehen 1) eine bewegende Kraft und 2) einen durch dieselbe bewegten Körper, nämlich die Scheibe des Tisches nebst der sie stützenden Säule. Die bewegende Kraft bilden im vorliegenden Falle zwölf auf der Scheibe theilweise gestützte, im Zustande unvollkommener Streckung befindliche Arme mit sechzig Fingern und Hunderten von Muskeln. Durch den ungewöhnlichen und lange fortgesetzten Grad von Spannung gerathen nun diese Muskeln in zitternde Bewegungen (Vibrationen), welche einestheils von den Experimentirenden als stromartige Zuckungen empfunden werden und anderntheils eine gleichmäßige, vom Centrum der Scheibe gleichweit entfernte Erschütterung der Peripherie durch die Endpunkte der Extremitäten vermitteln. Es ist nun aber eine längst bekannte, im Gesetze der Schwere begründete physikalische Erscheinung, daß eine Scheibe, welche in gleicher Entfernung vom Centrum ringsum mit leichten, gleichmäßigen Schlägen erschüttert wird, um ihre Achse sich bewegen muß; und würden die Schläge auf Einer Seite etwas kräftiger ertheilt, so entstünde natürlich nach dieser Seite hin eine Neigung. *) Durch solche Ortsveränderung würde freilich alsbald das Experiment unterbrochen werden, denn eine leblose Maschine könnte ja der sich entfernenden Scheibe nicht nachfolgen. Unter weit günstigeren Verhältnissen steht in dieser Hinsicht der von belebten Menschenhänden bewegte Tisch; hat er auch an verschiedenen Punkten verschiedene Grade von Druck erlitten, so folgen dafür die bewegenden Kräfte seinen durch die Ungleichheit ihrer Erschütterungen bedingten Neigungen; ja gerade die Ungleichheit der Kräfte (die sogenannte gemischte Kette) wird so die Veranlassung zum frappantesten Theile des Experimentes, nämlich zur ortsverändernden Bewegung. — Noch muß ich bemerken, daß der Tisch so gefällig war, nie umzustürzen, oder in einen Spiegel, eine Commode u. dgl. hineinzutanzen, denn wie seine distanzielle Bewegung überhaupt nur Folge des nach einer oder der andern Seite hin schwächeren resp. stärkeren Drucks der Umstehenden ist, so wurden von letzteren auch solche Bedrohnisse unbewußt dadurch abgewendet, daß die Betreffenden bei deren Herannahen ihren Widerstand unwillkürlich vermehrten oder verminderten und dadurch den Tisch vom Steine des Anstoßes wieder entfernten. — Es ist wohl überflüssig, noch zu bemerken, daß die Stellung der kleinen Finger, die Entfernthaltung der Kleider u. dgl. nichts sind als zur interessanteren Staffage dienende unwesentliche Beigaben. Kurz, wer mit physikalischen und physiologischen Vorgängen irgend vertraut ist und erwägt, wie große Wirkungen in der Natur durch die Summen vielzähliger an sich ganz kleiner Kräfte erzielt werden, der hat nicht nöthig,

*) Uebrigens kann jeder Körper durch passende Balancirung in die Gravitätsverhältnisse der auf einer Säule ruhenden Scheibe versetzt werden.

zur Erklärung der subjectiven und objectiven Erscheinungen beim Tischrücken den Aus- und Einfluß electrischen Fluidums herbeizuziehen, und wem seine Augen auch hier zum Sehen offen sind, der steht nicht in Gefahr, daß ihm am Ende Ohren wachsen, mit denen er zuletzt gar noch das todte Holz reden hört.

Mannigfaltiges.

(Comfortable Einrichtungen der Parlamentshäuser in London.) Bibliotheken gibt es eine für die Lords des Oberhauses und eine für die Mitglieder des Unterhauses. Sie lassen an solider Pracht in der Anlage und Ausstattung, an Zweckmäßigkeit und Eleganz ihrer Einrichtung kaum Etwas zu wünschen übrig. In den großen Marmorkaminen flackert das Kohlenfeuer bis spät in die Mitternacht; sardanapalische Lehnstühle laden zum Lesen, Träumen und Schlafen ein; kostbare Teppiche bedecken den Boden; feingekleidete Diener warten der Winke der hohen Besucher; auf breiten Lesetischen liegen Mappen, Schreibpapiere aller Art, Briefcouverts aller Größen, kurz Alles, was zum Schreiben erforderlich ist; in den kostbar geschnitzten Schränken stehen die prachtvollsten Werke im gediegensten Einbande, und längs derselben brennen Gasflammen, wie Coulissenlampen senkrecht über einander geordnet und so beschattet, daß ihr volles Licht auf die Bücher fällt. Zwei Bibliothekare überwachen das Ganze. Wenn man bedenkt, daß es sich in diesen Lesezimmern viel bequemer sitzt, als im Hause selbst, und daß die Debatten oft sehr lang und verzweifelt langweilig sind, so wird man es verzeiblich finden, daß mancher, wenn auch noch so gutgesinnte und thatendurstige Volksvertreter seinen Sitz im Hause gerne für ein Stündchen mit einem Lehnstuhl in der Bibliothek vertauscht. Hier sitzt und schläft und schreibt sich's am Ende sogar besser wie im Klub. Und hat ein Mitglied des Hauses einen Brief an seine Wähler oder an seine Gläubiger zu schreiben, so ist zehn Schritte von der Bibliothek, in der Eingangshalle, sogar ein eigenes Postbureau, das blos Briefe für Parlamentsmitglieder expedirt und empfängt. Man sieht, daß die Herren nicht übel für ihren Comfort gesorgt haben. — In den Speisezimmern der Parlamentshäuser ist für jeden ordentlichen Comfort des Leibes gebührend gesorgt. Aber merkwürdig ist es, daß der Speisewirth, dessen Humanität diese Lokalitäten anvertraut sind, für die Regierer seines Vaterlandes noch weniger Rücksichten hat, als andere englische Speisewirthe für die Regierten. Die Gesetzgeber Englands werden in ihrem eigenen Hause viel ärger geprellt, als in irgend einem Hôtel des Siebengebirges oder der Apenninen. Jeden Tropfen Sherry, jede Faser Hammelfleisch, die sie hier verzehren, müssen sie mit schwerem Golde auswiegen. Auch haben sie sich im vollen Senat schon zu wiederholten Mälen bitterlich über die theure Haushaltung beklagt. Aber der unpatriotische Wirth hat deßhalb seine Preise doch nicht herabgesetzt und besteuert die Gesetzgeber seines Vaterlandes eben so unbarmherzig, wie er von ihnen besteuert wird.

Die von der Londoner Altstadt bestellte kolossale Statue Sir Robert Peels, von Behnes modellirt, ist jetzt zum Guß fertig. Die Figur selbst ist 10 Fuß hoch, sehr einfach und edel gehalten. Sie wird auf einem schmucklosen Postament, auf dem Platze zwischen Börse, Bank und Stadthaus (Mansion house), der Wellington-Statue gegenüber zu stehen kommen. Außerdem sind in allen Fabrik- und Handelsstädten Englands und Schottlands Bildnisse des großen freihändlerischen Staatsmannes entweder schon aufgestellt oder im Werden.

Der Schrauben-Dreidecker „Wellington" von 131 Kanonen, der größte der Welt, ist so weit fertig, daß er seine erste Probefahrt mit seinen kolossalen Maschinen machen konnte. Sie fiel sehr befriedigend aus. Unter den fremden Gästen, die das Schauspiel nach Portsmouth gelockt hatte, befand sich Capitän S. Bourgeois, zweiter Capitän des berühmten französischen Schraubenlinienschiffes „Napoleon", dem der neugebaute „Wellington" eigentlich seine Entstehung verdankt.

Fortuna hat bei der letzten Nürnberger Lotteriezіehung ihr Füllhorn reichlich über die Freunde dieses, auf allen Landtagen sattsam verdammten, aber wegen seiner Einnahmequelle für unentbehrlich erachteten Instituts ergossen, indem sie aus dem verhängnißvollen Kasten die Nummern 90, 6 und 3 hervorkommen ließ. Es sind dies Nummern, auf die die Mehrzahl der Lottospieler wie verpicht ist und die deßhalb stets in Ternen und Amben jahrelang jede Ziehung mit kleinen Einsätzen besetzt werden. Wie bedeutend die Gewinnste diesmal sind, beweist, daß das hiesige Lotto-Oberamt von der k. Bank, da ihre Fonds nicht mehr ausreichten, 120,000 fl. entnommen haben soll, um die Gewinner befriedigen zu können. Diese sind meistens aus den arbeitenden Klassen, und vertheilt sich der Gewinn auf eine Menge Leute aus Nürnberg und der Umgegend in kleineren Portionen. Eine Magd aus derselben Stadt gewann 4000 fl., ein Eisenbahn-Conducteur 2500 fl., niedere Gewinnste eine Menge Gesellen, Gesinde ꝛc. Die Lottocollecten waren einige Tage wie belagert.

Redaktion, Druck und Verlag von G. Ritter in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

Nro. 47. Dienstag, 19. April 1853.

Nanette, das schöne Sträußermädchen.

(Fortsetzung.)

Gut, lebhaft, liebenswürdig und beliebt, ward Nanette geachtet wegen der Reinheit ihres Lebenswandels; aber dennoch fehlte es nicht an glänzenden Bewunderern, welche bittend, seufzend und klagend ihr den Hof machten. Einer unter dieser Schaar unterschied sich von den Uebrigen.

Es war ein junger Mann von kaum zweiundzwanzig Jahren. Er war stets in dem Garten, ehe Nanette kam, und schien auf sie zu warten. Sobald sie erschien, nahm der junge Mann ein Bouquet, bezahlte zwölf Sous für dasselbe, blickte Nanette gedankenvoll an und verschwand; man sah ihn nicht eher wieder, als am nächsten Morgen. Bei zwei Gelegenheiten erschien er nicht zu der gewöhnlichen Zeit; beide Male war die Ursache ein Fieberanfall, der ihn das Bette zu hüten zwang. Nanette war, als sie ihn nicht sah, nicht bei Laune und nicht im Stande, ihren Kummer zu verbergen. Doch bald kehrte der junge Mann zurück und mit ihm Nanettens Heiterkeit und fröhliche Laune.

Sie würde den größten Theil ihres Vermögens hingegeben haben, um zu erfahren, wer der junge Mann sey; nicht einmal seinen Namen wußte sie. Freilich konnte sie sich bei den vielen Herren erkundigen, die im Laufe des Tages kamen, um ihr den Hof zu machen und Blumen von ihr zu kaufen; aber wenn der Augenblick da war, erstarb die Frage auf ihren rosigen Lippen — sie ward verlegen, stotterte, ward roth und schwieg. In Wahrheit, der armen Nanette Herz war gefesselt. Der, welcher es gewonnen, war von Adel, daran war kein Zweifel: er trug ein Schwert; gewiß aber war er arm, denn Nanette sah nie die Bandschleife, welche das Schwert zieren mußte, und suchte denselben Schmuck vergebens unter der Halsbinde.

Eines Tages bemerkte sie, daß der glänzende Marquis de Louvois den Unbekannten anredete. Indem sie sich zu dem Grafen de la Châtre, der in ihrer Nähe stand, wandte, war sie der Nothwendigkeit überhoben — eine Nothwendigkeit war es bereits für sie geworden —, sich bei dem Marquis zu erkundigen, denn dieser sagte halblaut zu dem Grafen:

„Courtenay's thörichtes Benehmen ärgert mich. Der König hat gefragt, warum er nicht nach Versailles komme. Ich habe ihm die schmeichelhaften Worte Seiner Majestät wiedergesagt, und da steht er nun und kümmert sich nicht mehr darum, wie um ein altes Lied. Er wird sich in Paris begraben."

„Er hat guten Grund dazu," erwiederte der Graf; „und außerdem, wo soll er das Geld hernehmen, um mit uns gleichen Schritt zu halten? Sein Vater hat ihn ruinirt."

„Ja, das ist wahr; er ist arm. Es ist recht schade, so ein hübscher junger Mann!"

„Ihr könnt hinzusetzen," sagte der Graf, „solch ein hochadeliger Herr — und noch dazu verwandt mit der königlichen Familie."

„Eigentlich" — fuhr der Marquis fort — „behandelt der König seinen Cousin nicht recht — warum heirathet Pierre nicht?"

„Weil" — versetzte der Graf — „gerade seine Heirath eine Unmöglichkeit ist. Mit seinem Namen ist es nicht so leicht, eine Verbindung zu schließen — seine Gattin muß eine Prinzessin seyn."

Nanette, welche jedes Wort dieser Unterredung verschlungen hatte, verließ das Palais-Royal früher als gewöhnlich und vergaß ihren Besuch in den Tuilerien und auf den Boulevards. Nach einer schlaflosen Nacht stand sie auf, ehe sich noch Jemand im Hause rührte.

Warum verließ Nanette ihr Lager — was beunruhigte sie?

Nanette war verliebt — Liebeskummer war es, der sie quälte.

Das schöne Sträußermädchen verließ ihren Platz jeden Abend früh und blieb den übrigen Theil des Tages in ihrem Cabinet eingeschlossen, indem sie manche lange Stunde darauf verwendete, ihre schon weit vorgeschrittene Bildung zu vollenden — in dem

einsamen Aufenthalte, wo sie drei Jahre ihres Lebens zugebracht hatte. Sie vertheilte ihre Zeit in den Unterricht im Zeichnen, in der Musik und in der Literatur. Schon hatte sie sich die englische und die italienische Sprache angeeignet; kurz, im Alter von achtzehn Jahren war ihre Bildung vollendet — ihre Schönheit war es längst.

An dem Morgen, wo sie so früh ihr Bette verließ, hatte sie sich in ihr kleines Boudoir zurückgezogen, und dort dachte sie im wachen Traume an den Prinzen de Courtenay. Verloren in ihren Phantasieen, hörte sie nicht, daß ein Mann kam, der sich ihr näherte und, sie in tiefem Sinnen findend, sich bückte und einen Kuß auf ihren Arm drückte.

Nanette erschrack und erhob sich mit einem Schrei; aber ein zartes Lächeln überzog ihr liebliches Antlitz, als sie sah — nein, lieber Leser, nicht den Prinzen de Courtenay, sondern ihren Lieblingsbruder, den hübschen Marcel, der kaum ein Jahr älter war, als sie.

Marcel war Nanetten außerordentlich ähnlich und ward sogar, als er einmal im Scherz Frauenkleider angezogen, für seine Schwester gehalten. Die Empfehlung des Marquis de Louvois hatte ihm eine Stelle bei dem Herausgeber der französischen Encyklopädie, Diderot, verschafft, und er wartete nur, bis er das Alter erreicht haben würde, um sich selbst als Buchdrucker zu etabliren.

Dieser junge Mann sah im Hause Diderot's oft die Schriftsteller jener Zeit und hatte durch den Verkehr mit diesen beaux esprits sehr angenehme Sitten erlernt. Sein von Natur begabter Geist war durch das Studium der klassischen Schriftsteller und durch wissenschaftliche Unterhaltung gehoben.

„Mein guter Marcel," sagte Nanette lächelnd, „wie Du mich erschreckt hast! Konnte ich solche Galanterie von einem Bruder erwarten?"

„Und welcher Bruder könnte anders gegen eine Schwester seyn, wie Du, Nanette, meine Nanette, von der ganz Paris spricht? Wohin man kommt, sprechen die Leute von Dir, von der schönen Nanette, von Nanetten dem schönen Straußermädchen. Gestern brachte ich einen Correcturbogen zu Herrn Diderot. Es waren bei ihm in seinem Salon der Herzog von Nivernais, der Graf von Lauraguais, Herr von Marmontel und der Prinz von Courtenay. Sie wußten nicht, daß ich Dein Bruder sey, und beachteten mich auch gar nicht. Da sprachen sie denn nun in meiner Gegenwart von Nanetten, von nichts als von Nanetten. Aber — kannst Du es glauben? — der schändliche Graf von Lauraguais äußerte Zweifel in Bezug auf Deinen Verstand und Deine Bildung, ja, der Verleumder behauptete sogar, Du seyest nicht tugendhaft, Du, die Du so rein und unschuldig bist wie die Engel. Ich stand wie auf Kohlen und war gerade im Begriff, mich zu erkennen zu geben, loszubrechen und Dich mit der ganzen Wärme meiner brüderlichen Liebe zu vertheidigen, als der wackere Prinz von Courtenay selbst Deine Vertheidigung übernahm. Er sagte:

„„Ei, Herr Graf, ist es möglich? Muß ich Sie die verhaßten Mährchen wiederholen hören, die nur von elenden, verächtlichen Libertins erfunden sind? Man verleumdet Nanette gröblich; allein ich versichere Sie, daß sie eben so tugendhaft ist als schön. Diese Erzählungen, die sich die Schändlichen zuflüstern, müssen schon durch sich selbst Sie von ihrer Unwahrheit überzeugt haben. Wenn Nanette einen begünstigten Liebhaber hätte, so würde ganz Paris den Namen des Glücklichen wissen; aber verlassen Sie sich darauf, in keinem Mährchen dieser Art, das nur den geringsten Glauben verdient, kommt der Name vor.""

„Der gereizte Ton, in welchem der Prinz diese Worte sprach," fuhr der Bruder fort, „machte, daß die ganze Gesellschaft lächelte, und Herr Diderot pflichtete ihm bei."

Marcel hatte, wie wir schon gesagt haben, Klugheit und Verstand, aber es fehlte dem jungen angehenden Buchdrucker noch an Welt- und Menschenkenntniß; hätte er diese besessen, so würde er bei dieser Gelegenheit bald entdeckt haben, daß seine schöne Schwester verliebt und der Gegenstand ihrer Liebe der Prinz sey. Er war aber zu voll von der ihm widerfahrenen Ehre, mit den gelehrten Encyklopädisten zusammen gewesen zu seyn, um die glänzenden Augen und das Wechseln der Farbe des Mädchens bei seiner Erzählung zu bemerken. Als der Zweifel an ihrer Tugend vorkam, ward sie bleich wie Pygmalion's marmorne Statue; aber eine glühende Röthe überzog ihr Gesicht, als sie vernahm, wie beredt der Prinz die Sache ihrer Unschuld geführt. Marcel bemerkte das Alles nicht, sondern sagte in fast einfältiger Gutmüthigkeit:

„Meinst Du nicht, liebe Schwester, daß Du, in Anerkennung der guten Meinung, die der Prinz von Dir hegt, ihm ein Bouquet von Deinen schönsten Blumen senden müßtest? Ich will es gern übernehmen, ihm dasselbe zu überreichen, wenn Du es wünschest. Ich habe eine sehr passende Gelegenheit dazu, denn ich muß ihm noch heute ein Pracht-Exemplar unserer neuen Ausgabe des „Telemach" bringen."

„Ah! Du gehst nach seinem Hause — Du weißt, wo er wohnt?"

„Ja, liebe Schwester, gewiß, er wohnt im Hause Carnavalet, Rue Culture."

Liebe hatte Nanette klug gemacht; aber die Klugheit, die sie gibt, pflegt nur zu oft Hand in Hand

mit dem Kummer zu gehen. Mit einer Schlauheit, die einem Diplomaten Ehre gemacht haben würde, wußte sie Marcel los zu werden, und ohne Zeitverlust, die eine Hand auf's Herz gelegt, welches das Mieder sprengen wollte, die andere Hand auf ein Blatt Papier, das eben so rein war wie sie selbst, schrieb sie die folgenden Worte:

„Mein theurer Cousin!

„Ich bin alt und Ihr nächster Verwandter. Es schmerzt mich, daß Sie nicht auf der Stelle sind, wohin Sie gehören. Sollen Sie unbekannt in Paris leben, während Personen, die wenig Ansprüche auf hohen Rang machen können, in den Genüssen von Versailles schwärmen? Sie sind arm — ich bin reich; mein Alter verbietet mir Freuden, welche das Ihrige so gern genießt. Erlauben Sie mir, in Betracht unserer Verwandtschaft, Ihnen Etwas anzubieten, das mir überflüßig und nutzlos, Ihnen durchaus unentbehrlich ist. An dem ersten Tage jeden Monats werden Ihnen viertausend Livres von mir übermacht werden; jetzt sende ich Ihnen vierundzwanzigtausend Livres, welche vielleicht hinreichend sind für Ihre standesmäßige Einrichtung."

Einige gewöhnliche Phrasen beschlossen diesen Brief, der nicht unterzeichnet war, und einige Stunden nachdem er geschrieben, war er nebst dem Gelde in den Händen des Prinzen.

Der bescheidene junge Mann weigerte sich anfänglich, von einem Vermögen, das ihm auf solche Weise kam, Gebrauch zu machen; aber mehrere würdige Männer, unter ihnen der Präsident von Montesquieu und der Graf de Brosses, die er um Rath fragte, tadelten sein Uebermaß von Delicatesse; und auf den Rath seiner Freunde willigte er ein.

Er war nun reich; Natur und Zufall hatten viel für ihn gethan. Bald zeigte er sich in glänzender Equipage. Jeder Tag mehrte seine Erfolge. Jedermann sprach von ihm, bald war er der Leiter der Mode; aber nichtsdestoweniger kam er jeden Abend um dieselbe Stunde zum Palais Royal, um von Nanette ein Bouquet zu kaufen, welches er mit sechs Livres bezahlte. (Schluß folgt.)

Eginhard und Emma.

Roman in Anzeigen.

Erstes Kapitel.

Denn mit der Freude Feierklange
Begrüßt sie das geliebte Kind
Auf seines Lebens erstem Gange,
Den es in Schlafes Arm beginnt.

(Köln. Ztg. Nro. 82, 1830.)

Meine liebe Frau wurde heute Morgen von einem gesunden Töchterchen glücklich entbunden, welches in der Taufe den Namen Emma erhielt. Statt besonderer Meldung zeige ich dies Freunden und Verwandten ergebenst an.

Köln, 20. März 1830. Karl Magnus.

(Wien. Ztg. Nro. 82, 1830.)

Allen Freunden und Verwandten hiermit die ergebene Anzeige, daß meine liebe Frau mir heute ein Söhnlein geschenkt hat, das den Namen Eginhard erhielt.

Wien, 20. März 1830. J. L. Schreiber.

Zweites Kapitel.

(Köln. Ztg. Nro. 72, 1850.)

In einem hiesigen bedeutenden Weingeschäfte wird unter vortheilhaften Bedingungen ein junger Mann zur Führung der französischen Correspondenz gesucht. Reflektirende belieben sich in frankirten Briefen direkt zu wenden an Karl Magnus, Köln.

(Wien. Ztg. Nro. 105, 1850.)

Bei meiner Abreise nach Köln sage ich allen meinen Freunden ein herzliches Lebewohl.

Wien, 25. April 1850. Eginhard Schreiber.

Drittes Kapitel.

Du, Du liegst mir im Herzen;
Du, Du liegst mir im Sinn!

(Köln. Ztg. Nro. 315, 1850.)

Dem Frl. E... M..... zum Namenstage.

Es rollt so rasch der Jahre Rad,
Mög' es Dir stets nur Freude bringen!
Mög' es Dir stets nur Freude bringen!
Ach, rasch entrollt der Jahre Rad! E. S.

(Köln. Ztg. Nro. 81, 1851.)

Zum Geburtstage des Frl. E... M.....

Im schnellen Lauf der leichten Horen
Wurden wir an Einem Tag geboren!
Ich liebe Dich, Dich hab' ich auserkoren,
Liebe mich — sonst flieh' ich zu den Mohren!
Liebst Du mich nicht — ach, so bin ich verloren,
Meine Zuflucht zu des Todes Thoren! E. S.

(Köln. Ztg. Nro. 86.)

Mein Geschäftslokal befindet sich von heute an: Hammelsgasse Lit. C. Nro. 25. K. Magnus.

(Köln. Ztg. Nro. 100.)

(Verloren.) Ein goldener Ring mit schwarzem Stein, der eine Kapsel schließet, worin sich Haare befinden, und in welchen die Buchstaben E. M. eingravirt sind, wurde gestern auf dem Wege vom Theater nach dem Dome verloren. Wer denselben bei der Expedition d. B. abgibt, erhält 10 Thlr. Belohnung.

(Köln. Ztg. Nro. 101.)

(Gefunden.) Der Eigenthümer eines gefundenen goldenen Ringes, der sich gehörig zu legitimiren im Stande ist, kann denselben Hammelsgasse Lit. C. Nro. 25 im ersten Stock in Empfang nehmen.

(Köln. Ztg. Nro. 102.) An den Herrn Anonymus!

Mein Herr! Empfangen Sie den Dank eines Vaters, dem Sie durch Ihren Brief bezüglich eines gewissen Verhältnisses die Augen geöffnet. Uebrigens hatte mich der Fund eines goldenen Ringes auf die Spur geführt. Wollen Sie mir nicht Ihren Namen nennen? K. M.

(Köln. Ztg. Nro. 103.)

Herr Eginhard Schreiber aus Wien ist von heute an nicht mehr in meinen Diensten.

Köln, 13. April 1851. Karl Magnus.

Viertes Kapitel.

Don Juan: Reich' mir die Hand, mein Leben,
Komm auf mein Schloß mit mir!

(Köln. Ztg. Nro. 108.)

An E. S.

Nur Muth! Verzage nicht! Es kann noch Alles gut werden. Die Tante ist an Allem schuld. — Wann? — Wie? — Wo? — Antworte! Sehnsucht — Ewig — unaussprechlich! Deine E. M.

(Köln. Ztg. Nro. 211.)

An E. M.

Geliebte! Dank! Und wenn alle Ziegeln Teufel, ich trotze dem Teufel, seiner Großmutter und Deiner Tante. Stelle Dich ein, aber wo? E. S.

(Köln. Ztg. Nro. 113.)

Sonnt. Ab. 9 U. nach Th. Herz. Viel zu erzählen. Bald. Ewig Dein! E. M.

(Köln. Ztg. Nro. 115.)

Hilfe in der Noth. Gold. Domino. Donnerstag 9 U. am Thore. E. S.

(Köln. Ztg. Nro. 116.)

Verstanden und einverstanden. Glück. Seligkeit. Also morgen! E. M.

Fünftes Kapitel.

Abiit — excessit — evadit — erupit.
Cic. in Cat.

(Augsb. Allg. Ztg. Nro. 160.)

Herr E. Schreiber aus Wien, in der jüngsten Zeit in Köln, wird hiermit ersucht, seinen dermaligen Aufenthaltsort anzugeben, da man ihm etwas Wichtiges mitzutheilen hat. Unter A. R. Poste rest. Köln.

(Augsb. Allg. Ztg. Nro. 160.)

Fräulein Emma M. wird von ihrem tiefbetrübten Vater um die Angabe ihres jetzigen Aufenthalts ersucht, da man derselben etwas Unangenehmes — in anderer Beziehung sehr Angenehmes mitzutheilen hat.

(Augsb. Allg. Ztg. Nro. 160.)

Am 25. d. M. entschlummerte schmerzlos und sanft in Folge eines Schlagflusses Fräulein Johanna Magnus im 65sten Jahre ihres reichen, beglückenden Lebens, innig betrauert von den Ihrigen. Diese Anzeige widmet entfernten Verwandten der Bruder der Verewigten.

Köln, 30. Juni 1851. Karl Magnus.

(Augsb. Allg. Ztg. Nro. 180.)

Splügen. Hôtel Charlemagne. Besitzer: E. Schreiber.

Dieses neu eingerichtete Gasthaus befindet sich unweit des Gipfels des Splügen. Anerkannt vortreffliche Tafel und Wein. Zwei Speise-Salons. Diner, Dejeuner, Souper zu festgesetzten Preisen oder à la carte. Bedienung deutsch, französisch und italienisch.

Sechstes Kapitel.

Kennst du das Land, wo die Citronen
blüh'n?

(Augsb. Allg. Ztg. Nro. 136.)

Auf einer Reise nach Italien begriffen, muß ich zum Vortheile der Reisenden bemerken, daß ich viele Ausflüge vom Splügen aus machte, wo ich im „Hotel Charlemagne" abgestiegen war. Ich kann nicht umhin, den Gastwirth Herrn E. Schreiber aus dem Grunde zu loben, weil er mir gegen mäßige Auslagen jede Bequemlichkeit verschaffte, und er überhaupt ein Mann ist, der mit einem freundlichen Benehmen vielseitige Bildung und die Kenntniß der gebräuchlichsten Sprachen Europa's verbindet.

Karl Magnus.

Siebentes Kapitel.

Wie ich begann, so end' ich wieder,
Johann, der munt're Seifensieder.

(Augsb. Allg. Ztg. Nro. 90.)

Meine liebe Frau Emma, geb. Magnus, wurde gestern Morgen von einem gesunden Söhnlein glücklich entbunden, das in der Taufe den Namen Karl erhielt. Statt besonderer Meldung zeige ich dies Freunden und Verwandten ergebenst an. Ich empfehle zugleich den verehrten Reisenden meinen Gasthof.

Splügen, 1. April 1852.

Eginhard Schreiber, Besitzer
des Hotel Charlemagne.

Mannigfaltiges.

(Höchster Schmerz.) In einer New-Yorker Zeitung kündigt ein echter Yankee die Flucht seiner Frau folgendermaßen an: „Am 16. verließ ihren Mann die Frau John Grundy's. Da sein Schmerz über ihre Abwesenheit bereits den höchsten Gipfel erreicht hat, so bittet er den, der sie findet — sie gleich zu behalten."

Redaktion, Druck und Verlag von G. Ritter in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

Nro. 48. Freitag, 22. April 1853.

Frühlingsgedanken.

Willkommen, du segnender Bote des Herrn,
Willkommen auf grünenden Fluren!
Du spendest uns Wonne in nah und in fern
Und Segen entquillt deinen Spuren.

Du röthest die Wange, die gramvoll gebleicht
Der Winterzeit herbes Entbehren;
Die Thränen des Kummers, vom Auge verscheucht,
Sie fließen als freudige Zähren.

Der regsame Vater, er findet jetzt Brod,
Zu nähren die hungernden Seinen,
Die traurige Zeiten der schmerzlichen Noth,
Des bittersten Elends beweinen.

Der Kranke hebt hoffend sein Haupt jetzt empor,
Er fühlet sich mächtig gehoben;
Der Vögelein Lustsang rührt freudig sein Ohr
Und richtet die Sinne nach oben,

Zum gütigen Vater, der niemals verläßt,
Die ihm auch im Mißgeschick trauen,
Die glaubig in Liebe und Hoffnung stets fest
Auf göttliche Allgewalt bauen.

O möge der Frost, von den Fluren verscheucht,
Auch weichen aus jeglichem Herzen,
Damit es, durch göttliche Liebe erweicht,
Mit fühle des Leidenden Schmerzen.

Aus mancherlei Wunden noch blutet das Land,
Geschlagen in düsteren Zeiten,
Wie Mancher, vom heimischen Herde verbannt,
Entbehret seit Jahren die Freuden. —

O möge der wonnigen Frühlingszeit Hauch
Das Herz aller Pfälzer entzünden,
Daß fest sie vereinet nach altem Gebrauch
Für Ordnung und Recht sich verbinden.

Daß nie mehr sie folgen dem trüg'rischen Stern,
Der gleißnerisch „Freiheit" versprochen,
Die Herzen entfremdet dem König und Herrn
Und Treue nnd Glauben gebrochen.

Dann bräche ein herrlicher Frühling herein,
Deß Früchte wir sehen im Bilde:
Wie Wärme begleitet den Sonnenschein,
So folgte der Treue die Milde.

Dann würde die freundlich verzeihende Hand
Der Pfalzgraf den Pfälzern gern reichen;
Uns Alle umschlänge ein brüderlich Band
Als segenverbürgendes Zeichen.

♎

Nanette, das schöne Sträußermädchen.

(Schluß.)

Die Knospen des Frühlings hatten sich zu den Blättern des Sommers entfaltet. Wieder war ein Jahr dahingeschwunden, in welchem Nanette nur noch lieblicher geworden war.

Die Schöne befand sich an einem herrlichen Abend mit ihrem Körbchen voll duftender Bouquets im Palais=Royal unweit der Stelle, wo der Graf de la Châtre saß. Der Marquis von Louvois kam zu diesem herangeschlendert.

„Mein Lieber," sagte er zu dem Grafen, „Pierre" — so ward der liebenswürdige Prinz de Courtenay von seinen Freunden gewöhnlich genannt — „Pierre ist völlig toll geworden: man trägt ihm Fräulein de Craon mit fünfzigtausend Livres Rente an und er lehnt die Verbindung ab. Welche Fliege sticht ihn?"

„Liebe," erwiederte ruhig der Graf.

„Liebe!" wiederholte der Marquis — „etwa zu einer der Damen aus dem königlichen Hause?"

„Das glaube ich nicht."

„Nun, bei Allem was vernünftig ist, in wen kann er denn verliebt seyn? — Ah! ich wette, daß er am Ende im Netze einer schönen Sünderin ist! Vielleicht ist's eine von unseren Demoisellen der Oper!"

„Louvois," versetzte der Graf mit einem Ernst, der mit dem leichtfertigen Tone des Marquis sehr contrastirte, „Ihre Vermuthung ist ungerecht und eine Beleidigung gegen den Charakter unseres Freundes. Sie wissen recht gut, ja Keiner weiß es besser als Sie, daß Courtenay das Laster stets gehaßt hat. Reizend mag sie seyn, die er liebt, aber ich gehe jede Wette

ein, so hoch Sie wollen, daß sie eben so tugendhaft ist."

„Herrlich! — tugendhaft!" rief Louvois, vergaß aber doch, die Wette anzunehmen.

Kaum hatte er diese Worte gesprochen, als Nanette aufstand und sich nach Hause begab. Sie ging in ihr Zimmer und verschloß die Thür. Am andern Tage erhielt der Prinz folgendes Billet:

„Warum, lieber Cousin, schlagen Sie die Heirath mit Fräulein de Craon aus? Sie finden bei ihr Vermögen und hohen Rang. Ich bin bereit, Ihnen das Capital auszuzahlen, von dem Sie so gütig gewesen sind, die jährlichen Zinsen anzunehmen, und ich hoffe, daß Sie für Ihre zukünftige Gattin die Juwelen nicht verschmähen werden, welche ich der Summe beilege. Wenn Sie, lieber Cousin, in die Heirath willigen, so tragen Sie acht Tage lang eine Nelke im Knopfloch; wenn Sie es ausschlagen, die Genannte zu heirathen, so tragen Sie eine Rose."

Am nächsten Tage sandte Nanette nach ihrem Geschäftsführer und verkaufte Häuser und Ländereien bis zum Betrage von einer Million. Für sich selbst behielt sie dreißigtausend Livres Renten. Dann schloß sie in eine prächtig gearbeitete Kiste nebst der Million Diamanten ein, welche die Juweliere auf hunderttausend Thaler schätzten. Das Ganze wurde darauf in das Hotel des Prinzen de Courtenay gebracht; und niemals fühlte sich Nanette so glücklich, wie jetzt, wo sie ihr Vermögen so bedeutend verringert hatte.

Allen ihren Muth zusammennehmend, verfehlte sie nicht, am Abend dieses ereignißvollen Tages im Palais-Royal zu erscheinen. Bleich, zitternd, zwischen Furcht und Hoffnung schwebend, erwiederte sie auf die Erkundigungen nach ihrem Befinden, welche ihr Aussehen veranlaßte, daß sie an einer kleinen Unpäßlichkeit gelitten. Der Prinz, seiner Gewohnheit gemäß, war schon im Garten; in seinem Knopfloch war weder Nelke noch Rose. Er näherte sich Nanetten und sie bot ihm, wie gewöhnlich, ein Bouquet an; wie der Rock des Prinzen enthielt es weder Nelke noch Rose.

Der Prinz untersuchte das Bouquet und betrachtete es mit einem melancholischen Lächeln. Es war augenscheinlich, daß er nachdachte. Dann nahm er alle seine Kraft zusammen und sagte in einem so festen Tone als ihm möglich war:

„Meine Schöne, wollen Sie mir den Gefallen thun, mir eine Rose zu schenken?"

Die arme Nanette ward augenblicklich ohnmächtig. Als sie wieder zu sich kam, fand sie sich in ihrem Zimmer, umgeben von ihrer Familie. Sie blickte umher — ach! ihre Augen begegneten nicht Dem, den sie so sehr zu sehen verlangte. Die Mutter und Schwestern erzählten ihr in Hast, daß sie im Garten des Palais-Royal in Ohnmacht gefallen sey; daß ein vornehmer Herr, der Prinz de Courtenay, sie auf seine Arme genommen und ohne auf einen Wagen zu warten, ohne die Hilfe irgend eines Andern anzunehmen, sie so nach ihrem Hause getragen habe.

Nur Diejenigen, welche aufrichtig geliebt haben, können sich eine Vorstellung machen von dem Entzücken, welches Nanettens Herz bei dieser Kunde durchbebte. Sie wagte es sogar, zu fragen, was aus dem wohlwollenden Prinzen geworden sey. Man erzählte ihr, daß er auf den Bericht der zu Hilfe gerufenen Aerzte gewartet und erst als er die Versicherung gehört, daß Alles gut stehe, weggegangen sey, sie der Sorge anempfehlend.

Gerade als sie ihr dies mittheilten, kam Marcel herein und meldete, daß der Kammerdiener des Prinzen von Courtenay da sey, um nach dem Befinden des schönen Straußermädchens zu fragen. Eine Menge von vornehmen Herren eilte nach Nanettens Hause, als ihr Uebelbefinden bekannt wurde, und die reizende Kranke lächelte hold bei ihren Galanterieen. Jeder der Herren eignete sich dieses Lächeln zu und ging fort, stolz auf eine Gunst, die er nicht empfangen hatte. Unter ihnen waren Bischöfe und Abbés, noch stärker von den feinsten Wohlgerüchen duftend, als die Laien, und voll Entzücken die Aufnahme rühmend, die ihnen geworden.

Nanette lächelte diesem Schwarm flatterhafter Verehrer zu, aber es war das Lächeln, mit dem sie einen Schwarm von Schmetterlingen betrachtet haben würde, die ihre Lieblingsblumen umflatterten. Ihre Seele war in ein zweifelhaftes Meer geschleudert, zwischen Sturm und Sonnenschein der Furcht und Hoffnung. Daß sie geliebt ward, wußte sie; doch sie wagte es nicht, sich damit zu schmeicheln, daß der Prinz sie heirathen werde. Sie liebte ihn so aufrichtig, daß sie schwerlich darein gewilligt haben würde, daß er sich zu einer solchen Verbindung herabließe, zu einer Zeit, wo ein solcher Abgrund gähnte zwischen dem Adel und dem Volke. Und doch war sie im Innersten ihrer Seele glücklich. Ja, sie genoß das unbeschreibliche Glück, das ein Herz, welches weiß, daß es geliebt wird, in der Erwiederung dieses süßen Gefühls empfindet.

Am folgenden Morgen meldete dem schönen Straußermädchen ihre Lieblingsdienerin, daß der Prinz von Courtenay im Empfangszimmer sey und um die Gunst einer Unterredung bitte. Ein Wink der Bewilligung war die ganze Antwort, welche Nanette Kraft hatte zu geben. Sie versuchte aufzustehen, sank aber kraftlos auf ihren Stuhl zurück, und in der Verwirrung über ihre eigene Schwäche bemühte sie sich, das Gesicht mit ihrer zarten kleinen Hand zu bedecken.

Der Prinz warf sich auf die Kniee zu ihren Füßen und bedeckte ihre andere Hand mit Küssen.

„Ach," sagte er mit kurzem Athem, „ich habe Sie errathen. Ich komme nicht, um Ihnen Ihre Wohlthaten zurückzugeben, sondern um Sie anzuflehen, daß Sie mir dieselben noch süßer machen, indem Sie mir eine noch unendlich höhere Gunst gewähren."

„Sie wünschen?"

„Ihre Hand! Könnten Sie sie mir verweigern, nachdem Sie mir Ihr Herz geschenkt haben?"

Indem der Prinz dem lieblichen jungen Mädchen dieses Opfer brachte, hoffte er sie durch Großmuth zu besiegen; und in der That, die arme liebe und erröthende Nanette fühlte, daß sie sich selbst nicht trauen konnte. Aber sie nahm den ganzen Muth ihres edlen Wesens zusammen und bat den Prinzen dringend, ihr bis morgen mit ihrer Antwort Zeit zu lassen. Endlich willigte er ein, voll von Hoffnung und im Vorgenuß des erwarteten Glückes.

Er erhielt einen dritten Brief von derselben Hand; es war die Hand Nanettens, er lautete so:

„Die Liebe verblendet Sie. Eine Heirath mit mir würde Sie entehren. Sie lieben mich zu wahr, um den stärksten Beweis der innigsten Zuneigung, die ich für Sie fühle, zu verkennen. Sey ruhig, mein Herz! es muß so seyn — ich entsage Ihnen. Wenn Sie diesen Brief erhalten, wird das Sträußermädchen Nanette für immer die Welt verlassen haben.

„Ich gebe meinen Verwandten das ansehnliche Vermögen, das mir noch geblieben ist, das Vermögen, welches ich erwarb durch meine lieben Blumen, von denen umgeben ich zuerst Ihre Aufmerksamkeit auf mich zog. Was die Million anbetrifft, so gehört sie Ihnen. Ihr naher Verwandter hofft so ein Verbrechen wieder gut zu machen, dessen Geheimniß ich ewig zu bewahren geschworen habe."

Von dieser Zeit an verschwand Nanette. Alles, was man erfuhr, war, daß der Erzbischof von Paris selbst sie in das Kloster geführt, in welches sie sich zurückzuziehen beschlossen hatte. —

Vergebens bemühte sich der Prinz de Courtenay, seine Geliebte in die Welt zurückzubringen — der Arm der Kirche war zu mächtig. Er lebte und starb unvermählt, sich bei vielen Gelegenheiten wiederholt die finstern Andeutungen ins Gedächtniß zurückrufend, welche in Bezug auf seinen Vater bekannt geworden waren, von denen jedoch keine hinreichte, den Ruin, den er über seinen Sohn gebracht hatte, noch seine Qual auf dem Sterbebette zu erklären. So schleppte der Prinz de Courtenay die schwere Fessel des Lebens fort, mit einem wunden Herzen, dessen einziger Trost die Hoffnung war, daß Nanette mit dem Frieden beglückt war, der nicht vergeht.

Mannigfaltiges.

Die „Grazer Zeitung" meldet folgendes erschütternde Ereigniß: „Unter mehreren bedeutenden Unglücksfällen, die der letztgefallene tiefe Schnee über die Gebirgsbewohner um „St. Lorenzen in der Wüste" brachte, ist besonders einer wegen seines traurigen Verlaufes ergreifend. Zwei Stunden vom genannten Markt entfernt, bewohnt am Fuße einer steilen Stelle des Bachergebirges ein Kohlenbrenner mit seiner Familie und seinen Knechten zwei ärmliche Hütten. Am 28. v. M. Nachmittags räumten zwei Knechte den Schnee von den Dächern der Hütte, während im Innern derselben der Kohlenbrenner die Ruhe genoß; sein Weib schickte sich beim Herde zur Bereitung des Abendessens an, eine Tochter saß auf dem Ofen, sich wärmend, und die beiden andern lagen in der Schlafstube in einem Bette beisammen. Weil das Schneien nicht aufhören zu wollen schien, so brachte die natürliche Beschaffenheit des Ortes den Kohlenbrenner auf den Gedanken, daß der Schnee seine Hütte verschütten könne; daher forderte er seine zwei Söhne, die am Tische saßen und sich im Schreiben übten, auf, zu Gott zu beten, daß er nicht den Tod durch eine Schneelawine über sie verhänge. Allein es währte nicht lange, als die beiden Arbeiter auf den Dächern hoch am Abhange des Bachers eine Schneewolke erblickten, und plötzlich stürzte eine Lawine von 200 Klafter Breite und 4 Klafter Höhe mit Getöse nach, welche die beiden auf den Dächern Beschäftigten in den vorüberfließenden Bach schleuderte, die Hütte des Kohlenbrenners eindrückte und sie in ihre Schneemasse begrub. Jedoch bald gelang es einem Verunglückten, sich aus dem Schnee herauszuarbeiten. Alsogleich nahm dieser seinen Weg zum nächsten, eine halbe Stunde entfernten Bauer, zu dem er sich mit Hilfe eines Brettes im klafterhohen Schnee fortschleppte. Unterdessen rang sich ein anderer Knecht des Köhlers aus der Schneemasse heraus, und da er in der Tiefe des Schnees eine Jammerstimme hörte, so grub er der Stelle nach und rettete beide Kinder, welche im Bette lagen. Inzwischen kam der Bauer mit seinen Leuten herbei und nun fing man an, die Verschütteten auszugraben. Der Kohlenbrenner wurde zwischen zwei Balken, die ihm auf der Brust lagen, erdrückt gefunden, sein Weib rettete man zwar, aber die Steinblöcke des zertrümmerten Herdes hatten ihr einen Fuß schwer verletzt. Das Mädchen, welches sich auf dem Ofen wärmte, lag jetzt in den Trümmern desselben über glühenden Kohlen, trotzdem noch am Leben, die kleinen Schreiber am Tisch hatten ihre Köpfe zerdrückt, während sich merkwürdigerweise unter der Platte desselben ein Hund und mehrere Hühner erhielten. Der Sohn des Kohlenbrenners, der vor dem Einbruche des Unglücks auf dem Dache der väterlichen Hütte

sich abmüdete, lag im Wasser des Baches als Leiche unter der Wucht des über ihm lastenden Schnees. — Kaum wurde dieser Unglücksfall dem thätigen Bürgermeister von St. Lorenzen berichtet, als er schnell mehrere Männer zu Hilfe sandte, sich sodann zum Arzt begab und ihn ersuchte, sich zum Orte der Verunglückten zu verfügen, um den Ausgegrabenen die nöthige Hilfe zu leisten. Dieser entschloß sich trotz des weiten und beschwerlichen Weges im 6 Fuß tiefen Schnee sogleich dazu und hofft bei gehöriger Pflege und Verwendung der Arzneimittel zwei schwer Verletzten die Gesundheit wieder zu geben.

(Ein Traum.) Ein geachteter Familienvater in L., welcher seit einigen Wochen von einem schmerzlichen Brustgeschwüre geplagt dahinsiechte, stieg, um frische Luft zu genießen, während der Kirchenparade auf den Kirchthum. Kaum mit unsäglicher Mühe dort angelangt, gleitet er aus Schwäche oder Unvorsichtigkeit aus, fällt von 60 Fuß Höhe gerade auf die aufgepflanzten Bajonette der in Reihe und Glied aufgestellten Mannschaft so herab, daß ihm gegen zehn davon durch den Leib fahren und er wie ein verpallisadirter Hügel aussieht. Doch nicht im Mindesten dadurch entmuthigt, behält er Geistesgegenwart genug, seinen Leib wie ein Fisch zu biegen, und schnellt sich mit Anwendung aller ihm zu Gebote stehenden Kraft so weit in die Luft, daß er wirklich zu Boden fällt, wo er sich den Kopf und die Brust jämmerlich zerschlägt; — es dauerte eine Weile, bis er zur Besinnung kommt. Von den zahlreichen Bajonettstichen war indessen nichts zu sehen, weder zu spüren, denn glücklicherweise war Alles nur ein — Traum; aber durch die übermenschliche Anstrengung beim Springen aus dem Bette, durch die aufregende Angst und den fürchterlichen Fall auf den Boden war sein Brustgeschwür gesprungen. Ein mehrstündiger Ausfluß erfolgte, und ohne weitere ärztliche Mittel zu gebrauchen, war er in einigen Tagen so weit hergestellt, daß er im Familienkreise diese fürchterliche Begebenheit heiter erzählen konnte.

(Blumenverbrauch in Paris.) Die Blumen sind jetzt der nothwendige Schmuck der eleganten Wohnungen und die Ausgabe für diesen neuen Luxus ist für die Vornehmen und Reichen, die der Mode huldigen, keine der kleinsten. Wir kennen ein Haus in Paris, welches 1500 Thaler für den Blumenschmuck ausgibt. Man wird sich über diese Summe weniger wundern, wenn man bedenkt, wie groß der Blumenverbrauch ist. Eine elegante Dame verlangt täglich ein frisches schönes Bouquet; die Blumentische müssen wenigstens jede Woche neue Pflanzen erhalten und zwar die seltensten und theuersten; dazu die Ausschmückung der Wohnung mit Sträuchern, Blumen und Guirlanden bei den drei oder vier Bällen, die man im Winter gibt, dies zusammen macht für die fünf Wintermonate sehr leicht eine Ausgabe von monatlich 300 Thaler. Es gibt Häuser, die mit dieser Summe nicht auskommen, und manche Dame könnte schöne Diamanten für das Geld haben, das sie nur für Camelien ausgibt.

Die Ausgrabungen zu Ardea, dieser alten Lateinerstadt (südlich der Tibermündung), deren Ursprung die Alten auf Danae hinausleiten, haben auf die Spur einer Nekropole geführt, welche den in letzter Zeit auf dem Boden des alten Etruriens entdeckten Nekropolen ziemlich gleicht. Ein thätiger Alterthumsforscher, Giov. B. Guidi, hat diese Entdeckung gemacht. Die Gräber sind ziemlich tief in den festen Fels eingegraben, aber meistens leer, was beweist, daß sie schon geöffnet wurden, ohne Zweifel zu den Zeiten der Römer. Die Aehnlichkeit mit den etrurischen Gräbern ist auffallend. Sie sind, wie diese, mit Malereien verziert, deren Farben noch eine große Lebhaftigkeit haben. Mehrere haben Porticos, deren Säulen den Verhältnissen nach zwischen der toskanischen und dorischen Ordnung stehen. Im Innern hat man Stücke von gemalten Thonbildern entdeckt. Das merkwürdigste ist ein Stück, das zu einer Statue eines bärtigen Bachus gehört hat. Dieses Bild ist in archaischem Styl, das Gesicht roth, Bart und Haare schwarz, die Augen weiß und blau gemalt, der Kopf und die Krone sind ebenfalls colorirt. Bekanntlich liefert auch Sicilien solche gemalte Terras cottas in großer Menge.

Im einsamen Thale von Rottaz (Waadt), wo sich ein Hauptgewässer der Gyronne befindet, stand eine kleine, dem Bürger J. David Aner, genannt Chenaud, gehörende Hütte. In der Nacht vom 7. auf den 8. d. fand nun in Folge heftigen Regens ein bedeutender Erdrutsch von der Höhe statt, welcher sich auf die Hütte warf, wo Vater Chenaud und sein 22jähriger Sohn ohne Ahnung der Gefahr in Frieden schliefen. Am Morgen sah man an der Stelle des kleinen Heimwesens nur eine Masse Steine, Sand, Baumwurzeln und einige Trümmer der buchstäblich in tausend Stücke zertrümmerten Hütte, einiges Mobillar sowie einige Kleidungsstücke, aber keinen der Bewohner. Erst nach langem Suchen und Graben wurde etwa eine Viertelstunde vom Orte, wo die Hütte gestanden, entfernt, der furchtbar verstümmelte Leichnam des Sohnes gefunden, denjenigen des Vaters hat man noch nicht entdeckt. Eine glückliche Abwesenheit entriß die Frau und ein kleines Mädchen einem gleichen Schicksale, welche nun aber allein und verlassen dastehen.

Redaktion, Druck und Verlag von G. Ritter in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

Nro. 49. Sonntag, 24. April 1853.

Die Nätherin. *)

Der Arme nur fühlt für die Noth!
Der Reiche weiß sie nicht zu deuten;
Weiß nicht, wie's thut am lieben Brod,
Am nächt'gen Schlummer Mangel leiden.

Ist er der Füll' des Tages satt,
Legt er sein Haupt auf weiche Kissen;
Er ahnet nicht, wie müd und matt
Die Armen hin sich legen müssen.

Er braucht durch's Fenster nie zu seh'n,
Wie And're froh zum Feste eilen;
Noch, während sie zur Freude geh'n,
Mit trübem Aug' daheim zu weilen.

Die Leiden der Armuth beschränken sich nicht auf die der gemeinen, zerlumpten, alltäglichen Bettler, die an Mühseligkeiten gewöhnt und stets bereit sind, Almosen entgegen zu nehmen, gleichviel auf welche Weise es ihnen zu Theil wird. Es gibt eine andere Klasse, welche sie mit noch schwererer Wucht bedrückt, die Hochherzigen, die Anständigen, die sich selbst Achtenden, welche still und schweigend gegen ihr Schicksal angekämpft haben, „Alles ertragend, Alles hoffend", und bereit sind, lieber Alles zu dulden, als ein Wort der Klage laut werden zu lassen, oder auch nur sich selbst zu gestehen, daß ihre eigenen Anstrengungen für ihre Bedürfnisse nicht ausreichend seyn werden!

Verweilt mit mir an der Thür jenes ärmlichen Hauses. In einem kleinen Zimmer wohnt eine Wittwe und ihre Tochter, welche nur von ihrer Nadelarbeit und den andern kleinen unzuverlässigen Hilfsquellen abhängen, die Alles sind, was dem Weibe übrig bleibt, wenn es sich „allein durch diese öde Welt" kämpfen muß. Es enthält alle ihre kleinen irdischen Besitzthümer, und unter seinem kleinen Vorrath von Möbeln befindet sich kaum ein einziger Gegenstand, an den man nicht lange gedacht und um den man sich nicht abgemüht und seinen Preis zu wiederholten Malen berechnet hätte, ehe das Geld zum Ankauf hinreichte. Jeder Gegenstand ist mit der größten Nettigkeit und Sorgfalt aufgestellt und die kostbarsten Möbel eines vornehmen Besuchzimmers werden nicht eifriger vor Ritzen oder Beschädigungen bewahrt, wie jener hellpolirte Schreibschrank und jener hübsche kirschbaumene Theetisch und jene Bettstelle. Der Fußboden hat sich einst eines Teppichs gerühmt, aber die alte Mutter Zeit ist daran geschäftig gewesen und hat hier ein Loch eingerissen und dort eine Stelle dünn gemacht, und obgleich man den alten Burschen mit dem unermüdlichsten Eifer flickt und stopft, zeigen sich die Spuren ihrer unheilstiftenden Finger doch zu deutlich, um sie verkennen zu können. Zwar hat ein freundlicher Nachbar ein Stück verschossenen Frieses hergegeben, welches nett beschnitten und gefüttert und über ein ganz widerspenstiges Loch vor den Kamin gebreitet worden ist, und andere Stellen sind mit Stücken von verschiedenen Farben ausgebessert worden; dessen ungeachtet läßt es sich aber nicht verkennen, daß der arme Teppich dieser Welt nicht lange mehr angehören wird.

Es wird jedoch Alles von der besten Seite gezeigt. Der kleine Porzellanschrank in der Ecke, der einige Porzellantassen und ein paar altmodische silberne Löffel, die Ueberbleibsel besserer Tage, enthält, ist mit eifersüchtiger Genauigkeit geordnet, und die alte weiße mousselinene Fenstergardine sorgfältig gewaschen und gestärkt und glatt gebügelt und mit großer Aufmerksamkeit aufgesteckt, und auf dem mit einem schneeweißen Tuche bedeckten Schreibschranke sind einige Bücher und andere Andenken aus früheren Zeiten und ein verblichenes Miniaturbild geordnet, welches zwar für einen Fremden nur wenig Interessantes besitzt, aber für die arme Wittwe doch kostbarer ist, als alles Andere.

Mistreß Ames sitzt, von einem Kissen gestützt, in ihrem Schaukelstuhle und beschäftigt sich mit Zuschneiden, während ihre Tochter, ein schlankes, blaß

---

*) Aus: „Maiblümchen" oder amerikanische Skizzen und Erzählungen. Aus dem Engl. der Harriet Beecher Stowe, Verfasserin von „Onkel Tom's Hütte." — Leipzig, 1853, bei Kittel.

aussehendes Mädchen am Fenster fleißig an einem Stück Weißnätherei arbeitet.

Mrs. Ames war in früheren Zeiten die Frau eines achtbaren Kaufmanns und die Mutter liebender Kinder gewesen. Aber das Unglück war ihr mit einer Beharrlichkeit gefolgt, die eher dem strengen Urtheil eines feindlichen Schicksals als den gewöhnlichen Rathschlüssen der gnädigen Vorsehung zu gleichen schien. Zuerst kamen schwere Geschäftsverluste, darauf lange, kostspielige Krankheiten in der Familie und der Tod der Kinder. Hierauf wurde das große Haus mit den eleganten Möbeln verkauft, um zu einer bescheideneren Lebensweise herabzusteigen, und endlich das ganze Vermögen zu Gelde gemacht, um das Vaterland zu verlassen und das Leben in einem neuen nochmals zu beginnen. Die verbannte Familie war jedoch kaum im Hafen eines fremden Landes angelangt, als der Vater plötzlich von der Hand des Todes darniedergestreckt und unter Fremden ins Grab gesenkt wurde. Der entmuthigten Wittwe brach das Herz und sie hatte immer noch eine mühselige Reise vor sich, ehe sie Leute zu erreichen vermochte, die sie als ihre Freunde betrachten konnte. Ohne andere Begleitung als die ihrer zwei Töchter und mit durch ihren Aufenthalt und die Krankheit ihres Gatten geschwächten Finanzen, trat sie ihre weite Reise an.

Als sie an ihrem Bestimmungsorte anlangte, fand sie sich nicht nur ohne unmittelbare Hilfsquellen, sondern sogar einem Manne, der ihr Reisegeld vorgestreckt hatte, bedeutend verschuldet. Sie trat mit stummer Standhaftigkeit den Anforderungen ihrer Lage entgegen. Ihre unter aufmerksamer Fürsorge aufgewachsenen und sorgsam erzogenen Töchter wurden in Diensten untergebracht und Mrs. Ames suchte als Krankenwärterin Beschäftigung. Das jüngste Kind erkrankte und der schwer erworbene Verdienst der Mutter wurde von den Kosten ihrer Behandlung völlig aufgezehrt, und wenn sie sich auch theilweise wieder erholte, so erklärten sie doch die Aerzte für das Opfer einer Krankheit, die sie nicht eher verlassen werde, als bis sie ihrem Leben ein Ende gemacht habe.

Sobald ihre Tochter jedoch so weit hergestellt war, um nicht mehr ihrer unmittelbaren Pflege zu bedürfen, begann Mrs. Ames ihre anstrengende Beschäftigung von Neuem. Sie war kaum im Stande, auf diese Weise die Schulden für ihre Reisekosten zu decken und das von uns beschriebene kleine Zimmer einzurichten, als die Hand der Krankheit schwer auf sie selbst fiel. Zu entschlossen und ausdauernd, um den ersten Anfällen des Schmerzes und der Schwäche zu weichen, setzte sie ihre anstrengende Beschäftigung fort, bis ihre Constitution gänzlich geschwächt war und sie nicht mehr arbeiten konnte. So sah sie sich jeder Möglichkeit, ihre Beschäftigung fortzusetzen, beraubt, und es blieb ihr nichts mehr übrig als Dasjenige, was sich durch ihrer Tochter Geschicklichkeit mit der Nadel erlangen ließ.

Zu dieser Zeit fordern wir Euch auf, der Mutter und Tochter einen Besuch zu machen.

Mrs. Ames hat seit acht Tagen zum erstenmale das Bett verlassen, und selbst heute ist sie dazu kaum kräftig genug; aber sie erinnert sich daran, daß der Monat zu Ende geht und ihre Miethe bald fällig seyn wird, und selbst in ihrer Schwäche will sie alle Kräfte anspannen, um ihren Verbindlichkeiten mit pünktlicher Genauigkeit nachzukommen. Des Ausschneidens und Messens und Fadenziehens müde, lehnt sie sich endlich in ihren Stuhl zurück und ihr Auge ruht auf dem blassen Gesichte der Tochter, welche seit zwei Stunden bei ihrer Nätherei sitzt.

„Ellen, mein Kind," sprach sie, „Dein Kopf thut Dir weh; arbeite nicht so anhaltend."

„O nein, Mutter, er thut mir nicht sonderlich weh," erwiederte die Tochter, sich nur zu gut bewußt, daß sie sehr müde aussah.

Das arme Mädchen! wenn sie in der Lage geblieben wäre, worin sie geboren war, so würde sie jetzt umhergesprungen seyn und das Leben genossen haben, wie es andere junge Mädchen von fünfzehn Jahren thun; aber jetzt hat sie keine Wahl der Beschäftigung mehr, keine jugendlichen Gefährtinnen, keine Besuche, nur wenige hübsche Spaziergänge in der frischen Luft. Gleichviel ob es Abend oder Morgen ist, ob sie Kopfschmerzen oder Seitenstechen hat, sie muß bei ihrer nie wechselnden Arbeit bleiben — für ein fünfzehnjähriges Mädchen eine gewiß ermüdende Sache.

Aber seht, die Thür öffnet sich und das Gesicht der Mrs. Ames klärt sich auf, als ihre andere Tochter eintritt.

Mary ist bei einer benachbarten Familie in Dienste gegangen und wird wegen ihrer Treue und Herzensgüte mehr wie eine Tochter und Schwester als wie eine Dienerin betrachtet.

„Hier, Mutter, ist Dein Zinsgeld!" rief sie. „Lege Deine Arbeit also bei Seite und ruhe ein wenig aus. Ich bekomme genug, um es das nächste Mal wieder zu bezahlen, ehe der Monat zu Ende geht."

„Du liebes Kind! ich wollte nur, Du dächtest daran, Dir selbst etwas anzuschaffen," sprach Mrs. Ames. „Ich kann nicht darein willigen, Deinen ganzen Verdienst und den Ellen's dazu aufzubrauchen, wie ich es in der letzten Zeit gethan habe. Du mußt diesen Frühling ein neues Kleid haben und Dein Hut ist auch nicht mehr anständig."

„O nein, Mutter, ich habe mein blaues Calicokleid gewendet und Du würdest Dich wundern, wenn Du sähest, wie gut es aussieht, und wenn mein

bester Rock gewaschen und gestopft ist, so wird er auch noch einige Zeit angehen. Und dann hat mir Mistreß Grant ein Band gegeben, und wenn mein Hut ausgeputzt und besetzt ist, wird er wieder ganz hübsch seyn. — Hier, Mutter, habe ich Dir auch etwas Wein mitgebracht; der Doktor sagt, daß Du des Weines bedarfst."

„Mein liebes Kind, ich möchte, daß Du Dir selbst mit Deinem Gelde einige Genüsse verschafftest."

„Nun, es verschafft mir Genuß, Mutter. Es ist für mich angenehmer, Dir zu helfen, als die schönsten Kleider von der Welt zu tragen."

Zwei Monate nach diesem Gespräche war unsere kleine Familie in noch größerer Bedrängniß und Verlegenheit. Mrs. Ames war die ganze Zeit über an's Bett gefesselt worden und Ellen verwendete den größten Theil ihrer Zeit und Kräfte auf ihre Pflege. Das arme Mädchen konnte in den ihr noch zu Theil werdenden kurzen Zwischenräumen nur sehr wenig nähen, und Mary's Lohn wurde nicht nur eben so schnell aufgebraucht, wie sie ihn verdiente, sondern sie hatte sogar zwei Monate im Voraus genommen.

Mrs. Ames befand sich seit ein paar Tagen ein wenig wohler, sie hatte das Bett verlassen und alle ihre Kräfte aufgeboten, um einige Hemden, die ihnen zur Anfertigung überschickt worden waren, fertig zu machen.

„Das Geld dafür wird unsere Miethe gerade bestreiten," seufzte sie, „und wenn wir diese Woche noch ein wenig mehr thun können —"

„Liebe Mutter," sagte Ellen, „Du bist so müde; Du mußt Dich nicht so plagen, lege Dich hin zur Ruhe, bis ich wieder komme."

Ellen ging fort und gelangte endlich an die Thür eines eleganten Hauses, dessen Damast- und Mousselinvorhänge die Wohnung eines Vornehmen ankündigten.

Mrs. Elmore saß in ihrem glänzend möblirten Besuchszimmer, und um sie her lagen mehrere Modeartikel, welche zwei junge Mädchen aufrollten.

„Welche herrliche Rosaschärpe!" sagte die Eine, indem sie dieselbe über ihre Schultern warf und vor einen Spiegel hüpfte, während die Andere rief:

„Sieh nur einmal diese Taschentücher an, Mutter! Welche elegante Spitzen!"

„Nun, Mädchen," sagte Mrs. Elmore, „diese Taschentücher sind eine grenzenlose Verschwendung; es wundert mich nur, daß ihr darauf bestehen könnt, solche Dinge zu haben."

„O Mama, alle Welt hat jetzt solche. Laura Seymour hat ein halbes Dutzend, die mehr kosten wie diese, und ihr Vater ist nicht reicher wie der unsere."

„Gleichviel ob reich oder nicht," versetzte Mrs. Elmore, „es scheint sehr wenig darauf anzukommen. Wir haben nicht halb so viel Geld mehr übrig wie damals, wo wir in dem kleinen Hause in der Spring-Street wohnten. Das Neumöbliren und das Anschaffen von Allem, was ihr Jungen und Mädchen, wie ihr sagt, haben müßt, macht uns ärmer, als wir damals waren."

„Madam, das Mädchen der Mrs. Ames ist da und bringt die Nätherei," meldete die Magd.

„Schicke sie herein," sagte Mrs. Elmore.

Ellen trat schüchtern ein und überreichte ihr Arbeitsbündel der Mistreß, welche sofort die Gegenstände aufmerksam betrachtete, denn sie war stolz auf ihre feine Wäsche. Obgleich aber schwache Hände und schmerzende Augen die Arbeit ausgeführt hatten, konnte selbst Mrs. Elmore keinen Fehler daran entdecken.

„Nun, die Arbeit ist sehr hübsch gemacht," sagte sie. „Was rechnet Ihre Mutter dafür?"

Ellen überreichte ihr eine nett zusammengelegte Rechnung, welche sie für ihre Mutter geschrieben hatte.

„Ich muß gestehen, daß ich die Preise Ihrer Mutter für sehr hoch halte," sagte Mrs. Elmore, in ihrer beinahe geleerten Börse nachsehend. „Alles fängt an so theuer zu werden, daß man kaum noch seinen Lebensunterhalt bestreiten kann."

Ellen blickte auf die Modewaaren und sah sich mit einer Miene unschuldigen Erstaunens in dem Zimmer um.

„Ah," versetzte die Mistreß, „ich glaube wohl, daß es Ihnen scheint, als ob Leute in unserer Lage der Sparsamkeit nicht bedürften; aber ich für meinen Theil fühle das Bedürfniß derselben mit jedem Tage mehr und mehr."

Und dabei überreichte sie Ellen die drei Dollars, die zwar noch nicht die Hälfte von dem Preise eines einzigen der Taschentücher betrugen, aber doch Alles waren, worauf sie und ihre kranke Mutter Anspruch machen konnten.

„Da," fuhr sie fort, „theilen Sie Ihrer Mutter mit, daß mir ihre Arbeit sehr gefällt; aber ich glaube nicht, daß ich sie noch weiter werde beschäftigen können, wenn ich Jemanden finde, der mir billiger arbeitet."

Mrs. Elmore war keine hartherzige Frau, und wenn Ellen als Bettlerin gekommen wäre, um für ihre kranke Mutter Hilfe zu erbitten, so würde die Mistreß einen Korb voll Mundvorräthe gepackt und ihr eine Flasche Wein und all die Etcetera, welche bei solchen Anlässen gebräuchlich sind, geschickt haben. Der Anblick einer Rechnung weckte indeß stets die instinktartige Sparsamkeit, die ihr durch ihre Erziehung eingeprägt worden war. Sie hatte nie die

entfernteste Idee gehabt, daß es ihre Pflicht sey, irgend einem Menschen mehr zu bezahlen, als sie nothwendiger Weise mußte, sie hatte sogar die unklare Ansicht, daß sie als sparsame Hausfrau die Pflicht hätte, Jedem so wenig als möglich zu geben. Als sie und ihre Töchter noch in der Spring-Street, worauf sie sich bezogen hatte, wohnten, pflegten sie den größten Theil ihrer Zeit zu Hause zuzubringen und das, was es für die Familie zu nähen gab, selbst zu thun. Seit sie aber in ein großes Haus gezogen waren, einen Wagen hielten und vornehm seyn wollten, fanden die Mädchen, daß sie schon zu viel mit dem Nähen für sich selbst beschäftigt seyen und für ihren Vater und ihre Brüder keine Zeit mehr übrig behielten. Und ihre Mutter fand, daß sie die Hände voll hatte, wenn sie ihr großes Haus beaufsichtigen und die kostspieligen Möbel und ihre vermehrte Dienerschaft überwachen wollte. Mrs. Elmore ließ daher außer dem Hause nähen und hielt es für ihre Pflicht, es auf die möglichst wohlfeile Weise thun zu lassen. Bei alle dem war sie eine viel zu feine Dame und hatte in Bezug auf die Qualität und Verfertigung ihrer Kleider viel zu wählerische Söhne und Töchter, um nicht die allerbeste Arbeit zu verlangen. Mrs. Elmore klagte sich nie eines Mangels an Wohlthätigkeit gegen die Armen an, aber sie hatte auch nie bedacht, daß die beste Klasse der Armen diejenige ist, welche kein Almosen verlangt. Sie berücksichtigte nicht, daß sie, wenn sie Diejenigen, welche sich redlich und selbstständig abmühten, um ihren Lebensunterhalt zu verdienen, freigebig bezahlte, wirklich wohlthätiger war, als wenn sie einem Dutzend um Almosen Bittender ohne Unterschied gab.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

Bei den jetzigen Assisen in Gloucester kam ein in der Christenheit vielleicht unerhörter Fall von Polygamie vor: die Anklage gegen einen gewissen William Wardle, der in wenigen Jahren in verschiedenen Theilen des Landes nicht weniger als acht Weiber geheirathet. Zwar die Anklage war durch seine vorletzte Frau, Ellen Wormsley, nur auf Bigamie gestellt, weil er sie böslich verlassen und eine Sarah Martin geehelicht, aber im Verlauf der Untersuchung stellten sich die frühern Pecadillos heraus. Das Spaßhafte bei der an sich sehr ernsten Sache war, daß sämmtliche acht, als Zeuginnen nach Gloucester berufen, mit Ausnahme einer einzigen, welche mittlerweile sich auch wieder verheirathet hatte, erschienen waren, und sich in einem Zimmer neben dem Gerichtssaal beisammen befanden, wo sie (sagt der Berichterstatter der „Daily News") einen förmlichen Harem in allen Farben bildeten, vom hellsten Blond, was die Engländer sandy nennen, bis zum tiefsten Nußbraun. Indessen die Neugier des Publikums wurde dadurch getäuscht, daß der Don Juan „schuldig plaidirte", und somit kein Zeugenverhör nöthig war. Das Strafurtel ist noch nicht gefällt, wird aber auf vieljährige Deportation lauten. Das Verbrechen der Bigamie kommt in England, bei der Leichtigkeit des Heirathens ohne Tauf-, Impf-, Christenlehrschein u. s. w., und bei dem Mangel an Paßwesen, sehr häufig vor, während es in unserm Deutschland durch löbliche Polizei-Einrichtungen fast unmöglich gemacht ist. So hat auch das Unbequemste seine gute Seite.

Die Yankeeköpfe haben den eigenthümlichen Zug, daß sie, wenn auch weniger erfinderisch als ihr Vetter John Bull, sich dessen Erfindungen rasch anzueignen, sie noch praktischer auszubeuten und selbst wesentlich zu verbessern verstehen. Weder Kosten noch Risiko erschrecken sie dabei. Es zeigt sich dies nicht nur bei der Schifffahrt, sondern auch in manchen andern Zweigen des Maschinenbauwesens, wo sie Vollkommneres leisten, als die Engländer. Jemand, der sich darauf versteht, hatte in London die Dampfpresse bewundert, welche die Auflage des Riesenblattes „Times" in die Welt fördert. Als er aber in New-York die Presse manövriren sah, welche von dem noch riesigeren Blatte der „Sun" 49,000 Exemplare in drei Stunden fast ohne alle menschliche Beihilfe druckt, indem die Maschine nicht nur die einzelnen Bogen nimmt, sondern, nachdem solche zweimal über den Letternsatz gelaufen, sie wohlgeordnet auf einander schichtet, da ging seine Bewunderung in Staunen über. In ähnlichem Fall befand sich einer unserer Bekannten in Wisconsin, welcher die englische Landwirthschaft für das Vollkommenste hielt, aber doch große Augen machte, als er in der westlichen Prairie den leichten amerikanischen Stahlpflug im Galopp seine Furchen ziehen und die Anwendung der verbesserten Mäh- und Dreschmaschinen sah.

Neuere Erkundigungen in Singapur bestätigen es, daß der Guttapercha-Baum auf der Halbinsel Malacca bald sehr selten werden, wenn nicht ganz ausgehen dürfte. Zur Gewinnung eines Picul (135½ Pfd.) festen Harzes braucht man 10 Bäume. Da nun schon vom Januar 1845 bis in die Mitte des Jahres 1847 nicht weniger als 6919 Picul Guttapercha von Singapur nach Europa verschickt worden, wozu 69,180 Bäume geopfert werden mußten, so kann man sich vorstellen, in welchem Umfange diese nützliche Baumgattung zerstört wird.

Redaktion, Druck und Verlag von G. Ritter in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

Nro. 50. | Dienstag, 26. April | 1853.

Die Nätherin.

(Schluß.)

Als Ellen nach Hause kam, rief sie:

„Denke Dir, Mutter, Mrs. Elmore sagt, daß wir für unsere Arbeit zu viel verlangen! Sie muß wirklich nicht wissen, wie viel Mühe uns die Hemden kosten. Sie sagt, daß sie uns keine Arbeit mehr geben wolle; sie müsse sich nach Jemanden umsehen, der dieselbe wohlfeiler verrichte. Ich sehe nicht ein, wie es zugeht, daß Leute, die in solchen Häusern wohnen und so viele schöne Dinge haben, fühlen können, daß sie nicht im Stande seyen, das zu bezahlen, was uns so viel Zeit und Mühe kostet."

„Nun, Kind," erwiederte die Mutter, „dieses Gefühl kann sich bei ihnen weit leichter einstellen, als bei Leuten, welche einfacher leben."

„Aber, Mutter, wir können nicht mehr so viel Zeit als sonst auf die Hemden verwenden, wenn man uns weniger Geld dafür gibt."

„Beruhige Dich, liebes Kind, hier ist ein Bündel Arbeit, die uns eine andere Dame geschickt hat, und wenn wir es fertig bringen, so werden wir Geld genug für unsern Miethzins und noch etwas darüber haben, um Brod damit zu kaufen."

Es würde unnütz seyn, unsere Leser dem Ausschneiden und Zusammenpassen, dem Heften und Säumen beiwohnen zu lassen, welches nöthig ist, um sechs feine Hemden zu machen; genug, daß am Sonnabend alle bis auf eins fertig waren, und Ellen trug sie zu der Auftraggeberin und versprach, das letzte am Dienstag zu bringen. Die Dame besichtigte die Arbeit und gab Ellen das Geld. Als aber das Mädchen an dem bestimmten Tage mit dem letzten Hemde zu ihr kam, fand es sie in sehr übler Laune. Sie hatte bei nochmaliger Besichtigung der Hemden entdeckt, daß dieselben in mehreren Punkten von den Anweisungen abwichen, welche sie hatte geben wollen und gegeben zu haben glaubte, und ließ daher ihren Unwillen an Ellen aus.

„Warum haben Sie diese Hemden nicht so gemacht, wie ich es Ihnen auftrug?" sagte sie scharf.

„Doch, wir haben es gethan," antwortete Ellen sanft; „die Mutter hat jeden Theil nach dem Muster gemessen und sie selbst zugeschnitten."

„Dann muß Ihre Mutter eine Thörin seyn, wenn sie solche Arbeit hat machen können. Nehmen Sie sie wieder mit und verändern Sie sie."

Und die Dame gab ihr die Weisungen, von welchen weder Ellen noch ihre Mutter bis jetzt eine Idee gehabt hatte.

Die an solche Reden nicht gewöhnte Ellen nahm erschrocken ihre Arbeit zusammen und begab sich langsam nach Hause.

„O Himmel, wie weh mir der Kopf thut!" dachte sie bei sich. „Und die arme Mutter hat heute früh gesagt, sie fürchte, daß wieder einer von ihren Krankheitsanfällen herannahe, und wir haben diese ganze Arbeit aufzutrennen und von Neuem zu thun."

„Sieh einmal her, Mutter," sagte sie mit trostloser Miene, als sie in das Zimmer trat. „Mrs. Rudd sagt, daß wir an allen Hemden die Brust herausnehmen und die Halskrägen alle abtrennen und auf eine ganz andere Art ansetzen sollen. Sie sagt, daß sie nicht nach dem Muster wären, welches sie geschickt; aber sie muß es vergessen haben, denn hier ist es. Sieh, Mutter, es ist ganz genau so wie wir sie gemacht haben."

„Nun, Kind, trage das Muster zu ihr hin und zeige ihr, daß es so ist."

„O Mutter, sie hat so ärgerlich zu mir gesprochen und mich so angesehen, daß ich nicht wieder zu ihr zu gehen wage."

„Dann will ich für sie gehen," sagte die freundliche Mary Stephens, die bei Mrs. Ames geblieben war, während Ellen ihren Gang gemacht hatte. „Ich will ihr das Muster und die Hemden bringen und ihr die genaue Wahrheit darüber sagen; ich fürchte mich nicht vor ihr."

Mary Stephens war eine Schneiderin, die in

demselben Stockwerke wie Mrs. Ames ein Zimmer gemiethet hatte, eine heitere, entschlossene, zuversichtliche kleine Person, welche stets bereit war, einem Nachbar Hilfe in der Noth zu leisten.

Sie nahm also das Muster und die Hemden und trat ihre Gesandtschaft an.

Obgleich aber die arme Mrs. Ames eine richtige Ansicht von der Sache zu haben behauptete und Ellen auf's Eindringlichste bewies, weßhalb sie sich nicht darüber grämen dürfe, so fühlte sie sich doch von einer fröstelnden Empfindung der Härte und Lieblosigkeit der Welt durchschauert. Trotz aller Anstrengungen, sie zu unterdrücken, drängten sich doch bittere Thränen in ihre Augen, während sie dasaß und wehmüthig auf das schon erwähnte kleine verblichene Miniaturbild blickte.

„Als er noch lebte, habe ich nie gewußt, was Armuth oder Noth sey!" war der Gedanke, der ihr oftmals durch den Sinn ging; und wie manches arme verlassene Wesen hat wohl schon das Gleiche gedacht.

Die arme Mrs. Ames war den größten Theil jener Woche hindurch an das Bett gefesselt. Der Doktor ertheilte ihr die bestimmteste Weisung, daß sie nichts thun dürfe und sich vollkommen ruhig verhalten müsse. Eine solche Anordnung ist im Zimmer des Wohlhabenden, der sein gutes Auskommen hat, wohl sehr vernünftig, aber in der Armuth und Noth schwer einzuhalten. Welche Mühe sich die gute, kindlich liebevolle Ellen jene Woche gab, um ihre Mutter zu beruhigen; wie oft sie auf ihre besorgten Fragen antwortete, daß sie vollkommen wohl sey, oder daß ihr der Kopf nicht sehr weh thue, während das Kind durch eine Menge anderer, ausweichender Kunstgriffe sich selbst zu überreden suchte, daß sie die Wahrheit spreche! Und während der Zeit, wo ihre Mutter am Tage oder am Abend schlief, machte sie ein paar Stücke einfacher Arbeit fertig, mit deren Ertrag sie ihre Mutter zu überraschen hoffte.

Es war gegen Abend, als Ellen ihre beendigte Arbeit nach der eleganten Wohnung der Mrs. Page trug.

„Ich werde dafür einen Dollar bekommen," sagte sie zu sich selbst, „und das ist genug, um den Wein und die Arznei der Mutter zu bezahlen."

Mrs. Page empfing sie freundlich.

„Diese Arbeit ist sehr nett gemacht," sprach sie, „und hier ist noch mehr, die ich auf die gleiche Weise ausgeführt zu sehen wünsche."

Ellen blickte sehnsüchtig empor und hoffte, daß Mrs. Page ihr die erstere Arbeit bezahlen werde; aber diese suchte nur in einer Schachtel nach einem Muster, welches sie Ellen in die Hand gab und worauf sie sie, ohne ein Wort über den erwarteten Dollar zu sagen, entließ, nachdem sie ihr auseinandergesetzt hatte, wie sie ihre Arbeit gethan zu haben wünsche.

Als die arme Ellen hinausging, versuchte sie zwei- bis dreimal sich umzuwenden und darum zu bitten; ehe sie sich aber noch über das entscheiden konnte, was sie sagen sollte, befand sie sich auf der Straße.

Mrs. Page war eine liebenswürdige, gutherzige Frau, aber so sehr an große Geldsummen gewöhnt, daß sie sich nicht vorstellen konnte, wie wichtig ein einziger Dollar andern Leuten zu erscheinen vermochte. Aus diesem Grunde täuschte sie Ellen's Hoffnung auf Bezahlung abermals, als das arme Mädchen die ihr übergebene neue Arbeit mit unablässiger Anstrengung beendigt hatte, um das Geld für Alles zusammen zu erhalten.

„Ich werde das Geld morgen hinschicken," sagte sie, als Ellen endlich ihren Muth zusammennahm und darum bat. Aber das Morgen kam und Ellen wurde vergessen, und erst nachdem sie noch einige Male dort gewesen war, wurde die kleine Summe bezahlt.

Doch diese Skizzen sind bereits lang genug ausgefallen und wir wollen uns beeilen, sie zu Ende zu bringen.

Mrs. Ames fand endlich freigebige Freunde, die die Redlichkeit ihrer Grundsätze und die Schönheit ihres Charakters zu erkennen und zu ehren vermochten; und mit deren Beistand wurde sie so weit gehoben, daß sie wieder bessere Tage sah und sie und die schwächliche Ellen und die warmherzige Mary sich im Stande erblickten, wieder Haus und Herd zu haben und beinahe die Rückkehr ihres früheren Wohlstands zu genießen.

* * *

Wir haben diese nach dem wirklichen Leben gezeichneten Skizzen deßhalb mitgetheilt, weil wir denken, daß Diejenigen, welche Beschäftigung geben, im Allgemeinen auf Personen, die sich in der hier beschriebenen Lage der Wittwe befinden, viel zu wenig Rücksicht nehmen. Das Ertheilen von Beschäftigung ist ein sehr wichtiger Zweig der Wohlthätigkeit, da es gerade die verdienstlichste Klasse der Unbemittelten unterstützt. Man sollte es in diesem Lichte betrachten und die Einrichtungen in einer Familie so treffen, daß eine entsprechende Vergütung ertheilt und sofortige willige Zahlung geleistet werden kann, ohne eine Ueberschreitung der Regeln der Sparsamkeit fürchten zu müssen.

Es ist besser, unsern Töchtern zu lehren, sich ohne kostspieligen Schmuck oder modische Eleganz zu behelfen, selbst besser, sich die Freude großer Schenkungen oder direkter Beiträge an öffentliche Wohlthätigkeitsanstalten zu versagen, als den kleinen

Verdienst Derjenigen zu schmälern, deren „Licht bei Nacht nicht verlöscht" und die mit ihrer Nadel für sich und die hilflosen Lieben arbeiten, welche von ihren Anstrengungen abhängen.

Zur Geschichte des Bieres.

Die ältesten Nachrichten über das Bier finden sich in den Schriften der alten Griechen. Aeschylus, welcher um das Jahr 500 vor Christi Geburt lebte, nannte es „Gerstenwein", und die Mythe schrieb die Erfindung dem Bachus zu, welcher den in weinarmen Gegenden lebenden Menschen gelehrt haben sollte, ein Getränk aus Gerstensaft zu bereiten, das den Geist erheitert. Herodot (um 450 vor Christi Geburt) und Diodorus Siculus erzählen, daß die Aegypter zu Pelusium ein an Geruch und Geschmack dem Weine ähnliches Bier gebraut hätten, welches den Namen Zythos oder Pinon führte. Außerdem bereiteten die Griechen noch eine Art Meth aus Gerstenabkochung mit einem Zusatz von Honig, welcher Kurmi genannt wurde. Die Römer haben selbst niemals Bier gebraut, da ihnen von Natur Wein in reichster Fülle geliefert wurde. Bei den Galliern lernten sie ein aus Weizen und Honig bereitetes berauschendes Getränk kennen, dem sie den Namen Cerevissa beilegten (abgeleitet von Ceres, der Göttin des Getreides und der Feldfrüchte, und vis, Kraft). Außerdem brauten die Gallier ein dem Biere ähnliches Getränk aus Gerste, welches Corma hieß. Nach der Erzählung des römischen Schriftstellers Plinius (70 Jahre vor Christi Geburt) bereiteten dieses Corma auch die Spanier, nannten es jedoch Cella oder Ceria. Die Bereitungsweise des Getränkes muß ziemlich unzweckmäßig gewesen seyn, so daß dadurch dem Getränk ein übler Geruch beigebracht wurde; wenigstens geht dies aus einem griechischen Epigramm hervor, welches Kaiser Julian auf dieses Bier dichtete, und das in der Uebersetzung also lautete: „Wer bist du? — Nein du bist nicht der wahre Bachus; des Jupiter Sohn hat einen süßen Geruch wie Nektar, du aber stinkst nach Bock." Auch bei den außereuropäischen Völkern findet man schon in den ältesten Zeiten ein gegohrenes und berauschendes Getränk aus verschiedenen Getreidearten bereitet. So machen die Chinesen aus Gerste einen süßlichen, mit Zwiebeln und Honig versetzten trüben Trank, welcher bei ihnen Tarasum genannt wird, und in Japan bereitet man aus dem Safte des Reises Sali.

Das Wort „Bier" wird in der Regel von dem lateinischen Worte bibere (trinken) abgeleitet. Schon dieser Stamm eines lateinischen Wortes würde dafür Zeugniß ablegen, daß die Mönche im Mittelalter, in deren Besitz fast ausschließlich die Kenntniß der lateinischen Sprache sich befand, das Bier nicht ungern getrunken haben mögen. Indessen gibt ein noch jetzt gebräuchlicher Ausdruck Kunde davon, daß in den Klöstern Bier gebraut und getrunken wurde, und daß man die Güte oder Mangelhaftigkeit desselben sehr wohl zu unterscheiden verstand. Man pflegte nämlich zu jener Zeit das Malz auf zwei Absätzen auszulaugen; den ersten, stärkern Aufguß behielten die obern Klosterbrüder für sich zum Getränk, den zweiten Aufguß dagegen, welcher nur ein schwächeres „Halbbier" lieferte, überließen sie den übrigen Bewohnern des Klosters, dem Convent, und deßhalb wurde dem leichten Halbbier der Name „Convent" spottweise beigelegt, welchen dasselbe noch heutigen Tages in Covent verstümmelt trägt.

Die erste geschichtliche Nachricht über Verfertigung einer bestimmten noch jetzt bekannten Sorte Bieres stammt aus dem Jahre 1492, in welchem Christian Mumme in Braunschweig das nach seinem Namen genannte Bier „Mumme" erfand, welches in früheren Zeiten verbreitet war und sogar bis Ostindien verschickt wurde, während es gegenwärtig bei weitem weniger im Gebrauch ist. Außer den gewöhnlichen Bestandtheilen des Bieres und einem sehr stark gerösteten Malze enthält es Wachholder, Majoran, Thymian, Flieder, Pflaumen und Syrup und bietet durch diese Mischung ein sich nicht sehr empfehlendes Getränk. — 1526 versuchte Kurt Broihan in Hannover nach seiner Rückkehr aus Hamburg das dem englischen ähnliche Bier, welches in Hamburg verbreitet wurde, nachzuahmen; da aber die Brauvorschriften ihm nicht genau bekannt waren, so erhielt er statt dessen ein neues Bier, welches von nun an nach seinem Erfinder Broihan oder Breihahn genannt wurde. — Im Jahr 1433 braute man das erste Bier aus Hafer, welches damals sehr beliebt war, das sich aber nicht in gleicher Gunst erhalten hat. — Hans Kräne aus den Niederlanden braute in Nürnberg das erste Weißbier, dessen Ruhm zur damaligen Zeit weit verbreitet war, welches aber jetzt durch das Lagerbier, selbst in Berlin, fast ganz verdrängt worden ist. Eine eigenthümliche Art Weißbier ist die Gose, welche gegenwärtig zu Döllnitz in größter Menge bereitet wird, die aber ursprünglich in Goslar zuerst gebraut wurde und nach dem dortigen Flüßchen Gose, aus welchem man das Wasser zu dem Gebräu nahm, ihren Namen erhielt.

Einen Uebergang zu den Lagerbieren bildeten die in Mitteldeutschland gebrauten leichteren, gelbbräunlichen, halbbitteren Biere, welche man noch jetzt in Böhmen und Thüringen findet. Vor ungefähr 20 bis 30 Jahren erhielten die schon stärkeren Biere in Mannheim und Erlangen große Verbreitung, welche gegenwärtig durch das bei weitem stärkere und kräf=

tigere sogenannte bayerische Bier verdrängt worden sind. In einzelnen Städten Deutschlands braut man eigenthümliche Biere, welche die sonderbarsten Namen führen: so in Lübeck ein Bier, welches Israel heißt, in Leipzig den Rastrum oder Raster, ein fast schwarzes, dünnes Bier, — in Wittenberg den Guckuck, — in Delitzsch den Kuhschwanz, — in Braunschweig den Duckstein, — in Jena den Dorfteufel, — in Halle den Puff, und in Eisleben endlich den Krabbel-an-die-Wand!

Die geographische Verbreitung des Bieres weis't deutlich nach, daß dasselbe ein Getränk des deutschen Stammes ist. Das mit Deutschland engverschwisterte England bereitet Biersorten, welche in Deutschland noch nicht übertroffen sind, z. B. Ale (Oel) und Porter (Lastträger, weil man dieses starke Bier nur bei harter körperlicher Arbeit als ein zweckmäßiges Getränk erachtete). Ein dem Weißbier ähnliches Bier kennt man daselbst nur unter dem Namen Broding; ein an Geruch und Geschmack dem Weine ähnliches heißt Hock, während das Table-beer einen bedeutenden Geschmack nach Lakrizen hat, und der Purl und das Ginger-beer (Ingwerbier) bittere, mit Gewürz versehene Biersorten sind.

Mannigfaltiges.

⊙ Zweibrücken, 23. April. Ueber die bewegende Kraft des Tischrückens wird jetzt sehr viel geschrieben und meistentheils basiren diese Erklärungen auf mechanischen Grundsätzen. Man sagt, durch die Anstrengung der Muskeln, durch das heftige Pulsiren rc. wird der Tischplatte eine vibrirende Bewegung mitgetheilt, und je nachdem die Kräfte auf der einen oder andern Seite der Kette stärker sind, erfolge dann die Neigung und dann später das Drehen um die Achse. Es ist zwar begründet, daß eine (runde) Scheibe, auf allen Seiten durch Hammerschläge erschüttert, sich zuletzt um ihre Achse dreht. Aber daß das Tischrücken damit in Verbindung steht, wie man so gern möchte glauben machen, beweisen nachstehende zu diesem Behufe gemachten Experimente: 1) Nicht blos runde Tische, sondern auch viereckige wurden bewegt; 2) Tische von Tannenholz rückten nicht, trotzdem daß selbe gleiche Form mit andern hatten, welche sich bewegten, und trotzdem daß dieselben Personen in der Kette waren; 3) bei einem Versuche fiel ein Tisch um; es bildete sich sofort eine Kette aus andern Personen, und der Tisch bewegte sich schon in 5 Minuten, nachdem er das erstemal dazu 25 nöthig hatte; 4) man hat ferner die Bemerkung gemacht, daß in kalten Zimmern beinahe noch einmal so viel Zeit nöthig war, als in eingeheizten. Diese Punkte stehen alle im grellsten Widerspruch zu der Behauptung, daß eine mechanische Kraft hier wirksam sey; wie man überhaupt das sich bewegen nach Commando, das Klopfen u. s. w. blos einer durch feste Willenskraft herbeigeführten magnetischen Einwirkung zuschreiben muß. — Einsender wohnte allen obigen Versuchen bei und steht für die Richtigkeit ein.

ö (Die Tische.) Bisher ist nur die Thatsache der Tischbewegung constatirt — und zwar zum größten Ueberfluß noch (in der Allg. Ztg.) von der Juristenfacultät in Heidelberg. Kein Naturforscher hat bis jetzt eine Erklärung versucht. Ganz natürlich! Leute, welche wissen, was es heißt, eine Naturerscheinung beobachten, auf dem Wege des Experiments vorschreiten und ein Naturgesetz nachzuweisen, werden sich nicht voreilig äußern. Viel rascher gehen Laien in der Naturwissenschaft zu Werke. Die Ausdrücke: Elektricität, Magnetismus, Elektromagnetismus, elektrischer Strom, mechanische, dynamische Kraft — einerlei ob gesunde Begriffe damit verbunden sind oder nicht — stehen heute Jedem zu Gebot, um sich mit dem Schein des Wissens zu umgeben. Es versteht sich daher von selbst, daß alle bisherigen Erklärungsversuche mit der größten Vorsicht aufzunehmen sind. Die Naturforscher werden noch einige Zeit auf sich warten lassen, bis sie sich erklären. Es ist möglich, daß eine Erklärung vor der Hand gar nicht erfolgt. Vielleicht geräth die Sache wieder ganz in Vergessenheit, bis die Kraft, welche die Tischbewegung hervorbringt, anderwärts und in einer Weise zum Vorschein kommt, daß sie sich zum Experiment besser hergibt. Man wird alsdann zurückgehend auch den Tanz der Tische erklären. — Unruhige Gemüther mögen sich daher gedulden und sich vordersamst nur vor Aberglauben und Unsinn bewahren.

Sylben-Räthsel.

Rings auf buntbeblümten Au'n,
In der Sonne gold'nem Scheine,
Auf dem thaubeperlten Raine
Ist die Erste zu erschau'n.

Wenn du fühlst das letzte Paar
Tief in deinem Innern beben:
O, so werden dich umschweben
Scenen reich an Angst, Gefahr.

Graulich wie die dunkle Nacht
Zieht in unheilvollem Kranze
Rasch heran das böse Ganze —
Bald, ach! ist sein Werk vollbracht.
Und die Fluren, kahl und leer,
Starren, Wüsten gleich, umher.

Redaktion, Druck und Verlag von G. Ritter in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

Nro. 51. Freitag, 29. April 1853.

Der Fischer von Scarphout.

Von G. P. R. James.

I.

Ungefähr in der Mitte zwischen Ostende und Sluys, jedem zufälligen Grimme der Nordsee ausgesetzt, liegt eine lange Strecke einsamer Küste, welche nicht in ungestümem Trotz finster auf die Wogen zurückblickt, die mit Wuth gegen sie anschlagen, sondern, gleich einem ruhigen und gelassenen Geiste, welcher gerade durch seine stille Demuth die Hitze der Leidenschaft und die Herrschsucht des Stolzes zurücktreibt — den empörten Wellen nichts entgegensetzt, als einen sanften und niedrigen Streifen gelben Sandes. Da wächst nichts, das dem Leben Wohlseyn verleihen, da blüht nichts, das es verschönern oder schmücken könnte. Meermuscheln und buntes Unkraut, aus den Tiefen des Ozeans gerissen und durch den Sturm auf die Küste geworfen, bedecken in der That zuweilen das dürftige Ufer, und dann und wann erscheint ein grüner Strauch oder eine verkrüppelte gelbe Blume, die ihre Wurzeln in den Treibsand schlingen, hier und da auf den niedrigen Hügeln, welche wir Dünen nennen. Aber, dieses ausgenommen, ist Alles kahl und öde und besitzt nur das Erhabene, welches in der Ausdehnung und Leere liegt. Man begreift wohl, daß ein solcher Ort wenig Einwohner hat. Zwei kleine Dörfer und ein halbes Dutzend einsamer Hütten sind die einzigen Spuren menschlicher Wohnungen, welche man in dem Laufe von mancher Meile antrifft; und zu der Zeit, in welcher diese Erzählung sich ereignet, war die Zahl dieser wenigen Wohnungen noch kleiner. Jene Zeit war lange, lange vorher, zu einer Periode, als ein anderer Zustand der Gesellschaft in Europa existirte und eine Menschenklasse von der andern durch Schranken getrennt war, welche der große Todtengräber aller Dinge unter dem Staube früherer Jahrhunderte begrub. Dessenungeachtet waren die Einwohner dieser Strecke sandigen Landes in Gewohnheiten, Sitten und selbst im Aussehen weniger verschieden von denen, welche es jetzt bewohnen, als man denken könnte, und in ihrem Originalcharakter waren sie sich sehr gleich, indem sie in ihrer Sinnesart Züge vereinigten, die Aehnlichkeit hatten mit der Küste, auf der ihre Wohnungen standen, und dem Elemente, an dessen Seite sie lebten — einfach, rauh, doch artig und demüthig und zu gleicher Zeit wild, furchtlos und rasch, wie die stürmische See.

Wir sprechen von einer seit sieben Jahrhunderten verflossenen Zeit — einer lange vergangenen Zeit, in der That! und dessenungeachtet regten sich damals eben so warme Zuneigungen in der Welt, eben so glänzende, häusliche Liebe, eben so fröhliche Hoffnungen und niederschlagende Befürchtungen, als jetzt; damals wurden alle jene Bande der Heimath und Verwandtschaft eben so zärtlich empfunden, eben so innig geliebt, eben so tapfer vertheidigt, als sie es in den heutigen Tagen nur seyn können, und außerdem gab es auch in den vergangenen Tagen kalte Herzen, welche das Band der menschlichen Sympathie, das uns an unsere Mitmenschen fesselt, nicht empfinden.

* * *

An einem düstern, kalten, traurigen Abend, gegen Ende des Herbstes, blickte einer der Fischer der Küste nahe bei Scarphout über das graue Meer, wie es vor seinen Augen dahinrollte und eine dichte Linie der schäumenden Wogen immer wieder über die andere strömte. Der Himmel war kalt und schwer, mit Wolken von einer scheckigen Bleifarbe bedeckt, welche gegen Nordwesten zu dunkler wurden, und das ungestüme Pfeifen des aufsteigenden Windes zeigte einen Sturm an. Der Fischer selbst war ein großer hagerer Mann mit schwarzen, graugemischten Haaren, stark gezeichneten, aber nicht unangenehmen Zügen und mancher langen Furche auf seiner breiten, hohen Stirn.

Der Ort, auf dem er stand, war ein niedriger Sandhügel an der Bucht, welche ein vorspringender

Streif der Dünen bildete, an dessen äußerstem Ende das alte Schloß von Scarphout stand, welches selbst damals in Ruinen und bei hoher Fluth vom festen Lande durch die eingreifenden Wogen getrennt war und welches bestimmt zu seyn schien, bald ganz hinweggeweht zu werden, nichts zurückzulassen, als hier und da einen über dem Wasser hervorragenden, zerfallenden Thurm. An dem geschützteren Theile der Bucht lagen vor seinen Augen seine beiden Boote vor Anker, und hinter ihm, jenseits der Sandhügel, welche sich nach dem alten Schlosse zu erstreckten, lag die Hütte, in welcher er und seine Familie seit zehn Jahren wohnten.

Er stand auf und blickte in die Ferne, wandte sich dann an einen Knaben, welcher dieselben groben Kleidungsstücke wie er trug, und sagte:

„Nein, Peterkin, nein, ich will diese Nacht nicht fahren, wir werden einen Sturm haben. Geh', sage Deinem Vater und den andern Männern, daß ich es nicht thun will. Ich erwarte meinen Sohn von Tournay nach Hause zurück und will nicht ausfahren in einer so stürmischen Nacht, wenn er nach langer Abwesenheit zurückkommt."

Der Knabe lief die Küste entlang nach einigen noch niedrigeren Hütten, welche von dem ungefähr zwei Meilen entfernten Punkte gerade noch gesehen werden konnten, und der Fischer wandte sich nach seiner eigenen Wohnung. Sie enthielt nur vier Zimmer, und die Thür, welche sich nach dem Sande hin öffnete, führte in das erste. Dasselbe war nett und sauber, jedes Ding zeigte Sorge und die äußerste Aufmerksamkeit; die Messinggeschirre über dem weißen Kamine, die Töpfe auf dem Gesimse, Alles gab den Beweis einer guten Haushaltung, und als der Fischer von Scarphout in seine Wohnung eintrat, bewillkommnete ihn die warme Flamme des Feuers und das Licht der Harzkerzen in einem so reinlichen Gemache, wie es in einem Fürstenpalaste nur gefunden werden konnte. Er blickte mit einem stolzen und befriedigten Lächeln um sich, und die Arme seiner Tochter, eines lieblichen vierzehnjährigen Mädchens, waren in einem Augenblick um seinen Nacken, während sie ihrer Mutter, welche im Nebenzimmer beschäftigt war, fröhlich zurief:

„O Mutter, er wird diese Nacht nicht zur See gehen."

Ihre Mutter, welche einst sehr schön gewesen war, ja, welche es noch war, kam herein und begrüßte ihren Gatten mit einem ruhigen und freundlichen Kusse; und sich setzend zog der Vater seine schweren Stiefeln aus und wärmte seine starken Hände über der freundlichen Flamme.

Der Wind pfiff immer lauter, das Meer klagte, als ob es von dem Dämon des Sturmes gepeinigt würde, und wenige, aber stürmische Tropfen schweren Regens folgten auf den Windstoß und rasselten in dem Holzwerk der Hütte.

„Es wird eine schreckliche Nacht werden," sagte der Fischer, zu seiner Tochter gewendet, „Emely, gib mir das Buch, ich will das Gebet für Die lesen, welche im Sturm wandern."

Seine Tochter ging zu dem hölzernen Gesimse und hinter einigen häuslichen Küchengeräthschaften brachte sie eins von den prächtigen Büchern der Kirche zum Vorschein, aus welchem der Vater ein Gebet las, während Mutter und Tochter an seiner Seite knieten.

Der Sturm wurde noch stärker, als die Nacht herannahte; häufiger und heftiger wurden die heulenden Windstöße, und die Wellen des aufgeregten Ozeans, donnernd auf die Küste geworfen, erschütterten die niedrige Hütte, als ob sie sich sehnten, sie von der Erde zu vertilgen. Geschäftig schürte Frau Alice, des Fischers Weib, das Holzfeuer, eifrig und sorgfältig bereitete sie das Abendessen für ihren Gatten und ihren erwarteten Sohn; und oft versuchte Emely, ob sie in den ruhigen Zwischenräumen des Sturmes den Schall kommender Schritte hören könnte.

Endlich als der Ungestüm des Windes und der Wellen seinen höchsten Gipfel erreicht zu haben schien, wurde ein lautes Klopfen an der Thür gehört und der Fischer sprang auf, sie zu öffnen, die Worte ausrufend: „Es ist mein Sohn!" Als er aber geöffnet hatte, trat er rasch zurück, indem er laut rief: „Wer seyd Ihr?" — und bleich wie Asche, vom Regen durchnäßt und verstört durch Schrecken und Ermüdung, schwankte ein Mann, ungefähr von demselben Alter als der Fischer, herein, in seinen Armen den leblosen Körper eines jungen lieblichen Mädchens tragend. Die Kleidung jeder der beiden Personen hatte einst viel mehr Werth gehabt, als des Fischers Hütte und Alles, was sie enthielt; aber jetzt war diese Kleidung zerrissen und beschmutzt und auf der des Mannes waren untrügliche Spuren von Blut und Kampf. Er beeilte sich, die Thür zu schließen, und sobald es gethan war, setzte er seine liebliche Last auf einen der niedrigen Sitze und erbat für sie die Hilfe der beiden Frauen, die er sah. Sie wurde gleich erzeigt, und obwohl ein Zug der Ueberraschung und ein Blick, welcher eine Sekunde lang selbst wild war, in des Fischers Gesicht bemerkt werden konnte, bei dem ersten Eindringen des Fremden in seine Hütte, so war dieser Blick jetzt verschwunden und er nahm das schöne Mädchen, welches bewußtlos vor ihm lag, in seine starken Arme, trug sie in eins der innern Zimmer und legte sie auf das Bett seiner Frau. Die Frauen blieben bei ihr, und die Thüre dieses Zimmers zumachend, kehrte der Fischer zu seinem unerwarteten

Gaste zurück, indem er plötzlich fragte: „Wer ist das?“

Der Fremde begegnete seiner Frage mit einer andern: „Seyd Ihr Walran, der Fischer von Skarphout, und wollt Ihr schwören, mich nicht zu verrathen?“

„Ich bin Walran,“ erwiederte der Fischer, „und ich schwöre.“

„Nun gut,“ sprach der Fremde, „das ist die Tochter Karls, des Grafen von Flandern, — ich habe sie mit Gefahr meines Lebens von den Mördern ihres Vaters gerettet.“

„Von den Mördern ihres Vaters!“ rief der Fischer. „Also ist er todt?“

„Er wurde gestern in der Kirche ermordet — in der Kirche zu Brügge selbst. Glücklicherweise ist sein Sohn abwesend und seine Tochter gerettet, wenigstens wenn Ihr uns die Hilfe leisten wollt, die ein junger Mann, der eben jetzt beschäftigt ist, unsere Verfolger irre zu führen, uns in Eurem Namen versprochen hat.“

„Mein Sohn!“ sagte der Fischer — „sein Versprechen soll seinen Vater binden, als ob es mein eigenes wäre. Aber sagt mir, wer seid Ihr?“

„Ich bin Balduin, Herr von Wavrin, erwiederte der Fremde; „aber wir haben nicht Zeit zu langen Unterredungen, guter Fischer. Ein Theil der Mörder triumphirt in Flandern. Der Graf ist ermordet; sein Sohn, ein Jüngling, noch nicht fähig, sein Eigenthum ohne Hilfe wieder zu erobern oder zu vertheidigen; seine Tochter ist hier, verfolgt von den Mördern ihres Vaters, sie kann hier nicht lange verborgen bleiben, und diese Nacht, gerade diese Nacht, muß ich Mittel finden, sie nach der Küste Frankreichs zu bringen, so daß ich sie in Sicherheit stellen kann, und als ein treuer Freund meines verstorbenen Souverains muß ich Mittel finden, seines Sohnes Erbschaft den Händen seiner Feinde zu entreißen, ehe ihre Macht befestigt ist. Wollt Ihr es wagen, uns in Eurem Boote über das Meer zu bringen und eine Belohnung gewinnen, wie sie bei einem Fischer selten vorkommt?“

„Der Sturm ist laut,“ sagte der Fischer, „der Wind ist kalt, und ehe Ihr die Küste Frankreichs erreicht, wird die schöne Blume verwelkt seyn, um sich nicht wieder zu erheben. Ihr müßt sie hier lassen.“

„Aber sie wird entdeckt und erschlagen werden von den Mördern ihres Vaters,“ erwiederte Balduin; „wie, Ihr seyd ein Mann, ein Seemann, und fürchtet dem Sturm zu trotzen um solchen Gegenstand?“

„Ich fürchte Nichts,“ erwiederte ruhig der Fischer; „doch hier ist mein Sohn! Albert, Gottes Segen sey mit Dir, mein Junge,“ — fügte er hinzu, als ein junger Mann in die Hütte trat, dessen schwarze Locken vom Nachtregen tröpfelten — „willkommen! Aber Du kommst zu einer Stunde der Verwirrung zurück. Leg' den großen Riegel vor die Thür und lasse Keinen eintreten, während ich diesem Fremden einen Zufluchtsort zeige, welchen er nicht kennt.“

„Niemand soll lebend eintreten!“ sagte der junge Mann, nachdem er seines Vaters erste Umarmung erwiedert hatte; und der Fischer nahm eins der Harzlichter vom Tische, ging durch das Zimmer, wo die schöne, unglückliche Margarethe von Flandern lag, welche sich von der Ohnmacht, in die sie gefallen war, zu einer Erinnerung an alles Das, was peinlich im Daseyn ist, erholte. — „Sollten sie versuchen, die Thür zu sprengen,“ flüsterte der Fischer seiner Frau zu, „dann bringe sie rasch mir nach, und sage Albert und Emilie, zu folgen.“ — Und als er mit dem Herrn von Wavrin in das obere Zimmer schritt, gab er seinem Gaste das Licht, während er gegen die Mauer zuschritt, die das Ende des Gebäudes, nach der Seite hin, bildete. Sie hatte den Theil irgend eines alten Hauses, wahrscheinlich eines Klosters gebildet, welches früher den Ort eingenommen hatte, als eine kleine Stadt, die nun nicht mehr existirte, sich an der Seite des Vorgebirges gesammelt hatte, wo das Schloß von Scarphout stand. Diese eine Mauer war Alles, was von den Wohnungen übrig geblieben war, und gegen sie war die Hütte gebaut, obgleich die ungeheuren Steine, aus denen sie zusammengesetzt war, sehr wenig mit dem niedrigen Gebäude übereinstimmten. Dieser Mauer näherte sich indessen der Fischer, und indem er seine Schulter gegen einen der ungeheuren Steine legte, drehte sich dieser zum Erstaunen des Fremden auf einer Angel in der Mauer und zeigte das Ende einer kleinen Treppe, welche augenscheinlich auf den Erdboden führte. Wenige Worte genügten, um deutlich zu machen, daß jene Treppe, durch einen Gang unter den schmalen Rücken der Sandhügel, oben nach dem alten Schlosse führte, und daß in jenem Schlosse noch ein Zimmer bewohnbar sey, obgleich Allen, außer dem Fischer, unbekannt.

„Hier also laßt die Dame bleiben,“ sagte er, „beschützt, genährt, gepflegt von meiner Frau und meinen Kindern; und was Euch und mich betrifft, wir wollen zur See gehen. Ich will Euch sicher nach Boulogne bringen, wenn ich nicht mit Euch unter den Wellen schlafen werde; und dort mit der Hilfe des Königs von Frankreich mögt Ihr das Land gewinnen und die rechtmäßige Regierung wieder einsetzen.“

„Nach Boulogne!“ sagte der Fremde — „nach Boulogne? Nein, laßt uns in Borgues oder Calais inne halten, denn ich bin in Boulogne nicht geliebt. Ich that einst“ — fügte er entschlossen hinzu, da er einiges Erstaunen in des Fischers Gesichtszügen sah — „ich that einst dem frühern Grafen von Boulogne Unrecht — ich trage kein Bedenken, es zu sagen — ich that ihm Unrecht; und obgleich er seit

Jahren todt ist, liebt mich sein Volk doch nicht, und ich bin gewarnt, seine Wohnungen zu vermeiden."

„Und denkt Ihr, daß die Liebe oder der Haß gewöhnlicher Menschen lange Jahre überdauern kann?" fragte der Fischer. „Dessenungeachtet laßt uns nach Boulogne; denn dort ist gerade jetzt der König von Frankreich, so sagte ein Reisender, welcher hier gestern landete. Und der König, welcher, wie man sagt, gekommen ist, an dem Orte selbst zu richten, wer die lange erledigte Grafschaft von Boulogne erben soll, wird Euch Schutz gegen Eure Feinde geben und Euch beistehen, Eures Herrschers Sohn in sein rechtmäßiges Erbe einzusetzen."

Der Herr von Wavrin dachte einen Augenblick nach, willigte aber ein, und Alles ward eilig in Stand gesetzt. Die schöne Margaretha von Flandern, ermuntert und erheitert durch die Sorge der Familie des Fischers, machte fröhlich von dem Zufluchtsorte, welcher ihr geboten war, Gebrauch und erschrack nicht über die langen und feuchten Gewölbe und die stäubige Steinthür, welche sie vor der Welt verbargen; und da sie fühlte, daß sie selbst nun in Sicherheit war, blickte sie kaum in dem Zimmer umher, zu welchem sie geführt ward, sondern dachte an ihres Vaters blutigen Tod, ihres Bruders gefährliche Lage und an alle die Gefahren, welche dem treuen Freunde bevorstanden, der sie mit eines Vaters Zärtlichkeit aus dem Hause des Mordes und der Verwüstung geführt hatte. Dieser seinerseits sah die schwere Steinthür hinter der Prinzessin zufallen, und nachdem er sich überzeugt hatte, daß ein eiserner Riegel im Zimmer ihr die Mittel gab, ihren Zufluchtsort sicher zu machen, verließ er sie mit einem in Beziehung auf sie vergleichungsweise beruhigten Gemüthe und folgte dem Fischer nach der Bucht. Dort war schon das Boot bereitet, mit seinem Vordertheil der Brandung zugekehrt und einer oder zwei von des Fischers starken Kameraden bereit, sein Loos zu theilen. Der Herr von Wavrin sah auf zum dunklen, sternlosen Himmel, er fühlte, daß der rauhe Wind hart gegen seine breite Brust stieß, er hörte die Wellen donnernd auf die sandige Küste fallen, aber er gedachte seines ermordeten Herrschers, und dieses Herrschers hilfloser Waisen; und indem er in die zerbrechliche Barke sprang, befahl er abzustoßen, obgleich er fühlte, daß diese Worte leicht die Signale seines Todes seyn könnten.

Aufachtend bis die Wogen sich gebrochen hatten, stießen die drei starken Männer das Boot durch den nachgebenden Sand; im nächsten Augenblicke war es flott, sie sprangen hinein, und indem sie einen Moment mit der kommenden Welle kämpften, flog die Barke ins Meer und war rasch Denen aus dem Gesichte verloren, welche sie von der Küste aus beobachteten.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

(**Wie man Schwiegertochter des Großmoguls werden kann.**) Die Weltgeschichte hat Beispiele aufzuweisen, daß Sängerinnen, Schauspielerinnen, überhaupt weibliche Wesen, welche der Bühne angehörten, durch Heirath in brillante Lebensverhältnisse gekommen. Wir wollen aber jetzt unsern Lesern die glänzendste Heirathspartie mittheilen, die sich vor dreißig Jahren machte, und welche sich die weltberühmte Fabri ersungen. Sie ist die Schwiegertochter des Groß-Moguls von Indien und ihr Glück hat nur ein Schiffbruch herbeigeführt. Für die italienische Oper nach Kanton in China verschrieben, bestieg die Sängerin das von Neapel dahin abgehende Schiff. Ein Sturm warf dasselbe an die indische Küste. Zufälligerweise streift zur selbigen Zeit der Sohn des Groß-Moguls an dem Theil der Küste, welcher die arme hilflose Sängerin aus den Wogen empfing, gegen die Tippo Saib bekriegenden Engländer. Er findet die von Allem entblößte Fremde; sie sehen und sie lieben war Eins. Er sprach schlecht englisch, sie nur italienisch. Wie sich also verstehen? Aber der Gesang ist eine allverständliche Weltsprache, und kaum hatte sie einige Coloraturen emporsteigen lassen, so fiel die ganze indische Armee, der Sohn des Groß-Moguls an der Spitze, zu ihren Füßen. Im Triumph wurde die Sängerin nach der Hauptstadt geführt, und hier erklärte der junge Mogul dem alten, er werde nie ein anderes Wesen Weib nennen, als diese Fremde. Der alte Mogul fand sich durch den Liebreiz und die herrliche Stimme des Mädchens bewogen, die Mesalliance-Vorurtheile fahren zu lassen, und bald war das Band, welches der Zufall lose hingeworfen, fest um zwei glückliche Herzen geschlungen. Daß die interessante Sängerin dem jungen hübschen Mogul die Hand zu reichen nicht einen Augenblick zögerte, versteht sich von selbst, wenn man den Charakter eines Moguls zu würdigen weiß. Später bewog die berühmte Frau ihren Gemahl, Indien zu verlassen und ihrer Heimath, dem sonnigen Italien, zuzusteuern. Auch darein willigte der zärtliche Gatte, und noch vor etlichen Jahren sah sie ein Reisender in einem herrlichen Palaste zu Castellamare bei Neapel, wo Beide in glücklicher Ehe lebten, gesegnet durch einen hoffnungsvollen Sohn.

Auflösung des Sylben-Räthsels in Nro. 50:
Heuschrecken.

Redaktion, Druck und Verlag von G. Ritter in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

Nro. 52. Sonntag, 1. Mai 1853.

Der Fischer von Scarphout.

(Fortsetzung.)

II.

Thränen waren in dem blauen Auge des Morgens, aber sie waren den Thränen einer verzogenen Schönen gleich, wenn ihr augenblicklicher Unmuth Alles erlangt hat, was sie wünscht, und die leidenschaftlichen Tropfen eben durch ein nicht minder launisches Lächeln vertrieben werden. Nach und nach wurde das Lächeln jedoch vorherrschend; die Wolken wurden weniger häufig und weniger schwer, die Sonne schien mit kürzeren Zwischenräumen, und obgleich das Meer noch seufzte und anschwoll durch den letzten Sturm, wurde der Himmel doch immer heiterer. Dies war der Anblick des kommenden Tages, als die unglückliche Margarethe von Flandern ihre Augen wieder öffnete, nachdem sie eine Zeitlang ihre Sorge in einer nur zu kurzen Ruhe vergessen hatte. Einen Augenblick zweifelte sie, ob die Vergangenheit nicht ein Traum sey, aber das Aussehen des Gemaches, in welchem sie sich befand, so verschieden von dem, welches sie in ihres Vaters Palast bewohnt hatte, rief bald die traurige Wirklichkeit zurück. Und doch war, als sie in dem Zimmer umherblickte, nichts Rauhes oder Plumpes darin zu bemerken. Reiche Tapeten waren noch auf den Mauern, der Putztisch war noch mit feinem Leinen bedeckt, ein silbernes Waschbecken und andere Geräthschaften standen bereit zu ihrer Toilette. Die schmalen vergitterten Fenster und die ungeheuern Mauern, in denen sie festsaßen, die verblichenen Farben der Sammtvorhänge des Bettes, in welchem sie geschlafen hatte, das gewölbte Dach, welches kein geschnitztes und vergoldetes Eichenholz zeigte, sondern nur den kalten kahlen Stein, bewiesen, daß sie in dem Gemache einer alten und zerstörten Veste sey, aber einer Veste, welche ein Jahrhundert zuvor Personen enthalten hatte, in deren Adern das gleiche Blut floß, wie in ihren eigenen.

Sie stand auf, blickte aus dem Fenster, welches auf das weite und rauschende Meer führte, und gedachte des guten alten Herrn von Wavrin und seiner gefährlichen Reise; und wie die Gestalten eines Fiebertraums kamen die Figuren des alten Fischers, seiner schönen Tochter, seiner freundlichen Frau und seines hübschen dunkellockigen Sohnes in ihr Gedächtniß zurück. Ein leises Klopfen an der Thür schreckte sie auf, aber ihre Nerven waren durch den Schrecken so erschüttert, daß sie kaum wagte, die Einlaß begehrende Person zum Eintreten zu bitten. Endlich faßte sie Muth, es zu thun, und das hübsche lächelnde Gesicht Emely's, des Fischers Tochter, erschien hinter der sich öffnenden Thür. Hinweggerissen von den heimlichen Gefühlen früherer Tage, allein und trostlos an einem öden Orte gelassen, umringt von Gefahren und zum ersten Male dem Unglück preisgegeben, war das Herz Margarethens nur zu sehr geneigt, dem sich hinzugeben, was sich ihrer Zuneigung darbot. Emely war gütig und sanft und Margarethe hing ihr bald an.

Doch es gab einen andern Gefährten, welchen das Schicksal in ihren Weg geworfen hatte und welchem sie dieselbe natürliche Zuneigung nicht vorenthalten konnte, obgleich es nur zu wahrscheinlich war, daß sie ihrem Frieden gefährlich werden könnte. Täglich Morgens und Abends besuchte Albert, des Fischers Sohn, der von seinem Vater zurückgelassen war, den Schutz zu gewähren, welchen nur ein Mann zu geben im Stande ist, ihre Einsamkeit in Gesellschaft seiner Schwester, und Margarethe sehnte sich bald nach diesen Besuchen, als den glänzendsten Stunden in ihrem langweiligen Zufluchtsorte.

Aber unter der Zeit kehrte der alte Fischer nicht zurück. Tage vergingen, Morgen brachen an und Abende kamen, und das Boot, welches die Küste an jenem verhängnißvollen Abend verlassen hatte, erschien nicht wieder. Die Augen der Fischersfrau suchten vergebens über das Wasser zu blicken, und wenn zur Abendzeit die Barken der andern Bewohner der Küste sich dem Gestade näherten, liefen des

Fischers Kinder zum Strande, um nach ihrem Vater zu fragen — aber vergebens, Keiner brachte Kunde. Um dieselbe Zeit wurden auch allerlei Schiffstrümmer — Masten, Stangen und Planken — auf den Sand geworfen, und dunkel und trübe wurde die Stirn der Glieder der einst so glücklichen Familie, welche an der Spitze von Scarphout wohnte. Die beiden andern Männer, welche der Fischer zu seiner Begleitung gewählt hatte, waren unverheirathet; ihre Verwandten gaben nach langen gleichfalls vergeblichen Nachforschungen endlich die letzte Hoffnung auf und der Priester an der Kirche zu Unserer lieben Frau in Blankenberg wurde gebeten, Messen für die Seelen der Geschiedenen zu lesen. Der ehrwürdige alte Mann weinte, als er zu willfahren versprach, denn obgleich er prachtvolle Städte gesehen und in dem Hofstaate eines Fürsten einst gelebt hatte, liebte er doch seine einfache Heerde und war dem Manne sehr zugethan gewesen, dessen Boot fehlte.

Margarethe von Flandern, deren Schicksal so innig mit dem der unglücklichen Familie zu Scarphout verbunden war, mit den Hoffnungen und Befürchtungen eines jeden Tages bekannt gemacht, hatte ihre Thränen mit denen Emely's vermischt, hatte selbst die Hand Alberts ergriffen, während sie ihn mit theilnehmender Sorge über seines Vaters Verlust tröstete.

„Mein Schicksal" — sprach sie — „ist ein unglückliches, daß ich Sorge und Gefahr dorthin bringen muß, wohin ich selbst davor zu fliehen suchte."

„Betrübt Euch darüber nicht, Prinzessin," entgegnete Albert, ihre Hand an seine Lippen führend, „wir haben nur unsere Pflicht gegen Euch gethan, und unsere Leute sind nicht so, daß sie bereuen, sie gethan zu haben, obgleich wir einen Vater dadurch verlieren. Fürchtet auch nicht für Euer eigenes Schicksal, die Zeit wird es schon in ein besseres verwandeln. Unterdessen seyd Ihr hier sicher, und sollte es nöthig seyn, werde ich Euch bis auf den letzten Blutstropfen vertheidigen."

Der folgende Morgen bot indeß einen andern Anblick dar. Kaum war die erste Frische vorüber, als der gute alte Priester selbst die Hütte des Fischers besuchte und weiterhin nach den Hütten der andern Vermißten ging, Hoffnung und Freude verbreitend, wohin er kam. Und was, fragt man, war die Quelle solcher Freude? Es war nur ein Traumbild. Der alte Mann hatte — wie er erzählte — geträumt, daß er den Fischer von Scarphout gesund und wohl gesehen hätte mit einem Netze in der Hand, worin eine zahllose Menge Fische waren. Und dieser einfache Traum genügte zu jener Zeit, die Augen der Trauernden zu trocknen und Hoffnung in die Brust Derjenigen zurückzubringen, welche trostlos waren. Albert ging, um die Erzählung Margarethen von Flandern mitzutheilen, und dann wurde manches Wort der Freude zwischen ihnen gewechselt — der Freude, welche so oft ihre Macht durch Zärtlichkeit vermehrt.

Er kam jetzt häufiger als jemals, denn der ehrwürdige Priester hatte zufällig erfahren, daß er ein Interesse an dem wechselnden Glücke Flanderns nahm, und täglich brachte ihm der gute Mann Neuigkeiten, welche er zuweilen aus Pflicht, zuweilen aus Vergnügen der einsamen Bewohnerin der zerstörten Burg mittheilte. Er fand auch, daß seine Gegenwart sie aufheiterte und seine Unterhaltung sie von ihrem Kummer abzog. Sie fing an, mehr Zuneigung zu dem Jüngling zu fühlen, als selbst zu seiner Schwester, denn er wußte mehr von der Welt und von Menschen, als Emely; und was ihn anlangte, so hielt er es für seine Pflicht, ihr jeden Trost und jedes Vergnügen darzubieten, das er geben konnte. Mit jedem Tage wurden seine Besuche häufiger und dauerten länger. Zuweilen befreite er sie aus ihrem freiwilligen Gefängnisse, indem er sie mit Emely in sein Boot auf das vom Monde beschienene Meer nahm, oder indem er sie unter dem Auge der Himmelskönigin auf dem ebenen Sande fortführte, wenn die Wellen einer ruhigen Nacht sich zu ihren Füßen kräuselten. Oft saß er auf den Steinen des alten Gebäudes mit ihr und vertrieb ihre Gedanken über sich selbst durch Erzählungen aus verflossenen Tagen, als diese Mauern dem Sturm eines Kriegsheeres getrotzt hatten, und diese Hallen, jetzt in Staub zerfallen, der Sammelplatz der Edlen und Tapfern gewesen waren. Dann wieder pflegte er ihr zu erzählen, was er erfahren hatte, als er zu Namur und Tournay gewohnt, und er trug die herrlichen Thaten der Kreuzritter im fernen Palästina vor, oder er sang, wenn sie über dem Wasser saßen, mit einer Stimme, einer Kunst und einem Geschmacke, welche Margarethe für unvergleichlich hielt.

Täglich, stündlich fühlte die schöne, unerfahrene Prinzessin von Flandern, daß sie ihr junges Herz an den Jüngling niedrigen Standes verlor; doch was konnte sie thun, das flüchtige Herz zu halten oder es zu ihrem eigenen Busen von der hoffnungslosen Flucht zurückzurufen? Albert war in ihren Augen nicht allein der hübscheste Mann, den sie je gesehen hatte, er war nicht allein freundlich, gütig und zärtlich, sondern sie war an ihn allein gewiesen für Hilfe, Schutz, Vergnügen, Nachricht, Hoffnung; ihr Schicksal hing an seinem Worte, und während er diese Aufgabe fühlte und Freude darüber empfand, wachte er mit einer tiefen, ernsten und bangen Sorge für ihren Frieden und ihre Sicherheit. Und, mit allen diesen Gefühlen im Herzen, dachte sie wohl daran, daß er je gewagt hätte, sie wieder zu lieben,

sie zu lieben — die Prinzessin des Landes, in dem er nur der Sohn eines armen Fischers war? — Sie wußte, daß er es that — sie sah es in seinen Augen, sie hörte es in jedem Tone, sie fühlte es in der zärtlichen Berührung der starken Hand, welche sie auf ihren verstohlenen Spaziergängen unterstützte. Und so ging es fort von Tag zu Tag, bis Worte gesprochen waren, welche keine spätere Ueberlegung je zurückrufen konnte, und Margarethe gestand, daß, wenn ihres Vaters Länder nie zu dessen Hause zurückkehren sollten, sie mit zufriedenem Herzen Stand und Würde schwinden sehen und den Sohn des Fischers heirathen könnte.

Der Fischer kam aber nicht zurück; Tage waren zu Wochen geworden und Wochen zu Monden, und noch hatte keine Nachricht von ihm und seinen Gefährten die Küste erreicht und man fing an zu glauben, daß das Gesicht des alten Priesters nicht mehr als ein gewöhnlicher Traum gewesen sey; die Familie des Fischers selbst indessen nicht: sie schienen das Urtheil des alten Mannes für unfehlbar zu halten, und täglich besuchte er ihre Hütte, ihnen Nachricht von allen Ereignissen des Kampfes zu bringen, der jetzt das Land erschütterte.

Um diese Zeit hatte sich der König von Frankreich erhoben, um die Rebellen zu züchtigen und den jungen Grafen wieder in seine Staaten einzusetzen. Er hatte seine Vasallen zu seiner Fahne gefordert, zwei kriegserfahrene Marschälle seinem Heere gegeben und war in die beunruhigten Staaten als deren letzte Hoffnung eingerückt. Wenig bewaffneter Widerstand war seinem Vorschreiten entgegengesetzt worden, mit Ausnahme einiger Affairen, wodurch zwei oder drei detachirte Abtheilungen seiner Armee abgeschnitten waren. Aber dieses erbitterte den Monarchen nur noch mehr und man hatte ihn schwören hören, daß nur der Tod aller Verschworenen ihm das Blut Karls des Guten und der treuen Freunde, welche mit ihm gefallen waren, bezahlen könne.

Dies war der Bericht, welchen der ehrwürdige Priester unserem Fischerssohne eines Tages erzählt hatte und welchen dieser Margarethen von Flandern wiederholte, die ihn mit gemischten Gefühlen hörte, denn eine augenblickliche Freude bewegte ihr Herz, indem sie dachte, daß die Mörder ihres Vaters die gerechte Strafe empfangen und ihr Bruder als rechtmäßiger Erbe die Krone Flanderns erhalten würde; doch die Furcht, ja die Gewißheit, daß sie selbst von Dem, welchen sie liebte, getrennt werde, verfinsterte den kurzen Sonnenschein und ließ ihre Seele im Dunkel zurück.

Am nächsten Tage kamen Albert neue Nachrichten zu und erfüllten sein ganzes Innere mit Bestürzung. Burchard, der Hauptmörder des Grafen, hatte, wie man sagte, einen Boten an den König von Frankreich abgesandt, ihn zu bitten, sich entweder fern von Brügge zu halten oder ihm und seinen Gefährten volle Verzeihung zu senden, sonst würde ein anderes Opfer denen hinzugefügt werden, welche schon geschieden seyen von der Familie des todten Grafen. Er habe, wurde hinzugefügt, die einzige Tochter Karls in seiner Macht; er wisse ihren Zufluchtsort, woselbst er sie holen und als Geisel behalten werde, und ihr Blut sollte fließen, sobald eine harte Maßregel gegen ihn, Burchard, ergriffen werden würde.

Albert fiel in tiefe Gedanken. Könnte es wahr seyn, daß Burchard wirklich Margarethe von Flandern entdeckt hätte? Wenn dem so sey, dann wäre die Zeit da, seines Vaters Befehle, sie betreffend, zu erfüllen, was es ihn auch kosten sollte. Diese Befehle waren, daß, wenn Gefahren sie in ihrer Zufluchtsstätte bedrohten, er sie zum Meere führen, nach der französischen Küste bringen und sie den Händen des Königs oder seiner Stellvertreter übergeben solle.

Man wird begreifen, daß die Ausführung ihm peinlich seyn mußte, dem jede Stunde ihrer Gesellschaft Freude brachte. Je mehr er indessen darüber nachdachte, desto mehr fühlte er, daß es gethan werden mußte, denn in den letzten Tagen waren vier oder fünf Segel gesehen worden, welche sich müßig an der Küste umhertrieben, und Albert beschloß, sich bei erster Gelegenheit über ihren Zweck in Kenntniß zu setzen. Mit einigen jungen Männern der benachbarten Küste bestieg er ein Boot, und da er leicht eine Entschuldigung fand, sich einem der größern Fahrzeuge zu nähern, fragte er, wie zufällig, wem sie gehörten, worauf er mit Angst und Beben die Antwort hörte, daß es Schiffe Burchard's, Prevôt's von Donatien, seyen. Er kehrte gleich nach der Küste zurück, trennte sich von seinen Gefährten und begab sich nach seines Vaters Hütte; dort erfuhr er die Nachricht, daß der König von Frankreich auf Brügge losgegangen und Burchard mit seinen Truppen geflohen sey. Allein derselbe Bericht lautete weiter, daß die Rebellen, hitzig von der französischen Ritterschaft verfolgt, ihre Flucht nach der Seeküste gewandt hätten.

Die Zeit drängte, der Augenblick der Gefahr kam näher, und doch war auch große Gefahr in jeder Handlungsweise, welche man beginnen wollte. Die Flucht über's Meer war offenbar abgeschnitten, der Zufluchtsort Margarethens augenscheinlich entdeckt, und wenn eine Flucht zu Lande versucht würde, so schien sie nur in die Gewalt des Feindes zu führen.

(Schluß folgt.)

Meinem Aulenbach.
Am Weihetage seiner Verlobung
mit
Rosalie Gassert.

Aus den Trümmern der Vergangenheiten,
Aus den Aschen uns'rer Jugendzeiten
Windet sich ein sel'ger Schatten los:
Freund! es ist der Schatten jener Stunde,
Wo mein Geist zum hohen Geisterbunde
Mit dem Deinigen zusammenfloß;

Wo ich einen Blutsfreund in Dir spürte,
Mit der Wahrheit Prüfstein Dich berührte
Und bewährt, wie ächtes Gold, Dich fand;
Wo ich dann mit Dir und uns'rem Dritten
Für der Trennung und des Bleibens Hütten
Uns'rer Freundschaft Ideal erfand;

Wo mir jeden Strudel zu durchschwimmen,
Jeden Zackenfelsen zu erklimmen,
Jede Schauerwildniß zu durchzieh'n,
In der Wahrheit Aedytum zu dringen,
Zu den Sternen mich emporzusingen,
Knabenspiel an Deinem Busen schien!

Gold'ne Träume! süße Reverieen!
Heldengluthen! Rosenphantasieen!
Ahndungsvolle Lebensdämmerung!
Du bist hin! — Die Pulse klopfen milder,
Blässer malt die Phantasie die Bilder,
Matter lodert die Begeisterung.

Abgemüdet von der Meeresengen
Brandungsdonner und dem Klippendrängen,
Steuert Jeder an's Gestad' und sucht,
Bis die letzte frische Kühlung wehe
Und ihn führe auf die sich're Höhe,
Eine stille, ringsumschirmte Bucht.

Selig, wer in seinem kleinen Kreise
Thut, so viel er kann, und froh und leise
Seine unbemerkte Rolle spielt,
Und des Busens unauslöschlich Schmachten
Und des Geistes rastlos höher Trachten
Mit der Hoffnung beff'rer Zeiten kühlt.

Selig nun auch Du! Die bunte Bühne
Hinter Dir, flohst Du in Deine grüne,
Heiterschöne, traute Einsamkeit,
Sie, für ferne, tugendhaft're Zeiten
Dir der Kronen viele zu erstreiten,
G'rade nicht zu eng und nicht zu weit.

Deiner warte sehnsuchtswerthe Stille,
Mangelfreie, neideslose Fülle,
Gleichgewicht von Arbeit und Genuß,
Edle, herzerhebende Geschäfte,
Und nach der Entspannung Deiner Kräfte
Wartet Dein Rosaliens keuscher Kuß.

O vernimm, was ich an's Herz Dir binde:
Meines Friedrichs Auserwählte! — gründe
Fester meines fernen Freundes Glück!
Deine Liebe golde seine Tage,
Deinem Lächeln schweige jede Klage,
Taumle jeder Trauerblick zurück.

Lerne täglich seines Ernstes Höhen,
Seiner Güte Tiefen mehr verstehen,
Bis Du seines Geistes Flug erringst,
Und wie zweier gleichgestimmten Saiten
Silbertöne in einander gleiten,
Mit ihm Einen sel'gen Einklang klingst.

Und auch Du, mein Theuerster, mein Bester,
Gründe Deines Mädchens Wohl stets fester,
Mache glücklich Deine Lieblingin!
Ihrer Blicke Strahlenglanz erhell're
Deine Dämm'rung! Ihre Milde läut're
Deinen ernstgewohnten Mannessinn!

In der Lerche Früh- und Spätgesängen,
In des Gartens blüthenweißen Gängen,
An des Baches blaubeblümtem Rand,
Im Gesäusel quelldurchströmter Büsche,
In der Mainacht wollustreicher Frische
Wandle oft an Deines Weibes Hand.

Laß sie in der Myrias der Wesen
Jener hohen Einheit Züge lesen,
Die nur des Geweihten Auge sieht,
Die im ungeheuren Weltenringe
Körper, Geister, Schöpfer, alle Dinge
Widerstandslos an einander zieht.

In der Sterne Saat, am Blüthenstaube
Und an dem smaragdnen Hals der Taube
Laß sie Wahrheit, Schönheit, Güte seh'n!
Lehre sie den Tanz der Weltenballe
Und des Ganzen Harmonieenhalle
Und der Sphären Jubelpsalm versteh'n:

Daß sie nicht nur durch die kurze Weite
Dieser Erdenwallfahrt Dich geleite,
Daß sie, wenn Dein fesselloser Geist
Einst die ungezählten Epkloiden
Aller Weltsysteme nimmermüden,
Nimmerlassen Adlerflugs durchreist;

Daß sie auch in jenen weiten Irren,
Wo sich Zirkel, Maß und Zahl verwirren,
Bruder, Deine Reis'gefährtin sey,
Und sich so, Genossin Deines Strebens,
Nach Vortrefflichkeit, mit Dir des Lebens,
Und warum nicht auch des Sterbens? freu'!

A. St.

Redaktion, Druck und Verlag von G. Ritter in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

Nro. 53. Dienstag, 3. Mai 1853.

Der Fischer von Scarphout.

(Schluß.)

Albert beschloß, sich mit Margarethen zu berathen, und indem er durch die Gewölbe ging, war er bald an der Seite des schönen unglücklichen Mädchens, dessen Schicksal von der Entscheidung der nächsten wenigen Minuten abhing. Er sagte ihr Alles — aber ihr sowohl als ihm selbst schien das Fliehen noch gefährlicher, als das Bleiben. Die hohe Fluth rückte heran, in weniger als einer halben Stunde war das Schloß vom Lande abgeschnitten; der König von Frankreich war dem Feinde nahe und verschiedene Ereignisse konnten sie hier begünstigen.

„Ich würde lieber sterben, als in die Hände des Feindes fallen," sagte Margarethe; „und ich kann hier so gut sterben, als an einem andern Orte."

„Sie sollen erst über meinen Leichnam fortgehen, ehe sie Euch erreichen," erwiederte Albert; „viel, Margarethe, ward schon gethan durch einen einzigen Arm, und wenn ich Euch vertheidigen kann, bis der König kommt, seyd Ihr sicher."

„Aber Waffen," versetzte sie, „Ihr habt keine Waffen."

„O ja, die habe ich," sprach er. „Keiner kennt die Geheimnisse dieses alten Schlosses, als mein Vater und ich, und es sind Waffen genug hier für Solche, die sie zu gebrauchen wissen. Wartet nur einen Augenblick, ich werde gleich wieder zurück seyn." Und bei diesen Worten entfernte sich Albert.

Seine Abwesenheit war nur von kurzer Dauer, aber als er zurückkam, sah ihn Margarethe bewaffnet mit Schild und Helm, mit Schwert und Streitaxt; doch ohne Panzer und Panzerhemd, die, wenn sie ihn auch vor Wunden geschützt, ihn doch eines Theils jener Behendigkeit beraubt haben würden, welche allein Einen fähig macht, mit Vielen zu kämpfen."

„Wenn ich nur Emely schicken könnte," sagte er bei seinem Wiedererscheinen, „einige unserer tapfern Leute aus den Hütten zu unserm Beistand herbeizurufen, wir könnten einer Armee auf einige Stunden Trotz bieten."

Margarethe antwortete nur dadurch, daß sie mit der Hand nach einem Punkte der entfernten Sandhügel zeigte, wo man eine kleine Zahl Reiter in voller Eile auf Scarphout zu galoppiren sah.

Albert sah, daß es zu spät war, anderweitige Hilfe zu rufen, und blickte jetzt erst um sich, um zu entdecken, wo er sich in der Stunde der Noth am besten vertheidigen könnte. Da war eine große dicke Mauer, welche, ehe das Meer auf das Gebäude vorgerückt war, das Schloß ganz umgeben hatte, jetzt aber die Ruinen nur an einer Seite schützte, indem sie, einem Damme gleich, in das Gewässer hineinlief, welches das Uebrige verschlungen hatte. Die Mauer war an der einen Seite ungefähr zwanzig Fuß über dem Erdboden und an der andern ungefähr fünfundzwanzig über dem Meere; am Ende zwischen den Brustwehren war ein Eingang, welcher kaum zwei Menschen neben einander fassen konnte. Auf diesem Walle, ungefähr in der Mitte zwischen dem Gewahrsam und dem Meere, war ein kleiner vorspringender Thurm, und dort, dachte Albert, möchte Margarethe ein Obdach finden, während er, so lange er am Leben, den Eingang gegen den von der Landseite kommenden Feind vertheidigen konnte. Er theilte ihr seinen Plan mit. Sie antwortete nicht, sondern fiel an seine Brust und weinte. Aber er trocknete ihre Thränen mit seinen liebkosenden Lippen und sprach Worte der Hoffnung und des Trostes.

„Seht," sagte er, „das Meer bedeckt schon den Weg zwischen uns und dem Lande, und wenn sie nicht das Geheimniß der Gewölbe besitzen, können sie uns nicht eher erreichen, bis die Fluth fällt."

Als er seine Augen nach der Küste wandte, war die Reiterabtheilung ungefähr eine halbe Stunde vom Schlosse entfernt; aber gleich darauf sah er, zu seiner größten Freude, an der Ecke der Sandhügel, etwa eine gute Stunde hinter den Reitern,

eine stärkere Macht, wie in Verfolgung begriffen, mit erhobenen Lanzen und entfalteten Bannern.

„Der König! der König von Frankreich!“ rief Albert aus.

Doch galoppirte die erstere Schaar vorwärts. Sie erreichten jetzt die Küste, zogen aber ihre Pferde an, als sie sahen, daß die Fluth schon da war, und wandten sich dann plötzlich nach der Hütte. Im nächsten Augenblicke konnte Albert seine Mutter und Schwester über den Sand entfliehen sehen; allein von den Bewaffneten versuchte Keiner, sie einzuholen, denn sie hatten einen andern Zweck, als Jene zu verfolgen, und Albert fühlte, daß jetzt Margarethens Heil einzig in seiner Tapferkeit lag.

„Nach dem Thurme, Geliebte!“ rief Albert — „nach dem Thurme!“ Und sie halb führend, halb tragend, brachte er sie nach dem Obdach und stellte sich an den Eingang.

Ein neuer Geist schien ihn zu beleben, neues Licht strahlte aus seinen Augen, und in Worten, welche dem Edelsten des Landes Ehre gemacht haben würden, ermahnte er sie, ihre Festigkeit in dem Augenblicke der Gefahr zu bewahren, rings umher Acht zu geben und ihn zu benachrichtigen von Dem, was sie durch die Schießscharten des Thurmes sehe. Dann kam ein Augenblick der schrecklichsten Ungewißheit, während sie schweigend und zweifelhaft das Resultat erwarteten. Man sah das französische Heer näher und näher kommen; des Königs Fahne sah man jetzt im Winde flattern und sie war deutlich von den Bannern der Lehnsherren zu unterscheiden.

Die Hoffnung wurde stärker in Alberts Brust und er glaubte, daß, ehe Burchard den Eingang finden und ihn überwältigen könne, der Rächer ihn schon eingeholt habe. Er hoffte indessen vergebens, denn der Mörder war mit dem Orte wohlbekannt und hatte nur innegehalten, um die Thür der Gewölbe zu sichern, damit der Verfolger ihm nicht durch dieselben Mittel nacheilen könnte, welche er angewandt hatte.

In der nächsten Minute wurden laute Stimmen wiederhallend in den Ruinen gehört, und Albert und Margarethe, sich so gut als möglich verbergend, sahen den wilden und blutdürstigen Prevôt mit seinen Gefährten sie in den Ruinen der Veste suchend. Rasch wurden Frankreichs Banner vorwärts getragen, und ehe Burchard ihr Versteck entdeckt hatte, war die Küste auf halber Bogenschußweite mit Rittern besetzt. So nahe waren sie, daß, ununterbrochen von dem sanften Murmeln der Wellen, die Stimme eines Heroldes gehört werden konnte, welcher die Rebellen aufforderte, sich zu ergeben, Allen, bis auf die zehn Hauptverschworenen, Verzeihung versprechend. Ein lauter trotziger Ruf war die einzige Antwort, denn in demselben Augenblicke heftete sich das Auge Burchards auf die Gestalt Alberts, als dieser sich unter die Mauer drückte, und die Bewaffneten liefen den engen Gang vorbei. Sich zu verbergen, konnte jetzt nichts mehr nützen, und indem er mit seiner Streitart aufsprang, stellte er sich zwischen die Prinzessin und die Rebellen.

Die Franzosen an der Küste konnten ihn jetzt auch sehen, da seine halbe Gestalt die Brustwehr überragte, und augenblicklich, da sie seine Lage zu errathen schienen, drangen einige Armbrustschützen vor und schossen ihre Bolzen auf die Leute des Prevôts. Zwei oder drei stürzten, tödtlich getroffen, nieder, aber die Andern fuhren fort, gegen den Thurm zu stürmen, wo ihrer gleichfalls der Tod wartete. Jeder Streich, den Albert mit seiner Streitart führte, konnte vom Lande gesehen werden, und als seine Gegner einer nach dem andern vor jenem starken und kräftigen Arme verschwanden, klangen laute und beglückwünschende Zurufe von seinen Freunden an der Küste zu ihm herüber. Doch erblickten jetzt Einige, die am weitesten vorgedrungen waren, die hinter ihrem tapfern Vertheidiger stehende Margarethe, als sie in unbesiegbarer Angst für Den, welchen sie liebte, aus der Thür des Thurmes schaute, und als der an der Küste befindlichen Freundesschaar davon Kunde ward, sahen Hunderte eifriger Augen nach ihr hinüber, gewiß, daß wenn sie gewonnen werde, entweder ein Versprechen der Verzeihung oder ein Tod der Rache erlangt würde.

In diesem Augenblicke zeigte Burchard, welcher weiter zurück stand, nach dem Schloßhofe unten, wo eine Anzahl Balken und Planken vermodernd in der Sonne lagen. Zwölf seiner Leute sprangen hinunter, ergriffen die Sachen, stellten sie, nach der Anweisung ihres Führers, gegen die Mauer unter dem Thurme und erhoben so eine Art wankendes Gerüst hinter dem Orte, wo Margarethens tapferer Vertheidiger stand. Er selbst, eifrig im Kampfe begriffen, sah nicht, was geschah; aber sie hatte den unglücklichen Vortheil, welche ihre Feinde gewonnen, bemerkt und indem sie sich aus dem Thurme vorbeugte, rief sie dem jungen Manne zu:

„Sie kommen! sie kommen von der andern Seite! Wir sind verloren!“

Albert wandte seinen Kopf und verstand im Nu. Nur eine Hoffnung blieb. Den nächsten Gegner zu Boden schlagend, führte er einen zweiten Streich gegen den Andern hinter diesem, welcher ihn auf seine Kameraden zurückschleuderte. Dann warf er seine Streitart und seinen Schild weg, faßte die leichte Gestalt Margarethens in seine Arme, stieg auf die Brustwehr und sprang mit dem Ausrufe: „Gott schütze uns!“ auf einmal ins tiefe Meer, während in demselben Momente die Köpfe der Belagerer auf der andern Seite des Thurmes erschienen.

Ein Schrei des Entsetzens klang von der Küste und der König von Frankreich selbst, mit zwei alten Rittern an seiner Seite, ritt vorwärts, bis das Wasser seines und seiner beiden Treuen Pferde Leiber bespülte.

Albert und Margarethe waren einige Sekunden aus dem Gesichte verschwunden, dann erschienen sie wieder; und lange daran gewöhnt, mit den Wellen zu spielen, welche sich jetzt sanft um ihn als einen geliebten Freund kräuselten, arbeitete er, die theure Last in seinem linken Arme tragend, mit der rechten Hand der Küste zu. Weiter, weiter trug er sie; und wie ein Lamm an dem Busen des Hirten, lag sie still und ruhig, großen Schrecken durch große Willenskraft bezwingend; weiter, immer weiter trug er sie.

Freudige Zurufe begrüßten ihn, als er sich der Küste näherte, und da Liebe und Tapferkeit Kräfte lieh, kam er rasch näher und näher. Endlich berührten seine Füße den Boden, und beide Arme um sie schlingend, trug er sie sicher und gerettet nach dem weichen trocknen Sande des Ufers. Hier angekommen, kniete er vor dem Monarchen nieder und setzte seine schöne Last sanft auf den Boden, jedoch ihre Hand in der seinigen festhaltend.

„Haltet ein, Edle! haltet ein!" rief der König von Frankreich, vom Pferde springend — „ehe ihn Jemand begrüßt, will ich ihm den Gruß geben, den er verdient hat. Entfaltet die Fahne über ihm! Albert von Boulogne, ich schlage Dich zum Ritter! Sey immer, wie heute, bieder, tapfer und treu! — Schöne Dame von Flandern, wir denken, daß Ihr ihm auch eine Belohnung schuldig seyd; und wir glauben, unsern weisen Küstengesetzen gemäß, daß Das, was der Fischer aus dem Meere bringt, dem Rechte nach, sein Eigenthum ist. Ist es nicht so, mein guter Herr von Boulogne?" fragte er einen hochgewachsenen alten Mann, der neben ihm stand. „Ihr solltet das am besten wissen, da Ihr hier seit zehn Jahren den „Fischer von Scarphout" vorstellt!"

Die Edlen jubelten laut auf, und mit Freudenthränen umarmte der alte Graf von Boulogne — denn er war es — seinen tapfern Sohn, während Herr von Wavrin zu gleicher Zeit die Hand Margarethens in die ihres Befreiers legte, und indem er sich gegen den König wandte, hob er an:

„Margarethens Vater, Sire, gab mir durch ein Testament, wie Sie finden werden, die Verfügung über ihre Hand; ich thue nur meine Pflicht, wenn ich sie Demjenigen gebe, der sie so wohl verdient. Gleichzeitig ist es meinem Herzen ein Trost, meinem edlen Herrn, dem Grafen von Boulogne, einen Ersatz zu bieten für das Unrecht, welches ich ihm vor langen Jahren zugefügt, und das auf ihn, freilich durch Irrthum, Ew. Majestät Ungnade und zehn Jahre der Verbannung gebracht hat. Er hat es mir vergeben, aber ich habe es mir nicht vergeben, und als ein Zeichen meiner Reue füge ich alle meine Güter bei meinem Tode der Mitgift Margarethens von Flandern bei."

Wir wollen nicht bei dem Tode Burchards, des Prevôts von Donatien, verweilen. Er starb, wie er es verdiente, auf dem Schaffot. Erklärungen sind auch langweilig, zudem erzählt die alte Chronik auch nicht mehr, als wir erzählt haben, und überläßt es der Phantasie ihrer Leser, alle die unbedeutenden Einzelheiten in dem Leben des Fischers von Scarphout auszufüllen.

Mannigfaltiges.

(Thee und Kaffee.) Einen ganz besonderen Einfluß, sagt Moleschott, haben Thee und Kaffee auf die Thätigkeit der Nerven. Durch den Thee wird man zu sinnigem Nachdenken gestimmt, und trotz einer größern Lebhaftigkeit der Denkbewegungen läßt sich die Aufmerksamkeit leichter von einem bestimmten Gegenstand fesseln. Es findet sich ein Gefühl von Wohlbehagen und Munterkeit ein, und die schaffende Thätigkeit des Gehirns nimmt einen Schwung, der bei der größeren Sammlung und der bestimmter begrenzten Aufmerksamkeit nicht leicht in Gedankenjagd ausartet. Wenn sich gebildete Menschen beim Thee versammeln, so führen sie gewöhnlich geregelte, geordnete Gespräche, die einen Gegenstand tiefer zu ergründen suchen, und welchen die heitere Stimmung, die der Thee herbeiführt, leichter als sonst zu einem gedeihlichen Zwecke verhilft. Durch den Kaffee dagegen wird die Empfänglichkeit für Sinneseindrücke erhöht, daher einerseits die Beobachtung gesteigert, auf der andern Seite aber auch die Urtheilskraft geschärft, und die belebte Einbildungskraft läßt sinnliche Wahrnehmungen als Schlußfolgerungen rascher bestimmte Gestalten annehmen. Es entsteht ein Drang zum Schaffen, ein Treiben der Gedanken und Vorstellungen, eine Beweglichkeit und eine Gluth in den Wünschen und Idealen, welche mehr der Gestaltung bereits durchdachter Ideen, als der ruhigen Prüfung neu entstandener Gedanken günstig ist. Der übermäßige Genuß des Kaffee's und Thee's hat Schlaflosigkeit, Betäubung zur Folge und kann eine wahrhaft aufreibende Gewalt auf den Körper ausüben.

Ein norddeutsches Blatt theilt über die Kinderzucht des Prinzen Albert Folgendes mit: Der kleine Prinz von Wales stand eines Tages in seinem Zimmer des königlichen Landsitzes am Fenster, dessen Scheiben, wie dieses bei manchen solchen Gebäuden der Fall ist, bis herunter auf den Fußboden reichen. Er sollte seine Lection auswendig lernen, schaute aber durch's Fenster hinaus in den Garten und spielte mit den Fingern an den Scheiben. Seine Gouvernante, das christlich ernste Fräulein Hillard, bemerkte dies und bat ihn freundlich, an das Lernen seiner Aufgabe zu denken. Der kleine Prinz erwiederte: „Ich mag nicht!" — „Dann muß ich Sie in die Ecke stellen," sagte das Fräulein. — „Ich will nicht lernen," antwortete trotzig der Kleine, „und muß nicht in der Ecke stehen, denn ich bin der Prinz von Wales!" Und indem er dies sagt, stößt er mit dem Fuß eine Fensterscheibe hinaus. — Da erhebt sich Fräulein Hillard von ihrem Stuhl und spricht: „Sir, Sie müssen Ihre Lection lernen, oder ich muß Sie in die Ecke stellen." — „Ich will nicht!" versetzt der Kleine und stößt eine zweite Fensterscheibe hinaus. Das Fräulein klingelt; der Kammerdiener erscheint. Durch diesen läßt sie dem Vater des Prinzen, dem Prinzen Albert, sagen, sie bäte, daß Se. k. Hoh. sich hieher bemühen möchten, weil sie in dringenden Angelegenheiten seines Sohnes mit ihm zu sprechen habe. Der treugesinnte Vater kommt sogleich und läßt sich Alles, was soeben vorgegangen war, erzählen. Er wendete sich hierauf an seinen kleinen Sohn und indem er auf einen Schemel deutet, sagt er: „Setze Dich jetzt einmal hieher und bleibe da, bis ich wieder komme." Er geht darauf in sein Zimmer und holt sich von dort eine Bibel. „Höre nun," spricht er zu dem kleinen Wales, „was der heilige Apostel Paulus Dir und andern Kindern Deiner Art sagt," und er liest Galat. 4, 1 u. 2: „„Ich sage aber, so lange der Erbe ein Kind ist, so ist unter ihm und einem Knecht kein Unterschied, obwohl er ein Herr ist aller Güter; sondern er ist unter den Vormündern und Pflegern bis auf die bestimmte Zeit vom Vater."" „Es ist wahr," fährt Prinz Albert fort, „Du bist der Prinz von Wales, und wenn Du Dich gebührend aufführst, kannst Du ein vornehmer Mann, Du kannst einmal nach dem Tode Deiner Mutter, die uns Gott noch lange erhalten möge, König von England werden. Aber jetzt bist Du noch ein kleiner Knabe, der seinen Vorgesetzten und Pflegern gehorchen muß. Ueberdies muß ich Dir noch ein anderes Wort eindringlich machen, das der weise Salomo, Sprüchwörter 13, 24 sagt: „„Wer seine Ruthe scheuet, der hasset seinen Sohn; wer ihn aber lieb hat, der züchtiget ihn bald."" Darauf zog der Vater eine Ruthe hervor und züchtigte den künftigen Thronerben des mächtigsten Reiches der Christenheit in einer wohlfühlbaren Weise, stellte ihn dann in die Ecke und sagte: „Hier bleibst Du so lange stehen und lernst Deine Lection, bis Fräulein Hillard Dir erlaubt, wieder hervorzutreten; und vergiß nie wieder, daß Du jetzt unter Vormündern und Pflegern, sowie künftig unter einem von Gott gegebenen Gesetze stehst."

Aus Dortmund schreibt man unterm 20. April: „Gestern kam ein junger Mann aus dem Kreise Altena hastig und von Schweiß triefend hier an, um auf der Eisenbahn nach Köln zu reisen. Da der Zug auf dem Punkte stand, sich in Bewegung zu setzen, so trank er in Eile ein Glas Bier, begab sich dann ins Coupé und setzte sich ruhig in eine Ecke desselben. Als der Schaffner bald darauf an das Coupé trat, um das Billet abzufordern, erhielt er keine Antwort; er glaubte, der junge Mann sey eingeschlafen, und suchte ihn aufzuwecken, allein vergeblich — er war vom Schlage gerührt und nicht mehr am Leben. Die Leiche wurde zu Herne-Bochum der Polizeiverwaltung mit allen Effekten überliefert, wo sich dann herausstellte, daß der junge Mann eine bedeutende Summe Geldes mit sich geführt hatte und auf der Auswanderungsreise nach Amerika begriffen war.

Das Dorf Clichy bei Paris will dem König Dagobert, der vor 15 Jahrhunderten dort seine Sommer-Residenz gehabt haben soll, ein Denkmal errichten.

Sylben-Räthsel.

Hoch auf der Ersten sitzet
Der Meister Spindelbein,
An seiner Seite schwitzet
Ein junges Schneiderlein:

Denn nadelt es nicht schnelle,
So mißt ihm lobesan
Der Meister seine Elle
Auf die zwei Letzten an.

Wie oft in Tag und Jahren
Dies Glück dem Jungen lacht,
Das kann er jetzt erfahren,
Wenn er beim Ganzen fragt.

H. *M.*

Redaktion, Druck und Verlag von G. Ritter in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

Nro. 54. Freitag, 6. Mai 1853.

Das unheimliche Haus.

Aus dem Englischen. *)

Traurig ist der Sage Wahrheit.

Vor einigen Abenden, als ich mit einem treuen Freunde eine der Vorstädte unserer Hauptstadt durchwanderte und mich in einer Art von flüchtiger und wenig zusammenhängender Unterhaltung erging, da wurde dessen satyrische Laune durch eine Bemerkung in Thätigkeit gesetzt, welche ich über „die eigenthümliche Physiognomie einiger Häuser" fallen ließ. „Das," bemerkte er, „sey ungefähr wie die nackteste Absurdität, die er jemals angehört habe," und fragte mich, „wenn ich, statt seiner, den „diable boiteux" **) zur Gesellschaft hätte, wohin ich alsdann meine Augen richten würde?"

„Da," fuhr er lachend fort, als wir vor einer etwas niedrigen, zweistöckigen Wohnung vorbeikamen, frisch gemalt und geweißt, mit Aushängezetteln an mehreren Fenstern, daß es „zu vermiethen" sey — „was sagst Du zu dem Hause? Nennst Du es züchtig aussehend, methodistisch — wie denn?"

Es schien ihn höchlich zu amüsiren, als ich, seinem Spotte selbst zum Trotz, antwortete:

„Nein, ich nenne es unheimlich."

„Unheimlich!" rief er aus — „immer besser. Auf mein Wort, bei all Deinen wunderlichen Grillen und all Deinem Muthe, sie auszusprechen, machst Du doch wirklich noch einen ganz leidlichen Gesellschafter für den Abend! Nun aber, im Namen aller Romantik, wie kannst Du den gemeinen, scheunenartigen Kasten mit so viel Theilnahme betrachten, daß Du Dir einbildest, ein Geist sollte sich herbeilassen, dort umzugehen?"

„Liebster Freund," erwiederte ich, „ich habe nicht behauptet, daß ein Geist dort umgehe; ich habe nur gesagt, es sey ein unheimliches Haus."

„Eine feine Unterscheidung, in der That," versetzte er; „nun, bitte, laß mich hören, worin denn der Unterschied besteht, ob ein Haus unheimlich ist, oder ob es Geister beherbergt? Ich muß gestehen, daß ich keinen zu finden weiß."

„Nach meiner Meinung liegt der Unterschied klar vor Augen," erwiederte ich, „denn ein Haus kann unheimlich seyn durch eigenthümliche Erinnerungen oder peinliche Ideenverbindungen, die es in üblen Ruf bringen, und um so mehr, wenn sie von solcher Beschaffenheit sind, daß sie die Einbildungskraft des großen Haufens wach rufen und es auf diese Weise mit einer abergläubischen Furcht betrachten lassen. In früheren Tagen hatte das Haus da ein ganz anderes Ansehen. Ich erinnere mich noch, daß Passionsblumen, weiße Jasminen und Geißblatt die Fenster umhüllten, daß eine dichte Hecke von Hagerosen das kleine Erdgeschoß umgab und daß ein reicher Rosenflor sich Bahn brach durch die üppige Vegetation, welche fast sein Wachsthum erstickte; damals zeugte Alles von einem abgeschiedenen lieblichen Geiste — einem entflohenen Genius, der dort geherrscht."

„Oder, in weniger hochtrabenden Worten zu reden," sagte mein Freund, „Du willst sagen, daß der ganze Platz von Unkraut überwuchert war, und daß die Wohnung damals, so wie jetzt, zur Miethe stand. Lieber Freund, Du idealisirst allzu sehr — ist das nicht die einfache Wahrheit?"

„Und Du realisirst zu sehr, wie Bruder Jonathan sagt," antwortete ich, „das heißt, Du führst gewisse Gegenstände von Interesse auf eine scharfe und eckige Wirklichkeit zurück."

„Wie unverbesserlich Du doch bleibst!" rief er lachend — „auch die nackte, einfache Wirklichkeit kannst Du nicht einmal als das träge, feste Ding behandeln, was es doch einmal ist, sondern Du mußt ihm noch Schärfe und Eckigkeit beilegen. Erinnere Dich nur, nach den Worten Deines Lieblingsdichters bin ich „ein Rechtsgelehrter, bleich und kalt," und lebe von meinem spitzen Witze, wenn Du

---

*) „Ainsworth's Magazine." (Lesefrüchte, 1853, Bd. 2.)

**) Den „hinkenden Teufel" von Le Sage.

willst, und auf der andern Seite von meiner runden Einnahme; glaube mir nur, wenn Du Dein Genie einmal in das Studium von Coke und Littleton einzwängtest und Deiner Feder nicht mehr Spielraum ließest, als sich verträglich fände mit der Würde des Pergamentes und des blaßrothen Bandes, Du würdest bald Deine Einbildungskraft merklich gezähmt finden und nicht mehr fähig seyn zu Irrflügen in die Schattenregionen des Wolkenlandes. Doch ist meine Neugierde wirklich gereizt, und ich bin begierig, die Geschichte von Deinem unheimlichen Hause zu hören, weil ich als Realist mir nimmer hätte träumen lassen, daß ein so alltäglich aussehendes Haus wie die Wohnung von Geistern aussehe."

„Und doch," bemerkte ich, „in wie vielen noch weit alltäglicher aussehenden Häusern sind hochtrabende Hoffnungen gefaßt worden und liebende Herzen gebrochen?"

„Und Witze gemacht, und Kleider gewaschen, und Kinder gezüchtigt!" setzte mein Freund sarkastisch hinzu. Darauf versank er in Nachdenken, und nach einer Pause von einigen Minuten, während deren sein Ausdruck allmählig sanfter wurde, streckte er seine Hand aus und ergriff die meinige mit dem Ausrufe: „Lieber Freund, Du verstehst mich, Du bist mir nicht böse wegen meiner Sticheleien? Das Zwielicht ist schon tief hereingebrochen, die Sterne blinken auf höchst einladende Weise, und jetzt, bitte, thue mir und zugleich Dir selbst den Gefallen und erzähle mir die Geschichte von Deinem unheimlichen Hause."

„Nun wohl," sagte ich, „wenn Du's auch kaum verdienst, so ein Skeptiker wie Du bist, so will ich doch, um Dir und zugleich auch mir selbst einen Gefallen zu thun, Dir die Geschichte von meinem „unheimlichen Hause" erzählen, da Du doch einmal entschlossen zu seyn scheinst, sie als die meinige gelten zu lassen; aber Du mußt wissen, die Geschichte ist nicht mein eigen — sie ist, glaube ich, authentisch. Der Freund, aus dessen Munde ich sie gehört habe, war mit den Personen bekannt, von denen die Geschichte handelt, deren Namen ich jedoch, aus einleuchtenden Gründen, nie gehört habe, weßhalb ich auch in dem Punkte Deine Neugierde nicht befriedigen kann; übrigens gab es vor etwa fünfzehn Jahren noch mehrere Familien in der Nachbarschaft, welche die Wahrheit der tragischen Geschichte bezeugen konnten, durch welche dieses Haus berühmt geworden — so lange ist es her, daß ich mit der Sache bekannt wurde."

„Was! etwa Liebe, Blut und Mord?" fragte mein Freund.

„Das Erstere, wenn Du willst," erwiederte ich, „aber keins von den beiden Letzteren — ungestillter Mangel, abgezehrter Hunger und schrecklicher Tod."

Die Geschichte.

Vor etwa fünfzehn Jahren zog das Aeußere dieses Hauses meine Aufmerksamkeit auf sich: es befand sich damals in dem vernachlässigten Zustande, welchen ich vorhin beschrieben habe. Die lieblichen Düfte, welche aus dem verwahrlosten Garten kamen, lenkten die Aufmerksamkeit auf dessen Verödung; zudringliche Schlingpflanzen verhüllten die Fenster fast ganz, von denen die meisten zerbrochen waren; die übrig gebliebenen Scheiben waren durch eine dicke Staub- und Spinnwebendecke verdunkelt; das Dach war an den meisten Stellen bloßgelegt, die Thüren und Läden der Fenster waren aus Mangel an Anstrich voll von Sprüngen und Rissen.

„Das Plätzchen scheint einmal hübsch gewesen zu seyn," bemerkte ich, als wir vorbeigingen, gegen einen seitdem verstorbenen Freund, „wie schade wäre es doch, wenn man es gänzlich verfallen ließe!"

„Ja," sagte er, „ich erinnere mich noch recht gut, daß es wirklich ein ausnehmend hübsches Plätzchen war, so sauber und freundlich aussehend, auch die Feinheit, welche sich in dem Ganzen aussprach, machte es augenscheinlich, daß es von Personen von gehobenem und ausgebildetem Geschmack bewohnt war. Jetzt aber will Niemand dort wohnen; man könnte es für eine unbedeutende Summe erstehen — und doch steht es noch immer unbewohnt!"

„Kein Wunder," sagte ich, „da es in solchem Zustande ist."

„Der Eigenthümer" — erwiederte mein Freund — „hat sich zu wiederholten Malen erboten, es gründlich ausbessern zu lassen und es unter den vortheilhaftesten Bedingungen zu vermiethen, aber es will ihm trotz alledem nicht gelingen, einen Miethsmann zu finden. Keiner will dort wohnen, denn es soll dort umgehen. Es war der Schauplatz großer Liebe, großen Stolzes, großer Armuth und großer Ausdauer. Als ich noch viele Jahre jünger war, erinnere ich mich, gesehen zu haben, wie eine Dame von zarter Gesundheit, deren Rang und feine Erziehung verrathendes Aussehen ihre vornehme Geburt verkündigte, mit matten Schritten jenen kleinen Hof betrat, unterstützt auf der einen Seite von einem Manne von feinem, ja edlem Aeußern, auf der andern von einem lieblichen, blühenden achtzehnjährigen Mädchen. Obwohl in einer so volkreichen Gegend, lebten sie doch fern von aller Gesellschaft und schienen unter sich selbst alle Unterhaltung zu finden, deren sie bedurften; jedes kleine Anerbieten, Bekanntschaften anzuknüpfen, welches von der angeborenen Gutherzigkeit ihrer Nachbarn ihnen gemacht wurde, fand sich stets zurückgewiesen durch anhaltende Kälte, wodurch die leiseste Annäherung an ein vertrauteres Verhältniß schon im Keime auf's Sicherste erstickt wurde; und so lebten sie denn freundlos und unzu-

gänglich — jenes Verhältniß vergessend oder vernachlässigend, durch welches die Kette der menschlichen Gesellschaft so wirksam und harmonisch zum allgemeinen Bruderbunde zusammengeknüpft wird. Sie besaßen einen gebildeten Geschmack und feine Talente; oftmals wurden am Abend die Schritte der Vorbeigehenden gehemmt durch den herrlichen Gesang und die treffliche Begleitung mehrerer Instrumente, die mit künstlerischer Vollendung gespielt wurden, bis endlich die Gesundheit der älteren Dame sichtlich abzunehmen begann, und von nun an war Alles still und melancholisch. Jetzt verließen das junge Mädchen und ihr Vater das Haus nur selten zusammen, da sie alle ihre Muße der geliebten und liebenswerthen Kranken widmeten, welche die Mutter dieses Mädchens war und welche in einem ungewöhnlich frühen Alter, in offenem Widerstande gegen den beiderseitigen Willen der Eltern, sich mit Mr. H— vermählt hatte, dessen Familie in gleichem Maße der Heirath entgegen war. Woher diese Feindseligkeit rührte, weiß ich nicht; auch habe ich mich nie darnach erkundigt — doch genug, die gegen die Verbindung erhobenen Einwendungen waren nicht zu beseitigen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Theerose. *)

Da stand sie in ihrer kleinen grünen Vase auf einem leichten Ebenholzständer im Fenster des Salons. Sie sah mit ihren von der ihrer Gattung eigenen köstlichen Rosenfarbe nur eben angehauchten weißen Blättern, ihrem gefüllten und vollkommenen Kelche, ihrem wie sinkenden und in seiner eigenen Schönheit zerschmelzenden Haupte so rein aus! O, wann hat je der Mensch etwas der belebten, vollkommenen Blume Gleichkommendes gemacht?

Aber der Sonnenschein, der durch das Fenster fiel, enthüllte noch etwas Schöneres als die Rose. Auf ein Ruhebett in einer tiefen Nische hingesunken und eifrig mit einem Buche beschäftigt, lag ein Wesen, welches das Pendant zu jener so lieblichen Blume zu seyn schien. Die bleiche Wange, die geistige, weiße Stirn, das Antlitz mit seiner Fülle von hohen Gedanken, die langen, herabgesenkten Wimpern und der Ausdruck des schönen Mundes mit seiner wehmüthigen Lieblichkeit — es schien ein Traumgebilde zu seyn.

„Florence, Florence!" sagte ein munteres, lachendes Mädchen, welches jetzt in das Zimmer trat — „lege das weise, gute und vortreffliche Buch hin, steige aus Deiner Wolke herab und sprich mit einer armen kleinen Sterblichen. Ich habe darüber nachgedacht, was Du mit Deiner Lieblingsrose anfangen sollst, wenn Du nach New-York gehst, wie Du zu unserer Bestürzung beschlossen hast. Du weißt, daß es jammerschade seyn würde, sie bei einem solchen Tollkopf, wie ich bin, zu lassen. Ich liebe die Blumen allerdings, das heißt, ich liebe einen ordentlichen Strauß, der abgeschnitten und zusammengebunden ist und den man in eine Gesellschaft mitnehmen kann; aber zu all dem Pflegen und Abmühen, welches nöthig ist, um sie in gehörigem Gedeihen zu erhalten, habe ich kein Geschick."

„Beruhige Dich darüber," sagte Florence lächelnd, „ich habe für meinen Liebling schon eine Freistätte in den Augen."

„O dann weißt Du bereits, was ich Dir eben sagen wollte. Mistreß Marshall wird mit Dir gesprochen haben. Sie war gestern hier und ich verbreitete mich ordentlich rührend über die Sache, indem ich ihr sagte, welchen Verlust Dein Liebling erleiden würde und so weiter, und sie sagte, daß sie ihn mit Freuden in ihr Gewächshaus aufnehmen würde, da er sich jetzt in einem so schönen Zustand und so voller Knospen befinde. Ich habe ihr geantwortet, daß Du ihr den Blumenstock gewiß gern geben würdest; ich weiß ja, wie gut Du Mrs. Marshall leiden kannst."

„Es thut mir leid, Käthchen, aber ich habe ihn bereits Jemanden zugesagt."

„Wem denn? Du hast hier nur wenige Freundinnen."

„O, es ist nur eine von meinen sonderbaren Launen."

„Aber bitte, sag' mir's, Florence."

„Nun, Cousine, Du kennst doch das kleine blasse Mädchen, dem wir zu nähen geben?"

„Was, die kleine Mary Stephens? Wie ungereimt, Florence! Das ist wieder eine von Deinen bemutternden, altjüngferlichen Gewohnheiten. Es ist Dir noch nicht genug, Puppen für arme Kinder anzuputzen, und für alle kleinen, schmutzigen Bälge in der Nachbarschaft Hütchen zu machen und Socken zu stricken; Du mußt auch noch Allem die Krone aufsetzen und dieses köstliche Kleinod einem Nähermädchen geben. Was in aller Welt können Leute, die sich in ihren Umständen befinden, mit Blumen anfangen wollen?"

„Ganz dasselbe, was ich damit thue," antwortete Florence ruhig. „Hast Du nicht bemerkt, daß das Mädchen nie hierherkommt, ohne sehnsüchtig nach den aufblühenden Knospen zu schauen, und erinnerst Du Dich nicht mehr daran, wie sie mich neulich so hübsch fragte, ob ich wohl erlaube, daß ihre Mutter einmal herkommen und sie ansehen dürfe; sie habe die Blumen so lieb."

*) Aus: „Maiblümchen" oder amerikanische Skizzen und Erzählungen. Aus dem Engl. der Harriet Beecher Stowe, Verfasserin von „Onkel Tom's Hütte."

„Aber, Florence, bedenke nur, wie es aussehen wird, wenn diese herrliche Blume mit Schinken, Eiern, Brod und Käse auf Einem Tische steht und in dem kleinen, engen Zimmerchen erstickt, worin Mrs. Stephens und ihre Tochter nähen, bügeln, kochen und Gott weiß was sonst thun."

„Nun, Käthchen, und wenn ich in einem schlechten Zimmer leben, kochen, nähen und bügeln müßte, wenn ich jeden Augenblick meiner Zeit auf das Arbeiten verwenden müßte, ohne vor meinem Fenster eine andere Aussicht zu haben, als die auf eine alte Backsteinmauer und ein schmutziges Gäßchen: so würde eine Blume wie diese für mich eine unbeschreibliche Freude seyn."

„Bah, Florence! das ist zu sentimental — arme Leute haben keine Zeit zur Sentimentalität. Uebrigens glaube ich gar nicht, daß sie bei ihnen fortkommen wird — sie ist eine Treibhauspflanze und an zarte Behandlung gewöhnt."

„O, was das betrifft, so fragt eine Blume nie, ob ihr Eigenthümer reich oder arm sey, und Mrs. Stephens hat, was ihr auch sonst mangeln mag, doch Sonnenschein von eben so guter Qualität, wie der durch unser Fenster fallende. Die schönen Dinge, die Gott geschaffen hat, sind Gaben für Alle ohne Unterschied. Du wirst sehen, daß sich meine hübsche Rose im Zimmer der Mrs. Stephens eben so wohl befindet, wie in dem unsern."

„Nun, das ist aber doch sehr sonderbar. Wenn man armen Leuten etwas gibt, so wünscht man ihnen etwas Nützliches zu geben — einen Scheffel Kartoffeln, einen Schinken und sonst dergleichen Dinge."

„Nun ja, für Schinken und Kartoffeln muß freilich auch gesorgt werden; aber warum sollten wir, wenn wir die ersten, dringendsten Bedürfnisse befriedigt haben, nicht auch andere kleine Freuden und Genüsse hinzufügen, deren Verleibung in unserer Macht steht? Ich weiß, daß viele Arme zartes Gefühl und hohen Schönheitssinn besitzen, daß diese Empfindungen aber rostig werden und absterben, weil Diejenigen, welche sie hegen, in zu großer Bedrängniß leben, um sie befriedigen zu können."

„Woher käme es sonst, daß wir so oft einen Geranium- oder einen Rosenstock im ärmlichsten Zimmer sorgfältig in einer alten zerbrochenen Theekanne gepflegt oder Kresse in einem Kasten gepflanzt und um das Fenster gezogen sehen? Beweisen diese Dinge nicht, daß sich das menschliche Herz in allen Ständen des Lebens nach dem Schönen sehnt? Du wirst Dich erinnern, Käthchen, wie unsere Wäscherin einst nach einem angestrengten Tagewerke eine ganze Nacht ausblieb, um für ihr erstes Kind ein hübsches Taufkleidchen zu machen."

„Ja, und ich erinnere mich auch, wie ich Dich auslachte, weil Du ein so geschmackvolles Häubchen dazu machtest."

„Nun, Käthchen, ich denke, daß die entzückte Miene, womit die arme Mutter ihr Kind in seinem neuen Anzuge betrachtete, etwas war, was es vollkommen verlohnte, erregt zu haben. Ich glaube wirklich, daß sie nicht dankbarer gewesen seyn würde, wenn ich ihr auch ein ganzes Faß Mehl geschickt hätte."

„Ich habe noch nie daran gedacht, den Armen etwas Anderes zu geben, als was sie wirklich bedurften; ich bin stets bereit gewesen, das zu thun, wenn ich es konnte, ohne zu viele Umstände zu machen."

„Nun, Cousine, wenn unser himmlischer Vater uns seine Gaben auf diese Weise zu Theil werden ließe, so würden wir statt der vielfältigen schönen Bäume und Früchte und Blumen nur grobe, unförmliche Haufen von Nahrungsmitteln auf der Welt umherliegen haben."

„Nun, Florence, Du magst wohl Recht haben, aber sey meinem armen Kopfe gnädig, er ist zu klein, um so viele neue Ideen zugleich aufzunehmen. Geh' also Deinen eigenen Weg."

Und die kleine Dame begann mit großer Selbstzufriedenheit einen Walzerpas vor dem Spiegel einzuüben.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

Eine neue Definition zweier zeitgemäßen Gestalten bringen die „Fliegenden Blätter" mit entsprechenden Illustrationen. Auf die Frage: „Was ist ein Particulier?" erfolgt die Antwort: „Ein Particulier ist ein Bummler, der Geld hat." Und auf die Frage: „Was ist ein Bummler?" lautet der Bescheid: „Ein Bummler ist ein Particulier, der kein Geld hat." Auch ertheilen die „Fliegenden Blätter" folgende sichere Methode, eine Sprache binnen 24 Stunden zu erlernen: „Man theile die ganze Sprachlehre in sechs einzelne Theile und lerne alle vier Stunden einen."

Auflösung des Sylben-Räthsels in Nro. 53:

Tischrücken.

Redaktion, Druck und Verlag von G. Ritter in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

Nro. 55. Sonntag, 8. Mai 1853.

Das unheimliche Haus.

(Fortsetzung.)

„Weil Mr. H— sich unter so mißlichen Umständen verheirathet hatte, so entzog ihm sein Vater das bis dahin genossene Einkommen, welches damals einzig und allein von dessen Freigebigkeit abhängig war; denn Mr. H— war ein jüngerer Sohn und ohne ein Geschäft, um ihm in seinem Kampfe mit dem Mangel zu Hilfe zu kommen. Auch seiner Frau wurde von ihren Verwandten aller Antheil entzogen, außer jenem Hause und einer lebenslänglichen Leibrente, welche ihr von einer Tante vermacht war, als sie sich noch in ihren Kinderjahren befand, und welche man ihr nicht entziehen konnte. Unter so ungünstigen Aussichten traten sie ins eheliche Leben, die schwere Strafe des Ungehorsams warf ihren dunkeln Schatten auf ihren Pfad, während ihre Herzen bitter auf die Eltern grollten, die sie in den Gewohnheiten des Luxus erzogen und sie nachher, weil sie den Eingebungen ihres (erblichen) starken eigenen Willens gefolgt waren, verstoßen und der Armuth preisgegeben hatten. Sie machten keinen Versuch zur Versöhnung, bis im zweiten Jahre ihrer Ehe ein Kind, das bereits erwähnte junge Mädchen, geboren wurde; worauf sie nun, von der Hoffnung geleitet, die Stellung wieder zu erlangen, die sie selbst verwirkt hatten, und treu den Gefühlen ihrer Liebe zu den Eltern, mit demüthigen Bitten um Verzeihung flehten; — aber umsonst — ihre unnatürlichen Eltern, der göttlichsten Eigenschaft, der Vergebung vergessend, verhärteten ihre Herzen gegen ihre irrenden Kinder und wiesen ihnen unter Spott und Hohn erbarmungslos die Thür.

„Von Stunde an war ihr unglücklicher Entschluß gefaßt, sich allein zu genügen. Ihr Kind wurde immer größer und sie hingen mit der größten Zärtlichkeit an der Kleinen — die Mutter besaß an ihr eine süße und herzgewinnende Gesellschaft für ihre einsamen Stunden. Sie wünschten nun, ihre Lage zu verbessern, und so entschloß sich denn der Vater, zur Vermehrung seiner Mittel sich nach anderweitiger Beschäftigung umzusehen, wofür er pecuniäre Vergütung erhalten würde. Die beiden jungen Eheleute, mit ihren eigenthümlichen, verkehrten Ideen, waren anfänglich diesem Schritte abgeneigt; allein bei öfterer Wiederkehr verlor dieser Gedanke immer mehr das Abschreckende — je reiflicher sie ihn erwogen, desto leichter erschien ihnen der Entschluß, und als zuletzt Mr. H— sich mit dem Vorhaben vertraut gemacht hatte, da beschloß er, alle seine Kräfte anzustrengen, um es zur Ausführung zu bringen; und nach vielen, aus verletztem Stolz und getäuschten Hoffnungen entspringenden Herzensqualen nahm er endlich gegen einen jährlichen Gehalt von hundert Pfund eine Stelle als Commis auf einem Comptoir an.

„Täglich begleitete ihn seine Frau bis ans Ende ihres kleinen Gartens und empfing an dessen Pforte seinen Scheidekuß; täglich ging sie ihm um die gewohnte Stunde seiner Rückkunft mit dem Kinde auf dem Arme dort entgegen und empfing ihn stets mit Küssen zur Bewillkommnung und mit den zärtlichsten Worten, um ihn für die gehabte Mühe und Anstrengung zu belohnen. So lebten sie Jahre lang — in aller Stille und ohne Tadel — bis das Mädchen zur liebenswürdigsten Weiblichkeit heranwuchs, mit der zärtlichsten Anhänglichkeit an ihre Eltern, aber leider auch mit dem lebhaftesten Gefühle für das ihnen angethane Unrecht, worin sie höchst unweise die Tochter unterwiesen, und sie erbte alle Willenskraft und dieselbe leidenschaftliche Empfindlichkeit, welche im Charakter der Eltern lag.

„Als das Mädchen das vierundzwanzigste Jahr erreicht hatte, starb ihre Mutter; das war in der That ein harter Schlag! und die Armuth, welche seit sechsundzwanzig Jahren gedroht hatte, kam jetzt mit einem Schritt heran — freilich fand sich bei Mrs. H—'s Tode ein kleiner, bis dahin unvermutheter Schatz vor, und Mr. H— bezog noch immer seinen Gehalt — aber wie lange noch?

„Ohne daß ihm religiöser Sinn einigen Trost gewährt hätte, war Mr. H—'s Schmerz über den Tod seiner Frau unerträglich: er war nicht zu beschreiben, kaum zu denken. Ein Mann von starken Affekten und unbeugsamem Willen, trauerte er wie Einer, der keine Hoffnung hatte, und wollte sich nicht trösten lassen; er vergaß, daß ein gegenseitiges Opfer stattgefunden — er dachte nur an die Stellung, die sie um seinetwillen verwirkt — an die Entbehrungen, die sie ohne Murren erduldet habe — ja! er vergaß das Kind, welches sie mit solchem Uebermaß von Zärtlichkeit geliebt hatte, und er beschloß, um ihre entseelten Ueberreste gebührend zu ehren, den kleinen geheimen Schatz zu verwenden, den sie mit der liebevollsten Sorgfalt und mit der strengsten Selbstverleugnung zu seinem und ihrer Tochter Gebrauch angesammelt hatte. Er ließ, wie zum Spott, ihre erkalteten schönen Glieder in kostbare Sterbekleider hüllen und ihre Leiche in einen prachtvoll mit Wappen geschmückten Sarg legen, der feierlich, bei Fackelschein, in einem stattlichen, von sechs rabenschwarzen Rossen gezogenen Leichenwagen nach der Gruft seiner Ahnen gebracht wurde, mit dem einzigen Gefolge der Trauerkutsche, worin er mit seinem schwerbetroffenen Kinde saß.

„Obgleich aber seine Verwandten ihm die ärmliche Genugthuung nicht versagten, seine treue Hingeschiedene in die Familiengruft aufzunehmen, so machten sie doch immer noch den schwergeprüften Leidtragenden keine Versöhnungsvorschläge. Es ist wohl möglich, daß er um des Kindes Derjenigen willen, die sie bei Lebzeiten verworfen hatten, diese feierliche Gelegenheit als Veranlassung benutzte, ihren lieblichen Sprößling zu ihrer Kunde zu bringen; ist dies der Fall, so sah er sich sehr auffallend getäuscht, denn es erfolgte kein Zeichen der Anerkennung und mit der Hülle seiner geliebten Gattin legte er seine letzten Hoffnungen auf Vergebung ins Grab; mit gebrochenem Geiste und kummervollem Herzen kehrte er mit seiner Tochter nach ihrer verödeten Behausung zurück.

„Im Gefühle des bittersten Schmerzes über den ihm unerträglichen Verlust, völlig untröstlich, konnte er stundenlang in trüber Niedergeschlagenheit, stillschweigend und in sich versunken dasitzen, bei dem leisesten Geräusche auffahren, wurde täglich reizbarer, eine Beute der peinlichsten Seelenangst; sein Nervensystem war unheilbar zerrüttet und er wandte sich hinweg von den sanften Tröstungen seiner Tochter, wenn nicht mit Widerwillen, doch sicherlich mit so merklicher und unverhohlener Ungeduld, daß es nur den Kummer vermehrte, gegen den sie so entschieden ankämpfte, um ihren Vater um so wirksamer beruhigen und erheitern zu können. — Ein Anfrageschreiben von dem Prinzipal der Firma, auf deren Comptoir er angestellt war, brachte ihn gewissermaßen wieder zu sich selbst. Stärker als je trat die dringende Nothwendigkeit hervor, sich anzustrengen; sein Gehalt als Commis war Alles, was ihm blieb. Die gewöhnlichen Bedürfnisse des Lebens sollten angeschafft werden, und die Mittel dazu waren fast gänzlich erschöpft; er fühlte wohl, um der Natur zu Hilfe zu kommen, müsse er um die Mittel kämpfen, und er faßte demgemäß den Entschluß, alsbald seine Stelle wieder anzutreten; weßhalb er sich auch am Morgen nach Empfang des erwähnten Billets wieder auf's Comptoir begab und seine mühseligen Beschäftigungen von Neuem begann. Auf jedem Gesichte hätte er den gütigen Ausdruck des Mitgefühls lesen können, denn wiewohl Mr. H— seine Mitarbeiter auf dem Comptoir stets mit der kalten Zurückhaltung allgemeiner Höflichkeit behandelte, so hatte sie doch sein feines Wesen, seine gebildete Erziehung und sein hoher Rechtlichkeitssinn unvermerkt zu ihm hingezogen. Er hatte niemals das Ansehen der Ueberlegenheit angenommen und dadurch ihre Eigenliebe verletzt, deßhalb erkannten ihn Alle stillschweigend für das an, was er wirklich war, für ihren Vorgesetzten, und trotz seines kalten Benehmens hatte er sich durch seine, ihres Zieles nicht verfehlende Höflichkeit auf dem Comptoir äußerst beliebt gemacht. Doch sichtlich aller Kenntnißnahme ausweichend, begab er sich mit derselben höflichen Verbeugung und selbst noch zurückhaltenderen Art als gewöhnlich an sein Pult, und indem er sich anschickte, auf die gewohnten Geschäfte des Tages einzugehen, da sahen ihn Alle voll Mitleid an und Einer sagte zum Andern: „Wie schrecklich ist doch der arme H— durch sein Unglück mitgenommen!" Zehn Tage Abwesenheit hatten seine Rechnungen beträchtlich in Rückstand gebracht, und jene gutherzigen Menschen waren wirklich erfreut, daß solche Aufmerksamkeit auf seine Bücher ihm oblag, die es als natürliche Folge mit sich brachte, daß sein Geist von dem Kummer abgezogen wurde, der ihn überwältigt zu haben schien. Eine Woche voll anhaltenden Fleißes fand ihn noch immer sich gleich bleibend: am frühesten auf dem Comptoir und am längsten dort verweilend, lange nachdem es geschlossen war — blaß, hager, abgezehrt, über diesen verwickelten und, wie es schien, endlosen Rechnungen sitzend.

„Seiner armen Tochter lagen die Stunden während seiner Abwesenheit schwer auf der Seele. Allein und ohne Freundinnen, hatte sie kein menschliches Wesen, vor dem sie ihren Kummer ausschütten konnte; das Gefühl der Verlassenheit, das erdrückende Gewicht des Unglücks machte ihr Gemüth geneigt, die peinlichsten Ahnungen von noch größerem Mißgeschick zu hegen. Auch war ihre Gegenwart nicht unnütz —

zu deutlich bemerkte sie den verhängnißvollen Wechsel an dem ihr allein noch übrig bleibenden Vater — schlaflose Nächte, hoffnungslose Tage und verschmähte Nahrung zeugten nur zu deutlich von seiner erschöpften Lebenskraft und bereiteten sie gleichsam auf den furchtbaren Schlag vor, welcher mit schnellen Schritten herannahte, um auf das Haupt jenes, dem Mißgeschick verfallenen, heldenmüthigen Mädchens herabzufallen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Theerose.

(Schluß.)

Es war ein kleines, nur von einem Fenster erhelltes Zimmer. Auf dem Boden lag ein Teppich, in der einen Ecke stand ein reinliches, aber grob überzogenes Bett, in der andern ein Schrank mit einigen Tellern und Schüsseln, und sonst enthielt es noch eine Commode und an dem Fenster ein kleines, ganz neues Kirschbaumtischchen, welches das einzige neue Stück im Zimmer zu seyn schien.

Eine blasse, kränklich aussehende Frau von etwa vierzig Jahren lehnte mit geschlossenen Augen und schmerzlich zusammengepreßten Lippen in ihrem Schaukelstuhle; sie schaukelte sich einige Minuten lang rückwärts und vorwärts, preßte ihre Hand auf die Augen und begann darauf matt wieder an ihrer feinen Arbeit zu nähen, mit welcher sie seit dem Morgen beschäftigt gewesen war. Die Thür öffnete sich und ein schlankes, kleines, etwa zwölfjähriges Mädchen trat, die Vase mit dem Rosenstocke tragend, mit großen, weit offnen und von Entzücken strahlenden Augen herein.

„O sieh, Mutter, sieh! hier ist eine in voller Blüthe, und zwei andere sind halb aufgebrochen, und wer weiß, wie viele Knospen schauen noch zwischen den grünen Blättern hervor."

Das Gesicht der armen Frau erhellte sich, als sie zuerst die Rose und dann ihr kränkliches Kind anblickte, auf dessen Antlitz sie seit Monaten keine so leuchtende Röthe gesehen hatte.

„Gott segne sie!" sagte sie unwillkürlich.

„Miß Florence — ja ich wußte, daß Du so denken würdest, Mutter. Thut es Dir nicht wohl, eine so schöne Blume zu sehen? Schau nur, wie viele Knospen daran sind; zähle sie nur einmal, und rieche an der Blume. Aber wohin sollen wir sie setzen?" Und Mary hüpfte umher und setzte die Blume bald an den einen, bald an den andern Ort und entfernte sich wieder, um zu sehen, wie sie sich ausnehme, bis sie von ihrer Mutter sanft daran erinnert wurde, daß der Rosenstock seine Schönheit nicht ohne Sonnenschein bewahren könne.

„Ja wohl, so ist es auch," sagte Mary. „Nun, dann muß er hier auf unserm neuen Tische stehen. Wie froh ich bin, daß wir einen so hübschen neuen Untersetzer dafür haben. Er wird um so besser aussehen."

Und Mrs. Stephens legte ihre Arbeit hin und faltete ein Stück von einer Zeitung zusammen, auf welches der Schatz vorsichtig gestellt wurde.

„So," sagte Mary, welche die Anordnung eifrig beobachtet hatte, „so ist es gut — nein, noch nicht, denn sie läßt die beiden sich öffnenden Knospen noch nicht wahrnehmen — ein wenig weiter herum — ein klein wenig weiter — so, nun ist es recht." Und hierauf ging Mary im Zimmer umher, um die Rose aus verschiedenen Gesichtspunkten zu betrachten, worauf sie in ihre Mutter drang, mit ihr hinauszugehen und zu sehen, wie sie sich dort ausnähme.

„Wie freundlich es von Miß Florence war, daran zu denken, uns diesen Blumenstock zu geben," sagte Mary; „sie hatte so viel für uns gethan und uns so viele Dinge gegeben, aber das ist doch das Allerbeste, denn es scheint zu zeigen, daß sie an uns gedacht hat, und daß sie gewußt hat, was wir fühlen, und Du weißt, Mutter, daß das nur so Wenige thun."

Welchen heitern Nachmittag das kleine Geschenk in jenem Zimmerchen bereitete! Aber als Florence das Geschenk machte, ahnte sie nicht, daß sich ein unsichtbarer Faden darum wand, welcher auf ihr ganzes künftiges Leben einwirken würde.

Eines kalten Nachmittags in einem der ersten Frühlingsmonate besuchte ein hochgewachsener, hübscher Herr das bescheidene Zimmer, um von den Bewohnerinnen verfertigte Wäsche zu bezahlen. Er war ein fremder Reisender, den die Wohlthätigkeit eines Gönners der Mrs. Stephens zu ihr empfohlen hatte. Als er sich zum Gehen wendete, fiel sein Auge bewundernd auf den Rosenstock und er blieb stehen, um ihn zu betrachten.

„O wie schön!" sagte er.

„Ja," antwortete die kleine Mary, „und er ist uns von einer Dame gegeben worden, die eben so schön und lieblich war, wie er es ist."

„Wirklich!" sagte der Fremde, indem er ihr, über die ihm einigermaßen auffallende Mittheilung erfreut, ein paar dunkelglänzende Augen zuwendete. „Und wie ist sie darauf gekommen, Ihnen den Stock zu geben, liebe Kleine?"

„O, weil wir arm sind, und die Mutter krank ist, und wir nie etwas Hübsches haben können. Sonst hatten wir einen Garten, und wir hatten die Blumen so lieb, und Miß Florence erfuhr es, und so hat sie uns den Strauch gegeben."

„Florence!" wiederholte der Fremde.

„Ja — Miß Florence L'Estrange — eine schöne Dame. Es hieß, daß sie aus einem fremden Lande

komme, aber sie spricht das Englische gerade so wie andere Damen, nur lieblicher."

„Ist sie jetzt hier? — ist sie in dieser Stadt?" sagte der Herr begierig.

„Nein sie ist vor wenigen Monaten abgereist," entgegnete die Wittwe, fügte jedoch, da sie den Schatten der getäuschten Hoffnung bemerkte, welcher über sein Gesicht zog, hinzu: „Aber Sie können Alles, was sie betrifft, bei ihrer Tante, Mrs. Carlysle in Nr. 10 in der — Straße, erfahren."

Kurze Zeit darauf erhielt Florence einen Brief in einer Handschrift, bei deren Anblick sie erbebte. Sie hatte während der vielen frühen Jahre ihres Lebens, die sie in Frankreich zugebracht, diese Handschrift gut kennen gelernt — hatte geliebt, wie ein Wesen ihrer Art nur einmal liebt; aber es waren Hindernisse von Eltern und Freunden erhoben worden — eine lange Trennung, eine lange Ungewißheit, bis sie nach in trüber Spannung verlebten Jahren geglaubt hatte, daß sich der Ozean über jener Hand und jenem Herzen geschlossen habe; und dies war es, was den Zügen ihres lieblichen Gesichts eine solche sinnende Trauer verliehen.

Dieser Brief sagte ihr jedoch, daß er noch lebte, daß er ihre Spur verfolgt hatte, wie man die eines versteckt dahinfließenden Baches verfolgen kann — nach der grünenden Frische des Herzens, welche ihre guten Thaten überall, wohin sich ihre Schritte lenkten, zurückließen.

Nachdem wir so viel gesagt haben, bedürfen unsre Leser keiner Hilfe, um sich die Geschichte selbst zu beendigen.

Mannigfaltiges.

(Seltsame Hochzeitsgebräuche.) In der Gegend von Bonneval in Frankreich muß die Braut im Vorhofe der Kirche vor einem Bild der heiligen Anna niederknieen, neben welchem ein Spinnrocken voll Flachs steckt. Nachdem sie sich dreimal bekreuzt, hängt sie den Rocken an ihren Gürtel und spinnt drei Strähne. Unterdessen eilen die jungen Bursche nach Hause und bereiten geröstete Brodschnitten mit Wein, welche der jüngste dann unter einer um seinen Hals befestigten Serviette den Neuvermählten in feierlichem Aufzug hinträgt. Beide müssen einen Bissen davon essen und mit Hilfe einer eisernen Röhre einen Schluck Wein aufsaugen; dies alles geschieht vor der Kirchthüre. Endlich führt man einen Esel herbei, der eine Strohpuppe trägt und läßt die Braut hinten aufsitzen; der übrige Theil der Hochzeitsgesellschaft geht mit dem Bräutigam davon. An der Schwelle des Hauses angelangt, reicht man dem letztern ein dickes Schwarzbrod, in welches er mit aller Kraft hineinbeißt, und darauf ein Glas Wein. Alsdann bewaffnet sich einer der kräftigsten Burschen mit einer eingeräucherten Pfanne und bemüht sich, dem Bräutigam den Eintritt in das Haus zu wehren, indem er ihm bald die Thüre versperrt und bald versucht, ihm einen Rußfleck im Gesicht beizubringen. Es ist ein Glück für den Neuvermählten, wenn er stark genug ist, sich gegen diese Angriffe zu schützen. Zieht er den Kürzern, so bindet man ihn mittelst eines langen Strickes so fest als nur möglich an eine Thürpfoste. In dieser Stellung muß er die Ankunft der Braut abwarten, die ihn dann mit eigener Hand von seinen Fesseln befreit. Sie selbst hat manche Prüfungen zu bestehen, unter Anderm muß sie, um als gute Wirthschafterin zu gelten, einen wie zufällig neben den Weg hingeworfenen Besen aufheben. Bei dem Hochzeitsschmause aber nimmt sie den obersten Platz am Tische ein, während der Bräutigam die Gäste bedient. Beim Dessert kriecht der jüngste Bursch unter den Tisch und bindet ihr heimlich das Strumpfband ab, welches Alle unter sich theilen, und ein junges Mädchen überreicht ihr eine weiße Taube mit den Worten: „Es ist ein kleines Vögelein, es ist klein, aber es hat Kraft. Es hat an seinem Körper Flügel wie Pfeile und um die Augen drei schöne Ringe. Es ist ein kleines Vögelein; nimm dich in Acht, daß es nicht davon fliegt." Unter diesen und andern Ceremonien endet der erste Hochzeitstag. Am folgenden finden ebenfalls mehrere eigenthümliche Feierlichkeiten statt, wovon wir nur noch einen Tanz, eine Art Menuet erwähnen, welchen eine Schwester oder eine nahe Anverwandte der Braut ausführt und wobei sie unter dem Kleide eine große mit Nüssen gefüllte Tasche trägt. Die jungen Leute stehen rings umher, raffen die fallenden Nüsse auf und verzehren sie.

Man hat in Frankreich die Beobachtung gemacht, daß der Winter von 1841—1842 mit dem diesjährigen Winter vielfache Aehnlichkeit hatte. 1841 trat der Frost erst im Dezember ein und dauerte nur 8 Tage. Ebenso im Jahr 1852. Die Monate Januar, Februar und Mai 1842 waren gleich denen in diesem Jahre theils milde theils regnerisch. Der Sommer von 1842 war heiß, aber gemäßigt und ohne vielen Regen, die Erndte war eine reichliche. Die Landleute wünschen natürlich, daß auch in dieser Beziehung das gegenwärtige dem von 1842 gleichen möge.

Redaktion, Druck und Verlag von G. Ritter in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

Nro. 56. Dienstag, 10. Mai 1853.

Das unheimliche Haus.

(Fortsetzung.)

„Eines Tages, etwa einen Monat nach Wiederantritt seiner Stelle, blieb Mr. H— viel später als gewöhnlich mit einem seiner Collegen auf dem Comptoir. Es hatte an jenem Tage ein außerordentlicher Geschäftsdrang stattgefunden — es waren Connossemente auszufüllen, Facturen aufzunehmen und Rechnungen zu saldiren, und da sie beiderseits pünktliche und exacte Leute waren, so waren sie noch eifrig mit ihren Arbeiten beschäftigt, als sich die anderen Commis bereits nach Hause begeben hatten.

„„Gott sey Dank, mein Tagewerk ist endlich vollendet!““ rief Mr. Wilmot (der andere auf dem Comptoir Beschäftigte) ganz vergnügt, als er wohlgefällig seine Rechnungsbücher und Papiere wieder ins Pult legte und seine Brille abnahm. Als aber seine Blicke auf Mr. H— fielen, der noch mit der Feder in der Hand ihm gegenüber saß, da zeigte sich auf dessen bleichem und hagerem Gesichte ein so entschiedener Ausdruck der Verwirrung, so offenbare Zeichen der Mattigkeit und Schwäche über seine ganze Person verbreitet, daß es die Aufmerksamkeit des gutherzigen Collegen erregte, der, seine Brille wieder aufsetzend, ihn genauer betrachtete und fast unwillkürlich, mit aufgeregter Stimme ausrief:

„„Himmel, Mr. H—, fehlt Ihnen Etwas?“

„Einige abgebrochene, unarticulirte Laute waren die einzige Antwort. Freundlich trat er an seine Seite, ihm bereitwillig seinen Beistand anbietend, und als er das ausgebreitete Papier betrachtete, auf welches Mr. H—'s Blicke geheftet waren, da erhob er seine Hände mit einer Geberde der Ueberraschung und Bestürzung. Alles war verworren, die nämlichen Figuren und Züge immer und immer wiederholt — immer die nämlichen ungenügenden Resultate. Der arme Mr. H—! seine Geisteskräfte standen still — schlaflose Nächte, angreifender Kummer und verwickelte arithmetische Berechnungen hatten die schlimmsten Wirkungen gehabt: eine Gehirnlähmung war über ihn gekommen, und da saß er nun, bleich, verkümmert, verwirrt und bewußtlos.

„Mit wohlwollender Sorglichkeit führte Mr. Wilmot ihn ohne Widerstand aus dem Comptoir, half ihm in ein Cabriolet und begleitete ihn nach Hause, wo er so schonend als möglich der betrübten Tochter die schreckliche Botschaft von seiner Krankheit beibrachte und ihn ihrer zärtlichen Fürsorge anvertraute. Dies war Mr. Wilmot's erste und einzige Unterredung mit Miß H—, und die außerordentliche Festigkeit, womit sie die schmerzliche Mittheilung aufnahm, erfüllte ihn mit der größten Hochachtung und Bewunderung.

„Nun aber begann für sie eine Reihe von Leiden und Drangsalen, die fast ohne Gleichen waren. Während sie ihrerseits die größten Proben von weiblicher Tugend ablegte, von Liebe, von Gehorsam, von Selbstverleugnung, von Seelenstärke, die fast bis zum Heroismus ging, fehlte ihr nur die Religiosität; in diesem Punkt war sie ganz und gar anders — den sanften Einflüssen der Religion blieb ihr Herz verschlossen durch die Erinnerung an das ihren Eltern widerfahrene Unrecht und vielleicht auch durch den auf ihr ruhenden Fluch des Stolzes, der schon erblich in ihrem Gemüthe lag und überdies noch unbewußt bei ihr genährt und entwickelt wurde durch die eigenthümliche Erziehung, durch ihre ungewöhnliche Stellung und durch die Thatsache, daß sie durch jenen anspruchsvollen Sinn ihrer Eltern, die sie, kraft ihrer kindlichen Zuneigung, als die höchsten Muster aller menschlichen Vollkommenheit betrachtete, von allem Umgange mit ihres Gleichen ausgeschlossen war.

„Ihr Vater genas nie wieder hinlänglich, um seine Stelle wieder antreten zu können; auch machte der Arzt, der ihn von Anbeginn seiner Krankheit behandelt hatte, nur wenig ermuthigende Aussicht auf seine endliche Genesung — seine Geisteskräfte waren hoffnungslos geschwächt; war er auch den einen Augenblick seines gesundes Verstandes so mächtig

wie früher, so war er doch in dem nächsten völlig außer Stande, über die unbedeutendsten Gegenstände ein Urtheil zu fällen. Aber ein seltsamer Zug an ihm war die Hartnäckigkeit, womit er über den Gedanken an die Verstoßung aus seiner Familie brütete. Er war noch in seinen besten Jahren, noch nicht fünfzig alt, sein Vater noch am Leben, ein unversöhnlicher und erbarmungsloser alter Mann, reich an Gütern dieser Welt. Seine Tochter sprach davon, daß sie sich zum Besten ihres unglücklichen Vaters bei ihrem Großvater oder bei seinen Brüdern verwenden wolle, aber er wollte nichts von solchem Vorschlage hören; ja er nahm ihr das feierliche Versprechen ab, daß sie sich niemals zu einem solchen Schritte herablassen wolle, gleichviel, wie verhinderlich es ihnen auch gehen möge.

„Freudelos kam der Winter heran — kalt und stürmisch — und mit ihm schritt auch das Werk der Zerstörung vor: die unbarmherzig vorbeisausenden Winde schienen ihre äußerste Wuth an dem fluchbeladenen Hause auszulassen; an manchen Stellen wurde der Schiefer vom Dach herabgeschleudert, daß Schnee und Regen eindrangen, während die heruntergekommenen Mittel der Bewohner es unmöglich machten, den Schaden nach außen auszubessern; von innen war fast jedes Stück verschwunden, das noch von besseren Tagen zeugte, da Miß H— eines nach dem andern um etwa den dritten Theil ihres ursprünglichen Werthes losgeschlagen hatte, um den dringenden Nothbedarf des täglichen Lebens anschaffen zu können. Es war ein Glück für den armen Vater, daß er jene Gegenstände nicht vermißte, auf die er wegen der theuren Erinnerungen, die sich daran knüpften, einen so großen Werth gesetzt hatte, denn er war jetzt völlig kraftlos und außer Stande, das Bett zu verlassen.

„Mit zärtlicher Sorgfalt pflegte sie ihn, wobei sie munter arbeitete, bald feines Kammertuch stickend, bald kostbare Stammbücher für reiche Leute malend. Aber bald gingen ihr auch diese Mittel aus, denn er wurde launisch, mürrisch und unruhig und verlangte unausgesetzte Aufmerksamkeit; und jene feinen Talente, wodurch sie sich so sehr auszeichnete und deren Ausübung ihrer Armuth eine gewisse Würde verlieh, wurden bei Seite gelegt, um ihre Geschicklichkeit auf geringere Beschäftigungen zu verwenden, auf's Stopfen von Strümpfen und Ausbessern alter Kleider.

„Immer noch arbeitete die treuherzige Tochter, wenn auch nicht mit Freuden, doch wenigstens mit Entschlossenheit; ein einziges freundliches Wort von ihrem Vater, ihres Herzens schönster Lohn, half ihr jene widerwärtigen Arbeiten um ein Stück Brod oder einige Fleischreste zu Stande bringen, denn sie konnte nicht einmal auf so lange ihren kranken Vater verlassen, daß sie Lebensmittel hätte einkaufen können, und so nahm sie daher für ihre Arbeit gern solche Dinge an Zahlungsstatt an.

„Abermals kam der Winter heran, kalt und scharf. Kein Feuer auf dem leeren Kaminrost, um dem unglücklichen Kranken die nöthige Wärme zu verschaffen; unzureichende Kleidung, um seine abgemagerten Glieder zu bedecken — keine Mittel, um einen von beiden Artikeln anzuschaffen — keine Mittel, um Licht anzumachen, um die langen, traurigen Stunden der Dunkelheit zu vertreiben, die noch trauriger wurden durch die fortwährenden jammervollen Klagen des nunmehr immer schneller hinschwindenden Kranken, des letzten sie an diese Erde knüpfenden Bandes — ihres geliebten Vaters, ihres einzigen Freundes!

„Wer vermöchte ihre Herzensangst zu beschreiben? Keine Ruhe und Rast, stets Mühe und Arbeit, stets Hunger und hoffnungslose Nachtwachen. Immer wieder dieselbe schreckliche Eingebung eines verzweifelnden Gemüthes, der Selbstmord, mit furchtbarer Entschiedenheit vor die Seele tretend — aber immer wieder mit Entschlossenheit bekämpft, mit Schauder aufgegeben. O, wie seufzte sie nach der Ruhe des Grabes und wie kämpfte sie allezeit mit muthigem Herzen gegen das Mißgeschick!

„Kein Wunder, daß ihre Vernunft bereits wankte. Aber das fortwährende Verlangen nach Thätigkeit erhielt sie im Gleichgewicht. Keine Arbeit — keine Nahrung, und nur durch ihre Anstrengungen konnte den Bedürfnissen ihres unglücklichen und hungerleidenden Vaters abgeholfen werden. Er hatte zeitweise einen Schimmer von Bewußtseyn, der nur dazu diente, seinen Zustand noch herzzerreißender zu machen, denn sein Geist gedachte beständig mit schmerzlicher Sehnsucht des Ueberflusses, den er als Knabe in seiner Eltern Hause gekannt; gegen Ende seines Lebens kam dies noch weit häufiger und anhaltender vor. Es gab auch Zeiten, wo er, der äußersten Verzweiflung hingegeben, die schreckliche Stille der Dunkelheit, welche sie während der Nachtzeit umhüllte, dadurch zu unterbrechen suchte, daß er fürchterlichen Phantasieen und jammervollen Wehklagen über ihr unglückliches Loos Worte gab; wo er auf den Schauder zurückkam, den er als Kind empfunden, wenn er einem Armenbegräbnisse beigewohnt; wo er von der Art sprach, wie er seiner Gattin Leichenbegängniß gefeiert und seiner Tochter ans Herz legte, daß sie niemals für ihn um die Wohlthat eines Armensarges nachsuchen, vor Allem jedoch, niemals bei seiner Familie um Hilfe flehen, sondern stets ihre Unabhängigkeit bewahren und nimmer zugeben solle, daß der Mangel sie zur *Bettlerin* mache. Und so mußte sie ihm denn versprechen, daß dies zu keiner Zeit geschehen solle, indem sie muthvoll jedes Zeichen von Gemüthsbewegung unterdrückte,

um desto wirksamer und nachhaltiger seine Reizbarkeit zu besänftigen.

„Weihnachten kam heran, und am Tage vor dem Feste gab sie dem armen Vater ihren letzten Bissen Speise, den er mit außerordentlicher Gier verzehrte. Sorgfältig machte sie sein wüstes Bett, küßte ihn zärtlich, legte eine vollendete Arbeit zusammen und sagte ihm, sie werde bald mit frischem Vorrath von Lebensmitteln zurückkehren. Ihre Augen strahlten vor Freude und auf ihrem Gesichte zeigte sich ein trauriges Lächeln der Ermuthigung; denn als sie sprach, da regte sich in ihr auf's Heftigste das ungestillte Verlangen nach Speise — seit den letzten achtzehn Stunden hatte sie keinen Bissen über ihre Lippen gebracht. Gestärkt durch sein eben genossenes Mahl, antwortete ihr der Vater mit einem herzlichen Segen, und nachdem er sein „Gott segne Dich!" ausgesprochen, da machte sie sich auf den Weg.

„Der Wind blies mit furchtbarer Heftigkeit, der Regen durchdrang ihre spärliche und dünne Kleidung, als sie vorwärts eilte; fast ohnmächtig kam sie in das Haus der Dame, welche ihr die Arbeit aufgetragen hatte, und unter vielen Lobsprüchen wegen der äußerst saubern Ausführung empfing sie zur Belohnung einen reichlichen Vorrath von gesunder und nahrhafter Speise, dem noch einige Leckerbissen beigefügt waren; denn von einem ihrer Mädchen, welches früher bei der Mrs. H— gedient, hatte die Dame von der traurigen Lage des Vaters und der Tochter gehört, und, auf's Sorglichste bedacht, ihnen ihre Leiden zu erleichtern, hatte sie von dem Augenblick an, wo sie mit ihren bedrängten Umständen bekannt geworden, Miß H— fast allein beschäftigt.

„Mit stockender Rede sprach die Miß ihre Dankbarkeit gegen ihre Wohlthäterin aus, und ohne sich erst Zeit zu nehmen, um ihren bittern, nagenden Hunger zu stillen, der sie fast schon ganz überwältigt hatte, eilte sie nun mit hoffnungsvollerem Herzen nach Hause, als sie es seit der ersten Stunde ihres Unglücks gekannt hatte. Beinahe mit Freude erfüllt trat sie in ihres Vaters Zimmer, begierig, ihm von ihrem glücklichen Erfolge zu erzählen und ihm die Leckerbissen zu reichen, die ihm schon seit so langer Zeit gänzlich fremd waren.

„Aber woher jenes plötzliche Stillschweigen — jener starre Blick des Schreckens — jenes laute Angstgeschrei?

„Er war todt!

(Fortsetzung folgt.)

Charakter der Stadt New-Orleans.

Der Einzug unserer Reisegesellschaft in New-Orleans — schreibt Graf Karl v. Görtz in seiner „Reise in Nordamerika" — erfolgte am 24. Dezember, am heiligen Abend, und die Ankunft an einem so interessanten Ziel, welches zugleich nach manchen Beschwerlichkeiten alle Genüsse des civilisirten Lebens wieder versprach, genügte schon, den Tag zu einem festlichen zu machen. Es hat mich bei der Lectüre von Reisebeschreibungen immer lebhaft berührt, wenn die Reisenden an solchen europäischen Festtagen etwa gerade verunglückt, von Hunger gepeinigt, von Menschenfressern umgeben oder sonst vom Schicksal verfolgt sind. Obgleich es mir nahe ging, daß ich die Weihnachten, dieses Familienfest vor allen, in der Fremde, ohne Hoffnung einen Christbaum *) auch nur zu erblicken, zubringen sollte, so fand ich doch wieder eine Entschädigung in dem prächtigen Klima, welches zu dem Weihnachtswetter in Deutschland den glücklichsten Contrast bildete. An diesem Tage herrschte 18° Wärme, obgleich der Tag gerade kühl war; Alles ging in Sommerkleidern und suchte die Schattenseite der Straßen auf; einen Neger sah ich im Felde mit nacktem Oberleib arbeiten. Die Natur schläft freilich, aber man bemerkt es kaum, und die blühenden Rosen in den Gärten, die Menge immergrüner Gewächse, die Orangenbäume mit ihren Früchten lassen es vergessen, daß dies Alles im Sommer noch unendlich schöner und blühender ist. Eine solche zauberhafte Weihnachtsbescheerung war denn doch auch etwas werth. — Der erste Anblick der Stadt vom Lake Pontchartrain aus ist nicht imponirend, man betritt dieselbe an ihrem französischen Ende, welches gegen die Reinlichkeit der amerikanischen Straßen sehr unvortheilhaft absticht; dagegen erfreut der europäische Anblick der ersteren das Herz, und wenn man die französischen Inschriften an den Läden liest, so könnte man sich fast in Deutschland träumen. Durch ein Gewirr enger Straßen gelangten wir nach St. Charles Hotel, dem ersten Gasthof der Stadt, der Vereinigten Staaten, und wie ich keinen Augenblick bezweifle, der ganzen Welt. Schon das Aeußere ist imponirend, sechsstöckig, mit einer schönen Säulenfronte, und die Kuppel, welche das Ganze krönt, ist die Hauptzierde der Ansicht von New-Orleans; es waren damals drei- bis vierhundert Gäste im Hause, und dennoch fand der Einzelne eine so aufmerksame Bedienung und so guten Tisch, als er nur wünschen konnte. Um den Gewohnheiten der verschiedenen Gäste zu genügen, war das Frühstück bis Mittags zwölf bereit, zweimal table d'hôte und Abends wieder von

*) Bei Boston und New-York sah ich öfters unsere Weiß- und Rothtanne als seltenen Zierbaum, so wie man bei uns kanadische Pinus-Arten anpflanzt.

9 bis 12 kalte Küche in reichster Auswahl. Für jeden Tag wurde ein ellenlanger Speisezettel gedruckt, dessen glänzendes Programm in der wirklichen Erscheinung des Tisches seine volle Bestätigung fand; Ananas und andere Südfrüchte waren hier ohnehin keine Seltenheit mehr, machten aber auf die Nordländer den größten Eindruck. Das Raffinement der ganzen Einrichtung wird am besten durch die Thatsache illustrirt, daß man jedem Gaste nach Tisch zweierlei Kaffee, Habana oder Rio, zur Auswahl bot. Neben diesem ersten Gasthof gab es noch viele andere, zum Theil ebenfalls von sehr stattlichem Zuschnitt, und Alles ist auf den plötzlichen Zuwachs der Bevölkerung im Winter, der nach Einigen bis zu 50,000 Seelen betragen soll, berechnet. Nicht nur daß in jener Jahreszeit der Baumwollenhandel Tausende als Schiffer und Händler hierher führt, so ziehen sich außerdem eine Menge Nordländer, welche dem Winter entfliehen und zugleich die glänzende Saison in dieser großen und lebensfrohen Stadt mitmachen wollen, nach New-Orleans, und Mancher, der seine Ernte hierher geleitet hat, verjubelt auch hier deren Ertrag, sowie der Theepflanzer in China den Erlös seines Produktes in dem nicht minder großstädtischen und leichtfertigen Canton zu vergeuden pflegt. Es ist eben der Welt und der großen Ströme Lauf. Zugleich zieht sich denn auch nach einem solchen Mittelpunkt Alles hin, was von dem überflüssigen Geld dieser Zugvögel lebt, und in der Höhe der Saison drängen sich Bälle, Wettrennen, Theater und was sonst für Vergnügungen sich ersinnen lassen. Ueberhaupt hat New-Orleans einen sehr viel lebensfroheren Charakter, als irgend eine der großen Städte Nordamerika's, wozu die zahlreiche, die Mehrzahl bildende französische und spanische Bevölkerung viel beiträgt; zugleich ist sie aber auch die einzige wirklich große Stadt, welche dem Süden ausschließlich angehört. Dazu kommt der hier vorherrschende Katholizismus, welcher insbesondere die puritanische Sonntagsfeier verwischt, und alle Welt feiert diesen Tag mit harmlosen oder nicht harmlosen geräuschvollen Vergnügungen. Nur neun Kirchen für die 120,000 Seelen bilden einen starken Abstich gegen das übrige Amerika. — So herrlich und in Freuden man nun im Winter in New-Orleans lebt, so verödet ist es im Sommer, wenn das schreckliche gelbe Fieber einzieht; dann bleibt Niemand in der Stadt, den nicht Noth oder Pflicht fesselt, und es sollen manchmal nicht genug Träger und Todtengräber vorhanden gewesen seyn. Im Jahre 1843 starben in der schlimmsten Zeit täglich 150 Menschen, besonders schlimm war es auch 1832, da die Cholera mit dem gelben Fieber zusammenkam; ein mir wohlbekannter amerikanischer Kapitän langte im September 1843 an der Mississippimündung an, wo er in dem Lootsenstädtchen blieb und das Schiff unter der Leitung des Steuermanns hinauf nach New-Orleans schickte; dort starben in sechs Tagen von den 16 Passagieren alle bis auf Einen, alle Matrosen, und nur der Steuermann und ein Aufwärter blieben am Leben! Wiewohl es nun bekannt ist, daß das gelbe Fieber, selbst an gesund gelegenen Orten, wo es einmal durch Verschleppung und Ansteckung sich eingenistet hat, Jahre hindurch jährlich wiederkehrt, so bedarf es doch hier keiner künstlichen Erklärung, denn die Stadt liegt entsetzlich ungesund, auf Marschboden gebaut, von Sümpfen umgeben, den mächtigen Ueberschwemmungen ausgesetzt, dabei unter einem Breitengrade (30°), wo die Sonne dem Europäer bereits feindselig wird. Das Getränke ist Mississippi- oder Cisternenwasser; die im Ueberfluß vorhandenen Südfrüchte mögen auch Vielen verderblich werden. Trotz dieser furchtbaren jedes Jahr wiederkehrenden Sterblichkeit, gewinnt New-Orleans jährlich an Einwohnern und Handelsunternehmungen; in der That ist seine Lage an der Mündung des Mississippi mit seinen gewaltigen Nebenströmen, mit dem unendlich fruchtbaren und reichen Binnenlande hinter sich, vor sich den Golf von Mexico mit seinen zahlreichen Handelsplätzen, so überaus günstig für den Verkehr, daß kein Fieber den Speculationsgeist, der hier seine Stätte findet, wird im Zaume halten können. Vielleicht auch daß die Austrocknung der Sümpfe und der zunehmende Anbau mit der Zeit das Uebel wenigstens beschränkt.

Mannigfaltiges.

In Leipzig, wo jüngst die berühmte Pepita tanzte, ist einer ihrer Bewunderer in eine fatale Lage gekommen. Er kauft nämlich für schweres Geld eines der schönsten Rosenbouquets und placirt sich hinter eine der Coulissen auf der Bühne, um der Gefeierten unmittelbar nach ihrem El Ole-Triumph das Zeichen seines Enthusiasmus zu Füßen zu legen. So steht er mit zarten Glacehandschuhen, den Pariser Hut in der Hand, hinter der Coulisse, das Bouquet vorsichtig hinter sich haltend, damit nicht ein Seitenblick aus den feurigen Augen der Spanierin seine ihr bereitete Ueberraschung verrathe. Der Komiker des Theaters, Herr B., dies bemerkend, schleicht, mit einer Scheere bewaffnet, hinzu und schneidet alle Rosenknospen und Blüthen leise ab, so daß der Pepita-Enthusiast nur die Stengel in der Hand behält. Endlich rauscht der Vorhang hernieder, der Bewunderer stürzt auf die Bühne, und, sich graziös verbeugend, überreicht er Sennora eine Hand voll — Rosenstengel. Pepita hat gelacht, der Enthusiast aber ein sehr verlegenes Gesicht geschnitten.

Redaktion, Druck und Verlag von G. Ritter in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

Nro. 57. Freitag, 13. Mai **1853.**

Das unheimliche Haus.

(Fortsetzung.)

„Wenden wir uns jetzt von dieser traurigen Scene zu einer anziehenderen.

„In einer reich ausgestatteten Bibliothek saß ein alter Mann kerzengerade unter der Last von siebenundachtzig Jahren; auf dem bequemen und prachtvollen, mit carmoisinrothem Sammet überzogenen und zur Ruhe einladenden Sorgenstuhle, auf dem er Platz genommen, saß er nicht zurückgelehnt; er hatte ein strenges, jedoch ehrwürdiges Aussehen, seine Haltung war ernst und gebietend; der charakteristische Stolz seiner Gesichtszüge wurde durch einen Ausdruck zärtlicher Liebe gemildert, als er ein kleines Mädchen von etwa sieben Jahren an sein Herz drückte, daß ihre hellblonden Locken sich mit dem Silberhaar ihres Großvaters mischten — denn so war ihre Verwandtschaft. Engelssanftmuth bezeichnete das ganze Benehmen des Kindes, und der alte Mann betrachtete sie mit der zärtlichsten Bewunderung, als er von den voraus genossenen Schätzen des Weihnachtsbaumes mit ihr sprach.

„„Welch ein nasser Tag, Großvater, für die armen Leute, die hierher kommen sollen, um ihre Weihnachtsbescheerung von Rindfleisch und wollenen Decken in Empfang zu nehmen; ich möchte, daß es nicht so regnete!" sagte das Kind.

„Wohlwollend lächelte er über sie, als sie so sprach.

„„Wenn ich die armen Leute die Allee heraufkommen sehe," fuhr sie fort, „ganz naß und hungrig, so thut mir's herzlich leid um sie; wie behaglich sind wir hier bei einander — schwere Vorhänge, um die kalte Luft abzuhalten, ein helles Feuer, das so lustig brennt! Zuweilen, wenn ich die armen, zitternden Geschöpfe sehe, fast ohne Kleider, denke ich, wie wunderlich es ihnen vorkommen muß, daß die Reichen, welche ja doch die Kälte nicht fühlen, vor ihren Fenstern sich feine Gardinen halten und den Armen keine Kleider geben. So viel weiß ich, wenn ich groß wäre, ich würde es gewiß nicht so machen!"

„„Gott segne Dich, mein Engel! Du bist ein gutes Kind!" sagte der Greis zärtlich.

„Das Gesicht des kleinen Mädchens wurde hochroth.

„„Großvater, vergib mir, ich bin nicht gut!" sprach sie plötzlich. „Du wirst mich nicht für gut halten; ich bin sicher, ich verdiene nicht, für gut gehalten zu werden. O, ich fürchte, Du wirst so böse auf mich seyn!"

„„Ich will doch nicht hoffen, daß Du mir ungehorsam gewesen bist," sagte der Alte streng, „Du weißt, Ungehorsam verzeihe ich niemals!"

„„Verzeihst Du niemals?" rief sie, vor ihm zurückprallend. „Aber ich bin Dir nicht undankbar gewesen; warte nur, ich will Dir sagen, was ich gethan habe."

Sie glitt von seinem Schooße auf den Boden, trat an den Büchertisch, öffnete eine Schublade und zog das Miniaturbild eines jungen Menschen heraus. Es war zierlich in Perlen gefaßt und das Glas zerbrochen.

„„Sieh hier, Großpapa," sagte sie sanft, als sie mit zögerndem Schritt zurückkehrte, „ehe Du in die Bibliothek kamst, fand ich dies hinten in der Schublade unter einem ganzen Haufen von Papieren; ich nahm es heraus und spielte damit, da fiel es auf das Kamin, wobei das Glas zerbrach und das Bild selbst beschädigt wurde — sieh da, quer über's Gesicht."

„Der Alte nahm ihr das Bild aus der Hand, betrachtete es einen Augenblick und legte es dann geschwind wieder bei Seite. Immer strenger wurde seine Miene.

„„O, das hat nichts zu bedeuten, mein Kind!" rief er etwas verdrießlich. „Doch nun merke Dir die schlimmen Folgen des Ungehorsams und laß Dir dieses Bild zur Lehre dienen. Es ist das Portrait Deines Onkels Reginald, es wurde gemalt, als er noch ein Knabe war; er wuchs heran und

wurde zum Manne; und als Deine Mutter noch ein kleines Mädchen war, nicht größer als Du jetzt bist, da wurde er mit ungehorsam — seitdem habe ich ihn nicht wieder gesehen und ihm nie mehr vergeben!"

„Der dies sprach, war Mr. H—'s Vater.

„Einen Augenblick betrachtete ihn das Kind mit einem Ausdrucke des Abscheues, und ihre unschuldsvollen Augen vorwurfsvoll zu seinem Gesichte aufhebend, rief sie in einem Scheu einflößenden Tone:

„„Großvater, wenn Du ihm an diesem gesegneten Weihnachtsabend nicht vergibst, so wird Gott Dir niemals vergeben!"

„Es lag ein feierlicher Ernst, etwas Heiliges in ihrer Stimme, was ihm geradeswegs durch's Herz ging — es war, als hätte ein Engel geredet.

„Ein langes Stillschweigen folgte, nur unterbrochen durch die tiefen Seufzer des über des Großvaters Härte bestürzten Kindes.

Der Alte hielt den Kopf auf die Hände gestützt, die auf einem daneben stehenden Schreibtische ruhten; das helle Licht des Feuers, von den prächtigen Tapeten von carmoisinfarbenem Stoffe zurückstrahlend, warf einen röthlichen Wiederschein auf sein dünnes Haar, welches in Silberlocken fast bis auf die Schultern herabfiel — ein eigenthümlicher Kampf ging im Innern seiner Seele vor.

„„Tod, und nach dem Tode — das Gericht!" murmelte er heiser vor sich hin. „Komm her, mein Kind," sagte der alte Mann tief bewegt, „Du hast gesiegt — da ich selbst auf Vergebung hoffe, so soll ihm vergeben seyn!"

„„Aber noch heute, lieber Großvater! noch an diesem Tage!" rief das kleine Mädchen, in seine Arme hüpfend und ihn zärtlich küssend.

„„Noch diese Stunde!" erwiederte der Alte.

„„Aber wo ist er denn — wo hält er sich auf?" fragte sie begierig. „Er muß sehr unglücklich seyn, daß Du ihm so lange zürnst. Hat er Dich denn nie um Verzeihung gebeten? — Mein armer, armer Onkel! Du mußt sogleich zu ihm schicken!"

„„Wir müssen erst erkunden, wo er sich aufhält," sagte der Großvater, „und dann wollen wir zu ihm schicken."

„„Du weißt nicht, wo Dein eigener Sohn ist!" rief das Kind in einem Tone der Verwunderung und der Theilnahme.

„Und während dieses Engelskind auf die eindringlichste Weise für ihren unglücklichen Onkel sprach, war Miß H— beschäftigt, seine erstarrten, eiskalten Glieder einzukleiden — denn er war schon über den Bereich menschlichen Trostes hinaus, wo „die Gottlosen ihn nicht mehr quälen, wo alle Müden zur Ruhe gelangen."

(Fortsetzung folgt.)

Ein Musterdorf am kleinen Atlas.

In den Küstenstädten Oran, Algier u. s. w. läßt sich der Charakter des Landes nicht erkennen; diese Städte sind in einem kaum glaublichen Maße modernisirt, die maurischen Gebäude weichen hohen, dreistöckigen europäischen Häusern, große Plätze sind an der Stelle früherer Stadtquartiere angelegt, die französischen cafés, restaurants und eleganten Gewölbe verdrängen die maurischen Bazars und in wenigen Jahren wird man alles Eigenthümliche, was an die früheren Zeiten erinnern kann, nur in versteckten Winkeln zu suchen haben. Wäre mit dieser Umformung orientalischer Städte in ein klein Paris der Zweck der Colonisation erfüllt, so hätte die französische Verwaltung ihre Aufgabe gelöst. Wie wenig aber für das allein Nachhaltige, für Anbau des Landes, für dauernde Ausbeute seiner herrlichen Produkte, für Ansiedelung einer fleißigen ackerbauenden europäischen Bevölkerung in 20 Jahren geschehen ist, das zeigt ein Blick in die Zahlenangaben über Bevölkerung, Production rc. des Landes. Und doch ladet der fruchtbare Boden des Landes zwischen der Küste und dem kleinen Atlas, welches Millionen ernähren könnte, dringend zu ernstlichem Anbau ein. Einzelne Colonien, welche eine blühende Zukunft versprechen, finden sich vor, aber im Ganzen und Großen ist erst außerordentlich wenig geschehen. Zu den interessantesten Punkten gehören die Ansiedelungen am Fuße des kleinen Atlas. Hinter Algier steigt eine gute Landstraße an den belaubten, mit den reizendsten Landhäusern besäeten Bergen empor, die steil vom Meere und dem kleinen Küstenstrich aus sich erheben. Ein Blick rückwärts zeigt die Stadt und die Bai, an welcher Algier liegt, im entzückendsten Lichte. Eine weitere Straße bergab und die Metidschah, die wellenförmige Hochebene, welche sich bis zum kleinen Atlas erstreckt, ist erreicht. Mehrere kleine Dörfer werden in der Metidschah passirt, doch gilt sie für ungesund; obwohl fruchtbar, auch zum Anbau bereits in Loose vertheilt, ist sie in Wahrheit zum größern Theil noch unbebaut, mit niederem Gestrüpp wechseln zahlreiche Sümpfe ab. Besserer Anbau wird dieselben und mit ihnen die ungesunde Luft entfernen. Die Fahrt durch die Metidschah, vermittelt durch regelmäßige Postverbindung in 6 Stunden, endet hart am Fuße des Gebirges, in Blidah, einem Hauptorte der französischen Herrschaft, in herrlicher, fruchtbarer Gegend gelegen, umgeben von üppig wuchernden Orangegehölzen, bewässert von Bächen, die frisch aus den nahen Schluchten des Atlas hervorsprudeln. Durch starke Ringmauern und eine Besatzung ist die Stadt zwar gegen etwaige Einfälle, nicht aber gegen die zeitweiligen verheerenden Erdbeben gesichert. Noch birgt sie Ruinen von dem Erdbeben, das 1825 die Stadt

zerstörte, aber unzugänglich für solche Erfahrungen, bauen die Franzosen an die Stelle der niederen landesüblichen Gebäude gleichwohl auch in Blidah ihre hohen, vielstöckigen Häuser! Nichts Reizenderes, als ein Ausflug von Blidah in die die Ringmauern umgebenden Orangengehölze, welche einst, ehe sie von den Franzosen, um den Arabern gefürchtete Schlupfwinkel zu entziehen, zum großen Theil niedergebrannt wurden, einen noch viel weiteren Umfang hatten, oder in die Schluchten des Atlas, aus denen der Ued-el-Kebir, der Bach von Blidah, mit seinen Zuflüssen, hervorsprudelt. Die üppigste Vegetation herrscht hier in dem grünbelaubten Walde, mannshoch erheben sich überall zwischen den Felsen die dichtesten Oleanderbüsche, breitblätterige Cactus, deren Früchte als „Berberfeige" genossen werden, bekränzen die Abhänge. Längs der Bergkette hin, in gleicher Lage wie Blidah, in gleicher Entfernung vom Gebirge, liegen weitere Ansiedlungen, von denen die Dörfer Joinville, Montpensier und Dalmatie als Muster-Colonien bezeichnet werden können. Wir widmen dem letztern Orte, der nur eine halbe Stunde von Blidah entfernt und durch eine gute Straße mit der Stadt verbunden ist, einen Besuch. In Dalmatie wohnen Franzosen, Deutsche oder Deutsch-Redende (Elsässer, Deutsch-Lothringer, Bayern, Schweizer), auch einige Italiener, aber keine Spanier und blos zwei arabische Familien. Dieses Dorf bildet ein Viereck, rings von Mauer und Graben umgeben; drei Thore vermitteln den Verkehr. Die Schutzmauer sichert die Bewohner vor wilden Thieren, wie Schakals rc., und gewährt in unruhigen Zeiten das Mittel zur Vertheidigung gegen einen etwaigen Angriff, bis aus dem nahen Blidah Hilfe käme. Deßhalb bilden auch die Bürger eine Nationalgarde, stehen unter einem Kapitän, verrichten, wenn nöthig, Wachedienst; ein Blockhaus enthält Pulver und Blei; Jeder besitzt eine Flinte. Innerhalb der Mauer stehen 56 Häuser je mit einem Garten; rings und längs der Mauer hin zieht sich die Anlage einer Allee. Mehrere Brunnen sind innerhalb der Mauer, außerdem läuft vom Gebirge her ein Bach in den Ort. Dalmatie zählt 56 Familien, regelmäßig bewohnt somit jede Familie ihr eigenes Haus; eine arabische Familie, welche Kaffee schenkt, hat eine Strohhütte am östlichen Thore inne. Die Häuser sind blos einstöckig, Hof und Garten bei einem jeden, alle Theile gleich und jetzt noch je in einer Hand. Der Raum für Hof und Garten mißt 1250 Quadratmeter (ungefähr ein halber Morgen). Die Tauglichkeit zum Gartenland beruht besonders auf dem Bewässerungs-System — das Wasser des Baches kann in jeden Garten, auf jedes Land geleitet werden; ein Wasserwächter richtet die Fallen, Jeder erhält wöchentlich zweimal auf je zwei Stunden die ganze Wassermasse des Baches. Da Nachts nicht gewässert wird, so ist weiteren Einrichtungen Spielraum gegeben. Uebrigens ist Alles erst im Entstehen. Die fruchtbaren Gärten bringen die verschiedensten Lebensbedürfnisse hervor: Orangen, Pfirsiche, Granatäpfel, Trauben, Mais, Kartoffeln, Gemüse aller Art. Außerhalb der Mauer, in der Ebene gelegen, hat ferner jeder Familienvater ein Loos von 10 Hektaren Landes — 1 Hektare zunächst an der Mauer, für Gartenland, Orangepflanzungen rc., mit derselben Bewässerung wie im Orte selbst, 4 Hektaren etwas weiter weg und endlich noch weiter entfernt die letzten 5 Hektaren Acker- und Wiesenland. Neben den verschiedenen Getreidearten wird Baumwolle und Tabak gepflanzt; der Weinbau ist noch in der Kindheit und Algerien wird bis jetzt von Frankreich aus mit Weinen versorgt. Zur Anlage von Baumgütern liefert die Baumschule in Algier unentgeltlich oder zu wohlfeilem Preise die Setzlinge; Maulbeerbäume werden zum Betrieb der Seidenzucht vielfach gepflanzt. Hiernach wechselt der Preis eines Looses: Häuschen, Garten und 10 Hektaren Land, von 3500—6000 Franken, der Pachtpreis jährlich von 300—700 Fr. Ein Taglöhner kann täglich ohne Beköstigung 50—60 ja bis 100 Sous (1 fl. 10 kr. bis 2 fl. 20 kr.) erwerben. Die Preise der Lebensmittel stehen ziemlich hoch, z. B. 4 Pfund Brod 30 kr. Die gewöhnlichen Kleinhandwerke sind in Dalmatie vertreten, dagegen fehlt noch eine Kirche und eine Schule. — Dies die allgemeinen Züge der Verhältnisse in einem algierischen Musterdorfe europäischer Ansiedler. Wohl bieten sie manche erfreuliche Aussicht dem fleißigen und an harte Arbeit gewohnten Landmann, aber noch viele Jahre dürften vergehen, ehe sie die Bürgschaften darbieten werden, um die Ansiedlung am kleinen Atlas europamüden Wanderern empfehlenswerth zu machen.

Mannigfaltiges.

(Yankee-Sitten.) Bald nach Ankunft des ungarischen Flüchtlings Uihazis an den Ufern des Thangsonflusses im fernen Westen der Vereinigten Staaten kam ein junger Hinterwäldler herangeritten und fragte die versammelten ungarischen Ansiedler: „Welche ist die Tochter des ungarischen Generals?" Uihazis' Tochter, welche englisch spricht, stellte sich dar und fragte nach seinem Begehr. „Ich denke," erklärte er, „es ist Zeit für mich zum Heirathen, und ich bin gekommen, Ihnen den Antrag zu machen." Die junge Dame fing an zu lachen, aber der Bewerber erklärte, daß er dies ernsthaft meine; er wohne nicht weit ab und werde ihrem Vater in allen Dingen zur Hand gehen. Als er aber gewahr werden mußte,

daß sein Antrag keinen Anklang fand, lenkte er sein Roß, von welchem aus er die ganze Verhandlung geführt, um und ritt an sein Geschäft. — Nachher brachten die Ungarn in Erfahrung, daß der Hinterwäldner nicht viel Zeit mit dem Freien zu verschwenden pflegt. Er kommt zum Nachbar, welcher erwachsene Töchter hat, fragt: „Wie geht's?" setzt sich auf einen Stuhl vor dem Feuer, kaut seinen Tabak, spuckt ins Feuer, äußert kein weiteres Wort und bricht nach einiger Zeit wieder auf. Hat er solch schweigsamen Besuch einigemal wiederholt, so sagt er zu derjenigen Dame, auf die er ein Auge geworfen: „Ich meine, ich sollte Sie heirathen." Die Antwort lautet gemeiniglich: „Ich habe nichts dagegen." Ohne weitere Ceremonien geht das Paar zum Friedensrichter, gibt seine Erklärung ab und ist damit bürgerlich getraut; kommt denn gelegentlich ein Geistlicher des Weges, so wird die geschlossene Ehe von diesem eingesegnet.

Kapitän Wallace theilt englischen Zeitungen folgende, von ihm verbürgte Geschichte mit: „Ein Transportschiff, mit einem Theil des Regiments an Bord, segelte bei sanfter Bries an der spanischen Küste hin. Einer der Offiziere lehnte sich über die Hinterregeling und unterhielt sich mit einer jungen Dame, welche ihm eine zarte Passion eingeflößt hatte. Die Schöne war gerade im Begriff, ihrem Liebhaber ein Papier einzuhändigen, als sie sich überreichte, in die See stürzte und, von ihren Kleidern getragen, auf der Oberfläche des Wassers trieb. Der Offizier säumte nicht, ihr nachzuspringen und hielt sie an einem Arm über dem Wasser. Schnell wurden nun die Segel back gelegt, das Schiff drehte bei und Anstalten wurden gemacht, das Boot auszusetzen, als zum Schreck Aller an Bord ein großer Haifisch unter dem Kiel des Schiffes erschien und auf seine Beute losglitt. Ein Schrei des Entsetzens von den bestürzten Zuschauern machte den Offizier auf die nahende Gefahr aufmerksam, er machte eine desperate Anstrengung, schlug und platschte im Wasser, um den Hai zu schrecken, welcher umkehrte und aus dem Gesicht tauchte. Der Strom hatte jetzt den Offizier und die Dame dicht an das Schiff getrieben, da erschien der Hai zum zweitenmal und während er sich eben auf den Rücken werfen wollte, um das unglückliche Paar zu ergreifen, sprang ein Gemeiner von der Compagnie des Offiziers, aus den Hangmatten gekommen, furchtlos mit dem Bajonnet in der Hand über Bord und jagte es dem Hai in den Rücken. Das Thier verschwand darauf augenblicklich und ehe es noch einmal sich zu zeigen wagte, waren die Drei gerettet."

Originell und der Mittheilung werth ist eine bei Gelegenheit des Memel-Eisganges zur Anwendung gekommene Benutzung galvano-elektrischer Ketten. Des im Moment der Schließung überschlagenden Funkens bediente man sich nämlich als Zünder für die Explosion von Pulverminen, welche in den gewaltig angehäuften und den Stromlauf hemmenden Eismassen angelegt waren. Die aus weiter Entfernung bewerkstelligte gefahrlose Zertrümmerung der Schollendämme gelang nach jener Methode stets auf das Vollständigste.

Aus Gera wurde in diesen Tagen an die Dresdener Polizeibehörde berichtet, daß daselbst 2 Individuen, Döberitz aus Dresden und Schizold aus Zschieme, verhaftet worden seyen, weil dieselben ohne gehörige Legitimation betroffen wurden. Döberitz und Schizold ernährten sich damit, daß sie einen Hund, welcher nach ihrer Angabe ohne Vorderfüße geboren worden sey, an allen Orten, wohin sie kamen, tanzen ließen. Die Behörde in Gera ließ den Hund untersuchen, und es ergab sich nun, daß derselbe nicht ohne Vorderfüße geboren, dieselben ihm vielmehr gewaltsam herausgebrochen, und alsdann das durchgeschnittene Fell zugenäht worden sey.

Der Luftschiffer Petin, welcher in Paris und London sich vergeblich bemühte, die zum Bau eines Luftschiffes nach seinem System nöthigen Gelder aufzubringen, ist jetzt in Nordamerika, wo seine Ideen eine günstigere Aufnahme fanden. Gleich nach seiner Ankunft in New-Orleans wurde eine Subscription eröffnet und ein Kapital von 500,000 Fr. zusammengebracht. Petin ist nach New York gereist, um das zu seinem Luftschiffe nöthige Material einzukaufen. Er hat sich verpflichtet, die Reise von New-Orleans nach Frankreich in 36 Stunden zu machen.

Im „Magd. Corresp." findet sich aus Wiere ein Bericht über einen Tischrück-Versuch, dem die Originalität nicht abgesprochen werden kann, da von „wilden Bewegungen" des Tisches dort die Rede ist. Derselbe wird nämlich so wild, daß er an einem Flügel sein drittes Bein zerstößt und fortan ohne zu fallen auf zwei Beinen in dem Zimmer herumhopst. Wenn's also künftig an zweibeinigen Tänzern mangelt, dann ist, wie man sieht, leicht abzuhelfen.

Aus Edinburgh werden viele Zinkhäuser nach Australien verschifft. Sie sollen sich in jeder Weise besser bewähren, als die eisernen.

Redaktion, Druck und Verlag von G. Ritter in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

Nro. 58. Sonntag, 15. Mai 1853.

Das unheimliche Haus.

(Fortsetzung.)

„In erschreckender Finsterniß brach die Nacht über das arme, verlassene Weib heran, das sich mit ihrem Todten im Dunkeln allein befand; die traurige Stille wurde nur durch den Wind unterbrochen, wenn er mit den schlecht verwahrten Fenstern und Thüren klapperte, daß die scharfen Töne in den leeren Gemächern wiederhallten und die zum Tode geängstigte Dulderin auf's Peinlichste aufgeregt wurde! Mit welchem schmerzlichen Gefühle der Verlassenheit mußte das anbrechende Tageslicht des Weihnachtsmorgens sie erfüllen! Wie traurig — wie schrecklich war ihre Lage, als seine bleichen Strahlen die hagere und abgezehrte Gestalt Dessen beschienen, der ihr das Daseyn gegeben! Sie schauderte, denn sie gedachte ihres Versprechens, daß er kein Armenbegräbniß erhalten solle, daß sie sich niemals zum Betteln erniedrigen wolle. O, wie treu, aber auch wie furchtbar hielt sie ihr Wort! Und durch alle die schweren Stunden jenes trauervollen Tages hindurch blieb durch einen eigenthümlichen Zauber, dem sie nicht zu widerstehen vermochte, ihr Blick stets auf den todten Vater geheftet — ihre weit geöffneten Augen beobachteten mit zärtlicher Standhaftigkeit jeden Gesichtszug. Das einbrechende Zwielicht, die finstere Nacht fand sie noch an seiner Seite, am gewohnten Platze, stumm, thränenlos, ins innerste Herz getroffen, mit Seelenqualen überhäuft, hilflos und hoffnungslos — allein stehend in der Welt. Ihre schlummernden Sinne erwachten mit furchtbarer Schärfe und ihre Einbildungskraft, allezeit rege, empfänglich und mächtig, schuf ihr in der undurchdringlichen Finsterniß die schrecklichsten Gestalten. Sie wagte kaum zu athmen. Draußen auf der Gasse nichts als Töne der Lustigkeit, schnell hinter einander vorbeirollende Wagen, aus den gegenüberliegenden Häusern heitere Musik, die im schnellsten Takte stets fortging und von fröhlicher Gesellschaft zeugte; rings umher nur Zeichen von geselliger Freude, und in ihrem Innern — welche Seelenangst! —

„An jedem Weihnachtstage pflegten sich sämmtliche Glieder der Familie im Hause ihres Großvaters zu versammeln; auch an diesem Tage waren sie, nach der Gewohnheit aller früheren Jahrestage, zusammengekommen — nur eins war abwesend, seine einzige Tochter, die Mutter des bereits erwähnten kleinen Mädchens, denn sie hatte vor einigen Monaten ihren Mann nach Indien begleitet, wohin er auf einen hohen geistlichen Posten berufen war, und ihr Kind der Sorge ihres Vaters anvertraut.

„Der alte Herr saß gerade oben an der Festtafel, seine kleine Enkelin an der Seite; seine Söhne mit ihren Frauen und Kindern, nebst entfernteren Verwandten rund um die von kostbarem Silbergeschirr und von durchsichtigem Krystall erglänzende Tafel; der reiche Nachtisch wurde aufgetragen und der Wein in kostbaren Gläsern kredenzt.

„„Dies,“ sagte der Alte mit tiefer Gemüthsbewegung, als er sein Glas erhob, „dies hier sey für die Abwesenden, für meine geliebte Tochter und ihren braven Gatten — und nun, mein kleines Frauenzimmerchen,“ sagte er zu dem Kinde an seiner Seite, ihm liebevoll zulächelnd, „nach der herkömmlichen Regel ist es Deine Pflicht, Deinen Dank für diesen Toast darzubringen.“

„„Erst fülle Dein Glas noch einmal, Großpapa!“ rief sie aus — „ein Jeder fülle sein Glas — nun, dies ist für den Abwesenden!“ sagte sie langsam und vernehmlich — „für meinen Onkel Reginald!“

„Alle am Tische stutzten — es war seit Jahren das erstemal, daß jener Name in ihrer Gegenwart ausgesprochen wurde, und nur mit unbehaglichen Gefühlen tranken sie diese Gesundheit; und darauf, mit verdeckter Stimme und sehr herabgestimmter Miene, erzählte der Großvater den Vorfall mit dem zerbrochenen Bilde und wie das Urtheil des Kindes über ihn gesiegt.

„Ach, ach! warum so lange unversöhnlich?

„Jetzt, wo die Nachforschung unnütz war, erboten

sich freiwillig zwei von Reginalds Brüdern, ihn aufzusuchen.

„Tage vergingen mit fruchtlosem Nachfragen; drei Wochen verstricken und noch war keine Spur von ihm aufzufinden, während täglich das schöne Kind den Großvater fragte, was aus ihm geworden sey, warum er denn gar nicht erscheine — warum er denn gar nicht antworte auf die Bekanntmachungen in den Blättern?

„Mittlerweile waren Miß H—'s Leiden wahrhaft entsetzlich; da sie jetzt nur noch für ihre eigene Nothdurft zu sorgen hatte, so war sie wenig bedacht, zu arbeiten — ihre Nerven waren auf's Aeußerste gespannt und ihre unerschöpfliche, aber unbeschäftigte Energie bereitete ihr die grausamsten Qualen.

„Da sie sich seit den letzten Monaten von ihres unglücklichen Vaters Lebzeiten an spärliche Nahrung gewöhnt hatte, so hielt der am Weihnachtsabend empfangene Speisevorrath lange vor; aber am Ende der dritten Woche war er fast ganz aufgezehrt und es blieb nur noch eine einzige Mahlzeit übrig. Es zeigte sich ihr also wieder die Nothwendigkeit der Arbeit, und abermals unterzog sie sich ihr mit der entschiedensten Ausdauer.

„Als sie nun am Fenster saß und mit großer Flinkheit ihre Nadel handhabte, da richtete sich ihre Aufmerksamkeit auf ein Stückchen zerrissenes Papier, welches von dem draußen tobenden Sturme aufgehoben war und immer von Neuem gegen das Fenster oder zwischen die Blätter der dasselbe bedeckenden Schlingpflanzen geschleudert wurde. Da sie in letzter Zeit peinlich reizbar geworden und leicht aufgeregt wurde, so war ihr der Anblick dieses hin- und herflatternden Papiers im höchsten Grade widerwärtig. Geschwind öffnete sie daher das Fenster, um es von einem Zweige wegzunehmen, auf dem es einen Augenblick hängen blieb, und es dann entzwei zu reißen; doch daran wurde sie durch einen heftigen Windstoß verhindert, der durch das aufgezogene Schiebfenster den Papierfetzen ihr gerade ins Gesicht trieb. Es war ein Stück von einer Zeitung, zerrissen und beschmutzt, und als sie im Begriff war, es von sich zu werfen, da fiel ihr zufällig ihres Vaters Name in die Augen! Sie hielt inne, sah nach und las mit Zittern und Erstaunen:

„„Wenn Reginald H— sich in der Expedition dieses Blattes melden will, so wird er Etwas vernehmen, was zu seinem Vortheile gereicht."

„Name und Datum des Blattes waren gleichfalls noch darauf zu finden.

„Was aber war denn nunmehr zu thun? Wie sollte sie die Meldung beschaffen? Welcher Mensch, der in früheren Tagen ihn gekannt, sollte wohl glauben, daß sie die Tochter von Reginald H— sey?

„Gar mächtig aufgeregt, wagte sie beinahe zu hoffen — sie beschloß augenblicklich, sich brieflich zu melden; aber es war nöthig, Papier, Feder und Tinte anzuschaffen, und wie sollte sie dazu gelangen? Sie durfte nicht darum bitten — das hatte sie versprochen; sie konnte ja darum arbeiten und sie also verdienen. Stark in der Hoffnung, handhabte sie flink und gewandt ihre Nadel. Ihr Geist bereitete sich während dessen auf die Dinge vor, welche nun erfolgten. Ein einfacher Umstand führte zu ihrer Entdeckung.

(Schluß folgt.)

Die Officin des Journals „Times" in London.

Das berühmte Journal „Times" ist jetzt außer aller Frage das größte in der Welt, nicht nur durch Ausdehnung, Auflage, Reichthum, sondern wahrscheinlich auch durch geistigen Gehalt. Während der Parlamentssitzungen beträgt die Auflage über 10,000 Exemplare, was, da im Allgemeinen die Auflagen englischer Journale wegen der größeren Kostspieligkeit lange nicht so groß sind, als die beliebtesten französischen und deutschen, ein Verhältniß constituirt, wofür in Frankreich gewiß 100,000 angenommen werden müßten.

Um den technischen Theil dieses colossalen Unternehmens zu bewältigen, waren die bisherigen Mittel, trotz aller Wunder der Dampfkräfte und ihrer Anwendung auf Druckerpressen, nicht mehr ausreichend. Für nicht sachkundige Leser wollen wir das auseinandersetzen. Um ein Journal mit so ungeheurer Auflage täglich zu drucken, reichte die Zeit nicht mehr aus; denn selbst, wenn mit jedem Niederschlag der Sekunde ein Bogen auf einer Seite fertig wird, lassen sich doch nur 3600 in einer Stunde drucken, also in 11 Stunden etwa die ganze Auflage — davon gehen aber die Zeiträume ab, die zum Reinigen der Formen, für zufällige Unterbrechungen ꝛc. erforderlich sind; ferner müssen beide Seiten bedruckt werden, was daher die doppelte Zeit bedingt. Mit einer Maschine und einem Satz wäre also schon eine solche Auflage gar nicht mehr zu bestreiten. Man mußte sohin zuvörderst zwei Maschinen anwenden, um, wenn das Blatt auf einer Seite gedruckt war, in der zweiten auch auf der andern zu drucken, während die erste immer fortarbeitete, um der zweiten die halbgedruckten Bogen zu liefern. Wenn aber mehr als ein Bogen täglich gegeben werden sollte, so reichten auch zwei Maschinen nicht aus; und da nun auch zum Redigiren des Blattes, zum Setzen, Falzen und manchen andern Nebengeschäften nothgedrungen täglich Zeit erforderlich wird,

so bleibt auch nicht der ganze Tag für die Druckthätigkeit. Genug, es ergab sich bald, daß man, um eine gewisse Auflage schaffen zu können, den Satz verdoppeln und verdreifachen müsse, was theils an sich sehr kostspielig wurde, theils nie ganz genau ausfallen konnte, endlich auch ungemein viele Maschinenkräfte zum Druck erforderte.

Die englischen Zeitungen konnten auch wegen ihrer Stempelgesetze sich nicht in sehr viele Bogen theilen und täglich, gleich den deutschen, drei, vier, sechs und mehr an kleineren Bogen liefern, sondern sie mußten möglichst das größte Format innehalten, um möglichst wenig Stempel zu zahlen. Es kam also darauf an, eine Druckmaschine zu erfinden, welche bei einem Satze viel schneller druckte, als bisher. Diese Aufgabe erschien als eine Unmöglichkeit. Denn wenn man sieht, wie schnell schon der Druck stattfindet, wo pro Sekunde ein Bogen auf einer Seite bedruckt geliefert wird, wie eine raschere Bewegung für das Auflegen und die Fortnahme des Bogens bei der Natur des Papiers gar nicht möglich ist, weil dies vorsichtig aufgelegt und abgenommen werden muß, wenn es nicht zerreißen soll: so ließ sich gar nicht denken, daß der Druck noch schneller möglich sey. Wenn wir daher anfangs in den Zeitungen lasen, die „Times" habe sich eine Druckmaschine erschaffen, mit der sie in der Stunde 10,000 Exemplare vollständig drucke, so erschien dies als eine übertriebene Angabe, die etwas ganz Unausführbares enthalte. Man prüfe nur die Schnelligkeit: 10,000 Schläge in der Stunde, geben auf die Sekunde 3, mithin ein so rasches Tempo, daß in solcher Geschwindigkeit gar kein Bogen Papier hingelegt und fortgenommen, geschweige noch bedruckt werden kann. Und dennoch war es dem englischen Genie der Erfindung in technischen Dingen geglückt, die scheinbare Unmöglichkeit der Aufgabe zu besiegen. Dies ist aber schneller gesagt, als deutlich gemacht.

Das Wesentliche der Sache besteht darin, daß acht Bogen gleichzeitig mit dem nämlichen Satze gedruckt werden. Doch nun das Wie! Wenn die Walze mit dem Satz über die horizontal gelegten Bogen hätte hinbewegt werden sollen, so würde das große Schwierigkeiten gehabt haben; man hat also diese Walze mit den Columnen des Satzes vertical auf ihre Achse gestellt, um die sie sich bewegt; rings um sie her stehen, ebenfalls vertical, acht Walzen, welche die mittlere, viel stärkere, ungefähr so umgeben, wie wenn man acht Biergläser um eine Caraffe stellt. Für jede dieser acht Walzen nun ist eine Einrichtung getroffen, daß ein Druckbogen, der horizontal eingelegt wird, in verticaler Lage um die Walze herumläuft, zwischen ihr und der Mittelwalze hindurch. Dies geschieht gerade in der Zeit, in welcher die Mittelwalze sich umdreht, so daß, da alle acht Bogen für die Seitenwalzen gleichzeitig eingelegt, um herumgeführt zu werden, in einer Umdrehung der Mittelwalze die acht Bogen auf einer Seite bedruckt sind und in dieser Gestalt, wenn sie die Seitenwalze verlassen haben, in die Hand des Arbeiters fallen, der die bedruckten Bogen aufzunehmen und aufeinander zu legen bestimmt ist. Die Umdrehung dauert etwas über eine Sekunde, so daß in der Sekunde durchschnittlich sieben Bogen und in der Stunde 10,000 auf beiden Seiten gedruckt werden, somit die ganze enorme Auflage des Blattes in 3—4 Stunden (je nach der wechselnden Stärke desselben) völlig fertig gedruckt ist. Eine kleinere zweite Auflage von späteren Nachrichten für die Abendausgabe wird dann noch in etwa einer halben Stunde nachgedruckt.

Diese Maschine — schreibt der Verfasser dieses — welche dem Journal gegen seine sonstigen Kosten jährlich 80,000 Pfund Sterling ersparen soll, arbeiten zu sehen, war mein großer Wunsch. In Paris hatte mir ein Freund einen Brief an einen der Redacteure mitgegeben; nach englischem Gebrauch hatte ich das Schreiben dem Adressaten, von meinem eigenen begleitet, das meinen Wunsch aussprach, zugesandt, und gleich am andern Morgen erhielt ich die höflichste Antwort und eine Einlaßkarte für Vormittag um 11 Uhr 30 Minuten, wo die Maschine arbeiten würde.

Das Bureau der „Times" liegt in der Nähe der Blackfriars-Brücke. Durch ein wahres Labyrinth der engsten Gassen muß man sich nach der berühmten Anstalt hinsuchen; doch ist sie so gekannt in der Gegend und die Absicht der Fremden so leicht errathen, daß uns aus jedem Hause ein Knabe entgegenspringt, der uns für einige Pence das Anerbieten macht, uns nach der Times-Office zu führen. Ein sehr höflicher Beamter, der auch französisch sprach, empfing mich nebst zwei andern Fremden aus Paris und führte uns sogleich in die Maschinen-Officin. Alles war schon vorgerichtet und mit der Pünktlichkeit englischer Einrichtung begann die Maschine auch Punkt 11 Uhr 30 Minuten ihre interessante Thätigkeit. Wenn das Auge selbst sieht, was auch der Verstand schon lange zuvor gewußt hat, erstaunt der Mensch doch in ganz anderem Maße — solche Macht übt der lebendige Eindruck der Sinne. Es ging selbst bis zum Komischen, wenn man sah, wie Schlag auf Schlag die Maschine die acht Riesenbogen, auf das Sauberste bedruckt, auswarf. In 25 Minuten war die zweite Auflage (deren Druck eben stattfand) vollendet. Der Bogen hatte dabei einen Weg von 6 Fuß in der Sekunde zurückzulegen.

Wir besuchten nun noch einige andere Räume des Etablissements, ließen uns den Druck der Bei-

lagen zeigen, der auf anderen Pressen geschieht, und betraten auch die Setzer-Officin, in der 113 Setzer arbeiten.

Das ganze Institut hat Einnahmen und Ausgaben, die ins Colossale gehen. Die genauen Zahlen kenne ich nicht; doch eine Anekdote aus früherer Zeit mag einen Maßstab dafür geben. Ein Parlamentsmitglied hatte der „Times" vorgeworfen, sie sey vom Ministerium bestochen. Indignirt über diese Insinuation, antwortete das Blatt mit ächt englischem Geldstolz: „Herr .... hat die lächerliche Beleidigung ausgesprochen, wir würden vom Ministerium bestochen. Unsere monatlichen Ausgaben betragen mehr, als die jährlichen Einnahmen aller Minister zusammengenommen. Wenn von dem unwürdigen Akt einer Bestechung überhaupt die Rede seyn sollte, so wären wir eher in der Lage, die Minister zu bestechen, als sie uns." — Daß unter solchen Verhältnissen die „Times" eine **Macht** ist, wer will das bezweifeln?

Mannigfaltiges.

Die **Familie der Mrs. Harriet Beecher-Stowe**, der Verfasserin von „Onkel Tom's Hütte", ist in den Vereinigten Staaten auf sehr ehrenvolle Weise weit bekannt. Die Glieder derselben sind: 1) **Beecher**, der Vater, Doktor der Theologie, Ex-Präsident des Lane-Seminary und Prediger der Presbyterianischen Kirche in Cincinnati im Staate Ohio; 2) **William Beecher**, Prediger in Chilicothe im Staate Ohio; 3) **William Beecher**, Prediger in Boston im Staate Massachusetts; 4) **Henry Ward Beecher**, Prediger in New-York; 5) **Karl Beecher**, Prediger in Newark im Staate New-Jersey; 6) **Thomas Beecher**, Prediger zu Williamsburg im Staate New-Jersey; 7) **Georg Beecher**, durch einen Pistolenschuß vor einigen Jahren zufällig getödtet — er wurde während seines Lebens als einer der größten Männer der östlichen Staaten betrachtet; 8) **Jakob Beecher**, Kaufmann in Boston; 9) Miß **Katharina Beecher**; 10) Mistreß **Harriet Beecher-Stowe**; 11) Mrs. **Perkins**; 12) Mrs. **Horker**. Diejenigen, welche alle Glieder dieser Familie kennen, würden in Verlegenheit gerathen, Einem den Vorzug vor den Andern zu geben, so sehr sind sie auf gleiche Weise mit Verstand begabt, und es besteht unter ihnen, ungeachtet der Verschiedenheit der Charaktere und Züge, eine seltene, sowohl körperliche als geistige Aehnlichkeit. Mr. **Stowe**, Harriet's Gatte, ist einer der gelehrtesten Theologen in ganz Amerika. Das häusliche Leben dieser Ehegatten bietet das ruhige und stille Glück dar, welches man in der amerikanischen Geistlichkeit so oft findet. Von ihren zahlreichen Kindern sind noch fünf am Leben.

Das Pesther Wettrenn-Comité hat bereits sein Programm für dieses Jahr veröffentlicht, welches vermöge der großen ausgesetzten Preise viele Concurrenten versammeln und eine große Lebhaftigkeit entwickeln dürfte. Die Tage des Rennens sind auf den 29. und 31. Mai und 2. Juni festgesetzt. Am ersten werden Preise von 100 und 270 Ducaten, wie auch von 5000 fl. CM. gewonnen; am zweiten 100 Ducaten, wie auch 500 und 100 fl. CM.; am dritten ein Preis von 80 und 100 Ducaten. Bei allen Preisen, wo kein wiederholtes Rennen bedungen ist, kann ein Eigenthümer auch mehrere Pferde laufen lassen. Außer diesen Preisen sind auch an jedem der drei Tage kleinere Preise ausgesetzt für die Pferde der Landleute, welche ohne Sattel reitend oft den komischsten Anblick gewähren.

Dieser Tage wettete der Cuirassierlieutenant Herr **Wallot** (ein kühner und geschickter Reiter) zu München mit mehreren seiner Herren Kameraden, den Weg vom Sendlingerthor nach Starnberg und zurück (eine Strecke von über 13 Poststunden) mit einem unter 3 zu wählenden Pferde in 3 Stunden zurücklegen zu können, und dabei in Starnberg eine halbe Bouteille Wein und Speise zu sich zu nehmen. Diese Wette wurde am 4. d. ausgeführt und Herr **Wallot** gewann den ausgesetzten Preis von 400 fl., indem er um 5 Uhr Abends vom Sendlingerthor wegritt, in Starnberg einkehrte und um $7^{3}/_{4}$ Uhr schon im Abgangsorte eintraf. Viele Reiter und Equipagen, darunter auch Prinz Adalbert, gaben dem kühnen Reiter eine Strecke das Geleite.

Im Bockkeller zu München wurde dieser Tage einem jungen Mann beim Gedränge an der Schenke seine goldene Cylinderuhr nebst dergleichen Kette gestohlen. Er machte sofort die nöthige polizeiliche Anzeige, in Folge dessen drei verdächtige Individuen arretirt wurden, ohne daß man etwas bei ihnen fand. Folgenden Tags aber erschien ein achtbarer Herr bei der königl. Polizei und übergab die Uhr nebst Kette, welche er am Abend zuvor beim Entkleiden in seiner Tasche gefunden hatte. Allem Anschein nach hat ein Gauner, als er von den Arretirungen im Bockkeller „Wind bekam", die Uhr diesem Herrn in die Tasche hineinpraktizirt.

Redaktion, Druck und Verlag von G. Ritter in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

Nro. 59. Dienstag, 17. Mai 1853.

Das unheimliche Haus.

(Schluß.)

„Ich habe bereits erwähnt, daß die einzige Tochter von Miß H—'s Großvater ihren Gemahl nach Indien begleitet hatte. Die Firma, auf deren Comptoir Mr. H— gearbeitet hatte, war in ausgedehntem Maße am ostindischen Handel betheiligt und an deren Adresse war eine Schachtel mit indischen Seltenheiten für ihr geliebtes Kind eingegangen. Ihr ältester Bruder, welcher sich zur Zeit der Ankunft jener Sendung in der Stadt befand, begab sich auf's Comptoir, wo er einen der Commis zu sehen verlangte, um sich zu erkundigen, wann die Sachen wohl abgeliefert werden könnten. Derjenige, bei dem er diese Erkundigung einzog, war kein Anderer als Mr. Wilmot, welcher, nachdem er ihn einige Minuten lang sehr aufmerksam betrachtet hatte, alsbald ausrief:

„„Meiner Seele, Mr. H—, wie gut sehen Sie aus — Sie sind ja ein ganz neuer Mensch geworden! Sie sehen ja zehn Jahre jünger aus, als damals, wo Sie auf dieses Comptoir kamen.“

„„Herr!“ rief da der Andere stolz — „hier muß ein Irrthum obwalten, ich habe nie die Ehre gehabt.“

„„O, wirklich? Ich bitte um Entschuldigung, mein Herr — bitte, bitte!“ sagte Mr. Wilmot mit ungläubiger Miene. „Nun ja, ganz richtig — haben Sie die Güte und setzen Sie Ihre Unterschrift an jene Stelle da.“

„Und mit fester, deutlicher Hand unterschrieb er: Hildebrand H—, und als käme ihm plötzlich ein Gedanke, bemerkte er:

„„Sie sagten da Etwas, als hätte ich früher auf diesem Comptoir gearbeitet; da Sie aber jetzt meinen Namen gesehen haben, darf ich wohl die Frage an Sie wagen, an wen ich Sie erinnere?“

„„Gewiß, mein Herr, gewiß,“ sagte Mr. Wilmot, sich die Hände reibend, „und ohne Beleidigung, ich hoffe es. Ein Herr Ihres Namens, und Ihnen so ähnlich wie ein Ei dem andern — Mr. Reginald H—!“

„„Reginald H—!“ rief Hildebrand begierig aus — „ist er wirklich hier Mitarbeiter gewesen? Vielleicht können Sie mir seine Adresse geben, ich habe ihn aufzufinden versucht, aber ohne Erfolg.“

„„Ei nun,“ erwiederte Mr. Wilmot, „vor zwei Jahren, da bewohnte er ein Haus bei der City, am Platze N—, Sie können's gar nicht verfehlen — ein niedriges Haus, an der Fronte voll Schlingpflanzen, mit einem kleinen Blumengarten mit grüner Pforte — wie heißt doch noch der Name des Hauses — potz tausend, ich kann mich gar nicht entsinnen! — doch einerlei, er steht an den Pfeilern — ach ja, Eglantine, so heißt es.“

„„Ich danke Ihnen bestens, mein Herr,“ sagte Mr. Hildebrand H—, als er die Adresse zu sich steckte, worauf er mit einer stattlichen Verbeugung gegen Mr. Wilmot das Comptoir verließ und in seinen Wagen stieg, worin seine Frau seine Rückkunft abgewartet hatte; er ließ ihn nach dem angegebenen Platze fahren und erzählte ihr unterwegs von der kleinen Scene auf dem Comptoir zwischen ihm und Mr. Wilmot.

„Eine Fahrt von etwa einer halben Stunde brachte sie nach N—.

„„Wir müssen jetzt nahe dabei seyn!“ rief er, als er an einem Wegweiser den Namen des Platzes las. „Ein niedriges Haus, mit Schlingpflanzen bedeckt,“ fuhr er fort in dem Tone getäuschter Erwartung — „ei nun, in der ganzen Nachbarschaft ist nur eines, das der Beschreibung entspricht — aber sicher kann es das nicht seyn: wer möchte wohl solch einen Stall bewohnen?“

„„O sieh, da steht ja der Name an einem Thorpfeiler: Eglantine!“ versetzte seine Frau. „Wie traurig sieht doch der Platz aus!“

„Wohl konnte sie das mit Recht sagen — die meisten Fensterscheiben waren zerbrochen, die noch heil gebliebenen waren mit Spinneweben bedeckt und von Staub und Regen ganz beschmutzt. Der Klinke

beraubt, ging die kleine eiserne Gartenpforte mit dumpfem Geräusche in ihren Angeln hin und her — das Spiel eines jeden Windstoßes. Und der trostlose Anblick des zertrümmerten Daches that vollends das Seinige, um das Bild der Verödung vollständig zu machen.

„Es ging gerade ein Kind vorüber.

„„Sag' einmal, mein Kleiner," sprach Mr. Hildebrand H—, „wohnt denn Jemand da?" indem er bei der Frage auf das Haus zeigte.

„„Ja, Herr," sagte der Knabe im Vorbeieilen, „Mr. H— und die junge Dame wohnen da — seine Tochter."

„Es schauderte sie, als sie dies vernahmen.

„Und nun konnte man an den Fenstern der angrenzenden Häuser neugierige Nachbarn wahrnehmen, die mit überraschten Blicken die stattliche Equipage musterten, welche vor der verfallenen Wohnung hielt. Mr. Hildebrand H— stieg aus dem Wagen, ging über den kleinen Hof nach der Thür zur Hausflur, sie stand halb offen; er klopfte mit seinem spanischen Rohr daran, und als er keine Antwort bekam, da rief er laut: „Ist Jemand darin?" stand darauf still und horchte — es kam ihm vor, als hörte er aufregende Töne von krampfhaftem Gelächter, ganz hohl und kaum menschlich — darauf die süßen Töne einer weiblichen Stimme, mit herrlicher Modulation das „Miserere" singend. Er schritt durch die Flur; von den düstern und feuchten Wänden kam ein widerlicher, modriger Dunst; das verwitterte Estrich knarrte unter seinen Füßen. Dann stieg er eine schmale, gebrechliche Treppe hinauf, bis er endlich an den Ort gelangte, von welchem die Töne herkamen. Ein unheimliches Gefühl bemeisterte sich seiner, jenes instinktmäßige Bewußseyn, daß er sich in der Nähe von Tod und Verwesung befinde.

„Jetzt bot sich ihm eine schreckliche Scene dar: die arme Miß H— saß auf ihrem elenden Lager, eifrig mit ihrer Nadel beschäftigt und abwechselnd singend und lachend; kaum glich sie einem lebenden Wesen, so abgemagert war ihre Gestalt; ihr Gesicht war leichenblaß und die Knochen desselben traten deutlich hervor; die Zahnreihen zeigten sich hinter den abgezehrten Lippen, die einst so rund und lieblich gewesen — kurz, sie war ein lebendiges Gerippe. So eifrig war sie bei ihrer Arbeit, daß sie auf den ersten Augenblick ihren Besucher nicht einmal bemerkte, welcher sie mit Schrecken betrachtete. Plötzlich richtete sie den Kopf auf und indem sie die unter der Thüre stehende Gestalt gewahrte, trat das Feuer ihrer großen Augen aus den eingefallenen Höhlen hervor und erleuchtete ihr blasses Gesicht mit einem übernatürlichen Lichte, während ihre abgezehrten Wangen eine lebhafte Gluth zeigten. Eine Sekunde lang richtete sie einen durchdringenden und zugleich erschreckenden Blick auf ihres Onkels Gesicht, dann sprang sie auf ihn zu und schloß ihn fest in die Arme mit dem Ausrufe:

„„O mein Gott! so war das Alles nur ein Traum, und Du lebst noch, mein Vater!"

„Darauf sank sie in tödtlicher Ohnmacht zu den Füßen des bestürzten Onkels nieder.

„Mr. Hildebrand H— hob sie sanft in die Höhe, legte sie auf ihr ärmliches Bett und zweifelte nicht länger, daß es wirklich seine Nichte sey. Da sein Mitgefühl auf's Lebhafteste erregt war und er vor Begierde brannte, das Unrecht wieder gut zu machen, wodurch sie nur zu lange unschuldig gelitten hatte, so rief er seine Frau zu ihrer Hilfe herbei, und als sie wieder zum Bewußtseyn erwachte, da begegneten ihre Blicke gütigen und wohlwollenden Gesichtern, sanfte und freundliche Stimmen behaupteten die Rechte der Blutsverwandtschaft. In milden Tönen hießen sie sie gutes Muthes seyn, setzten ihr ihre Verwandtschaft auseinander und boten ihr die Bequemlichkeiten des großväterlichen Hauses an, so wie ihres Großvaters zärtliche und reuige Liebe, seine aufrichtige Vergebung für ihren Vater.

„Mächtig flossen ihre bis dahin gesparten Thränen und brachten ihrem fieberhaften Herzen Erleichterung, worauf sie, erfüllt von einer Gemüthsbewegung, zu tief, um sich aussprechen zu lassen, die Worte hervorseufzte:

„„So soll denn meinem Vater ein christliches Begräbniß werden! Dort ruht er, unter Ihren Füßen!" rief sie leidenschaftlich aus — „unter jener Fliese!" wobei sie auf den Stein vor dem Kamin hinwies — „ich habe ihn vor einigen Wochen dahin gelegt!"

„Vor Schauder fuhren sie zurück.

„O, welch braves Herz! welche wunderbare Ausdauer!

„Sie hüllten sie in einige überflüssige Kleidungsstücke der Mrs. H—, welche sich in dem vor der Thüre haltenden Wagen befanden; in ihres Onkels Armen wurde sie aus dem durch solche schauderhafte Erinnerungen unheimlich gewordenen Hause fortgetragen und sanft in die ihrer harrende Kutsche gesetzt; durch ihn wurde sie ihrem alten Großvater vorgestellt, der sie mit thränenvollen Augen und zitternden Lippen um Vergebung bat für alle Leiden, die so unverdient über ihre Person gekommen seyen. Von dem kleinen Mädchen, welches als Werkzeug gedient, um sie zur Kunde ihrer Familie zu bringen, empfing sie Lehren einfacher Weisheit, welche sie dahin führten, über sich selbst hinaus zur unerschöpflichen Quelle der göttlichen Liebe um Trost und Stärkung aufzuschauen.

„Voll Trauer und Reue folgte ihr hochbetagter Großvater den Ueberresten ihres unglücklichen Vaters nach der Familiengruft, wo sie in einem reich mit

Wappen verzierten Sarge neben dem sterblichen Theile seiner angebeteten Gattin beigesetzt wurden.

„Groß war im Leben das Leiden Miß H—'s Vater gewesen, groß auch sein Vergehen; verletzte Pflicht ist allezeit fruchtbar an Trübsal. Nimmer kann dem Fluche des Ungehorsams, der über unser erstes Elternpaar ausgesprochen wurde, straflos von uns getrotzt werden. Eine allweise Vorsehung, gleich mächtig, das Weltall zu regieren und zu erhalten, vermag allein mit dem rechten Erfolge das Rächerschwert zu führen; wenn aber ein verwegener Sterblicher sich vermißt, den flammenden Stahl zu schwingen, so fällt dieser zurück auf seinen machtlosen Arm und schlägt ihm tödtliche Wunden. Das göttliche Wort hat der Gottheit die Rache vorbehalten, unmöglich kann sie daher einem schwachen Menschen zukommen. Bei Miß H— bewährte es sich, daß die Sünden der Väter an den Kindern heimgesucht werden. Sie, das unschuldige Opfer des von ihren Eltern begangenen Unrechts, war in Trübsal aufgewachsen, ehe sie durch eine späte Vergeltung dem Abgrund des Elends entrissen wurde, in den sie gestürzt war. Wie es mit ihr der Fall gewesen, so geschieht es nicht immer, daß die Tugend ihren Lohn empfängt; doch ewig „trägt sie ihre unaussprechliche Belohnung in sich selber," in dem Bewußtseyn, daß sie „nicht müde geworden, Gutes zu thun." Ich schließe mit einem Spruche, den man nie vergeblich hören sollte:

„Irren ist menschlich — vergeben göttlich."

„Möge denn die himmlische Eigenschaft des Vergebens auf's Sorgfältigste in jeder menschlichen Brust gepflegt werden — ja selbst da, wo eines Bruders Sünden gegen uns zu der Summe von siebenzig mal sieben heranwachsen sollten!" —

Das Wenham-Eis.

Nicht fern von Boston, etwa 18 englische Meilen gegen Nordost, bilden die Berge Newhampshire's und Massachusetts' einen mäßigen Kessel, den die aus seinem felsigen Boden hervorsprudelnden Quellen mit dem reinsten Wasser erfüllen. Es ist der berühmte Wenham-See. Sein Wasser ist so rein, daß die sorgfältigste Analyse keine beigemischten oder aufgelösten fremden Elemente entdeckt. Wenn der Winter seine starre Decke über die fünfhundert Morgen des Sees legt, so erhält diese alle Vorzüge des flüssigen Elements. Es gibt kein krystallhelleres und festeres Eis. Bruder Jonathan ist vielleicht unter allen Nationen der größte Eisvertilger. Die Schätze des Wenham-Sees konnte er sich also nicht entgehen lassen. Aber er hat eine Menge anderer, fast ebenso werthvoller Eisäcker, und für jene hat sich eine noch vortheilhaftere Verwerthung gefunden. Durch eine Zweigbahn steht der See mit der „östlichen Bahn", und durch diese mit Boston in unmittelbarer Verbindung. In einer Stunde sind die Eisblöcke von ihrem Ursprungsort an die Kais der Stadt geschafft. Von dort wird der größere Theil in Schiffe verladen; mit ihnen macht er die 3000 Miles lange Reise über den atlantischen Ozean; an den Ufern der Themse, in den Londoner Eisspeichern einer englischen Compagnie, finden die gefrorenen Quellwasser des amerikanischen Sees ihre erste Rast, um dann in den Haushaltungen der englischen Hauptstadt und selbst in fernen Grafschaften verwendet zu werden. Die amerikanischen Eiseigenthümer, die englische Gesellschaft und die dortigen Haushaltungen scheinen gleichmäßig ihre Rechnung dabei zu finden, und so wird dieser eigenthümliche Handel mit der Zeit wohl noch lebhafter werden.

In Amerika selbst hat der Eisverbrauch eine Ausdehnung gewonnen, von der man in Europa kaum einen Begriff hat. Was man bei uns als einen Luxus betrachtet, sieht der Amerikaner seit lange schon fast als Lebensbedürfniß an. Ohne einen tüchtigen Eisvorrath könnte er kaum leben. Vielleicht ist die verhältnißmäßig größere Hitze des amerikanischen Sommers von einigem Einfluß darauf gewesen. Indeß consumirt Bruder Jonathan im Winter eben so viel Eis, wie im Sommer. Eine Tafel, auf der es fehlte, würde nicht vollständig seyn, und in den Getränken bildet es fast einen constituirenden Bestandtheil. Die englischen Trinker lassen selten das Prädikat „heiß" fehlen, wenn sie an den Schänken ihr brandy-and-water fordern; in Amerika heißt es: „Ein Glas Sherry mit einem Klümpchen Eis," oder Cocktail, Münz-Juleb mit dem gleichen Accompagnement des schmelzenden Krystalls. Der Gesammtverbrauch in den Staaten muß enorm seyn, denn Boston allein braucht 50,000 Tons für seine Eisbereitung, d. i. mehr als in ganz England consumirt ist.

Die Eisernte in Amerika hat somit eine gewisse nationale Wichtigkeit erhalten, und da sie durch schlechtes Wetter noch viel schneller vernichtet wird, als die Getreideernte, so geschieht ihre Einsammlung und Bergung mit großer Eile und in einer weit industrielleren Weise, als bei uns, wo man das Eis einfach mit Stangen zerschlägt und in unregelmäßige Haufen zusammenschaufelt.

Die Scene auf dem Wenham-See nach einem starken Frost ist sehr interessant. Der Fremde begreift anfangs gar nicht, was die Proceduren auf der blanken Eisfläche bedeuten sollen. Wäre es ein Acker Land, so würde es ihn nicht Wunder nehmen. Aber was haben die Pferde auf dem Eise zu pflügen? Was er sieht, ist eben nur ein Theil des Schneidens der „Eissaaten". Die Ernte beginnt in der Regel, wenn das Eis ungefähr ein Fuß dick ist, immer voraus-

gesetzt, daß kein Schnee gefallen und darauf geschmolzen ist. Die erste Operation geschieht durch einen außerordentlich scharfen Handpflug, der den Umfang der drei oder vier Morgen Eis, welche ausgehauen werden sollen, durch eine etwa 2 Zoll tiefe Linie bezeichnet. Eine glänzende Krystallstaubwolke bezeichnet den Fortgang des Pfluges. Ist jenes geschehen, so zieht eine von Pferden gezogene Maschine, der „Marker" genannt, nach und nach den Flächenraum mit parallelen Linien, die etwa 21 Zoll von einander abstehen, aus, welche dann durch einen Pferdepflug auf 6 Zoll vertieft werden. Es folgt hierauf dieselbe Operation, um diese Parallelen rechtwinkelig zu durchschneiden und somit die ganze Fläche in Quadrate von 21 Zoll zu zertheilen. Der nächste Schritt ist die Ablösung dieser Blöcke von einander. Dazu bedient man sich der Säge.

Ist erst eine Reihe von Quadraten durchgeschnitten, so wird der Rest vermittelst eines keilförmigen Eisspatens leicht abgelöst und flott gemacht. So lange die Kälte anhält, läßt sich der Block, wegen der Sprödigkeit des Eises, mit größter Leichtigkeit absprengen; tritt aber Thauwetter ein, so wird das Eis zäher und die Arbeit ist nicht so leicht. Die schwimmenden Würfel sind nun einzufahren und in die Eisscheunen zu bringen. Zu dem Ende wird eine niedrige Plattform am Rande des Sees aufgestellt, die eine schiefe Ebene von Eisen enthält, welche mit dem untern Ende ins Wasser taucht. Der Eismann, der seinen Eishaken mit großer Gewandtheit führt, stößt sie diese Fäche hinauf. Ist eine Ladung zusammen, so schafft man sie auf einem Schlitten nach den Eishäusern längs der einen Seite des Sees. Das Einbringen in diese Vorrathshäuser geschieht vermittelst eines sinnreichen Apparats durch ein Pferd. Jeder Eisblock wird von dem Schlitten auf eine Plattform von genau derselben Höhe gebracht. In ihrer Mitte befindet sich eine viereckige Oeffnung, an welcher ein Hebegestell angebracht ist. Sobald der Block auf dasselbe gleitet, zieht das Pferd an, die Plattform steigt in die Höhe, kippt in der Nähe der Oeffnung des Eishauses um und entladet ihren Inhalt in die innern Räume desselben. Diese Eishäuser sind an sich selbst der Beachtung werth. Es sind wahrhaft riesige Refrigeratoren. Die meisten sind von Tannenholz mit doppelten, etwa zwei Fuß von einander abstehenden Wänden, deren Zwischenraum mit Sägespähnen — vortrefflichen Nichtleitern der Wärme — gefüllt ist. Im Vergleich zu der Masse ist der Verlust durch das Thauen in diesen Häusern sehr gering. Den größten Verlust erleidet das Eis erst, wenn es verschifft wird.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

Die Straßen Londons werden durch eine äußerst sinnreich construirte, von Pferden gezogene Maschine gereinigt, welche ihren Dienst jedenfalls schneller und billiger verrichtet, als dieses durch Menschenhände geschehen kann. Diese Straßenkehr-Maschine ist von Whitworth erfunden worden und besteht aus mehreren Bürstenwalzen, welche beim Fortbewegen der Maschine sich drehen, den Staub und die Unreinigkeiten aufnehmen und ganz nach Art der bekannten Bagger-Maschinen hinter sich in einen verdeckten Kasten werfen. Das zur Construction dieser Bürstenwalzen taugliche Material kommt unter dem Namen Piassava aus Brasilien und besteht aus den sehr langen, elastischen, überaus festen Bastbündeln einer Palme, der Attalea funifera. Diese Piassavafasern sind strohhalmdick, werden zu 6 Zoll langen Stückchen zerschnitten und in dieser Länge zu den Bürstenwalzen verwendet. Ginster, Besenreisig oder Borsten qualifiziren sich nicht hierzu, da sich dieses Material zu schnell abnutzt, während die aus der Piassava gefertigten Bürstenwalzen täglicher Benutzung ein ganzes Jahr lang vorhalten. Auch zu feinerem Flechtwerke, zu Damenhutgestellen u. dgl. eignet sich dieses schätzbare Material, welches in vielen Fällen das Fischbein zu ersetzen vermag, vortrefflich. Der Zentner davon kostet hierselbst ungefähr 8 Thlr.

Die Regenschirme kamen zur Zeit Ludwigs XIV. in Frankreich zuerst auf. Sie wurden anfangs so unter dem Arm getragen, daß sie nur im Falle eines Regens genommen wurden. Erst später, zu Anfang unseres Jahrhunderts wurden sie umgekehrt und als Stock getragen. In England galt es lange für Stutzerei, mit einem Regenschirm zu gehen; gewöhnlich gab es einen großen Regenschirm in den Vorzimmern der Adeligen, welcher, wenn es regnete, zwischen Kutsche und Thür gehalten wurde. Wenn sich Einer öffentlich mit einem Regenschirme sehen ließ, so wurde er von dem Pöbel verhöhnt und besonders von Kutschern und Portchaisenträgern insultirt, weil diese dadurch viel von ihrer Nahrung einbüßten. Als jedoch der Schotte Macdonald, der sich 1778 einen schönen seidenen Regenschirm aus Spanien mitgebracht hatte, etwa drei Monate sich geduldig dem Gelächter preisgegeben hatte, kamen die Regenschirme allmählig in die Mode. In Deutschland kamen sie zuerst nach 1730 auf, obgleich der Bischof von Salzburg schon im Jahre 800 dem Abt Alcuin von Tours einen Regenschirm sandte.

Redaktion, Druck und Verlag von G. Ritter in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

Nro. 60. Freitag, 20. Mai 1853.

Madeline Vernon.

Aus dem Englischen. *)

Ich muß meine Erzählung damit beginnen, den Lesern zu sagen, daß ich zu einer Klasse gehöre, die man gewöhnlich mit Unrecht gering zu achten pflegt: ich bin eine alte Jungfer. Ich hoffe indeß, daß dies Bekenntniß nicht gegen Das, was ich schreibe, einnehmen wird. Es ist nicht meine eigene Geschichte, die ich mittheilen will. Wie bei den meisten alten Jungfern, hat mein Herz seine Geschichte; aber diese zu erzählen, ist jetzt nicht mein Zweck. Nur wenige Worte über mich selbst will ich vorausschicken. Damit nicht irgend eine Bitterkeit der Sprache, in die ich vielleicht verfallen könnte, gemißdeutet werde, will ich nur sagen, daß der Kummer, welcher den glänzenden Sommer meines Lebens in einen langen, trostlosen Winter umwandelte, nicht von der Treulosigkeit eines Mannes, sondern von Gottes Hand kam. Der Tod trat zwischen mich und den Geliebten meiner Jugend, und von der Zeit an habe ich im Geiste einsam gelebt. Aber Gefühle und Sympathieen habe ich für meine jüngeren Freundinnen gehabt, und ich glaube, daß ich etwas Gutes thue, wenn ich die Lebensgeschichte einer derselben, an welcher ich den lebhaftesten Antheil nahm, niederschreibe.

* * *

Es war vor fünf Jahren an einem schwülen Tage des Augustmonats, als ich in Arden=Park ankam, um meinen Freunden, Mr. und Mrs. Trevelyan, einen lange versprochenen Besuch abzustatten. Ich fand ihr gastliches Haus mit Besuchenden angefüllt, von denen ich einige schon früher dort getroffen hatte, andere mir noch unbekannt waren. Ohne von den Uebrigen, die ich dort traf, zu sprechen, will ich zur Beschreibung der beiden Personen, von denen ich erzählen werde, übergehen.

*) „Ainsworth's Magazine." (Lesefrüchte, 2. Bd., 1853.)

Als unsere Gesellschaft vor dem Mittagessen im Wohnzimmer versammelt war, kam Mrs. Trevelyan zu mir und führte mir eine junge Dame zu, die ich nie gesehen hatte und die sie mir als eine Tochter eines meiner ältesten und geachtetsten Freunde vorstellte, eines Geistlichen, den ich viele Jahre nicht gesehen, mit dem ich aber einen freundschaftlichen Briefwechsel unterhielt, in der Hoffnung, daß wir noch einmal in diesem Leben wieder zusammenkommen würden.

Madeline Vernon war ungefähr zweiundzwanzig Jahre alt. Ich will ihre Erscheinung nicht beschreiben, denn sie war nicht hübsch, und ich weiß, daß eine Heldin ohne Schönheit meine Leser schwerlich interessiren wird. Es ist schwer, zu sagen, warum ich vom ersten Tage an, wo wir uns sahen, lebhaften Antheil an ihr nahm. Wenn ich ihr Wesen, ihre Erscheinung, ihre Eigenschaften mir nach dem Zwischenraum von Jahren und Ereignissen wieder vergegenwärtige, so bin ich kaum im Stande, Etwas anzuführen, was mein schnell entstandenes Interesse für sie begründen könnte. Sie war nicht von vollendeter Bildung, sie spielte nicht und sang nicht, sie war nicht sehr zuvorkommend in ihrem Wesen, eher kalt und zurückhaltend; sie war nicht gewandt und ging kaum auf eine allgemeine Unterhaltung aus, bisweilen zeigte sie selbst etwas Scheues, das dem linkischen Wesen nahe kam; ein anderes Mal schien sie völlig gleichgiltig gegen Die, welche zugegen waren. Keiner, der sie wirklich kannte, konnte sie der Affectation oder Launenhaftigkeit beschuldigen, und doch konnte die Veränderlichkeit ihres Wesens oberflächliche Beurtheiler veranlassen, sie für launenhaft zu halten. Sie war ruhig und getragen in ihrem Benehmen und obgleich sie, wie schon gesagt, durchaus nicht schön war, so waren ihre Augen doch dunkel und ausdrucksvoll, und ich sah gern in dieselben hinein. Ach, hätten doch nie andere, als die meinigen, in dieselben hineingeblickt!

Madeline saß neben mir auf dem Sopha und antwortete mir auf meine vielen Fragen über ihre

Eltern und ihr Haus — da öffnete sich die Thür und es trat ein Herr ein, den ich sowohl in Arden-Park als anderswo oft getroffen hatte, so daß wir mit einander vertraut waren, und ich hoffe, daß es ihm niemals unlieb war, mit „Tante Mary“ — so ward ich fast allgemein genannt — zusammenzukommen.

Und da bin ich nun wieder in Verlegenheit wegen einer Beschreibung seiner Person, denn Niemand konnte sagen, daß Charles Percival gut aussah; und wenn ich meinen Lesern seine äußere Erscheinung, wie sie wirklich war, beschreiben wollte, so würden sie schwerlich an den außerordentlichen Zauber glauben, welchen er über Jeden ausübte, den er bezaubern wollte. Seine Gestalt war gut; er war nicht groß, aber sehr lebendig, und in jedem Worte, das er sprach; in jeder Bewegung, die er machte, war eine natürliche Feinheit und eine Grazie, welche die Aufmerksamkeit anzog, so daß man völlig vergaß, darauf zu merken, ob er schön sey oder nicht. Er hatte reiches, lockiges braunes Haar, welches auf eine hohe, gutgeformte Stirn fiel. Seine Hand war schön und zart wie eine Frauenhand. Worin sein Zauber lag, kann ich nicht sagen. Ich kannte ihn sehr gut, und obwohl ein altes Frauenzimmer, war ich, wie alle Andern, bezaubert. Er war der gefährlichste Mann im Umgange mit Frauenzimmern, den ich je gesehen habe; er ging nicht darauf aus, aber ruhig, offenbar unwillkürlich gewann er einen Einfluß, der ihm selbst nachher ganz werthlos war.

Man glaube nicht, daß ich einen von jenen gewöhnlichen und hassenswerthen Charakteren zeichne, die mit Ueberlegung sich bemühen, die Liebe eines Mädchens zu gewinnen, und wenn sie den Seelenfrieden desselben gestört, das Herz von sich werfen, das zu gewinnen ihnen ein angenehmer Zeitvertreib war. Charles Percival hatte ein gefühlvolles Herz, er würde mit seinem Willen keinem lebenden Wesen Kummer verursacht haben; aber es war sein angeborenes Wesen, sich fast bei jedem Frauenzimmer, dem er nahete, in Gunst zu setzen, er konnte einmal nicht anders, oder er hätte sich gänzlich umformen müssen. Während er dieser unwiderstehlichen Neigung nachgab, bedachte er nicht, daß, wenn er auch selbst dabei nicht Gefahr lief, sein Herz zu beunruhigen, es Anderen nicht so leicht seyn möchte, ihren Gefühlen gerade da eine Grenze zu setzen, wo er sie setzte. Aber ich bin auch fern davon, seinen Charakter als einen vollkommenen zu zeichnen; ich setze daher hinzu, daß ein guter Theil Eitelkeit in ihm war, wie sie leider bei so vielen Männern sich findet. Er würde es verschmäht haben, mit Ueberlegung ein Mädchen, das er nicht liebte, zu gewinnen, aber es machte ihm Freude und regte ihn an, wenn er Spuren des Einflusses bemerkte, den er über irgend ein Frauenzimmer gewonnen, und er erkannte es sehr schnell, wenn das der Fall war, und fühlte sich dann zu näherer Intimität aufgelegt, ohne zu bedenken, daß er so unheilbaren Kummer erregen könne. Er konnte sprechen, als ob er mehr meinte, als in seinen Worten lag, und für den Augenblick fühlte er wahrscheinlich so; er konnte Blicke thun, als ob er die Sprache der Augen, die kaum den seinigen zu begegnen wagten, erwiederte, und für den Augenblick war es wahrscheinlich so; aber er wußte, daß sein Gefühl ein vorübergehendes sey. Sein Benehmen gegen jedes Frauenzimmer war achtungsvoll und voll Artigkeit, allein er wußte es so zu machen, daß Jede glaubte, daß sie ihn besonders interessire, daß sie auf eine gewisse Weise einen guten Einfluß auf ihn übe, mehr als eine Andere; und Nichts fesselt ein Weib mehr, als gerade dies.

Ob er sehr kenntnißreich war, weiß ich nicht — ich glaube es kaum; aber er verstand es, sich von der besten Seite zu zeigen. Vielleicht ging ihm tiefe Lectüre ab, doch er sprach bewundernswürdig und es gab keinen Gegenstand der Unterhaltung, wozu er nicht seinen Theil beitrug. Ein unbeschreibliches Etwas in seinem Tone und seinen Manieren gab auch einem unbedeutenden Gegenstande Würde und Interesse. Seine Conversation war leicht und fließend und er hatte die merkwürdige Gabe, auch Solche, die schwächer an Geist und wenig zum Sprechen geneigt waren, in dieselbe hineinzuziehen, sie zur Theilnahme zu vermögen und sie selbst glauben zu machen, daß sie zur Unterhaltung beigetragen.

Ich bin nicht ohne Grund so ausführlich über Charles Percival gewesen; ich wollte nicht gern in der Charakterschilderung des Mannes Etwas auslassen, den meine Erzählung tadelnswerth darstellt. Ich tadele alle Männer, die gedankenlos mit den Gefühlen eines Mädchens spielen; aber ich wollte auch verhüten, daß meine Leser zu schlimm von einem Manne denken sollten, den ich selbst, trotz seiner Fehler, liebe. Seine Fehler waren Schwächen seiner Natur; er hätte sie bekämpfen sollen, statt ihnen nachzugeben, allein seine Stellung im Leben und seine Erziehung hatten sie genährt. Seine Eltern waren todt; er war jung mit einem schönen Besitzthum und bedeutendem Vermögen unter eine sogenannte Leitung von Vormündern gekommen, die ihm reichlich Geld und die Erlaubniß gaben, zu reisen und sich nach seinem Willen zu erfreuen. Er war gereist, war allenthalben gern gesehen und man hatte überall viel aus ihm gemacht; er hatte viel Schlimmes in der Welt gesehen und nicht immer gründlichen Haß gegen dasselbe gefaßt, wenn es mit der Hülle der Verfeinerung umgeben war.

(Fortsetzung folgt.)

Das Wenham-Eis.

(Schluß.)

Um das Eis gegen Thauwetter und Verderben durch den Schnee rasch in Sicherheit zu bringen, sieht man an einem schönen Frosttage wohl hundert Menschen und dreißig bis vierzig Pferde in Thätigkeit. Es ist eine Scene voller Leben. Fällt aber Schnee, so werden alle Arbeiten eingestellt, und der Eigenthümer beobachtet mit ängstlicher Sorge das Wetterglas. Wenn es hoch steht und kein Thau folgt, so ist der Schaden nicht groß. Hat nämlich das Schneegestöber aufgehört, so wird die Eisfläche rein gekehrt und man fährt im Schneiden fort. Fährt dagegen das Schneien noch nach dem Thauwetter fort, so würde sich bei dem nächsten Frost Schneeeis bilden; dies ist aber durchaus werthlos und muß daher fortgeschafft werden, bevor der gesunde Theil eingebracht werden kann. Es geschieht das durch eine Art Hobelmaschine, von Pferden gezogen, welche bis zur Tiefe von 3 Zoll die verdorbene Oberfläche abschneidet und das dunkle, feste Eis darunter zeigt. Ist letzteres dann für die Einbringung zu dünn geworden, so wartet man einige Tage, bis ihm der Frost wieder die nöthige Dicke gegeben hat.

Wenn das Eis dann, sey es zum innern Verbrauch oder zur Verschiffung, die Eishäuser verläßt, so wird es in luftdichte Kasten gebracht, in denen es auf der Eisenbahn sofort nach Boston oder an Bord des Schiffes geschafft wird. Auf den Schiffen verpackt man es sorgfältig in Sägespähne und sucht es so sehr als möglich gegen die äußere Salzluft zu schützen. Trotz aller Vorsichtsmaßregeln erleidet es doch oft einen Verlust bis zu einem Drittheil, ja bis zur Hälfte. Ein Schiff, das am 16. August v. J. Boston mit 502 Tons Eis verließ, brachte Anfangs Oktober nur 326 Tons nach London. Der Verlust schreibt sich von zwei Ursachen her. Erstens ist es sehr schwer, im Schiff eine gute Ableitung herzustellen; die Sägespähne werden daher mit Wasser gesättigt und dadurch zu Wärmeleitern; sodann übt die so viele Salztheile enthaltende See-Atmosphäre eine starke auflösende Kraft.

Wenn das Eis in London angekommen, so wird es in einem der sieben Lagerhäuser der Wenham-See-Eis-Compagnie aufgespeichert. Sie liegen in den trocknen Bogen, welche die Waterloo-Straße stützen, gegen die Brücke zu, und sind gegen 40 Fuß hoch und 70 Fuß lang. Diese geräumigen dunkelen Kerker bilden König Frosts Sommerresidenz. Der Besucher sieht hier zunächst weiter nichts als große Haufen Sägespähne, aber der eisige Hauch aus seinem Munde, den die Kälte sichtbar macht, mahnt ihn an die darunter liegenden Eismassen. Zuweilen sind hier gegen 2000 Tons Eis gelagert.

Natürlich kommt nicht alles Eis, das von der Compagnie eingeführt wird, von dem Wenham-See. Auch aus Norwegen wird viel treffliches Eis importirt, das auf dieselbe Weise, wie das amerikanische, geschnitten und verpackt wird. Da der Eisbedarf überall im Steigen ist, so werden nach und nach noch andere Länder nördlicher Breiten in Contribution gesetzt werden. Es wird indeß lange Zeit dauern, ehe das vortrefflich organisirte amerikanische Eisgeschäft einen Concurrenten erhält. Alle Eisblöcke der Gesellschaft, von welcher Nationalität sie auch seyn mögen, bestehen aus reinem Quellwasser. Diejenigen, die farbige Stellen haben, oder, wenn auch von reinem Ansehn, doch Unreinigkeiten aufgelöst enthalten, werden sogleich als Roheis für Gefrierzwecke bei Seite gesetzt. Das Eis, das die Compagnie verkauft, kann dagegen unmittelbar den Gegenständen beigemischt werden, deren Genuß es erhöhen soll. Bevor diese tragbaren Refrigeratoren eingeführt wurden, konnten nur reiche Personen, welche Eishäuser besaßen, sich Kühlungsmittel in den Sommermonaten verschaffen. Jetzt hat in England Jeder, der es will, für 8 Pfd. Sterling einen besseren Eiskeller, als vor ein paar Jahren ein reicher Lord. Diese Keller kommen denn auch schon außer Gebrauch. Die Compagnie schickt ihr Eis in würfelförmigen Blöcken, sorgfältig in Sägespähne verpackt, nach allen Gegenden, und für 10 Pfd. Sterling kann Jedermann seinen Refrigerator beständig voll erhalten. Die Refrigeratoren sind nach demselben Princip wie die feuerfesten Behälter construirt, denn beide haben den Zweck, ihren Inhalt gegen die Wirkung der äußern Temperatur zu schützen. Zu dem Ende werden die Wände mit Holzkohlen gefüllt, dem besten Nichtleiter gegen diesen Zweck. Solche Eisspeisekammern werden vielleicht bald in allen grösseren Haushaltungen ein so allgemeiner Comfort im Sommer werden, wie im Winter das leuchtende Kohlenfeuer im Kamin; keine zerlaufene Butter, kein lauwarmes Trinkwasser, kein faules Fleisch mehr! Für Schlächter und Händler in Artikeln, die leicht, zumal bei großer Hitze, der Fäulniß ausgesetzt sind, sind diese Eisblöcke eine doppelt erwünschte Sache.

Nun fragt man vielleicht: warum viele tausend Meilen her Eis holen, das man in der nächsten Nähe haben kann? Es ist indeß ein gewaltiger Unterschied zwischen Eis und Eis. Die Wenham-Compagnie stellte im vorigen Sommer an einem ihrer Fenster am Strand einen großen Eisblock aus, der dort während sehr heißer Tage lange Zeit blieb, ohne daß man fast ein Thauen wahrnahm. Dasselbe Gewicht Schnee, auf der Erde ausgebreitet, würde in wenigen Minuten zu Wasser geworden seyn. Natürlich, seine Masse hat viele tausend Berührungspunkte mehr mit der Luft, als der feste Eisblock. Das englische Eis ist aber kaum besser als Schnee, da es meist

in dünnen Schichten aus seichten Teichen genommen wird, die selbst für das Auge nicht immer rein sind. Die englischen Seen andererseits, die durch Quellwasser ernährt werden, sind meist so tief, daß sie, um eine starke Eisfläche zu erhalten, stärkeren und anhaltenden Frostes bedürfen, als ihn meist der englische Winter bringt. Möglich übrigens, daß die Zeit nicht fern ist, wo man den Winter nicht mehr dem Sommer tributär zu machen braucht, sondern durch chemische Processe zu jeder Zeit ein wohlfeiles Eis herzustellen vermag. Die Chemie gibt eine Menge Methoden an die Hand, höhere Kältegrade zu erzeugen, als sie die Natur darbietet. Das tropfbar flüssige kohlensaure Gas steht beim Verdunsten 165° F. unter Null, und das Eis, das es erzeugt, ist von so intensiver Kälte, daß es auf der Stelle die Hand wund macht, die es hält. Diese Erzeugungsmethode ist aber so kostspielig, wie gefährlich. Viel einfacher ist das bekannte Verfahren, welches durch Verdunstung als Wasser auf der Oberfläche poröser Gefäße Eis in kleinen Quantitäten herstellt. Im vorigen Sommer wurde in England ein Patent genommen für die Anwendung eines wahrscheinlich hierauf basirten Verfahrens im Großen. Da der Eisbedarf in außerordentlichem Steigen ist, so wird die Wissenschaft demselben ohne Zweifel über kurz oder lang durch Ermittelung brauchbarer, d. h. ökonomischer Methoden zu Hilfe kommen.

Mannigfaltiges.

Giovanni Ricordi, der größte Musikverleger, ist kürzlich in Mailand gestorben und hat ein riesiges Geschäft und ein riesiges Vermögen hinterlassen. Unter Anderm hinterließ er seinen Erben sämmtliche Manuscripte der Opern Rossini's, Bellini's, Donizetti's, Verdi's rc. Die einzige Cavatine aus Verdi's „Ernani" soll ihm über 100,000 Frcs. eingebracht haben. Aus Dankbarkeit hat er aber auch seine feenhafte Villa am Comer See, die mitten in blühenden Gärten liegt und mit Kunstwerken aller Art geschmückt ist, Villa Ernani genannt. Den Grund zu seinem Vermögen legte er mit Rossini's Werken. Er stand mit dem Meister auf dem vertrautesten Fuße und wußte ihn namentlich wirksam zum Arbeiten zu treiben, was Rossini's Leidenschaft nie war. Einmal wurde der Componist aber ernstlich bös über das Drängen Ricordi's und endlich platzte er mit den zornigen Worten heraus: „Nun gut, ich will Dir Etwas schreiben, eine Ouverture, die Deiner würdig seyn soll und die ich Dir widme. Ich bleibe nicht länger bei Dir; morgen reise ich ab; dann kannst Du die Ouverture dem Orchester vorlegen. Du wirst zufrieden seyn." Rossini hielt Wort, d. h. am nächsten Morgen reiste er ab. Ricordi eilte sofort in des Componisten verlassenes Stübchen und da auf dem Tische lag wirklich eine versiegelte Rolle. Er beschied seine Freunde, damit sie bei dem Entsiegeln zugegen seyn und seine Freude theilen möchten. Die Rolle enthielt sechs Seiten Noten von Rossini's Hand: „Trinkouverture für Gläser, Teller, Flaschen und Pfannen mit obligatem Clarinettesolo." Alle waren über die Mystifikation verblüfft, Ricordi allein verlor den Kopf nicht. „Wenn ein Clarinettesolo in dem Dinge ist," sagte er, „muß auch eine Melodie darin seyn." Und so war es. Er ließ dies Solo allein stehen und setzte auf den Titel: „Aus einer ungedruckten Ouverture für ungewöhnliche Instrumente, von Rossini." Das Clarinettensolo hatte einen fabelhaften Erfolg und ist in der ganzen Welt bekannt.

Arago hat sich, wie so viele Gelehrte, über die Tischrückerei lustig gemacht und die Sache als eine Albernheit verlacht, aber in dem Mitgliede der Akademie, Herrn Chevreul, einen Gegner gefunden. Die Tischrückerei ist übrigens nichts Neues; in einem im sechszehnten Jahrhundert zu Lyon gedruckten Buche über Magie wird dieser Erscheinung schon erwähnt, und nach der „Assemblee Nationale" wurden diese Versuche schon 1805 im Beiseyn von noch lebenden Personen angestellt. Laut der „Utica Gazette" befinden sich im dortigen Irrenhause dreißig Personen, die in Folge der Geisterklopferei den Verstand verloren haben; und in den gesammten Vereinigten Staaten werden nicht weniger als 600 Irrsinnige gezählt, die ihren Zustand allein jener Tollheit zu verdanken haben.

Bekanntlich richten die Heuschrecken in Afrika oft unsägliche Verwüstungen an; die französische Verwaltung hat daher in einzelnen Distrikten durch die Araber die Heuschrecken-Eier zerstören lassen. So wurden in Boghoz unter Anderen in zwanzig Tagen von 2000 hierzu aufgeforderten Arabern 25,640 Kilogr. Heuschrecken-Eier zerstört. Man rechnet auf den Kilogr. 56,780 Eier, was zusammen 1,455,839,200 Eier ergibt. Man hat nach durchschnittlicher Berechnung durch diese Operation wenigstens 87,350 metrische Zentner Getreide gerettet.

Die für den Kölner Dom angefertigten Glasmalereien, welche bekanntlich zum Besten des Kölner Dombaues in Berlin dem Publikum für einige Zeit zur Ansicht aufgestellt werden sollten, werden in den nächsten Tagen im königlichen Monbijou-Garten placirt werden. Zu diesem Behufe wird gegenwärtig in dem genannten Garten ein Holzgebäude errichtet, welches eine Höhe von ungefähr fünfzig Fuß hat.

Redaktion, Druck und Verlag von G. Ritter in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

Nro. 61. Sonntag, 22. Mai 1853.

Madeline Vernon.

(Fortsetzung.)

Schon am ersten Tage meines Aufenthaltes in Arden-Park bemerkte ich, daß Charles Percival Madeline Vernon mehr Aufmerksamkeit bewies, als irgend einer andern der dort anwesenden jungen Damen. Ich habe früher gesagt, daß er nicht Cour machte. Er schien Madeline nicht zu suchen, ihr nachzugehen; ruhig und ohne Absicht schien er sie zu finden, wo sie nur war; und obgleich ich wohl glaube, daß ihr Gespräch nur gewöhnliche und indifferente Gegenstände betraf, bemerkte ich doch, wie Madeline mit lebhafter Farbe und glänzendem Auge ihm zuhörte, ganz verschieden von ihrem gleichgiltigen Wesen, wenn irgend ein Anderer sie anredete; ich bemerkte die halbvertrauliche Weise, in der er mit ihr sprach, und da ich ihn kannte, wünschte ich, daß er ein anderes, in der Welt erfahreneres Mädchen ausersehen haben möchte.

Ich blieb einen Monat in Arden-Park und während desselben richtete ich mein Augenmerk auf die täglich zunehmende Vertraulichkeit dieser beiden jungen Leute. Ich dachte keinen Augenblick, daß Charles wirklich Madeline liebe, und doch, wenn ich ihn nicht früher in ähnlichen Fällen beobachtet hätte, so würde ich nie daran gezweifelt haben, daß er sie liebe. Aber ich bemerkte die Veränderung in Madelinens ruhigem Gesicht, wenn er ins Zimmer trat; es war zwar nicht mehr, als die leise Bewegung, die der Sommerwind auf dem ruhigen See hervorbringt, allein ich wußte, daß stille Wasser tief sind. Ich sah — denn ich beobachtete in der Nähe — mit welcher Theilnahme Madeline zuhörte, wenn er uns vorlas; und welches Buch es auch war, aus dem er vorlas, ich war gewiß, es nachher in Madelinens Hand zu finden, und eben so gewiß war ich, daß die Worte in Madelinens Herzen sich befanden. Er las besonders schön Gedichte und recitirte auch viel aus dem Kopfe, denn sein Gedächtniß war vortrefflich damit ausgerüstet. Ich sah, wie seine Augen dann Madelinens Augen suchten, und wie diese vor seinen Blicken die ihrigen senkte — ich konnte mir vorstellen, wie ihr Herz pochte. Sein Blick wendete sich gleichgiltig wieder ab — sein Herz war wohl sehr ruhig.

Und doch, ich wiederhole es, handelte er nicht aus Absicht oder Herzlosigkeit unrecht: es that ihm wohl und regte ihn an, daß sie unbewußt diese Symptome zeigte; er hatte sich bemüht, sie hervorzulocken, und der Erfolg machte ihm Freude. Ursprünglich hatte ihr kaltes, fast gleichgiltiges Wesen ihn bewogen, ihre Gesellschaft zu suchen; jetzt mochte er ihre Gesellschaft gern, aber er dachte nie daran, sie zu lieben, wenn dieser schöne Sommermonat vorüber wäre. O, hätte er doch bedacht, ob sie das auch verstände!

Es war auch etwas Moquantes in ihm, das sich zwar selten zeigte, aber wenn es sich zeigte, desto unbarmherziger. Manchmal, wenn er nicht in der halb zärtlichen, halb vertraulichen Unterredung mit Madeline war, habe ich ihn in satyrischer und verächtlicher Weise gerade über die Dinge sprechen hören, die zu anderer Zeit sein Lieblingsthema waren. Da sah ich denn, wie ihre Augen ihn forschend suchten, wie sich Befremdung und Unruhe in ihren Blicken zeigte, wenn sie Worte vernahm, die seinen sonstigen so ungleich waren. Ja, er richtete bisweilen sogar ein moquantes Wort an sie selbst und schien über innigere Verhältnisse zu scherzen. Das fiel ihr jedesmal auf und machte ihr Kummer; sie suchte dann seine Unterhaltung zu vermeiden oder verließ das Zimmer.

Er konnte sich von sehr unangenehmer Seite zeigen. Wenn irgend Jemand zugegen war, den er nicht leiden mochte oder den er, sich seiner Ueberlegenheit bewußt, gering achtete, wie scharf konnte er dann die Charakterschwäche desselben hervorziehen, wie erbarmungslos Das, was ihm lächerlich schien, dem Spotte preisgeben! Wie konnte er sich überheben, obwohl immer mit einer gewissen Artigkeit, so daß der Gegner ihm Nichts anhaben konnte. Ein solches

Betragen pflegte er dann wohl am nächsten Tage zu bereuen, wiederholte es aber doch, wenn sich die Gelegenheit dazu ihm wieder darbot. —

Während dieses Monates, den ich in Arden-Park zubrachte, hatte ich mich sehr an Madeline angeschlossen. Ich begriff zwar ihren Charakter und ihr Wesen nicht ganz, ich wußte nicht, was ich nachher erfuhr, daß gerade in dieser Zeit eine Veränderung mit ihr vorging; aber ich liebte sie, und als die Zeit ihrer Rückkehr nach Hause herankam, nahm ich mit Freuden eine Einladung von ihren Eltern an, sie zu begleiten und ihnen einen Besuch im Pfarrhause zu machen.

Es waren zwei Tagereisen von Arden-Park nach Madelinens Wohnung, und wir freuten uns, die Reise zusammen zu machen. Ich beobachtete sie den letzten Tag in Arden-Park sehr genau; ich fürchtete, daß ich Angst und Unruhe bei ihr bemerken würde beim Abschiede von einem Manne, der, wie ich überzeugt war, ihr mehr als gewöhnliches Interesse gezeigt hatte. Aber sie schien eben so ruhig wie sonst, und als ich am folgenden Morgen sah, wie er sie in den Wagen hob, und hörte, wie sie ihm eben so ruhig wie ich Lebewohl sagte und die Abschiedsworte, die er ihr zuflüsterte, selbst ohne im Geringsten zu erröthen, vernahm: da hoffte ich beinahe schon, daß Madeline unter ihrem ruhigen Aeußern doch mehr Welt- und Menschenkenntniß verbergen könnte, als ich für möglich gehalten hatte.

Unsere erste Tagereise war höchst angenehm und vom schönsten Wetter begünstigt. Schon früh am Abend kamen wir zu einem ländlichen Wirthshause, wo wir übernachten wollten. Nie werde ich diesen Abend vergessen, oder vielmehr die Unterredung, die ich in dem Garten dieses kleinen Hauses bei hellem Mondschein mit Madeline hatte. Sie hatte während des Tages mehr als gewöhnlich gesprochen und ich keinen Kummer, keine Niedergeschlagenheit an ihr bemerkt. Es waren mehrere Tage während unseres Aufenthaltes in Arden-Park vorgekommen, wo sie mir sehr niedergeschlagen schien, wo es sie Anstrengung kostete, zu sprechen, und ihre Augen voll Thränen waren, wenn sie sie aufschlug. Aber auf der Reise war sie aufgeräumt gewesen und nach dem Thee schlug sie vor, in den Garten zu gehen und den schönen Abend zu genießen; ich willigte gern ein.

Wir gingen einige Minuten lang schweigend neben einander; dann wandte sich Madeline plötzlich zu mir, legte ihre Hand in die meinige und sagte in vertraulichem Tone:

„Tante Mary, ich wünsche Ihnen Etwas mitzutheilen. Obgleich ich Sie erst kurze Zeit kenne, fühle ich doch, daß ich Ihnen vertrauen kann, und ich bedarf gerade jetzt des Beistandes einer Freundin. Wollen Sie mich anhören?"

Ihre Stimme zitterte anfänglich, aber es schien mehr von der Erregung zu kommen, die es ihr verursachte, mit mir auf den Gegenstand einzugehen, als von sonst Etwas, denn so wie sie weiter sprach, ward sie vollkommen ruhig.

Der Inhalt ihrer Mittheilung war dieser: sie war vor sechs Monaten versprochen mit einem Geistlichen, der in der Nachbarschaft ihrer Eltern wohnte, zur großen Freude derselben. Die Heirath war nur aufgeschoben, weil der Vater ihres Verlobten gestorben war; sie war jedoch noch vor Weihnachten angesetzt. Sie sprach über diese Bestimmung ganz ruhig und sagte mir, daß ihre Eltern ihre Wahl sehr gebilligt hätten. Als sie zu diesem Theil ihrer Erzählung kam, hielt sie einige Augenblicke inne und ich störte sie nicht in ihren Gedanken.

„Tante Mary," sagte sie dann plötzlich, „die Gefälligkeit, die Sie mir erzeigen sollen, ist die: sagen Sie meinem Vater und meiner Mutter, daß ich dieses Versprechen aufgeben will — sagen Sie ihnen, daß ich es nicht erfüllen kann."

„Madeline," erwiederte ich, „ich höre Sie mit eben so viel Erstaunen als Betrübniß an. Welche Gründe können Sie haben, nach sechs Monaten dieses Eheversprechen zu brechen? Haben Sie sich mit Mr. Seymour veruneinigt?"

„Nein," sprach sie, „durchaus nicht: er ist gut und achtungswerth, wie an dem Tage, wo ich versprach, seine Gattin zu werden; aber ich kann mein Versprechen nicht erfüllen — ich liebe ihn nicht."

„Haben Sie Ihre Gefühle in dieser kurzen Zeit verändert, Madeline?"

„Nein," antwortete sie mit Nachdruck, „meine Gefühle haben sich nicht verändert, aber sie waren mir nicht klar. Ich glaubte ihn zu lieben; jetzt sehe ich ein, daß ich mich geirrt. Ich schätze und achte ihn, doch ich liebe ihn nicht. Ich habe mich nicht geändert, ich weiß jetzt, daß ich ihn nie liebte. Als ich seine Gattin zu werden versprach, glaubte ich, daß ich ihn liebte."

Mit Unruhe und Trauer hörte ich diese Worte. Ich dachte an Charles Percival und war überzeugt, daß, wenn Madeline ihn nie gesehen hätte, diese Unterredung nie stattgefunden haben würde.

„Madeline," sagte ich und umfaßte sie mit meinem Arm, „Sie müssen mir Ihr Vertrauen nicht halb schenken, Sie dürfen mir Nichts verschweigen, sonst kann ich nicht für Sie handeln: sagen Sie mir den Grund Ihres Entschlusses."

Sie zitterte und bedeckte ihr Gesicht. Nach einigen Augenblicken sah sie mich an und sagte ruhig:

„Tante Mary, Sie wissen die Ursache recht gut. Wäre ich nicht überzeugt gewesen, daß Sie sie schon wüßten, so hätte ich wohl nicht gewagt, zu Ihnen zu reden."

„Mein Kind, ich glaube, daß ich sie weiß. Aber ach, hüten Sie sich, in einem bloßen Schatten Glück zu finden. Ich muß offen zu Ihnen reden, Madeline: Percival liebt Sie nicht."

Sie sprang auf und stand vor mir mit zusammengelegten Händen:

„Sie haben seinen Namen genannt und ich muß auf Das, was Sie sagen, antworten. Sie wissen, daß er mich nicht liebt — ich weiß, daß er mich nie lieben wird. Ich habe mir niemals auch nur einen Augenblick eingebildet, daß er mich liebte. Ich habe ihm Nichts vorzuwerfen; ich habe diese ganze Zeit in sein Gemüth und seinen Charakter klar hineingeblickt. Aber, Tante Mary, sein Bild hat sich in meine Seele gesenkt. Ich kann Nichts dagegen thun, ich kann es nicht herausreißen. Es kann seyn, daß ich eine Thörin bin, so etwas selbst Ihnen zu bekennen, aber es ist wahr und Sie müssen es wissen, damit Sie einsehen, wie nöthig es ist, daß mein Verlöbniß aufgegeben wird. Aber" — und hier sank ihre Stimme zu einem leisen Flüstern herab — „Niemand anders darf den Grund erfahren. Mag man mich für unbeständig, launisch, für was man will, halten; nur verrathen Sie mich nie, nie!"

Ich versuchte, mit ihr zu überlegen, sie zu überzeugen, daß ihr gegenwärtiger Gefühlszustand nur eine momentane Aufregung sey, daß eine kurze Zeit sie wieder zu der glücklichen Ruhe bringen würde, mit der sie vorher ihr Verlöbniß betrachtet.

„Niemals, niemals!" sagte sie. „Ich weiß jetzt, was Liebe ist — vorher hatte ich keinen Begriff davon. Ich kann nie wieder Liebe fühlen. Brechen Sie diese Verbindung in meinem Namen ab, Tante Mary, und ich werde mein Herz beruhigen durch die Erinnerungen an diesen verflossenen Monat."

Ich sagte dann noch einige Worte über Charles und die Herzlosigkeit, mit der er gehandelt. Sie unterbrach mich mit Heftigkeit:

„Tadeln Sie ihn nicht. Ich bin nie so schwach gewesen, mir einzubilden, daß er mich liebe. Ich fühle," fügte sie langsam hinzu, „daß es, um mich mit mir selbst wieder auszusöhnen, nöthig ist, daß ich nicht gänzlich leugne, daß sein Betragen einiger Vorwurf trifft. Ich fühle, daß sein Betragen so gewesen ist, daß es manches Mädchens Herz hätte brechen können und daß ihn ein Vorwurf deßhalb getroffen haben würde. Aber ich weiß auch zugleich, daß ich ihn von Anfang an verstanden habe. Ich wurde nicht getäuscht, wie manche Andere es hätte werden können, und er, der Alles weiß, wußte wahrscheinlich auch dies. Ich empfing mein Schicksal, das mir jetzt bevorsteht, mit offenen Augen. Ich hätte früher nach Hause reisen können, aber ich fühlte, daß das Schicksal meines inneren Lebens bestimmt war, und ich konnte mich nicht freiwillig auch nur eine einzige Stunde des wunderbaren, mysteriösen Gefühls berauben, das seine Gegenwart mir einflößte."

Wir sprachen diesen Abend sehr lange mit einander, und als wir wieder ins Haus gingen, war ich auf Alles, was Madeline wünschte, eingegangen. Ich wollte ihren Entschluß den Eltern eröffnen und ihnen zugleich die ernstliche Bitte Madelinens vortragen, daß kein Wort über diesen Gegenstand mit ihr gesprochen werden möchte; ihr Entschluß stand unwiderruflich fest.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

(Die Rosen.) In England wird die Rose außerordentlich hoch geschätzt und es finden sich dort die größten Rosengärten der Welt. In der Grafschaft Herefordshire z. B. gibt es deren, die eine Fläche von 40 Aeckern einnehmen; ein englischer Rosengärtner in Sawbridgeworth setzt in nächster Umgebung alljährlich allein über 10,000 Moosrosen ab. Die grünen, weltberühmten grasigen Sammetteppiche Englands sind vorzugsweise mit lebendigen Rosen in allen Farben geziert. In Rußland gibt die vornehme Welt durch den Aufwand und die umsichtigen Mühen, die sie der Rosencultur widmen läßt, in hohem Maße das Wohlgefallen zu erkennen, das sie an den Rosen findet; der Graf Brobrinsky allein läßt über 2000 Rosenbäumchen in seinen Häusern sorgfältig pflegen und die Zimmer des Kaisers im Taurischen Palast werden vorzugsweise nur mit Rosen geschmückt. Aber auch in Italien wird sie sehr fleißig gezogen, zumal die Milde des dortigen Klima's zu keiner Zeit Schutz für sie fordert; im Verein mit Citronen, Lorbeeren und Myrthen gewährt sie dort Genüsse, die zu den lieblichsten und schönsten gehören, welche in dem Reiche der Blumen denkbar sind. Das unter seinem milden Himmel fast ausschließlich neue Rosen erzeugende Frankreich sendet bekanntlich seine Rosenzöglinge in immer neuen, reineren, schöneren Färbungen und Formen aus nach allen Theilen der Welt, nach England allein in den letzten Jahren nahe an eine Million. Aber Deutschlands frische Natur ist es vor allen, unter deren Einfluß die Rose zur höchsten Vollkommenheit gelangt. Rosarien und Rosengärten zu ästhetischem Zweck entstehen immer mehr in Deutschlands Gefilden und verwandeln die Umgebungen der Wohnungen, im Verein mit andern Blumen, mehr und mehr in paradiesische, das Gemüth wohlthätig erheiternde Pracht. Auch die alljährliche Feier von Rosenfesten findet nicht nur in kleineren, sondern sogar in den größten Hauptstädten Deutschlands statt;

am kaiserlichen Hofe zu Wien wird ein solches jährlich regelmäßig begangen, und nur voriges Jahr wurde die Feier zu Ehren des Kaisers von Rußland bis zu dessen Besuch daselbst verschoben. Die Rosenzucht zur Aussendung von schönen, veredelten Zöglingen in jeglicher Größe wird theilweise im großartigsten Maßstabe betrieben, und die Rosengärten tragen so zur immer weitern Ausbreitung des herrlichsten Schmuckes im Reiche der Blumen wesentlich bei. J. E. Herger in Köstritz pflegt in seinen Rosengärten über 1500 verschiedene Varietäten aus etlichen und 30 der vorzüglichsten Gruppen, wovon allein auf die herrliche Gruppe der reizenden Moosrose über 150 und auf die Gruppen der Remontanten- und Bourbon-Rosen, den Lieblingen der heutigen Zeit, über 500 und verhältnißmäßig eben so viel auf die übrigen Gruppen kommen.

Der „San Francisco Herald" bringt jetzt einen ausführlichen Bericht über den Schiffbruch und das völlige Verbrennen des Dampfers „Independence", der mit etwa 500 Passagieren bei der wüsten Insel Margherita an der Küste von Unter-Californien auflief und Feuer fing. 140 der Reisenden und Viele der Schiffsmannschaft kamen um; die sich in den Booten und durch Schwimmen nach der Insel retteten, mußten hier 56 Stunden ohne Wasser zubringen und wurden endlich von einigen Wallfischfängern aufgenommen und mit dem Kapitän Sampson nach San Francisco gebracht. Die näheren Umstände dieses Schiffbruches, wie sie der „Star of the West" überbracht, sind mehr als grausenhaft und überbieten Alles, was man Derartiges je in See-Romanen gelesen hat. Ein reicher Mann, Senor Larco aus Valparaiso, der sich aus den Flammen ins Meer stürzte, bot Dem, welcher ihn retten würde, 50,000 Dollars. Jeder war aber nur auf die eigene Rettung bedacht; kein Retter fand sich, und Senor Larco ging mit den Worten: „Lebt wohl! es geschieht nur einmal!" unter.

Zu Paris fand dieser Tage ein Vorfall statt, der großes Aufsehen machte. Bei dem früheren Kattunfabrikanten L..., der sich mit einem sehr bedeutenden Vermögen aus dem Geschäfte zurückgezogen, ließ sich ein junger Mann melden, der sich für einen Schweizer ausgab. Als Zweck seines Besuches gab er vor, daß er von seinem Reichthum und seiner Menschenfreundlichkeit gehört, und daß er an ihn die Bitte stelle, ihm 300 Franken zu verschaffen, deren er bedürfe, um in die Ecole de St. Cyr aufgenommen zu werden. „Ihr freimüthiges Wesen gefällt mir," antwortete Herr L... „Das Geld kann ich Ihnen freilich nicht geben, doch kann ich Sie an einflußreiche Personen empfehlen, durch deren Hilfe Sie in die Schule aufgenommen werden." Bei diesen Worten sprang der junge Fremde heftig auf und rief aus: „Das brauche ich nicht, Sie müssen mir schriftlich eine monatliche Summe von 1500 Franken verschreiben!" „Aus welchen Gründen?" entgegnete Herr L... „Aus diesen Gründen!" rief der Fremde, eine große Pistole herausziehend. „Unterzeichnen Sie hier die Schuldverschreibung, oder ich erschieße Sie!" Herr L... war klug genug, nachzugeben, und unterschrieb einen gestempelten Wechsel, den der Fremde ihm vorlegte. Kaum war dies geschehen, so eilte der angebliche Schweizer fort. Herr L... wußte kaum, was er von der Sache halten sollte, und meinte, daß der Mensch seines Verstandes nicht Herr wäre, als dieser Tage sich ein Commissionär mit einem Zettel bei ihm einfand, worin die Zahlung von 1500 Franken für den laufenden Monat verlangt wurde. Der Zufall wollte, daß sein Schwiegersohn bei ihm war, welcher gleich die Polizei herbeirief und den Commissionär verhaften ließ, der angeben mußte, wo der Fremde zu finden wäre. Die Polizei begab sich nach einem Kaffeehause in der Rue Montmartre, wo der junge Mensch gerade Karten spielte. Als die Polizei ihn festnehmen wollte, zog er eine Pistole aus der Tasche, die ihm aber glücklich entwunden wurde. Es zeigte sich, daß sie geladen war. Auf Befragen, was er mit der erpreßten Schuldverschreibung gemacht, gestand er ein, daß ein gewisser G. in der Rue d'argenteuil sie besitze. Bei der Haussuchung fand sich der Zettel vor, wo dann die Betheiligten sämmtlich ins Gefängniß abgeführt wurden.

Nach dem „Semaphore" von Marseille wurde im dortigen Theater eine Schauspielerin, Mme. Charton-Demeure, beim Auftreten in ihrer Beneficevorstellung mit 210 prachtvollen Blumensträußen bewillkommt, während der Vorstellung mit 49 Bouquets in größerem Maßstabe beehrt und zum Schlusse, nebst 11 Ehrenkronen in Gold, Silber und künstlichen Blumen, mit einem Riesenstrauß, der in Genua gemacht war und 250 Centimeter im Umfang hatte, gefeiert!

Die Sendungen aus Europa zur Industrieausstellung in New-York sind bedeutender, als man erwartete. Am 15. April trafen dort drei Schiffe aus Liverpool, London und Havre zugleich ein, die mehr als 500 verschiedene Collis brachten. Noch größere Sendungen werden erwartet, da die Eröffnung der Ausstellung bis Juni verschoben ist. Der Krystallpalast war rasch der Vollendung entgegengeschritten.

Redaktion, Druck und Verlag von G. Ritter in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

Nro. 62. | Dienstag, 24. Mai | 1853.

Madeline Vernon.

(Fortsetzung und Schluß.)

Nach meiner langen Unterredung mit Madeline sah ich ein, daß es nutzlos seyn würde, ihren Entschluß zu bekämpfen: es war etwas so Ruhiges und Gefaßtes in der Weise, wie sie ihre eigenen Gefühle betrachtete. Sie war kein liebekrankes Mädchen, das sentimental verzweifelte und auf irgend Etwas in der Zukunft vage Hoffnungen setzte; sie war ein Mädchen von tiefem Nachdenken und tiefem Gefühl, das ihr Herz wohl kannte, welches jetzt zum ersten Male in ihrem Leben erregt und vielleicht um so leidenschaftlicher erregt war, weil sie über die Kinderjahre hinaus war. Ihre Liebe — wenn man es so nennen konnte — war jedem anderen Gefühle, das ich früher gekannt, ungleich: sie hoffte Nichts, sie bereute Nichts. Sie sah seine Fehler klar und deutlich ein, sogar seine Fehler gegen sie selbst, obgleich sie damals sie nicht einräumen wollte. Etwas im Innern seiner Seele hatte zu ihrem Herzen gesprochen — war es von seiner Seite unbewußt? — Madeline fühlte, daß ihr Geist erregt war, einmal für immer.

Sie theilte mir an diesem Abend mit, wie auffallend und beinahe geheimnißvoll seine Worte oft mit ihren eigenen unausgesprochenen Gedanken übereingestimmt hätten — wie in ihrem Gemüthe ein Instinkt zu seyn scheine, der dem seinigen stets entspräche — wie seine Abwesenheit dem Leben alle Wirklichkeit zu nehmen scheine.

Ich versuchte ihr vorzustellen, wie hilflos und unglücklich ihre künftige Existenz seyn würde, wenn sie solchen Gefühlen nachgäbe. Sie antwortete, daß sie es ruhig ertragen würde — sie vertraue mit Sicherheit auf ihre Kraft; aber sich dieses Einflusses zu erwehren, vermöge sie nicht, und ohne Bitterkeit im Tone fügte sie hinzu:

„Warum von Nachgeben sprechen, Tante Mary? Diese Gefühle sind stärker, als ich — sie beherrschen mich — selbst seine nur gedachte Gegenwart beherrscht mich. Ich werde nie wieder im Stande seyn, einen Gedanken, der in gar keiner Verbindung mit ihm stände, zu haben. Ein Theil seines Geistes scheint in meine Seele eingedrungen zu seyn — ich kann ihn nicht daraus vertreiben; er wird darin bleiben, um alles Andere in mir zu beherrschen."

Ich hörte auf mit ihr zu disputiren; auf einen solchen Gemüthszustand konnte, das sah ich ein, nur die Zeit wirken; aber freilich hatte ich geringe Hoffnung, daß die Zeit eine Veränderung bei ihr hervorbringen würde: die Gewalt, die sie beherrschte, war zu seltsam, zu mächtig. —

Ich will diesem ersten Theile meiner Erzählung nur hinzufügen, daß ich Madelinens Wunsch erfüllte. Ihr Verlöbniß wurde aufgegeben, und ihre Eltern, erstaunt und unwillig über die — wie sie es nannten — Unbeständigkeit ihrer Tochter, von deren festem Charakter sie eine ganz andere Meinung gehabt hatten, sprachen von der Sache nie mit ihr.

Nach einigen Wochen reiste ich ab und verließ Madeline anscheinend so ruhig, wie sie war, als ich sie zuerst sah.

Charles Percival hatte einen Monat eine sehr angenehme Aufregung gehabt; vielleicht waren seine Gefühle in ihrer Weise eben so erregt worden, wie die ihrigen; aber er konnte sie jetzt leicht von sich werfen und anderswo einer ähnlichen Erregung nachgehen. Madeline war ihm Nichts, obwohl er eben so gut wie sie fühlte, daß ihre Herzen sich geeinigt. Er fühlte es für den Augenblick und erfreute sich daran; sie fühlte es für immer.

* * *

Ein Jahr war vergangen, ich war wieder auf der Reise nach Arden-Park. Ich hatte Madeline Vernon während dieses ganzen Jahres nicht gesehen, aber sie hatte mir oft geschrieben. Niemals hatte sie in ihren Briefen den Gegenstand unseres Gespräches berührt, und ich meinte, daß sie recht daran that. Ihre Briefe waren nicht die eines jungen Mädchens: ohne gerade

entschieden traurig zu seyn, waren sie doch nie heiter; und mit Betrübniß hatte ich von ihrer Mutter gehört, daß Madelinens Gesundheit abnehme. —

In diesem Jahre hatte sich Charles Percival verheirathet. Ich war sehr erstaunt gewesen, als ich von seiner Heirath hörte. Ich hatte mir eingebildet, daß ihm seine Herrschaft über so viele Herzen zu lieb wäre, um sie auf ein Herz zu beschränken, und war sehr neugierig, seine Frau kennen zu lernen. Jetzt sollte ich das Ehepaar in Arden-Park treffen, und an dem Tage, wo ich von Hause abreiste, empfing ich, zu meinem größten Erstaunen, ja zu meiner Betrübniß, von Madeline einen Brief, in dem sie mir meldete, daß sie mich in Arden-Park treffen würde. Sie wußte, dachte ich mir, nichts von dem Besuche Percival's und seiner Frau daselbst, und ich wünschte, daß ich Zeit gehabt hätte, an sie zu schreiben und sie zu warnen; aber jetzt war's zu spät und ich freute mich nur, daß die einzige Person, die um Madelinens Geheimniß wußte, gegenwärtig seyn und über sie wachen konnte. —

Ich fand Madeline in meinem Zimmer, sie war kurz vor mir angekommen. Sie sah sehr angegriffen und krank aus; ich war ganz erschrocken, als sie mir entgegen kam. Nachdem wir uns begrüßt, sah ich sie an mit einem Blick, in dem die Frage lag, ob sie wisse, wen wir hier treffen würden — ich hatte nicht den Muth, den Namen auszusprechen.

Sie erwiederte meinen Blick und lächelte matt.

„Ich weiß," sagte sie; „ich kam in der Absicht, sie zu sehen — ich wünsche sie zu sehen."

Weiter sprachen wir kein Wort über diesen Gegenstand. —

Charles Percival's Gattin war eins der vollendetsten menschlichen Wesen, die ich je gesehen habe — sie war sehr schön, hatte große blaue Augen, die durch die Kraft ihres eigenen reinen Charakters Einem in die Seele zu blicken schienen. Ihrem Manne war sie ganz ergeben, und er ihr in gleicher Weise. Er zeigte dies im Benehmen gegen seine junge Frau, mehr als ich es im Allgemeinen gern sehen mag; aber er that nichts Unpassendes, und sie war ein so einnehmendes Weibchen, daß man es gar nicht anders erwartete und ganz natürlich fand, wenn sie geliebkost und viel aus ihr gemacht ward.

Mistreß Percival war in ihrer Erscheinung artig und hatte etwas Kindliches, aber sie war von einem sehr entschiedenen Charakter, der darauf ausging, auf die fehlerhaften Seiten des Charakters ihres Mannes gut einzuwirken. Sie war tief religiös, in der Theorie und in der Ausübung. Bei ihm war es mit der Theorie wohl in Ordnung: er wußte besser als die meisten Männer, was recht ist, aber die lange Gewohnheit einer sich gehen lassenden Gedankenlosigkeit und des Umgangs mit einer Welt, wo Alles darauf ausgegangen, Das, was bei ihm nicht gut war, zu fördern, machten, daß seine Praxis sehr hinter seiner Theorie zurückblieb, und — was noch schlimmer war — daß er über das Unrechte, was er gethan, sehr leicht und milde urtheilte. Seine Frau sah im Lichte ihrer Religiosität die Dinge klar an, und ich bemerkte schon, welche Wirkung sie auf ihn gehabt, wenn er gelegentlich seine früheren leichtfertigen Handlungen verurtheilte; er sprach sehr gut von Reue und vom Beginnen eines neuen Lebens. Wahrlich, er hatte in seinem Weibe einen Engel an seiner Seite; aber wenn die Versuchung des alten Reizes kam, so schwanden doch, wenigstens momentan, seine guten Entschlüsse dahin. —

Ich sah, wie Charles und Madeline einander begegneten und den beobachtenden Blick, den er auf sie richtete; ich wußte, daß er sie darauf ansah, ob sein Einfluß geschwunden sey. Ich habe schon gesagt, daß er gutherzig war und Niemanden Kummer verursachen wollte. Aber hier zeigte sich nun ganz sein fehlerhaftes Naturell. Es würde ihn sogleich sehr unangenehm berührt haben, wenn er bemerkt hätte, daß Madeline ihn vergessen.

Sie war ruhig bei dem Zusammentreffen — ich konnte keine Aufregung in ihren Zügen bemerken. Ich blickte von ihr zu ihm: ich sah, daß er sie fortwährend beobachtete, daß ein befriedigtes und halb triumphirendes Lächeln über sein Gesicht glitt. Dann sah ich sie wieder an: sie schlug ihre Augen nieder — das war Alles; aber darin las er seine Macht, und war befriedigt. — Mann, herzloser Mann, du wußtest nicht, was die Liebe eines Weibes ist, kanntest nicht ihre Ausdauer, ihre Qual! —

Die Tage vergingen, und dieser Besuch war wahrlich kein Vergnügen für mich. Madeline gab ihre ganze Seele dem Zauber der Gegenwart Charles' hin; und wenn ich ihr Vorstellungen machte und ihr Zartgefühl anzuregen suchte durch die Besorgniß anzüglicher Bemerkungen von Anderen und selbst wagte, von der unweiblichen Stellung zu reden, in die sie sich brächte in der Gegenwart seiner Frau — wenn ich von solchen Dingen sprach, so ward ich zum Schweigen gebracht durch die hoffnungslose Qual, die sich in ihren Zügen aussprach, wenn sie auf meine Vorstellungen antwortete.

Wie auffallend suchte er ihre Gesellschaft während der ersten Tage dieses Besuches! Wie gab sie sich so ganz dem Genusse des Augenblicks hin! Und wie ruhig saß seine edle Gattin da und beobachtete sie, ohne eine Ahnung von dem Sturm, der in Madelinens Seele tobte! — Beinahe konnte ich ihn hassen, wenn ich sah, wie er durch ein Wort oder einen Blick die Fesseln noch mehr anzog, die sie an ihn ketteten. Wäre sie eine Schönheit gewesen, hätte ich es eher begriffen, denn schöne Augen blickten ihn

nie vergebens an; allein sie besaß in dieser Hinsicht Nichts, was einen Mann, wie ihn, anziehen konnte; und doch schien er mit Ueberlegung sie zu bezaubern.

Wie schon gesagt, hatte er einen schnellen Blick für die Empfindungen Anderer: ehe noch vierzehn Tage vergangen waren, hatte er fast eben so gut wie ich in Madelinens Herzen gelesen, und — er bereuete nun.

Plötzlich hörte er auf, ihre Gesellschaft zu suchen. Er las ihr nicht mehr vor; er ging nicht mehr mit ihr spazieren; er vermied sie so viel als möglich — nie sprach er mehr allein mit ihr.

Als Madeline diese Veränderung bemerkte, gab sie sich einer dumpfen Verzweiflung hin. Verzweiflung und hinsinkende Gesundheit brechen auch einen starken Geist. Madelinens kalter, starrer Blick machte mich erschrecken und ich zwang sie, mit mir über ihre Gefühle zu reden.

„Warum entzieht er mir seine Freundschaft?" sagte sie leidenschaftlich. „Sie ist das Einzige in der Welt, was Werth für mich hat, und gewiß, ich habe Ansprüche darauf. Jetzt handelt er unedel."

Ach, unglückliches Kind! Ich konnte ihr nur sagen, wie ich es einsah, daß der Weltmann, besseren Eingebungen folgend, in die Tiefen ihres gebrochenen Herzens geblickt und, erschreckt und bekümmert über sein Werk, jetzt dadurch, daß er sich von ihr wendete, die unheilbare Wunde, die er geschlagen, heilen wollte. Das Verhältniß mit ihr, das er als einen angenehmen Zeitvertreib begonnen und als ein anregendes Interesse fortgesetzt hatte, war ihm auf einmal in einem andern Lichte — als unheilvoll für ihren Frieden erschienen; er bedauerte jetzt tief sein Betragen und er dachte es wieder gut zu machen durch gänzliche Entfremdung. Er war im Irrthum: es war zu spät — die Herznerven waren überspannt, dieser Schlag brach sie.

Er durchschaute Madeline nicht ganz, sonst würde er sich nicht in der Hoffnung von ihr gewendet haben, daß ihre Gefühle sich ändern könnten. Während er ihre Gesellschaft gesucht, hätte der Zauber, der allmächtige Zauber, den seine Gegenwart auf sie ausübte, gewirkt; — sie würde nach Hause zurückgekehrt seyn, um zu dulden, aber mit ruhigeren Empfindungen. So sah sie ihn kalt von sich wenden und glaubte nun, zum ersten Male, daß er absichtlich mit ihren Gefühlen sein Spiel getrieben und desselben müde sey; dies vermehrte ihren Kummer, ihr Leid, brachte sie zur Selbstverachtung — solche Empfindungen kann ein Weib nicht ertragen.

Ich wußte, was sie damals litt bei den wenigen Worten, die sie über ihre zitternden Lippen brachte, die wie ein Vorwurf klangen gegen Den, den sie anbetete. Sie glaubte wirklich seine Freundschaft zu besitzen, und diese gab ihrer Freundschaft Werth; als sein verändertes Wesen ihr diesen Glauben nahm, da hatte das Leben ihr Nichts mehr zu bieten. —

Als der alte ehrwürdige Mr. Vernon drei Monate später seine geliebte Tochter auf dem grünen Kirchhofe ins Grab legte, sagte Niemand, daß sie an gebrochenem Herzen gestorben sey. Man sprach von schneller Abnahme der Kräfte, die sie hingerafft, und bemerkte dabei, die Schwindsucht sey in der Familie erblich. Aber Tante Mary dachte an den Garten in dem ländlichen Wirthshause; sie wußte, daß das Bild, das sich in Madelinens Seele gesenkt hatte, darin geblieben war und sie niedergedrückt hatte, bis sie ins Grab sank.

* * *

Möge diese Skizze eine Warnung seyn für Diejenigen, die gedankenlos und leichtfertig mit den Gefühlen des Herzens spielen. Ich spreche nicht zu Solchen, die dies mit Ueberlegung thun und in der Qual Anderer ihr Vergnügen finden; — ich spreche zu Solchen, die, wie Charles Percival, nichts Böses beabsichtigen, die aber, von der Natur mit einem warmen, gefühlvollen Herzen und mit reizenden Vorzügen des Geistes und Wesens begabt, eine lockende Versuchung darin finden, die Gefühle eines Weibes zu erregen. Die Reue kommt zu spät, sie kann ein gebrochenes Herz nicht heilen. —

Madelinens Schicksal war für Percival ein vorübergehender Kummer, aber ein Kummer gewiß, denn er mußte sich selbst tadeln. Er mußte von Anfang an eingesehen haben, daß sie, sowohl ihrer Natur als ihrer Erziehung nach, kein Mädchen war, mit dem man ein Verhältniß, wie sie es zu einander hatten, leicht unterhalten, plötzlich abbrechen und dann ruhig vergessen kann. Er wußte, daß der Eindruck, den er auf sie gemacht, kein vorübergehender war, und je mehr er dies einsah, ja, je mehr der Ernst ihres Wesens ihm klar wurde, desto unwiderstehlicher hatte es ihn gereizt, ihr dieses Wesen zu nehmen und sie zu dem seinigen herüberzuziehen, bis dann der Augenblick kam, wo ihre Qual seinem forschenden Auge sichtbar wurde und er sich plötzlich von ihr wandte. Wenn der Sonnenschein ihr genommen ist, schmachtet die Blume und stirbt, und Madeline starb sanft, während er sich zu seiner Gattin wandte und in ihrer tiefen Liebe die unwillkommenen aber leidenschaftlichen Erregungen vergaß, die er leichtfertig bei einer Andern angefacht, welche dadurch verzehrt wurde.

Blick' in die Seele Deines Gatten, liebendes, reines Weib! sie zeigt noch immer, daß sie Gottes Werk ist; und welche auch die Verirrungen seines früheren Lebens gewesen seyn mögen, Deine freundliche, sanfte Stimme, Dein edles Beispiel, Deine innige Liebe können diese Seele noch rein vor Gott

bringen. Madeline Vernon wird sich an jenem Tage nicht erheben, um ihn anzuklagen.

Mannigfaltiges.

(Das neue Territorium in Washington.) Unter den in der letzten Congreßsitzung der Vereinigten Staaten abgemachten Akten positiver Gesetzgebung gehört die Organisirung des neuen Territoriums Washington zu den wichtigsten und anziehendsten. Dieses Ultima Thule des Gebiets der Union bildet den nordwestlichen Block in dem ungeheuren Mosaikbau. Das Territorium Washington umfaßt den nördlichen Theil des neuen Territoriums Oregon und wird im Süden vom Columbia-Strom bis nach Fort Walla-Walla hinauf (290 englische Meilen) begrenzt. In der Nähe dieses Forts am Columbia, wo der Strom nordwärts biegend das Territorium durchschneidet, zieht sich die Parallele des 46sten Breitengrades hin, welche bis zu dem wenig bekannten Kamm der Rocky Mountains (Felsengebirge) die Grenze bildet, die von da nordwärts diesem Gebirgskamm folgt bis 49 Grad Breite und dann auf der letztgenannten Parallele westwärts läuft nach dem Golf von Georgia und der Straße von Fuca bis Pacific (stillen Ozean), der Westgrenze des Territoriums. Dasselbe liegt zwischen 46 und 49 Grad nördl. Br. und zwischen 110 und 125 Grad westl. L. (Greenwich) und enthält innerhalb seiner Grenzen theils solche Strecken, die wohl erforscht sind, und theils noch so unbekannte, wie man sie nur westlich vom Mississippi finden kann. Eine vollständige Aufnahme und Peilung vom Columbia geschah durch Kapitän Wilkes; welcher untersuchte denselben 1839. Das Küstenaufnahme-Amt hat zweimal seine Mündung gepeilt und gemessen. Die Aufnahmen und Messungen unter Kapitän Wilkes und sein Bericht geben eine vollständige Kunde von der ganzen Inselgruppe im Golf von Georgia und den Einläufen und Fahrwassern, welche nach Pugets Sund führen und diesen hinauf — Alles sehr detaillirt. Die Küsten dieses erstaunlichen Netzwerks von Fahrwassern sind in Belegenheit und Boden so begünstigt, daß sie bald einen großen Werth erhalten müssen. Durch eine gewaltig weit sich erstreckende Seelinie sind sie direkt zugänglich für ozeanische Schiffe und bilden gleichsam ein unermeßliches Hafennetzwerk. Sie bieten die Grundlage für eine Art von landwirthschaftlichem Venedig dar und werden weit ins Herz der Westhälfte des Territoriums Washington hinein zur Entwicklung der Hilfsmittel desselben sehr förderlich werden. Fort Nisqually und Olympia am Südende von Pugets Sund müssen mit dem Wachsthum des Territoriums schnell fortschreiten. Von dem Innern dieses Landstrichs hat man nur eine unvollkommene Kenntniß. Dringt man weiter nach den Rocky Mountains zu, so ist hier die Gegend ein im Wesentlichen unbekanntes Land. Das „Narrative" (Erzählung) von Lewis und Clark, das Buch über Oregon Missions, von Pater de Smet, 1847 zu New-York erschienen, und Irving's „Astoria" (die letzte Ausgabe) sind die Hauptschriften darüber von einigem Werth. Man ersieht daraus, daß das an die Rocky Mountains zu beiden Seiten stoßende Land zwischen 46 und 49 Grad nördl. Br. noch ein schönes Feld für die Forschung und Entdeckung ist. Major Isaac J. Stevens, früher Lieutenant und Brevet-Major beim Ingenieurcorps, der über drei Jahre lang im Küstenaufnahme-Amt Dienste that, geht nach Bestimmung des Präsidenten Pierce, der ihn zum Gouverneur des neuen Territoriums Washington ernannt hat, an der Spitze einer Gesellschaft auf eine Entdeckungs-Expedition, welche die Erforschung der sogenannten nördlichen Pacific-Eisenbahnlinie zum Zweck hat, in Folge einer jüngst erlassenen Congreßakte behufs einer Untersuchung der (drei) verschiedenen Routen nach dem stillen Meer. Die Gesellschaft, sobald sie organisirt werden kann, wird an irgend einem Punkt in Jowa oder Minnesota zusammenkommen und vielleicht schon am 1. Mai abreisen.

Der berühmte Impresario New-Yorks, Barnum, hat sich erboten, alle Steuern der Stadt New-York (4 Mill. Dollars) zu zahlen, jedes Kind der Stadt in einer guten Schule erziehen zu lassen, jeder Familie eine ausgesuchte Bibliothek von 100 Büchern zu geben; außerdem 3 Tonnen Mehl; jeder Dame, alt oder jung, ein seidenes Kleid und jedem Herrn einen vollständigen Anzug und freien Eintritt ins Museum, wenn man ihm die Summe, die in den 7000 spirituösen Schenken der Stadt in einem Jahre verzehrt wird, geben und diesen den Verkauf von Spirituosen auf ein Jahr verbieten wolle. Nimmt man 10 Dollars täglich auf jede Schenke, so ergibt das 25 Mill. Dollars — ein hübsches Sümmchen.

Ein englischer Chemiker hat eine Entdeckung gemacht, welche, wenn sie sich bestätigt, nicht unwichtig seyn dürfte — daß nämlich Baumwollenfäden, mit kaustischer kalter Natronlauge behandelt, sich sehr bedeutend verdichten und haltbarer werden. Ein Baumwollenfaden, welcher bei einer Belastung von 26 Loth reißt, ist mit vorerwähnter Flüssigkeit behandelt im Stande, 40 Loth zu tragen. Auch fertige Gewebe soll man auf diese Weise verdichten können.

Redaktion, Druck und Verlag von G. Ritter in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

Nro. 63. Freitag, 27. Mai 1853.

Die Teufelsmühle. *)

Von A. Widmann.

Ihr wißt doch, daß ich als Büchsenspanner beim Prinzen Adolph diente, ehe ich mit unserer Gnädigen nach Karlsstadt herüberkam. Der Prinz wohnte am liebsten auf seinen Gütern im Böhmerwald, weil die Jagd dort noch am besten ist, und da ich bei ihm einen großen Stand hatte, wurde ich immer mitgenommen und von allen Forstbediensteten in Ehren gehalten.

Besonders genau lernte ich die umwohnenden böhmischen Förster kennen und darunter einen Namens Rühs, zu dem ich das meiste Zutrauen faßte, wiewohl er mir anfänglich nicht zusagen wollte; denn er war ein steifer Mann, von einer langsamen Gemüthsart, und wenn er sich bewegte, war es immer ein militärisches Exercitium. Er war streng und die Bauern haßten ihn wie's bittere Leiden; sie fürchteten den „dürren Peter" aber noch mehr; und dürr war er, nichts als Knochen, Rock und Erfahrung. Aber sonst war er respektirt im ganzen Land, und wenn sich die jungen vornehmen Herren den letzten Schliff zu vollkommenen Jägern geben wollten, so rissen sie sich darum, ein paar Monate auf seiner Försterei zuzubringen. Diese lag auch so bequem, nicht blos für die Jagd, sondern für alles Andere; man konnte da das Floßgeschäft verstehen lernen und den Holzhandel mit den Fremden; man sah die schönsten Anpflanzungen und die besten Versuche, kahle Platten wieder zu bestocken; kurz alles Mögliche, und hatte dazu noch die Wilderei zu bekämpfen, ordentlich in einem kleinen fortwährenden Krieg.

Die Gegend liegt zunächst am bayerischen Land und ist arm oder reich, je nachdem man die Sache betrachtet. Der Grund und Boden, so weit er nicht herrschaftlich ist, gehört einem reichen Bauernadel, welcher ein Leben für sich und unter sich führt; die Häusler und Kleinbauern aber haben fast Nichts und Zeit genug zu unnützen Dingen. Früher waren sie Alle Schmuggler, die nur gelegentlich wilderten, wenn den nächtigen, leise auftretenden Gesellen auf dem einsamen Waldpfad ein Hirsch oder eine Sau über den Weg wechselte. Als aber der Schmuggel sein geweistes Ende fand, da wurde Jung und Alt ausschließlich zum Wilddieb. Das Volk dort herum ist gar unruhig und mochte lieber im kühlen grünen Wald ein beschwerlich Leben führen, als zu Hause sitzen; so ein armer Häusler fühlte sich dann auch wohler und freier und konnte dem reichen Bauern nicht länger neidisch seyn um Aecker, Vieh und Waiden.

Manchmal mußte freilich Einer bluten oder kam gar nicht mehr nach Hause; aber dann hatten seine Kameraden nur eine Wollust weiter in der Blutrache an Jäger und Zöllner. Abgelassen hat darum Keiner; wenn er auch Jahre lang im Zuchthaus schmachtete und dort ein Handwerk lernen mußte und endlich heimkehrte ins Dorf, um ehrlich zu leben. Des Abends, wenn der Mond aufging und von der Waldwiese ein Rehruf klang, zog es ihn an die verrostete Büchse. Er nahm sie von der Wand — das Schloß ging hart und schwer. „Solltest es doch schmieren," denkt er, und zärtlich, wie sein Kind, putzt er die Waffe blank. Das glitzert so fein, das läßt sich so schön! Husch! schlüpft er durch die niedere Thür und hinaus in den Wald; was das ein lustig Leben ist! Da kommt das Reh, er legt an — sein scharfes Auge sieht zugleich den Jäger, der ihn ins Zuchthaus gebracht; er ruckt — der Grünrock wälzt sich im Blute und der Bursche treibt's wilder denn zuvor.

Nicht als ob die Gegend darum unsicher wäre; es ist nur ein Krieg zwischen Jäger und Wilddieb. Wer ohne Büchse wandert, mag ruhig durch den dicksten Wald ziehen. Wo man ein steinernes Kreuz findet, zum Zeichen, daß hier schändlicher Friedbruch geübt ward, da ist's halb umgestürzt, hohes Ried-

*) Aus dem „Mannh. Unterhaltungsbl."

gras wächst über der Schuld und Moos verhüllt den eingegrabenen Spruch.

Zwischen Jäger und Wilddieb hat sich mitten in der Gesetzlosigkeit ein eigenes Recht gebildet, das Niemand kennt als die Betheiligten, weil es sonst gegen Niemanden gewendet wird. Es besteht eine Art langhergebrachten Abkommens, wenn man schießt, wenn man mordet, wer sich rächen darf und was gerächt werden muß. Der kleine Krieg mit all seinen Listen und auch Grausamkeiten lernt sich von Vater und Sohn; die feinsten Kunstgriffe vererben als Geheimlehre von Anführer zu Anführer. Dawider läßt sich nur wenig thun, weil der Bauer kein böses Gewissen bei der Wilderei hat; denn sein Kopf begreift nun einmal nicht, daß Wald und Walde nicht Allen frei und gemeinsam seyn sollen.

Namentlich sind es einige Thäler im bayerischen Hochwald, voran das Wolfsthal, wo die gefährlichsten Wilderer wohnen, die natürlich auch vor einem anders gefärbten Grenzpfahl keine Scheu haben und in anderer Herrschaft stehlen, was sie daheim nicht finden können.

In diesem Thale liegen die Wohnungen zerstreut, kleine Hütten, halb in den Berg gebaut zum Schutz gegen die Winterstürme, mitten im Wiesengrün, zwischen kleinen Hecken und unordentlichen Zäunen; kaum ein Kirschbaum oder verwehter Zwetschenbaum deuten auf Anbau und auch vom Handwerk verstehen die Bewohner nicht viel, obwohl sie von Natur gar anstellig zu künstlicher Arbeit sind.

Die Landesherrschaften haben schon ganze Militär-Commandos ins Wolfsthal gelegt — in jede Hütte einen Soldaten, dem der Bauer das Woher und das Wohin sagen mußte, und der haftete, daß alle Bewohner zur Nachtzeit in der Hütte waren. Es half Nichts! Kaum waren die Soldaten weg, so ließ der Vater die Schnitzbank, der Bub' die Schule, und der Vater zog in den Wald und lehrte den Jungen locken und rufen, laden und schießen. Ohne Gewehr muß der fünfzehnjährige Knabe die Fährten von Menschen und Wild abspüren und schützt sich, indem er sich gerade so dumm stellt, als er schlau ist. — Das Uebel wird dadurch noch ärger, daß die Jäger selbst den Anordnungen der Herrschaft nicht grün sind; denn auch ihnen behagt die wilde Lust, Gefahr und Kampf; auch sie freuen sich auf den Sommer, wenn die Banden, ihrer Sechs oder Sieben unter einem Hauptmann, ausziehen, um Wildpret in die Bäder zu liefern; — dann sammeln sich die Jäger deßgleichen und es geht los, wie es will und kann.

Flucht gilt nicht für eine Schande, List und Betrug nicht für Unrecht; der Tapferste ist, wer jedes Handgemenge meidet, so wenig Zoll von seinem Leib als möglich der Büchse zum Ziel gibt, so viele Geisen und Böcke schießt, als er zu Gesicht bekommt; wer im Kampfe mit dem Einzelnen sich wehrt wie ein Tiger, und wenn er von Mehreren überrascht wird, ruhig die Waffen legt, trotzig vor's Gericht und kaltblütig ins Zuchthaus wandert, immer den klingenden Frühling im Sinn, der ihn wieder einmal im Walde sieht.

(Fortsetzung folgt.)

Eine Nacht auf dem Kirchhof zu Valparaiso.*)

„Waren Sie schon oben im Pavillon des Kirchhofs?“ fragte mich einer meiner in Valparaiso neugewonnenen Freunde, als wir zusammen eines Morgens an der Landung auf- und abgingen, und ich eben der reizenden Aussicht erwähnt hatte, die wir selbst von dem niedern Strand aus genossen.

„Noch nicht?“ erwiederte er lebhaft auf meine verneinende Antwort — „ei, das dürfen Sie nicht versäumen — es sind auch einige in Italien und vortrefflich aus carrarischem Marmor gearbeitete Monumente oben.“

Ich bin gern zwischen Gräbern — es hat etwas unbeschreiblich Rührendes für mich, die niederen Hügel zu durchwandern, unter denen die stillen Todten so ruhig und friedlich mit gefalteten Händen in enger freundlicher Nachbarschaft — wie Blätter in einem Stammbuch — liegen, jeder in seinem Stübchen, und die kurze Inschrift zu Häupten nennt Namen und Datum des Blattes. Dort freue ich mich auch jeder Blume, die eine treusorgende Hand für die letzte Ruhestätte der Entschlafenen gepflückt und den kleinen Hügel mit den duftenden Blüthen geschmückt hat. Wandle zwischen Gräbern, dort wohnt die Liebe — auch aus der Ferne weht ihr warmer Athem Dir entgegen.

„Wir wollen gleich einmal hinaufgehen,“ sagte mein Freund, der sich nach einem eben erst eingenommenen Frühstück etwas Bewegung zu machen wünschte; „die Aussicht vom Pavillon ist wahrhaft entzückend — Sie haben dort oben einen vollkommenen Ueberblick über Stadt und Hafen, und die Monumente sind allein das Bergsteigen werth.“

Die Monumente lockten mich nicht — mir haben die großen, massiven Marmorblöcke auf den stillen Wohnungen der Todten etwas Unheimliches, Erdrükkendes. Zu schwer lastet ihr Gewicht auf den armen Dahingeschiedenen, zu undurchdringlich lagern sie sich zwischen ihn und die Blumen, die den Stein wohl umschmiegen, aber ihren Thau nicht auf das Grab schütteln und süße liebe Worte hinunterflüstern können; anders wünsche ich mir selber einmal die eigene stille Ruhestätte — im Wald möcht' ich begraben

*) Aus Friedr. Gerstäcker's „Reisen.“ (I. Bd.)

werden, im lieben grünen, rauschenden Wald, und der Baum, dessen Wurzeln sich dann um mich schlängen, sollte mir auch den Hügel mit seinem Thau begießen und den Vögeln Schutz und Schirm gewähren, die ihre leise Todtenklage über mich sängen. Nur keinen kalten, unbeweglichen Steinblock oben darauf — die Erde drückt schwer genug, wenn wir Abschied von allem Dem nehmen mußten, was uns auf ihr ach! so unendlich lieb und theuer war.

Wir kletterten langsam den steilen, zickzack laufenden Bergpfad hinein und erreichten endlich ein langes, schmales, aber freundliches Gebäude, das des Todtengräbers Wohnung, wie Kapelle und Betsäle enthielt.

Als wir durch den Corridor gingen, warf ich den Blick in ein offenstehendes Gemach, und sah darin einen behäbigen Mönch in weißer Kutte (Franziskaner glaub' ich), der die dicken fetten Hände auf dem Bauch gefaltet hielt und seine Daumen, in Mangel besserer Beschäftigung, um einander herumjagte. Hatte er Messen für die Todten gelesen? — Es sah schwül und dumpfig in dem Zimmer aus, und die weiße Gestalt diente nicht dazu, den Raum freundlicher zu machen. — Mir bleibt es stets ein unheimliches Gefühl, diese Gebete für und über die Dahingeschiedenen, und ich ging rasch vorüber.

Erst als wir auf den offenen, freundlichen Platz hinaustraten, der hier, auf der Kuppe des Küstenhügels die Gräber der in Valparaiso gestorbenen Katholiken umschloß, athmete ich wieder frei auf. Rechts und links von uns lag ein schmales, mit niederem Staket umschlossenes Gärtchen, voll schattiger Orangen- und Cypressenbäume, voll Blumen und Blüthen, und dicht dahinter der Gottesacker mit seinen Stein- und Marmorplatten und einfachen, prunklosen Gräbern, während hie und da, aus ihnen heraus, das prachtvolle von hohem Eisengitter umschlossene Monument eines „Großen der Stadt" emporragte und noch jetzt sogar für den Todten — denn er selber lag so tief und still wie die Anderen — über die Nachbargräber hinwegschaute und die Blicke des Wanderers auf sich lenkte. Der aber fand auch hier nur Staub, so gut wie bei dem Nachbar, und die Bewunderung, die er dem herrlich gemeißelten Steine zollen mußte — galt auch eben nur dem Stein und dem Künstler, der dem Marmor solches Leben einzuhauchen wußte — nicht Dem, der darunter den langen Todesschlaf schlief und der Auferstehung entgegenträumte.

Mein Führer hatte aber wirklich Recht — nur das eine Monument der Familie Waddington wäre es werth, den Ort zu besuchen. Es ist ein einfacher Würfel aus carrarischem Marmor, mit einem eben solchen Sarkophag darauf, und auf diesem liegt im leichten, die schlanken jugendlichen Glieder umfließenden Gewande eine trauernde Mädchengestalt; aber diese schmerzdurchzuckte Brust scheint zu athmen und der Wind in den zarten Falten des Kleides zu spielen so kunstvoll ist der Stein gemeißelt. Es sind noch einige reichere Monumente auf dem Gottesacker, mit ebenfalls kunstreich ausgeführten Figuren und von trefflicher Arbeit, ich kehrte aber immer zu der trauernden Frauengestalt zurück und konnte mich kaum satt sehen an dem lieblichen, rührenden Bilde.

Gerade hinter dem prachtvollen Monument der Familie Gonzales erhob sich ein wunderliches, thurmähnliches Gebäu — oben darauf mit eisernem Gitterwerk, fast wie ein Vogelbauer, weitläufig überspannt, das Ganze jedoch hoch und weder mit Eingang noch Treppe.

Mein Führer erklärte mir, das sey ein Beinhaus, in welches die „alten Knochen" hineingeworfen würden. — „Räumt man denn die Gräber wieder aus?" — „Die Gräber sowohl als jene Kuhle dort," lautete die Antwort; „doch die wollen wir nachher besuchen, jetzt müssen Sie erst einmal die Aussicht des Pavillons bewundern."

Wir schritten rechts an dem Knochenkäfig vorüber, gingen durch ein kleines Zimmer, in welchem einige „Sargkasten", deren Gebrauch ich mir aber beim ersten Anblick nicht gleich erklären konnte, standen, und betraten dann den Balkon des Pavillons, der, dicht an den Hang gebaut, den ganzen Hafen bis hinaus in das stille Meer, wie weit nach den schneegedeckten Cordilleren hinüber, überschaute.

Der Anblick war, gerade von diesem Punkt aus, entzückend, und ich konnte das Auge nicht abwenden von dem reizenden Panorama.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

(Der Ringwall auf dem Donnersberg.) (Aus der „Pfälzer Ztg.") — Auf dem Gipfel der Donnersbergs, der sich zu einer ansehnlichen Fläche ausbreitet, bemerkt man, wie bekannt, einen ringeförmigen Wall oder Damm, der den Alterthumsforschern schon viel Nachdenken verursacht hat. Alle topographischen Schriften über die Pfalz gedenken dieser merkwürdigen Anlage und versuchen ihre Bedeutung zu erklären. Eins der neuesten Werke der Art, Karl Geib's „Reisehandbuch durch alle Theile der k. bayer. Pfalz in localer und historischer Beziehung rc." (Zweibrücken 1841, bei G. Ritter) sagt über sie S. 183 Folgendes: „Auf der obern Fläche angelangt, erblickt man die imposanten Reste eines verschanzten Lagers, welches, gleich der Ringmauer bei Dürkheim, die Römer wahrscheinlich gegen die Anfälle der Alemannen errichtet hatten. Noch

besteht der ungeheure Kreis von aufgethürmten Steinen, der im Umfange, nach der Messung des trefflichen, jetzt verewigten Alterthumsforschers Hofrath Lehne in Mainz, 12,115 und in der Höhe 12 Fuß hat. Eine Stelle innerhalb dieses Raumes führt den Namen der „Heidengräber", auch fand man daselbst schon mancherlei Urnen, Gefäße, Münzen 2c." — Der Wall schließt sich, so viel wir uns aus eigener Anschauung erinnern, an den „Königstuhl" an, jenen colossalen Felsenblock, der die eigentliche Spitze des Bergs bildet. Daß der Wall römischen Ursprungs sey, war fast durchgängig die ältere Annahme, die zugleich dahin ging, daß man in ihm eine Befestigung zu erblicken habe. Die neuesten Forschungen, die von einer umfassenden Anschauung und sorgfältigen Untersuchung vieler ähnlichen Ringwälle nahe und fern, auf dem Altkönig am Taunus, in Hessen, Westphalen, Böhmen 2c. ausgingen, haben diese Annahme als gänzlich unhaltbar erwiesen. Schon die Wahrnehmung, daß diese Ringwälle in der Regel an der dem Innern des Rings zugekehrten Seite schroff abfielen, dagegen an der äußern Seite sich nur allmählig erhoben, also hier leichter zu ersteigen waren, mußte den Beweis liefern, daß sie nicht sowohl dazu bestimmt waren, einen äußern Feind abzuwehren, als vielmehr den innern Raum einzuschließen und abzusondern. Noch klarer mußte dieser Zweck dadurch hervortreten, daß bisweilen an der innern schroffen Seite des Walls noch ein Graben hinlief, der die Vertheidigung nach außen offenbar eher hindern als fördern mußte. Die vielseitigsten Vergleichungen, die genaueste Beobachtung der im Innern dieser Ringe noch wahrnehmbaren Reste des Alterthums (Asche, Knochen, Waffenstücke 2c.), die kundige Beachtung der Ortsnamen, die Fingerzeige sagenhafter und geschichtlicher Ueberlieferung u. dgl. haben diesen interessanten Gegenstand in jüngster Zeit so ins Licht gestellt, daß man die Untersuchung mit Grund als abgeschlossen betrachten kann. Als Resultat derselben hat ein trefflicher Aufsatz „über Hünenringe und Freisteine" in den Beilagen zu Nro. 120—122 der „Allg. Ztg." soeben Folgendes (S. 1914) ausgesprochen: es sey von Knapp (Archiv für hessische Geschichte und Alterthumskunde, Bd. 2, S. 288 ff.) angedeutet und von Eduard Wippermann (Geschichte der wetterauischen Genten und herrschaftlichen Gebiete im und um den Büdinger Wald, S. 8 ff.) nachgewiesen worden, daß innerhalb der fraglichen Ringwälle „jene heiligen Haine zu suchen sind, „in denen von den Germanen die Götter verehrt, die „Opfer gebracht, die Heereszeichen und Trophäen be„wahrt, vor Allem aber die Volksversammlungen, inson„derheit die Gerichtsversammlungen gehalten wurden." Darnach wären denn diese Ringwälle oder „Hünenringe" d. i. Riesenringe keineswegs römischen, sondern alt-germanischen Ursprungs, und ihre Entstehung wäre in jene dunkeln Zeiten zu setzen, welche der römischen Herrschaft in diesen Gegenden vorangingen. Die Haine, die in diesen Ringwällen lagen, meint Tacitus, wenn er (Germ. 9) von den Germanen sagt: „sie halten es der Größe der Himmlischen nicht angemessen, die Götter in Mauern einzuschließen, oder in irgend einer Gestalt mit menschlichem Angesicht abzubilden; Haine und Wälder halten sie heilig, und mit der Götter Namen benennen sie jenen abgesonderten Ort, welchen sie mit vorzüglicher Ehrfurcht ansehen." Bei den schauervollen Religionsgebräuchen, die in diesen Hainen geübt wurden, kamen auch Menschenopfer vor (Germ. 9. 39), weßhalb Tacitus von dem Haine, in welchem der vornehmste suevische Volksstamm, die Semnonen sich versammelten, mit Recht bemerkt, er sey „durch der Väter Weissagungen und altes Grauen geheiligt." Einen solchen Hain müssen wir also auch in dem Hünenring des Donnerbergs suchen, und nicht leicht mochte irgend ein anderer eine ähnliche, die Umgegend weit umher beherrschende Lage haben. Da aber bei den Volksversammlungen der Germanen auch Gericht gehalten wurde (Germ. 12), so erscheint auch die Nachricht bei Geib (S. 184) ganz glaublich, daß „der Sage nach die fränkischen Könige manchmal auf dem Königstuhl des Donnerbergs Recht gesprochen, und daß dieser in dem Ringwall liegende Fels den Grafen des Wormsgaus zu gerichtlichen und andern Sitzungen gedient habe." Ist nun aber damit Ursprung und Bestimmung des Donnersberger Hünenrings befriedigend erklärt, so kann wohl auch an der Bedeutung eines andern uralten Denkmals der Pfalz fernerhin kaum gezweifelt werden. Wir meinen die bekannte Ring- oder Heidenmauer bei Dürkheim, einen ähnlichen Kreis von rohen aufgethürmten Steinen, der eine volle halbe Stunde im Umfang haben soll. Auch dieses Denkmal, das der Sage nach (bei Geib S. 102) ein Lager des Hunnenkönigs Attila gewesen seyn soll, welches man auf den Trümmern eines älteren römischen Lagers errichtet glaubte, dürfte wohl ein alt-germanischer Hünenring seyn. Darauf möchte selbst die Sage von dem hunischen Ursprung des Walls hinweisen, denn leicht konnte in der kenntnißlosen Ueberlieferung des Volks aus einem Hünenring ein Hunnenring werden. Uebrigens beweisen diese, wenn auch kunstlosen, doch riesenhaften Werke des deutschen Alterthums, was unsere Urväter zu unternehmen fähig waren; denn wenn sich auch diese Wälle nicht mit der ungeheuern Felsenterrasse des Sonnentempels von Baalbeck in Syrien vergleichen lassen, so lassen sie sich doch neben die bekannten Cyclopenmauern stellen, die man noch als Reste der ältesten Baukunst in Griechenland und Italien bewundert.

Redaktion, Druck und Verlag von G. Ritter in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

Nro. 64. Sonntag, 29. Mai 1853.

Die Teufelsmühle.

(Fortsetzung.)

Eigene Bräuche üben die Wilderer bei Bestattung der Todten. Ist einer der Gesellen kalt, so ziehen sich von beiden Seiten Jäger und Wildbiebe rasch zurück. Entweder schleppen die Bauern den Todten alsbald mit, denn sie halten redlich zusammen, schon aus Aberglauben und damit man an dem Todten nicht die Lebendigen erkenne; oder sie holen ihn später, wenn sie erst an einem sichern Ort die Gewehre versteckt haben. Und die Jäger lassen es gern geschehen.

Dann erfährt Niemand etwas weiter von dem Todten; sie graben ein Grab im tiefsten Wald und decken ihn mit Haidekraut, Erde und Felsen. Einer spricht ein Ave und Alles ist vergessen, bis sie nach Hause kommen und der armen Seele noch ein paar Messen lesen lassen.

Nicht Richter noch Schreiber sind zu diesen Ceremonien nöthig. Nur Eins behalten sie ewig: die Blutrache gegen den Jäger, der ihren Kameraden gefällt hat. Darum forschen sie so lange, bis sie den Thäter kennen, und wenn dieser auch gefällt ist, halten sie es nicht für Mord. Sonst aber scheuen sie sich Einen unter sich zu dulden, dem unschuldig Blut an den Fingern klebt, weil dieser dem ganzen Streifzug Unheil brächte.

Können die Wilderer aber ihren Bruder nicht finden und holen sie ihn nicht zur Nachtzeit, so scharren ihn die Jäger ein. Was sie bei dem Todten finden, wird dann sorgfältig gesammelt und aufbewahrt, und wenn ein im Wolfsthal Vermißter in der Zeitung gelesen wird, packen sie die Siebensachen zusammen und geben sie auf die bayerische Post, damit sie an die Nachgelassenen gelangen.

Das ist freilich nicht ganz in der Ordnung, ich gestehe es, aber es vermeidet viel Ungelegenheit und so fort. Ihr müßt nämlich wissen, daß die Leichen- und Untersuchungskosten der Gemeinde zufallen, auf deren Markung der Todte gefunden wird. Schießt nun der Förster auf der Markung seines Wohnorts einen Wildbieb, und dieser bleibt liegen, so geht der Jäger rasch heim und holt ein Roß. Sobald es aber dunkle Nacht ist, packt er den Todten auf den Gaul und führt ihn zur Grenze. Ist es nun ein bayerisch Roß, so wird es seiner Last in Böhmen ledig; ist's ein böhmisch Pferd, erhält Bayern den Leichnam zum Geschenk. Dies hat aber so oft zu Streit und Untersuchung geführt, bis die Jäger still übereinkamen, den Wilderer da einzuscharren, wo er liegt, die Herren auf'm Gericht nicht weiter zu bemühen und um eines todten Wolfsthälers willen nicht dreißigmal vor's Amt zu wandern.

Ich sage Euch, man könnte Tage lang erzählen, was Alles in diesen Wäldern vorgeht; Ihr könnt es aber schon an dem Einen sehen, was jetzt kommt.

Der unwirthlichste Theil in dem Revier des Försters Rühs, wovon ich rede, ist eine enge Thalschlucht. Der Bach bricht wild zwischen den umhergewürfelten Felsblöcken durch, verschwindet oft unter dem Gestein und man hört nur das Brausen. Kein Erlenbusch, nicht einmal die Weide mehr wächst in der Oede; nur die Ranken des Brombeerstrauchs wuchern in den Spalten und breiten sich hungrig und suchend über das weiche, bräunliche Moos.

Von beiden Seiten erhebt sich steiler und immer steiler der Berg, voll Ginster und Haiden und Stein. Kein Laut, kein Ton! Nicht einmal der Specht klopft im Tannenwald, der auf den Kuppen steht; kein Rehruf hallt von dem kleinen heimlichen Grasplatz her, der wie verloren zwischen den Felsen liegt. Hinten baut sich Kuppe über Kuppe — dunkler, schwarzer Wald. Das Haupt der höchsten Berge ist wieder kahl, voll Trümmer und Schneeplätze, unheimlich und schwer zu erklimmen. Auch wandelt nicht leicht ein Mensch darüber, denn es ist nicht geheuer und der Bauer scheut vor „des Teufels Mühle."

Nur gegen Norden fängt diese Schlucht an in das breitere Thal auszulaufen, daß man wohl schon die Glocken herüberklingen hört. Da tritt auch der Wald

weiter, fast bis ans Wasser, herab; die Buchen mögen auch wieder im feuchteren Grund wachsen und umschatten einen Rasenplatz, welcher etliche hundert Schritte im Umfang haben mag. Das Bett des Baches ist abgegraben und treibt, rechts hingeleitet, die Räder einer Mühle, welche halb in den Berg hineingebaut ist, so daß man sich hinten leicht zum ersten Stock einschwingen könnte. Aber nur in dem kurzen Mühlgraben geht das Wasser still und tief, dann rauscht es wieder lustig im alten Bach unter dem Dickicht fort.

Links ziehen von allen Seiten glatte Fußpfade vom Berge herab und laufen bei einer Brücke von unbehauenen Tannenstämmen zusammen, die zur Mühle hin über den alten, fast trockenen Wasserlauf führt. Tiefe, übergraste Radspuren zeigen, daß man, wenn auch nur selten und mit Noth und Mühe, doch das Korn zur Mühle fährt, wenn sich schon schwer begreift, wie ein Wagen über Stein und Berg kommen soll, weil eine Krümmung der Schlucht den Blick ins weite Thal verdeckt.

Auch hier war es noch lautlos und still. Das Mühlwerk stand; der Tag konnte kaum angebrochen seyn. Wenn auch die Sonne um die Gipfel spielte und der Tannenduft, der sich des Morgens ergießt, die Lüfte füllte, so blieb es unten noch düster und kalt.

Dennoch war schon ein junger Jägersmann auf den Beinen und suchte sich, gegenüber der Mühle, mit Hilfe der Sträucher auf einen Felsblock zu schwingen, von wo er Alles im Auge haben könnte, ohne selbst gesehen zu werden.

Wer ihn so im Moose liegen sah, verdeckt durch Gestrüpp und Farrenkräuter, wie er spähend die verwegenen braunen Augen von Busch zu Busch rollen ließ und weiter über den gelben Ginster hinaus tief hinein in den Tannenwald hinter der Mühle, der hätte wahrhaftig gemeint, die ganze französische Armee wäre herangekommen und stünde einem Vorposten gegenüber.

Am längsten aber verweilte sein Auge auf der Mühle, bis endlich der helle Schein sich von den Bergen auch auf Dach und Räder niedersenkte und es unten lebendig wurde.

Ein Mädchen trat heraus; der Morgenwind wehte ihr frisch entgegen, daß sie rasch mit der Hand nach der Haube fuhr, die geschmückt mit Flitter und Glasperlen wie ein Krönlein um die Stirne lag und die blonden Haare zusammenhielt. Der kurze gefältelte Rock, schwarz mit handbreitem hochrothem Saum, die weiße Schürze und Fürtuch, die blauen Strümpfe mit weißem Zwickel paßten nicht in die Gegend, die andere Sitte und Trachten hat.

Sie schaute zuerst lange nach der Brücke hin — sie wartete, wandte sich aber dann rasch zu dem klaren Brunnen, welcher gerade vor der Mühle hervorströmt und, durch eine kurze Röhre gefaßt, den hölzernen Trog füllt und die saftigen Butterblumen ringsherum tränkt.

Schnell wusch sich Anna Maria — oder wie man dort sagt: „die Ammrey" — die Augen hell und die Stirne kühl, die weißer war als die Kirschblüthen, die über ihr hingen, und weißer als der Hollunderbluft im Gärtchen. Ein verwittertes Muttergottesbild stand zunächst am Quell; zu dem betete sie, anscheinend unaufmerksam, indem sie immer nach dem Walde schaute, ein Ave und ging dann ruhig auf den Stall zu, wo die Kühe in der leeren Krippe schnoberten. Wie sie so ging, sang sie vor sich hin:

„Der Graf auf'm Schloß
Und der Jäger in der Höh'
Sind schön wie der Maien
Und falsch wie der Schnee!"

„Ei, was Du singst!" rief ihr der Jäger herüber, der sich jetzt ganz sorglos aufrichtete und näher kam. Er riß ein paar Blumen ab und warf sie im Gehen über die Brücke. „Ei, wie singst Du so schön, Ammrey!"

„Ha ja," entgegnete das Mädchen von ferne; „ich dächte wohl schön genug für Specht und Kukuck."

Denn eben rief der Kukuck. Der Jäger horchte scharf hin und eilte fort.

„Guten Morgen!" rief er schon weiter am Bach hinauf.

„Gott behüt'!" antwortete sie so leise, daß er es nicht mehr hören konnte. Aber sie blickte ihm nach, wie er über die Felsblöcke sprang und sich nicht umschaute. Er hätte sonst auch noch einen Mann in der Mühlluke sehen müssen, der rasch zurückfuhr, als er den Weg, den der Jäger einschlug, erkundet hatte. Sie bemerkte den Späher wohl, that aber nicht dergleichen, sondern trillerte weiter:

„Und weiß ich, daß der Mai nicht bleibt,
Ich lieb' ihn halt so sehr;
Und kommt der Schnee und geht der Schnee,
So sing' ich nimmermehr."

(Fortsetzung folgt.)

Eine Nacht auf dem Kirchhof zu Valparaiso.

(Fortsetzung.)

Tief, tief unter mir die von Menschen bewegte lebendige Stadt — Maulthiertrupps, die dicht am Strande zusammengeschaart standen und geduldig des Führers harrten, hin- und hersprengende Reiter, schwerbeladene Wagen, welche die Produkte des inneren Landes zum Markte oder zum Hafenplatz

schafften — daneben das rege Treiben der Bai: die zahlreichen dort liegenden Schiffe mit ihren bunten Flaggen und Wimpeln, die hin- und herschießenden Boote, einsegelnde Fahrzeuge, von denen der vor der Börse stehende Telegraph schon lange die Meldung gebracht — selbst die Möven und blitzschnellen Taucher der Bai, die auf der stillen, spiegelglatten Wasserfläche umherschwammen, die scharfgeschnittenen Köpfe vorsichtig nach allen Richtungen hindrehten und bei dem geringsten Anzeichen von Gefahr rasch in die Tiefe fuhren und nur in den ausschwellenden Wasserkreisen ihre Spur zurückließen — dann darüber der heiter und blau ausgespannte Himmel, der weit im Osten drüben auf den zackigen, schneeglühenden Kuppeln der Cordilleren zu ruhen schien: — das Alles breitete sich in einem reizenden, nie vergessenen Bilde vor dem entzückten Auge aus, und nicht satt schauen konnte sich dieses an all dem Herrlichen, was ihm hier in solcher Fülle geboten wurde. Die Umgegend von Valparaiso hat gewiß, da ihr der Baumwuchs gänzlich fehlt, wenig Anziehendes — von da oben aus vergißt man aber fast diesen Mangel, und während die belebte reizende Bai den Mittelpunkt des schönen Panorama's bildet, ist der Eindruck des großartigen Hintergrundes vom Ozean und den Cordilleren zu gewaltig, um sich der einzelnen Mängel zu erinnern.

Ich weiß nicht, wie lange ich da gestanden haben würde, hätte mich nicht mein Führer darauf aufmerksam gemacht, daß wir eigentlich noch etwas auf dem Kirchhof ansehen müßten, was ich nicht versäumen dürfe — die Kuhle.

Die Kuhle? ich wußte gar nicht, was er mit dem Worte Kuhle eigentlich meinte — Kuhle, Grube, was für eine Grube? ein neu gemachtes Grab?

„Nein, die Kuhle, wohinein die Armen von Valparaiso kommen," lautete die Antwort, und er ging mir voran durch das Sargkastenzimmer wieder durch und rechts einem hochaufgeworfenen Erdhaufen zu. Ich folgte ihm und stand bald darauf am Rande einer wohl 10 Fuß tiefen, 16 bis 18 Fuß langen und auch vielleicht 10 Fuß breiten Grube, die mir beim ersten flüchtig hineingeworfenen Blick leer schien.

„Hier hinein kommen die Armen," sagte mein Freund.

„Also werden die Särge hier wahrscheinlich schichtweise beigesetzt?" fragte ich — „aber da ist's doch nicht recht, daß sie nicht wenigstens ein Dach gegen den Regen darüber machen — das Wasser muß sich ja da unten sammeln."

„Ich weiß nicht einmal, ob sie Särge haben," war die Antwort; „mir ist nur gesagt, daß man sie in den Kasten, die da drinnen stehen, hier herausträgt, und da geht doch auf keinen Fall ein Sarg hinein."

„Nun, ohne Särge wird man sie doch nicht hier in das offene Loch legen," sagte ich ungläubig, „so begraben ja die Wilden nicht einmal ihre Todten. Sehen Sie, das Schwarze da unten, von dem der Sand heruntergerutscht ist, das muß jedenfalls ein Sarg seyn."

„Ein Sarg? schwerlich, es ist rund und unegal — wahrhaftig, das ist eine Leiche! — Da unten liegt auch ein Kinderschuh!"

„Ein Schuh?" erwiederte ich schaudernd, denn der einmal geweckte Verdacht überschaute jetzt schärfer und aufmerksamer die früher nicht beachteten Erhöhungen und Vertiefungen der Grube — der Schuh stand aufrecht auf dem Hacken, der Sand, der von ihm ausging, lag gerade da, nach der Ecke hinauf, höher als anderswo; auch das war eine Leiche.

„Sie bewundern wohl hier die Katakomben, Gentlemen?" näselte in diesem Augenblick ein Amerikaner, der ganz unbemerkt zu uns getreten war. „Ja, sie haben hier in Valparaiso eine ganz freundliche Art, ihre Todten unter, oder eigentlich, genau genommen, nur in die Erde zu bringen, denn unter die Erde kann man das doch nicht gut nennen, wenn Einem nachher noch Arme und Beine herausstehen."

„Also sind das wirklich Leichen, die dort unten ohne Sarg und kaum mit einer Handvoll Erde bedeckt liegen?" fragte ich und konnte mich dabei eines unwillkürlichen Grauens nicht erwehren.

„Treten Sie einmal dort unter den Wind," sagte der Amerikaner lachend, „dann können Sie mir die Antwort ersparen; man braucht kein Indianer zu seyn, um da Menschen zu wittern. Beugen Sie sich übrigens einmal ein wenig vorüber — sehen Sie den Ellenbogen hier in der Ecke? — das ist eine Frau, die sie gestern hinuntergeworfen haben."

„Hinuntergeworfen?" rief ich fast unwillkürlich — „von oben hinunter?"

„Ha ha ha! Fremder, youre green yet," amüsirte sich der Yankee, „hier werden mit den abgetragenen „Seelfutteralen" nicht viel Umstände gemacht. Es ist dies übrigens das beste Mittel gegen das „Lebendigbegrabenwerden" — vor dem ich, beiläufig gesagt, allen Respekt habe —, das wohl je erfunden wurde. Ist man noch nicht todt, so bricht man ziemlich sicher beim „Beisetzen" den Hals, und wäre selbst dieser zäh genug, einen solchen Sprung auszuhalten, und käme man später da unten wieder zur Besinnung, ei, so braucht man nur einfach aufzustehen, sich das bischen Erde abzuschütteln und an der hier lehnenden Leiter hinauszusteigen, — hat man sich nachher den Sand etwas aus den Haaren gekämmt, so sind alle Spuren der Beerdigung verschwunden."

(Fortsetzung folgt.)

Zum Schutz der Auswanderer.

Eine Petition an die Humanität.

(Aus der „Allg. Ztg.")

Hamburg, Anfang Mai's. Unsere Straßen bieten jetzt an manchen Tagen einen eigenthümlichen Anblick dar. Man begegnet nämlich häufig in dem geschäftig durcheinander drängenden Menschengewühl gaffend umherschwärmenden Truppen, deren Aeußeres schon die Fremdlinge verräth, und zwar Fremdlinge, denen Alles neu, Alles staunenerregend vorkommt. Meistentheils sind es schlicht, oft sogar dürftig gekleidete Menschen; und befinden sich Frauenzimmer darunter, so läßt uns ihre Tracht gewöhnlich Töchter süddeutscher Landstriche in ihnen erkennen. Diese Fremdlinge, die zugleich mit den Störchen und Schwalben sich hier einfinden, sind Auswanderer. Beinahe täglich kommt eine Anzahl solcher Heimathmüden bei uns an, und oft treffen Bahnzüge vom Süden ein, die nur mit solchen Wanderern besetzt sind. Nie aber, in keinem frühern Jahre, war deren Zahl so groß wie heuer. Die früheren Hunderte sind zu Tausenden angewachsen und der Andrang immer neuer Nachkömmlinge ist so groß, daß die Zahl der disponibeln Schiffe schon jetzt nicht mehr genügt. Die Rheder, welche sich vorzugsweise mit Beförderung von Auswanderern befassen, werden Bedacht darauf nehmen müssen, von andern Orten Fahrzeuge zu beziehen, um den heranwälzenden Strom der auswandernden Volkswoge bewältigen und in die neue Welt, dies Land so vieler Hoffnungen und so trauriger Täuschungen, rechtzeitig hinüberleiten zu können.

In Folge des spät eingetretenen Winters und dessen langer Dauer ist der Beginn der Auswanderung ins Stocken gerathen. Eine sehr bedeutende Anzahl frühzeitig hier Ankommender war genöthigt, vierzehn Tage und länger unfreiwillige Rast zu halten — eine Verzögerung, welche für die Beförderer mit sehr ansehnlichen Kosten verbunden gewesen ist. Jetzt ist nun zwar dies Hinderniß, das Niemand voraussehen konnte, gehoben, allein es können eben so unvorhergesehene andere Hindernisse sich einstellen, denen noch schwerer zu begegnen seyn dürfte, als der force majeure, welche die Natur, Wind und Wetter den Auswanderern in den Weg schleudern. Ein ungewöhnlich starker Zufluß Auswanderungslustiger wird immerhin einige Verlegenheiten bereiten, wenn auch nur vorübergehende. Fehlt es an Schiffen, so ist dies an sich schon ein arger Uebelstand, denn er läßt sich selbst beim besten Willen nicht sofort heben, und gesetzt auch, es wären von andern Hafenorten Schiffe zu beziehen, so taugt doch nicht jedes Schiff als Transportschiff für Hunderte von Menschen. Deutsche Rheder sind, Gott sey Dank, zu gewissenhaft, um die Zukunft von Menschen, die sich vertrauensvoll an sie wenden, ein paar morschen Planken anzuvertrauen und sie so auf Glück allen Wechselfällen einer stürmischen Ueberfahrt preiszugeben.

In den letzten vierzehn Tagen mögen etwa gegen 3000 Auswanderer von hier aus befördert worden seyn. Dennoch wimmelt die Stadt von neuen Zuzüglern, und es ist höchst wahrscheinlich, daß mit der bessern Jahreszeit ihre Anzahl sich verdoppelt. Bis dahin werden dann wohl auch die Unternehmer für hinreichende Schiffe Sorge getragen haben, was schon der eigene Vortheil erheischt, um den Strom der Auswanderung nicht von hier ab- und nach andern Hafenorten hinzulenken. Thut man doch überhaupt alles Mögliche, um diesen Volksschwärmen, welche entweder die überhandnehmende Nahrungslosigkeit oder die Unzufriedenheit mit den politischen Zuständen oder endlich ein unklarer, aber nicht mehr zu bewältigender Drang nach der transatlantischen Welt mit ihren unerschöpflichen Reichthümern, ihrer jungfräulichen Erde, ihren verheißungsvoll aufblühenden Städten und Länderstrichen aus den Wohnplätzen im alten Vaterland forttreibt, die Beschwerden der weiten Wanderung zu erleichtern. Die Eisenbahndirectionen haben erst neuerdings wieder ihre Fahrpreise für Auswanderer ermäßigt, ja selbst für billiges Nachtquartier, für nahrhafte Kost 2c. durch Contracte gesorgt, die sie behufs der Verpflegung auswandernder Familien mit einzelnen Gastwirthen abgeschlossen haben. So zahlen z. B. Auswanderer, welche über Magdeburg nach Hamburg reisen, nur zwei Drittheile des gewöhnlichen Tarifsatzes, Kinder unter 10 Jahren zahlen je zwei für eine Person, kleine Kinder, die noch fortwährender Wartung bedürfen, sind ganz frei. Müssen solche Auswanderer in Wittenberge übernachten, so ist deren Verpflegung zwei Wirthen anvertraut, deren Localitäten so eingerichtet sind, daß sie zusammen stets 260 Köpfe beherbergen können. Erwachsene haben für eine gute Streu aus reinem Stroh 1 Sgr., Kinder unter 12 Jahren nur 6 Pf. zu entrichten. Diesen gewiß sehr billig zu nennenden Preisen entsprechend sind auch die Preise der zu verabreichenden Lebensmittel angesetzt, die aus Milch, Milchkaffee, Butterbrod und kräftiger Suppe bestehen.

In Hamburg angekommen, finden die Auswanderer ebenfalls alles Nöthige vor, um, bevor sie an Bord gehen, sich noch für die Reise damit zu versehen. Der hiesige „Verein zum Schutz von Auswanderern", wie er sich nennt, wirkt in umfassender Weise, damit Unerfahrene nicht etwa übervortheilt werden können.

(Fortsetzung folgt.)

Redaktion, Druck und Verlag von G. Ritter in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

Nro. 65. Dienstag, 31. Mai **1853.**

Die Teufelsmühle.

(Fortsetzung.)

Der Jäger eilte am Bache hin, der Gegend zu, von wo der Kukuck rief, und dachte nicht an den Lärm, den das nachstürzende Geröll machte; denn das Rauschen des Baches übertäubte denselben mit sammt den festen Schritten. Nur hielt er sich stets an der rechten Seite und ging so nahe als möglich unter dem überhängenden Ufer hin, um vom Walde aus, der immer noch ziemlich weit herunter lief, nicht gesehen zu werden.

Zuletzt hörte jeder Weg auf; er sprang von Fels zu Fels, nahm aber doch einmal den Anlauf zu kurz und hing einige Fuß über dem Wasser nur noch in alten Wurzeln, die im Felsen steckten aus der Zeit, da ihn der Schneegang von der Höhe herabgerissen.

„Ei so soll dich doch!“ murmelte er vor sich hin, da sein Fuß in dem glatten Gestein keinen Halt mehr finden konnte und die morschen Wurzeln unter seinen Händen wichen, daß ihm das kalte Bad gewiß war. „Und Ihr lacht auch noch!“ rief er fast ärgerlich, als ein heiseres Gelächter an sein Ohr schlug.

Aber schon griff ein ungewöhnlich langer Arm von oben herab, faßte ihn am Rockkragen und hob ihn mit einem Ruck empor.

„Jugend hat keine Tugend; es bleibt ewig wahr,“ sagte der Retter mit einer schönen tiefen Stimme, nur daß er jedes Wort herzählte, wie ein einzelnes Geldstück. „Der Herr Otto rennt über Stock und Stein, wie ein Füllen; von der Mühle an mußt' ich es traben hören. Wenn's so laut hergeht, so läuft ja ein Fuchs weg, wenn er nur noch einen Lauf hat. Wie oft soll ich's dem Herrn Otto noch sagen, daß er vorsichtig seyn muß, wenn er an diesem verdammten Mühlbach aufwärts rennt. Abwärts kann er traben gleich einem Pferd; aber aufwärts — nein! Wer oben steht, hört das Kommen so laut und so deutlich, als wären die Steinblöcke lauter Saiten, an denen der Ton hinaufläuft. Nein, nein, Herr von Eyach! wenn der Herr so viel Lärm macht im Wald, so muß er zum wenigsten den grünen Rock ausziehen, oder man singt ihm in acht Tagen: „Nun ruhen seine Beine.“

Dabei sperrte er den weiten Mund auf, zog die ledernen Backen in tausend Falten zurück und ließ das Gesicht zwischen Dummheit und Schlauheit; — doch salutirte er zugleich und griff an die Mütze — denn zu viel wollte er doch auch nicht gesagt haben.

„Meint man doch, man sey unter den Türken und nicht mehr in einem Lande, wo das Gesetz gilt, wenn man Euch hört, Rühs; wo in aller Welt schießt man denn bei Tag auf einen Jäger in des Fürsten Rock!“ antwortete etwas erhitzt der junge Mann, indem er das Blut von der Hand wischte, die aufgeritzt war. „Und Ihr könnt auch nicht fliegen und nicht, ohne daß man's hört, von dort hier herüber kommen.“ Damit deutete er auf die Stelle, wo er abgesprungen war, wohl acht Fuß von der Spalte, in der sie kauerten. „Und da, wo die Blöcke im Winkel zusammenlaufen, ist doch wahrhaftig Alles so glatt und steil, daß man nicht hinüber und herüber kann.“

Der alte Förster schaute verwundert dem Herrn Otto ins Gesicht, hob sich in die Höhe, sah ringsum, ob ihn kein fremdes Auge bemerke, murmelte dann: „Die Hunde von Wilddieben sind doch fort seit dem Lärmen,“ warf die schwere Büchse auf die Schulter zurück und stand mit einem Schwung da, wohin zu kommen der Andere für unmöglich erklärt hatte.

Ohne Geräusch, sicher und fest wie ein Steinbild, schritt er nach dem Ort, wo der Jüngling seinen Anlauf genommen hatte; da setzte auch er ab und schnellte sich neben seinen Gefährten auf dieselbe Stelle, wo er kaum gestanden. Sein Gesicht, das ehern geworden war, lief wieder in seine tausend Falten auseinander und ohne Athem zu suchen, als wäre er seither nur mit einem besondern Gedanken beschäftigt gewesen, fuhr er fort:

„Ja, ärger als bei den Türken! Der Herr Otto

kommt vom Unterland; dort freilich zeigt man das Geweih von einem Zwölfender für's Geld, dort trägt man die Vogelflinte und fängt die Hasen in Schlingen. Dort thut man auch dem Wilddieb nichts; höchstens ein paar Schrote in die Waden. Dort braucht der Jäger auch keine Angst zu haben, denn so umsonst schießt auch der Wilddieb nicht." — Gesetz! schönes Gesetz, das! — Ziehe der Herr Otto den grünen Rock aus, stelle er die Flinte in Kasten, so kann er ruhig durch den Wald ziehen, bei Tag und Nacht, wie in Abrahams Schooß. — Ein ander Gesetz aber ist's mit dem Jäger und mit dem Wilderer. Was Sau ist und was Hirsch ist, was fliegt und im grünen Rock stolziert, das gehört dem Wilderer; was Sau ist und was Hirsch ist, was fliegt und nicht des Fürsten Rock trägt, das gehört dem Jäger. Und wenn Einer kalt wird, dem singen die Kinder nicht am Grabe, dem hält kein Pfarrer die Rede; man scharrt ihn so ein. Und wenn's ein Jäger ist, thut man drei Schuß; ist's ein Wilddieb, den graben die Kameraden ein, und der Pfarrer unten im bayerischen Land liest ihm eine Messe, erhält einen Rehziemer und einen neuen Kerzenstock. Dann fällt für jeden Jäger ein Wilderer und für jeden Wilderer ein Schütz! — Gerade dort," er deutete auf einen überwachsenen Fleck am Ufer — „gerade dort unter dem Ginster liegt auch noch Einer, den Niemand findet, als unser Herrgott am jüngsten Gericht!"

Unwillkürlich griff der Jüngling nach seiner Vogelflinte.

„Er thut nichts Böses mehr und nichts Gutes," fuhr der Förster fort — „nichts Böses und nichts Gutes." wiederholte er ernst. „Man rief ihm „Maurerkarle" und er war Einer von den Schlimmsten; und doch wollte ich, ich hätte ihn nicht geschossen. Er bittelte und bettelte so um Gottswillen und fiel ins Knie, daß ich schon wollte absetzen — puff! puff! knallt's da von der andern Seite nach mir und die Rehposten prazzeln um mich her; da hat's mich angefaßt, so bitterbös, und der Kerl mußte mir kalt seyn. — Es ist wohl zwanzig Jahre her und doch konnt' ich oft und viel darüber keinen Schlaf finden. Er hat mir so gräßlich gedroht, daß er mir noch erscheinen wolle vor dem seligen End', wenn ich schösse. Und es ist nicht sauber. Ja, Herr Otto! in die Kirche komm' ich gerade nicht viel; aber man lernt es im Wald — wen der Herrgott soll schützen, deß Hand muß rein seyn von ungerechtem Blut. Eins um's Andere: der Otter frißt den Fisch und den Otter schießt der Schütz und den Schütz holt der Tod. Wie oft denk' ich nicht in meinem Sinn: du willst Keinen weiter kalt machen, Förster! aber wenn sie so die Geis in der Milch und die Vögel in der Heckzeit wegschießen, so thut mir's im Herz weh, und wenn so ein Kerl vor mir steht, so muß ich Blut sehen! — Doch er liegt wohl — ich habe in des Fürsten Namen geschossen!" machte sich der Förster die Last leicht und sah seinen Begleiter um Zustimmung an; allein dieser antwortete nur kurz: „Meine Hände sind rein."

Das war dem Alten nicht recht; es wurde still; er klopfte am Büchsenschloß, schnallte den Leibriemen fester und sah vor sich hin.

„Schwatzen wir da wie die alten Weiber Langes und Breites," fing er endlich wieder an, „und vergessen ganz, daß der Eber im Grenzthal abgespürt werden muß, und doch scheint die Sonne schon im Wasserspiegel. Wir müssen aber zuvor auf die Glashütte; da wird's schon vier, fünf Uhr, ehe wir nur an's Abspüren kommen. — Doch, daß ich es nicht vergesse, was hat denn der Herr Otto bei der Mühle gesehen?" fragte er endlich — „ist der Herr hübsch vorsichtig gewesen und hübsch umsichtig, wie's der vollkommene Jäger lernen soll?"

„Ich ging durch den schwarzen Winkel und sah nach den Tauben," antwortete der junge Jägersmann; „dann schlich ich durch den alten Schlag auf den großen Stein bei der Mühle. Es war noch Alles leer und still; die Räder standen und kein Mensch ließ sich blicken."

Otto wandte sich um, als horchte er auf etwas, um den spähenden Blicken des Försters zu entgehen; auf die Frage aber: „Und hinter der Mühle?" antwortete er leichthin, indem er sich zum Gehen anschickte: „Ueberall ganzer Thau, den kein Vogel gestreift hat."

„Ja," rief der Alte, „man findet nie etwas, als könnte das bayerische Pack so gerade durch die Luft fliegen!" — Er hielt inne und griff mit der Hand an den Kappenschild empor: „Weiß wohl, der Herr Vater stammen auch aus Bayern und der Herr Otto auch, allen Respekt! — Aber, wie gesagt, die Teufelsmühle ist mir ein Dorn im Auge, so lange ich lebe. Seit hundert Jahren hat dieselbe Sippschaft das Haus, und Jeder ist ein ärgerer Wilddieb gewesen, als sein Vater. Der Jetzige treibt's an die dreißig Jahr, und es ist, als hätte er mit dem Teufel einen Pakt, denn nie wird er geschossen, obgleich er schwört und flucht im Haus, daß es gewiß schon lange verbrannt wäre, thäte die Ammrey nicht eben so viel beten, als er donnerwettert. Und immer ist dort das Hauptquartier von den Wolfsthälern, von diesen bayerischen, von diesen Hauptwilddieben, und seit sie wissen, daß ich ihnen den Weg abspüre und nachzähle, wie viel in der Mühle sind, waten sie von oben herab lieber im Wasser, nur damit sich die Spur verwischt. Aber warte, der Förster ist doch auch noch da!"

(Fortsetzung folgt.)

Eine Nacht auf dem Kirchhof zu Valparaiso.

(Fortsetzung.)

Ich war keineswegs in einer Stimmung, auf die Scherze des Yankee's einzugehen, und ich entgegnete ihm daher:

„Aber hinunter geworfen werden die Leichen doch nicht — die Leiter ist doch jedenfalls da, sie hinunter zu tragen?"

„Wenn Ihnen das so unglaublich scheint," entgegnete der Amerikaner, „so seyen Sie so gut und sehen Sie einmal jene Ecke dort an — dort, wo die verschiedenen Fetzen von alten Kleidern hängen — denken Sie denn, daß mit einem armen Teufel, mit dem nur eben Leute genug gehen, ihn herauszuschleppen, große Umstände gemacht und etwa gar noch Leute herbeigeholt werden, ihn sanft und bequem hinunter zu legen? Gott bewahre, die Träger kommen in einem halben Trott, und immer dabei ihr „Santa Maria" brummend, an die Grube hier — die Leiche liegt offen, gewöhnlich in ihrer Alltagstracht, manchmal, wenn die Verwandten es daran wenden können, in ein schwarzes Tuch eingeschlagen, in einem ebenfalls offenen Kasten, wovon Sie ein paar da drinnen sehen können, und am Rande dieses freundlichen Plätzchens sendet ein plötzlicher Ruck und Wurf den Cadaver zum Ort seiner Bestimmung nieder. Nachher steigt Einer von ihnen hinunter, die Leiche gerade zu ziehen — nicht etwa der Leiche wegen, sondern nur, damit sie nicht mehr Platz wegnimmt, als unumgänglich nöthig ist. Von oben hinunter werden dann ein paar Schaufeln voll Erde geworfen, aber wieder nicht der Leiche, sondern des Geruches wegen — und das Begräbniß ist beendet. Sind ihrer Mehrere dabei, so fassen sie den Körper wohl bei Armen und Beinen an und reichen ihn sich hinunter — sonst aber nicht. Doch, Gentlemen," unterbrach er sich plötzlich, „der Aufenthalt hier ist nichts weniger als angenehm — der Wind kommt bald von der, bald von jener Seite." Mit diesen Worten wandte er sich ab und schlenderte pfeifend an dem Gebeinkäfig vorüber, dem Ausgang zu.

„Nun wollen wir auch noch den protestantischen Kirchhof besuchen," sagte mein Freund; „er liegt hier gerade gegenüber. Zwar ist er sehr einfach, denn von einer hohen Mauer rings umgeben, fehlt ihm die schöne Aussicht, fehlen ihm die prachtvollen Monumente; ihm fehlt aber auch, Gott sey Dank, dafür eine solche Leichenkuhle!"

Fast willenlos folgte ich ihm, denn ich muß aufrichtig gestehen, das Widerliche des eben gesehenen Grabes hatte, vielleicht auch weil es so ganz unerwartet gekommen, einen solchen Eindruck auf mich gemacht, daß ich ihn nicht so schnell wieder abzuschütteln vermochte.

Wir schritten langsam zwischen den Gräbern hin, dem kleinen Gärtchen wieder zu; aber ich hatte keine Augen mehr, weder für die Denksteine, noch die Blumen auf den Hügeln — immer und immer wieder kehrte mein Blick nach jenem Erdhaufen zurück. Ich war ordentlich froh, als wir den Platz verlassen hatten.

Besonders viele Matrosen schienen auf dem protestantischen Kirchhofe, den verschiedenen Inschriften nach, beigesetzt zu seyn. Auf den einfach hölzernen Kreuzen drückten ein paar Verse die Trauer der Kameraden aus. Ich fand sogar hie und da einen gewissen seemännischen Humor, der sich bis auf das Grab hinaus erstreckt hatte.

So lautete die Grabschrift eines Isaak Tickell von Ihrer britischen Majestät Schiff „Präsident":

„Shipmates, all my cruise is up,
My body's moor'd at rest,
My soul is — where? aloft of course,
Rejoicing whit the blest."

(Kameraden, meine Fahrt ist aus,
Mein Körper liegt ruhig vor Anker,
Meine Seele ist — wo? — nun nach oben
Und jubelt mit den Seligen.)

Eine andere:

„The commodore short warning gave
For me, to anchor ship,
My moorings hard and fast are laid
Till signal's made to trip."

(Der Commodore gab kurze Ordre,
Mein Schiff vor Anker zu legen,
So lieg' ich denn hier hart und fest,
Bis das Signal zum Lichten wird gegeben.)

Wir fanden noch mehr ähnliche Inschriften und verließen endlich den Kirchhof, wieder in die Stadt hinunter zu steigen. Mir kam aber die Grube nicht aus dem Gedächtniß — nicht vergessen konnt' ich die Leichen, die dort oben, wild und bunt durch- und übereinander geworfen, kaum mit einer Handvoll Erde bedeckt, lagen; und am nächsten Morgen wanderte ich doch wieder hinauf, den Gottesacker zu besuchen. Selbst der Schauder, den ich empfand, hatte eine Art schwer zu beschreibenden Reizes für mich; so eiskalt es mir jedesmal über's Herz lief, wenn ich später die Nähe der schrecklichen Kuhle betrat, so konnte ich doch den Ort nicht meiden. So muß, jenem naturhistorischen Mährchen nach, dem Vogel zu Muthe seyn, der von den fest auf ihn gerichteten Blicken der Schlange, wie betäubt, den Ort der Gefahr meiden will, und statt ihn zu fliehen, nur näher und näher dahin gezogen wird.

(Fortsetzung folgt.)

Zum Schutz der Auswanderer.

(Fortsetzung.)

Wie oft früher die Auswanderer von Menschen verlockt wurden, denen es nur um ihren eigenen Vortheil zu thun war und deßhalb die unkundigen Leute einfach wie Waaren behandelten — wie oft derartige Verlockungen unter scheinbar glänzenden Versprechungen vorgekommen sind, das beweisen die Leiden jener Unglücklichen, die man, wie ausführliche Erzählungen erst neuerdings berichteten, auf der Westküste Südamerika's geradezu als weiße Sklaven verkauft hat. Solchen Mißbräuchen, solcher Seelenverkäuferei ist gegenwärtig vorgebeugt, so daß sie sich nicht wiederholen können, wenn nicht der Leichtsinn der Auswanderer selbst ihnen etwa Vorschub leistet. Privatgesellschaften und Staatsbehörden haben zum Schutz der Auswanderer mit jener Humanität gesorgt, die eine Eroberung der europäischen Civilisation, zum Theil wohl auch der Ueberwachungstheorie ist, die man im Staatsleben für nöthig erachtet, um die Gesellschaft im Ganzen und Großen, und dadurch mittelbar den Staat selbst vor Schaden jeglicher Art zu schützen.

Man kennt die Klagen, welche, freilich in der Regel zu spät, über manche englische Auswandererschiffe erhoben worden sind. Theils waren solche Schiffe nicht mehr im besten Stand, nicht mehr vollkommen seehaltig, theils war die innere Einrichtung derselben äußerst mangelhaft, oder man stopfte sie, eben weil keine Behörde sich um das Loos armer Auswanderer kümmerte, dergestalt mit Menschen voll, daß es den im dumpfigen Schiffsraum Eingepferchten an freier Bewegung gebrach, und der Aufenthalt im Bauche eines solchen, vom Sturm über den Ozean gepeitschten Auswandererschiffes wenig von dem auf einem Sklavenschiff verschieden gewesen seyn mag; denn auch von der Behandlung der unglücklichen Menschenfracht während der Ueberfahrt ward nicht immer Löbliches berichtet.

In deutschen Häfen hat kein Auswanderer Derartiges zu befürchten. Die Auswandererschiffe deutscher Rheder sind stark gebaut, geräumig und ihrer Bestimmung gemäß eingerichtet. Man überladet sie weder mit Gütern noch Menschen, sondern gestattet nur so Vielen Zutritt, als deren bequem Platz haben. Man sorgt ferner für das unerläßliche Einströmen frischer Luft in die inneren, versteckteren Räume, obwohl in dieser Beziehung selbst der beste Wille nicht immer vermögend ist, allen billigen Wünschen nachzukommen. Am übelsten sind, wenn die Witterung während der Ueberfahrt ein längeres Zuhalten der Luken nöthig macht, die Zwischendeck-Passagiere daran. In solchen Fällen können, ohne die geringste Schuld Derer, welche die Ueberfahrt Auswandernder leiten, Uebelstände peinlichster Art eintreten, und gerade die hier denkbaren Möglichkeiten mit allen ihren nicht zu berechnenden nachtheiligen Folgen veranlassen uns, Etwas zur Sprache zu bringen, das bis jetzt der Aufmerksamkeit der Behörden, wie jener Privatgesellschaften, deren Zweck es ist, Auswanderern Schutz angedeihen zu lassen, größtentheils entgangen zu seyn scheint. Wir gedenken dieser Angelegenheit gerade jetzt, weil der tägliche Anblick so vieler Hunderte, die oft ohne die geringste Ahnung der ihnen drohenden Gefahren, der ihnen bevorstehenden möglichen Leiden hoffnungsfroh das hölzerne Gebäude betreten, dessen Inneres für sie zum Lazareth, zum Ort langer Qual, endlich wohl gar zum Sterbelager werden kann, uns laut und wiederholt daran mahnt.

Bei dem Ueberhandnehmen der Auswanderungslust ist anzunehmen, daß nicht lauter Unbemittelte jenseits des atlantischen Ozeans ein ihren Wünschen mehr entsprechendes Vaterland suchen. Es verlassen gegenwärtig, wie schon die sich mehrende Zahl der Cajütenpassagiere auf Auswandererschiffen beweist, auch viele Bemittelte die alte Heimath. Es kann daher nicht nur vorkommen, sondern es kommt wirklich vor, daß unter diesen Bemittelten, die alsdann gewöhnlich den gebildeteren Klassen angehören, auch ein A r z t sich befindet. Tritt dieser Zufall ein, so hat die Auswanderergesellschaft das beneidenswerthe Glück, im Fall der Noth einen wissenschaftlich gebildeten Arzt um Rath fragen zu können. Für g e w ö h n l i c h darf man aber annehmen, daß Aerzte auf Auswandererschiffen nicht vorhanden sind, wenigstens können wir uns nicht erinnern, irgendwo etwas gelesen zu haben, daß für Aerzte gesorgt, überhaupt daß in jeder Hinsicht Maßregeln ergriffen worden seyen, welche die l e i b l i c h e Wohlfahrt der Auswanderer zu überwachen oder sich über deren Gesundheitszustand v o r der Einschiffung zu erkundigen und für Erhaltung desselben während der bisweilen Monate dauernden Seereise zu sorgen hätten. Und doch sollte man glauben, die Sorge für dieses edelste Gut des Menschen sey ungleich wichtiger, als die peinliche Untersuchung und Ueberwachung der Legitimationspapiere, die freilich in dem größten Theile der alten Welt, wie nun die Sachen einmal liegen, einen ehrlichen Mann erst wirklich auch vor den Augen der Behörden ehrlich machen. Wir glauben nichts Ueberflüssiges zu thun, wenn wir auf diese Lücke in der Beschützung deutscher Auswanderer hinweisen.

(Fortsetzung folgt.)

Redaktion, Druck und Verlag von G. Ritter in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

Nro. 66. Freitag, 3. Juni 1853.

Die Teufelsmühle.

(Fortsetzung.)

Der alte Förster wanderte dem Jüngling rüstig voraus, vorsichtig wie ein Fuchs, lauschend und schauend, während er ihm alle Schliche der Wilddiebe erzählte und allerlei gute Lehren dagegen an die Hand gab, die sichtlich nicht auf schlechten Boden fielen, denn je eifriger er schwatzte, um so eifriger hörte dieser zu.

Mitten in einem Satze aber blieb der Alte stehen und betrachtete aufmerksam einen großen rothen Sandsteinblock, der einsam und vom Wasser abgeschliffen zwischen den Graniten lag.

„Ob der Teufel nicht dumm ist, Herr Otto," wandte er sich endlich zu seinem Begleiter zurück, welcher nicht wußte, was den Alten aufhielt, sich schußfertig machte und hinter den Felsen duckte.

„Nicht jetzt!" grinste der Alte — „aber bleibe der Herr Otto nur, wie er ist; ich will's ihn schon lehren, daß er von den ersten Jägern werden soll."

Damit stellte er sich selbst so, daß er vom Berge aus nicht gesehen werden konnte, und begann mit großer Langsamkeit:

„Sieht der Herr Otto die Streifen im rothen Stein? — Ist der Teufel nicht dumm? Das nenn' ich mir eine Spur, eine Kapitalspur; die dummen Teufel wissen noch nicht, daß man die Schuhnägel im Sandstein sieht, und treten so fest auf, als wär's Granit. Der Herr Otto wird bald so ein paar Wilddiebe sehen, denn dieser da ist aufwärts gerannt. 'S hat ihm pressirt, denn er ist ausgerutscht. — Dort hinten, wo die Schlucht schließt, rückt der Tannenwald wieder an's Wasser; da kommen sie herunter und gehen im Bach zur Mühle und wieder zurück. — Und die Spur ist noch frisch; wär' schon ein Thau darüber, so wären die Streifen nicht so weiß. — Jetzt gilt's, Herr Otto; jetzt muß ich den Obermann machen."

Vorsichtig ging er vorwärts und freudig folgte der Jüngling, mitten im Bach durch die steilen Ufer gedeckt.

„Der Herr Otto muß beim Waten seinen Fuß aus dem Wasser ziehen, gerade bis an die Sohle, aber nicht höher, sonst plätschert's," raunte ihm der Förster zu, und fort ging's nun, bis der hohe Tannenwald wieder ganz nahe am Wasser begann.

Das steht wie ein Dom, so hundertjährige Tannen und wohl sechzig Fuß hoch, bis nur die Krone anfängt, und auf dem Boden ist's sauber und glatt wie in der Kirche. Kein Strauch hindert den Fuß, weiches Moos deckt den Boden, nur die Stechpalme gesellt sich hie und da zu den stolzen Bäumen. Purpurne Lichter funkeln um die Stämme; es wird gar geheim in der würzigen stillen Mittagswärme; auch die Wipfel rauschen nicht mehr.

Der Alte trat hier aus dem Wasser, schlüpfte hinter einen Felsen mitten in die Farrenkräuter, bedeutete Otto, dasselbe zu thun, und als er ringsum gespäht hatte, setzte er sich, legte die Flinte über die Kniee und langte ein großes Stück Speck und Kartoffelbrod aus der Tasche. Das Bestheil schnitt er für seinen Begleiter ab, der die rauhe Kost nicht verschmähte.

„Der Herr Otto legt das Gewehr zu weit von sich weg," murmelte Rühs kauend; „der vollkommene Jäger thut das nie; und der Herr Vater hat es mir so auf die Seele gebunden, daß ich den jungen Herrn in aller Kunst soll unterrichten. Aber auch der Herr Vater war immer zu heißblütig; — freilich, es sind jetzt an die vierzig Jahr, daß der jung war, und drunten auf dem Schloß an der Elbe gibt's wohl nicht mehr viel, was ihm das Blut heiß macht."

Otto lachte hell auf, aber die breite, knöcherne Hand des Jägers deckte ihm rasch den Mund. „Sst! Sst!" machte er dabei, und er hatte Recht: ein heller Rehruf klang von dem Berge her, welcher jenseits des Baches und ihres Lagers emporstieg.

Der Alte kaute ruhig zu Ende, warf sich auf die Erde und kroch dann an die Ecke des Felsens vor, hinter welchem sie saßen. Die Erfahrung leitete sein Auge alsbald nach einem frischgrünen Wiesfleck. Die Glocken des rothen Fingerhuts glühten und schimmerten herüber aus dem Kraut, das mannshoch aufgesproßt war und ein treffliches Versteck für den Bauer abgab, welcher dazwischen stand und von welchem Otto, der dem Alten nachrutschte, nur den linken Arm sehen konnte, in einer Entfernung, wie weit gerade noch eine gute Büchse trägt.

„Hm, hm!" murmelte der Förster, indem er den Hahn leise aufzog -- „seit wann braucht man denn die linke Hand, um den Rehstutzen zu führen?" — Herr Otto, es ist nicht gut, wenn man nur so ein kleines Stück, wie einen Arm mit der Büchse nimmt; man muß immer das Mittel nehmen, sonst ist's gefehlt. Es ist nicht wie mit den Schroten; die Kugel macht nur Ein Loch oder kein Loch."

Da kam der Rücken des Wilderers zum Vorschein; der graue Kittel gab ein gutes Ziel, und ehe Otto es, wie er versuchte, hindern konnte, knallte die Büchse — ein langer Bursche that einen Schrei, machte einen hohen Sprung im Kraut und fiel.

„Was ist's?" wandte sich der Alte um, welcher glaubte, der Jüngling habe ihm wegen einer näheren Gefahr an's Gewehr gegriffen. „Es hat ihn schon!"

Oben aus dem Wald sprangen vier Gesellen, faßten den Gefallenen und schleppten ihn eilig fort.

Schuß und geflossenes Blut hatten Otto umgewandelt. Er, der soeben den Förster am Schießen hindern wollte, fuhr jetzt selbst glühend empor und knallte nach dem Haufen, der dem Walde zudrängte. Natürlich zerstäubten die Schrotkörner der leichten Flinte auf der halben Zielweite. Der Alte lachte.

„Es ist nichts mit so leichten Dingern! Von morgen ab muß der Herr Otto immer die Büchse tragen, und dann immer nur mitten auf den Leib gehalten!"

„Aber was thun wir jetzt?" fragte Otto, indem er das Beispiel des Alten befolgte und sein Gewehr frisch lud.

„Nichts — wir lassen sie ihn forttragen," antwortete Rühs, legte die Büchse wieder in den Schooß und fuhr still in seinem vorhin unterbrochenen Mahl fort, bis er damit zu Ende war und sich dann erhob. „Der Herr Otto hat ein zu unruhiges Blut," sagte er zu dem Jüngling, dessen Pulse hörbar klopften, „zu heiß für diese Gegend. — Ich will jetzt noch sehen, wohin ich den Kerl geschossen habe. Aber der Herr Otto bleibt da; müßt' mich doch zu Tod schämen, wenn ihm etwas geschähe. — Nein, nein!" fuhr er fort, als der Jüngling doch Miene machte, zu folgen — „es geht nicht und darf nicht seyn — ich könnte ja nicht mehr vor den Herrn Vater treten, wenn ich seinen Augapfel unnütz in Gefahr brächte. Der Herr Otto bleibt hier, wo er ist, und hält die Augen offen; 's wird nöthig seyn."

Der Jüngling blieb stehen, an die Ecke des Felsens gelehnt, und sah dem Alten nach, der mit ein paar Sätzen über dem Bach war und bald oben mitten unter den glühendrothen Blüthen emsig und lange suchte. Dann überließ er sich seinen Gedanken und kämpfte halb zwischen Schlaf und Träumen, als es plötzlich schleichend um die Ecke bog, woran er lehnte, und ein junger Bauer, Gewehr im Arm, vor ihm stand.

Jedem von Beiden kam der Andere unerwartet; ihre Augen wurzelten in einander. Aber schon hatte Otto den Bauer um den Leib gefaßt, denn das Gewehr zu brauchen war keine Zeit; schon wälzten sie sich am Boden zwischen Tannen und Moos, Jeder bemüht, das Messer zu ziehen, kräftig und gelenk wie zwei kämpfende Schlangen. Der Wilderer war stärker und preßte Otto so fest an sich, daß ihm das Blut wild zum Gehirn strömte, als sollte es zerspringen; doch ersah sich der Jüngling eines Vortheils und stieß endlich dem Bauer den Kopf an eine hervorragende starke Wurzel, daß dieser betäubt nachließ und Otto das Messer lösen konnte.

Keiner von Beiden hatte ein Wort gesprochen; trotzig und mit giftigem aber festem Blick wollte der Bursche den Stoß empfangen, als eine eiserne Hand Otto's Arm von hinten so fest umklammerte, daß er weder den Wilderer erstechen, noch dem Andern, wie er versuchte, das Messer in den Leib rennen konnte.

„Um Gotteswillen! — Der Herr Otto kämpft mit dem Teufel selbst! Es ist ja der Maurerkarle, der unter dem Ginster liegt!" schrie der Förster, Otto immer krampfhaft haltend.

Der Augenblick war aber nicht, um den jungen Edelmann mit dem Teufel zu schrecken. „Laßt mich, er hat Fleisch und Blut!" schrie er ergrimmt auf, ohne seine Beute aus den Augen zu lassen. Doch schien er sich plötzlich eines Andern zu besinnen, denn er zog das Knie, welches er dem Bauer auf die Brust gesetzt, zurück und sprang rasch empor. „Du kannst gehen!" sagte er zu dem verblüfften Burschen.

(Fortsetzung folgt.)

Eine Nacht auf dem Kirchhof zu Valparaiso.

(Fortsetzung.)

Am folgenden Tage war ich Morgens, unterhalb des Leuchtthurms, am Seegestade, um nach ankommenden Schiffen auszuschauen, und Massen von Blumen wucherten dort, wohinauf die Brandung mit ihren

peitschenden Salzarmen nicht langen konnte, zwischen den Steinen und Klippen, Sternblümchen besonders viel, und eine andere Art, die genau wie unsere Maiblumen dufteten, und rothe glockenartige Blüthen. Von diesen allen pflückte ich einen großen mächtigen Strauß — das ganze Taschentuch hatt' ich voll, trug sie geraden Weges auf den Kirchhof hinauf und streute sie dort über die armen Verlassenen — Vergessenen — in die Grube.

Ich bekam jetzt eine ordentliche Sehnsucht darnach, ein Begräbniß mit anzusehen; so oft ich das Grab besuchte, war fast stets ein neuer Gast eingekehrt — ich wollte auch einmal bei der Einführung seyn. Dies Verlangen wurde noch gesteigert, als ich erfuhr, daß man in Valparaiso die Todten alle um Mitternacht begrabe. Mit dem Glockenschlag zwölf verlassen die Träger mit der Leiche das Haus oder Schiff und ziehen mit Laternen, deren Anzahl sich natürlich nach dem Reichthum des Verstorbenen richtet, dem Kirchhof zu; mir wurde auch gesagt, ich brauche mich nur eine einzige Nacht gerade vor zwölf Uhr vor dem Gottesacker einzufinden, und ich würde nicht vergeblich warten, denn es verginge selten eine Nacht, in der nicht wenigstens e i n e Leiche begraben würde.

In der ersten Nacht fand ich es aber doch nicht so und saß fast bis um ein Uhr an dem steilen Hügel, dicht unter der Mauer, und harrte umsonst — es kam keine Leiche. In der zweiten Nacht war ich glücklicher: gleich nach drei Viertel auf zwölf Uhr saß ich schon auf meinem Posten und der Mond schien hell und klar auf die mir gegenüberliegende zerrissene Schlucht, deren einen Abhang der Gottesacker deckt, und auf die an der andern Seite darüber hingestreuten kleinen Gebäude nieder. Da pfiffen in der Stadt die Wächter und schrieen Stunde und Wetter ab, und von einem der Schiffe in der dunkeln Bai löste sich fast in demselben Moment ein Boot ab, und sechs kleine, aber scharf abgezeichnete Lichter blitzten auf der fast schwarzen Fläche und glitten rasch dem Ufer zu. Kaum konnten sie dies berührt haben, als auch die Lichter schon in der Stadt sichtbar wurden und sich jetzt die schmale düstere Straße heraufzogen, die vom Strande ab gleich nach dem Gottesacker hinaufführt und auch die Kirchhofsgasse genannt wird.

Deutlich konnte ich ihnen folgen, als sie in die verschiedenen Biegungen des Schlangen- und Zickzackpfades einlenkten; nicht viel später waren sie oben bei mir und ich konnte jetzt den schmalen Sarg erkennen, den Vier und Vier abwechselnd, an zwei Riemen hängend, seiner letzten Ruhestätte zutrugen.

Die Thür des protestantischen Kirchhofs war aber noch verschlossen und ein Midshipman, der die Leiche begleitete, klopfte erst leise, dann immer stärker an dieselbe. Das Getöse schallte unheimlich durch die stille Nacht, doch trieb es den schläfrigen Todtengräber von seinem Lager auf; er öffnete die Pforte und die Matrosen betraten den Kirchhof, durch welchen hin sie langsam zur Kapelle schritten, dort ein kurzes Gebet über die Leiche sprachen und dann den Kameraden in sein stilles, schon für ihn bereitetes Kämmerlein ernst und ruhig beisetzten.

Meine Aufmerksamkeit wurde aber hiervon bald abgelenkt, denn von unten herauf vernahm ich ein dumpfes, wunderliches Geräusch, und als ich an den Rand des Hügels vor dem Kirchhof trat, sah ich einen langen Zug blitzender Laternen, wohl über hundert Stück, und eine Masse sich rasch den Berg heraufbewegender Männer, die unter einem ununterbrochenen monotonen Gemurmel näher kamen — ich konnte übrigens nur die Worte „Santa Maria" und „José" verstehen. Die Leute hatten schon fast den Athem verloren, als sie die Kuppe des Berges erreichten, und das Gemurmel, wenn es ein Gebet seyn sollte, wurde zum unverständlichen Stöhnen.

Drei Särge folgten sich mitten in diesem Menschenschwarm und einem wahren Lichtstrom dicht hintereinander; später fand ich aber, daß alle diese Lichter nur e i n e m und zwar dem zweiten Sarge galten — die beiden andern waren nur Sargkasten und hatten sich zu diesem feierlichen Geleit gewissermaßen eingeschwärzt.

Die Träger schienen indeß ihre Last ungemein gern loswerden zu wollen, und nicht zu verdenken war's ihnen, denn der Berg ist steil; den ersten und dritten Sarg warfen sie auch mehr von den Schultern, als daß sie sie, nachdem sie endlich die Kirchhofsthür erreicht, sanft niedersetzten.

Ein Mönch in weißer Kutte trat hier vor die Thür und sprach einen kurzen Segen über die Leichen, wonach sie denn der geweihten Erde zugelassen werden konnten.

Einer der gewöhnlichsten und ordinärsten Sargkasten war, jedenfalls seiner kürzeren Entfernung vom Hause wegen, im Zug der erste gewesen; aber dieser mußte jetzt, auf einen strengen Wink des Todtengräbers, der recht gut wußte, was sich hier oben unter den Todten schickte, warten, bis der b e s s e r e Sarg voran über die Schwelle getragen worden. Dieser letztere enthielt den Leichnam eines hochgestellten Mannes und kam gleich in die Kapelle, wo er so lange ausgesetzt blieb, bis am andern Morgen das Hochamt für ihn gehalten werden konnte. Die Bekannten und Freunde dieses Mannes kehrten auch, nachdem der Sarg dem Priester überliefert worden, wieder um; die Laternenträger aber begleiteten auch die beiden andern Leichen zu dem Ort ihrer Bestimmung — der K u h l e.

(Schluß folgt.)

Zum Schutz der Auswanderer.

(Fortsetzung.)

Gewissenhafte Beförderer von Auswanderern — und wir nehmen stillschweigend jeden als gewissenhaft an — sorgen stets dafür, daß die Capitäne von Auswandererschiffen mit einer Anzahl Medicamente versehen sind. Sie führen eine kleine Apotheke, sogenannten Medicinkasten, mit sich, sind mit Gebrauchsanweisungen für die ihnen zu Gebote stehenden Mittel versehen, und vereinigen solchergestalt die Gewalt eines Höchstcommandirenden und eines Arztes in einer Person. Jeder einigermaßen mit Krankheitsfällen Vertraute wird aber zugeben, daß ein Laie, mag er auch peinlich gewissenhaft und vorsichtig seyn, dennoch als Arzt eine mehr als bedenkliche Rolle spielen muß, wenn die Noth ihn zwingt, nach allgemein gegebenen Vorschriften über Medicamente zu verfügen, deren Wirkung ihm zwar aus eigener Erfahrung bekannt ist, deren Anwendung aber je nach der Entstehungsursache einer Krankheit, nach der Natur des Kranken, nach den Verhältnissen, unter denen eine Krankheit eintritt u. s. w., sehr verschieden, jetzt vielleicht nur bedingt, ein andermal unter keiner Bedingung gestattet seyn wird. Ein als Arzt auftretender Capitän dürfte daher, mag er auch der gewissenhafteste Mensch von der Welt, ja die Liebe und Humanität selbst seyn, nicht nur nicht nützen, sondern sehr häufig, ohne es zu wollen oder zu ahnen, sogar schaden.

Auf größeren Auswandererschiffen befinden sich, die Schiffsmannschaft nicht mitgerechnet, gewöhnlich 300 Personen, oft auch noch mehr. Von diesen werden mindestens 250 Köpfe im Zwischendeck wohnen, also in jenem Schiffsraume, der auch ohne menschliche Bevölkerung stets eine Atmosphäre hat, die an verschlossene Luft erinnert. Diese große Anzahl von Personen beiderlei Geschlechts und von den verschiedensten Altersstufen ist gewöhnlich aus Angehörigen verschiedener Stämme zusammengewürfelt, was nicht außer Acht gelassen werden darf und bei längerem Zusammenseyn sicherlich auf das Befinden Aller einigen Einfluß hat. Gesetzt aber auch, das Zwischendeck eines Schiffs beherbergte nur Landsleute eines Stammes, sogar einer Gemeinde, so werden doch auch diese, je nach Temperament, nach Constitution, nach Alter und Geschlecht, von den verschiedenen Einwirkungen einer Seereise in sehr verschiedener Weise mehr oder minder zu leiden haben und nicht nur einmal, sondern zehnmal und mehr der besonnenen Hilfe eines prüfenden, wissenschaftlich gebildeten Arztes bedürftig seyn.

Unter 1000 Auswanderern kennen gewiß 950 das Meer nicht, die wenigsten haben auch nur annäherungsweise eine Vorstellung von dem Leben auf der See, von den Vorkommnissen bei hohem Seegang, von der Einrichtung eines Seeschiffes 2c. Aufregungen und Gemüthserschütterungen mancherlei Art können bei einem Abschied von Freunden und Verwandten für immer, bei einem gänzlichen Losreißen von der heimischen Scholle und von zahllosen kleinen Gewohnheiten des bisherigen Lebens, ebenfalls nicht ausbleiben. Die Veräußerung ihres vielleicht ererbten Eigenthums, die Vorbereitungen auf die weite Reise in den fernen unbekannten Welttheil, die Reise zu Land selbst mit den vielen kleinen Mühen und Plackereien, endlich die Ankunft im großen Hafenorte, wo die Laute der Muttersprache zum letzten Male, wenn auch schon in etwas fremd klingenden Tönen, an das Ohr des Auswanderers schlagen — dies Alles zusammengenommen bringt in erregbaren Naturen eine Gemüths- und Nervenstimmung hervor, die, wenn auch nicht Krankheit an sich genannt werden kann, doch unbedingt vielfache Krankheitskeime in sich birgt. Diese Krankheitskeime müssen sich nicht nothwendig während der Ueberfahrt entwickeln, aber sie können es, und daß sie gewöhnlich die erste Veranlassung zu Krankheiten werden, ist sogar gewiß. Erkrankungen solcher Art, die einige Verwandtschaft mit dem Heimweh haben, sind schon auf festem Lande schwer zu behandeln, sie bedürfen mithin auf offenem Meere noch ungleich sorgsamerer Aufmerksamkeit eines intelligenten Arztes, sollen sie nicht dauernd nachtheilig auf die Gesundheit des davon Ergriffenen zurückwirken. Nicht gerade den Tod mögen derartige Krankheitsfälle nach sich ziehen, wohl aber eine Schwächung des ganzen Organismus, ein nie mehr ganz zu hebendes Siegthum.

Es ist sehr möglich, daß unter Tausenden von Auswanderern keine Krankheit gedachter Art sich zeigt, da namentlich die Ereignisse der letzten Jahre bei der Mehrzahl aller Europamüden diejenige Saite der Seele zerrissen oder doch sehr tief herabgestimmt haben dürften, welche erklingen und zwar ohne Unterlaß erklingen muß, um jene krankhaften Erscheinungen hervorzurufen; — dafür ist aber der Europäer, der im fernen Amerika die Hütte seiner Zukunft neu aufschlagen will, zahlreichen andern Erkrankungen ausgesetzt, die, unabhängig von Gemüthsstimmungen, durch Veränderung der Luft, durch das Einathmen unreiner Dünste, durch veränderte Lebensart, durch das Zusammenwohnen so Vieler auf verhältnißmäßig engem Raum entweder entstehen oder doch rascher zum Ausbruche kommen.

(Schluß folgt.)

Redaktion, Druck und Verlag von G. Ritter in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

Nro. 67. Sonntag, 5. Juni 1853.

Die Teufelsmühle.

(Fortsetzung.)

Der Alte war einige Schritte furchtsam zurückgetreten und Otto sah eine grenzenlose Angst in seinen Zügen. Doch faßte der Förster endlich den Bauern am Kittel, wie wenn er sich vergewissern wollte, daß Fleisch und Blut darin stecke. Als er aber die festen, derben Knochen spürte, lief das angespannte Gesicht wieder auseinander, und aufathmend, als wäre ihm ein Stein vom Herzen, sagte er zu seinem Begleiter, indem er dem Bauern das Messer abnahm:

„'S ist schon gut, Herr Otto, es ist mir auch recht, wenn er frei wird; aber unvorsichtig muß man darum doch nicht seyn — den Stachel muß man der Hummel nehmen."

Der Bauer ließ willig Alles mit sich geschehen und putzte sich die Tannennadeln aus dem Haar, ohne eine Miene zu verziehen; dann wandte er sich endlich zu dem Alten und sagte hämisch:

„Danke, danke; des Maurerkarle's Aeltester vergißt Euch nichts."

Damit schickte er sich an, zu gehen, indem er über die Achsel nach Otto zurücksah.

„Ihr und ich haben uns nichts zu danken und nichts zu vergeben," sagte er zu dem jungen Manne, und sein zerrüttetes Angesicht war nur bitterer Haß, so daß sich Otto verachtend abwandte, um seine Flinte aufzuheben, die noch am Boden lag.

Rühs hatte jetzt seine Sinne wieder bei einander.

„So!" sagte er, auf ihn zutretend — „so! Du bist nur der Sohn; ja, ja, Du siehst dem Schlingel gleich — der Apfel fällt nicht weit vom Stamm. Ja wahrhaftig," dabei faßte er ihn auf's Neue beim Kittel, „Du bist noch ein junges Blut — Du könntest Dich noch bessern, Du! — Auf will ich von Sünden steh'n und zu meinem Vater geh'n, — so heißt's im alten Gesangbuch. Das nehme Dir zu Herzen!"

Der Bauer sah recht demüthig aus, so daß dem Alten gar noch ein freigebiger Gedanke kam, was sonst eben seine Sache nicht war.

„Da, da!" sprach er, indem er einen halben Gulden herauszog und ihn dem Burschen in die Hand drückte — „nimm's nur, es ist kein Sündengeld; bess're Dich, denn wenn Du mir wieder ins Revier kommst, hernach —"

Mit einer Drohung ließ er endlich den Bauer los, der wehmüthig nach seinem guten Gewehr sah, das von vorhin noch am Boden lag und über welches sich der Förster gestellt hatte.

Langsam ging der Losgelassene unter den Tannen fort. Kaum aber war er hundert Schritte emporgestiegen, da gellt's im Berg; er schaute um, ob ihm die Bäume den Rücken deckten, trat noch einmal hervor, daß ihn die Beiden sehen mußten, warf ihnen das Geldstück zurück und lief wie ein Reh dem Dickicht zu.

„Dacht' ich es doch, die Hunde!" fuhr der Alte auf — „er hat keine Ruh' als mit dem Blei im Leibe." Damit zog er die Büchse empor, um nachzuschießen, aber Otto fuhr ihm dazwischen:

„Seyd Ihr verrückt, Rühs? Erst seyd Ihr weichherzig wie ein altes Weib, und nun wollt Ihr unnütz Blut vergießen!"

Verlegen griff der Alte an den Kappenschild.

„Verzeihen der Herr Otto; bin ich doch erschrocken, wie in meinem Leben nicht. Ich habe geglaubt, der Maurerkarle sey aus dem Grabe gekommen, so ähnlich sieht der Bursche dem Vater. Man wird eben auch alt und sieht nicht immer gut," setzte er hinzu, wandte aber plötzlich das Gespräch: „Aber was hat denn der Herr Otto mit dem Kerl — der hat ja einen gottlosen Haß; ich wollte, ich hätte zugeschossen, denn so ein Bauer ist rachsüchtig gleich einem Schäferhund. — Oder hat der Herr Otto so etwas mit der Ammrey in der Mühle?"

„In der Mühle, wie so?" fragte Otto glühend.

„Nu, nu, ich meine gerade nichts Böses," antwortete der Förster; „ich dachte nur, es wäre möglich,

dann könnte ich mir den Haß erklären. Es ist wahr, die Ammrey ist eine stattliche Person, und die Maurerkarle sind mit der ganzen Sippschaft verwandt!"

„Und Ihr meint, der Kerl sey in das Mädchen verliebt?" sagte der Jüngling so, als ob dies unmöglich wäre.

„Und warum nicht? Sie ist eine hübsche Dirne und er ein sauberer Bursch; wenn er gerade nicht am Wildern ist, kann es ein rechter Bauer seyn; denn es ist nicht bei Allen, daß sie aus Armuth wilddieben. — Freilich, die Ammrey ist so stolz wie eine Gräfin!"

Er holte Athem und besann sich; endlich wagte er es aber doch und sagte:

„Ich möchte dem jungen Herrn keinen Spaß verderben — aber mit der Ammrey ist's gefährlich; der Herr Otto kann's im Thal unten bequemer haben; für so eine Kleinigkeit setzt man zu viel ein, wenn man's Leben einsetzt."

„Ich habe aber keinen Spaß mit der Ammrey!" versetzte der Jüngling ärgerlich.

„So, so! ja dann ist es anders," entgegnete Rühs und ließ Otto stehen, um zuerst das Geldstück wieder zu suchen. Doch murmelte er vor sich hin: „Art läßt nicht von Art; sein Vater war eben so auf die Mädchen. Der Rühs muß aber doch zusehen, daß es keine Dummheiten gibt; da käme ich schön an."

Aber auch von seinem Geldsuchen wurde der Alte durch eine Fußspur abgezogen, welche sich in einem Busch von Riedgras abgedrückt hatte, der einzeln zwischen dem Moos stand.

„Wolfsthäler!" sagte Rühs und schaute den Jüngling an, der ihm langsam gefolgt war.

„Wie so, Wolfsthäler?" warf dieser ein — „Menschentritt ist Menschentritt!"

Indessen war der Förster niedergekniet und rief:

„Menschentritt sey Menschentritt, hör' Einer! — Sieht der Herr Otto nicht, wie das Gras auf dem Umkreis von der Spur fast durchgeschnitten ist? Trete der junge Herr auch einmal auf einen ähnlichen Busch, der dort links an der Seite steht."

Der Jüngling that so — das Gras war zusammengetreten, aber nicht durchgeschnitten.

„Das kommt," sagte Rühs mit Lachen, „weil die Wolfsthäler Nägel an den Schuhen tragen, die noch an der Sohle herauslaufen. Eisen schneidet den Halm, Leder nicht."

Immer aufmerksamer betrachtete er die Spur, immer wüthender wurde sein Gesicht.

„Und wüßte ich nicht, daß er im Zuchthause säße, es könnte kein Anderer seyn, als er, denn Keiner hat so große Füße," murmelte er vor sich hin und zog einen Lederriemen mit Linien und Zollzeichen aus der Tasche, mit welchem er nun sorgfältig zu messen begann.

„Der Basler!" rief er endlich leidenschaftlich.

„Wer ist das, der Basler?" fragte der Jüngling.

„Werd' es dem Herrn morgen sagen, morgen," sprach der Alte ausweichend und untersuchte noch eine zweite Spur in der weichen Holzerde unter einem Tannenbaum, in welchem die einzelnen Schuhnägel abgedrückt waren. Mitten im Ballen war ein Kreuz von Nägelspuren und Rühs fuhr brummend fort:

„Hat der Hund die nämlichen Schuhe nicht abgelaufen in zwei Jahren! So, so — also der Basler wieder aus dem Zuchthaus! — Nun aber, Herr Otto, wollen wir den Weg unter die Füße nehmen, daß wir bald in die Glashütte kommen und dann noch bei Zeiten in das Grenzthal zu unserer Sau."

(Fortsetzung folgt.)

Eine Nacht auf dem Kirchhof zu Valparaiso.

(Schluß.)

Um einen „guten Platz" zu bekommen, war ich schon ein paar Minuten vorangegangen und hatte meine Stellung am äußersten Rande der Grube genommen, wo ich den nahenden Zug und den Ort selbst vollkommen überschauen konnte.

O, wie unheimlich lagen sie da unten in ihrem trostlosen Grab! Wie schien der Mond — der liebe reine Mond — so schauerlich auf Moder und Verwesung hernieder und gab sich vergebliche Mühe, den entsetzlichen Anblick des geschwärzten Leichnams zu mildern, oder einen Schatten über die unbedeckten und hervorragenden Gliedmaßen der hier Begrabenen zu werfen!

Die Laternen näherten sich der Gruft. Die beiden Sargkasten, der eine mit schwarzem Tuch überspannt, voran, der andere ganz offen, wurden bis dicht an den Rand getragen und dann von dem ersten die obere Hülle abgenommen. Ein in ein schwarzes Tuch gehüllter Körper lag darin. Drei der mitgekommenen Männer nahmen ihn heraus, zwei Andere stiegen an der Leiter die Grube hinab und bereiteten sich, ihn unten in Empfang zu nehmen. Aber wie rücksichtslos die Lebenden da unten auf den Todten herumschritten — wie sie sich gar nicht ein wenig in Acht nahmen, und doch unter ihren Füßen die Köpfe und Glieder der kaum mit Erde Bedeckten fühlen mußten! — Den einen Körper hoben sie jetzt hinunter — er hatte die Arme auf der Brust gekreuzt. Die Beiden, die unten standen, legten ihn ordentlich und lang ausgestreckt dicht an die steile und scharf abgestochene Wand der Grube und nahmen ihm dann, wie es Gebrauch ist, das schwarze Grabtuch von dem bleichen Antlitz. Es war ein edles, bärtiges Gesicht und der Mond schien hell

und klar in die stillen, von keinem Schmerz mehr gefurchten bleichen Züge.

Der Eine der Obenstehenden stieß eine Schaufel in den Boden und wollte mit der ausgehobenen Erde den unten Ausgestreckten bewerfen; der ihm Nächste griff aber seinen Arm mit den Worten: „Erst den Andern noch!" Und in der That stand auch schon der zweite Sarg dicht neben dem ersten. Der Deckel wurde abgenommen, und wie ich aus einigen Worten meiner Nachbarn verstehen konnte, war es die Leiche eines Mannes, den man in einem der wilden Stadtviertel an demselben Abend ermordet gefunden hatte. Der Körper hatte noch seine volle Gelenkigkeit und es schien schwierig, ihn aus dem Sargkasten zu nehmen; auch faßten bei diesem nur Zweie an und setzten dann die Leiche, daß die Füße über den Rand hinunterhingen, auf die Erde nieder. Die beiden Untenstehenden traten indessen näher hinan, der Eine stemmte sich mit dem rechten Fuß gegen die dort verscharrte Kinderleiche, einen festeren Stand zu bekommen, und der Andere hob die Arme, den Herunterkommenden aufzufangen. Als aber die am Sarg postirten Männer eben unter die schlaff niederfallenden Arme griffen, fiel der bis dahin über den Kopf der Leiche geschlagene Zipfel des alten Poncho herunter, und wie ein Stich zuckte es mir durch die Seele, als mein Blick dem stieren Glanz in des Todten noch weit geöffneten Augen begegnete. Die bleichen, mit Blut befleckten Züge waren wie in Angst und Zorn verzerrt und das ungewisse Licht des Mondes verlieh ihnen in dem wechselnden Schatten eines dünnen, über den Berghang streichenden Nebels ein eigenes, entsetzliches Leben. Gleichzeitig glitt der schwere Körper von der schon losgebröckelten Erde ab und mit vorgestreckten Armen, als ob er sich selber noch vor dem Sturz bewahren wolle, fiel er gegen den einen der untenstehenden Männer, der darauf nicht gefaßt war und sich rasch unter ihm fortbückte, und im nächsten Augenblick lag er regungslos auf den Kameraden in der Grube. Die Beiden rückten ihn rasch zurecht, so daß er dicht neben den zuletzt Hineingebetteten zu liegen kam, und als dies geschehen war, stiegen sie wieder nach oben und warfen von dort einige Spaten voll Erde auf die beiden Leichen nieder.

Das Begräbniß war beendet. Die Leute stellten die Spaten und Sargkasten wieder in das kleine Eckzimmer des Pavillons und ich selber folgte ihnen dorthin und trat hinaus auf den Balkon. Mir war das Ganze wie ein fürchterlicher Traum — der Kopf brannte mir fieberhaft und ich zitterte an allen Gliedern. Sonst habe ich keine außergewöhnlich schwachen Nerven und dem Tode schon manchmal ins Auge geschaut; aber dies ganze Treiben hier, das **Beseitigen** der Leichen, die entsetzliche Gleichgiltigkeit der Leute dabei, hatte etwas unbeschreiblich Fürchterliches für mich.

Langsam und sinnend stieg ich in die Stadt hinab und träumte die Nacht, ich läge in der Grube und könnte nicht warm werden bei den kalten Nachbarn und Schlafkameraden. —

Zum Schutz der Auswanderer.

(Schluß.)

Man hat bisher fast gar nicht darauf geachtet, daß sehr viele Auswanderer vor ihrer Abreise aus dem alten Vaterlande genöthigt sind, einige Tage, wohl auch unter besonders ungünstigen Umständen ein paar Wochen in einer großen, volkreichen Hafenstadt zuzubringen. Kein Rheder ist verpflichtet, sich um das Treiben Derer, die er über das Meer führen soll, während dieser Zeit zu bekümmern. Die große Stadt bietet Zerstreuungen in Menge; die Jugend ist stark vertreten unter den auf günstigen Wind Harrenden. Man will das Leben genießen, noch einmal vor der ewigen Scheidung den Becher der Lust in vollen Zügen schlürfen, und weil man bei diesem Genusse das Maß überschreitet, legt wohl der eine oder andere den Keim zu einer Krankheit, die erst nach einiger Zeit ausbricht, dann aber die sorgsamste Pflege, die behutsamste und geschickteste Behandlung erheischt, soll sie nicht verheerend um sich greifen. Wenn in solchem Fall ein wissenschaftlich gebildeter Arzt auf einem Auswandererschiff fehlt, so ist auch der Gesündeste augenscheinlicher Gefahr ausgesetzt, während der wirklich Erkrankte höchst wahrscheinlich diesen Mangel mit dem Verlust seiner Gesundheit auf Lebenszeit, wo nicht mit dem Leben selbst, büßen muß. Oder es brechen urplötzlich bei einem der Passagiere die ächten Pocken aus, ein Fall, der besonders gegenwärtig näher liegt als sonst, da kein Jahr mehr vergeht, wo nicht, ungeachtet der sorgfältigsten Ueberwachung der Impfung, die Pocken sich bei früher Geimpften doch wieder zeigen und epidemisch auftreten. Ein einziger Pockenkranker im Zwischendeck eines Auswandererschiffes ohne rationelle ärztliche Behandlung wird nicht nur das größte Entsetzen unter sämmtlichen Passagieren verbreiten, es dürften diese auch, im Fall eines solchen Unglücks, namentlich bei einer langen Seereise, von der um sich greifenden Epidemie decimirt werden.

Allen hier angeführten Vorfällen, denen sich leicht noch eine ganze Menge anderer hinzufügen ließe, ist nur durch Anstellung wirklicher Schiffsärzte vorzubeugen, und man muß sich in der That wundern, daß bei der sonstigen Vorsorge der Behörden, bei den nicht wegzuläugnenden Humanitätsbestrebungen

unserer Gegenwart, gerade dieser wichtigste Punkt ganz bei Seite gelassen worden ist, während mit dessen Beachtung doch jedem Auswanderer der bedeutendste Schutz gewährt wäre. Denn das ist doch wohl der natürlichste Wunsch aller Auswanderer, daß sie den Strand der neuen Welt, wo ihnen, trotz tausend glänzenden Verlockungen, doch ungleich mehr Mühen bevorstehen, mit gesunden Gliedmaßen, voll Kraft und Muth betreten möchten. Wenn irgend ein Mensch einer gesunden Seele in einem gesunden Körper bedarf, so ist es der Auswanderer, dessen ganzes Glück, dessen alleiniges Heil in der Zukunft liegt. Was ihm voreinst die Vergangenheit gebracht hat, existirt für ihn nicht mehr. Diese Vergangenheit liegt begraben in der alten Welt, und die alte Welt ist todt und muß todt seyn für den Auswanderer, wenn er unter dem Sternenbanner des freien Amerika glücklich werden will. Die Möglichkeit aber, dies Glück der neuen Welt zu erringen, gewährt jedem Auswanderer nur eine starke Gesundheit. Der kranke, der sieche Mensch ist für jene Welt unablässigen, rastlosen und hastigen Vorwärtsdrängens ein verlorenes Geschöpf, eine völlig überflüssige, weil unbrauchbare Creatur.

Man werfe uns nicht ein, daß über die eben erwähnten Uebelstände von keinem Auswanderer Klage erhoben werde. Einem solchen Einwurf würden wir einfach mit der Antwort begegnen: Wir hören, wir erfahren nichts von solchen Klagen, weil diejenigen Auswanderer, die wohl ein Recht hätten, sie anzustimmen, unserem Gesichtskreise entrückt sind. Erführen wir, wie es Hunderten drüben in der neuen Welt, im fernen Westen gehen mag, und zwar in Folge mangelnder ärztlicher Hilfe während der Ueberfahrt, so würden wir höchst wahrscheinlich über die Menge von Leiden erstaunen, mit denen viele unserer Brüder befallen werden, bevor sie den Hoffnungsstrand erreichen. Nur dann und wann gelangt an zurückgebliebene Verwandte nach Jahresfrist ein Brief aus irgend einer bekannten oder unbekannten Stadt des großen amerikanischen Continents, der dann von Hand zu Hand geht und ein möglichst treues Gemälde jenes transatlantischen Lebens entwirft. In derartigen Briefen, deren wir manche zu lesen oft Gelegenheit hatten, wird regelmäßig über die Leiden während der Ueberfahrt geklagt, und zwar werden in diesen Klagen gerade die von uns angeführten Punkte berührt, wobei dann der Mangel eines Schiffsarztes als das Traurigste, Peinigendste scharf hervorgehoben wird. Die ganze Schiffsgesellschaft befindet sich bei jedem neuen Krankheitssymptome eines Passagiers, gleichviel ob es bedenklich seyn mag oder nicht, in Angst, in fieberhafter Aufregung. Diese Aufregung allein schon, verbunden mit dem unbegrenzt freien Spielraum, welcher der erschreckten Phantasie gegeben ist, kann an sich unbedeutende Erkrankungen gefährlich machen und hält wenigstens sämmtliche Passagiere fortwährend gefangen zwischen Furcht und Hoffnung. Nehmen wir noch dazu, daß sich auf Auswandererschiffen gewöhnlich eine bedeutende Anzahl Kinder, darunter oft mehrere Säuglinge befinden, die von den Wechselfällen einer Seereise mehr noch als Erwachsene zu leiden haben; daß endlich manche Frau auf dem offenen Weltmeer ihrer Entbindung entgegensieht und, überrascht sie wirklich die schwere Stunde, ohne Beistand irgend einer sachverständigen Person, ohne Hilfe einer geübten Hand, einem neuen Weltbürger das Leben geben muß, so wird man gewiß zugestehen, daß die wahre Humanität allen Ernstes den Wunsch auszusprechen berechtigt ist: es möge die Staatsbehörde darauf Bedacht nehmen, bei fernerem Schutz der Auswanderer für deren Gesundheitspflege während der Ueberfahrt die geeigneten Maßregeln zu treffen, das heißt auf jedem Auswandererschiff einen wissenschaftlich gebildeten, unter Controle des Staats stehenden Schiffsarzt anzustellen.

Wir sind fest überzeugt, daß durch eine derartige Verfügung nicht blos den Auswanderern ein großer Dienst erwiesen, sondern daß auch die Wissenschaft, das so unendlich weite Feld der Arzneikunde, selbst unberechenbaren Nutzen davon haben würde. Außerdem möchte diejenige Hafenstadt, wo man zuerst jedes absegelnde Auswandererschiff mit einem erprobten Arzte versähe, für alle Auswanderungslustigen ein gewaltiger Magnetstein seyn. Sie würden einer solchen vor jeder andern, wo eine gleiche Einrichtung noch nicht bestände, unbedingt den Vorzug geben.

Mannigfaltiges.

Auf der neulich in Hamburg veranstalteten Ausstellung zum Besten vertriebener schleswig-holsteinischer Beamten rc. befanden sich auch nachfolgende Strophen, die von hoher Hand (König Ludwig von Bayern) einer dem Sinn der Worte entsprechenden Federzeichnung hinzugefügt waren:

Schleswig-Holstein, Bruderland,
Theures Land gegrüßt sey mir.
Schwer litt'st du, doch Gottes Hand
Ruhet segnend noch auf dir.
Könnt' ich heilen deine Wunden,
Wär' es lange schon gescheh'n,
Ach, es macht so bange Stunden,
And're hilflos leiden seh'n.

Sey getrost, behalte Muth,
Bleibe ohne Wanken steh'n.
Ganz gewiß dein edles Blut
Wird den Feind versöhnt noch seh'n.
Gott der Herr wird dich beschützen.
Halt' zu ihm in Zuversicht;
Du wirst Freiheit noch besitzen,
Denn auf Nacht folgt immer Licht.

Redaktion, Druck und Verlag von G. Ritter in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

Nro. 68. Dienstag, 7. Juni 1853.

Die Teufelsmühle.

(Fortsetzung.)

Auf dem Weg zur Glashütte und wieder zurück war der Förster wortkarg und dem Jüngling ging Allerlei durch den Kopf; stillschweigend stiegen sie in das Grenzthal hinunter und spürten die Fährte ab. Sie waren jetzt wieder in der Nähe der Mühle, denn nur ein schmaler, wenn auch hoher Bergrücken liegt zwischen dem Mühlthal und Grenzthal, wo der unregelmäßige Lauf eines kleinen Baches die beiden Länder scheidet. Man kann hier schon ins Hauptthal offen und weit hinabsehen, und vornen, da wo die schwarz und gelben Wappenpfähle wenig Schritte auseinanderstehen, erhebt sich zwischen inne der schönste Buchbaum weit und breit. Sieben Buchen schlank und goldengrün im Laub schwingen sich aus Einem Stamm, ein Ruheplatz für Wanderer, den Bauern in der Gegend wohl bekannt, weil alljährlich um Johanni im hellen Sonnenschein der bayerische und diesseitige Oberförster hier zusammentreten und Rugtag halten über alle kleinen Frevel der Bauern und Streitigkeiten der Jäger, welche sich nur gemeinschaftlich aburtheilen lassen.

Es war schon gegen Abend, als sie an die sieben Buchen kamen; die Thäler lagen bereits im Schatten und der Mond stand wie eine weiße Flocke hoch am dunkelblauen Himmel.

Sie setzten sich nun endlich, einmal zu ruhen, und sprachen der Feldflasche zu, die sie sich in der Glashütte vorsorglich hatten füllen lassen. Mit dem Trunk kehrte dem Förster auch die Sprache wieder.

„Ich glaube doch nicht, daß ich bald sterben muß," begann er, „wenn ich schon den Maurerkarle wieder gesehen habe; — doch ist es nicht sauber. Hm, hm! Wir sind freilich allzumal sterblich — aber doch ist es auch schön im Wald. Wie's Gott fügt; — ich glaub' aber wirklich nicht. Ja, wenn ich den Burschen hätte erstechen lassen, dann; aber so glaube ich es nicht. Freilich, die Jungen wollen auch leben, und jung bin ich gerade nicht; — und doch ist es so eine Sache mit dem Sterben — ich weiß nicht, ob es im Himmel Tannen gibt und Büchsen und Hirsch', und wenn das nicht ist, so weiß ich nicht, Gott helf' mir! was ich darin thun soll — denn das Wohlleben und Faullenzen thäte mich auch im Himmel bald hin machen. Ist's nicht so, Herr Otto?"

Dem Jüngling aber war es gar nicht darum, auszumachen, wie es im Himmel aussieht — er schaute einmal über das andere auf die Uhr, und da es schon auf Sieben ging, sagte er abweisend:

„Ja, ja. — Doch, Rühs, wäre es nicht besser, wir schauten nach den Arbeitern, die man dort noch Holzschlagen hört, sonst nehmen sie, wenn sie nachher Feierabend machen, wieder die Hälfte der Wellen mit."

„Der Herr hat Recht; mit dem Denken kommt doch nichts heraus; man sollte nie denken, denn in der Zeit betrügt der Bauer den Herrn und Fürsten und hält's gar noch für ein gutes Werk. Aber wenn ich dahin gehe, so wäre es doch besser, der Herr Otto ginge nicht mit, sondern zunächst über den Berg heim; wenn er sich aber nicht links und nicht bei der Lichtung ordentlich hinter den Büschen hält, so kommt er nach der Mühle und tappt den Wilddieben erst recht in die Hände. Im Kloster treffen wir uns wieder!"

Damit stand er auf und ging dem Axtschlag nach. Otto sann einige Augenblicke, sah nach Schloß und Ladung und schlug dann langsam, als wollte er das einbrechende Dunkel abwarten, der Warnung des Jägers zuwider, den Weg nach der Mühle ein.

Bis er die Höhe erstiegen hatte und in die Lichtung auf dem schmalen Bergrücken kam, war der Mond klar über den Höhen. Doch war ihm der Rath des Alten im Gedächtniß, vorsichtig wandelte er zwischen den weit auseinanderstehenden Bäumen und benützte jeden Busch, als er von ferne reden hörte und Fußtritte eines Mannes vernahm, der ihm gerade entgegen rasch den Berg heraufkommen mußte.

Leise spannte er den Hahn und glitt hinter einen starken Stamm. Er konnte den Burschen leicht wieder erkennen, mit welchem er diesen Morgen gerungen und der jetzt, heftig vor sich hinsprechend, allein den Fußpfad herankam.

„Und sie will mich nicht — und sie will ihn!" hörte er den Bauern sagen. „Höll' und Teufel! er soll bluten und zucken, wenn ich ihn nur treffe, den grünen Zeisig vom Unterland!"

Der Bursche war vorüber und stürzte den Berg hinab, sichtbar, um Otto zu suchen, von dem er durch die Holzknechte oder sonst wissen konnte, daß er noch im Walde war und bald vom Grenzthal nach dem Kloster heimkehren mußte, wo der Förster seine Wohnung hatte.

Den jungen Edelmann ekelte ein solcher Haß an; dennoch vergaß er die Vorsicht nicht, blieb ruhig stehen, bis der Bauer auf der andern Seite schon fast an den sieben Buchen seyn mußte, setzte den Hahn in Ruh und glitt dann im Schutze der Nacht, denn der Mond stand jetzt hinter dem Nachtgewölk, durch das Haidekraut schnell hinab ins Thal.

Lauernd legte er sich in die Büsche hinter der Mühle, so nah, daß er den Kienspan hinter den Scheiben glimmen sah, der am Ofen im Ring brannte statt des Lichts. Er löste das Messer am Hirschfänger und rüstete sich zum Schuß; denn um jeden Preis wollte er heute noch die Ammrey sehen und sprechen.

Endlich hörte er die Hausthür gehen und die Ammrey trat heraus. Er sah sie deutlich, denn sie trug einen brennenden Span, der, in der Nachtluft flackernd, ein scharfes, schnell wechselndes Licht über die Wiese warf. Sie schien emsig nach Kräutern zu suchen und kam der Stelle immer näher, wo Otto lag.

„Ammrey!" flüsterte er aus dem Gebüsch — „ich bin da und muß Dich sprechen."

Zuerst wollte sie zurückfliehen, denn sie erschrack; sie faßte sich aber schnell, stürzte die Fackel in den kleinen Sumpf am Quell, daß sie zischend erlosch, und trat dann zu den Erlenbüschen.

„Um Gottes und der Heiligen willen, was führt Euch zu dieser Stunde her, Herr Jäger?" fragte sie mit zitternder Stimme. „Wenn mein Vater käme oder — —"

Die letzten Worte verschluckte sie und drängte ihn in die dunkelsten Schatten hinein.

„Ich könnte Dich fragen: was suchst Du so spät noch nach Kräutern?" entgegnete der Jüngling, sie näher an sich ziehend — „und ich will Dir eine Ausflucht ersparen und für Dich antworten: weil Du einen Verwundeten in der Mühle hast. Der Förster weiß es, er weiß Alles, und darum bin ich gekommen, Dich zu warnen. Es muß zuletzt ein Unglück geben, denn morgen gibt's Kampf mit allen Jägern der Umgegend; ich muß mit; aber halte zum wenigsten Deinen Vater zurück, daß er diesmal nicht mitgeht, und mach', daß der Verwundete fortkommt, sonst fällt alle Schuld auf die Mühle."

Sie hing wortlos an seiner Brust; nur spät und ganz leise flüsterte sie:

„Ich muß viel leiden."

„O, ich weiß es wohl," sprach Otto; „Gott weiß, was das Schaf unter den Wölfen soll. Es sind nicht blos Diebe, es sind Mörder."

Das Mädchen bebte, als er ihr sein Zusammentreffen am Morgen und vorhin mit dem Maurerkarle erzählte. Sie hatte aber nicht Zeit zu antworten. Drüben in der Mühle wurden die Stimmen heftig und laut; sie sah, daß ein Arm den Kienspan aus dem Ring nahm, und ängstlich drängte sie zum Gehen, denn sie begriff nicht, was es war.

„Morgen um neun Uhr bei den sieben Buchen!" sagte Otto, aber er konnte fast nicht wegkommen.

„Ja, bei den Buchen!" erwiederte Ammrey, sich endlich losreißend, und als sie den Jüngling in den Büschen verschwinden gesehen, raufte sie noch schnell einige Kräuter zusammen und ging der Mühle zu.

Otto schritt am Bache hinab und kam bald an einen jähen Abgrund, der ihn vom nächsten Wege trennte, den er zu gehen hatte. In den lichten Buchen, welche über dem Abgrund schwankten, wohl dreißig Fuß hoch und nicht so dick wie ein Arm, spielte der silberne Schein; unten in der Tiefe brauste der Bach und war schwarze Nacht.

Rasch bog Otto eine dieser Buchen herab, faßte sie so hoch am Gipfel als möglich und schnellte sich über den Abgrund. Von der einen Seite des Bachufers konnte er noch einmal die hell erleuchteten Scheiben der Mühle sehen. Er riß die Flinte vom Rücken und schoß, um seiner Gefühle los zu werden, in die Luft.

Lächelnd sah er noch, wie es drüben hinter den Scheiben wimmelte, als hätte er in ein Wespennest gestoßen, und verschwand dann, vor jeder Verfolgung sicher, im dunkeln Wald.

(Fortsetzung folgt.)

Auf einem amerikanischen Kanalboote.

Aus: „Maiblümchen." Nach dem Englischen der Verfasserin von „Onkel Tom's Hütte."

Unter allen Reisemitteln, die bei unserer Ortsveränderung liebenden Nation im Schwunge sind, ist das Kanalboot unbedingt das prosaischste und werkeltäglichste. Es liegt etwas Malerisches, ja beinahe Erhabenes in dem majestätischen Gange des

gutgebauten Dampfbootes. Stellt Euch auf einen überhängenden Felsen, wo der blaue Ohio sein silbernes Band dahin schlängelt oder der kräftige Missisippi sich seinen Pfad durch ununterbrochene Wälder bahnt, und es wird Euch wohlthun, das wackere Boot mit ungehemmtem, mächtigem Schritte über die Gewässer wandern zu sehen, während es wie ein Fabelungeheuer der Tiefe Feuer schnaubt und die Ufer von seinen tiefen Athemzügen wiederhallen läßt. Dabei liegt noch etwas Geheimnißvolles, ja selbst Schauerliches in der Kraft des Dampfes. Seht, wie er sich an einem rosigen Morgen graziös, flüchtig, unerfaßbar gegen den blauen Himmel emporkräuselt, und denkt dann, daß es der Zaubergeist ist, der die halbe Welt in lebender, thätiger Bewegung erhält; denkt, welch ein trefflicher Diener er ist, der, gleich den alten Genien, alle möglichen riesigen Werke verrichtet und doch, wenn Ihr den Talisman nur auf einen Augenblick durch die Finger gleiten laßt, wie furchtbar übermächtig er gegen Euch wird: und Ihr werdet gestehen, daß der Dampf einige Ansprüche besitzt, sowohl schön wie grausig genannt zu werden.

Aber auf einem Kanalboot gibt es keine innere Kraft, nichts Geheimnißvolles, keine Gefahr; man kann nicht in die Luft gesprengt werden, man kann nicht ertrinken, außer wenn man sich besondere Mühe dazu gibt; man sieht Alles, was mit der Sache zu thun ist, deutlich vor sich — ein Pferd, einen Strang und einen langen schmutzigen Wasserstreifen, das ist Alles.

Hast Du es je mit ihm versucht, Leser? Wenn nicht, so mache zur Probe einmal eine Fahrt mit uns.

„Dort ist das Boot!" ruft ein Passagier aus dem Omnibus, während wir von dem Mansion-House in Pittsburg nach dem Kanal hinabrollen.

„Wo?" ruft ein Dutzend Stimmen, und sofort streckt sich auch ein Dutzend Köpfe zu den Fenstern heraus.

„Nun, dort unten, unter jener Brücke. Sehen Sie nicht die Lichter?"

„Was, das kleine Ding?" ruft ein unerfahrener Reisender. „Du lieber Gott, wir gehen nicht zur Hälfte hinein."

„Freilich gehen wir hinein," sagt ein Erfahrener; „ich denke, Sie werden finden, daß es uns und noch ein Dutzend Ladungen wie wir aufzunehmen vermag."

„Unmöglich!" sagen Einige.

„Sie werden es sehen," erwiedert einfach der alte Reisende.

Und sobald man aussteigt, sieht und hört man eine allgemeine babylonische Verwirrung unter einem wahren Hagel von Koffern, Kisten, Mantelsäcken, Reisetaschen und jeder beschreiblichen und unbeschreiblichen Form von Dem, was ein Westländer „Plunder" nennt.

„Das ist mein Koffer!" bellt ein dicker, runder Mann.

„Das ist meine Hutschachtel!" kreischt eine schwindsüchtige, alte Dame, die um ihre fleckenlosen Sonntagshauben in Angst ist.

„Wo ist mein rothes Kistchen?"

„Ich hatte zwei Reisesäcke und einen —"

„Mein Koffer hatte einen grünen —"

„Holla! wohin lauft Ihr mit dem Mantelsack?"

„Mann, Mann! bitte, seh nach dem großen Korbe und dem kleinen Seehundsfellkoffer — o, und nach dem Kinderstühlchen!"

„Geh' hinab, geh' um des Himmels willen hinab, liebes Weibchen, ich will schon nach dem Gepäck sehen."

„Endlich willigt der weibliche Theil der Schöpfung, da er bemerkt, daß er in diesem vorliegenden Falle durch öffentliches Sprechen nichts gewinnen kann, ein, sich ruhig unter die Luken führen zu lassen, und es ist belustigend, die Miene des Schreckens zu sehen, welche jeder neue Ankömmling auf den sich ihm darbietenden beschränkten Raum wirft. Diejenigen, welche mit der menschlichen Zusammendrückungsfähigkeit so unbekannt waren, daß sie das Boot kaum für groß genug hielten, sie und die Ihrigen aufzunehmen, finden mit Entsetzen, daß bereits eine ganz anständige Kolonie von alten Damen, Müttern, Säuglingen, Koffern, großen Körben und Reisesäcken darin untergebracht ist.

„Der Himmel sey uns gnädig!" sagt der Eine, nachdem er das kleine, etwa zehn Fuß lange und sechs Fuß hohe Gemach überschaut hat — „wo sollen wir heute Nacht Alle schlafen?"

„O Himmel! welch eine Menge Kinder!" sagt eine junge Dame im Tone der Verzweiflung.

„Pah!" erwiedert ein erfahrenerer Reisender — „Kinder! fast gar keine hier. Wollen einmal sehen: eins — die Frau in der Ecke zwei — das Kind mit dem Butterbrode drei — und dann die andere Frau mit zweien — wahrhaftig, es ist für ein Kanalboot ganz mäßig. Wir können indeß noch nichts sagen, bis sie Alle da sind."

„Alle! um Gotteswillen! Sie wollen doch nicht sagen, daß noch mehr kommen?" rufen Zwei bis Drei in einem Athem. „Sie können nicht kommen, es ist kein Platz da."

Trotz des eindringlichen Tones, womit diese Worte gesprochen wurden, wird sofort das Gegentheil durch das Erscheinen einer höchst korpulenten Dame mit drei erwachsenen Töchtern demonstrirt, die sich mit der größten Selbstgefälligkeit umsehen und herabkommen, ohne der unchristlichen Blicke der Gesellschaft zu achten. Welch eine gnädige Schickung ist

es doch, daß dicke Leute stets gutmüthiger Natur sind!

Hierauf folgt ein bunter Regen von Personen aller Formen, Größen, Geschlechter und Altersstufen — von Männern, Weibern, Kindern, Säuglingen und Ammen. Die Stimmung wird wahrhaft verzweifelt.

„Wir werden ersticken!" hört man von der einen Seite ertönen.

„Wir werden todtgedrängt!" stöhnt es von der andern Seite.

„Wir können nicht hierbleiben!" ruft Alles durcheinander.

Obgleich aber das Boot nicht größer wird und die Wände sich nicht erhöhen, leben und ertragen sie es doch, trotz der wiederholten Betheuerungen des Gegentheils. Sam Slick hat Recht, wenn er sagt: „Die menschliche Natur kann viel ertragen, ehe sie sich abträgt."

Unterdessen werden aber die Kinder schläfrig und verschiedene interessante kleine Duette und Terzette erheben sich in dem einen und andern Theile der Cajüte.

„Mama, ich bin müde!" schreit ein Kind.

„Wo ist das Nachtröckchen des Kleinen?" ruft eine Amme.

„Bitte, nimm ihn auf Deinen Schooß und halte ihn ruhig."

„Bitte, langen Sie mir etwas Zwieback heraus, um ihm den Mund zu stopfen."

Mittlerweile fallen verschiedene Säuglinge „con spirito", wie die Notenbücher sagen, ein und führen verschiedene Fiorituren aus.

Die untröstlichen Mütter seufzen und die jungen Damen zeigen sich im höchsten Grade degoutirt und wundern sich, „wie nur Frauenzimmer im Stande seyn können, mit kleinen Kindern in der Welt umherzureisen."

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

Der „Schwäb. Merkur" vom 25. v. M. bringt einen Bericht aus Mannheim über die Dampfschleppschifffahrtsgesellschaften des Rheins, welche Veranlassung zu folgender Ergänzung gibt. Zunächst berichtet der Einsender aus Mannheim, daß sich jetzt eine Dampfschleppschifffahrtsgesellschaft in Frankfurt a. M. zur Befahrung des Rheins gebildet habe, welche seit einigen Tagen in Wirksamkeit getreten sey. Nun ist es aber allgemein bekannt, daß die Wirksamkeit der Frankfurter Dampfschifffahrtsgesellschaft sich schon von mehreren Jahren her datirt. Sodann versichert der Einsender, es existirten nunmehr 7 Schleppschifffahrtsgesellschaften, welche den Rhein bis Mannheim resp. Straßburg befahren. In Wirklichkeit aber gibt es deren 11, nämlich:

1) die Math. Stinnes'sche Handlungsgesellschaft in Mülheim a. d. Ruhr mit 1 Schleppschiff;
2) Franz Haniel in Ruhrort mit 3 Schleppschiffen;
3) die Ludwigshafener Dampfschleppschiffahrtsgesellschaft mit 2;
4) die Mannheimer ditto mit 4;
5) die Mainzer mit 2;
6) die Frankfurter mit 4;
7) die Kölner mit 5;
8) die Düsseldorfer mit 2;
9) die Ruhrorter mit 5;
10) die niederländische mit 2;
11) die Dortrechter mit 2; — zusammen 32.

Der Preis eines großen Schleppschiffes beträgt 70—75,000 Thaler; rechnet man die vorhandenen 32 zu 60,000 Thaler für jedes Schiff, so ergibt sich ein Kapital von 1,920,000 Thalern. Schon jetzt steht fest, daß diese Schleppkraft um 12 neue Schleppschiffe bis zu Ende nächsten Jahres vermehrt werden wird, von denen 4 auf die Dampfschleppschifffahrtsgesellschaft kommen, welche sich in diesen Tagen in Mülheim a. d. R. gebildet hat.

Saint-Gervais bei Paris ist berühmt durch seine prächtigen Fliederbäume. Alljährlich, um die Zeit wo der Flieder blüht, wallfahrt denn auch das Pariser Publikum zu den Gärtnern von St. Gervais, um seine Einkäufe von diesem duftigen Gewächse zu machen. Freilich gibt es auch Liebhaber des Flieders, welche denselben nicht bezahlen wollen. Die Gartenbesitzer üben daher eine strenge Aufsicht aus. Der Park von Enghien theilt mit St. Gervais das Privilegium, die Fliederliebhaber anzulocken. So unternahmen vor einigen Tagen vier Friseurgehilfen um 2 Uhr Morgens eine Expedition, in der Hoffnung, eine reiche Beute zu machen. Schon hatten sie die 6 Fuß hohen Mauern erklettert, schon schickten sie sich an, mit ihrem geraubten Schatze davon zu eilen, als zwei Flintenschüsse mit Steinsalzkörnern sie benachrichtigten, daß sie ohne die Wächter des Parks gerechnet hatten. Erschreckt und verwirrt sprangen die armen Teufel von der Mauer und kehrten ohne Flieder nach Paris zurück.

Redaktion, Druck und Verlag von G. Ritter in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

Nro. 69. Freitag, 10. Juni **1853.**

Die Teufelsmühle.

(Fortsetzung.)

Kurz bevor Otto und das Mädchen sich getroffen hatten, war es in der Mühle noch gar still hergegangen, wie in einem friedlichen Bauernhause. Die Junisonne hatte des Mittags ins Thal geschienen und doch strömte jetzt der große Ofen von Backsteinen mit grünglasirten Ziegeln eine gelinde Wärme aus. Um denselben und auf der Bank rings umher lagen die müden Bursche und ruhten vom Nachtwachen und Bergesteigen aus. An der Ecke brannte im eisernen Ring der Kienspan; grelles Licht und schwarzer Schatten wechselten in der Stube, wenn einer von den Gesellen, die auf der Bank lagen, sein stummes Spiel von „Gerad' oder Ungerad'" aufgab, die Kupferkreuzer zur Seite schob und neue Späne aufsteckte.

Die vier Aeltesten saßen um den eichenen Tisch und tranken Wein, ohne aber allzuoft die zinnernen Kannen aufzuklappen; Drei davon in bequemem Discuriren über Das, was im Reich unten geschieht, über Steuer und Justiz; Einer in eine alte Bilderbibel vertieft, deren vergilbte Holzschnitte, wie Simson die Füchse ins Korn treibt oder Joseph flieht, ihn wohl unterhielten.

Der älteste der drei Redenden war der Schluchtmüller selbst. Er war breit und einen Kopf höher als die Uebrigen, wenn er auch etwas vorwärtsgebeugt ging, als drückte ihn die Schwere seines eigenen Nackens. So starke Männer wollen leicht in allen Stücken die Ersten seyn; das war bei ihm nicht: er ließ sich befehlen oder befahl, wie die Umstände es schickten, aß, was ihm die Tochter vorsetzte, schlief, wenn es Nichts zu thun gab, und wachte eben so gut drei, vier Nächte, wenn es seyn mußte. Nur was er für sein Recht hielt, durfte man ihm nicht anfassen, sonst wurde er so wüthend, daß er sich nicht mehr kannte, und zerschlug und warf Alles zusammen, im ganzen Haus und Hof herum, bis er endlich an einen Stein kam, der auch seinen Kräften zu schwer war, oder an ein Rad, das er nicht im Schwunge hemmen konnte, weil der Bach zu stark ging. Selbst die Ammrey, das einzige Kind, das darum schon ein Wörtlein wagen konnte, ging ihm dann aus dem Wege.

Heute mußte der Schluchtmüller etwas Besonderes damit vorhaben, denn immer und immer wieder, wenn auch die Andern von Anderem anfingen, kam er auf die böse Zeit zu sprechen und wie der Bezirksrichter ihm aufsätzig sey.

„Ich sag' es Euch, es ist ein Elend!" klagte er. „Jüngst muß ich hinunter nach Neuburg vor's Amt. Erst lassen Sie mich warten im kalten Flur, daß es eine Schande ist, dann fährt mich der Amtmann an: er wolle mir das Mühlrecht absprechen, wenn ich weiterhin den Herbergsvater machen wolle für alle Wilddiebe — und ich habe auch gute Lust, dies Handwerk aufzugeben. Es ist nicht wie bei Euch Andern; Ihr habt gut reden. Ihr trefft jedesmal ein Abkommen mit den bayerischen Jägern, daß Ihr auf bayerischem Grund Nichts schießen wollt; dafür lassen sie Euch freien Paß mit Gewehr und Last bis zum böhmischen Grenzpfahl und wieder zurück. Mit mir heißt es anders. Ich muß mitten unter den verdammten Leuten wohnen, ihr Recht ist auch mein Recht, und ich muß zuletzt, wenn Ihr weg seyd, die Suppe auslöffeln mit dem Leib, aber auch mit Hab und Gut, und das gehört der Ammrey so gut wie mir. Ich will darum 's Wildern lassen und 's Herbergen lassen, und ich will es thun und gleich thun; von morgen ab könnt Ihr nicht mehr bei mir einkehren!"

Und das sprach der Alte so bestimmt, daß die Bursche vom Ofen auffuhren und die laute Bewegung entstand, welche Ammrey und den jungen Jäger auseinandergejagt hatte.

Die Andern versuchten mit allerlei schlauen Reden — denn man glaubt es nicht, was der Bauer für ein Politicus ist —, den Müller von seinem Vorhaben abzubringen; — er hatte aber lang genug

gesprochen und schaute nur schweigend bald Den, bald Jenen an. Als daher das Mädchen wieder in die Stube trat, herrschte die frühere Stille; nur hatte der Lesende sein Buch sachte auf das Gesims hinter den Ofen gestellt und das Gespräch hatte ganz aufgehört.

Keiner wendete auch nur den Kopf oder hob das Auge auf, als Ammrey auf die Kammerthür, aus deren Spalten ein Lampenlicht schimmerte, zuging. In einem großen viereckigen Bett mit zitzenen Vorhängen lag ein Verwundeter, wie es schien in herben Schmerzen, denn er legte die Hand ängstlich auf die linke Schulter, als könnte er dadurch ein glühendes Brennen lindern. Ammrey zerrieb die Blätter, welche sie gesucht hatte, und legte das kühle Kraut mit sanfter Hand auf die Wunde.

Dem Bauer mußte es wohlthun, denn er sagte halblaut:

„Gottes Dank, Ammrey; bet' auch für mich, wenn Du 's Ave sprichst."

„Ihr brauchtet keinen Fürspruch, Basler, wenn Ihr nur selber an 's Kreuz Jesu dächtet," entgegnete das Mädchen.

„Brauch' keine Pfaffenmahnung!" war die Antwort. Der Bauer wandte sich ab und schloß die Augen; hielt aber doch still unter der gutmüthigen Pflege des Mädchens.

Wie sie noch kaum damit fertig war, fiel der Schuß aus Otto's Gewehr. Sie erbleichte und trat in die vordere Stube heraus. Alle waren schon auf den Beinen, ohne Geräusch und Reden, wie Männer, die an Gefahr gewöhnt sind. Der Alte hatte die Köpfe bereits abgezählt, und da Niemand fehlte als der Maurerkarle, der heute eine Kundschaft im Grenzthal übernommen hatte, sandte er die Jungen fort, um den Gesellen zu suchen und zugleich auszuspähen, was Widriges um den Weg sey.

Sie saßen bald wieder stumm um den Tisch oder schlummerten am Ofen; man hörte nur den Schwung und das Sausen von Ammrey's Spinnrad.

Nach einer halben Stunde traten die Bursche mit dem Gesuchten ein, den sie auf dem Rückweg getroffen hatten; sonst regte sich nichts im Wald und Thal. Unbemerkt suchte der Maurerkarle sein Gewehr in eine dunkle Ecke zu stellen, denn es war verboten, zum Kundschaften bewaffnet auszugehen, und seine Begleiter hatten ihn gehindert, die Flinte vor der Thüre abzustellen, weil sie ihn nicht leiden konnten und ihm einen Verweis gönnten. Der Müller hatte es aber wohl gesehen, doch sagte er nichts, ließ den Ankömmling erst den ihm dargebrachten Trunk thun und bedeutete ihn dann, ihm gegenüber Platz zu nehmen.

Er richtete sich eben empor, um den Burschen auszuforschen, als seine Tochter vor ihn hintrat, so daß sie zugleich den Maurer im Auge hatte. Mit fester Stimme sprach hierauf das Mädchen:

„Um Gott, ihr guten Mannen, ich will Recht suchen!"

So muß die Anklage unter den Wilderern nach Herkommen beginnen und die Aeltesten sprechen das Urtheil.

Sogleich sprangen die vom Ofen herzu; die Jüngeren stellten sich hinter die Männer am Tisch.

Der Alte sah die Tochter zornig an; sie hielt aber den Blick so ruhig aus, daß er sich anschickte und sein Messer tief in den Tisch trieb, worauf alle Uebrigen die Messer an ihn ablieferten, zum Zeichen, daß Friede seyn müsse, was auch geschehe.

Langsam erhob sich der Müller:

„Die Mannen suchen das Recht, nicht die Weiber; nur eine reine Jungfrau kann reden ohne Fürsprech."

„Bei der Mutter Gottes und den Dornen des Gekreuzigten, ich bin rein und ist alles Wahrheit, was ich rede, so mir Gott helfe bei der ewigen Urständ!" antwortete das Mädchen.

„So rede!" gebot er. — Man hätte eine Nadel fallen hören, so still war es in der Stube.

„Ich klage den Maurer an um unschuldig Blut!" sprach sie feierlich. „Er ist ausgegangen, den jungen Jäger, der ihm das Leben schenkte, hinterrücks zu ermorden; denn er ist giftig, weil er heute Morgen aus der Mühlluke sah, als ich den Jäger grüßte, und eifersüchtig, weil ich nichts von ihm will und von seinem Schönthun."

Wie vom Blitze getroffen saß der Bursche da; es bebte und zuckte in seinem Gesicht, daß er nicht reden konnte. Woher konnte sie wissen, was er im Herzen gewollt hatte? — Endlich rang er die Worte heraus:

„Du hast es mit dem Teufel, Ammrey, und Du lügst, ich habe Niemand gemordet!"

Ihr Auge sprühte; doch sagte sie ruhig:

„Schweig! und wenn der Herrgott über dem Jäger war, so hast Du doch einen bösen Sinn und eine böse Hand, die Deinen Brüdern Unglück bringt."

Die Andern rückten bei diesen Worten von ihm weg, daß er allein auf dem Sünderstuhl saß. Da wollte er wild fluchend auffahren, aber das „Still!" des Alten legte sich ihm wie ein Band um die Zunge; er blieb bleich sitzen.

„Du sagst, sie lüge," sprach dann der Schluchtmüller, „warum hast Du wider Gesetz die Büchse zum Abspüren mitgenommen?"

Der finstere Geselle schwieg.

„Warum hast Du die Büchse mitgenommen?" frug der Alte noch einmal, den Gesellen scharf ansehend.

Er schwieg wieder.

„Genug!" wandte sich der Richter an die Männer um den Tisch — „laßt uns ihr Recht finden."

Sie sprachen leise zusammen; die Bursche athmeten kaum; das Mädchen stand noch auf derselben Stelle und sah vor sich nieder.

(Fortsetzung folgt.)

Auf einem amerikanischen Kanalboote.

(Schluß.)

Den beschriebenen Nöthen folgt die Ausweisungsscene, bei welcher die ganze Karawane in die Herrencajüte getrieben wird, damit die Betten gemacht werden können. Die rothen Gardinen werden niedergelassen und in feierlicher Stille beginnen die letzten geheimnißvollen Vorbereitungen.

Endlich wird gemeldet, daß Alles bereit sey. Die ganze Gesellschaft stürzt sofort zurück und findet die Wände mit einer Reihe von kleinen, etwa einen Fuß breiten Regalen geschmückt, von denen jedes mit einer Matratze und Bettzeug versehen und an einer sehr verdächtig aussehenden dünnen Schnur an die Decke gehakt ist. Die Gedanken und Ausrufungen der Neulingsreisenden, besonders der jungen, beim Anblicke dieser zweideutigen Bequemlichkeitsvorrichtungen, sind schauerlich.

„Was! dort oben schlafen? Ich werde auf keinem von den obern Regalen schlafen, das weiß ich. Die Schnüre werden sicherlich zerreißen."

Hier mischt sich das Kammermädchen in die Conversation und versichert ihnen feierlich, daß ein solcher Unfall etwas Unerhörtes, eine reine Unmöglichkeit, eine Sache sey, die nicht ohne ein wirkliches Wunder geschehen könne; und da es mit jeder Sekunde augenscheinlicher wird, daß dreißig Damen nicht sämmtlich auf dem untersten Regale schlafen können, so macht man einen Versuch, an diese Lehre zu glauben. Dessenungeachtet blicken Alle ihre Nachbarinnen mit Furcht und Zittern an, und als die dicke Dame davon spricht, sich auf ein Oberregal zu legen, bringt ihre bestürzte Nachbarin unter ihr auf das Eifrigste in sie, den Platz mit ihr zu vertauschen.

Nach einiger Zeit ist die Niederlassungsfrage ins Reine gebracht und jetzt kommt der letzte Kampf. Alle wollen die Hüte abnehmen und nach ihren Shawls sehen, ihre Mäntel suchen, ihre Reisetaschen holen, und Alle gehen mit solchem Eifer daran, daß sich nichts thun läßt.

„Madam, Sie stehen auf meinem Fuße," sagt die Eine.

„Wollen Sie nicht so gut seyn, etwas anzurücken, Madam," sagt eine Andere, die vorwärts zu kommen sucht.

„Anzurücken!" wird die Antwort — „wahrhaftig, ich würde es recht gern thun, aber ich habe keine Aussicht, es möglich zu machen."

„Kammermädchen!" ruft eine Dame, die sich unter einem Haufen von Reisesäcken und Kleidern an der einen Ecke der Cajüte windet.

– „Madam!" antwortet das arme Kammermädchen, das an der andern Ecke in einer ähnlichen Lage festgekeilt ist.

„Wo ist mein Mantel, Kammermädchen?"

„Ich würde ihn suchen, Madam, wenn ich mich bewegen könnte."

„Mama, ich werde so gestoßen!" beklagt sich ein Kind.

„Still, Kind," besänftigt die Mutter, „kriche dort hinunter und liege ruhig, bis ich Dich ausziehen kann."

Endlich sind jedoch die verschiedenen Nöthen vorüber, die Säuglinge schlafen ein und selbst das vielerduldende Wesen, das Kammermädchen, sucht eine Ecke zum Ausruhen.

Müde und schläfrig, ist man eben eingeschlummert, da stößt, pauz! das Boot an die Seite einer Schleuße — die Schnüre knarren, Männer laufen schreiend umher und die Köpfe aller auf den obern Regalen Liegenden, welche meist dem jugendlicheren und leichteren Theile der Gesellschaft angehören, fliegen in die Höhe.

„Was ist das? Was ist das?" läuft es von Mund zu Mund; und sofort gehen sie daran, ihre respectiven Verwandten zu wecken.

„Mutter! Mutter!"

„Tante Hanna!"

„O Mama! bitte, wach' auf! Was bedeutet der entsetzliche Lärm?"

„O, nur eine Schleuße!" erhalten sie zur Antwort.

„Haltet Euch doch ruhig!" stöhnen die schläfrigen Gesellschaftsmitglieder von unten herauf.

„Eine Schleuße!" rufen die lebhaften Geschöpfe, welche stets auf der Spähe nach Belehrung sind. „Aber was ist eine Schleuße?"

„Wißt Ihr nicht, was eine Schleuße ist, Ihr einfältigen Geschöpfe! legt Euch nieder und schlaft."

„Aber es hat doch keine Gefahr mit einer Schleuße?" entgegnen die Fragerinnen.

„Gefahr!" ruft eine schwerhörige alte Dame, den Kopf herausstreckend. „Was gibt es? Es ist doch nichts geplatzt?"

„Nein, nein, nein!" ruft die ärgerliche und verzweifelnde Oppositionspartei, welche findet, daß es unmöglich ist, einzuschlafen, so lange sie nicht der alten Dame unten und den jungen Damen oben das Wesen einer Schleuße vollkommen begreiflich gemacht hat.

Nach einem Weilchen wird die Unterhaltung einsylbiger; es ist Alles wieder still. Man hört nur den Hufschlag der Pferde und das Rauschen des Stranges im Wasser, und der Schlaf senkt sich über die Passagiere herab. Man schlummert, man träumt, und urplötzlich wird man von dem Rufe aufgeschreckt:

„Kammermädchen! die Dame muß geweckt werden, die sich ans Land setzen lassen will."

Das Kammermädchen springt auf, ein Gleiches thun die Dame und zwei Kinder, und sofort bildet man einen Untersuchungsausschuß für Mittel und Wege.

„Wo ist mein Hut?" sagt die erst halbwache Dame, indem sie unter den verschiedenartigen Artikeln dieses Namens umhertastet. „Ich dachte doch, ich hätte ihn hinter der Thür aufgehangen."

„Können Sie ihn nicht finden?" sagt gähnend das Kammermädchen und reibt sich die Augen.

„Ja, endlich hab' ich ihn," erwiedert die Dame, und dann wird dem Mantel, dem Shawl, den Handschuhen, den Schuhen, jedem eine besondere Discussion zu Theil.

Endlich scheint Alles bereit zu seyn und sie beginnen sich zu entfernen; aber siehe da, des einen Kindes, eines Knaben, Mütze fehlt.

Das Kammermädchen nimmt das Licht und geht bedachtsam an allen Schlafstätten umher und hält jeder Schläferin das Licht gerade vor das Gesicht, worauf die Meisten erwachen.

„Hier ist sie!" ruft der dienende Geist, indem er an etwas Schwarzem unter einem Kissen zieht.

„Das sind meine Sammtschuhe!" sagt die Schläferin ärgerlich.

„Vielleicht ist sie hier!" fährt der dienende Geist fort und schießt auf etwas Dunkles in einer andern Schlafstelle los.

„Das ist ja mein Strickbeutel!" antwortet die Darinliegende.

Hierauf geht das Kammermädchen daran, sämmtliche Kinderbetten zu untersuchen, um zu sehen, ob sie nicht daselbst zu finden ist, durch welches Verfahren die Kleinen auf das Angenehmste geweckt und ermuntert werden, und nachdem nach und nach fast Alles erwacht ist und auf das Unchristlichste die Mütze sammt ihrem Besitzer auf den Grund des Kanals wünscht, ruft die gute Dame:

„Nun, das nenne ich ein Glück! da habe ich sie die ganze Zeit über wohlbehalten in meinem Korbe gehabt!" und sie entfernt sich unter den — wie soll ich es nennen? — Verwünschungen? — der ganzen Gesellschaft, obwohl der ältere Theil aus Damen besteht.

Hierauf folgt ein Beruhigen und Gesichterwischen der jugendlichen Bevölkerung, und auf den verschiedenen Regalen beginnt eine Reihe von Bemerkungen von äußerst erfreulichem und belehrendem Charakter über die Dame. Eines meint, daß dieselbe nicht zu wissen scheine, wo ihre Sachen seyen; Andere stellen moralische Reflexionen über die Wichtigkeit an, daß man seine Sachen an Orte lege, wo man sie wieder finden könne. Endlich kommt jedoch eine Stimme nach der andern zur Ruhe. Man versinkt in einen höchst erquicklichen Schlummer. Es ist Einem, als ob man nur eine Viertelstunde geschlafen habe, wenn das Kammermädchen kommt und Einem am Aermel zupft mit den Worten:

„Wollen Sie nicht so gut seyn und aufstehen, Madam; wir wünschen die Betten zu machen."

Man schrickt zusammen und macht große Augen. Die Nacht ist wirklich vorüber. Das nennt man auf einem Kanalboote schlafen.

Wir wollen die vielfältigen Verlegenheiten der Morgentoilette nicht einzeln aufzählen; wir wollen nicht erzählen, wie Ein Spiegel für dreißig hübsche Gesichter, Ein Waschbecken für dreißig Abwaschungen und Ein Handtuch für eine ganze Compagnie ausreichen muß; wir wollen die Rufe nach entlaufenem Eigenthum, welche man allseitig vernimmt, nicht alle nachsagen. Das Folgende mag eine Probe seyn:

„Ich kann keine Spur von meinem einen Schuh finden!"

„Hier liegt ein Schuh im Waschbecken — ist er das?"

„Meine Seitenkämmchen sind fort!" ruft eine Nymphe mit aufgelösten Locken.

„O Himmel, da sehe man nur meinen Hut an!" ruft eine alte Dame, indem sie einen Gegenstand erhebt, der in eben so viele Ecken gedrückt ist, wie es in einer Hackfleischpastete Stückchen gibt.

„Ich habe in meinem Leben nie so viel zusammen geschlafen!" klagt eine kleine französische Dame, die von der Verzweiflung zum Englischsprechen getrieben worden ist.

Aber wir wollen die Verlängerung unseres Nothkatalogs nicht über die vernünftigen Grenzen hinausziehen und wir schließen ihn daher mit dem Rathe an alle unsere Freunde, welche diese Art des Reisens zum Vergnügen versuchen wollen, einen guten Vorrath von Geduld und reinen Handtüchern mitzunehmen, denn wir denken, daß sich für Beides ein großes Bedürfniß herausstellen wird.

Redaktion, Druck und Verlag von G. Ritter in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

Nro. 70. Sonntag, 12. Juni 1853.

Die Teufelsmühle.

(Fortsetzung.)

Nach einer Weile erhob sich der Schluchtmüller mit seinen Schöppen, und gegen den Maurerkarle gewandt begann er:

„Der Morgen wird zeigen, ob Du das Böse vollbracht. Dann sey los und ledig von den ehrlichen Männern und komm nie wieder an unsere Thür, nicht einmal um Brod und Wasser. Hast Du es aber auch nicht vollbracht, so hast Du es doch gewollt. Darum ist Deine Hand schlimm und verflucht, und Du sollst heimkehren. Morgen in der Nacht trägst Du das Reh, welches unten liegt, nach Bayern und lässest auf zwei Monate Dein Gewehr rosten. — Ist ihm Recht geschehen?" fragte er Alle.

„Ja!" antworteten diese.

„Nun denn, gelobt sey Gott!"

Er machte eine lange Pause, indem er sich setzte und erst austrank.

Dann nahm er seine Tochter an der Hand und schritt mit einem „Gute Nacht" auf die Thüre zu; doch wandte er sich noch einmal und sagte mit zornbebender Stimme zu dem Maurer:

„Und was mich allein angeht, versteh', Karle, mich allein: meine Tochter ist zu gut für Dich!"

Er schlug die Thüre zu; während er den Gang hinabschritt, sagte er aber zu dem Mädchen:

„Und Du, laß Dir gesagt seyn, laß das Scherwenzen mit dem Jäger!"

„Ich habe aber nichts Unrechtes mit ihm und er meint es ehrlich," entgegnete Ammrey.

„Was, ehrlich? — Seit wann meint es ein Baron ehrlich mit einer Bauerntochter? Sieh, Ammrey," sprach er so laut, daß man es in der Stube hörte und eine wilde Freude dem Maurer über's Gesicht zuckte, „sieh, Ammrey, laß es unterwegs, oder bei Gott, ich schieße ihn todt; man soll mir kein Kind zur Kirche tragen, das keinen Vater hat! — Du bist mein Einziges," setzte er ruhiger hinzu, als Ammrey ohne Gegenrede schon die Klinke ihrer Kammerthüre gefaßt hatte; „wegen Dir laß ich heute alle alten Kameraden laufen und will meine Tage vollends in Ruh' verleben."

Er bot ihr die Hand und schob sie freundlicher in die kleine weißgetünchte Kammer, durch deren Scheiben das Mondlicht spielte.

Sie stellte sich ans Fenster und brach die verdorrten Blätter an ihren Levkoystöcken aus. Es war das erste Wort, welches sie von Otto's hohem Stand hörte. Langsam drängten sich die Thränen aus ihren Augen; ihr war bitter und weh um's Herz.

„Und doch ist er lieb und treu!" hauchte sie in die Nachtluft hinaus, küßte ihre Blumen, betete und legte sich zur Ruhe zwischen den feinen selbstgesponnenen Linnen.

„Der Wind, der Wind
Hat's schöne Müllerskind
Auf's Königs Schloß getragen.
Sie sitzet jetzt am gold'nen Rad,
In der Wiege liegt ein holder Knab';
Sie singt ihm: Eiapopei!
Schlaf' süßes Kindle mein!
Und spinnt den seid'nen Faden."

sang sie vor sich hin, bis der sanfte Schlaf über sie kam. —

Otto war indessen nach dem breiten Thal hinabgestiegen und trat den Hohlweg herunter aus dem Walde hervor bei einer hochgewölbten Steinbrücke, die über das Flüßchen führt, welches zwanzig Stunden östlich in die Elbe mündet. Unterhalb des Bogens ist das Wasser durch einen Damm geschwellt, daß es eine ansehnliche Breite und Tiefe hat. Rauhgeschnittene starke Tannenstämme und eine Menge Scheitholz schwammen darauf; die Flößer, bis am Gurt im Wasser, banden gerade die letzten Stämme des Gestör's mit Weiden zusammen, um morgen zu Thal zu fahren, während Andere, die schon fertig waren, mit einer Magd scherzten, welche die Laterne hielt, und auf dem Balken schaukelten, daß der Gischt emporspritzte. Weiter unten in den Erlenbüschen

lärmten und schrieen die badenden Buben, daß sich Otto über die Brustwehr bog und dem nächtlichen Treiben lange zuschaute. Es schien ihm gar nicht darum, bald nach dem Herrenhaus jenseits der Brücke zu kommen, wo der schrille Geigenton und das Jauchzen der Jäger herüberschallte.

Das Herrenhaus war früher die Wohnung des Vogts von dem Kloster gewesen, das einen Büchsenschuß davon entfernt liegt und jetzt als Försterei und Amthaus dient. Das Haus war von weitem immer noch stattlich genug; rings um den gepflasterten Hof standen große Scheunen und vor dem Eingang ein rauschender Röhrenbrunnen mit einem steinernen Franziskus unter schlanken Pappeln. Freilich war der eine Flügel verlassen, als könnten nur Gespenster darin wohnen, die Läden klapperten und girrten im Wind; nichts war mehr niet- und nagelfest, als die schwere Kellerthüre, und für nichts wurde noch Sorge getragen, als für die kühlen Gewölbe. Aber der andere Flügel war bewohnt und jetzt ein Wirthshaus, welches eine Försterswittwe mit ihren beiden Töchtern unterhielt, die auch für Speis' und Trank des jungen Edelmannes sorgte, so lange er beim Förster Rühs, auch einem unverheiratheten Manne, lernte.

Otto war hungrig und trat deßhalb endlich doch in den Saal ein. Er sah sich zuerst nach seinem gewohnten Plätzchen im Erker um; allein die Erkerthüre war zu; das junge Volk hatte Hirschfänger und Gewehre hineingestellt, daß kein Stück mehr an den vielendigen Geweihen hing, welche die Stube zierten; dazu hatten sie noch Tisch und Bänke vor der schmalen Thüre zusammengerückt, um Platz zum Tanzen zu haben und wohl auch Unglück zu verhüten, wenn die Köpfe heiß wurden.

Nur ein Tisch am Fenster war frei; daran setzte sich Otto zu zwei alten Jägern und einem Bauern. Freundlich unterhielt er sich mit den Graubärten, während er seine Forellen verspeiste, die nirgends so rosenrothes Fleisch haben, wie hier. Sie redeten von Geistergeschichten, die hier zu Hause sind, und Otto verlachte sie über ihren Aberglauben.

„Ich habe selbst erfahren, wie man sich täuscht," sagte er. „Ich war so fünfzehn, sechzehn Jahre alt und glaubte auch steif und fest, was mir unser Förster auf dem Gut von Freikugeln und so vorschwatzte. Mein Vater hatte dies nicht gern und schickte mich oft des Nachts in den Wald hinaus. Nun hatte ich besonders viel von einem alten Wilderer gehört, den man den „Korbmacher" nannte, der kugelfest seyn sollte und sich unsichtbar sollte machen können. Eines Nachts gehe ich auch pfeifend durch einen alten Schlag, der ganz ausgereutet werden sollte, weßhalb bereits eine Menge Klafterholz hin und wieder aufgeschichtet lag. Da steht mit einem Male der Korbmacher vor mir in seinem grauen Rock. Mir geht's kalt über den Rücken, doch rufe ich: Halt! — Keine Antwort! — Ich schieße, der Bursche rührt sich nicht und steht wie zuvor; ich sehe ihn ganz deutlich. Ich hinter das Holz springen und noch einmal laden und noch einmal schießen, war Eins; immer bewegt sich die Figur nicht. Da faß ich mir ein Herz, ziehe vom Leder und auf den Kerl los; — ich sah aber nichts als einen moosigen Baumstrunk von Mannshöhe, auf dem ein Kittel hing, den die Arbeiter vergessen hatten. — Seither lach' ich über Eueren Schnickschnack!"

„Und doch ist es so," entgegnete der Hobbächer Waldschütz. „Mit Verlaub, gnädiger Herr, es gibt einmal Dinge, an die man nicht rühren soll. Freilich, man kann irren; hab' es auch erfahren, als ich aus dem Unterland vor bald fünfzig Jahren herkam, blutjung. Es war Herbstzeit und auf den Bergen hatte es schon Schnee. Nun schickt mich der Förster am Abend spät hinauf ins Ilgenfeld. Weil's kalt ist, trinke ich unterwegs in Dürrau einen Schnaps und hörte da allerlei erzählen, auch, daß ein Mann auf dem Ilgenfeld wohne, der nur alle hundert Jahr einmal ins Thal herabkomme; dann gäbe es eine Mordkälte. Er habe oben ein Haus von Karfunkel, es sey aber so eisig darin, daß selbst das Licht in der Ampel gefroren sey, und man könne ihn nicht anders erlösen, als wenn man den goldigen Eiszapfen am Licht wegbreche; dann aber werde man reich, viel tausend Dukaten. Und gar Viele hätten das Karfunkelhaus geschaut. — Ich lache auch und wandere gutes Muths immer höher, bis wo das Ilgenfeld an die Teufelsmühle stößt. Wie ich aber aus dem Wald herauskomme ins Gestein, so glitzert und glimmt es vor mir in einem großen goldenen Bogen; es steht aus wie eine Hütte von Karfunkel. Mir stockt der Athem; und da sich auch noch mitten im Licht ein dunkler Mann aufrichtet, meine ich, es sey mein Letztes. Langsam und immer langsamer gehe ich darauf zu; da schreit's: Wer kommt? — Gut Freund! sage ich; denn jetzt sehe ich die Köhlerhütte, und was so funkelt, ist nur der Kohlenhaufen, und es war das erste Mal, daß ich einen sah. — Das freilich war eine rechte Irrung; aber es gibt auch ernsthafte Dinge. So gehe ich mein Lebtag nicht wieder über den Kreuzweg vor dem obern Grenzthal. So oft und viel ich darüber weg bin, jedesmal ist mir am selben Tag ein Unglück passirt, und es geht allen Leuten so. Es sollen sich dort zwei Brüder um ein Mädchen ermordet haben."

„Hoho!" unterbrach ihn der Dürrauer Schütz — „ich komme eben darüber mit meinem Schlingel da; mir ist nichts passirt und jetzt in der Stube geht auch kein Rad mehr über mich und ihn."

Er deutete auf den Bauer, der zwischen den beiden Jägern saß mit dem Rücken gegen das Fenster; —

Otto hatte diesen seither nicht betrachtet, sah nun aber, daß es ein gefangener Wilderer seyn mußte.

„Verrede es nicht," erwiederte der greise Schütz seinem Genossen; „noch liegst Du nicht im Bett, und es ist Unglück genug, daß Du nicht einmal das Gewehr von dem Bauern aufgetrieben hast."

„Wie sollt' ich das auch gemacht haben! Denken Sie, Herr Baron," entgegnete der Getadelte, „seit drei Tagen bin ich dem Kerl auf der Spur; er hat sein Nachtlager in einer alten Köhlerhütte; aber jedesmal kam ich zu früh oder zu spät und traf nur abgelohtes Feuer. Heute aber nehme ich noch einen Schützen dazu; wir fangen unten im Thal an; Jeder geht in einem halben Zirkel, er rechts, ich links; an einem bestimmten Ort müssen wir dann wieder zusammentreffen und haben so Alles abgesucht. Endlich komme ich so zuerst an die Hütte; mein Kamerad fehlt noch; ich wart' und warte; er kommt nicht; und richtig brennt das Feuer und der Bauer liegt drinnen auf seiner Streu. Rufe ich nun, und er merkt, daß ich allein bin, so schießt er von innen heraus und ich bin umsonst des Todes. Der Andere aber kommt immer noch nicht. Jetzt fange ich an laut zu reden, als ob noch Jemand bei mir wäre; dann laß ich wieder mit einer andern Stimme antworten und klopfe dann keck an die Erdhütte. Heraus! schrie ich, und der Tölpel kommt richtig zum Vorschein, aber ohne Flinte und ist gar noch grob. Er hat wohl gemeint, ich soll mich jetzt bücken nach der Flinte und lang im Laub suchen; ich aber denke, die Flinte läge gut bis morgen und lasse ihn vorausgehen. Unterwegs hat er auch den Schrotbeutel noch weggeworfen an einem dunkeln Ort; ich hörte ihn aber fallen, machte mir ein Zeichen und hole ihn morgen. — Narr," wandte er sich an den Bauer, „ich bin so gescheidt wie Du; im Thurm wirst Du schon klüger werden und das Wildern abschwören."

Der Bauer machte nicht viel Wesens; er antwortete nicht, verzog die Miene nicht und sah vor sich hin. Nur zuweilen schlug er die Augen auf und schaute ans andere Ende der Stube, wo der Spielmann die Fiedel strich, daß das junge Volk fast nicht mehr konnte. Otto folgte diesem Blick und lachte laut auf bei dem Aussehen des Geigers.

Bei Kirchweih, Tanz und Hochzeit ist auf dem Gebirge der Spielmann das Faktotum. Es sind meist ihrer Drei, die zusammen musiciren: ein Hornist mit rothen Wangen, immer redselig, und zwei Geiger, die gar nichts sprechen und immer trinken, daß am zweiten Tage des Festes nur noch zwei verblichene Gesichter unter den alten verschossenen Mützen hervorschauen.

Heute, bei einem Gelegenheitstanze, führte nur ein Spielmann das große Wort, aber einer vom besten Schlag. Ein gelbes verblichenes Seidentuch um den Hals trennte den Mann in das Oben und Unten, welches ohnehin nicht zusammenpaßte, denn der Kopf war groß und der Körper arm und höckericht. Der Bursche fiedelte mit dem ganzen Leib und sprang dabei, wie besessen, bald auf die Bank, bald auf den Tisch, bald tanzte er mit herum und schrie wie ein Vogel, quakte wie ein Frosch oder knurrte wie ein Hund; und doch war er nie müde und geigte auch keinen einzigen falschen Ton.

Nicht so unermüdlich waren Jäger und Mädchen; sie mußten endlich doch einmal ausschnaufen und jetzt hatte der Fiedler etwas Neues zu thun: er mußte Späße machen. Die waren derb genug, aber man lachte, und er ging von Einem zum Andern, bis er endlich auch an den Tisch kam, wo Otto saß. Er grüßte denselben, wie sich gebührt; dann aber drängte er, als ob es sich von selbst verstände, den Hobbächer Waldschützen von seinem Platze neben dem Bauern weg.

„Ich muß zu meinem Vetter sitzen," sprach er, indem er dem armen Bauer die Hand hinter die Schulter legte; „trink', Vetter, trink', wenn der gnädige Herr Dir einschenken läßt; im Neuburger Thurm wächst kein Markgräfler!"

Otto wollte eben dazwischenfahren, denn der Spott mit dem Gefangenen war ihm zuwider, als er bemerkte, daß Bauer und Spielmann sich verstanden, denn der Geiger flüsterte einige Worte und löste, als wenn er damit spielte, den Fensterriegel mit der Hand, welche er dem Bauer hinter den Rücken gelegt hatte.

Indessen standen die Lustigen schon wieder paarweise und warteten auf einen neuen Tanz. Der Geiger aber fuhr jetzt die beiden Waldschützen an und rief:

„Wenn die Alten nicht auch tanzen, ist's kein Vergnügen, und ich spiele nicht mehr; ich möchte lachen, wenn es bei ihnen nicht mehr geht!"

Die Graubärte nahmen dies auf point d'honneur; flugs waren sie hinter den Wirthstöchtern her und stellten sich an die Spitze der Paare zum Vortanz, daß Otto, der dem Bauer absichtlich den Rücken kehrte, mit diesem allein am Tische saß.

„Jetzt mach', daß du kommst,
Jetzt mach', daß du gehst,
Und koch' mir den Sellerich — Sellrich!
Sellrich-rich, Sellrich-rich, Sellrich!"

geigte der Spielmann; man tanzt auf dem Wald keinen Walzer so gern, als diesen, und Alles dreht sich kunterbunt durcheinander.

Als sie einander stießen und traten und in einem Knäuel tanzten, daß Keiner mehr wußte, wo die Thüre war, öffnete der Bauer das Fenster, sprang behend hinaus und war schon im Walde über der Brücke, als die Jäger noch an den Tischen rückten, um im Erker die Gewehre zu holen, oder sich unter

der Thüre in ihrem Eifer selbst drängten und hinderten.

Der alte Rühs kam eben die Stufen der Hausthüre herauf.

„Was gibt's? wo brennt's?" rief er in bester Laune. „Laßt den Hungerleider laufen; Ihr kriegt ihn doch nicht und ist nicht der Mühe werth."

Mit diesen Worten führte er den ganzen Schwarm in den Saal zurück, wo der Spielmann mit den Armen über dem Tisch lag, als schliefe er tief, und der Hobbächer den Dürrauer Waldschützen verlachte.

„Nicht wahr, Du gehst nie wieder über den Kreuzweg am Brudermord; Du hast jetzt Deinen Schaden und müde Beine umsonst; seine Flinte wird nicht auf Dich warten und auch den Schroibeutel sucht er noch heute Nacht."

„Aber was gibt es denn Neues?" drängte sich Alles um Rühs her, der sich schon seit heute früh auf diese Frage freute und Otto nur deßhalb halbe Antworten gegeben hatte, um selbst die erste Nachricht zu bringen.

„Nu, ich will es kurz sagen: der Basler ist da!" sagte er und schaute sich ringsum.

Manche Dirne faßte ihren Schatz am Rockzipfel, denn der Basler war der schlimmste Wolfsthäler und der böseste Wilderer weit und breit, weil seine Kugel nie fehlte, wo er seinen Mann treffen wollte.

„Ja, ja! der Basler ist da und ich habe ihn auch geschossen, aber nicht zu Tod, nur auf die Achsel." Er zog ein kleines Stückchen Zwilch aus der Westentasche und zeigte es herum. „Die Kugel ist gerade an der Naht wieder herausgefahren, wo der Aermel am Rock sitzt; es muß ihn verdammt brennen, aber in zwei Tagen ist er wieder auf den Beinen," sagte er so sicher, als ob er den Verwundeten selbst verbunden hätte. „Aber was die Hauptsache ist, wir müssen über die Andern her, ehe der Basler wieder mitschießen kann. Ich habe es heute wohl abgespürt, sie wollen morgen Nacht im Batzenwald pürschen; da muß Alles herbei, was auf drei Stunden im Umkreis einen grünen Rock trägt; das muß eine Hauptaffaire geben!"

Die Jäger jubelten und freuten sich; Jeder war willig, heute noch in die Umgegend Boten zu laufen, damit ja morgen Abend um sieben Uhr alle Andern auf dem Platze seyn konnten. Auch Otto war es zufrieden, denn der Batzenwald lag nach einer ganz andern Seite, als die sieben Buchen; so konnte er nicht wohl leicht aufgestört werden, wenn er mit der Ammrey beisammen war.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

(Im Mai soll man nicht heirathen.) Warum nicht? Offen gesagt, weiß ich es auch nicht; aber unsere Vorfahren sagten es — sie hatten den Grundsatz:

> „Es ist weder Wittwen noch Jungfern gut freien
> Im Maien;
> Denn es pfleget sie bald zu gereuen."

Nun gaben sie aber auch einen Grund für diese Regel an:

> „Sie leben selten lang'; auch ist das Sprüchwort wahr:
> Was in dem Maien freit, ist nicht der besten Haar' (Art).

Aber — 's hat Alles seine Ursach'! — die guten Vorfahren konnten sich bei dieser Regel auf die Römer beziehen. In seinem Festkalender 5, 487—490 sagt schon Ovid vom Mai wörtlich dasselbe, was die angeführten Reime ausdrücken. Und merkwürdig! schon Ovid führt es als Sprüchwort im Munde des Volkes an, indem er zugleich einige Verse kurz vorher bemerkt: daß um diese Zeit die düstern Nachtgeister (Lemures) herumschwärmen, denen man die Tempel der Götter verschlossen habe. Warum aber bezeichnete der obige Reim ein Mädchen oder eine Wittwe, die sich im Mai verheirathete, als solche, an der kein gutes Haar sey? Warum nennt sie Ovid malas (schlecht)? Der Ausdruck darf wohl nicht so haarscharf genommen werden; man setze „leichtsinnig" oder „unbedachtsam" dafür, insofern sie zu einer Zeit den wichtigen Schritt unternahmen, wo die bösen Geister, wie Asmodi, ins hochzeitliche Gemach dringen und Braut wie Bräutigam erwürgen oder ihnen doch Nachtheil zufügen könnten.

Talleyrand meldete eines Tages seiner Frau den berühmten Denon zum Mittagessen an und bat sie, vor Tische noch etwas in dessen eben erschienener Reise in Aegypten zu lesen, damit sie ihm darüber etwas Verbindliches sagen könne; er fügte hinzu, daß er den Band auf seinem Studirtische für sie hinlegen werde. Aber er vergaß dies, und als Madame Talleyrand ins Studirzimmer kam, fand sie statt dessen einen Band von „Robinson Crusoe" auf dem Tische. Darin las sie recht aufmerksam, und es währte beim Essen nicht lange, so begann sie mit Denon über die einsame Insel, über sein Leben auf derselben u. s. w. zu sprechen, zum großen Erstaunen des armen Denon, der in der größten Verlegenheit war und nicht wußte, was er daraus machen sollte und was sie meinte; endlich sagte sie auch: „Und dann dieser liebe, gute Freitag!" Da merkte Denon, daß sie ihn für — Robinson Crusoe hielt!

Redaktion, Druck und Verlag von G. Ritter in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

Nro. 71. Dienstag, 14. Juni 1853.

Die Teufelsmühle.

(Fortsetzung.)

Des andern Tags am Abend stand der Förster schon längst fix und fertig vor dem Herrenhaus und die Waldschützen und Jägerburschen um ihn her. Sie waren alle da; nur Otto fehlte noch, welchen er Nachmittags einen kurzen Weg geschickt hatte, wovon er längst zurück seyn konnte.

„Der junge Herr ist doch sonst eine Kopflänge voraus, wo man den Hals brechen kann; es wird ihm doch nichts passirt seyn!" sagte Rühs endlich fast ärgerlich, weil man kaum gut länger warten konnte — „und es wär' schade, schade, wenn der junge Herr heute nicht dabei wäre; es kommt doch nicht alle Tage."

Er schickte einen Burschen nach dem andern aus, um den jungen Jäger zu suchen; sie kamen alle ohne ihn wieder, und am Ende mußte man ohne ihn aufbrechen.

Otto hatte sich mit der Wirthin verständigt, um, wie er angab, einen Scherz zu machen, und lachte hinter den Vorhängen der obern Stube durch, als er sie endlich abziehen und im Gehölz nach dem Batzenwald verschwinden sah.

Zuletzt machte er sich auch auf in einer andern Richtung; da er aber nicht zu eilen hatte, sondern nur ungeduldig war, nahm er den weitesten Weg über die Wiesen; denn er wollte vor Nacht gar nicht in den Wald und vor neun Uhr nicht zu der Grenzbuche kommen.

Langsam stieg er, als es bereits dunkelte, zur Höhe auf einen grasigen Weg, bis er an die ältesten Schläge kam und die Weißtannen höher wurden und im Nachtwind rauschten. Das Wetter war unsicher; der Mond stritt sich mit den Wolken und oft war's schwarze Nacht um ihn, wo das Dickicht stark wurde. Er wollte auf den Bergrücken kommen, welcher die Mühle vom Grenzthal trennt, und dort auf das Mädchen warten. Seine Gedanken waren schon bei ihr und darum seine Füße nachlässig, denn er stieß sich im Dunkel so heftig an einen Stein, daß er fast gefallen wäre.

Da der Mond gerade vorkam, so besah er sich den Stein; sein Haar sträubte sich aber und kalt lief es ihm über den Rücken hinab, als ihm der Kreuzweg am Brudermord in die Augen fiel. Die Worte des Waldschützen kamen ihm in den Sinn. „Zurück! zurück!" rief es ihm zu. Die Bäume schienen hereinzulangen und ihm den Weg zu versperren. Er fuhr sich mit der Hand über Stirn und Augen; er zauderte — doch er ging weiter.

Er hörte im Kloster die Abendglocke läuten; es mußte also halb neun Uhr seyn, als er an den Fußpfad kam, der von der Mühle nach den sieben Buchen führt. Es war ihm zuwider, daß er hier ein kaum abgebranntes Feuer fand und niedergetretenes Gebüsch und Kraut; er machte sich aber vergeblich Gedanken darüber, und da es ringsum still war, ließ er es auch seyn, setzte sich ins Dickicht am Weg und wartete.

Das Mädchen dachte wohl auch an die Stunde, allein sie mußte warten, bis der Maurer erst mit dem Reh fort war und ihr Vater aufhörte mit dem Basler zu reden, welcher matt und krank aussehend, aber doch wieder aufrecht auf der Ofenbank saß und unwirsch war, daß er heute gerade zu Hause bleiben mußte, wo er doppelt nöthig war, weil sich der Schluchtmüller durch Nichts bereden ließ, nur noch ein Allerletztesmal die Bande anzuführen.

Endlich aber war der Bursche schon geraume Zeit weg, daß er über dem Berge seyn mußte, und der Vater sagte Gute Nacht.

Sie wartete noch eine Weile; dann öffnete sie leise ihr Kammerfenster, horchte hinaus und schaute nach den Wolken. Ein leichter Sprung brachte sie auf den Berg, in welchen das Haus hineingebaut ist, und munter kletterte sie gerade empor, denn der schlängelnde Fußweg war ihr viel zu lang. Oft schaute sie sich um; das ungewisse Wechseln von Mondschein und Nacht mußte sie schon schützen, daß

„Ach Unsinn," erwiederte meine Mutter, „Eure Tante Bridget, mein liebes Kind, hat noch nie Jemanden liebgewonnen und wird es auch nie. Sie wird ihr vieles Geld milden Stiftungen vermachen, wenn sie es nicht alles für die neue Kirche aufwendet, die sie bauen läßt. Bridget Willoughby ist unfähig, irgend Etwas zu lieben, und war es von jeher," fügte meine Mutter schließlich hinzu.

Mein Vater lächelte; er widersprach meiner Mutter niemals, denn er war ein friedliebender Mann; doch lächelte er oft zu ihren vorlauten Behauptungen über Dinge, von denen er besser als sie unterrichtet war, und hier mochte dies der Fall seyn, da Miß Willoughby, die ich eben jetzt besuchen sollte, meines Vaters Schwester oder vielmehr Halbschwester war und nicht die meiner Mutter.

Die Einladung, die ich von der Tante nach ihrem Gute Ashwell erhalten, hatte uns Alle in Erstaunen gesetzt. Meine Tante nahm keine Besuche an und hatte viele Jahre unsere Familie gänzlich ignorirt. Ich glaube, daß selbst in meiner Mutter so einige unbestimmte Ahnungen aufgestiegen waren, die Dem, was meine Schwester Helene eben geäußert, weniger ungleich waren, als sich der Leser nach ihren obigen Worten hat denken können.

Es war ein herrlicher Tag, an dem ich aus dem ruhigen Pfarrhause meines Vaters abreis'te; die Stage-Coach brachte mich rasch durch schöne Gegenden nach Hampshire, wo meine Tante wohnte. Es ist merkwürdig, wie gewisse Tage durch den Nebel der dahingeschwundenen Jahre so klar, so hell vor Einem stehen. Dieses Tages erinnere ich mich, als ob es gestern gewesen wäre: die weiten Ebenen, auf denen das Sonnenlicht lag und sie mit seinen Strahlen vergoldete, die steilen Anhöhen, über die wir fuhren. Ich kann mir selbst die Züge eines der Mitreisenden vergegenwärtigen, der neben mir im Wagen saß und unaufhörlich sprach; es war ein junger Seemann, er wollte nach Portsmouth.

Es war ein schönes Gut, das meine Tante besaß, sie erbte es mit einem beträchtlichen Vermögen von der Familie ihrer Mutter. Es war schon spät am Abend, als wir nach Ashwell kamen. Die Stage-Coach kam an der Pforte vorüber. Dort wartete ein Diener auf mich, der mir meinen Reisesack abnahm und mir nach dem Hause vorausging.

Wir gingen schweigend einen mit herrlichem Immergrün eingefaßten Weg entlang, der uns bald vor das Haus brachte — ein großes, niedriges Gebäude, grau vom Alter, an mehreren Theilen mit Epheu bedeckt, zwischen dem in dieser Jahreszeit Rosen blühten und andere Schlinggewächse.

Eine alte Dienerin öffnete die von einem großen Portal beschirmte Hausthür und führte mich in das Wohnzimmer vor meine Tante.

Die Lichter waren schon angezündet und erhellten einen Theil des weiten Gemaches, den, wo meine Tante vor einem großen, mit Papieren bedeckten Tische saß.

„Mr. Godfrey Willoughby!" meldete die Dienerin und entfernte sich.

Meine Tante sah einen Augenblick auf und nickte, erhob sich aber nicht von ihrem Stuhl und gab mir nicht die Hand. Ich war ein furchtsamer junger Mensch und der Empfang machte mir wenig Muth.

Nicht ohne Ungeschicklichkeit fand ich einen Stuhl und saß nun da und schaute meine Tante an, die wieder mit Schreiben beschäftigt war und auf meine Anwesenheit gar nicht zu merken schien. Ihr Gesicht muß einst schön gewesen seyn; noch jetzt war die Regelmäßigkeit ihrer Züge eben so auffallend, als die Reinheit und Zartheit ihres Teints. Ihr Haar, das sie noch in Fülle hatte, war völlig grau; es war mit Nettigkeit und Geschmack geordnet und gab ihrer Erscheinung etwas Eigenthümliches; sie trug keine Haube.

Während ich sie nun so neugierig anschaute, kam eine andere Dame herein. Die Erscheinung derselben war in auffallendem Contrast zu der meiner Tante. Sie schien jünger an Jahren zu seyn, und was von ihrem Haar unter einer eng anschließenden Haube zu sehen war, war von einem reichen tiefen Braun. Sie trug ein dunkles Kleid, und während die Züge und das Wesen meiner Tante nur eine scharfe und nicht angenehme Entschiedenheit ausdrückten, schienen die der andern Dame nur Sanftmuth und Güte anzudeuten, mit den Spuren eines Kummers, wie es mir vorkam, der ihr Leben oder einen Theil desselben getroffen.

„Wollen Sie so gütig seyn, Mrs. Dalton, mit meinem Neffen zu sprechen, bis ich diesen Brief beendigt habe?" sagte meine Tante. Der Ton ihrer Stimme war laut und etwas scharf, oder vielleicht richtiger gesagt, unnatürlich hell und artikulirt.

Es ließ sich von einer Unterhaltung zwischen einem furchtsamen jungen Manne und einer ihm fremden Dame wenig erwarten. Aber Mrs. Dalton wußte die Schwierigkeit zu überwinden. Noch ehe meine Tante ihr sonderbares Verlangen ganz ausgesprochen, hatte jene sich schon zu mir gewendet, wie ohne Rücksicht auf dasselbe, und richtete an mich einige unbedeutende Fragen über meine Reise, die mich bald Vertrauen zu ihr fassen ließen.

Nie hatte ich eine freundlichere und einnehmendere Dame gesehen. Wir sprachen über Mancherlei; ich erzählte ihr von meiner gewöhnlichen Lectüre, von den Oertern, die ich auf meiner Reise gesehen, und war mit ihr in der angenehmsten Conversation begriffen, als die helle Stimme meiner Tante dieselbe unterbrach:

sie nicht gesehen wurde. Und doch war ein böses Auge wach!

Der Maurerkarle war mit seiner Last den Berg hinaufgestiegen; sie drückte ihn und er warf sie ab. Er weinte fast vor Grimm und konnte sich doch von der Mühle nicht trennen; er setzte sich und brütete in sich hinein. Da war es ihm, als sähe er ein weißes Tuch vor Ammrey's Fenster wehen; bald darauf flatterte das weiße Zeichen höher und höher am Berg.

Zuerst schritt er ein paar Gänge querein auf die Gestalt zu; er besann sich aber und sprang den Berg hinab in die Mühle. Mit der Faust schlug er dem Alten an die Kammerthüre und rief voll Spott und Hohn:

„Die Ammrey ist eben hinaus in den Wald zum Stelldichein mit dem Jäger, die reine Jungfrau, die für mich zu gut ist!"

So bös er aber war, erschrack er doch, als der Müller aufbrüllte, aus dem Bette sprang, halb angekleidet Gewehr sammt Jagdtasche überwarf und den Berg gerade hinaufrannte, daß der Maurer nicht nachkam.

Otto war seines Harrens auch überdrüssig geworden und schritt gegen die sieben Buchen hinab, als ein Hund ihn stellte und leise anschlug. Der Förster trat hinter demselben aus dem Dickicht hervor.

„Halt's Maul, du ungebildetes Thier; es ist ja der Herr Baron, der unsere Spur gefunden hat. Hätt' ich doch den Kopf verwettet, daß sie der Herr Otto bei Nacht nicht finden werde; und doch kommt er. Es war unten im Batzenwald Nichts; deßhalb haben wir uns hierher verzogen. Wir schätzen, die Wilderer seyen im Grenzthal, so ein Büchsenschuß über der Grenzbuche aufwärts. Es paßt gerade, daß der Herr Otto auf uns trifft; und nur immer das Mittel genommen, wenn man zielt, junger Herr, und vorsichtig!"

Wohl oder übel mußte Otto dem Förster folgen, der, statt vollends in das Thal hinabzusteigen, sich an der Halde hinzog, bis sie auf die Andern trafen, welche nun in der That die Spur der Wilderer gefunden hatten. Sie beriethen sich so leise als möglich, denn die Bauern mußten ganz in der Nähe seyn.

Die Jäger standen an einer Wegscheide; drei Wege liefen nach verschiedenen Seiten durch's Grenzthal, zwei davon aber bald über den Bach, der eine große Krümmung machte, und also auf bayerischem Grund und Boden, wo die Jäger von Rechtswegen nichts zu thun hatten.

„Geh' der Herr Otto nur auf dem Weg rechts vor mit dem Dürrauer Waldschütz," sagte Rühs; „wenn es auch bayerischer Weg ist, hat es doch da am wenigsten Gefahr; ich nehme den mittleren Weg mit dem Hobbächer; die Andern halten zusammen und gehen links. Falls ein Schuß fällt, läuft Alles hier an die Wegscheide zurück, daß wir im Nothfall bei einander sind."

Otto gehorchte um so lieber, weil der Weg, der ihm angewiesen war, zunächst nach den sieben Buchen führte. Er war schon einige Schritte voraus, als die Sau, welche sie gestern abgespürt hatten, über den Weg wechselte; er sah und hörte noch, wie der alte Rühs den Mittelweg hinabstieg und dem Waldschützen zuflüsterte, daß die Sau böhmisch werden müsse. Schneller eilte Otto voran, denn das Thier konnte ihm ja auch noch auf seinem Wege zu Schuß kommen. Er kam in eine kleine Lichtung und sah die Sau auch richtig anrennen; schon legte er an, da knackt es neben ihm, und wie er so hinsieht nach dem Geräusch, erblickt er einen starken Mann, der kaum auf zehn Schritten nach ihm zielt und eben dabei ist, wieder aufzuziehen, weil es ihm das erstemal versagt hat.

Es war nicht zu zaudern. Otto zog das Gewehr herauf, schoß — und lautlos fiel sein Mann. Er glaubte von den Buchen her einen leisen Schrei zu vernehmen und die Gestalt Ammrey's zu erkennen, die dem Walde zueilte. Rasch begab er sich zurück zu seinen Genossen, die so eilig zusammenliefen, daß Rühs seine Mütze dabei verlor. Er berichtete kurz und man beschloß, zurückzugehen, damit die Wilderer ihren Kameraden suchen könnten. Alle wanderten stumm und leise und sprachen das erste Wort, als man endlich die Uhr auf dem Kloster schlagen hörte. Doch war die Gefahr erst ganz vorüber, als endlich das Unwetter losbrach, was den ganzen Abend gedroht hatte; jetzt war es so Nacht, daß man vor jeder Kugel sicher blieb.

Unter Sturm und Regen erreichten sie die Försterei; sie waren jetzt geborgen, aber es wollte mit dem Behagen nicht recht werden; sie hatten etwas auf dem Herzen und durften doch vor Andern nicht davon reden. Otto aß nicht und trank nicht; die Stille wurde zuletzt unleidlich und Alle legten sich nieder, um in der Frühe an den Unglücksplatz zurückzukehren.

(Fortsetzung folgt.)

Tante Bridget.

Aus dem Englischen des G. F. Pearson.

„Vielleicht gewinnt Tante Bridget den Godfrey lieb, Mama, und vermacht ihm all ihr Geld," sagte meine kleine Schwester Helene, die immer von sehr sanguinischer Disposition ist.

„Wann können wir Ihre Tochter erwarten, Mrs. Dalton?"

„Um acht Uhr. Sie muß nun gleich kommen, denke ich. — Meine Tochter hat meiner gütigen Freundin und mir recht Sorge gemacht, Mr. Willoughby," sagte Mrs. Dalton, sich an mich wendend; „sie muß unvermuthet ihre Pension verlassen, weil in derselben ein heftiges Fieber ausgebrochen ist, das vielleicht mehreren ihrer Freundinnen gefährlich werden kann."

„Sie wird nicht wieder in diese Pension zurückkehren," sagte meine Tante mit Bestimmtheit; „wo Fieber entstehen, ist Unordnung in der Lebensweise, oder schlechte Luft, oder auch schlechte Nahrung und schlechtes Wasser."

Mrs. Dalton wendete ein, daß das Institut nicht nothwendigerweise für ein solches Unglück verantwortlich sey, und schien dies noch weiter ausführen zu wollen; aber sie brach ab, horchte und rief aus:

„Sie ist da! Hören Sie nicht den Wagen?"

Man hörte die Wagenräder unter den Fenstern knarren. Mrs. Dalton verließ das Zimmer und kam zurück, ihre Tochter führend. Meine Tante stand auf, ging auf sie zu, umarmte sie und hielt sie dann etwas von sich ab, indem sie sagte:

„Bist Du wirklich wohl, Kind? Es fehlt Dir also gar nichts?"

„Vollkommen wohl," antwortete das junge Mädchen, und zum Beweise machte sie die Bänder ihres Hutes auf und ließ die langen Locken um ihr von Jugend und Schönheit blühendes Gesicht fallen.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

(Eine Kleiderordnung.) Die „Posener Ztg." theilt folgende Kleiderordnung des Posener Magistrats aus dem Jahre 1835 mit: „Da es der Obrigkeit, dem Bürgermeister und Magistrate geziemt und es ihre Sache ist, Alles zu dämpfen, was beleidigend und verderbenbringend ist; damit nicht nach dem Beispiele der Verdorbenen die Rechtschaffenen und Gutgesinnten, wie von der Pest angesteckt, sich allen Lastern ergeben: — so verfügen wir Bürgermeister, Syndik, Schöppen, Geschworenen und Aeltesten der Zünfte der Stadt Posen, wohl erwägend: da das Gesinde, besonders die Dienstmädchen in unehrbare und unanständige Sitten ausarten, die Furcht Gottes verachtend, allen ihren Verdienst auf Ueppigkeit, besonders auf Luxus in Kleidung verwenden und weit größere Ausgaben auf Kleiderbebrämung und Putz machen, als ihr Dienstlohn erlaubt, und da dermaßen ihr Gemüth zu Wollust hinneigend es sich ereignet, daß das Gesindel seine Herrschaft bestiehlt, Unordnungen sich zu Schulden kommen läßt und in frecher Ausgelassenheit lebt, daß folgende Artikel auf ewige Zeiten in der Stadt Posen befolgt, und daß in Zukunft alle Diejenigen, die zum Bürgermeisteramte erwählt werden, sich durch einen Eid verpflichten, diese Verfügungen genau zu beachten und zu vollziehen:

1) Keinem Dienstmädchen, keiner Amme oder keinem Schenkmädchen sey es erlaubt, ihren Kopf zu putzen, oder mit Sammet, Damast und Atlas zu bedecken, noch sich an öffentlichen Orten in seidenen mit Pelzwerk bebrämten Mützen zu zeigen, bei Strafe die weiter unten folgt.

2) Kein Dienstmädchen soll in Zukunft Schnürleiber, Mieder, Corsets noch Halsbänder von Sammet, Damast, Atlas, Camelot, oder dergleichen neu erdachte, tragen, bei Strafen die unten angemerkt.

3) Keine von erwähnten Dienstmädchen darf es wagen, Kleider mit Sammet, Damast, Atlas, mit Hermelinpelz oder anderem theuern Rauchwerk zu brämen. Erlaubt ist es ihnen aber, ihre Kleider mit Halbatlas zu besetzen, jedoch darf der Besatz nicht breiter seyn, als drei Finger des Mädchens, das ihn trägt.

4) Kein Dienstmädchen darf sehr weite und in viele Falten gelegte Kleider tragen. Nur Kleider in sieben bis acht Falten gelegt sind ihnen zu tragen erlaubt; im Uebertretungsfalle erfolgt eine weiter unten angesetzte Strafe.

5) Da ein wollüstiges Auge leicht und oft gereizt wird, so verordnen wir, daß kein Dienstmädchen mit Gold- und Silbergeweben, noch mit Perlen ihre Jupe ausputze; weder Ringe an den Fingern, noch goldene oder silberne Gürtel trage, oder ihren Hals mit goldenen, silbernen, seidenen noch andern Ketten ziere. Weiter verbieten wir den Dienstmädchen, künstlich gewebte seidene Halsbänder, so wie Schuhe von Sämischleder zu tragen, und wollen, daß ihre Körperbewegung und Anzug nicht Pracht, sondern anständige Sitten bezeuge, — daß sie ihr Geld nicht in Ueppigkeit und Uebermaß vergeuden, sondern sich für die Zukunft einen Brautschatz sammeln.

Sollte irgend ein Dienstmädchen, eine Amme oder ein Schenkmädchen wider diese unsere Verordnungen handeln, so bezahlt sie das erste Mal 6 Groschen; wenn sie aber zum zweiten Mal diese Vorschriften übertritt, 12 Groschen Strafe; sollte sie zum dritten Mal ungehorsam seyn, so werden ihr die Verbrämungen (Besätze) und verbotenen Kleidungsstücke confiscirt. Wenn sie endlich zum vierten Male diesen unsern Verfügungen leichtsinnig zuwiderhandeln sollte, dann wird sie aus der Stadt gejagt, ohne die geringste Hoffnung, je wieder zurückkehren zu dürfen."

Redaktion, Druck und Verlag von G. Ritter in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

Nro. 72. Freitag, 17. Juni 1853.

Die Teufelsmühle.

(Fortsetzung.)

Ehe die Sonne ganz heraufkam, war schon Alles in der Försterei wach und die ganze Gesellschaft zog leichteren Herzens, denn sie konnten jetzt wenigstens unter sich davon reden, auf dem nächsten Wege ins Grenzthal.

Der Fall war schwierig. Auf bayerischem Grund und Boden war der Schuß gefallen, dort lag auch der Todte, und doch hatten die Jäger weder Recht noch Pflicht, so weit zu verfolgen. Kam die Sache 'raus, so gab es zum mindesten eine langwierige Untersuchung, und davor scheut sich in jener Gegend, wer eine Büchse trägt.

Freilich war zu hoffen, daß die Wilderer den Leichnam gefunden und begraben hatten; wenn aber nicht, so mußten ihn die Jäger einscharren, und dies war eine gefährliche Arbeit, denn kaum hundert Schritte davon ging ein Fahrweg, und wenn der bayerische Förster dazu kam, gab es eine böse Geschichte.

Davon schwatzten die Andern; Otto aber ging still hinterher und schaute nach der Mühle hinab.

Endlich kamen sie an den Scheideweg.

„Ich gehe nicht weiter," sagte der Jüngling; „ich will hier warten, bis Ihr zu Ende seyd."

„Mir ist es auch recht," sprach der alte Rühs; „ich will dem Herrn Otto schon sagen, wo er hingeschossen hat; er mag nur ein bischen Obacht geben, wenn ein bayerischer Jäger kommt, und uns zur Warnung einen Eulenruf thun. — Und Du," wandte er sich zum jüngsten Jägerburschen, indem er ihm die Schaufel abnahm, „Du suchst meine Kappe; sey aber vorsichtig! — Seht Ihr dort die frischen Spuren im Gras?" rief er erfreut — „sie haben nach ihm gesucht; auch gut, so ist uns die Arbeit erspart."

Sie gingen und Otto blieb allein. Es wäre ihm jetzt gar viel werth gewesen, hätte er gestern am Kreuzweg umgedreht, denn es wurmte ihm unheimlich, daß er ordentlich eine Freude hatte, als nach einer Weile Rühs wieder ankam.

„Sie haben ihn schon unter dem Boden, eben wälzen sie Steine darüber und der Hobbächer will noch 's Vaterunser sprechen. Und weiß der Herr Otto, wer es ist? — Der Schluchtmüller ist's! — Hat ihn doch endlich der Teufel noch holen müssen nach dreißig Jahren!" fuhr Rühs fort, ohne zu bemerken, daß Otto bleich wurde und sich an einen Stamm lehnte — „gerade durch die Brust; glaub' ich es doch gern, daß der nicht mehr geschnappt hat!"

Jetzt schaute er Otto an.

„Aber um Alles in der Welt, was kommt denn meinen jungen Herrn an?" rief er — „der sieht ja so weiß aus wie ein Leintuch! — Der Herr muß es sich nicht so zu Herzen nehmen, es ist ja nur ein Wilderer und war Nothwehr, pure Nothwehr, und in des Fürsten Namen!"

Als die Andern herzukamen, faßte sich Otto gewaltsam zusammen. Sie brachten die Habseligkeiten mit, welche sie bei dem Todten gefunden hatten: die Büchse und die Jagdtasche mit dem Schrotbeutel, Pulverhorn, einige Gulden Geld, blutige Stricke, an denen noch Rehhaare klebten, und ein altes abgegriffenes Gebetbuch.

„Diese Art ist noch fromm, wenn sie gerade vom Teufel geholt wird," sagte Rühs, indem er sich bemühte, den Schuß aus der Flinte zu ziehen; „und eine Ladung hat er, es hätte ein Elephant fallen müssen. Sieh der Herr Otto nur her und mach' er sich jetzt keinen Kummer weiter; der Eine oder der Andere! und 's ist jetzt doch besser, wie es ist. — Aber meine Kappe!" schrie er dem Jägerburschen zu, der vom Suchen zurückkam.

„Die Wilderer müssen sie gefunden haben," antwortete dieser; „es ist unten ein trockener Ring mitten im nassen Gras, aber die Kappe ist weg, und wenn der Name darinnen steht, so könnt Ihr beten, Herr Förster!"

„Und Du bist ein naseweises, unerfahrenes Bürschchen," lachte der Alte; „wenn ich auf Wilderer ausgehe, setze ich immer eine bayerische Jägerkappe auf." Dabei rieb er sich vergnügt die Hände.

Otto war indessen unbemerkt weggegangen und verbarg sich im Walde.

„Der junge Herr dauert mich," sagte der Alte; „doch wird er sich schon daran gewöhnen. Wir müssen aber jetzt eilig an's Geschäft; man verthut zu viel Zeit!"

Die Jäger wanderten fort, der eine dahin, der andere dorthin, und Rübs schritt allein weit hinauf ins Grenzthal und pfiff sich dazu etwas Lustiges vor.

Er dachte noch darüber nach, wie dem Schluchtmüller doch eigentlich ganz Recht geschehen sey, als er mitten im Dickicht den Basler vor sich stehen sieht, wie er leibt und lebt.

„Halt! in des Fürsten Namen!" donnerte er ihn an und zog die Büchse herauf. Der Wilderer lachte ihm ins Gesicht und deutete auf sechs Flintenläufe, die sich von allen Seiten aus den Büschen gegen den Förster richteten.

Sich zu widersetzen, wäre unnütz gewesen; Rübs ließ sich also die Büchse abnehmen und wartete ruhig ab, wie weit sie es mit ihm wagen würden.

„Jetzt wird abgerechnet!" sagte der Basler, indem er ihm mit einem wilden Lachen auf die Schulter klopfte. „Wir wollen probiren, ob Du kugelfest bist, wie die Leute sagen."

Rübs antwortete nicht, denn es schickte sich nicht, mit Spitzbuben zu kapituliren, und wanderte kerzengerade mit den Wilderern hinunter bis an den Fahrweg neben der Grenzbuche.

„So, jetzt knie' nieder," sagte grimmig der Basler, zog, wenn auch mit Schmerzen, den Arm aus der Schlinge und spannte. „Du hast mich zweimal geschossen, das wollt' ich vergeben; wer aber hat den Schluchtmüller kalt gemacht? Doch auch Du, denn der Junge schießt nicht so sicher. Gebt die Kappe her! — Meinst Du denn, Du seyest allein der Fuchs, und ich glaubte, die Kappe sey einem bayerischen Jäger? — Du mußt sterben!" schrie er, als Rübs beharrlich schwieg — „knie' nieder und sag' Dein Gebet!"

Rübs kniete und sagte mit fester Stimme sein Vaterunser, als ihm der Basler die Mündung an die Stirn legte.

Ruhig hätte er den Schuß empfangen, aber der Bauer zögerte und zögerte und machte den Schnepper erst los. Dies ertrug auch der zähe Förster nicht: er wurde bleich und sank zusammen.

(Schluß folgt.)

Tante Bridget.

(Schluß.)

Mit der ganzen Leidenschaft meines tieffühlenden Wesens liebte ich damals: es war meine erste Liebe. Das Einzige, was an meinem vollkommenen Glücke während meines vierzehntägigen Aufenthalts in Ashwell fehlte, war, daß ich nicht mit Ella allein seyn konnte, und wenn ich es einmal einen kurzen Augenblick war, so vermochte ich nicht, ihr meine Gefühle zu erklären, mir fehlten die Worte. In der vorletzten Nacht vor meiner Abreise lag ich schlaflos im Bette, und fest entschlossen, ihr vor meiner Abreise Etwas zu sagen, sann ich mir die Worte aus, die ich an sie richten wollte; aber während ich sie aussann, fühlte ich, daß der erste Augenblick, wo ich Gelegenheit haben würde, sie zu äußern, sie auch wieder verscheuchen würde.

Meine Tante schien an diesem Tage Ella und mich mit ungewöhnlicher Aufmerksamkeit zu bewachen; aber gegen Abend ward sie gebeten, eine arme Kranke zu besuchen, um ihr Rath und Beistand zu bringen, wozu sie stets bereit war. Ella war im Garten allein, ich sah durch das dunkle Gebüsch ihr weißes Kleid schimmern und mit klopfendem Herzen ging ich ihr nach.

Ich erreichte sie. Wie ich meine Worte anfing, weiß ich nicht mehr, aber in wenigen Augenblicken hatte ich ihr die ganze Geschichte meiner jugendlichen Liebe erzählt. Sie mußte sie schon früher bemerkt haben, doch ängstlich und aufgeregt stand sie mir gegenüber, als ich weiter sprach.

Ich hielt inne, um Athem zu schöpfen; sie sagte nichts.

Sie hatte ihre Hände voll Rosen, welche sie gepflückt, um sie in die Blumenvasen im Wohnzimmer zu setzen.

„Ella," sagte ich, „geben Sie mir eine Rose, zum Andenken an Sie, wenn ich fern bin."

Mechanisch hielt sie mir die Rosen hin.

„Nein," sagte ich, „geben Sie mir selbst eine."

„Narrenpossen!" ertönte plötzlich die scharfe Stimme meiner Tante. „Gib sie alle mir, Kind," sagte sie und ergriff die Blumen mit ihrer starken Hand.

„Ich habe, ohne es zu wollen, Ihre letzten Worte gehört, mein Herr, indem ich da über den weichen Rasen durch dieses Gebüsch ging. Es thut mir leid, Ihren Liebesroman gestört zu haben, junger Mann; aber lassen Sie ihn gestört seyn und gestört bleiben. Was Dich betrifft, Ella, so erinnere Dich, was ich Dir diesen Morgen sagte; ich wiederhole es jetzt. Liebe muß bei einem Weibe mit Leid und Täuschung enden. Der Mann, der sie liebt, verläßt sie und wählt eine Andere; dann hält sie sich für unglücklich und ist es auch in einem gewissen Grade; oder

er heirathet sie und vernachlässigt sie, und dann ist sie unglücklich und zwar ganz unglücklich —"

Während sie so sprach, war sie rasch nach dem Hause gegangen, sich auf meinen Arm stützend. Ella ging ihr an der andern Seite.

Als wir ins Haus traten, wandte sie sich zu mir und sagte:

„Sie reisen morgen ab, mein Herr; gehen Sie in das Frühstückszimmer, ich werde Ihnen dort nachkommen, wenn ich meinen Shawl abgelegt habe."

Es war ein seltsames Gemisch von Härte und Freundlichkeit in meiner Tante Bridget. Mein vierzehntägiger Aufenthalt im Hause hatte meine Furcht vor ihr sehr verringert. Selbst jetzt, als sie eintrat, fühlte ich mich weniger beunruhigt, als damals, wo ich zuerst ihr gegenüber stand.

Sie setzte sich in einen großen, mit rothem Sammt hoch gepolsterten Lehnstuhl mit einer Menge gelber Nägel, und forderte mich auf, mich ihr gegenüber zu setzen. Ich wartete, daß sie das Gespräch beginnen sollte, indem ich dachte, daß es sich auf Das, was eben vorgegangen war, beziehen würde. Aber sie heftete ruhig und forschend ihre Augen auf mich, wie es ihre Art war, wenn sie mit Jemanden sprechen wollte, und sagte:

„Wann wird Ihr Vater Sie nach Oxford schicken, Godfrey?"

„Ich weiß es nicht recht," antwortete ich; „ich sollte diesen Herbst hingehen, aber" — ich stockte, weil ich die wahre Ursache, die es verhinderte, nicht nennen mochte — „mein Vater war nicht im Stande, es zu bestreiten."

„Das wundert mich nicht," sagte sie, „wenn Einer unter seinem Stande heirathet, wie Ihr Vater, und dann viele Kinder hat, wie er, so ist eine nothwendige Folge, daß die Erziehung der Kinder leidet. Wie alt sind Sie?"

„Neunzehn Jahre," antwortete ich.

„Dann ist es Zeit, daß Sie zur Universität gehen, und zwar in das Christchurch College. Ich bin nicht für die kleinen Collegien; die Leute senden ihre Söhne in die kleinen Collegien, um sie von Gesellschaft und Aufwand fern zu halten. Das ist thöricht: wenn es in einem kleinen Collegium träge und extravagant hergeht, so hat ein junger Mann keine andere Wahl, als auch träge und extravagant zu werden; allein in einem großen Collegium kann er seinen eigenen Weg gehen, und es ist seine eigene Schuld, wenn er einen schlechten einschlägt."

Meine Tante sprach gerade so, als ob sie selbst in Oxford ihre Bildung erhalten hätte. Ich blickte sie erstaunt an.

„Sie werden morgen früh an die Thür meines Ankleidezimmers klopfen, ich will Ihnen einen Brief an Ihren Vater geben; — Sie werden Ihr Frühstück bei Zeiten nehmen müssen, da die Stage-Coach hier schon um acht Uhr vorbeikommt."

Als ich am andern Morgen an ihre Zimmerthür klopfte, gab sie mir ein Packet für meinen Vater. Beim Einhändigen desselben sagte sie mir:

„Sie werden nach Oxford gehen, und mein Rath für Sie beim Scheiden ist: Arbeiten Sie — das Leben ist für Thaten, nicht für Träume."

Das war sehr wahr. Ich ging im Oktober nach Oxford. Der Brief meiner Tante, so hörte ich, gewährte meinem Vater die Mittel, daß ich dahin gehen und meine Studien dort fortsetzen konnte, lehnte aber alle ferneren Absichten zu meinen Gunsten in bestimmten Ausdrücken ab.

Ich glaube sagen zu können, daß ich dem Rathe meiner Tante nachkam; meine Promotion auf der Universität kann vielleicht einen Beweis dafür geben. Aber fortwährend schwebte mir in der Einsamkeit meiner Studien und in dem ernsteren Kampfe meines Lebens das Andenken an jenes liebliche Mädchen vor, das ich zuletzt im Garten zu Ashwell gesehen hatte. Sobald ich mich unabhängig fühlte und die Aussichten für die Zukunft Bürgschaft leisteten, war mein erstes Gefühl, daß ich an Miß Dalton schrieb und sie bat, daß, wenn das Andenken an die Vergangenheit noch ebenso bei ihr wie bei mir lebte, sie meine Stellung, die ich nur für sie errungen hätte, schmücken und mit mir theilen möchte.

Die nächste Post brachte mir einen Brief, aber nicht von Ella, sondern von meiner Tante. Sie schrieb:

> „Sie haben das ruhige Leben des Kindes gestört und alle meine Pläne vereitelt; das Beste, was Sie thun können, ist für Sie, nach Ashwell zu kommen, und für Beide, sich nach dem Resultat Ihres Besuches zu richten."

Ich eilte nach Ashwell und fand Ella liebenswürdiger als je; der Zug von Nachdenken, den ihre Stirn bekommen hatte, machte sie nur noch schöner.

Am Ende von vierzehn Tagen hatte ich wieder eine Unterredung mit meiner Tante im Frühstückszimmer. Wir saßen zu derselben Stunde auf denselben Stühlen und ich erwartete beinahe, daß sie die Unterredung mit dem Verlangen einer Erklärung über die Worte, die sie im Gebüsche gehört, beginnen würde; statt dessen waren ihre Aeußerungen folgende:

„Es war meine Hoffnung und mein Gebet, daß Ella unverheirathet bleiben und dem großen Leid der Meisten ihres Geschlechts — Liebe und Ehe — entgehen möchte. Meine Absicht war, daß sie mein ganzes Besitzthum erben sollte. Nun hat Gott es anders bestimmt, und indem ich den Eingebungen meiner Zuneigung für sie folge, bin ich im Stande, damit das zu vereinigen, was vielleicht eben so sehr

eine Pflicht gegen meine Verwandten war. Sie und Ella zusammen werden Ashwell und Alles, was ich hinterlasse, erben. — Vielleicht wünschen Sie zu erfahren, warum ich Ella vor meiner eigenen Familie den Vorzug gab. Ich will es Ihnen sagen. Ella's Vater war mit mir versprochen; er täuschte mich, verließ mich und heirathete eine Andere. Ich besaß damals noch kein Vermögen. Das Mädchen, welches er heirathete, galt für reich; nach der Heirath fand er, daß sie Nichts hatte. Er behandelte sie so schlecht und unwürdig, wie es sich nur denken läßt, und verkürzte sein eigenes Leben durch Ausschweifungen, die das Unglück seiner Frau vollendeten. Aber es gibt Träume, die auch der Stärkste nicht vergessen kann. Je weniger Neigungen ich in meinem Leben gehabt habe, desto stärker sind sie gewesen. Als ich hörte, daß Kapitän Dalton gestorben und seine Frau und Tochter unversorgt seyen, nahm ich Beide in mein Haus; die Eine ist seitdem meine Schwester gewesen, die Andere ist noch meine Tochter."

Mannigfaltiges.

(Geschichte des Shawls.) Es ist ein eigenes Ding um die Geschichte der Einwanderung dieser südöstlichen Fremdlinge aus dem Geschlechte der Cachemire in das civilisirte Europa. Aus vergilbten fünfzig Jahre alten Historienbüchern ersehen wir, daß ein türkischer Gesandter in Paris — zur Zeit der Republik — dort gegen eine „Bürgerin" (eine „Bürgerin" von hohem Rang) in südöstlicher Herzensgluth entbrannt gewesen sey und ihr, als er nach Konstantinopel zurückgekehrt, von dort einen prächtigen Shawl als Erinnerungs- und Huldigungszeichen geschickt habe. Bis dahin war der Shawl in der Seine-Hauptstadt ein Fremdling, mit dem man nicht wußte, was anzufangen. Eine Gebrauchsanweisung — wie jetzt bei **Revalenta Arabica** oder bei Hühneraugenpflaster — lag nicht bei. Die Beschenkte war im Zweifel, wie sie das Geschenk benutzen sollte. Endlich, nach langem Grübeln, glaubte sie, daß das weiche, feine Gewebe eine passende Fußbedeckung abgeben könne, und am Kamine sitzend, empfing die Dame ihre Besuche, die zarten Füßchen von der wärmenden Hülle umschlungen. So zu den Füßen der Huldin geschmiegt, wie ein zärtlicher Seladon, begann der Orientale seine europäische Laufbahn; später stieg er, stieg bis zur schlanken Taille, zur vollen Büste Derer, zu deren Füßen er anfangs gelegen. Napoleon, der selbst steigende, half dem Zeitgenossen zu dieser Höhe hinauf bald nach seiner Rückkehr aus Aegypten. Als er nach dem schönen Frankreich zurückkehrte, legte er Josephinen die geschmackvolle orientalische Eroberung, eine Auswahl von schönen Cachemirs, nicht zu Füßen, sondern um die Schultern. Das zarte Beispiel fand Nachahmung, und als Josephine Kaiserin war, bemühte sie sich, den Cachemir in Aufnahme zu bringen. Doch daß er in der Folge ein so unentbehrlicher und viel ersehnter Modeartikel geworden, verdankt er nicht der Kaiserin, sondern einem welthistorischen Zufall. Wie dies zuging, ist in einem Buche der Lady Morgan zu lesen. Es war an jenem Abende, an welchem die bekannte Höllenmaschine dem Leben und Streben des damals noch ersten Consuls Napoleon Bonaparte ein Ende machen sollte. Dieser und seine Gemahlin Josephine waren eben im Begriff, in den Wagen zu steigen, als der General Rapp dadurch eine achtungswerthe Kenntniß der Frauentoilette bewies, daß er die Gemahlin des Consuls mit der Bemerkung aufhielt: „Madame, erlauben Sie mir die Bemerkung, daß Ihr Shawl nicht mit der Grazie umgeworfen scheint, die Ihnen gewöhnlich eigen ist." Josephine lachte und gestattete dem galanten General, ihr den Shawl nach der Weise der ägyptischen Frauen umzulegen, wodurch seine zierlich schmückenden Falten in schöne Ordnung kamen. Diese improvisirte Toilette verursachte eine kleine Zögerung und — die Höllenmaschine zersprang vergebens! — Somit war durch die beschriebene Galanterie des Generals Rapp nicht nur ein Ereigniß verhindert, welches Europa ein anderes Ansehen gegeben hätte, sondern auch ein Ereigniß im Reiche der Mode eingetreten, denn ein solches bildete von diesem Augenblicke an der Cachemir-Shawl in der Frauenwelt.

(Abergläubische Heilmittel.) Wie groß der Aberglaube unter den Menschen noch in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts gewesen, davon zeugt ein alter Kalender, der folgende Heilmittel angibt: Wider das Fieber eine Handvoll Salz in fließend Wasser abwärts gestreut in Gottes Namen; oder eine Kohle, die man unter dem linken Fuße findet, wenn man Frühlings die erste Schwalbe sieht. — Wider Halsweh ein in der Mühle stillschweigend gestohlenes Band, oder die vom Pfarrer am Blasiustage ins Kreuz gehaltenen brennenden Kerzen. — Gegen den Schnupfen das Riechen in die Schuhe des Ehemannes, oder das Trinken eines Glases Wasser durch eine dreizackige Gabel. — Gegen Krämpfe ein unter das Kopfkissen gelegtes Schwalbennest oder Hufeisen, oder ein über den Kopf gedeckter geerbter Fischtiegel. — Gegen Kröpfe das Bestreichen mit dem Dochte aus der Lampe, die in einem Sterbezimmer brannte.

Redaktion, Druck und Verlag von G. Ritter in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

Nro. 73. Sonntag, 19. Juni 1853.

Die Teufelsmühle.

(Schluß.)

Als Rühs zurücksank, zog der Hauptmann das Gewehr an und gebot den Gesellen, Wasser herbeizuschaffen.

Sie sprangen an den Bach, holten Wasser und strichen Rühs an, bis er wieder zu sich kam. Einige murrten zwar, daß es jetzt genug sey; der Basler ließ sich aber nicht erbitten, bis der Maurer entstellt und verwirrt aus dem Walde gerannt kam und rief:

„Laßt ihn gehen, er ist unschuldig am Blut — der Junge hat's gethan, ich weiß es gewiß!"

Darüber erhob sich ein Streit unter den Gesellen, weil der Hauptmann die Büchse wieder angelegt hatte und Rühs wieder umgesunken war.

Ein Holzwagen knarrte im Walde. Der Basler rief hohnlachend: „Jetzt ist er gestraft!" warf dem Jäger seine geladene Büchse wieder vor die Füße und winkte seinen Gesellen ab.

Rühs griff instinktmäßig und halb betäubt nach seinem Gewehr; er wollte auffahren und dem Bauer eine Kugel nachsenden — aber die Kraft verließ ihn; „es wäre auch Gott versucht!" stammelte er — es wurde ihm schwarz vor den Augen und er taumelte zurück.

Er mußte lange gelegen haben, denn als ihn Otto im bewußtlosen Zustande traf, spielte die Sonne lustig im Laub und der Thau war bereits aufgesogen.

Der Jüngling schleppte seinen Lehrmeister an die Ruhbank unter den sieben Buchen, treu besorgt um den Alten, der endlich die Sprache wieder fand und nun des Langen und Breiten erzählte.

Plötzlich aber stockte er inmitten der Rede und schaute gegen den Berg.

Ein Mädchen trat aus dem Walde in einem langen schwarzen Rocke; das offene Haar flatterte im Wind, die Schuhe und den Strohhut trug sie unter dem Arm und ging, auf den Rosenkranz schauend, an den Männern langsam vorüber.

Der Jüngling sprang auf und wollte Ammrey aufhalten; sie aber wendete sich um, sah ihn lange an aus den tiefen blauen Augen und winkte ihm, stille zu stehen.

Er gehorchte — lautlos stand er und sah sie im Holz verschwinden; aber sein Herz schrie in bitterer Noth.

* * *

Es war wieder ein Morgen um, den andern Tag, der ging stundenweit vom Grenzthal auf, wo sich der Wald gegen Osten öffnet.

Es war sonntäglich still in dem grünen Thal; die Reben blühten, Kastanien- und Nußbäume hingen schattig weit über den Weg, auf welchem ein Mädchen dem Dorfe zuwanderte. Es mußte die Nacht hindurch gegangen seyn, denn die Locken waren thaufeucht, das Angesicht blaß und die verweinten Augen erloschen. Es sah nicht rechts, noch links; im Herzen schien es eine todte Welt zu haben.

Darum hörte es auch nicht auf das Lied, das sich Mädchen und Buben vorsangen, die unterm Lindenbaum an der Sägmühle auf den frisch zugeschnittenen Balken saßen und sich herzten und küßten.

Diese aber mußten das Mädchen kennen — sie stießen sich an, wie es vorüberging.

„Es ist des Schluchtmüllers Ammrey — was hat sie nur auch? — Sie muß in Trauer seyn!" flüsterten sie einander zu, die laute Lust verstummte und die Augen suchten sich, die sich lieb hatten.

Es lebte noch eine Mutterschwester der Ammrey verheirathet in diesem Dorfe. Zu ihr wollte die Verlassene; zuvor aber ging sie bis ans Ende des Dorfs, wo die Kapelle mitten in den Todtengarten gebaut ist.

Sie trat in das alte offene Gebäude, kniete weinend vor dem buntgeschmückten Gnadenbilde, das mit welken Blumen und Flittergold geziert war noch vom Allerseelentag her.

Nachdem sie sich einigermaßen erholt hatte, sang sie leise zu der Mutter Gottes:

„Wenn's Gott gefällt, so kann's nicht seyn,
Es wird dich letzt erfreuen;
Was du jetzt nennest Kreuz und Pein,
Wird dir zum Trost gedeihen.
Die Aloe
Bringt bitt'res Weh,
Macht gleichwohl rothe Wangen;
So muß ein Herz
Durch Angst und Schmerz
Zu seinem Heil gelangen."

* * *

Um dieselbe Stunde ritt Otto vom Kloster weg heimwärts an die Elbe. Der Förster wollte ihn keine Stunde länger der gewissen Gefahr von den Wilderern aussetzen und hatte ihn noch eine Strecke geleitet.

Jetzt war er allein und ließ sein Pferd ruhig gehen.

Oft schaute er zurück. Als er aber weiter hinab kam ins Thal und die Kuppe der Teufelsmühle, um welche unten dichter Nebel lag, zum letzten Male sah, da erhob er seine Stimme und sang laut in die Lüfte hinaus:

„Glaub' wohl, kein Wasser ist so tief,
Für das kein Schiff bereit;
Könnt's geben so ein wildes Herz,
Das nimmermehr verzeiht?

Muß seyn! muß seyn! Nie kommt zurück
Der Tag so heut vergeht;
Ein' and're Lieb' und ander Laub
In jedem Frühling steht.

Meine Wange ist so frisch und roth,
Meine Augen sind so hell;
Mein Rößlein schreit't so munter zu —
Ich komm' nicht von der Stell'.

Ich schau' mich oft und wieder um,
Als sucht' ich was so sehr;
Im Sinn ist mir, als wenn es wohl
Verlor'ne Liebe wär'."

Die Niagara-Fälle.

Nach J. J. Ampère's „Spazierfahrten in Amerika."

Ampère besuchte die Wasserstürze des Niagara zu Anfang des Oktober 1851, in früher Morgenstunde, und schildert die Wirkung, welche ihr Anblick auf ihn ausübt, folgendermaßen:

Der erste Eindruck war erhaben. Beim blassen Schein des Morgens und durch den Nebel hindurch gesehen, schien der Strom wie aus den Wolken zu fallen. Ich hatte etwas Außerordentliches, etwas Wunderbares vor mir; es war kein Schauspiel, es war eine Vision. Chateaubriand hat den einzigen Ausdruck getroffen, der meine Empfindung zu bezeichnen vermag; er sagte: „eine Wassersäule ist es aus der Sündfluth." Nach diesem ernsten, verworrenen und erhabenen Eindruck suchte ich mich auf der Schaubühne, die vor mir lag, zu orientiren. Ich erkannte die beiden Fälle: den einen zu unterst der hufeisenförmigen Terrasse, der seinen Wasserteppich von Smaragd und Schnee in einen weiten Becher ausgießt; den anderen weniger breiten, der zu beiden Seiten eines sein Wasser in zwei Ströme theilenden Felsens sich herabstürzt; beide sich mit ungeheuerem, ununterbrochenem Getöse in dem Schlund verlierend, woraus unaufhörlich ein die Tiefe verhüllendes Gewölk aufsteigt, gleich dem weißen Dampfe, der sich über einem Riesenkessel wölbt. Ein doppelter Regenbogen erscheint wie eine phantastische Brücke von zwei Stockwerken, die über den schäumenden und tosenden Abgrund geschlagen ist. Dieses Getöse, das lauteste, das ein menschliches Ohr vernehmen kann, ist dem Rollen mehrerer Gewitter vergleichbar. Die Indianer haben Recht gehabt, diesen Ort O-ni-aw-ga-rah zu nennen, „Donner der Gewässer" in der Sprache der Chippeways. Oberhalb des Felsens zwischen den zwei Fällen ist ein Thurm errichtet worden. Von der Höhe dieses Thurmes, den die Erschütterung des Bodens in stetem Zittern erhält, fällt der Blick zu gleicher Zeit auf die zu den Füßen des Betrachters überströmende Wasserfläche, und auf die zweite, die sich etwas entfernter längs der halbkreisförmigen Felsenwand hinabstürzt, so wie auf die weißen Dunstmassen, welche aus der unerkennbaren und wiederhallenden Tiefe der Gewässer ohne Unterlaß emporwirbeln. Es ist unmöglich, von diesem unvergleichlichen Anblick nicht bezaubert zu werden. Zugleich aber ist in diesen fallenden Massen etwas so Einfaches und Gleichmäßiges, daß die Seele dadurch erhoben und beruhigt wird. Tief unten chaotische Verwirrung, über ihr Bewegung voll Regelmäßigkeit und Erhabenheit. Verläßt man diesen Schauplatz der Schrecken und stellt nun eine Wanderung um die Insel (die Irisinsel) an, welche die Gewässer des Niagara scheidet, so ist das Getöse hinter uns bald nichts weiter als ein dumpfes Brausen. Man wandelt unter schönen Bäumen hin am Saume eines reißenden Wassers, welches mit sanftem Geräusch an den Rasen hinstreift; man kommt zurück, man verweilt bei einer Ansicht, jetzt dieser, jetzt einer anderen; man schreitet über eine bretterne, über einen kleinen Arm des Stroms gelegte Brücke, der einem zwischen Blumen dahinrinnenden Bache ähnelt, aber Denjenigen, welcher den Fuß darein setzte, unwiderstehlich in den Abgrund

fortreißen würde; man steigt hinauf oder hinunter, man setzt sich auf eine Bank, lehnt sich an einen Baum, und immer hat man dasselbe Bild wieder, nur in verschiedener Beleuchtung. Welche Verschiedenheit zwischen dem verworrenen Gebrause der Stromschnellen am äußersten Ende der Insel und dem einförmigen Sichhinabwälzen des Kataraktes, zwischen dem Getümmel auf der Oberfläche des Stroms und dem Sturm da unten in des Schlundes Tiefe! Das Verhältniß ist wie zwischen einer leichten Aufregung und einer tiefen Leidenschaft. — Der Ausdruck „Wasserhölle" (hell of waters), den Lord Byron mit Bezug auf die Kaskade von Terni gebrauchte, würde sich weit mehr für den Niagara-Katarakt eignen. Die Poeten sehen die Natur in der Färbung ihres Gemüths. Petrarca fand unter den nackten und traurigen Bergspitzen, welche das Thal von Vaucluse umringen, nichts als lachende Landschaftsbilder; Lord Byron erblickte in der majestätischen Kaskade von Terni, die unter Orangen erstirbt, eine Hölle. — Heute Abends war eine prächtige Mondbeleuchtung. Der Mondregenbogen zeichnete seine blasse Curve am Firmamente ab; die vom Wind geschaukelte Dampfsäule senkte sich bald, bald richtete sie sich empor, wie ein Phantom. Man könnte sagen, es sey der Geist des Kataraktes. —

Am 8. Oktober sah Herr Ampère den Fall zum zweitenmale und schildert diesen zweiten Eindruck wie folgt:

Es kommt mir heute früh vor, als hätte ich gestern nichts gesehen. Das Schauspiel, welches man vom englischen Ufer aus genießt, übertrifft noch dasjenige auf dem amerikanischen. Nirgends zeigt sich der gewaltige Fall imponirender, als von der Mitte des Stromes her. Kommt man alsdann an das gegenüberliegende Ufer, so hat man die volle Ansicht der beiden anderen Fälle, die man auf dem amerikanischen Gestade nur von der Seite oder von oben sah. Man kann zwischen dem Felsen und dem Katarakt hindurchgehen. Ich habe es mit diesem wunderlichen Gange versucht, den Volney für unmöglich hielt, der sich aber jetzt fast ohne Gefahr machen läßt. Ich habe ihn mehr außerordentlich als angenehm gefunden. Es schien mir, als stände ich unter einer ungeheuren Traufe. Kurz, ich will lieber den Katarakt sehen, als ihn fühlen. Hier allein habe ich nicht gefunden, was ich erwartete. Eine andere gepriesene Aussicht, der Table Rock genannt, existirt nicht mehr: der Fels ist zum großen Theil zusammengestürzt, so auch der Vorsprung, in welchem er oberhalb des Stromes auslief. Die Stelle, von wo die Wirkung des Falles mir am betäubendsten schien, ist das äusserste Ende eines Balkens, der über einer Art von Stiegen, ganz in der Nähe des Schlundes, hinausragt. Steht man auf diesem Balken, so überschaut man den Krater, worin das Wasser unter Sieden und Brausen stürzt. Nach einigen Augenblicken ist es wohlgethan, sich zu setzen und ohne Gefahr der wirbelnden Bewegung sich hinzugeben, die uns fortzureißen und sammt der betäubenden Fluth in die Tiefe zu stürzen scheint. Dies ist eitel Einbildung, Täuschung, Schwindel. Im Angesicht dieser maßlosen Verwirrung fühlt man sich in Gedanken in die Zeit der kolossalen Pflanzen, der Riesenthiere, in die Zeit versetzt, wo das Bett der Ozeane gegraben ward und die Gebirgsketten von den entfesselten Kräften der Natur emporgehoben wurden. Der Niagara erscheint Einem wie der Zeitgenosse jener ungeheuerlichen Wesen, wie das Produkt noch untergeordneter Kräfte, wie eine Wasserfluth (cataclysme) der alten Welt. — Es gibt Leute, welche die Niagarafälle weit unter demjenigen finden, was sich ihre Einbildungskraft gedacht hatte. Ich wünsche ihnen Glück zu ihrer Einbildungskraft. Vielleicht vermag, dem Objekte gegenüber, ihr Gedanke nicht zu erfassen, was ihr Blick umspannt. Der Niagara geht, wie Sanct Peter, über die Natur hinaus und aus gleichem Grunde erfaßt man das Ganze desselben nicht immer beim ersten Blick darauf. Ich habe verschiedene Kaskaden mit dem Niagara vergleichen hören; das aber heißt, einen See mit dem Ozean vergleichen. Ich habe viel Kaskaden in der Schweiz gesehen, in Schottland, Norwegen, den Pyrenäen; alle zusammen würden ihr Grab im Niagara finden, es sind Pygmäen neben einem Titanen. In meinen Augen sind die zwei größten Dinge der Welt, unter den von Menschenhand errichteten Denkmälern Thebens Ruinen, und unter den Werken der Natur die Fälle des Niagara. — Man muß bedenken, daß die großen, unter sich verbundenen Seen, der Erie, Michigan, St. Clair, Huron, Superior, die nebst dem Ontario die gewaltigste Masse süßen Wassers auf der Erde bilden, und alle die Flüsse, welche diesen Seen ihre Nahrung zuführen, keinen andern Ausweg haben, als den Niagarafall. Er ist ein fallendes Meer.

Man hatte anfangs die Tiefe des Wassersturzes übertrieben. La Hontan, der freilich kein genauer Reisender ist, setzte sie zu 7 bis 8000 Fuß an. Der unerschrockene und unglückliche Lasalle sagte 600 Fuß. Der Letztere erwähnt den Katarakt, ohne daß es scheint, als wäre er bei seinem Anblick betroffen gewesen, so etwas Neues ist in der Welt das Gefühl für die großen Scenen der Natur. Pater Hennequin versicherte, er habe die Ohren verstopfen müssen, um nicht beim Getöse des Kataraktes taub zu werden. Ich dagegen kann versichern, daß diese Art Vorsicht unnöthig ist. Wohl sagten die Alten von den Nil-Katarakten, die nichts als Stromschnellen (brisans) sind, daß sie von einer ungeheuren Höhe herabstürzten und die Bewohner der Umgegend taub machten. Der

Mensch ist immer geneigt, sogar das Größte zu übertreiben. Der Katarakt ist kaum höher als 150 Fuß, aber die Dicke des Wasserteppichs beträgt, wie man sagt, unter und inmitten der Terrasse 20 Fuß. Man hält dafür, daß innerhalb 24 Stunden ungefähr 5 Milliarden Tonnen (barils) Wassers ablaufen, was beinahe 69,000 Tonnen in der Sekunde macht. Man hat die Wässermacht der Fälle berechnet und 4,533,304 Pferdekraft gefunden, 9mal so viel, sagt man, als die Treibkraft, worüber Großbritannien zu verfügen hat, und mehr als nöthig wäre, um alle Maschinen auf dem Erdboden in Bewegung zu setzen. Ich zittere beim Niederschreiben dieser Ziffern. Ich fürchte fast, die Amerikaner, denen Alles, was unbenutzt liegen bleibt, zuwider ist, möchten dereinst das Mittel finden, sich diese so genau nach Pferdekraft ermittelte Kraft zu Nutzen zu machen und ein Ungeheuer von Maschine vermittelst des Niagarafalls in Gang zu bringen.

Es ist noch nicht Alles, diesen Fall zu sehen; man muß den Lauf des Stroms verfolgen, und er verdient es. Seine grünen Gewässer gleiten tief zwischen Felsen eingepfercht dahin, deren schroffe Abhänge bald nackt, bald mit Bäumen bekleidet sind. Die Stelle, welche man den „Strudel" (whirlpool) nennt, gewährt eine der wildesten Ansichten, die man in Amerika treffen kann. Es ist eine Art wie von grünem Trichter, auf dessen Grunde das Wasser in strudelnder Bewegung ist und Alles in den Kreis hineinzieht, den es schweigend beschreibt. In einiger Entfernung zeigt sich eine Hängebrücke von leichtem und sehr kühnem Bau, wie ein Faden über eine Schlucht von 240 Fuß gespannt, und in der Tiefe dieser Schlucht fließt so friedlich dasselbe Wasser, welches man von der Brücke aus am Horizont die Fälle des Niagara bilden sieht und von wo man ihren Wiederhall vernimmt.

Mannigfaltiges.

Kiß=me=quick ist eine Kopfbedeckung der Amerikanerinnen, so eine Art Mittelding zwischen Hut und Haube, eine Art Kopfbedeckungsamphibie, welcher sich die Schönen — Ladies sind natürlich alle schön — zu bedienen pflegen, wenn sie des Abends ins Theater, zu Partieen und Besuchen gehen oder fahren. Die Frisur soll da beschützt werden, weil es nachher gilt, sie zu präsentiren, und nebenbei versteckt sich das Schelmenköpfchen unter der kapuzenartigen Verhüllung, wenn etwa einem männlichen Begleiter im Wagen, auf einer einsamen Hausflur oder bei sonstigen passenden Gelegenheiten die süßen, von ächter Yankeesmarteneß und Ladyverschmitztheit Zeugniß ablegenden Wörtchen zugeflüstert werden: „Kiß=me=quick" (Küss' mich schnell). Ach, diese drei kurzen, energischen, durchdachten Wörtlein verdienen an die Stelle des langathmigen Namens „A=me=ri=ka=ne=rin" in die deutsche Sprache aufgenommen zu werden, denn sie bezeichnen die amerikanische weibliche Bevölkerung zum Erstaunen trefflich. Dagegen kann sich Grevedon mit seinen netten, charakterischen Frauenzimmerportraiten völlig verstecken! Das amerikanische Weib in seiner den Mann beherrschenden Halbmännlichkeit, welches sogar im Moment der Verliebtheit die kalte Berechnung nicht verliert, der vollständige Gegensatz des schüchternen deutschen Weibes einer kultivirten Neuzeit, steht in dem kleinen Dreiwortsätzchen vor unsern Augen, wie es leibt und lebt.

Berliner Papageien, von denen man hie und da hört, sind wirkliche und leibhaftige Vögel; es sind Tauben, die von einem Berliner Chemiker, Herrn Fr. Winckler, ächt und haltbar in mannigfaltigen Farben gefärbt werden sollen, und zwar, wie versichert wird, ohne allen Schmerz, was auch sehr wohl glaubhaft ist, da man ja weiß, wie mancher Mann sich Bart und Haar ebenfalls schönstens färbt, um jünger auszusehen, als er ist, was er wohl bleiben lassen würde, wenn er diesen Jugendschein mit Schmerzen erkaufen müßte. Federn sind aber derselbe Stoff wie Haare (nur enthalten sie mehr Kieselsäure), beide werden sich also „in der Farbe" auch wohl gleich verhalten. Es mag in der That recht schön seyn, einen Flug Tauben auf dem Hofe zu haben, der in den herrlichen Farben der australischen Tauben glänzt, die an Pracht und Mannigfaltigkeit der Farben wirklich mit den Papageien und Lorikeis wetteifern.

Im zoologischen Garten zu London hat man eine große Cisterne aus Glas angelegt, in welcher man zwischen allen möglichen Wasserpflanzen alle Arten Fische, Mollusken und Crustaceen in ihrem natürlichen Treiben beobachten kann. Jedenfalls eine interessante Bereicherung dieses schönen und großartigen Thiergartens.

Die Neger=Auswanderung aus den Vereinigten Staaten nach der Neger=Colonie Liberia in Afrika nimmt bedeutend zu. Seit Anfang Mai gingen sechs Schiffe dahin ab mit 800 Schwarzen.

Redaktion, Druck und Verlag von G. Ritter in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

Nro. 74. Dienstag, 21. Juni 1853.

Die Schwestern.

Schwäbische Dorfgeschichte. Von Louise Pichler.

Eine einfache Geschichte! Einfach, wie das Dörflein selbst mit seinen wenigen, in Gras- und Obstbaumgärten zerstreuten Bauernhäusern, die nicht so umfangreich sind, wie die Höfe der reichen Oberländer; aber auch nicht bettelhaft, wie die schmutzigen Hütten verarmter Gegenden; gegen Norden sich anlehnend an den dunkeln Waldessaum, gegen Süden weit hinausblickend ins offene Land, das nur die blaue Albkette in der Ferne begrenzt.

Nicht mit dem majestätischen Baumwuchs des Schwarzwaldes können die Waldungen sich vergleichen, nicht ein silbernes Stromband windet sich malerisch um das Dorf; es fehlen sowohl die üppigen Rebenhügel des Unterlandes, als die romantischen Felsenwände und Schluchten so mancher Albpartieen. Aber auch diese Wälder, worin heiteres Laubholz den ernsten Tannenwuchs spielend durchschlingt, diese frischen Bäche, die Feld und Wald schlängelnd durchziehen, dieses offene Land, das dem Auge Spielraum gönnt, vom duftig fernen Rosenstein am herrlichen Hohenstaufen vorüber hinauf zu schweifen bis zur lieblichen Achalm — sie mögen ein Auge vergnügen, das nicht durch großartigere Schönheit schon verwöhnt worden ist. Und so mag das Dörflein mit seiner freundlichen Kirche und den Silberpappeln am Eingang, seiner Linde in der Ortsmitte und seinen Gelbveigelein- und Nelkenbrettchen vor jedem Fenster ein genügsames Gemüth noch ansprechen.

Wie ihr Boden, so ist auch die Art der Bewohner einfach und geradeaus, ohne die höfliche Schlauheit des Unterländers, kräftig und rauh, doch nicht bis zum stolzen Selbstbewußtseyn des reichen Hofbauern Oberschwabens; heiter, doch mäßig und nüchterner als die mit unerschöpflicher Genußfähigkeit begabten südlichen Gegenden.

Das Dorf liegt abseits von der Landstraße, darum ist weniger Verkehr; man kennt nur die wenigen Handwerke, die unter den Bauern unmittelbaren Absatz finden, und sie werden nur nebenher zum Landbau betrieben. Man kennt nur den Standesunterschied des Hofbauern, Bauern und Bäuerlein, wovon die Ersteren Dienstboten brauchen und Frucht zu Markt bringen, während die Zweiten so viel Feld haben, um selbst genug darauf beschäftigt zu seyn, und so viel Frucht schneiden, als sie ins Haus brauchen, die Dritten aber weder Nahrung noch Beschäftigung genug auf dem eigenen Stückchen Boden finden und deßhalb nebenher im Taglohn arbeiten oder ein Handwerk betreiben. Der Schultheiß ist ohne Widerspruch stets der reichste Bauer des Dorfs, der, jung gewählt, bis an sein seliges Ende im Amte verbleibt, das außer den üblichen alljährlichen Berichten für's Oberamt ihm keinerlei Schwierigkeiten und Unannehmlichkeiten verursacht, da die Bauern ordnungs- und friedliebend sind und zu viel zu arbeiten haben, um mit politischen Händeln sich zu befassen — im Dorfe auch nur ein einziges Wirthshaus existirt für Hochzeiten und andere besondere Fälle, in deren Ermangelung die Schildgerechtigkeit ohne Verlust verschenkt werden dürfte.

Kehren wir gleich in einem Hause der Rangklasse ein — wenn anders ein Leser Lust hat, das Leben der Bauern einiger Aufmerksamkeit zu würdigen, die so vielfach hinter der fortschreitenden Zeit zurückgeblieben sind.

Der Bauer, ein „mittlerer Mann", nach Vermögen und Alter, war der Sohn einer der begütersten Familien, verwandt mit der des Schultheißen. Unglücksfälle hatten seine Eltern zurückgebracht, eine starke Kinderzahl ihren Besitz vollends zersplittert, und dem Christoph — denn die Bauern werden, wie englische Baronets nur mit dem stolzen Gange neben dem früheren Militärdienst seine Herkunft von einem „rechten" Hause an, ein Bewußtseyn, das keine gedrückte Stellung späterer Zeit je verwischen konnte.

Da er bei eben so „schlechten Zeiten", als worüber sein Vater zu klagen hatte, einer nicht minder zahl-

reichen Familie sich erfreuen durfte, so war schon frühe vorauszusehen, daß seine Kinder bei noch einmal getheiltem Erbe in die dritte Rangstufe zu den Bäuerlein herabsinken würden. Der älteste Sohn Johannes, der bald militärpflichtig wurde, war ein schöner, hochgewachsener Bursche. In der Schule hatte ihm's im Schreiben und Rechnen keiner zuvor gethan; so auch jetzt in dem Geschäft nicht. Im Mähen führte er die Sense, als ob's ihm nur ein Spiel wäre; den Dreschflegel schwang er leicht wie im Tanze, und nie war's geschehen, daß er einen Wagen, wenn er auch noch so hoch geladen war, umgeworfen hätte, was einem Anfänger sonst wohl begegnen kann; dabei war er umgänglich und immer guten Muths. Die „Buben" hatten Respekt vor ihm und auch die „Mädlen" machten sich gerne, wenn er vorüberging, an ihren Gelbveigelein vor dem Fenster zu schaffen. Doch schien er davon nichts zu merken; er kam mit den ledigen Burschen nicht viel zusammen, denn er hatte selten Geld, oft weniger als mancher Taglöhnerssohn des Sonntags in der Tasche trägt, was er die Woche über verdiente. Wenn die ledigen Buben an einem Feiertag einmal zum Bier nach einem auswärtigen Orte gingen, oder mit ihren Ulmerköpfen Staat machten und zur Winterszeit halbe Nächte hindurch um die Wette rauchten, so konnte er doch nicht trocken unter ihnen sitzen; er hielt sich darum lieber von Anfang an entfernt. Nach den Mädchen aber mochte er sich lieber gar nicht umschauen, da er das Auge zu den meisten unter ihnen doch nicht hätte erheben dürfen. Uebrigens hatte er zu frisches Blut, um darüber mißmuthig zu werden; sein Dichten und Trachten ging weiter, als man zur Zeit noch ahnte, und wenn er an den Sonntagnachmittagen oder Winterabenden zu Hause saß, so pflegte er in den Büchern zu lesen, die er vom Pfarrer und Schulmeister geliehen bekam; am liebsten in Reisebeschreibungen, von denen er seinen Geschwistern gelegentlich zu deren nicht geringem Erstaunen erzählte.

Außer dem Sohne waren zwei erwachsene Kinder da, beide Töchter. Annemrei, die erste, war des Vaters Ebenbild, wie ihr Bruder, sowohl am hohen Wuchse, den schönen, regelmäßigen Zügen, als in dem besonnenen Ernste und der stolzen Unbeugsamkeit des Gemüths. Was sie angriff, das ward auch recht gethan. Ohne Geräusch und viele Unruhe arbeitete sie doch mehr und besser, als Andere, und die jüngeren Kinder achteten auf ein Wort von ihr fast mehr, als auf alles Schelten der Mutter. Diese, eine muntere, noch immer lebenslustige Frau, empfand vor der ernsten Tochter eher Scheu als Zutrauen; dagegen zeichnete der Vater sie aus und erwies ihr in seiner schroffen, schweigsamen Weise mehr Achtung, als er sonst einem Glied des Hauses zugestand. Sie hatte keinen Umgang mit den jungen Leuten im Dorfe; ihre Schulkamerädinnen hatten sich nach und nach von ihr entfernt, ihres Ernstes wegen, obgleich keine etwas wider sie hatte. Die ledigen Bursche gaben zu, daß sie schön sey; aber sie empfanden wenig Lust, sich die Mühe einer Annäherung zu geben, zu der sie gar keine Ermunterung erhielten. Und doch war es nicht eine kalte oder stumpfe Seele, die aus dem schwarzen, von langen Wimpern nur verschleierten Auge blickte; — Annemrei bewahrte unter ihrer ernsten Verschlossenheit Gefühle von ungewöhnlicher Tiefe und Stärke, welche früh eine religiöse Richtung genommen.

Ein gottesfürchtiger Ernst und fromme, glaubensvolle Einfalt war nun zwar in den meisten Häusern einheimisch, zur Kirche ging am Sonntagmorgen Groß und Klein, und nur die Hausfrau, welche die Küche besorgen mußte, wechselte noch mit ihrer Tochter oder Magd darin ab; an den Nachmittagen und Abenden des Sonntags aber, wenn ältere Leute zusammentrafen, ging das Gespräch am liebsten auf erbauliche Dinge über, und es that den die Woche über an den Boden geknechteten Gemüthern wohl, sich am Höchsten zu laben, was von je den menschlichen Geist erhob und zugänglich auch dem einfachsten Manne ist. Annemrei aber, deren jugendliche Seele mit seltenem Schwunge begabt war, fand kein Genügen mehr an der schlichten Herzlichkeit, womit sich ihre Bekannten an den kindlich großen Wahrheiten ihres Glaubens erfreuten. In einem Nachbardorfe hatte eine Sekte sich gebildet, deren Zusammenkünften sie einmal angewohnt hatte. Da ward ihr Geist zu schwindelnden, blendenden Höhen und dunklen, mystischen Tiefen hingeführt. Hinreißend und fesselnd wirkte, was sie da hörte, auf sie ein — sie schloß sich ganz an die Sekte an. Aber neben der brennenden Begier nach religiöser Erleuchtung entwickelte sich in ihr auch eine stolze Selbstgerechtigkeit und eine lieblose Engherzigkeit. Sie hielt für gottentfremdet, wer nicht zu der Gemeinschaft der Sekte hielt. Den kirchlichen Gottesdienst fing sie an zu meiden, über die religiöse Erkenntniß und den Glauben ihrer einfachen Nachbarn und Bekannten mit mitleidiger Verachtung hinwegzuschauen.

Zu ihrem Bruder Johannes stand sie gleichgiltig, denn sein Stolz vertrug den ihrigen nicht gut. Um so mehr hing die jüngere Schwester, das Kätherle, an demselben, wie diese überhaupt ganz verschieden von der Annemrei war; immer heiter und guter Dinge, schelmischer Einfälle voll, das Ebenbild der Mutter, deren Herzblatt sie war, obgleich die muntere Frau dies kaum vor der strengen älteren Tochter zu verrathen wagte. Sie hatte nicht die regelmäßig schönen Züge ihrer Schwester, aber man konnte das frische runde Gesichtchen mit den heitern blauen Augen

und den blonden Haaren nicht betrachten ohne Wohlgefallen; klein von Wuchs war sie doch zierlich und flink wie ein Vögelein, und wenn das Zünglein selten zu ruhen vermochte, so brachte es doch nichts hervor, was nicht Sinn und Witz hatte. Sie war vertraut mit allen Mädchen im Dorfe, und wenn sie es auch zehnmal mit einer Gespielin durch eine schnelle Rede verdarb, so konnte doch keine ihr lange zürnen.

Der Vater selbst zeigte oft eine Miene, die einem Lächeln glich, obwohl er sie nicht viel zu beobachten schien. Hatten aber die Mädchen sie gerne, so lachte den Buben vollends das Herz, wenn sie ihr in die lachenden Augen schauten. Es ging keiner am Haus oder Felde vorüber, wo sie zu sehen war, ohne ein paar Reden mit ihr zu wechseln. Mochte irgend einer noch so verdrießlich gekommen seyn, weil die Ochsen störrisch waren oder weil der Vater ihm verweigert hatte, zum Jahrmarkt in die Stadt zu gehen: er konnte die Stirne nicht faltig behalten, wenn das Kätherle den Mund aufgethan hatte.

Uebrigens blieb es nicht beim Scherzen und Lachen. Erst seit zwei Jahren hatte sie die Schule verlassen, und schon sollte ein Bube das Herz an sie verloren haben. Im letzten Frühjahr war ihr ein Maien gesetzt worden, und man wußte, daß derselbe von dem reichsten Burschen des Ortes kam: von Jakob, des Schulzen Schwestersohn und Kätherle's Verwandten. Er schien wie gebannt an ihre Tritte und wäre stundenweit gelaufen, um von ihr ein freundliches Wort zu bekommen. Vom Reichthum abgesehen war er auch sonst kein unebener Bursch, sauber und wohlgewachsen, vom besten Gemüthe, gerühmt von Knechten und Taglöhnern; er konnte die schönsten Weisen singen, und sein Vater war der Einzige im Dorfe, der ein Paar Pferde hatte; ein Lieutenant, der zur Parade ritt, konnte nicht stolzer zu Roß sitzen, als er, wenn er am Feierabend durch's Dorf galoppirte.

Kätherle war gegen ihn freundlich, wie gegen alle andern Leute, nicht mehr und nicht minder. „Es ist kein ernsthaft Wort mit ihr zu reden," sagten Jakobs Kameraden, „und ein Wunder soll's seyn, wenn sie die Kinderschuhe je vertreten sollte!" Einen nur nahm sie aus, das war ihr Bruder, den sie allen Leuten vorzog; wenn man nach ihrer Meinung ging, war im ganzen Königreich keiner, der's ihm gleichthun konnte, und still und ernsthaft konnte sie werden, wenn er zu erzählen anfing. Erstaunlich wär' es, wie viel er wußte, meinte sie, und es wäre schad', daß er kein Herr geworden sey; er hätte ein Amt versehen können, so gut als einer von den G'studirten.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

In London hat man die wichtige Entdeckung gemacht, das elektrische Licht so zu bereiten, daß man Farben fabrizirt und nebenbei das Licht gewinnt. Man wählt die beiden zu verwendenden Metalle und Säuren so, daß der Niederschlag das kostbarste Berliner Blau, ein schönes Gelb, eine blaue, grüne, weiße, braune und rothe Farbe liefert. Jede Batterie soll in 12 Stunden 2 Pfd. St. reinen Gewinn geben. Das Licht selbst ist nur mit dem Sonnenlichte zu vergleichen. Es läßt blau und grün so richtig erscheinen, wie am hellen Tage. Seine Strahlen tragen so weit, bis die Krümmung der Erdkugel sie verdeckt. Man hat es sechs deutsche Meilen weit gesehen. Es bedarf keiner atmosphärischen Luft und brennt im Wasser wie im Vacuum. Man beabsichtigt aber nicht blos, es in seiner vollen Kraft zur Beleuchtung von Städten, Tunneln, Bergwerken und Taucherglocken, zu Leuchtthürmen und optischen Telegraphen, sondern auch für häusliche Zwecke zu benutzen. Es ist dazu nichts weiter nöthig, als eine gehörig eingerichtete Lampe anzuschaffen und durch Drähte mit der beliebig weit entfernten Batterie zu verbinden. Wenn das System im Großen zur Anwendung kommt, wenn in jeder bedeutenden Stadt eine lichtspielende Batterie aufgeführt ist, so wird man auch zu anderen Zwecken als zur Erleuchtung Ablager davon machen, z. B. für die Elektrotypie, zur Entschwefelung der Steinkohlen, zur Verwandlung des Kochsalzes in Bleichlauge. Auch das noch ungelöste Problem, die Elektricität als bewegende Kraft zu benutzen, wird durch die Verminderung der Kosten erleichtert. Zur Ausbeutung der Erfindung hat sich eine Actiengesellschaft mit 250,000 Pfd. Kapital gebildet, und wenn sie auch von ihren schönen Farben in dem Prospectus einen zu zahlreichen Gebrauch gemacht haben sollte, so wird immer mit dem Ablauf des Patentes eine schätzbare Erfindung mehr ohne Entgelt Gemein-Eigenthum werden.

Man spricht, wie der „Constitutionel" meldet, von einem neuen Fortschritt in der Bereitung des Runkelrübenzuckers, der große Beachtung verdient. In Cambrai hat man wiederholte Versuche mit einem Apparate zum Auspressen des Saftes der Rüben veranstaltet, der von den Herren H. Perre u. Comp. erbaut worden ist und für den sie sich ein Patent geben ließen. Es hat sich dabei herausgestellt, daß man damit 20 bis 25 pCt. mehr bekommt, als mit der hydraulischen Presse, da Säcke, Hürden überflüssig sind, und daß die Auspressung des Saftes durch eine weit einfachere und bequemere Manipulation stattfindet. Wie es scheint, handelt es sich dabei um eine neue Anwendung der erwärmten Luft, die durch ein chemisches

Verfahren modificirt wird. Es handelt sich dabei um nichts weniger, als um eine vollständige Veränderung in der ersten Fabrikation des Runkelrübenzuckers.

Die Kriegsflotte der Vereinigten Staaten von Nordamerika besteht officiellen Angaben zufolge gegenwärtig aus 11 Linienschiffen mit 860 Kanonen, 12 Fregatten mit 564 Kanonen, 21 Corvetten mit 402 Kanonen, 4 Briggs mit 40 Kanonen, 4 Schoonern mit 7 Kanonen, 5 Dampffregatten mit 40 Kanonen, 4 Dampfschiffen 1. Klasse mit 18 Kanonen, 7 andern Dampfschiffen mit 5 Kanonen und 5 Transportschiffen mit 24 Kanonen. Demnach besteht die wirkliche Seemacht der Vereinigten Staaten aus 75 Fahrzeugen mit 2014 Kanonen. Diese Macht ist in sechs Geschwader eingetheilt und zählt an Flottenoffizieren 68 Kapitäne, 97 Commandeure, 327 Lieutenants, 69 Aerzte, 77 Assistenzärzte, 63 Zahlmeister, 14 Masters oder Oberbootsmänner. Bei dem Marinecorps befinden sich 1 Oberst, 1 Oberstlieutenant, 4 Majore, 15 Kapitäne, 20 Ober- und 20 Unterlieutenants. Zum Ingenieurcorps gehören 1 Oberingenieur, 7 Schiffsbaumeister, 13 Obeningenieure, 18 erste Assistenz- und 34 zweite Assistenzingenieure.

(Der irische Exodus.) Ein Brief aus Cashel, in der romantischen Grafschaft Tipperary, stellt sehr melancholische Betrachtungen über die Wirkung des Exodus an. Die Leute, heißt es, verlassen ihre Heimath mit derselben Nonchalance, mit der man auf einen benachbarten Markt oder zu einer Kirchweih geht. Es gibt kaum eine Familie, die nicht Verwandte als Quartiermacher in Amerika oder Australien hat. Hie und da weiß Einer kaum, wer von seinen Freunden und Bekannten fort ist, bis er zufällig nach ihnen fragt. Der eigentliche nationale Charakter Tipperary's ist schon merklich verändert; selbst die Landschaft erkennt man nicht wieder, außer wo sie verödet blieb. An die Stelle offener freundlicher Dörfer treten die hohen Mauern englischer Meiereien. Die Güter der stolzen, glanzliebenden und verschwenderischen Aristokratie Irlands fallen in die Hände sparsamer Schotten oder wirthschaftlicher Engländer. Der fremde Pächter wird durch die Umstände sehr begünstigt. Hätten die Einheimischen das Land zu solchen Bedingungen erhalten, Hunderttausende wären nie ausgewandert, Tausende nicht im Armenhaus gestorben.

Der englische Dichter Thomas Moore erzählt in seinem „Tagebuch" folgende Anekdote: Sheridan war einst drei oder vier Stunden in einer Miethkutsche gefahren; er sah Richardson vorübergehen, rief ihn an und ließ ihn einsteigen. Sogleich fing er an, mit ihm über einen Gegenstand zu sprechen, über welchen Richardson, der sehr disputirsüchtig war, stets eine andere Meinung hatte, als er. Am Ende stellte sich Sheridan, als ob er der Beweise Richardson's müde sey, und sagte: „Es ist wirklich zu arg mit Ihnen; ich kann's nicht aushalten, solche Dinge anzuhören; ich will nicht mit Ihnen in derselben Kutsche bleiben." Mit diesen Worten sprang er zum Wagen hinaus und ließ Richardson zurück, der ihm triumphirend nachrief: „Aha, Sie sind besiegt, geschlagen!" Erst als die Hitze des Sieges etwas abgekühlt war, sah er, daß er zurückgelassen war, um den Kutscher für die drei Stunden, die Sheridan gefahren, zu bezahlen.

In Havre traf neulich ein direct aus Californien kommendes Schiff ein, mit welchem drei Pariser Goldgräber zurückgekommen, die vor einigen Jahren hingezogen und jetzt mit ihren Schätzen heimkehrten. Sie waren froh, wieder die Heimath erreicht zu haben, und feierten bei einem der ersten Restaurateure der Stadt ihre Rückkehr. Natürlich wurde des Guten zu viel gethan, und bevor das Dessert aufgetragen war, waren zwei von ihnen schon so betrunken, daß sie ihrer Sinne nicht mehr mächtig waren. Während sie den Rausch ausschliefen, eilte der Dritte nach dem Hotel zurück, wo ihre Koffer sich befanden, nahm alles Gold fort, das sich in den Kisten befand, und eilte mit dem nächsten Zuge nach Paris. Als die Andern aus ihrem Rausch erwachten und ihren Gefährten nicht mehr bei sich befanden, faßten sie gleich Argwohn, den sie nur zu sehr bestätigt fanden. Auf ihre Anzeige bei der Polizei wurde gleich nach Paris telegraphirt, worauf der Dieb bald erwischt wurde. Man fand bei ihm alle geraubten Schätze, so daß die „armen" Goldgräber wieder zu dem Ihrigen kamen.

Als man in diesen Tagen behufs Neubau eines Hauses zu Koblenz in der Nähe der Oberbürgermeisterei die Fundamente legen wollte, entdeckte man die ziemlich gut erhaltene Grundmauer eines alten Thurmes. In der Nähe dieses Platzes hat bekanntlich das ehemalige römische Kastell auf dem alten Hof gestanden. Auch Münzen und sonstige interessante Alterthümer, unter andern eine römische Lampe, sind bei dieser Gelegenheit gefunden worden.

Redaktion, Druck und Verlag von G. Ritter in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

Nro. 75. Freitag, 24. Juni 1853.

Die Schwestern.

(Fortsetzung.)

Der Sommer mit seinen Geschäften war dem Ende nahe, Heuet und Erndte waren vorbei, und man beschäftigte sich zu guter Letzt mit dem Flachs, dessen Bau eines der Hauptprodukte des dortigen Bodens ist. Sein Ertrag muß das so nöthige baare Geld liefern, während die Frucht eben größtentheils zum Hausverbrauch aufgeht. Auf und ab im Dorfe hörte man nun Tag und Nacht nur das Geklapper der Flachsbrechen; denn da der Flachs frisch geröstet unter die Breche soll, so wird die Arbeit vor Tagesanbruch begonnen und in Häusern, wo man Taglohn nicht auslegen will, theilt man die Tage, an denen dies Geschäft unternommen werden soll, so ein, daß man gegenseitig sich mit Töchtern oder Dienstboten aushelfen kann. Jede Arbeit hat neben ihrer besondern Beschwerde auch ihren eigenthümlichen Reiz, und so ist's beim Flachsbrechen die Geselligkeit, welche die anstrengende Arbeit willkommen macht, um so mehr, da zur Sommerzeit der Gelegenheiten zum Plaudern so wenige sind.

Es war Morgens drei Uhr, als vor Christophs Haus einige Mädchen erschienen, zwei Nachbarstöchter sammt der Magd eines reichern verwandten Hauses, sämmtlich die Brechen auf der Schulter tragend; sie grüßten sich einsilbig, denn der Schlaf lag ihnen noch in den Gliedern. Die Aelteste pochte an der Hausthüre, die sofort ohne Verzug vom Kätherle geöffnet ward. Beim Scheine der Laterne wurden die Brechen nun vor dem Hause zurecht gestellt und der Flachs aus dem Ofen hervorgeholt; indessen kam noch Annemrei dazu, um ein Fläschchen Heidelbeergeist sammt dem Brodlaib umherzubieten. Der letztere ward unberührt zurückgegeben, vom Fläschlein aber ein Schlückchen genommen wider die Kälte und den Morgennebel; dann nahm jede einen Büschel Flachses, und das Brechen begann.

Die Stimmung der Gesellschaft war anfangs keine freundliche. Die Nacht war dunkel und kalt; sehnsüchtig dachten besonders die fremden Arbeiterinnen an das warme Bett und den früh abgebrochenen Schlaf; der Frost nöthigte zu anhaltender Arbeit, und man hörte nur hie und da eine einsilbige Bemerkung über das Lämpchen, das zu trüb brannte, oder über den Flachs, der nicht genug geröstet seyn sollte, auch nicht so fein und so lang schien, als anderer, den die Mädchen schon in Händen gehabt hatten. Hie und da band Eine das Tuch fester, das sie um Kopf und Hals gehüllt hatte, und es fiel eine kurze Bemerkung über die Witterung, die immer so schlecht als möglich war, wenn man solch ein Geschäft unternehmen mußte.

Endlich hörte man da und dort einen Hahn krähen, das einzige Lebenszeichen in dem Dorfe, das sonst noch in tiefem Schlummer lag; bald darauf sahen die sehnsüchtigen Blicke der Mädchen, daß Licht in der Küche ward, und man hörte die Bäuerin husten. Die Arbeit ging stumm, wie bisher, aber rascher fort. Noch eine Weile, und es schlug vier Uhr. Ein Fenster im Hause öffnete sich, und die gedämpfte Stimme der Bäuerin rief die Mädchen hinauf. Mit einem Seufzer, der noch der überstandenen Stunde galt, erhoben sich die Mädchen, und schüttelten die Ageln von den Schürzen. Sie gingen ins Haus; Annemrei zuletzt, welche die Laterne mit heraufnahm. Schweigend setzten sie sich in der Stube um den Tisch, auf dem für jede ein Schüsselchen hingestellt war, das einen Schoppen hielt. Die Blicke prüften vorerst einen Laib weißen Brodes, der in der Mitte des Tisches lag und am vorigen Abend expreß für die Brecherinnen gebacken worden war; denn an guter Bewirthung durfte es nicht fehlen, nicht nur des „Ausrichtens" wegen, das von den fremden Arbeiterinnen zu befürchten stand, sondern auch, weil den Kräften zur angestrengten Arbeit aufgeholfen werden sollte. Jetzt kam aber die Bäuerin aus der Küche mit einem dampfenden Kaffeehafen und einem Milchkrug von entsprechendem Umfang. Ihr Gruß war freundlich, und die Bewegung, womit sie der Zunächstsitzenden das Messer bot, um den weißen Laib

anzuschneiden, noch erfreulicher; während dieser nun die Runde machte, hatte sie die Kaffeeschüsseln gefüllt.

Der Kaffee, heiß vom Kochen weg, gehörig mit Rüben vermischt, was den Zucker erspart, die Milch unverdünnt, wie die Kuh sie gegeben, durchdrang die Erstarrten mit ungemein behaglicher Wärme; die Mienen wurden freundlicher und das weiße lockere Brod nahm schneller ab, als der Schnee an der heißesten Sonne. Und als die Bäuerin, ohne an die zögernde Weigerung sich zu kehren, die Schüsseln zum zweiten Male auffüllte, hatte sich eine recht vergnügliche Zufriedenheit verbreitet. Nun lösten sich allmählig auch die Zungen. Die Bäuerin frug, wie sie den Flachs fänden. Die Antwort lautete ganz befriedigend; er war gerade genug geröstet und versprach sich fein und lang ausbrechen zu lassen. Noch Einiges ward über den Flachs der Nachbarinnen gesprochen; dann stand endlich mit einem: „Wollen wir?“ die älteste der fremden Mädchen vom Tische auf; die andern folgten ihr, von einem freundlichen, doch nicht so ernst gemeinten: „Ueberschaffet Euch nicht!“ von der Bäuerin entlassen, die sich wieder auf ein halb Stündchen zur Ru[illegible]en wollte.

Die Mädchen ste[illegible] sich wieder an die Brechen; es war mittlerweile heller geworden, sie hielten ein Licht nicht mehr für nöthig. Allmählig spann sich auch ein Gespräch an; da und dort ging eine Hausthüre auf, und ein Mädchen kam mit dem Kübel zum Brunnen, oder ein Bursche trat in den Stall, und beide grüßten die Brecherinnen; ein Bauer fuhr mit Wagen vorbei auf's Feld und grüßte verdrießlich, da ihm einfiel, wie viel die Frau zu Haus ihm für außerordentlichen Verbrauch anrechnen werde, wenn sie dieselbe Arbeit vornehmen lasse. Der Platz fing an unterhaltender zu werden und die Tücher um Kopf und Hals verschwanden.

Richtig kam jetzt auch Jakob mit einem Pflug dahergefahren. Er hielt sich auf und scherzte mit den fremden Brecherinnen, während seine Blicke unverwandt auf dem Kätherle hafteten, das ihn nicht zu bemerken und jetzt auf der Welt nichts Wichtigeres als ihre Breche zu haben schien. Man fragte ihn, wohin er zu ackern gehe, und zögernd mußte er das Feld eingestehen, das freilich in ganz entgegengesetzter Richtung vom Dorfe gelegen war. Lachend fuhr er davon. — Dem Jakob müsse es im Kopf nicht richtig seyn, da er mit dem Dorf so um die Kirche fahre! — äußerte zweideutig Dore, eine Bauerntochter, die den Dreißigen näher stand, als den Zwanzigen. — „Er wird Deinethalb da vorbeigekommen seyn!“ antwortete Kätherle, über ihre Anspielung erzürnt, und die andern Mädchen verhehlten schlecht ein muthwilliges Lachen zum höchsten Aerger der Dore, die sich durchaus noch nicht wollte zu den Ungefährlichen rechnen lassen. Zum guten Glück rief die Bäuerin zum Morgenessen eben, ehe der Streit in spitzige Reden recht ausbrechen wollte.

Man verließ also die Brechen wieder und ging ins Haus. Der Bauer sammt der ganzen Familie war jetzt um den Tisch versammelt, und die Verstimmung der Arbeiterinnen ward nicht bemerkt, da in des Bauern Gegenwart immer ohnedies ein ganz feierliches Schweigen zu herrschen pflegte. Während die Kartoffeln geschält wurden, hatten die Mädchen Zeit, sich über den Sohn zu ärgern, der ihrer Anwesenheit auch nicht die kleinste Wichtigkeit beizulegen schien. Darüber wurde das vorige Mißverständniß vergessen, und als man der Suppenschüssel endlich auf den Grund sah und Eins um's Andere den Löffel wischte, waren die Mädchen froh, der Gesellschaft des Bauern wieder entweichen zu dürfen, von dem man außer dem Gebete vor und nach dem Essen und einem kurzen Gruße über die ganze Zeit kein Wort vernommen hatte.

Die Unterhaltung ward mit ungewöhnlichem Redefluß begonnen, als die Mädchen wieder an den Brechen waren, denn sie mußten nach dem erlittenen Zwange sich schadlos halten. Ohnedies war es auch auf der Straße stille geworden; es war sechs Uhr vorüber, die Leute auf dem Felde, die Kinder in der Schule; man fing an, die Dorfneuigkeiten durchzugehen, worin Dore immer den besten Vorrath hatte. Sie erzählte unter Anderem, daß Schmieds Jörg, der sich jetzt Georg nennen lasse, seit zwei Tagen von der Wanderschaft zurückgekommen sey und hier bleiben werde, um wahrscheinlich sich bald häuslich niederzulassen. Sie konnte nicht genug rühmen, welch ein schöner, stattlicher Bursch er geworden sey und wie gut ihm die Herrenkleider stünden, was er Alles zu erzählen wissen solle und wie man ihm überhaupt auf zehn Schritte schon anmerke, daß er die Welt gesehen habe und ein Anderer sey, als all die Buben, die nicht aus dem Schlendrian zu Haus hinaus gekommen wären. Sie hätte sich ganz in Eifer geredet, vermuthlich, um Kätherle wegen der Unhöflichkeit ihres Bruders einen Wink zu geben.

In der besten Rede ward sie unterbrochen durch die Anrede: „Hent ihr en gute Rath?“ die in höflichem Tone gestellt war, doch so, daß ein verbissenes Lachen darin hörbar war. Es war des Schmieds Sohn selbst, den die überraschten Mädchen, als sie die Köpfe im Nu umwandten, hinter sich stehen sahen. Die Andern lachten, während die Dore erschrocken that und dabei die Blicke verstohlen auf den Ankömmling gleiten ließ, um zu beobachten, welchen Eindruck der Lobspruch auf ihn gemacht hätte. Das Kätherle dagegen nahm rasch das Wort; erzürnt darüber, daß sie sollten belauscht worden seyn, und sich, einem eiteln Burschen vielleicht, lächerlich

gemacht zu haben, antwortete sie in herausforderndem Tone: „Und wenn der Rath schlecht genug ist, so haben wir ihn ja unter uns!"

Jörg, oder Georg, wie er jetzt sich nennen ließ, schaute die kleine, rasche Sprecherin halb überrascht, halb ergötzt an. „Ei," sagte er, „da hätt' ich ja auch wohl wegbleiben sollen? Ich kam vorüber nur von ungefähr und wollte nicht ohne Gruß vorbeigehen; aber man dankt's mir nicht, und fragt mich nichts, wenn ich gleich drei Jahr von hier weg gewesen bin! Ich hätte lieber gar in der Fremde bleiben sollen?" — „Bleiben oder kommen nach Deinem Belieben, uns wird das Eine seyn wie das Andere!" antwortete das Kätherle immer noch verstimmt.

Verblüfft ob der unfreundlichen Begegnung stand der junge Mann und schien abbrechen und weiter gehen zu wollen. Da blickte Annemrei auf. Sie hatte zuvor dem leichtfertigen Gespräch der Mädchen keine Aufmerksamkeit geschenkt, ja den Inhalt desselben kaum vernommen, da sie ihre Gedanken in einige dunkle Aussprüche versenkt hatte, die ein auswärtiger Redner in der letzten Versammlung der Sekte hatte vernehmen lassen. Die unvermuthete Erscheinung des Fremden brachte ihre Aufmerksamkeit wieder zurück; sie fand es unbillig, daß ihm das muthwillige Kätherle so schnippisch begegne, und richtete mit ernster Höflichkeit das Wort an ihn. „Grüß Dich Gott," sprach sie; „es freut uns, daß Du gesund und glücklich zurückgekommen bist! halt' gute Nachbarschaft!"

Unbefangen bot sie ihm dabei die Hand zum Gruße hin, während ihr dunkles Auge mit ungewöhnlicher Lebhaftigkeit strafend auf den Gefährtinnen ruhte, und dann zu dem seinen sich erhob.

(Fortsetzung folgt.)

Das Tagebuch einer alten Jungfrau.

Nach dem Französischen.

Tante Louise war die Schwester meines Großvaters, sie hatte nie Cambrai, ihre Vaterstadt, noch das alte Haus verlassen, welches seit zwei Jahrhunderten ihrer Familie gehörte. Als dieses Haus durch Erbschaft in die Hände meines Vaters kam, fand er Tante Louise darin, welche damals sechzig Jahre alt war; sie bewohnte dasselbe Zimmer, welches sie als junges Mädchen bewohnt hatte, und fuhr fort darin zu leben mit meinem Vater, meiner Mutter, mit uns Allen, ohne etwas in ihren Gewohnheiten zu ändern. Sie nahm wenig Platz ein und machte wenig Geräusch. Ich glaube sie noch zu sehen — mager, schwächlich und blaß; ihre durch die Zeit veränderten Gesichtszüge waren fein und zart gewesen, ihre schwarzen, noch immer ausdrucksvollen Augen ließen errathen, daß auch Tante Louise eine Zeit der Frische und Schönheit gehabt habe; aber Blässe und Runzeln warfen einen traurigen Schleier über dies ruhige Gesicht.

Tante Louise sprach wenig, sie schien den Ereignissen der Politik, den Fortschritten der Wissenschaften und den allgemein gewordenen Entdeckungen der Industrie und der Künste gleich fremd zu seyn. Indeß ihre seltenen und bescheidenen Reden verriethen einen beobachtenden Geist, einen durch das Lesen ernster Bücher gereiften Verstand und besonders ein seltenes durch das Alter nicht geschwächtes Gedächtniß. Zuweilen erzählte sie uns Ereignisse aus der Zeit der Regentschaft oder vom Ende der Regierung Ludwigs des Vierzehnten, wie Sachen, welche ihr vertraut waren, und wenn wir sie erstaunt fragten: „Tante, woher wissen Sie das?" antwortete sie: „Mein Großvater hat es mir erzählt. Zu meiner Zeit befragte man die alten Leute. Der Vater meines Großvaters hatte den feierlichen Einzug des Herrn von Fenelon in Cambrai gesehen. Man hat es mir sehr oft wiedererzählt."

Ich glaube, daß Tante Louise, wenn sie darüber nachgedacht hätte, uns von dem „Frieden der Frauen" und dem Aufenthalte Karls des Fünften in Cambrai hätte erzählen können; und das Gedächtniß des Herzens war ihr eben so treu, als das der Ereignisse. Sie vergaß weder das Fest des heiligen Karl, noch das der heiligen Cäcilie, die Namensfeste meiner Eltern: sie bot ihnen eine kleine von ihr verfertigte Arbeit, denn sie bewahrte bis in ihr höchstes Alter ihre scharfen Augen und ihre geschickten Finger, oder ein Buch, welches sie selbst ausgesucht hatte. Für uns, ihre Enkelinnen, hatte sie tausend Freundlichkeiten, und dennoch entfernten ihr hohes Alter und ihre Traurigkeit das Vertrauen; wir achteten sie sehr, aber ich fürchte, wir liebten sie kaum, weil wir sie nicht kannten; und doch hätte dies einsamstehende Herz vielleicht der Liebe eines Kindes bedurft, um sich zu erwärmen und zu erfreuen! Ohne Bande irdischer Zuneigung hatte Tante Louise wenigstens die Frömmigkeit, welche Alles ersetzt, aber auch diese übte sie, wie ihre andern Tugenden, geräuschlos.

Am Morgen ging sie, was für Wetter es auch war, zur ersten Messe nach der Hauptkirche — ich glaube, daß sie dort zum Abendmahl ging, und ich glaube auch, daß sie es den Armen vergalt, wenn sich der Herr im heiligen Mahle mit ihr vereinigte; aber man hörte sie nie von ihren Andachtsübungen, noch von ihren guten Werken sprechen, und nie tadelte sie Die, welche ihre Ueberzeugung nicht theilten.

Ihr Leben floß so schweigend dahin, wie der Sand in der Sanduhr fällt, voll von Nachsicht, Sanftmuth und Zurückhaltung, traurig vielleicht, ohne daß Jemand ihre Leiden und Klagen erfuhr.

Obgleich sie das achtzigste Jahr erreicht hatte, erlaubte ihr ihre Gesundheit doch noch auszugehen; sie wollte auch, obgleich sie sich leicht beklemmt fühlte, allein zur Prozession des Gottesfestes gehen, aber meine Mutter verließ sie nicht. Nach Hause zurückgekehrt, schien Tante Louise ermüdet zu seyn und zog sich in ihr Zimmer zurück; wir sahen nach ihr zu wiederholten Malen und meine Mutter bezeigte einige Unruhe.

Am Abend bat uns Tante Louise, wir möchten uns zurückziehen; sie fühle sich ruhig, sagte sie, und zum Schlafen geneigt. Ich umarmte sie; sie machte das Zeichen des Kreuzes auf meine Stirn und sagte: „Schlaf' wohl, Amalie!" und wir zogen uns zurück.

Am andern Morgen stand Tante Louise nicht auf, um neun Uhr hatte sie noch nicht geschellt; mein Vater und meine Mutter sahen sich unruhig an, endlich sagte meine Mutter, daß sie hinaufgehen wolle. Sie stieg die Treppe hinauf; mein Vater ging hinter ihr her, und ich weiß nicht, welches Gefühl mich trieb, ihnen zu folgen.

Die Thür des Zimmers wurde leise geöffnet — Alles war in Ordnung, das Nachtlicht brannte auf dem Kamine; die Vorhänge des Bettes waren geschlossen. Meine Mutter öffnete sie und trat zurück, indem sie meinen Vater erschreckt ansah; — er trat vor, neigte sich auf das Bett und sagte mit einer Stimme, welche mir ins Herz drang: „Unsere gute Tante Louise ist nicht mehr!" Und indem er diese Worte sagte, erhob er den Vorhang.

Ich sah Tante Louise ruhig liegen mit geschlossenen Augen; in den gefalteten Händen hielt sie den Rosenkranz, mit welchem sie eingeschlafen war. Sie war nicht bleicher als gewöhnlich, aber ihre Züge hatten etwas Strenges und Hartes, welches ich noch nicht kannte; dieses Etwas war der Tod. Tante Louise war ohne Kampf und ohne Schmerz gestorben, und ihr Tod, friedlich und ruhig wie ihr Leben, hatte sich schon vor mehreren Stunden ereignet; — sie war gestorben, wie sie gelebt: — allein!

Wir wurden Alle von dem feierlichen Eindrucke durchdrungen, welchen der Tod in einem Hause verbreitet; aber, ich muß es gestehen, der Verlust der alten Tante machte keine Leere in unserer jungen, einigen und glücklichen Familie. Die gewöhnlichen Ceremonien fanden statt: Leichenbegängniß, Beerdigung und Versiegelung. Nach vierzehn Tagen vereinigten sich unsere Eltern, Vettern und Nebenvettern mit den Männern des Gesetzes, um die Siegel abzunehmen und das Inventarium aufzusetzen. Dieses Geschäft dauerte ziemlich lange; wir hörten, nachdem drei Stunden verflossen waren, die Verwandten, den Friedensrichter, den Notär lautsprechend die Treppe herunterkommen; bald kam mein Vater wieder herein und meine Mutter fragte ihn voll Sorge, was sich ergeben habe.

„Ich bin über die Unzufriedenheit der Andern ärgerlich," sprach er; „Tante Louise war die Tochter unseres Urgroßvaters erster Ehe und hatte fünf- bis sechstausend Livres Renten geerbt; — sie gab wenig aus und wir konnten erwarten, nicht nur dieses Vermögen zu finden, sondern auch die Ersparungen, welche sie in einem so langen Leben, bei so einfachen Gewohnheiten, machen mußte. Dessenungeachtet hat uns das genaueste Inventarium nur ein Vermögen von fünfzigtausend Franken in Staatsrenten nachgewiesen. Sonst waren weder ein Testament, noch Urkunden, noch Sachen von Werth zu finden; dies Vermögen scheint in einen Abgrund gefallen zu seyn. Ich beklage mich nicht darüber, da Gott meiner Familie Wohlstand verliehen hat; aber einige Vettern murrten, und ihre Bemerkungen waren mir sehr unangenehm."

„Aber was hat denn unsere Tante Louise mit ihrem Vermögen angefangen?" rief mein ältester Bruder unbesonnen. „Hat sie an der Börse gespielt? oder vielleicht ein Kloster bereichert?"

„Stille, mein Sohn," antwortete unsere Mutter, „unsere Tante war Herrin ihres Vermögens, und wenn sie es zu frommen Werken verwendet hätte, könnte ich sie nicht darüber tadeln."

Nach einer stillschweigenden Uebereinkunft sprach man so wenig als möglich von dieser Sache; der Nachlaß unserer Tante wurde nach den Gesetzen vertheilt, wir behielten ihr Mobiliar, und ich bat meinen Vater, mir für mein Zimmer einen hübschen Schreibtisch zu schenken, ganz aus Schildpatt und Elfenbein, dessen Werth meine Tante wahrscheinlich nicht gekannt hatte. Ich nahm mit großer Befriedigung davon Besitz und leerte die zahllosen Schiebladen aus. Einige enthielten Garn, Nadeln, kleine graue, für ein armes Kind begonnene Strümpfe, andere enthielten alte Geschäftsbriefe, Rechnungen, wirthschaftliche Rezepte, etwas altes Band und feine Spitzen. In dem obern Theile, um eine hübsche Statue der heiligen Jungfrau, welche die Spitze des Schrankes bildete, befanden sich einige Bücher: die „Correspondance" von Fenelon, die „Pensées" von Bourdaloue, die „Elévations" von Bossuet, einige Bände von Madame de Sevigné, ein abgegriffenes Buch vom heiligen Franz von Sales — vielfach gelesene Bücher.

(Fortsetzung folgt.)

Redaktion, Druck und Verlag von G. Ritter in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

Nro. 76. Sonntag, 26. Juni **1853.**

Die Schwestern.

(Fortsetzung.)

Dem Georg drang der Blick Annemrei's bis ins innerste Herz; aufmerksam schaute er ins Gesicht des Mädchens, das allein ihm einen Willkomm geboten hatte. Er wunderte sich über die Schönheit desselben, und sein Ernst zog ihn nur noch höher an, da er in der Welt draußen der lustigen Dirnen schon genug gesehen hatte.

In seiner Ueberraschung hielt Georg ihre Hand unbewußt fest, doch ohne eine Vertraulichkeit, die beleidigen konnte; sie zu drücken, wagte er nicht.

Eine sonderbare, ihr selbst fremde Verwirrung bemächtigte sich des ernsten Mädchens, als sie die Hand wieder zurückzog. Sie machte sich eifriger über die Arbeit; Georg stand eine Weile stumm da; sie fühlte, daß er ihre Bewegungen beobachtete. Endlich schien er sich zu besinnen; er äußerte, daß er einen Gang ins nächste Dorf zu machen habe, und verabschiedete sich höflich, doch ohne noch einen Blick von Annemrei zu bekommen, auf den er wartete. Erst als er weg war, schlug sie das Auge wieder auf und konnte sich's nicht versagen, ihm nachzuschauen. Die städtische Kleidung war hier neu, und gab seiner ganzen Erscheinung etwas Ungewöhnliches; — in demselben Augenblicke aber wandte auch er sich noch einmal um, und ihre Blicke begegneten sich.

Annemrei war von da an so verwirrt und in Gedanken versunken, daß sie nicht einmal der spöttischen Reden der Dore achtete, die mit scharfem Blicke den ganzen Vorgang beachtet hatte.

Diese ward endlich der Angriffe selbst müde, die gar nicht empfunden zu werden schienen, und das Gespräch ging allmälig wieder auf andere Angelegenheiten über; Heirathen, Erbschaften und Gesindewechsel des ganzen Dorfes wurden abgehandelt, und die runde Bäuerin selbst kam von Zeit zu Zeit unter die Hausthüre, um einige Brocken der Unterhaltung sich zu erhaschen, und ihr eigenes Wort dazu zu geben. Zu ihrer großen Zufriedenheit schien die ernste Annemrei, vor deren mißbilligenden Blicken die lebensfrohe Frau sich scheute, auch dies nicht in Acht zu nehmen. Der heiße Nachmittag endlich brachte die Unterhaltung ins Stocken; die Ermüdung begann in der lässiger betriebenen Arbeit sich kund zu geben. Alle überflüssigen Kleidungsstücke waren längst entfernt worden, und nur das knappe Leibchen, die weiten schneeweißen Hemdärmel schlossen noch die von arbeitsvollem Leben schön ausgebildeten Glieder ein. Höchst willkommen erschien um drei Uhr die Bäuerin mit dem steinernen Krug voll kräftigen Aepfelmostes, um die Ermüdeten zu laben. Die schwere Arbeit ruhte wieder eine Weile und die Erhitzten athmeten auf. — Der Krug begann eben bei Dore zum zweiten Male die Runde, als eine schon bekannte Stimme mit schüchterner Höflichkeit fragte: „Immer noch fleißig?"

Es war Jörg, der soeben von seinem Gange zurückkam und gerne ein Gespräch anknüpfen zu wollen schien. Der kühle Trunk hatte die Gesellschaft wieder etwas erheitert, sie kam daher seinem Verlangen mit der Frage entgegen, was er auswärts zu thun gehabt hätte? Dore machte während der Frage eine Bewegung, ihm den Mostbecher zu reichen, doch er wandte sich geschickt ab und erzählte, gegen Annemrei gewandt, daß er schon eine Bestellung für einen neuen Hausrath erhalten habe, den er einer Braut im Nachbarorte liefern sollte — er war ein Schreiner —, daß er sich als Meister niederlassen wolle, da er gewiß voraussehen könne, daß ihm's an Arbeit nicht fehlen werde; um so weniger, da seit dem Tode eines alten Meisters im Nachbarorte der einzige seines „Zeichens" daherum sey.

Während er erzählte, war der Trunk umhergegangen; jetzt als Annemrei den Becher hielt, klagte er über die Hitze des Tages und wischte sich mit dem buntgeblümten Taschentuche die Stirne. Annemrei konnte nun nicht umhin, ihm einen Trunk anzubieten, er nahm ihn an und sein Auge senkte sich tief in das ihre, als er mit einem ausdrucksvollen: „Dein Wohlseyn!" den Becher zum Munde führte.

Annemrei wußte nicht, wie ihr geschehen war, sie war den ganzen übrigen Theil des Tages wie in einem Traume befangen. Sie zürnte sich und dem Schreiner — aber sie konnte der fremden Gewalt nicht Meister werden.

Annemrei war verändert von diesem Tage an; eine innere Unruhe war über sie gekommen und die Sicherheit ihres strengen, ernsten Wesens schien erschüttert. Sie wollte mit doppeltem Ernste ihre Gedanken von Dem zurückziehen, was sie zerstreut hatte — aber der Schreiner hatte sich indeß eine Werkstatt eingerichtet in seiner Eltern Hause, in einer Kammer, die gerade gegen Christoph's Garten heraussah. So oft Annemrei in den Garten trat, was des Tages mehr als einmal geschah, da derselbe zugleich als Hof, Wasch- und Trockenplatz benützt wurde — so oft war sie sicher, den Schreiner am Fensterlein zu sehen; und sie konnte seinen freundlichen und doch so bescheidenen Gruß nicht unerwiedert lassen. Als seine Arbeit so weit vorgerückt war, beschäftigte sich Jörg auch auf dem Vorplatz neben dem Gartenzaun, um dem Hausrath den Anstrich zu geben, der im Freien leichter trocknen sollte. Da knüpfte er denn auch mit seiner Nachbarin ein Gespräch an, und sein Wesen war so verständig und so besonnen und gereift durch Erfahrung, daß die nachdenkliche Annemrei, die das lustige Wesen der sonstigen jungen Bursche nicht liebte, wider ihren Willen festgehalten war, wenn er zu sprechen anfing.

Auch mit ihrem Bruder hatte er gleich am ersten Sonntage Bekanntschaft gemacht, und dieser schloß sich gern an ihn an, da Georg gar Vieles von der Welt draußen zu sagen wußte, was Johannes gerne erfahren wollte. So sah sie ihn noch öfter, sah ihn im Hause, und wenn es ihr nicht das eigene Gefühl gesagt hätte, daß er ihretwegen komme, so hätte sie es durch das Gerücht erfahren, das im ganzen Dorfe ging und von Dore veranlaßt worden war, die ihrem Aerger darin noch eine kleine Rache gönnen wollte. Ein neues unbeschreiblich brennendes Gefühl war es für das ernste, stolze Mädchen, daß sie das Gespräch des Dorfes und der jungen lustigen Leute geworden sey. Sie wollte darob dem Schreiner böse werden, der es veranlaßt habe, und äußerte dies gegen ihren Bruder. Der Schreiner läugne seine Liebe gar nicht, sprach dieser; er sage, seit er ihr zum ersten Male in die Augen geblickt, sey es ihm gewesen wie „angethan," er könne sie nicht wieder vergessen; und wenn er sie einen Tag lang nicht sehe, sey es ihm weh'. Annemrei konnte ihm nicht länger zürnen, denn sie fühlte, daß er ihr aus dem eigenen Herzen gesprochen habe.

Die Sache wurde ernsthaft. Der Schreiner hatte das vollständige Alter, um einen Hausstand gründen zu können, sein Handwerk ging gut; daneben hatte er ein ordentliches Gütlein; es war ein Unterkommen, wie es Annemrei mit ihrem bischen Heirathsgut nirgends besser treffen könnte. Auch seinen Eltern war die Sache recht, denn Annemrei war immer noch eine Bauerntochter, und ihre Familie konnte man mit Ehren nennen. So schien sich zu dieser Anordnung Alles auf's Beste zusammenfügen zu wollen. Annemrei's Mutter sagte erzürnt über ihre Bedenklichkeiten: „Das ist ein rechtschaffener Bursch! Für den solltest Du Gott danken, statt Dich zu schämen!" — Ihr Vater äußerte mit seiner gewöhnlichen ernsten Trockenheit: der „Anstand" wäre gut, und er hätte nichts dawider; zwingen werde er sie nicht, denn es sey ihre eigene Sache.

Wäre Annemrei gegen Georg gleichgiltig gewesen, so würde sie in die Heirath sich ohne Weigerung gefügt haben, als in ein Schicksal, das einmal der Welt Lauf natürlich mit sich bringt; sie würde mit dem kalten Ernst, der sonst ihre Schritte bezeichnete, ihr Vaterhaus mit einem andern vertauscht haben. Aber so war es nicht; in ihrem Herzen war ein neues Gefühl erwacht und überwältigte sie mit all der Stärke und Gluth, die ihrem innersten Wesen eigen war. Sie erschrack vor sich selbst; denn sie hatte geglaubt, ihr Herz bereits von der Welt losgerissen und im Himmel eingebürgert zu haben.

Sie suchte bei ihren eifrigen Gesinnungsgenossen geistlichen Rath, und diese glaubten ihre Seel' und Seligkeit in Gefahr durch eine solche Verbindung. Annemrei war eines der eifrigsten Glieder gewesen; den Schreiner aber für die Sekte zu gewinnen, war um so weniger eine Hoffnung, da er ein gottesfürchtiger Mensch war, doch von besonnenem Gemüthe und einer ruhigen Festigkeit, die schwerer zu überwinden schien, als der wildeste Trotz. Was Annemrei litt, konnte außer Gott nur ihre Schwester wissen, das lustige Kätherle, das sie halbe Nächte durch beten und weinen hörte. Daß auch das Kätherle ungeachtet ihrer Jugend, Arbeit und ihres heitern Muthes einen so leichten Schlaf haben könnte, um sie zu hören, ahnte Annemrei nicht. — Sie sah die Zeit heranrücken, da Georg seinen Antrag machen würde; man hörte davon, daß im Frühjahr ein Ausdingstüblein für seine Eltern gebaut werden und er das Haus übernehmen sollte. Ehe nämlich alle Verhältnisse so geordnet sind, daß gleich die Hochzeit bestellt werden kann, ist's auf dem Dorfe nicht Sitte, das förmliche Jawort zu holen.

War an einem Morgen Annemrei entschlossen, ihn abzuweisen und alle ihre Wünsche zu bekämpfen, um nur ihre Seele zu retten — so konnte in der nächsten Stunde Georg ins Haus treten, oder nur über den Gartenzaun ein paar Worte mit ihr wechseln, und ihre Festigkeit war erschüttert, sie fühlte nichts mehr, als daß ihr unbeschreiblich wohl und

wehe war zu gleicher Zeit. Sie wußte sich nicht mehr zu helfen und wollte entweichen; sie bat die Eltern, da der Winter komme und der Arbeit weniger werde, in einen Dienst gehen zu dürfen. Die Bäuerin, in deren Haus die Versammlungen der Sekte gehalten wurden, eine alte Wittwe, brauchte jetzt eben eine neue Magd. Annemrei war in der Zeit ihres qualvollen Seelenkampfes herber und strenger gewesen als je, ja es hatte sich eine Reizbarkeit und Heftigkeit an ihr gezeigt, die man sonst nicht an ihr gewöhnt war und im Hause mit Unmuth empfand. Darum ließ die Mutter sie gerne ziehen; konnte es nicht durch eine Heirath seyn, so wollte sie gerne auf eine andere Art sie aus dem Hause entlassen. Der Vater, unwillig, daß Annemrei ihn verlassen wollte, erklärte, trockener und finsterer als je, seine Kinder hätten nicht nöthig, das Brod auswärts zu suchen; aber gefalle es ihnen nicht mehr im Hause, so halte er sie nicht zurück.

Annemrei fühlte wohl, daß sie ihres Vaters Gunst verlöre, wenn sie aus dem Hause gehe, aber sie konnte nicht anders; um den Frieden ihrer Seele wollte sie Alles aufgeben. Als Martini herangekommen war, trat sie in den Dienst, und als sie aus dem Vaterhause und aus dem Heimathdorfe wanderte, war ihr, als ließe sie die ganze Welt hinter sich und könnte fortan, von allen Banden los, nur dem Himmel angehören. Mit rückhaltloser Hingebung schloß sie sich nun an die Sekte an, als den einzigen Verband, dem sie noch angehören konnte. Der natürliche Ernst ihres Wesens ging jetzt in düstere Schroffheit über; ihr Sieg hatte ihr schweren Kampf gekostet, sie schätzte danach auch sein Verdienst; zu ihrer jetzigen Verachtung der Welt gesellte sich eine Bitterkeit, welche im Laufe der Zeit in völliges Uebelwollen übergehen konnte. Nach Haus ging sie selten, und auch dann nur Sonntag Abends in Begleitung einiger Gesinnungsschwestern. Ihre Familie gehörte ja nicht dem Kreis ihrer Religionsgenossen an; sie betrachtete sich kaum mehr als ihr verbunden und anverwandt.

(Fortsetzung folgt.)

Das Tagebuch einer alten Jungfrau.

(Fortsetzung.)

Ich ordnete meine Sachen — Wolle, Nadeln, Bleistifte, Farben rc. — in die schön ausgeputzten, anmuthig mit Arabesken geschmückten Schubladen des Schreibtisches — das war die Beschäftigung und das Vergnügen für einige Tage. Indem ich in dem Möbel nachsuchte, entdeckte ich einige kleine geheime Schubladen mit doppelten Böden — Verstecke, welche in dem Holze angebracht waren. Eins dieser Verstecke enthielt ein Päckchen Assignaten, ein anderes Gegenstände der Frömmigkeit, ein Crucifix, Medaillen. Ich dachte, daß diese Zeichen der Frömmigkeit dorthin gelegt waren zur Zeit der ersten Revolution und seitdem dort geblieben waren. Der Fußkranz der Statue zeigte mir endlich einen noch tiefern Kasten, welcher den Blicken noch mehr entzogen war; es gelang mir ihn zu öffnen, und ich fand eine Art Verzeichniß in Pergament gebunden und ein Miniatur-Portrait nachlässig auf den Boden des Kastens geworfen. Ich sah aufmerksam dieses Bild an und glaubte Tante Louise wieder zu erkennen. Sie war in dem vollen Glanze ihrer Schönheit gemalt: eine zarte Frische, feine und edle Züge, schwarze, tiefe und sanfte Augen lächelten mich aus diesem alten Rahmen an. Sie trug die anmuthige Tracht aus dem Ende des achtzehnten Jahrhunderts. Ich betrachtete gedankenvoll dieses schöne Gesicht, welches ich nur alt und traurig gekannt hatte, und ein Vers, welchen ich zuweilen von meinem Bruder gehört hatte, kam mir unwillkürlich ins Gedächtniß zurück:

„Où sont les neiges d'antan?“ *)

Nachdem ich das Portrait betrachtet hatte, öffnete ich das Buch und ich erkannte auf den gelbgewordenen Blättern die Hand meiner Tante. Die Schrift schien den Jahren gefolgt zu seyn — schwach und hübsch im Anfange, schärfer in der Mitte, zitternd und unregelmäßig am Ende des Manuscriptes, schien sie zu beleben das Feuer der Jugend, die Kraft des reiferen Alters, dann zu ergreifen die Zögerungen des Greisenalters, und erinnerte an den langen Lebenslauf Derjenigen, welche diese Blätter geschrieben hatte. Ich las einige Worte und fuhr mit Eifer fort.

Folgendes enthielt das Buch der Tante Louise:

Cambrai, April 1788.

O wie sehr fehlt mir diese gute Mutter, welche ich nicht gekannt habe! Wie sehr bedürfte ich ihrer, mich zu leiten, um ihr meine Gefühle und meine Gedanken mitzutheilen. Mein Herz ist voll, und ich schreibe, weil Niemand hier mich hören kann.... Doch bin ich von Verwandten und Freunden umgeben, aber es fehlt mir die nächste und die innigste Freundin, und ich fühle täglich, wie traurig es ist, die Mutter verloren zu haben!

Mai 1788.

Ich sollte weder klagen noch weinen; aber ich klage ja nur auf dem Papier, ich weine nur vor Gott.... Meine Stiefmutter läßt mich sehr leiden.... Herr, verzeihe ihr, mach', daß wir in Frieden leben.

---

*) Wo ist der Schnee des vorigen Jahrs?

Juli 1788.

Mein Vater hat mich heute in seine Schreibstube kommen lassen und mir, nachdem er mich umarmt hat, gesagt: „Mein Kind, Du bist hier nicht glücklich, ich sehe es wohl, deßhalb ergreife ich mit Freuden die Gelegenheit, Dich an einen rechtschaffenen Mann zu verheirathen. Adrian Lechesne, der junge Kaufmann, bittet um Deine Hand. Willst Du ihn annehmen?" Ich stotterte ein Weniges.... Mein guter Vater sagte mir zärtlich: „Meine liebe Tochter, wir werden sehen und zusammen überlegen. Beunruhige Dich nicht, ich will nur Dein Glück."

August 1788.

Ja, mein Vater will nur mein Glück, ich fühle es.... Meine Verheirathung mit Adrian Lechesne ist beschlossen und auf die Mitte des Oktobers festgesetzt. Ich muß viel beten, um von Gott die Gnade zu erhalten, eine gute Frau zu werden.... Wenn meine Mutter noch lebte, so würde sie, glaube ich, der Wahl meines Vaters Beifall schenken.

15. Okt. 1788.

Das war der zu meiner Hochzeit festgesetzte Tag, und Alles ist vorbei — für immer vorbei!... Ach, mein Gott, habe Mitleid mit uns!"

November 1788.

Ich kann endlich schreiben, was geschehen ist: ich will die Erinnerung des Ereignisses, welches mein Leben verändert hat, bewahren. Mein armer Vater war, wie gewöhnlich, nach Chateau Cambresis gegangen, um seine Weber zu besuchen: er war zu Pferde. Auf halbem Wege erschreckte der Flügel einer Mühle sein Pferd — es bäumte sich — nach einem langen Kampfe wurde mein Vater abgeworfen und von den Füßen seines Thieres getreten. Man trug ihn ohnmächtig zu dem Prediger des benachbarten Dorfes und schickte uns einen Boten. Als ich mit meiner Stiefmutter anlangte, näherte sich mein geliebter Vater seinen letzten Augenblicken.... Welches Schauspiel! mein armer Vater lag sterbend auf einem fremden Bette und gebrauchte seine letzte Kraft, uns die Hand entgegen zu strecken und uns einige liebreiche und sanfte Worte zu sagen.... Meine Stiefmutter, von Schmerz gebeugt, wurde unwohl und kämpfte gegen einen heftigen Nervenanfall: man brachte sie hinaus, ich blieb allein mit meinem Vater; er folgte ihr mit den Augen und murmelte mit Unruhe und Schmerz: „Meine arme Frau, was wird aus ihr werden, wenn ich nicht mehr bin!... Und meine Kinder, meine Söhne, meine arme kleine Isabelle — sie werden in Armuth versinken, ich hinterlasse ihnen so wenig!"... „Mein Vater, was sagst Du?" erwiederte ich. ... „Meine liebe Tochter," sagte er mit sterbender Stimme, welche mir das Herz zerriß, „ich habe nicht genug Vertrauen auf Gott, ich bin unruhig über diese armen Kinder ... wie werden sie erzogen werden? welche Laufbahn —" „Mein Vater, ich bin ja reich!" unterbrach ich ihn. „Ja, meine Tochter, Deine Mutter, meine gute Frau, hatte Vermögen —" ... „Ich werde meine Brüder, meine Schwester erziehen, das Nothwendige meiner Stiefmutter geben können —" ... „Du wirst Dich verheirathen, Louise, Dein Schicksal ist bestimmt." „Ich entsage der Ehe, mein Vater," erwiederte ich, indem ich die Hand nach dem Crucifix ausstreckte, „ich schwöre es vor Gott, und mein Vermögen soll meiner Familie gehören." ... „Wie, mein Kind, Du würdest das thun?" rief er aus. „Mein geliebter Vater, ich werde es thun." ... „Möge Gott Deine Tugend belohnen! Meine Louise, meine gute Tochter, ich segne Dich von ganzem Herzen!"

Er war erschöpft und konnte nicht mehr sprechen, aber ungeachtet seiner Leiden und Todesangst verbreitete sich eine sanfte Ruhe auf seinem Antlitze, und er betete mit einer glücklichen Miene.... Diese Erinnerung wird meine Belohnung und meine Stärke seyn.... Mein theurer und geachteter Vater lebte bis zum Abend — er entschlief sanft — sein letzter Blick war auf mich gerichtet.... O Gott, welche Prüfung! o Gott, verlaß mich nicht!

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Aus Brand bei Freiberg (Sachsen) wird unterm 14. d. von einem beklagenswerthen Unglücksfall berichtet, der nicht weniger als fünf Menschenleben gefordert hat. Auf der Grube „Gelobt Land" hinter Erbisdorf waren mehrere Bergarbeiter in einem Schacht mit Löcherbohren beschäftigt, als plötzlich in kurzer Entfernung von ihnen der Bruch eines sehr alten Baues erfolgte und aus der entstandenen Oeffnung verdorbenes schlammiges Wasser mit solcher Gewalt hereinbrach, daß es nur einem Theile der Arbeiter möglich war, sich aus dem Schachte zu retten. Vier derselben wurden todt aus dem Wasser gezogen; ein Fünfter wurde zwar noch lebend herausgebracht, ist jedoch bald darauf ebenfalls gestorben.

* Am 21. d. wurde von Metzgermeister Peter Schwarz in St. Ingbert ein auf dem Hofgute des Herrn Villeroy zu Rittershof gezogener Hammel englischer Race geschlachtet, welcher, außerordentlich fett, das seltene Gewicht von 102 Pfd. hatte.

Redaktion, Druck und Verlag von G. Ritter in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

Nro. 77. Dienstag, 28. Juni 1853.

Die Schwestern.

(Fortsetzung.)

Das Jahr neigte sich zu Ende. Am Schluß desselben fühlte Annemrei noch einmal eine gemüthliche Regung; sie wollte doch auch wieder ihre Eltern sehen und sprechen, und diesmal ohne störende fremde Begleitung. Sie wußte ja nicht, was das neue Jahr ihr und ihnen brächte, und fühlte mit einer Art von Beklemmung, daß sie ihnen wohl immer fremder werden müßte. Abends, als die Arbeit des Tages vorüber war, machte sie sich auf den Weg; dieser war nicht weit, und es war ganz gewöhnlich, daß man noch Nachts denselben hin- oder herging. Es war ihr lieb, daß es schon dunkelte, als sie ins Dorf kam; sie wollte nicht bemerkt werden.

Als sie an das Vaterhaus kam, hörte sie an der Stiege wispern; sie zog sich in den Hintergrund der Hausflur zurück, denn sie wollte sich nicht kenntlich machen, wenn ein Fremder da wäre. Bald unterschied sie die Stimme: es war Jakob, ihres Vetters Sohn, der mit Kätherle redete. Ihr Zwiegespräch war so eifrig, daß sie Annemrei gar nicht ins Haus treten hörten. Es war ein Streit, den sie hatten, und Annemrei verstand denselben bald. Sie wußte, daß Kätherle zum ersten Male in die „Lichtstube" ging. Daß sie mit ihrem aufgeweckten Sinne Lust und Leben darein bringen und bald auch die ganze Stube nach ihrem Pfeiflein tanzen lassen werde, konnte sich Annemrei denken. Heute nun, auf den letzten Jahrabend, wollte sich die Lichtstube einmal recht fröhlich machen. Man wollte Küchlein backen und einen Kaffee dazu machen; hernach wollten die Buben ein paar Spiele aufführen, wozu die Aufgewecktesten sich Verkleidungen gerüstet hatten; zuletzt sollte jedes Mädchen ihrem Burschen einen Bänderstrauß anstecken, wofür er ihr ein Geschenk gab, und den Beschluß mußten dann wohl ein paar Gesänge machen, wehmüthige oder heitere, wie es die Stimmung gerade mit sich brachte.

Jakob hatte schon zu Anfang, da Alles verabredet wurde, verlangt, daß sie ihm den Strauß anstecke, und dafür ein seidenes Halstüchlein gekauft, in dem die reichste Bauerntochter hätte prangen können. Aber Kätherle schlug's ihm ab; sie wollte durchaus nur ihrem Bruder den Strauß anstecken und meinte, Jakob sollte sich dasselbe auch von seiner Schwester thun lassen — am besten schicke sich's so.

Nach manchem vergeblichen Versuche durch ihren Bruder war Jakob jetzt selbst gekommen, um sie nach seinem Willen zu bewegen. Es war vergebens; Bitten und Vorstellungen halfen so wenig als Vorwürfe.

Endlich sagte er im bittersten Zorne: „Ich bin ein Narr, daß ich um Dich mir die Füße müd laufe! Ich könnt' so gut an Deinen Kunkelstock hinreden, als an Dich; — was über's Lachen hinausgeht, dafür hast Du kein Herz!"

Mit raschen Schritten ging er hinweg. Als aber Annemrei hinzukam und die Stiege hinaufging, traf sie Kätherle, wie dasselbe den Kopf auf's Stiegengeländer gelehnt hatte und weinte.

Annemrei war sonderbar bewegt; schon der Anblick des heimathlichen Dorfes, der Eintritt ins Haus der Eltern hatte sie wehmüthig gemacht — das Gespräch aber, das sie anhörte, rief Empfindungen in ihr hervor, die sie geglaubt ganz niedergekämpft zu haben. Unzufrieden mit sich und der Schwester redete sie diese an: „Warum hast Du ihn abgewiesen, wenn Du doch so weinst?"

Kätherle richtete sich schnell auf. „Du bist hier?" sagte sie in schärferem Tone, als ihr sonst eigen war. „Ich soll zum Unglück noch den Spott haben und mir nachsagen lassen, ich hätt's mit dem Jakob, den ich niemals bekäme? — Oder meinst Du, wenn dazu auf der Welt eine Hoffnung wär', wollt' ich erst mir und ihm das Leben mit Grillen sauer machen?"

Annemrei war tiefer getroffen, als sie sich selbst gestehen mochte; ohne ein Wort weiter zu sagen, trat sie auf die Stube zu.

Vater und Mutter waren beide zu Haus. Der Erstere empfing Annemrei mit trockenem Ernste; er konnte ihr nicht vergessen, daß sie sein Haus verlassen und die Fremde vorgezogen hätte. Liebevoller aber als sonst war die gutmüthige Mutter. Alles, worüber sie sonst nicht ganz zufrieden gewesen, war jetzt vergessen; sie sah in Annemrei nur das Kind, von dem sie getrennt war, und freute sich außerordentlich, sie einmal ungestört zu sprechen.

Annemrei war von Beidem gleich wehmüthig berührt; sie hielt sich nicht lange auf — mit bewegter Stimme wünschte sie den Eltern glücklichen Eintritt ins neue Jahr und ging mit beengtem Herzen von der Heimath weg.

Draußen war eine dunke und doch klare Nacht; matt schimmerte das Schneegefilde; am Himmel, an dem heute kein Mond stand, flimmerten die Sterne in um so helleren Strahlen. Tiefe Stille herrschte außen, aber von nah und fern erklang jetzt bald heller, bald schwächer das letzte Geläute des Jahrs. So ernst, so feierlich war Alles, die Ewigkeit schien mahnend sich zu öffnen über der Zeit; Annemrei aber empfand in dieser Stunde nichts mehr von all ihrer stolzen Gerechtigkeit — es war ihr, als stünde sie ferne von Gott, ferner als je: sie fühlte sich irre, vereinsamt, verlassen. In dieser Gemüthsstimmung war sie jedem Grauen zugänglich.

In dieser Nacht, sagte man, seyen all die Geister sichtbar, die, an einsame Orte gebannt, ihrer Erlösung entgegen schmachten. Dort an dem Brückchen zwischen den Wiesen, sagte man, sollte ein solcher Geist gehen. Man wollte ihn bald in unbestimmter Nebelgestalt gesehen haben, die sich zertheilte, wenn man hinzutrat; bald als ein hüpfendes Lichtlein, das die Leute irrezuführen suchte.

Annemrei führte ihr Weg gerade über das Brücklein. Mit leichtem Bangen schaute sie von fern nach demselben hin — ein Schauer überlief sie: dort bewegte sich ein Nebel, als ob er langsam auf- und abschwebte, am Bächlein hin. Laut und bang klopfte jetzt des Mädchens Herz, ihre Füße wollten im Boden wurzeln, da sie auf das gespenstige Brücklein zuschreiten sollte.

Da hörte sie hinter sich Tritte im knarrenden Schnee. Sie blickte sich um — ein Mann kam daher: es war Georg, er stand an ihrer Seite und bot ihr guten Abend. Ein Stein fiel von ihrem Herzen, da sie ihn erblickte, denn die Einsamkeit war gar zu grauenhaft gewesen; und doch war auch seine Gegenwart ihr überaus peinlich. Sie wußte Nichts zu reden, sie ging nur rascher vorwärts; er aber blieb ihr zur Seite. Und nun sagte er ihr in seiner einfach ernsten und darum so zu ihrem Herzen dringenden Weise, wie sehr er sie liebe, und wie er des Lebens und der Heimath nimmer froh werden könne ohne sie; er fragte, warum sie ihm denn ausweiche; ob sie etwas wider ihn habe, oder ob sie meine, daß er Gottes Wort nicht liebe und hoch halte, weil er nicht mit den Leuten laufe, zu welchen sie jetzt halte? Er fragte sie weiter, ob sie Ruhe dabei haben könnte, einen Menschen unglücklich gemacht zu haben ohne Grund und Ursache? Er erzählte, wie ihm gewesen sey, seit er sie zum ersten Male gesehen habe, gerade nachdem er kurz zuvor in die liebe Heimath zurückgekehrt sey; wie ihm hier erst das Herz aufgegangen, das er in der Fremde immer verschlossen herumgetragen, und wie es ihm darum auch nimmermehr anders werden könnte. Nie noch hatte er Gelegenheit gehabt, so vom Herzen heraus mit ihr zu sprechen, und that sich darum auch jetzt gar keinen Einhalt.

Annemrei hörte zum ersten Male in ihrem Leben solche Worte, aber im Herzen waren sie ihr nicht fremd. Ihre Unruhe stieg, aber unter derselben empfand sie ein Glück, das sie zuvor nie gefühlt hatte. Sie antwortete ihm nicht; doch sie vermochte auch nicht, ihn abzuweisen, seine Rede abzuschneiden.

Darüber hatten sie das andere Dorf erreicht. In der ersten Gasse stand das Haus der Bäuerin, in deren Dienst sie stand. Bis hierher hatte Georg sie begleitet. Noch war's in den Gassen still, nur von dem Hause herab drang der Gesang der versammelten Sekte.

Jetzt erst kam Annemrei zu sich; als ob sie aus einem Traume erwachte, rief sie ihm zu: „Laß mich, Georg, gehe heim, um Gotteswillen!"

„Gehen soll ich?" antwortete er — „ist das Dein Ernst, und soll Alles vergeblich seyn, was ich zu Dir gesagt habe? Annemrei, sag ein Wort, daß Du mein werden willst!"

Heftig pochte des Mädchens Herz, eine Zeitlang schien sie zu schwanken; sie blickte aufwärts zum lichtgestirnten Himmel, dann aber senkte sich ihr Blick und blieb am Schimmer des Oellämpchens haften, das aus dem Fenster des Hauses schimmerte. Der Gesang von innen war jetzt verstummt.

Aber in Annemrei erwachte jetzt Alles wieder, was in der letzten Zeit ihr Herz eingenommen hatte; es waren nicht allein mehr Gewissenszweifel, die ihrer Liebe zu Georg im Wege standen; es war auch geistiger Stolz, der gefährlichste in seiner Art.

„Es kann nicht anders seyn," sprach sie mit plötzlich wieder erlangter Festigkeit, und bot ihm kalt die Hand hin.„ Behüt' Dich Gott, ich kann keinen Theil an Dir haben, Du hast das rechte Licht nicht!"

„Annemrei!" rief wie zum Tode getroffen der Schreiner aus — „ist's Dein letztes Wort? sag's! dann schnür' ich mein Bündel und ziehe wieder hinaus in die Fremde!"

Kalt überrieselte es das Mädchen; ihre Hand zitterte und ihre Stimme war lautlos — aber sie sagte: „Mein letztes!"

Er ließ ihre Hand fahren und wandte sich heimwärts; er schaute nichts Anderes mehr, auch nicht, daß indeß Leute aus dem Hause getreten waren. Sie blickte ihm nach, und es war ihr, als möchte sie sterben.

Georg ging heim; eisig kalt war's ihm um's Herz geworden, wie es draußen auf den Fluren lag; und darunter tröpfelte das Blut nur langsam hin und machte das beengte Herz zucken, wie im Schmerze. Mitleidig schienen die Sterne auf ihn herab zu blikken, als ob es so viel Augen wären; ihn trösten konnten sie nicht. Mußte er darum freien Herzens von der Fremde zurückkehren, um dasselbe in der Heimath kranken zu lassen? Hatte er nicht manche hübsche, freundliche Mädchen gesehen in der Welt draußen, die alle ob dem kalten Schwaben sich wunderten; und seit er in dies ernste Auge geblickt, mußte sein Herz sich in Liebe entzünden?

So kam er ins Dorf zurück. Aus einem der ersten Häuser schimmerte ihm helles Licht entgegen; man hörte drinnen lachen und jubeln und tollen. Es war eine Lichtstube. Der Schreiner seufzte, es ward ihm weher um's Herz, da er all die Lustigkeit ansah. Indem er aber weiter gehen wollte, sah er einen Menschen auf dem Wege an einem Baume stehen, der unverwandten Blickes nach dem Fenster der Lichtstube schaute. Mit Verwunderung erkannte er Jakob, den lustigsten aller ledigen Burschen. „Was thust Du hier? Ich meinte, Du solltest vor den Anderen dort droben seyn!" redete er ihn an.

„Für mich ist droben nichts mehr zu suchen; ich schaue hinauf, nur mir selbst zum Aerger!" sprach bitter der reiche Bauernsohn.

Ein Wort gab das andere; die Beiden fühlten bald, daß sie in gleicher Gemüthsverfassung wären, drum offenbarten sie einander ihr Leid.

„Es ist Eine doch wie die Andere," schloß Jakob; „und wenn sie sonst noch so ungleich sind, darin sind sie einig, daß sie uns für Narren halten; sie sind nicht werth, daß wir's uns zu Herzen nehmen!"

Aber obwohl auch der Schreiner damit übereinstimmte, wollte eben doch der Trost Keinem sonderlich zu Herzen gehen. Jakob mochte nicht zu seinen Kameraden zurückgehen, die in allerlei toll'm Jubel die Nacht hinbringen wollten. Georg konnte nicht schlafen, so kamen sie denn überein, beisammen zu bleiben. Jakob begleitete den Schreiner nach seinem Haus; dort holte dieser einen Krug Apfelmost vom Keller herauf und schürte das noch nicht verloschene Feuer im Ofen wieder an; dann zündeten Beide die Pfeifen an. Mit dem Gespräch zwar wollte es nicht so recht vorwärts, sagte der Eine oder der Andere auch ein Wort, so ging die Rede bald wieder aus: Jeder war mit seinen Gedanken an seinem eigenen Orte.

Endlich waren sie ganz in Schweigen versunken und bliesen nur die Rauchwolken in die Luft. Da schlug's Zwölf. Mit dem ersten Schlage sprang Jakob auf. „Georg," rief er, „ich kann von dem Mädchen nicht lassen, ich muß hin, und ihr 's Neujahr anschießen! Ich würde rasend, wenn's ein Anderer sich unterstände!"

Er ging hinweg. Georg, in seiner einsamen Kammer, hörte die Schüsse knallen im Dorf auf und ab; die stärksten aber und die so rasch auf einander folgten, waren von Jakob; seinen Zorn wie seine Liebe glaubte Georg draus zu hören.

(Fortsetzung folgt.)

Das Tagebuch einer alten Jungfrau.

(Fortsetzung.)

November 1788.

Herr Lechesne und sein Vater sind heute gekommen, und nach langer Zögerung habe ich mein Herz überwunden und ihnen erklärt, daß ich mich nicht verheirathen würde.... Sie schienen bestürzt. Herr Adrian Lechesne erblaßte: er war zugleich traurig und erzürnt ... ach! mehr erzürnt als traurig.... Und als er sah, daß seine Bitten und Einwendungen mich nicht erschütterten, sagte er: „Es ist wahr, mein Fräulein, daß ich nicht so reich bin, wie Sie; und unsere von Ihrem Vater genehmigte Verbindung hat ohne Zweifel nie Ihren Beifall gehabt." Ich habe Nichts geantwortet; er kennt mich nicht.... Herr, du lesest in meiner armen bewegten Seele, ach, leihe mir Kräfte, um die Aufgabe, die ich unternommen habe, durchzuführen! Das Schwerste ist jetzt, zu leben.

Dezember 1788.

Ich habe meiner Stiefmutter meine Absicht, mich nicht zu verheirathen und für die Erziehung meiner Geschwister zu sorgen, angezeigt. Sie schien mir nicht sehr zufriedengestellt zu seyn.... Ich werde mir Mühe geben, sie zufriedenzustellen durch Fürsorge und Gefälligkeit.

Januar 1789.

Das Jahr ist beendet, ein grausames Jahr, welches mir Alles versprach und Alles geraubt hat.... Die Tage verfließen langsam ... meine Stiefmutter sieht einige Leute, Leute ihrer Wahl; ich lebe allein.... Die Kinder sind versorgt, Ludwig und August sind auf dem Collegium und Isabella ist Kostgängerin in der Abtei von Notre-Dame in Paris. Diese Kinder machen mir jetzt Sorge; später werden sie,

wie ich hoffe, meine Freude seyn. Ich habe Mühe gehabt, daß meine Stiefmutter einwilligte, den Kindern einige Erziehung zu geben. „Kaufleute und eine Hausfrau haben nicht nöthig, viel zu wissen," sagte sie. Es scheint mir, daß etwas Kenntnisse sich zu jeder Stellung passen; dann will ich auch nicht, daß durch meine Schuld die Familie verfällt. Um die Unterhandlung zu beschließen, habe ich meiner Stiefmutter 3500 Livres für die Wirthschaft zu geben, und das Uebrige meiner Revenüen wird zur Erziehung dieser lieben Kinder verwandt werden. Sie wird frei über die ihr gebotene Summe verfügen können. Sie hat es angenommen.

Mai 1789.

O wie langsam verfließen die Tage und wie lang ist das Jahr! Diese lachenden Frühlingstage scheinen mir ohne Ende, und je schöner die Sonne ist, je bedrückter fühlt sich mein Herz. Ich bin allein, immer allein, seit dem Tode meines geliebten Vaters, seit ... ... Herr, dein Wille geschehe, und möge die Aufgabe, welche du mir gegeben, meine Stütze werden!

Oktober 1789.

Adrian ... Herr Lechesne, ich kann ihn nicht mehr anders nennen, verheirathet sich. Er heirathet ein junges Mädchen aus Douay; sie ist reich; man sagt, sie sey liebenswürdig und schön. Vor einem Jahre beschäftigten ihn andere Entwürfe ... eine andere Hand sollte in die seinige gelegt werden.... Alles ist vorbei, Alles vergangen; es gibt indeß noch Herzen, welche nicht so rasch vergessen.... Ruhe von jetzt an! sein Name darf jetzt weder in meiner Feder, noch auf meinen Lippen seyn; aber, o mein Gott! du liesest ja in meiner Seele, du weißt, wie sehr ich allen Denen Glück wünsche, welche mir ehemals theuer waren.

Mai 1790.

Ich habe nicht mehr den Muth, zu schreiben, wozu wäre es auch gut? Wozu nützt eine Schrift, die nie Jemand sehen wird ... Geständnisse, welche Niemanden vertraut werden? Ist es nicht besser, sich nur zu Gott zu wenden und nur ihn allein als Freund, als Vater und als Tröster zu suchen? O du geduldiger Freund der geprüften Seelen, erhalte auch ein Herz aufrecht, welches dich allein auf Erden sucht!

August 1790.

Alles ist erschüttert und verwirrt sich um uns; die Religion wird in ihren Dienern angegriffen ... man trägt mit seinen persönlichen Leiden auch noch das Gewicht der allgemeinen Sorge. Die Stadt ist der Durchgangsort und zuweilen auch der Aufenthalt geworden für die Truppen, welche sich nach der Grenze begeben. Die Freunde meiner Mutter haben ihr einige Offiziere vorgestellt, welche ihre Besuche im Hause fortsetzen.... Wenn ich laut sprechen dürfte! Isabella hat in Folge der Unterdrückung der geistlichen Orden die Abtei verlassen müssen. Sie ist zu mir zurückgekehrt und verläßt mich nicht; ich lehre sie das Wenige, was ich weiß.

Februar 1791.

Was ich befürchtet, geschieht. Heute kam meine Stiefmutter in mein Zimmer, sie schien freundlicher und sanfter als gewöhnlich, und nachdem sie mir für die Mühe, welche ich mir mit Isabellen gebe, gedankt, fügte sie mit einer gewissen Verlegenheit hinzu: „Ich will nicht, daß Du zuletzt ein Ereigniß erfährst, welches mich betrifft ... ich will mich wieder verheirathen, Louise, mit dem Hauptmann Lancelot, den Du hier gesehen hast, wie ich glaube." ... „Mein Gott," rief ich voll Unruhe, „und die Kinder!" ... Sie antwortete mir: „Der Hauptmann, welcher jetzt zur Armee Dumouriez gehört, ist nach der Rhein-Armee berufen, und er wünscht, wegen der Unbeständigkeit der Ereignisse, daß die Hochzeit auf der Stelle sey. Ich habe darein gewilligt ... ich denke meine Söhne auf dem Collège zu lassen, und da Du Dich schon mit Isabellen belästigt hast, wirst Du vielleicht künftig eben so gütig gegen sie seyn?" ... „Zweifeln Sie nicht daran," sagte ich zu ihr, „ich werde für meine Geschwister Alles thun, was in meiner Macht steht." Sie schien bewegt und dankte mir. Was mich betrifft, so muß ich gestehen, obwohl es vielleicht unrecht ist, ich fühlte mich von einer schweren Last befreit, als ich diese nahe Abreise vernahm; sie erlaubte mir ja, die Kinder nach meinen Grundsätzen zu erziehen, ohne einen beständigen Kampf mit Ideen, welche nicht die meinigen sind, und mit diesen neuen Maximen, welche mir eben so gefährlich als verächtlich erscheinen.

März 1791.

Sie ist verheirathet und abgereist.... Von jetzt an bewahre ich allein den heiligen Schatz, welchen mir mein sterbender Vater anvertraut hat.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Die Eröffnung des Krystallpalastes zu New-York ist nun offiziell auf den 15. Juli festgesetzt. In der Umgebung von Reservoir-square ist eine ganze Stadt wie durch Zauberkraft aus dem Boden aufgeschossen, aber die Mehrzahl der Häuser besteht aus Grog- und dergleichen Läden.

Redaktion, Druck und Verlag von G. Ritter in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

Nro. 78. Freitag, 1. Juli 1853.

Die Schwestern.

(Fortsetzung.)

Annemrei war ins Haus ihrer Bäuerin getreten mit gebrochenem Herzen, aber mit dem stolzen Bewußtsehn des errungenen Sieges.

Schon aber hatte sich indeß die Versammlung oben aufgelöst, und die ersten ihrer Mitglieder waren, zum Hause heraustretend, noch Augenzeugen der Abschiedsscene geworden.

Was gesprochen wurde, vernahmen sie nicht; sie sahen nur, daß Annemrei mit dem Burschen redete, von dessen Werbung so wie von ihrer Neigung für ihn sie ihnen geklagt und gebeichtet hatte; — daß er sie von ihrem heimathlichen Orte bis hierher begleitet hatte, daß sie ihm die Hand reichte und ihm nachblickte, da er endlich hinwegging. Dies geschah von Annemrei, ihrer eifrigsten Genossin, und zwar in diesem Augenblicke, da sie alle von ernsten Andachtsübungen herkamen.

Die Ueberraschten traten ins Haus zurück, die Kunde hatte in wenig Augenblicken flüsternd die Runde gemacht; Staunen und Entrüstung bemächtigten sich aller Gemüther. Am heftigsten aber war die Hausfrau empört, die bisher auf ihre eifrige junge Hausgenossin nicht wenig stolz gewesen war. Annemrei, die mit dem Bewußtseyn des vollbrachten Opfers in die Stube trat, sah sich mit den heftigsten Vorwürfen empfangen und als Heuchlerin, Abtrünnige und Zuchtvergessene behandelt. Stumm ließ sie anfangs den ganzen Sturm über sich ergehen; zu schnell war ein solcher Wechsel über sie hereingebrochen, als daß sie sogleich ihre Besinnung hätte sammeln können. Aber in dem Innern ihres stolzen Gemüths ging eine gewaltige Umwandlung vor; zum ersten Male in ihrem Leben sah sie sich schimpflich behandelt, und zwar von Denen, um die sie's am wenigsten verdient hatte.

Erst nach geraumer Zeit, als den Eifernden endlich der Redefluß stockte, nahm sie das Wort. Ihre Wange war hocherglüht, aber ihr Auge blickte klar und groß aus den dunkeln Wimpern. „Ja," sprach sie, „mir geschieht Recht; darum, daß ich in sündlichem Hochmuthe meine Eltern verlassen und einen Menschen verachtet habe, der's redlich mit mir meinte vor Gott und den Menschen!"

Sie sprach nicht weiter, sondern ließ die Versammlung in zweifachem Erstaunen stehen, in der Ahnung, daß irgend ein Irrthum vorgegangen sey. Ehe man sich besann und nachfragen wollte, war sie schon in ihre Kammer gegangen. Die Versammlung löste sich unzufrieden und kopfschüttelnd auf. Die Hausfrau aber brachte eine ruhelose Neujahrsnacht zu, von Ungewißheit und Zorn abwechselnd gepeinigt.

Am andern Morgen erst gab Annemrei derselben eine einfache Erklärung dessen, was sich zugetragen hatte. Da aber die Bäuerin mit Lob- und Trostsprüchen wieder ins alte Verhältniß einlenken wollte, antwortete sie nur mit Aufkündigung des Dienstes bis zum nahen, nächsten Ziele.

Am Abend des Neujahrstages ging sie nach Haus, um den Eltern mitzutheilen, daß sie den Dienst verlassen wollte.

Die Mutter nahm's freundlich auf, der Vater schwieg; doch meinte Annemrei ihm anzufühlen, daß er zufriedener mit ihr sey.

Niemand begleitete sie damals nach Haus, sie konnte es auch nicht erwarten, aber sie sann darüber nach, ob Jakob wohl Ernst mit dem Wandern machen würde, auch wenn er von ihrem Bruder höre, daß sie ihren Dienst verlassen habe und nach Hause zurückkehre?

Indeß hatte bis dahin Annemrei noch eine schwere Zeit durchzumachen. Anfangs hatte sie der zudringlichen Bemühungen sich zu erwehren, womit man sie in den Verband der Sekte zurückziehen wollte; als diese Versuche aber sich vergeblich erwiesen, hatte sie die geflissentliche Unfreundlichkeit und Feindschaft ihrer Dienstfrau und der Befreundeten zu ertragen.

Sie trug's ohne Murren und mochte dabei daran denken, wie sie selbst Eltern und Freunde und Alle, die nicht zu ihrer Sekte hielten, verachtet hatte. Gott von Herzen dankend, verließ sie das Haus, als der

Lichtmeßtag herangekommen war. Aber es schien nicht, daß sie umsonst „draußen" gewesen wäre; sie schien verändert, seit sie wieder zu Hause war. Zwar zeigte sie sich still und ernst, wie immer; aber sie war milder und weicher geworden und begehrte besonders nicht mehr über Anderer Neigungen abzuurtheilen, womit am meisten die Mutter wohl zufrieden war. Dennoch war sie von einer Unruhe gequält, die um so schwerer ward, da sie dieselbe in sich verschließen mußte. Der Schreiner ließ sich nicht blicken; er kam nicht mehr ins Haus und sie wußte nicht, ob er ihr je würde vergeben können. Sie zweifelte daran, wenn sie an ihre letzten Worte dachte. Aber selbst nach ihm zu fragen, das vermochte sie immer noch nicht über sich; besonders nicht vor ihren Geschwistern, die ihren Stolz einst gekannt hatten.

Die Kirche und der allsonntägliche Gottesdienst waren nun ihre einzige Zuflucht und ihr Trost; hier ward's ihrem Herzen leichter, das vor Menschen sich nicht aufschließen konnte. Sie ward ruhiger, wenn sie ihr ganzes Leid in Gottes Hände legte, und wenn früher bei ihrer stolzen, selbstgewählten Entsagung ihr Herz in stummen Qualen fast erlegen war, so konnte sie jetzt in demüthiger Unterwerfung sich auch in das herbste Leid fügen, das sie als selbstverdient ansah. Sie hatte erfahren, daß mancherlei sonderbares Gerede im Dorfe umherginge über ihren baldigen Austritt aus ihrem Dienste. Von ihrer Dienstfrau im Grolle veranlaßt, war dasselbe von müßigen Zungen geschäftig weiter getragen worden. Es war etwas ganz Neues für die Leute, über die tadellose Annemrei einmal Gericht halten zu können, und namentlich die ledige Jugend, der ihr Ernst oft zum Aergerniß gewesen war, machte sich einen Spaß daraus, das Gerücht in allen möglichen Wendungen und Ausschmückungen weiter zu erzählen.

Einst war aber dem Schreiner davon zu Ohren gekommen. „Höret, ihr Buben," sagte er nun mit dem ihm gewöhnlichen Ernste, „was ihr da erzählt, ist erlogen von Anfang bis zu End'. Ich behaupte es und ich weiß es; wer mir aber nicht glauben mag, dem will ich's beweisen."

Diese Beweisart würde nun freilich eben eine handgreifliche gewesen seyn, wie sie schon zu Zeiten des Ritterthums und Minnedienstes giltig und üblich war. Aber so fest als einst die Ritter hielten die Burschen hier an einem solchen Beweis — aus demselben Grund der Selbstachtung, die keinem tüchtigen Manne zutraut, daß er die Kraft seiner Waffe oder seines Armes erprobe zu Gunsten eines Unwürdigen. Der Schreiner ohnedies pflegte nie viele Worte zu machen; um so mehr hatten sie dann Gewicht.

Die andern Burschen waren darum nicht nur ferne davon, von seiner Erklärung beleidigt zu werden, sondern sie hielten nur um so mehr noch auf ihn. Von Annemrei ward nicht mehr geredet, auch hinter seinem Rücken nicht.

Johannes, ihr Bruder, erfuhr den Hergang von den Andern und erzählte ihn seiner Schwester. Sie konnte sich länger nicht halten, ihr Stolz war gebrochen; sie bedeckte das Gesicht mit den Händen und weinte — es that ihr so leid, Georg so schnöd abgewiesen zu haben, der sein treues Gemüth auch jetzt noch gegen sie bewies. Ihr Bruder äußerte kein Wort weiter gegen sie, aber er betrachtete sie scharf und aufmerksam. Noch am selbigen Abend erfuhr der Schreiner, wie Annemrei gegen ihn gesinnt sey.

Am nächsten Sonntag aber nach der Kirche kam er mit seinem Vater, dem alten Schmied, in Christophs Haus, und der Schmied brachte in aller Art und Form einen Heirathsantrag seines Sohnes mit Annemrei hervor. Die Sache mußte nicht viel Schwierigkeiten gefunden haben, denn schon im Laufe der Woche kam der Bräutigam ins Pfarrhaus, um das Aufgebot zu bestellen, da die Hochzeit gleich nach Ostern stattfinden sollte.

Nun war Fried' und Freude im Haus und im Dorfe; man fand Alles in Ordnung und wünschte dem Paare Glück. Georg beeilte sich, seinen eigenen Hausrath zu verfertigen, der den Meister loben sollte; Annemrei half an ihrer Aussteuer nähen. Vater und Mutter waren zufrieden, und Johannes schien sich außerordentlich auf die Hochzeit zu freuen; er war lebhafter und rühriger als je, so daß seine Kameraden ihm zu sagen pflegten, es scheine, als wollte er selbst Hochzeit halten, worauf er lachte, aber den Blick geheimnißvoll schlau abwandte.

Nur das Kätherle ward trübseliger und düsterer, je froher die Andern waren; sie konnte jetzt stundenlang unter diesen sitzen, ohne sich ins Gespräch zu mischen; zu andern Zeiten schien sie sich Gewalt anzuthun, um die frühere Lustigkeit wieder zu erzwingen; aber dann war etwas Scharfes in ihren Reden und sie konnte Einem durch ihre spottende Weise wirklich wehe thun.

Jakob hatte sich nicht weniger verändert — das Kätherle schien er ganz vergessen zu haben, oder doch vergessen zu wollen. Dagegen war er um so fleißiger im Bierhaus des benachbarten Dorfes; er kartete und schob Kegel. Die Bauern verboten schon ihren Buben seine Kameradschaft, aus Furcht, daß sie auch in den Leichtsinn hineingezogen würden. Was auch sein Vater versuchte, um ihn zu Haus zu halten, war umsonst; sogar der gefürchtete Vetter, der Schultheiß, den Jakob einst beerben sollte, sprach in den Wind. Er schien auf dem Wege, Ehre und Ansehen, später dann auch wohl Haus und Hof umzubringen.

Die Zeit der Hochzeit war indeß herbeigekommen; schon war Alles bestellt, die Gäste waren geladen

und die Hochzeitskleider fertig, wie die Aussteuer und der Hausrath. Die Mitgift der Braut und das Vermögen des Bräutigams waren schon von Anfang festgestellt worden. Am Abend des dritten Aufgebots, am Sonntag vor der Hochzeit, kam der Bräutigam mit seinen Eltern, der Sitte gemäß, noch einmal ins Brauthaus, und es ward noch Manches ins Genauere besprochen. Daneben that man sich gütlich im Aepfelmost und den runden Kuchen, welche die Bäuerin zu dieser Gelegenheit gebacken hatte. Zuletzt nahm auch Johannes das Wort. Bei diesem Anlasse, wo die Familie sammt den neuen Verwandten beisammen war, wollte er eine Eröffnung machen, die er längst erwogen und vorbereitet hatte. Er wollte nach Amerika ziehen. Längst hatte er den Gedanken in sich herumgetragen, wie er erzählte; er habe nur Zeit und Gelegenheit abwarten wollen. Der Vater habe nun ja den zweiten Sohn zur Hilfe, der vor Kurzem aus der Schule gekommen; der dritte wachse im künftigen Jahre nach. Für ihn selbst aber sey es jetzt Zeit, sein Vorhaben auszuführen, wenn er's zu etwas Tüchtigem darin bringen wolle. Im nächsten Jahre würde er militärpflichtig und wäre dann auf sechs Jahre an die Heimath gebunden, statt daß er während der Zeit in der neuen Welt sich den Grund zu seinem künftigen Wohlstands legen könnte. Was sollte er zu Hause? Hier könne er mit seinem bischen Vermögen doch nichts anfangen; in Amerika reiche es zu einem Gute und an hartes Arbeiten sey er gewöhnt.

Gewaltigen Eindruck machte diese Erklärung auf die ganze Familie, und die Mutter war die Erste, welche das Schweigen brach, indem sie laut weinte. Georgs Eltern schauten den kühnen Burschen staunend an und verwunderten sich ob seines Muthes. Georg sagte nachdenklich, es könne Einem wohl gut gehen, aber man müsse sich an Vieles gewöhnen, woran man zu Hause nicht denke. Annemrei indeß stimmte ihm bei und Kätherle schlang den Arm um des Bruders Hals und meinte, wenn es je Einem gelungen sey, so müsse es ihm gelingen, denn mehr „Schick“ in Allem, was er angreife, habe Niemand.

Endlich nahm auch der Vater das Wort. „Du hast Recht,“ sagte er, „was hat man in einer solchen Kleinwirthschaft, die kaum für's Sattwerden Brod gibt? In Amerika kannst Du ein schönes Gut erlangen mit ein paar Jahren Arbeit. Wär' ich jünger, ich thäte auch wie Du; ich bin auf einem Hofe aufgewachsen und auch nicht immer diese Armuthei gewöhnt gewesen.“

Mit des Vaters Billigung war allem Einspruch ein Ende gemacht. Selbst die Mutter wußte, daß sie nun unweigerlich sich darein schicken mußte, und wohlthätig war's, daß die herannahende Hochzeit ihr vollauf zu thun gab und Zerstreuung aller Art mit sich brachte.

Zwei Tage darnach war die Hochzeit. Frühe kamen die Hochzeitmägde im Brauthause zusammen, um sich und die Braut mit den aus künstlichen Blumen und Flittergold gefertigten Krönlein zu schmücken. In der „Rose“ sagte der Wirth schon seit früh drei Uhr Dienstleute und Taglöhner auf und ab, um zuzurüsten; zwei Tage durch hatte er metzgen lassen, heute früh wurde noch gebacken. Er hatte viele Gäste zu erwarten, denn die Familie war groß und hatte noch Anverwandte in den Nachbarorten. Mit dem „ersten Läuten“ traf der Bräutigam im Brauthause ein, feierlich geleitet von seinen „Gesellen“ Jakob, Johannes und einem dritten Verwandten. Jakob, als des Schulzen Neffe, hatte den ehrenvollen Platz eines Brautführers erhalten. Die Braut mit ihren „Mägden“ hatte ihnen die mit Bändern geschmückten Hochzeitsträuße anzustecken. Zuvörderst nahte sich hiemit die Braut dem Bräutigam. Ihrem ganzen Wesen konnte man eine tiefe innere Bewegung anfühlen; aber es war eine Bewegung ohne Schmerz und ohne Unruhe.

(Fortsetzung folgt.)

Das Tagebuch einer alten Jungfrau.

(Fortsetzung.)

Juli 1791.

Ich habe meine Brüder von dem Collège zurücknehmen müssen, da es dort für ihren Glauben und ihre Unschuld gefährlich war. Ich werde ihnen bei mir Stunden geben lassen. Mehr als jemals lebe ich zurückgezogen; ich gehe nicht aus, die Kirchen sind leider geschlossen; ich sehe nur einige Freundinnen, meinen Notär, den Lehrer meiner Brüder und ihren Vormund. Ich arbeite für die so zahlreichen Bedürftigen und bete für Frankreich und den armen König.

Mai 1792.

Gestern, als ich mich niederlegen wollte, hörte ich an der Thür mit dem Klopfer pochen, wie ehemals einige Hausfreunde klopften, wenn sie bei Lebzeiten meines Vaters zu ihrer Partie Whist kamen. Ich wollte meine alte Dienerin nicht wieder aufwecken; ich stieg allein hinab, entschlossen, zu öffnen, denn es schien mir, daß dieses Zeichen etwas Ernstes bedeuten müßte. Indeß ehe ich öffnete, fragte ich: „Wer ist da?“ ... „Oeffnen Sie, um Gotteswillen, Fräulein Louise,“ sagte eine Stimme, welche ich zu erkennen glaubte, „ich bin M—.“ Ich öffnete, und Herr M—, der Dechant an der Hauptkirche, trat mir entgegen. Es war ein alter Freund meines

Vaters. „Können Sie mir ein Asyl geben?" sagte er ... „ich bin verfolgt, gejagt, weil ich den Eid verweigert habe, und ich kann nicht aus der Stadt, denn die Thore sind bewacht." ... Treten Sie ein," antwortete ich, „in Gottes Namen." ... „Meine Freunde sind auf der Flucht," fügte er hinzu, „und Die, welche ich um ein Asyl gebeten habe, haben es mir verweigert; da habe ich an Sie gedacht. Aber bedenken Sie, meine Tochter, ehe Sie mich in Ihr Haus lassen, daß ich vielleicht Verfolgung und Tod hinein bringe." ... „Sie seyen willkommen, wenn Sie im Geleite der Pflicht kommen! Dieses Haus kann Sie verbergen, Herr Dechant, und Sie haben wohlgethan, an die Thüre Ihres alten Freundes zu klopfen."

Indem ich diese Worte sagte, führte ich den Greis durch die Gänge und Treppen dieses alten Hauses bis zu einem kleinen Gemache in einem Winkel des Bodens, dessen Eingang im Holze geschickt versteckt lag. Mein Vater hatte mir früher diesen Versteck gezeigt, welcher wahrscheinlich in eben so stürmischen Zeiten angelegt ward; denn das Haus, welches wir bewohnen, ist sehr alt.

Ich holte aus der nahen Geräthekammer eine Matratze und Decken; ich holte stille Wein, kaltes Fleisch und trockene Früchte herauf, ohne Jemanden aufzuwecken; die Kinder schliefen fest und Colette hat den Vortheil, sehr taub zu seyn. Der Herr Dechant, welcher so alt ist, schien ganz erschöpft zu seyn; ich ließ ihm die Lebensmittel und die Blendlaterne und verließ ihn, indem ich Gott dankte, der mich für dieses Werk erwählt hatte.

Juni 1792.

O wie sehr ist die Gastfreundschaft, welche ich diesem würdigen Priester erwiesen habe, belohnt worden! Am heutigen Sonntage habe ich zum ersten Male seit einem Jahre das Glück gehabt, einer Messe beizuwohnen und das heilige Abendmahl zu genießen. Der Herr Dechant hatte bei seiner Flucht einen Kelch und eine Monstranz mitgenommen ... der Versteck war zum Heiligthum geworden ... zwei fromme Freundinnen haben mein Glück getheilt. Wir haben Kräfte nöthig.

August 1792.

Der Vater einer meiner Freundinnen hat sich erboten, den Herrn Dechanten nach Boulogne zu führen und ihn nach England einzuschiffen. Möge Gott die Reisenden retten!... Ehe er uns verließ, hat mich der gute Priester gesegnet. Es schien mir, als segnete mich mein Vater durch die Hand seines Freundes.

Dezember 1792.

Man sagt, daß der Bürger Lebon, wie man den nennt, der Arras verwüstet, die „Bürgertugend" in Cambrai einzuführen gedenkt. Mein Gott, schütze meine Freunde!

Januar 1793.

Schreckliche Scenen finden täglich statt: man tödtet auf dem öffentlichen Platze ... Herr, mein Leben ist in deiner Hand! Wenn du mich durch diesen blutigen Weg zu dir rufst, dann sey diesen verwaisten Kindern ein Vater!

Februar 1793.

Ich höre, daß Herr Adrian Lechesne im Gefängnisse und auf der Todesliste verzeichnet ist.... Gott, muß er einen so schmählichen Tod sterben, er, so jung und Gatte und Vater!.... Man erwartet die Rückkehr Lebon's, der abwesend ist, um mit den Hinrichtungen fortzufahren.... Ein Gedanke kommt mir: die Frau von Lebon ist, wie man sagt, gewissen Anreizungen zugänglich. Wenn ich es wagte ... ich habe Geld ... ich könnte sein Leben erkaufen. Ich werde es wagen, ja, ich werde es! es ist vielleicht das einzige Glück, welches mir hier auf Erden bestimmt ist.

März 1793.

Ich bin glücklich, ganz glücklich! Herr Lechesne ist gerettet! Mit einer Summe von zehntausend Livres habe ich einen Befehl zu seiner Freilassung erkauft. Er ist aus dem Gefängnisse befreit und hat die Stadt verlassen, ich weiß es; er aber weiß nicht, wem er die Freiheit verdankt. Er wird es nie wissen ... nein, Herr, ich schwöre es, nie wird dieses gefährliche Geheimniß von mir verrathen werden ... ich werde seine Dankbarkeit nicht genießen ... möge er glücklich seyn! Segne ihn, mein Gott, mit der Frau und den Kindern, welche du ihm gegeben hast!

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

Weg mit Schwefeläther und Chloroform! Ein Medizin-Doktor in London hat ein neues Betäubungsmittel entdeckt in dem Rauch eines Schwammes (Lycoperdon Protheus), den man verbrennt und dessen Qualm man einathmet. Praktisch wie alle Engländer, schreibt Doktor Richardson: „Ich habe zuerst an Thieren und dann an mir selber vollkommene Betäubungs-Versuche angestellt."

In der ersten Woche verflossenen Monats Juni sind in New-York 31 Auswandererschiffe mit 9132 Passagieren angekommen.

Redaktion, Druck und Verlag von G. Ritter in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

Nro. 79. Sonntag, 3. Juli 1853.

Die Schwestern.

(Fortsetzung.)

Hastig nahm Kätherle, ehe eine Andere ihr zuvorkommen konnte, den schönsten der Sträuße und trat auf den Brautführer zu, um diesem ihn anzustecken; sie lächelte dabei, doch in diesem Lächeln lag etwas tief Wehmüthiges. Sie hatte Jakob schon lange nicht mehr gesprochen, und er hatte sich ihr seit jener Neujahrsnacht nicht wieder genähert. Auch jetzt, da er in die Stube trat, war er ungewiß, wie er zu ihr stünde, und hatte deßhalb eine gleichgiltige, trotzige Miene angenommen. Um so überraschender war ihm ihr freundliches Entgegenkommen, noch nie hatte sie ihm freiwillig eine solche Gefälligkeit erwiesen — war's nicht, als ob sie gut machen wollte, womit sie ihn gekränkt?

Jakob hatte sich eingebildet, seiner Liebe ganz los geworden zu seyn, und doch durchzuckte ihn jetzt eine lange nicht gekannte Freude — sein Auge leuchtete. Er konnte sich nur darüber ärgern, daß gerade jetzt all die Leute der Familie beisammen seyn mußten und er nicht ein vertrauliches Wort mit Kätherle reden konnte. Doch auf den Abend mußt' es schon Gelegenheit geben. Das war doch ein Hochzeitstag, der auch der Freude werth war!

Träumend mit offenen, lachenden Augen stand er noch an der Stelle, als die Andern ihm zuriefen; er blickte auf und sah, daß man den Hochzeitszug bereit stellte und nur die Braut noch ohne Führer stand. Man hatte angefangen zusammenzuläuten; eine zahlreiche Zuschauermenge war in der Kirche versammelt, um dem Brautpaar die Ehre zu erweisen.

Nach der Kirche ging's in die „Rose"; dort war das Hochzeitessen und nach und nach sammelten sich auch die Hochzeitgäste von fern und nahe. Annemrei war das freundlichste und leutseligste junge Weib, für jeden Gast hatte sie ein paar freundliche Worte; mit der höflichsten Achtsamkeit merkte sie auf, ob die Gäste wohl bedient würden, und wußte sie so zu setzen, daß die Bekannten sich gleich fanden und nach Belieben sich unterhalten konnten. Kätherle dagegen hatte ihr heiteres Wesen ganz verloren, ein Lächeln wollte gar nicht über ihre Lippen kommen, und in der Kirche schon hatte sie mehr geweint, als billig erschien, da doch ihre Schwester im Orte blieb und es keine Trennung zu beklagen gab. Vom Tanzboden hielt sie sich ohnedies entfernt und setzte sich lieber ernsthaft zu den älteren Gästen.

Um so mehr that sich heute ihr Bruder hervor, Alles zeichnete ihn aus. Die jungen Burschen bewunderten seinen Muth; die Mädchen bedauerten ihn wegen seines gefaßten Entschlusses und wollten daher alle noch einmal mit ihm tanzen. Da er eigentlich nicht mehr unter die Ortsbürger gerechnet ward, so fielen alle die Vermögens- und Rangunterschiede weg, über die er sich sonst geärgert hatte. Er hatte darum auch sein sonstiges, zurückhaltendes Wesen ganz abgelegt und schien die Freuden der Heimath noch in vollen Zügen kosten zu wollen.

Endlich kam der Abend; die auswärtigen Gäste hatten sich nach und nach entfernt, die Einwohnerschaft des Dorfes aber füllte alle Räume der „Rose". Man war nun ungezwungener, mehr unter sich, und zum ersten Male konnte Jakob das Kätherle zum Tanze führen, da er bisher von der lästigen Pflicht des Brautführers in Anspruch genommen war, indem er all die fremden Mädchen nach der Reihe zum Tanze führen mußte.

Es war das erste Mal, daß er und Kätherle überhaupt mit einander tanzten; dergleichen Gelegenheiten waren im Dorfe selten und das Mädchen noch so jung. Der Schwung dieser Bewegung, die rauschende Musik, das von den Stuben her tönende Gesumme der zechenden Menge — Alles wirkte verwirrend auf den Sinn des Paares ein: sie waren wie in einem Traume, in dem ihnen nur das eine Gefühl deutlich blieb, daß sie sich in den Armen hielten, inmitten des Getümmels Jedes nur die einzige

Gegenwart des Andern empfindend. Sie wollten's nicht merken, daß der Tanz zu Ende sey, bis die Musik inne hielt, da mußten sie stille stehen, und sie schauten nun überrascht auf die lärmende Menge, die sie umgab, unsanft geweckt aus ihrem schönen Traume.

„Jetzt hab' ich einmal getanzt; die andern Male haben nicht gegolten!" sagte Jakob und schaute in Kätherle's Gesicht — da war alle Wehmuth verschwunden und nur das lauterste Glück strahlte daraus.

Jakob aber ließ ein Glas vom besten Alten bringen und stürzte es hinab, nachdem Kätherle davon genippt; dann warf er den Musikanten ein blankes Halbguldenstück hin, damit sie einen Neuen aufspielen, und wollte sich mit Kätherle wieder in die Reihe stellen. Da eilte seine Mutter herbei. Sie hatte ihn den ganzen Tag wohl im Auge behalten und wollte ihn jetzt anweisen, eine Verwandte zum Tanze zu holen, die dem fröhlichen Treiben schon längst mit Mißmuth zugeschaut hatte. Niemand hatte sie zum Tanz begehrt, vielleicht aus Achtung vor ihren reifern Jahren. Jakob hatte am wenigsten Lust zu einer solchen Kühnheit, aber Kätherle, von den Blicken seiner Mutter erschreckt, flüsterte ihm zu: „Thu' es doch!" und entschlüpfte seiner Hand.

Gezwungen folgte Jakob der Mutter nun und lud das Mädchen zum Tanze mit einer Miene, als ging es zur Frohne und er sollte drei Tage den Dreschflegel schwingen. Das Mädchen schien allerdings sehnlich genug gewartet zu haben, denn sie ließ sich nicht abschrecken, sondern ergriff sogleich die unwillig hingebotene Hand. So war keine Ausflucht mehr da für Jakob, er mußte den Tanz mit ihr machen, während desselben aber schaute er sich wiederholt nach dem Kätherle um: sie war nicht mehr auf dem Tanzboden.

Ihr war's unmöglich gewesen, sich noch vom Arm eines Andern umfassen zu lassen, nachdem sie einmal mit Jakob getanzt. Da sie aber als Hochzeitmagd keine Aufforderung versagen durfte, huschte sie vom Tanzboden hinweg, sobald sie Jakobs Hand entlassen hatte. Aber da war im ganzen Hause jetzt auch nicht ein Plätzchen, wo sie eine Weile hätte ungestört seyn können. Sie trat daher vor's Haus hinaus; die Nacht war überaus mild und warm. Wenige Schritte von der Hausthüre standen zwei blühende Kirschbäume, unter denen eine Bank angebracht war. Darauf setzte sich Kätherle; sie blickte zum blühenden Baumdach empor, das, im Mondlicht silbern schimmernd, auf dem klaren, tiefblauen Nachthimmel sich abmalte.

So horchte sie den Tönen der Musik, die, verschwommen mit dem ganzen wogenden Geräusch, in angenehmer Dämpfung heraustönte und womit hier das Zirpen der Grillen und der wehmüthige Gesang der Frösche aus dem unfernen Teich sich mischte. All das Leid, das seit lange auf des Mädchens Herzen erdrückend gelastet war, löste sich jetzt in sanftes Weinen auf, bei dem ihr leicht und wohl ward.

Drinnen hatte endlich der Tanz geendet: Jakob eilte, seine Tänzerin einem Andern zuzuführen; dann ging er, um Kätherle aufzusuchen. Er durchforschte alle Stuben, sie war nirgends zu finden. Die offene Hausthüre endlich leitete ihn zu den Kirschbäumen. Kätherle hatte ihn nicht kommen hören, sie schrack nun zusammen, denn sie hatte ihre innere Bewegung nicht verrathen wollen; aber es war zu spät.

„Du weinst, Kätherle?" fragte Jakob im Tone der liebevollsten Bekümmerniß. „Was ist Dir? sag' nur ein Wort!" fuhr er dringend fort.

Endlich schluchzte Kätherle überwältigt und Alles vergessend: „Was soll mir seyn, wenn alle Leute glücklich sind außer mir? Aus uns kann ja nie etwas werden, Deine Leute geben's nimmer zu!"

Jakob war ganz glückestrunken. „Ist es das? Hast Du mich denn lieb?" flüsterte er entzückt und schlang den Arm um sie.

Es war gut, daß sie im Dunkel der Bäume saßen, sonst hätte das Kätherle nicht so frei aus dem Herzen antworten können, wie sie that: „Ach, und wie! Durft' ich's denn zeigen und mich in übles Gerede bringen? Wie hast Du mich doch nur in der letzten Zeit gekränkt durch Dein leichtsinnig und unfreundlich Wesen!"

„Es war ja nur Zorn und Trotz und Leid, die mich darein brachten," versicherte Jakob; „wie hab' ich nur so blind seyn können!" setzte er reu- und freimüthig hinzu.

Das Kätherle aber, da es einmal die strenge Scheu überwunden hatte, ließ das Herz recht ausströmen mit seinem ganzen, lang verhaltenen Weh. Sie gestand, wie lieb ihr Jakob schon lange im innersten Gemüthe gewesen sey, wie sie immer sich gescheut habe, es merken zu lassen, damit man sie nicht über Leichtsinn schelten oder gar beschuldigen könnte, sie strebe nach einer reichen Heirath. Jakobs späterer Kaltsinn, dann der Anblick des Glücks ihrer Schwester und endlich der Gedanke an ihres Bruders Abschied hatten ihre Festigkeit endlich erschüttert.

Jakob hörte aus Allem nur ihre Liebe heraus. Ihre Sorgen und Klagen nahm er leicht auf, wie heute sein ganzer Muth war. Es müsse Alles sich geben, tröstete er sie; eine rechte Liebe zwinge alle Hindernisse, und ein paar Jährchen könnten sie ja geduldig noch warten, dann müßten seine Leute endlich doch nachgeben. So lind, so schmeichelnd, so tröstend klang es, was Jakob sagte, daß Kätherle selbst überzeugt zu werden anfing.

Die Blüthenbäume füllten die Luft umher mit süßem Dufte und der Nachtwind, der in ihren Zweigen spielte, überstreute die unten Sitzenden mit weißen Blüthenblättern. Von drinnen erklang die Musik in einer wehmüthigen Abschiedsweise. Jakob nannte sie sein „Mädele"; Kätherle duldete den ersten Kuß und erwiederte ihn mit zaghafter Hingebung.

In diesem Augenblick ertönte neben ihnen die rauschende Musik und greller Lichterschein leuchtete herüber; es war die Jugend des Ortes, die vom Tanzplatz aufbrach und von der Musik nach Hause geleitet wurde. Das Hochzeitpaar mit seiner Familie war ihnen bis unter die Schwelle gefolgt.

Die Schatten der Blüthenbäume bargen das junge Paar, das sich rasch von der Bank erhoben hatte, vor den Blicken. Als aber die Hochzeitfamilie ins Wirthshaus zurückgekehrt war, während man die Musik mit den Heimkehrenden in den Gassen noch nachklingen hörte, schlüpfte auch Kätherle ins Haus zurück. „Sie werden nach mir fragen, man singt jetzt der Braut das Kränzle ab!" flüsterte sie Jakob eilig zu, und da er sie nicht länger zurückhalten konnte, folgte er ihr nach.

Unbemerkt mischten sie sich wieder unter die Andern; nur Jakobs Mutter, die als nahe Anverwandtin noch zugegen war, heftete den Blick scharf und forschend auf Beide, so daß Kätherle unruhig ward und eine unheimliche Bangigkeit sich auf ihr Herz senkte, das noch eben sich so leicht und fröhlich gezeigt hatte.

Indessen hatte die Familie einen Kreis gebildet, in dessen Mitte die Braut auf einem Stuhle saß; die Hochzeitmägde umgaben sie und hefteten langsam und feierlich den Mädchenkranz vom Haupte der Braut ab, während der Kreis nach altem Brauch das Lied anstimmte: „Auf Gott und nicht auf meinen Rath will ich mein Glück stets bauen." Dann blieb man noch in gemüthlichem Gespräch eine halbe Stunde beisammen, während dessen die junge Frau als jetzige Hauswirthin den Ehrentrank umherreichte.

(Fortsetzung folgt.)

Das Tagebuch einer alten Jungfrau.

(Schluß.)

August 1794.

Ich habe lange nicht geschrieben. Nach den lebhaften Bewegungen des Schreckens und der Freude, welche ich empfunden habe, ist die Gegenwart sehr ruhig. Das Leben ist wieder in seinen gewöhnlichen Lauf zurückgetreten. Meine Kinder werden größer. Ludwig ist zwölf Jahre alt, ist vernünftig; Isabella zählt zehn und mein kleiner August acht Jahre; alle drei sind liebevoll und gut. Ich erhalte sehr selten Nachrichten von ihrer Mutter.

(Hier ist in dem Manuscripte eine Lücke von mehreren Jahren.)

September 1806.

Ludwig verheirathet sich nach der Wahl seines Herzens. Möge er all das Glück erlangen, welches mir ehemals verheißen zu seyn schien!... Ich habe ihm eine angemessene Stellung zu verschaffen gesucht. Er wird mich verlassen. Seit mehreren Jahren war seine Unterhaltung und seine Freundschaft ein Genuß für mich. Aber eine Mutter opfert sich ihren Kindern, und bin ich nicht eine Mutter?

März 1807.

Ludwigs Ehe scheint glücklich. Ich sage „scheint", weil sein Inneres mir verschlossen ist. Seine Frau scheint eifersüchtig zu seyn auf die Zuneigung ihres Mannes. Das ist also ein gelöstes, wenn nicht gebrochenes Band.

Januar 1808.

Ich erhalte eben einen Brief, der uns den in Spanien erfolgten Tod der Madame Lancelot, meiner Stiefmutter, anzeigt. Auf ihrem Todesbette hat sie an mich schreiben lassen, um mir zu danken für Das, was ich an ihren Kindern gethan habe.... Arme Frau, arme Mutter! warum hat sie uns verlassen!

Juni 1808.

Isabella verheirathet sich auch. Das Haus wird leer ... du bleibst mir, Herr!

August 1808.

Dreimal habe ich meinen unglücklichen August von der Conscription losgekauft, meinen jüngsten Bruder, und doch entreißt man ihn mir jetzt ohne Barmherzigkeit; er ist in die Garde gekommen.... Mein Gott, ich biete dir mein durch diese beständigen Opfer gebrochenes Herz, ich biete dir diese Schmerzen für meinen Bruder, für mein armes Kind! Wird er jemals wiederkommen?

Januar 1809.

Ich bin ganz allein und traurig. Ich sehe Ludwig wenig, er ist durch seine Geschäfte ganz eingenommen; Isabella ist in St. Quentin verheirathet; mein armer August.... O wie kalt und düster ist das Haus! Meine alten Freunde verschwinden ... der Vormund der Kinder und der gute Prediger der Hauptkirche, welcher nach dem Concordat zurückgekommen war, sind in dem verflossenen Jahre gestorben. Immer Abschiede und Trennungen!

Februar 1813.

Ich habe wieder längere Zeit nicht geschrieben. Mein Gott, ich bete deinen Willen an! Mein armer Bruder August ist in Rußland gestorben, gestorben vor Kälte und Hunger!... O mein Kind,

mein liebes Kind, dessen kleine nackte Füße ich so oft am großen Kamin erwärmt habe, mußtest du einen solchen Tod sterben!... Er hatte mir mehrmals während dieses Feldzuges geschrieben, und ich habe gesehen, daß sein Herz den Glauben bewahrte. Möge er Gnade gefunden haben!... Ja, mein Gott, du wirst sein Heil meinen Thränen nicht verweigern!

Oktober 1814.

Ludwig hat mir vertraut, daß sein Geschäft sich in einer schrecklichen Krise befände; er hat mich gefragt, ob ich ihm helfen könne. Mit welcher Freude! es ist ja nur Geld!... Er wird bei mir wohnen mit seiner Frau und seinen Kindern ... das große Haus wird sich wieder füllen.

April 1815.

Ludwigs Frau ist ein wenig eifersüchtig auf ihre Kinder, wie sie es ehemals auf ihren Gatten war. Ich hoffte mich mit diesen lieben Kleinen beschäftigen zu können, aber ich sehe ein, zu große Beweise der Zärtlichkeit würden hier unpassend seyn.... Und doch verlangt mein jung gebliebenes Herz zu lieben, und seit so langer Zeit mußte ich diese Liebe zurückdrängen.... Ich will mich zu Gott und den Armen wenden.

Mai 1825.

Nach zehnjähriger Einsamkeit ergreife ich wieder die Feder. Mein armer Ludwig hat sich mit August vereinigt, aber er ist doch wenigstens in meinen Armen gestorben.... Herr, wirst du nicht auch bald deine arme und unnütze Magd zu dir rufen? Soll ich Alles sterben sehen, was ich liebe?

Nov. 1825.

Ich lebe mit meinen Neffen, den Kindern meines guten Ludwig. Die sind gut, wie ihr Vater, aber sie kennen mich wenig ... mein Alter entfernt sie von mir; sie haben mich zu wenig in ihrer Kindheit gekannt, um mich in meinem Greisenalter zu erheitern.

Nov. 1827.

Meine Schwester Isabella ist gestorben ... nun stehe ich vollends allein. Ich bin jetzt die Letzte ... ich werde nicht mehr schreiben.

Nov. 1847.

Ich öffne dieses Buch wieder nach zwanzig Jahren, nach zwanzig Jahren zunehmender Einsamkeit und durch das Alter vermehrter Traurigkeit. Das Ende naht; ich bin achtzig Jahre alt. Mein Gott, mein Richter! ich werde bald Rechenschaft ablegen müssen von diesem langen Leben. Ach, möge mir dein Gericht günstig seyn! Du bist mein einziger Trost während meines Lebens gewesen, du bist jetzt meine ganze Hoffnung. Werde ich bald den Glanz Gottes in den Wohnungen des ewigen Lebens sehen? Ich denke es! Meine Kräfte nehmen ab und meine Organe werden schwächer ... Amen, Amen ... ich werde nicht mehr schreiben. Ich lege dieses Buch in die geheime Schublade mit meinem Miniatur-Portrait: es kann Niemanden mehr interessiren. —

* * *

Ich hatte dieses Manuscript rasch durchgelesen, ich habe nur einige Stellen daraus angeführt, dann legte ich es bewegt und überrascht wieder nieder. Dieser alten Tante, dieser „alten Jungfrau“ waren wir also Alles schuldig: den Rang unserer Familie hatte sie durch die Erziehung unseres Großvaters bewahrt; das Vermögen, die öffentliche Achtung, Alles war das Werk und die Frucht ihrer beständigen Opfer. Und welche Belohnung für eine so lange Entsagung, für ihre unterdrückte Liebe, für ihre fortwährenden Opfer! Sie hatte auf Erden keine empfangen: Diejenigen, welche ihrer Liebe Alles verdankten, hatten sie vernachlässigt für die ausschließende Zuneigung der Ehe und der Vaterschaft, und ihre Enkel kannten nicht einmal diese ungeheure Schuld einer ganzen Familie gegen eine arme vergessene Frau. Man war erstaunt über das Verschwinden ihres Vermögens, und Keiner wußte, daß sie es angewandt hatte, um das Glück ihrer Brüder zu gründen und ihre Ehre zu retten!

Ich theilte das Manuscript meinen Eltern mit. Sie lasen es mit Rührung. Das sorgfältig wiederhergestellte Bild der Tante Louise wurde auf den Ehrenplatz gestellt und verewigte unter uns das Andenken an die Aufopferung der alten Tante, der alten Jungfrau.

Mannigfaltiges.

Eine Gesellschaft von Unternehmern beabsichtigt eine Glas- und Spiegel-Fabrik in Mannheim zu errichten. Sie haben dazu bereits den als Vergnügungsort bekannten Waldhof angekauft. Das Gebäude soll in großartigem Maßstabe erbaut werden und an Größe die nun fast beendigte Galmei-Fabrik übertreffen; man sagt, die Kosten seyen auf 200,000 fl. angeschlagen.

Als ein Curiosum wird aus Coblenz berichtet, daß unter den Mannschaften des dort zusammengezogenen Garde-Landwehr-Bataillons sich ein Mann von solcher Größe befand, daß kein Uniformstück für denselben zu finden war, weßhalb er wieder entlassen worden ist.

Redaktion, Druck und Verlag von G. Ritter in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

Nro. 80. Dienstag, 5. Juli 1853.

Die Schwestern.

(Fortsetzung.)

Endlich brach man in der „Rose" auf und geleitete das junge Ehepaar nach seinem Hause, wo man sich trennte und jede Familie ihrer eigenen Wohnung zuging. Schon dämmerte der frühe Tag herauf; auf dem angrenzenden Felde begannen die Vögel zu erwachen und die Obstgärten athmeten im Thaue frischen Duft. Nur noch einen flüchtigen Händedruck konnte Jakob mit Kätherle wechseln; im Klange des Liedes: „Auf Gott und nicht auf meinen Rath will ich mein Glück stets bauen" — verschmolzen sanft und beruhigend all die Eindrücke des Tages in der Mädchenseele, als der sanfte Morgenschlaf sie endlich umhüllte.

Die Hochzeit war nun vorüber, doch ist's nicht möglich, vom betäubenden Festtaumel sogleich wieder in die nüchterne Alltäglichkeit eines Lebens der Arbeit zurückzukehren. Darum ist auch der Tag nach einer Hochzeit immer der Ruhe und einem stillern Vergnügen gewidmet. Morgens besuchte, nach herkömmlicher Sitte, das junge Ehepaar zuerst den sonst wenig beachteten Wochengottesdienst. Hernach sammelte man sich im Hause der jungen Leute bei den reichlich vom Hochzeittische heimgebrachten Braten- und Kuchenstücken und zählte die Hochzeitgeschenke auf, die meistens in Geld gegeben waren. Des Abends ging man in die „Rose", um den Wirth zu zahlen, der dagegen noch einen Imbiß zum Besten gab.

Hochzeitmägde und Gesellen waren dabei natürlich wieder zugegen; nur Jakobs Vater hatte für diesen absagen lassen, unter dem Vorwande eines Marktganges. Kätherle berührte dies wie eine trübe Ahnung. Ihr Vater war ärgerlich über die Geringschätzung, womit der reiche Verwandte ihn behandelte. „Wären ich oder mein Tochtermann Hofbauern, so hätte man uns das nicht anzuthun gewagt. Eine Nachhochzeit ohne Brautführer! Und ich bin doch auch auf einem Hofgut aufgewachsen!" sagte er zu seiner Frau, indem er seinen Zorn nicht verbergen konnte. Nur die Hauptpersonen, die jungen Eheleute selbst, schienen gar nicht zu fühlen, daß irgend etwas fehle, obwohl gerade sie die stillsten im Kreise der Familie waren. Der nächste Tag führte Alle ins gewöhnte Geleis zurück.

„Man ist doch nur ein rechter Mensch, wenn man seinem Geschäfte nachgeht — ich wär's nicht, der den Saus und Braus lange aushalten könnte!" äußerte der Bauer, als er Abends vom Felde zurückkehrte; und das Stückchen Fleisch, das ihm die Frau noch zu den Kartoffeln und der Milch aufgespart hatte, schmeckte ihm besser, als die Hülle und Fülle des Hochzeittisches in den vorigen Tagen. Noch saß er beim Abendessen, als des Schultheißen Magd kam und ihn hinüberrief; — 's wäre nur wegen Familiensachen, ob denen der Schultheiß mit ihm sprechen möchte, meldete sie. Der Bauer nickte bejahend und blickte auf seinen Sohn; es betraf ja wahrscheinlich die Auswanderung desselben, wegen der er vom Schultheißen gerufen wurde. Ohne ein Arges zu denken, nahm er die Kappe vom Nagel und ging nach des Schulzen Haus hin.

Er traf bei dem Letztern auch dessen Schwager, Jakobs Vater, und eine seltsame Miene, womit die Beiden ihn empfingen, machte ihn stutzig. Nach einigem Zögern erst, als wüßte er nicht recht, wie er das Gespräch einleiten sollte, fing der Schultheiß an, von Christophs Tochter zu reden und daß sie gut versorgt sey. Dieser wußte nicht, was er damit sollte, und als ein Feind aller leeren Reden nahm er diese Einleitung mit trockenem Schweigen auf.

„Es ist eine recht gute Heirath, verstehe mich!" fuhr der Schultheiß fort — „gerade wie sich's wohl schickt für Deine Umstände — höher hinauswollen, als man kann, thut selten gut!"

Hier brach er wieder ab — er und sein Schwager tauschten bedeutungsvolle Blicke. Dies ärgerte endlich den Bauern Christoph. „Vetter Schultheiß,"

sagte er trocken, „Ihr wollt mir, merk' ich, Etwas sagen — seyd so gut und geht nur geradeaus, und nicht wie die Katze um den heißen Brei!"

„Nun, wenn Du willst, so kann's seyn," nahm hierauf des Schulzen Schwager das Wort; „mein Bub' hat auf Dein Mädle ein Aug' geworfen, oder alle Beide eigentlich! Daß aber von einer Heirath nicht die Rede seyn kann, das siehst Du wohl selber ein; ich wollt' Dir's jedoch noch selbst in der Zeit sagen, damit mich keine Schuld trifft, wie die Sachen immer gehen mögen!"

Christoph blieb stumm; er saß wie erstarrt vor Ueberraschung und jähem Zorn. Der Schultheiß nahm in begütigenderem Tone die Rede wieder auf. „Du weißt selbst," sagte er, „es kann nicht seyn; ein Hof um den andern kommt herab, kaum daß noch ein paar Familien da sind, die den Ort aufrecht halten und die Lasten, die in diesen schlimmen Zeiten immer größer werden, tragen können. Der Jakob erbt an mir und seinem Vater, er kann eine Frau mit schönem Vermögen dazu bekommen, und dann steht doch im Dorfe wieder ein Haus da, das Manchem Arbeit geben kann und worin Einer auch in Verlegenheit eine Zuflucht findet. Er wird, will's Gott, einst auch Schultheiß werden, und da dürfte er schon um des Respekts willen kein Weib aus einem geringern Hause haben — es wäre kein Ende von Verdrießlichkeiten und geheimer Feindschaft! — Ich rathe Dir, und ich mein' es gut, daß Du das Mädle auswärts in Dienst schickst; wenn die jungen Leute einander aus den Augen sind, werden sie die Kinderei auch vergessen!"

Der Bauer stand auf, steif und stolz, im verhaltenen Zorn. „Habt deßhalb keine Sorge mehr!" sagte er mit finsterer Kälte — „mein Mädle soll dem Jakob kein Hemmniß in seinem Fortkommen seyn — sie soll fort von hier und noch vorher dem Jakob selbst aufsagen für alle Zeit! deßhalb — gut'n Abend mit einander!"

Noch einmal grüßte er kalt und ging zur Thüre hinaus.

Sein Herz schwoll im Ingrimm, daß seine Verwandten sich sollten herausnehmen dürfen, in seine häuslichen Angelegenheiten sich zu mischen. Zu Haus angekommen, ließ er den mühsam verhaltenen Grimm nur um so heftiger losbrechen. Das Kätherle, das ihm ahnungslos mit dem Licht entgegentrat, stieß er mit der geballten Faust zurück, daß es taumelte. „Morgen noch sollst Du mir aus dem Haus!" schrie er — „Schand' und Schmach hat man davon, wenn man mit Müh' und Noth die Kinder groß gezogen hat!"

Seine Frau warf sich dazwischen; sie winkte dem Kätherle hinweg und ließ nun die ganze Zorneswuth über sich her ergehen, wie sie schon manchmal gethan hatte. Unter den heftigsten Verwünschungen berichtete der Bauer nun das Erlebte.

„Und das mußt' ich mir gefallen lassen — ich, der ich selbst eines Hofbauern Sohn war!" rief er wiederholt aus. Endlich belegte er die Heirath mit einem Fluche, wenn die jungen Leute sie auf irgend eine Weise erzwingen wollten. „Lieber wollt' ich meine Tochter einem Scheerenschleifer geben, als sie in diese hochmüthige Familie sich hineindrängen lassen!" setzte er hinzu. Jedes fernere Verhältniß verbot er — nur noch einmal sollte das Kätherle den Jakob sprechen dürfen, um ihm den Abschied zu geben, denn der Bauer war scharfsichtig genug, um zu ahnen, daß Jakob von seinen Bemühungen nicht lassen würde, bis er aus Kätherle's eigenem Munde gehört hätte, daß nichts mehr zu hoffen wäre.

Nachdem er so alle und jede fernere Hoffnung mit Einemmale vernichtet, wie das Wachsthum eines jungen Bäumchens, dem man den Stamm entzwei bricht, legte er sich zu Bett, ohne heute, wie er sonst zu thun pflegte, zuvor noch eine Pfeife zu rauchen.

Die Mutter aber schlich sich in Kätherle's Kammer, um ihr die trostlose Nachricht mitzutheilen. Sie selbst war tief niedergeschlagen: Jakobs Liebe zu ihrem Mädchen war schon längst ihre Herzensfreude gewesen; sie hatte ihre kühnsten Hoffnungen darauf gebaut. Es war ja wohl schon mehr geschehen, daß ein reicher Bursch ein ärmeres Mädchen nahm; — warum sollt's dem Kätherle nicht auch gelingen?"

Nun waren plötzlich alle Aussichten zertrümmert, und zwar durch den Trotz ihres eigenen Mannes eben so gut, als durch Jakobs hochmüthige Familie. Durch ein kluges Nachgeben und Hinhalten hätte man Zeit gewonnen, und damit Alles. Jakob wäre treu geblieben, und in Zeit von einigen Jahren hätte ja der Eigensinn seiner Leute doch nachgeben müssen. Aber nun mußte gleich Alles weggeworfen seyn! War nicht der trotzige Mann immer so gewesen? „Biegen oder Brechen" hatte es immer bei ihm geheißen; was hatte sie nicht schon darunter gelitten während der ganzen Zeit ihres Hausstandes! Doch sie war keine der Weiber, die mit unnützen Klagen sich gerne aufhalten, und jetzt war's nöthig, das Kätherle zu trösten.

Die Mutter erwartete, sie in Thränen und verzweiflungsvollen Klagen zu finden, und hatte danach ihren Trost bereit gehalten. Sie staunte und erschrack, das Mädchen aufrechtsitzend zu finden, mit gefaßter Miene, doch so blaß und so starren, trockenen Blickes, daß es Einen schauern konnte, sie anzusehen. Als die Mutter aber anfangen wollte zu reden, unterbrach Kätherle sie: „Ich weiß Alles schon, Mutter; ich hab' jedes Wort gehört!"

Dies sagte sie mit einer Eiseskälte, welche das Herz Einem erstarren machen konnte. Die Bäuerin begriff den Zustand des Mädchens kaum; aber sie ahnte, daß darin ein tieferes Weh verschlossen liege, als sie selbst in einem sorgen- und mühevollen Leben je empfunden habe.

„Ach, Kind," sagte sie endlich, „nimm Dir's nicht so zu Herzen; die Männer sind's wahrhaftig nicht werth, daß man solch ein Leid um sie trägt. Ich muß es wissen, denn hätt' ich nicht so viel frohen Muth mit auf die Welt gebracht, in der Ehe wär' er mir nicht erst gekommen! Und doch bekam ich noch einen der Besten; Dein Vater trinkt nicht und spielt nicht, ist nicht arbeitsscheu und plagt die Leute auch nicht unnöthigerweise, wenn's nicht Etwas ist, worauf er gerade seinen Kopf gesetzt hat."

So ernstlich gemeint dieser Trost auch war, so wollte er bei dem Kätherle doch eben nicht wirken. Auf allen weitern besorgten Zuspruch der Mutter, ja auf ihr Anerbieten, ihr noch eine Schale Kaffee zu machen, das beste und einzige Labungsmittel einer Bäuerin, antwortete sie nur: „Ich bedarf Nichts; laßt mich nur ruhen, Mutter; morgen wird mir wieder gut seyn."

Bekümmert ging die gutmüthige Frau endlich hinweg; Kätherle aber legte sich nieder, nicht zwar, um zu ruhen, doch um den brennenden, schmerzenden Kopf, das zerrissene, qualvoll pochende Herz in die weichen Kissen zu schmiegen. Es brauchte die lange lautlose Stille der Nacht, damit sie allmälig aus dem dumpfen Schmerzgefühl zum klaren Bewußtseyn sich wieder aufraffen konnte.

Als aber der Tagesschimmer durch die Ritzen des Fensterlädleins drang und die frische Morgenluft in die Kammer zog, da war ihr Entschluß gefaßt. Frühe, wie sonst, kleidete sie sich an und ging hinab zu ihrem Bruder, den sie in der Scheuer schon thätig hörte. Er bot ihr theilnehmend den Morgengruß; er hatte gestern Abend Alles noch durch die Mutter erfahren und das Kätherle dauerte ihn herzlich.

„Bruder," redete sie ihn an, „ich hab' Dich stets lieb gehabt und jetzt such' ich bei Dir meinen einzigen Trost. Willst Du mir helfen?"

„Kätherle," antwortete der Bruder, „was ich für Dich thun kann, das will ich thun, Gott sey mein Zeuge!"

„Nun," sagte sie, „so nimm mich mit nach Amerika; hier kann ich nicht bleiben, um meiner, seiner und des Vaters willen nicht. Soll ich nun einen Dienst außer Orts suchen und mir nachsagen lassen, man hätte mich fortthun müssen eines jungen Burschen wegen? — Ich trüge die Schande nicht und auch der Jakob kommt nicht zu einer Ruhe, so lang ich noch im Lande bin. Dem Vater endlich wär' ich zum steten Aerger und ein Nagel zu seinem Sarge!"

Johannes bedachte sich eine Weile, ihre Reden klangen nicht wie von der Verzweiflung eingegeben, sondern waren wohl ausgedacht. „Wenn's den Eltern recht ist, so geb' ich Dir die Hand darauf!" sagte er endlich.

Kätherle war damit zufrieden und noch am selbigen Tage zeigte sie ihren Entschluß den Eltern an. Die Mutter war wie vom Schlage gerührt, sie meinte, nur die Verzweiflung habe ihr Kind so weit getrieben, und wollte selbst darüber verzweifeln. Der Vater aber sagte mit mehr Nachdruck als gewöhnlich: „Sie hat Recht!" Daß ihn seine Heftigkeit reue, gab er zwar nicht zu verstehen, allein er begegnete von dem Tage an dem Mädchen mit größerer Rücksicht; er hatte ihr früher solche Kühnheit und Entschlossenheit nicht zugetraut.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

(Herstellung einer regelmäßigen Verbindung zwischen Antwerpen und New-York.) Die Kammern — wird der „Allg. Ztg." aus Brüssel geschrieben — haben die zu dem Zweck einer solchen Herstellung von der Regierung mit einigen der ersten Antwerpener Häuser geschlossene Convention gebilligt, und die königliche Sanction unterliegt keinem Zweifel. Das Unternehmen ist auf einer Basis organisirt, die insofern neu ist, als Regierung und Private bei der Ausführung in einer Weise concurriren, wie sie bisher bei Sachen dieser Art weniger gebräuchlich war, und die schon deßhalb Beachtung verdient. Es bildet sich in Antwerpen eine Gesellschaft mit einem Kapital von 5 Millionen Franken, an der Spitze stehen drei der ersten Häuser des Platzes. Dieselben verpflichten sich, innerhalb eines Jahres eine directe regelmäßige Verbindung zwischen Antwerpen und New-York vermittelst einer Linie von Schraubendampfern herzustellen. Anfänglich alle Monate, später alle 14 Tage findet eine Abfahrt von Antwerpen und von New-York statt; der Dienst wird durch fünf Schraubendampfer ausgeführt, von wenigstens 1200 Tonnen jeder und 200 Pferdekraft für die Schraube. Die Schiffe nehmen Passagiere, Frachtgüter und Briefe, sie sind so eingerichtet, daß sie ein Minimum von 400 Tonnen Güter laden können. Der Staat gewährt der Gesellschaft eine Subsidie von 1200 Franken für jede Reise hin und zurück, und garantirt ihr ein Interessenminimum von 4 Prozent des eingezahlten und

auf den Dienst verwendeten Kapitals, während 10 Jahre. Uebersteigt der reine Gewinn am Ende eines Jahres 7 Prozent des engagirten Kapitals, so wird der Ueberschuß der Regierung für die etwa gezahlte Zinsengarantie früherer Jahre zur Disposition gestellt. Außerdem erläßt der Staat den Schiffen der Gesellschaft den Scheldezoll, sowie Tonnen- und Kanalrechte im Antwerpener Hafen. Die Gesellschaft verpflichtet sich, alle ihr von dem belgischen Postdepartement übergebenen Briefe, Packete u. s. w. nach und von New-York zu befördern, und zwar für den Preis von 50 Centimes (14 Kreuzer) für den einfachen Brief. Das Porto nach Amerika wird dadurch bedeutend ermäßigt, ein Brief von Belgien nach New-York über England kostet 1 Franc 65 Centimes. Jedoch sollen auf diesem Wege nur diejenigen Briefe befördert werden, deren Absender es auf dem Couvert ausdrücklich bemerken, da die Ueberfahrt einige Tage länger dauern wird, als auf der Liverpooler Linie. Während der sehr kurzen Besprechung der Convention in der Kammer bemerkte der Minister des Auswärtigen, daß, sobald der Dienst der Antwerpener Linie hergestellt seyn werde, die Erleichterung der Beförderung der Auswanderer auf derselben Gegenstand unmittelbarer und besonderer Sorgfalt seyn werde; schon jetzt seyen sehr vortheilhafte Vorschläge in dieser Beziehung gemacht.

Ueber eine merkwürdige Entdeckung, welche die Archäologen und besonders die Kenner der christlichen Alterthümer beschäftigt, berichtet die „Allg. Ztg." aus Rom: „Bei einer Ausgrabung, welche ein gewisser, durch ähnliche Unternehmungen bekannter Guidi zur Linken der nach Albano führenden Heerstraße in einer Entfernung von etwa 5 Miglien von Rom betrieb, stieß man auf einen Mosaikfußboden aus der Kaiserzeit, der einer alten Villa angehört haben dürfte. Unter demselben aber entdeckte man eine große Masse von Mörtel, mit Steinen untermischt, und als man nach mehrtägiger, angestrengter Arbeit dahin gelangte, dieselbe zu durchbrechen, fand man im Innern derselben und ganz von ihr eingehüllt zwei Marmorsarkophage, deren einer durch die Darstellung des Heilandes und des heil. Petrus mit dem Hahne sich sofort als christlich auswies, während der andere kein Bildwerk zeigt. Bei Eröffnung derselben fanden sich zwei Skelette, eines männlich, das andere weiblich. Der Schädel der Frau, die in dem ungeschmückten Sarkophage ruht, war an der einen Seite zerschmettert und mit großer Sorgfalt ein mit Blut getränkter und mit feinen Tüchern umwundener Schwamm an der beschädigten Stelle angelegt. Außerdem wurden Goldfäden, die von reichen Gewändern zeugen, und eine kostbare Perle vorgefunden. Es drängt sich natürlich sogleich der Gedanke auf, daß man es hier mit dem Leibe einer Märtyrerin zu thun habe, die bei irgendeiner Christenverfolgung getödtet, von den Gläubigen, köstlich geschmückt, mit einem andern zugleich getödteten Christen hier begraben und durch die Ueberschüttung mit Mörtel vor allen Nachforschungen sicher gestellt sey. Die betreffende Commission hat daher auch nach genauer Besichtigung die Sarkophage einstweilen versiegeln lassen und die nöthige Untersuchung angeordnet. Was aber die Sache schwierig und für die Alterthumsforscher besonders interessant macht, ist der Umstand, daß außer den erwähnten Gegenständen eine Münze des Constantin und eine andere des Constantius in dem Sarkophage lagen, deren Vorhandenseyn in einem Märtyrergrabe nicht leicht zu erklären ist."

Am 14. Juni wurde die Stadt und Umgegend von Smyrna von einer der sieben Landplagen Aegyptens heimgesucht. Schon Morgens gegen 7 Uhr sah man die Sonne sich vollständig verfinstern und entdeckte als Ursache unzählige Schwärme Heuschrecken, die sich von der Meeresseite der Stadt näherten. Der Zug dauerte ununterbrochen 2 Stunden lang und bewegte sich gegen Nordost. Millionen dieser Thiere, welche ermattet waren und dem Zuge nicht folgen konnten, fielen in den Straßen nieder, wo sie fußhoch aufgethürmt lagen. Man war genöthigt, Thüren und Fenster zu schließen, um dem Andrange zu wehren. Große Massen sind in die, die Stadt mit Wasser versorgenden Reservoirs gefallen, so daß es eine Zeit lang ungenießbar wird. Eben so wenig darf man jetzt wagen, Fische und Meerfrüchte zu genießen, da die Leichen der ins Meer gefallenen Heuschrecken alles darin Lebende verpesten.

Einen Beweis von dem theueren Leben in Australien bietet folgendes Factum: Ein junger Schotte, der im vergangenen Jahre nach Melbourne gegangen und in den Gruben vom Glücke begünstigt worden war, kam nach Schottland zurück, um den australischen Winter, wo in den Gruben nicht viel zu holen ist, unter den Seinigen zuzubringen. Er hatte nämlich ausgerechnet, daß die Reise hin und zurück mit sammt seinem Aufenthalte in Schottland ihm nicht so viel als ein mehrmonatlicher Aufenthalt in Melbourne kosten würde. Einem Schotten darf man glauben; die Schotten sind die klügsten Rechner unter der Sonne.

Redaktion, Druck und Verlag von G. Ritter in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

Nro. 81. Freitag, 8. Juli 1853.

Die Schwestern.

(Fortsetzung.)

Um Jakob nun noch einmal zu sprechen, nahm Kätherle Zuflucht bei ihrem Schwager, der mit dem Erstern seit jener Neujahrsnacht öfter zusammenkam, denn in ihrem eigenen Hause konnte sie ihn so ungestört nicht sprechen.

Am Sonntag auf dem Kirchgange rief Georg den Jakob an, ihn Nachmittags zu besuchen. Er ließ nicht auf sich warten und war doppelt erfreut, da er das Kätherle erblickte. Erst als er in ihr todtenbleiches Gesicht schaute, ging ihm eine Ahnung auf und er fragte bestürzt: was es gegeben? — Georg, um das Kätherle zu schonen, erzählte, so weit er konnte, den Vorfall; dann ging er hinaus, um nach dem Bienenstand im Garten zu sehen; — Annemrei war zuvor schon die Mutter besuchen gegangen, und die jungen Leute waren allein.

Wie ganz anders war es bei ihnen jetzt, als bei der Hochzeit unter den Kirschbäumen! Kätherle saß wieder blaß, zitternd, vernichtet, wie am Unglücksabend die Mutter sie betroffen. Jakob dagegen war in Feuer und Flammen; er wollte sie trösten und flehte, sie möchte ruhig seyn; er schalt über seine Leute, die all dies hinter seinem Rücken gehalten, und wollte endlich schwören, nimmermehr von ihr zu lassen.

„Verschwöre nichts!" unterbrach ihn Kätherle — „es kann mit uns nichts werden, das hab' ich ja immer gesagt; deßhalb aber reut mich's nicht und soll mich niemals reuen, daß ich Dir mein Herz geoffenbaret habe — ich werde Dich immer darin behalten. Aber hätten wir's auch erzwungen und wollt' ich mich in Deine Familie eindringen, so brächt' ich den Unfrieden mit ins Haus, und es wäre kein Gedeihen und kein Segen bei uns!"

Der Bursche biß knirschend die Zähne aufeinander. „Und wenn Du gehst, so geh' ich mit! Wollen meine Leute Dich nicht haben, so will ich auch nimmer da seyn!" rief er aus.

„Jakob," sprach das Mädchen und eine matte Röthe flog über ihr Gesicht hin, „es hilft Dich Nichts, wenn Du auch mitgehst — ich nehme Dich auch drüben nicht! — Mein Vater hat seinen Fluch auf die Heirath gesetzt und es ist damit vorbei auf immer!"

Auch Jakob wurde blaß. Er schoß einen Blick voll lodernden Zornes auf das Mädchen; — aber auch ihre Festigkeit war hin, sie saß da mit erloschenem Aug' und blassem Gesicht, so daß man, wäre ihr Zittern nicht gewesen, sie für eine Todte hätte halten können. Nein, er konnte ihr nicht zürnen, wie er gewollt: ihr Schmerz war so tief, so sichtlich, daß, wär' nicht sein eigenes Elend gewesen, er sich dieses Zeichens ihrer innigen Liebe hätte freuen können. Er blieb stehen, rathlos und wie gelähmt; jetzt konnte auch er den Jammer nicht mehr überblicken — er murmelte nur, wie unbewußt, vor sich hin: „Vorbei — Alles vorbei? Ach, es kann ja nicht seyn!"

Aber Kätherle hatte sich wieder gefaßt — sie bot ihm die Hand hin mit einem unnennbar rührenden Blicke. „Jakob, es muß seyn!" flehte sie — „darum wirst auch Du's ertragen können. Ich gehe fort — Du bist der einzige Sohn und wirst vielleicht noch Schultheiß werden. Mit der Zeit wirst Du mich vergessen. Doch nur Eins plagt mich noch wegen Dir: es ist schad' um Dich, Jakob, wenn Du dem leichtsinnigen Leben nachhängst, das Dich zu Grunde richtet; versprich mir, daß Du wollst werden, wie Du sonst warst, so kann ich mit leichterem Herzen über's Meer gehen!"

Halb willenlos reichte Jakob ihr die Hand; er konnte nicht anders, denn sie hatte die ihrige so freundlich hingehalten. Aber noch wollte er sich nicht darein finden, daß alle Hoffnung aus seyn sollte; es kam ihm zu plötzlich und der Gedanke daran war ihm unerträglich.

Endlich kam Georg ins Haus zurück, da er glaubte, daß sie nun Zeit genug gehabt hätten, um Alles zu besprechen.

Kätherle stand auf. „Behüt' Dich Gott, Jakob," sprach sie, „ich rede heut' mit Dir zum letzten Mal, ich hab's meinem Vater geloben müssen. Leb' tausendmal wohl!"

Jakob starrte sie an — er konnte nicht an den Ernst glauben. Ehe er sich's versah, hatte sie seine Hand entlassen und schritt aus der Thür. Ihn aber hielt Georg zurück. „Jakob," sagte dieser mit Ernst, da er seinen wirren Zustand begriff, „Du dauerst mich; aber wie Dir auch sey, mach's dem Mädle nicht schwerer, als ihm ohnedem ist!" Mit einem festen Händeschütteln entließ er ihn.

Wie ein Nachtwandler ging Jakob nach Haus, allein doch hafteten Georgs ernsthafte Worte noch in ihm. Mit seinen Leuten zu Haus sprach er kein Wort darüber und auch sie scheuten sich, etwas davon zu berühren. —

Der Sommer kam — das Feldgeschäft war im größten Gedränge, und Arbeit ist das beste Mittel auch gegen den Seelenschmerz. Jakob hatte als der einzige Sohn, dessen Vater bereits alterte, so viel und mannigfache Arbeit über sich, daß er manchen Tag kaum zu sich kam und Nachts vor körperlicher Müdigkeit in den Schlaf fiel, eh' er seinem Leide nachhängen konnte. Während dessen war Kätherle's Entschluß, auszuwandern, im Dorfe bekannt und allseitig besprochen worden. Die wahre Ursache ahnte man nicht, man sah es für Wanderlust an und wußte auch, daß sie an ihren Bruder immer besonders anhänglich war. Viele meinten, daß ihr lustiges Wesen und ihr Vorwitz immer habe so etwas erwarten lassen, und daß sie noch leichter über's Meer tanzen würde, als Andere auf dem festen Boden gingen. Bei alledem aber hörte Jakob so viel und so von allen Seiten davon sprechen, daß er sich allmälig selbst an diesen Gedanken gewöhnte, der ihn anfangs fast zur Verzweiflung hatte bringen wollen. Er blieb der Ermahnung des Schreines eingedenk und versuchte weiter nicht, das Kätherle zu sprechen; er schämte sich, weniger standhaft zu seyn, als sie war, und dadurch, daß alle Verbindung abgebrochen war, während doch Kätherle noch im nämlichen Dorf mit ihm wohnte, erschien sie selbst ihm nach und nach fremder.

Zu seinen Wirthshauskameraden kehrte er nicht zurück; dies Leid wollte er dem Kätherle nicht anthun, der er sonst keine Liebe mehr erweisen konnte. Die Wildheit seines Wesens war überhaupt gebrochen, seit er Gewißheit hatte, daß Kätherle ihn liebe; es lag ihm nicht mehr daran, sich zu zerstreuen, wie damals, als ob ihrem Kaltsinn sein Trotz erwacht war. Er mochte lieber stille seinen Gedanken nachhängen. Am liebsten brachte er seine Sonntagabende bei Georg zu, der einmal sein Vertrauen gewonnen hatte; dessen ruhiges, besonnenes Wesen führte auch Jakobs Gemüth allmälig mehr ins Gleichgewicht zurück und bestärkte ihn in seiner Standhaftigkeit, obwohl sie selten geradezu von der Sache redeten.

So kam der September herbei, die Zeit der Abreise, die Kätherle gleich sehr ersehnt und gefürchtet hatte. Alles war gerüstet, alle nöthigen Formalitäten beendigt. Endlich hatten die Geschwister noch in jedem Hause des Dorfes, so wie bei den auswärtigen Verwandten sich verabschiedet.

Auch in Jakobs Haus waren sie gewesen; so sauer es Kätherle ankam, so wollte sie doch alles Aufsehen vermeiden. Dabei bewegte sie die heimliche Hoffnung in sich, Jakob noch einmal zu sehen und ihm in Gegenwart der Andern noch ein „Behüt' Gott!" und eine Hand geben zu können.

Doch Jakob war auf dem Felde, als sie ins Haus kamen, und so sahen sie ihn nicht. „In Gottes Namen, es ist vielleicht besser so!" seufzte Kätherle für sich; aber ein schmerzliches Gefühl blieb ihr zurück von dieser letzten fehlgeschlagenen Hoffnung.

Johannes war auf den letzten Abend noch einmal von den Burschen des Dorfes, seinen Kameraden, in die „Rose" eingeladen worden. — Kätherle ließ sich von der Mutter früh zu Bett geleiten, denn sie wollten bald nach Mitternacht abfahren; Georg, ihr Schwager, sollte sie in einem Wägelein bis Heilbronn begleiten.

Schluchzend drückte die Mutter im stillen Kämmerlein der Tochter die Hand und ging dann schnell hinaus, um durch neues Jammern ihr nicht die so nöthige Nachtruhe zu nehmen. Sie hatte einst Alles so ganz anders für ihr Herzblatt, das Kätherle, ausgedacht; allein auch sie hatte sich ja allmälig in den Entschluß der Auswanderung gefügt — sie habe sich schon in so Vieles ergeben lernen müssen, so soll's auch darein noch seyn! — hatte sie nach langem, schwerem Kampfe geäußert. Aber Kätherle konnte nicht schlafen, so besorgt auch die Mutter darum gewesen war. War's doch die letzte Nacht, die sie in der Heimath, im Vaterhause und in einem Orte mit Jakob zubrachte! In diesen Gedanken trat sie an's Fensterlädchen und schaute zu den Kirschbäumen hinüber — schon fiel das herbstliche Laub von ihren Kronen ab.

Jetzt drangen die Töne eines Gesanges zu ihr empor. Wohl kannte sie die Stimme, die sie sonst mitten aus allen andern in so viel schönen Gesängen herausgehört hatte. Heute hatte die Weise, die gesungen ward, einen überaus wehmüthigen Klang, keinerlei Geräusch unterbrach das Lied. Der Sänger lehnte sich an einen Baum, der gerade gegenüber von ihrem Kämmerlein stand. Kätherle konnte die Gestalt nicht recht unterscheiden, aber deutlich drangen die Worte des Gesanges zu ihr: „Ade, Du liebe, liebe Seel'! Ade, i seh' Di nimme meh!"

Als man von fern her das Rufen und Jodeln der Burschen hörte, die ihren Bruder nach Haus begleiteten und die Wehmuth des Abschieds durch um so lautere Lustigkeit zu überstimmen suchten — da verschwand der nächtliche Sänger in den Schatten der Baumgärten.

(Schluß folgt.)

Der Scharfrichter Karl Huß zu Eger.

Der vor Kurzem erschienene „Briefwechsel zwischen Göthe und dem Rathe Grüner" — Leipzig, 1853, Verlag von Gustav Mayer — lehrt einen Mann näher kennen, mit dem Göthe wegen seiner naturhistorischen Sammlungen in Berührung kam, einen Mann, welchen, obschon er Scharfrichter war, Souveräne, Prinzen, Herzöge mit ihrem Besuche beehrten. Wir theilen aus dem interessanten Buche Grüner's die Biographie des merkwürdigen Mannes mit:

Karl Huß erblickte das Licht der Welt am 3. Januar 1761 in der Stadt Brüx in Böhmen und war der Sohn des dortigen Scharfrichters Paul Huß, der auf seine Erziehung große Sorgfalt verwendete. Schon im Alter von neun Jahren konnte Karl Huß in das Gymnasium zu Brüx eintreten. Die Professoren an diesem Gymnasium gehörten dem Orden der Piaristen oder frommen Schulen an. So lange sein Professor seine Abstammung ignorirte, war derselbe mit seinem Fleiß und seinen Fortschritten sehr zufrieden. Es mochten aber die Eltern der übrigen Schüler, die sich für entehrt hielten, wenn ihre Söhne mit dem Sohne eines Scharfrichters, welches Gewerbe damals unehrlich war, in Gemeinschaft sich befänden, auf jenen Professor Einfluß gewonnen haben; denn mit einem Male quälte dieser den Knaben auf das Aeußerste und verhöhnte ihn. Wenn letzterer sich bei seinem Vater beklagte, fand er kein Gehör. Als er in die zweite Klasse aufstieg, erging es ihm noch schlimmer, denn jener Professor überhäufte ihn nicht nur mit Schimpfworten, sondern mißhandelte ihn bei dem geringsten Anlasse auch thätlich. Nur mit der größten Angst ging er zur Schule, weil er zu befürchten hatte, wie ihm so oft geschah, bei den Ohren umhergezogen oder mit größter Heftigkeit in das Gesicht geschlagen zu werden.

Seine Mutter wünschte in ihm dereinst einen Geistlichen zu sehen; sein Vater war stolz darauf, sagen zu können, sein Sohn studire im Gymnasium, achtete daher nicht auf dessen Klagen. Der Knabe, auf's Aeußerste gebracht, entfloh unter dem Vorwande in die Schule zu gehen, und ging in die weite Welt, ohne zu wissen, was aus ihm werden solle. Nun machte das langgepreßte Mutterherz sich Luft gegen den hartherzigen Vater und hielt ihm die unbarmherzige Behandlung dieses ihres einzigen hoffnungsvollen Sohnes vor. Zu ihrer Freude brachte ihn einer der ausgesendeten Boten, der ihn bei Laun getroffen hatte, in das väterliche Haus zurück. Die Mutter empfing ihn weinend unter der Hausthür, der Vater aber drang mit Drohworten in ihn, die Ursache seiner Flucht anzugeben. Als er nun die Mißhandlungen der Professoren und des Vaters selbst weinend schilderte und von der Schmach und Verachtung sprach, welche auf des Vaters Stand hafte, wurde dieser erweicht. Das gab dem Knaben Muth, die grausame Behandlung in der Schule noch umständlicher zu schildern und zu erklären, man möge mit ihm machen, was man wolle, aber das Gymnasium werde er in keinem Fall mehr besuchen.

Er blieb nun zu Hause, wurde durch Privatlehrer unterrichtet, der Vater verwendete ihn zu Garten- und Feldarbeit, und weil damals kein Handwerk den Sohn eines Scharfrichters in die Lehre aufnahm, mußte er dem Gewerbe seines Vaters folgen, der ihn auch die den Scharfrichtern bekannten Mittel, Menschen und Thiere zu kuriren, kennen lehrte.

Seine Mutter, die seine vorzüglichste Stütze war, starb 1778, und drei Monate nach ihrem Tode ging sein Vater eine neue Ehe ein.

Wieder fing für Huß ein peinliches Leben an, denn die Stiefmutter behandelte ihn äußerst schlecht. Bereits in seinem fünfzehnten Jahre, am 3. Mai 1776, hatte er, unter Mitwirkung seines Vaters, die Hinrichtung eines von dem Brüxer Kriminalgerichte zum Tode verurtheilten Kirchenräubers vollzogen. Im November 1778 und im Frühjahr 1779 richtete er zwei Soldaten bei Teplitz. Er reis'te hierauf nach Dresden und von da zu dem Scharfrichter zu Eger, der sein Vatersbruder war und von dem er überaus gut aufgenommen wurde. Um diese Zeit, 1797, wurde in Eger ein Soldat, der seine Geliebte ermordet hatte, zum Tode verurtheilt. Hussens Vatersbruder, der in den Jahren schon sehr vorgerückt und von der Herzhaftigkeit und Geschicklichkeit des Neffen überzeugt war, überließ diesem die Vollziehung der Hinrichtung. Das Haupt des armen Sünders fiel auf einen Streich. Der Vatersbruder, über diesen guten Erfolg in große Freude versetzt, veranstaltete ein Gastmahl, das sogenannte „Henkermahl", bei welchem sich auch Personen einfanden, die sonst den Scharfrichter für unehrlich halten, und es wurde bis zum andern Tage gezecht. Einen gleich geschickten und glücklichen Schwerthieb führte er an einem Husaren vom Regimente Gräfen und an einem Infanteristen vom Regimente Ritt aus, und kehrte im Herbste 1780 zu seinem Vater nach Brüx zurück.

Bald nachher machte der Vatersbruder ihm den Antrag, sein Gewerbe in Eger zu übernehmen, weil

er sich in dem Hause, das er zu Joachimsthal besaß, zur Ruhe setzen wolle. Dieser Antrag war Hussen in seiner Lage sehr willkommen, er zog im April 1781 mit seiner Schwester als Haushälterin nach Eger und wurde als Scharfrichter angestellt. Der Vatersbruder hatte ihm keine Hauseinrichtung hinterlassen, die mitgebrachte Baarschaft bestand nur in sechs Gulden; Huß mußte sich daher im äußersten Grade einschränken, denn nebst freier Wohnung bezog er nur 54 Gulden als Gehalt, sechs Strich Korn als Deputat, und war im Uebrigen auf die Hinrichtungsgebühren angewiesen. Sein gewandtes Benehmen und seine Gabe gut zu sprechen, zogen indeß bald die Aufmerksamkeit auf sich. Schon nach Verlauf eines Jahres rief man ihn zu Kranken hinüber in das Bayerische und Sächsische. Das gemeine Volk gibt fast überall mehr auf Geheim- und sympathetische Mittel und auf Quacksalber, als auf promovirte Aerzte. Huß hatte Glück mit seinen Kuren; seine Praxis breitete sich immer mehr aus, und dabei wußte er sich mit großer Klugheit und Gewandtheit dem Nachspüren der Aerzte und Apotheker, denen er beträchtlichen Eintrag that und die bei der Obrigkeit gegen ihn klaghaft werden wollten, zu entziehen. Auch von den Stadtbewohnern Egers wurde er insgeheim zu Kranken gerufen. Bei einer solchen Veranlassung geschah es, daß eine Bürgerstochter, der er die Gesundheit wieder gab, sich in den schönen jungen Mann verliebte und ihre Schwester, bei der sie wohnte, zu bestimmen wußte, daß sie ihn öfters zum Besuche einlud. Die Liebschaft wurde bald offenbar; ihm verbot man sofort das Haus, auf seine Sophie aber, so hieß das Mädchen, stürmten alle Verwandten ein, dem jungen Scharfrichter zu entsagen, weil durch ihre Verheirathung mit einem „unehrlichen" Menschen auf die ganze Familie ein Schandfleck kommen würde. Da Sophie von ihrem Vorhaben, ihm ihre Hand zu reichen, nicht abzubringen war, andererseits aber die Verwandtschaft sich hartnäckig der Heirath widersetzte, so entführte er sie von Eger zu einem Revierjäger und traf nach vier Wochen alle Einleitungen zur Hochzeit. Da seine Geliebte großjährig, auch sonst kein gesetzliches Hinderniß vorhanden war, ging die Trauung am 8. September 1782 in Eger, trotz alles Aergers der Verwandten, ohne Anstand vor sich.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

(Ein Agent Provocateur in England.) In Leamington (auf der Straße von London nach Dover) war es lange Zeit Sitte, die Wachsamkeit der Polizei durch eine Art Kopfgeld für jeden auf der That ertappten Verbrecher anzuspornen. Wie gefährlich diese wohlgemeinte Politik werden kann, zeigt folgender merkwürdiger Criminalfall. Der Constabler George Hunt in Leamington galt bei den Behörden für einen der tüchtigsten und bravsten Polizeibeamten und war für das Avancement bei der nächsten Gelegenheit vorgemerkt, als ein Prozeß, in dem er als Zeuge auftrat, eine längere Untersuchung veranlaßte, aus der sich ergab, daß Hunt die Aufmunterung des Verbrechens zu einem planmäßigen Geschäft machte. Er mischte sich unter Vagabunden, Bettler und anderes Gelichter, natürlich verkleidet; zeigte ihnen dieses und jenes Gewölbe, wo sich leicht einbrechen ließe, und erwischte dann seine Opfer auf der That. So erhielt er eine Menge Kopfgelder und Belobungen wegen seiner Treue und Thätigkeit. Eben so verkehrte er mit jugendlichen, eben aus dem Gefängnisse entlassenen Züchtlingen und verführte sie zur Fortsetzung ihrer alten Carriere, indem er ihnen vorstellte, wie viel besser sie im Gefängnisse als im Freien lebten, ihnen gelegentlich ein Paar Pence gab und sie vom Arbeitsuchen abhielt, bis sie ihm wieder als Diebe in die Klauen fielen. Der moderne Jonathan Wilde kommt übrigens vor die Geschworenen und dürfte zu lebenslänglicher Transportation verurtheilt werden.

Kürzlich wurde zu Mons, der Hauptstadt des Hennegau, das Standbild des dort geborenen großen Tonkünstlers Orlando di Lasso feierlich enthüllt. Der berühmte Musiker hat das Geschick, daß nicht einmal sein eigentlicher Name bekannt ist. Unter dem italienischen Namen Orlando di Lasso ist er auf die Nachwelt gelangt. Der belgische Gelehrte Delmotte glaubte entdeckt zu haben, daß der ausgezeichnete Componist ursprünglich Rolan de Lattre geheißen habe. Den Zeitgenossen war der flämische Roland unter dem Namen Lassus bekannt, und so nannte er sich auch selbst auf dem Titelblatt seiner Compositionen. Geboren war er im Jahre 1520. Als Jüngling ging er mit dem Statthalter Kaiser Karls des Fünften, Ferdinand Gonzaga, nach Sicilien und von dort nach Neapel und Rom. Am letzteren Orte war er eine Zeitlang Kapellmeister in der Kirche San Giovanni di Laterano. Die Stätte seiner Hauptwirksamkeit aber ist München, wo er in der Person Herzog Albert's des Großmüthigen einen wohlwollenden Beschützer fand. — Orlando hat über 2400 Musikstücke hinterlassen, darunter 1600 kirchliche Compositionen, 370 französische Chansons, 233 Madrigale, an 60 deutsche Lieder und ebensoviel italienische Canzonetten, rc.

Redaktion, Druck und Verlag von G. Ritter in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

Nro. 82. Sonntag, 10. Juli 1853.

Die Schwestern.

(Schluß.)

Die Abschiedsstunde kam heran. Man hörte Georg mit dem Wägelein am Hause anfahren. Oben saß die ganze Familie, auch Annemrei mit eingeschlossen, beim letzten Kaffee, der Niemanden schmecken wollte, als den Kleinsten, die abwechslungsweise schluckten und schluckzten. Endlich gab Georg wiederholt das Zeichen mit der Peitsche und man mußte aufbrechen. Noch einmal schlang die weinende Mutter die Arme um die beiden scheidenden Kinder, noch einmal hängten sich die Geschwister an sie, und der Vater stand dabei mit einer wehmüthigen Bewegung, die in den strengen Zügen noch rührender erschien. Es wäre wohl des Abschiednehmens kein Ende geworden, wenn nicht er endlich mit der Hand gewinkt hätte.

Er trat hinzu und legte die Hände auf beide Kinder. „Der Herr segne Euch und behüte Euch!" Weiter brachte er nichts hervor. Er ging auf die Thüre zu und die Stiege hinab; die Andern folgten, denn es war eine kleine Stille der Andacht eingetreten, auch erschöpfte der lange Abschiedsjammer die Gemüther.

Annemrei stellte den Stuhl herzu, damit sie auf das Wägelein steigen könnten. Ehe Johannes denselben betrat, falteten sie die Hände und beteten: „Der Herr behüte und bewahre unsern Aus- und Eingang von nun an bis in Ewigkeit! Amen!"

Dann schwang er sich hinauf und die Geschwister hoben auch das Kätherle empor. Noch ein letztes: „Behüt' Euch Gott!" von beiden Seiten, und Georg, den nur Annemrei mit einem stummen Händedruck entlassen hatte, trieb die Pferde an.

Rasselnd fuhr das Wägelein vorbei an der nächtlichen Häuserreihe der lieben Heimath; bald war das Dorf verlassen und das leichte Fuhrwerk rollte auf der freien Straße hin. Die Reisenden hielten sich still. Um Johannes Gesicht flatterten die bunten Bänder, womit seine Schulkameraden zum Abschied seine Kappe geschmückt hatten; Kätherle hatte den ganzen Kopf in die weiße Schürze gehüllt, die sie nach dem dörflichen Brauch noch als Schutz gegen Regen oder Sonne bei sich trug. Endlich kamen sie an die Steige. Georg sprang herab, um den Hemmschuh anzulegen, da es schroff abwärts ging. In diesem Augenblick richtete ein junger Mann sich auf, der auf dem Raine am Wege gesessen war, und trat zum Wägelein heran.

„Ein letzt's B'hüt' Gott!" sagte er mit halb erstickter Stimme zu Johannes, ihm die Hand bietend. Dann trat er auf die andere Seite und faßte Kätherle's zitternde Hand; fest hielt er sie in seiner eigenen, während er langsam neben dem Wägelein herging, bis die Steige zu Ende war.

„Mach' ein End'!" flüsterte von vorne Georg, mehr bittend als mahnend.

Krampfhaft drückte er noch einmal ihre Hand, dann ließ er sie fahren mit dem flüsternden Rufe: „Leb' wohl bis über's Grab!"

Die Räder rollten davon auf dem Wege, der die Wanderer in die neue Welt führen sollte. Nachschauend, so lange man noch das Fuhrwerk erblicken konnte, sah Jakob, wie sie an ihren Bruder gelehnt lag, der sorgsam den Arm um sie schlang. Der Morgen tagte nebelicht herauf, als Jakob langsam heimkehrte. —

Jahre sind seitdem hingegangen. Von den Ausgewanderten kamen gute Nachrichten, um die Zurückgebliebenen zu trösten.

Annemrei und ihr Mann sind ein musterhaftes Ehepaar geworden, und da er im Handwerk eben so geschickt und fleißig ist, als Annemrei thätig und umsichtig in Haus und Feld, so bringen sie etwas vor sich; um so mehr, da Georg nichts für Trunk oder Karten verbraucht, sondern gottesfürchtig und gemüthlich, wie er ist, Sonntags, nachdem er in der Kirche sich erbaut hat, gerne mit seinem Weibe einen Spaziergang ins grüne Feld macht oder seine Verwandten besucht, wozu er in der Woche nicht Zeit hat.

Annemrei ist immer noch eine sehr fromme Frau, oder vielmehr, sie ist's mehr, als sie es als Mädchen war; sie ist demüthig und menschenliebend geworden, und bei den mancherlei Anfechtungen, die in jedem, auch in dem besten Hausstande vorkommen, thut es ihr recht wohl, an der Erfahrung der frommen ältern Nachbarn sich erbauen zu dürfen, deren edle liebe- und glaubenvolle Einfalt sie einst so hochmüthig verachtet hatte. Mit ihrer Mutter stand sie seit ihrer Verheirathung immer gut, und die Liebe, welche diese zu ihren Eltern zeigte, hat das Verhältniß vollends zu einem ganz innigen gemacht.

Die Letztere ist seit Kätherle's Abschied die muntere Frau von früher nicht mehr, obwohl sie sich mit Geduld auch in diesen Verlust schickte. Nach Neuigkeiten fragt sie nimmer viel — wenn's nicht solche sind, die über's Meer her kommen —, sondern sie schließt sich lieber an Annemrei an, um Trost und ewige Hoffnung an der besten Quelle zu suchen. — Ihr Mann ist milder und weichmüthiger geworden; die Trennung von seinen Kindern und die Erinnerung an manche frühere Härte hat diese Veränderung in allmäliger Weise in ihm bewirkt.

Jakob gab von jener Zeit an seinen Leuten keine Veranlassung mehr zum Klagen. Sein Sinn war ernst geworden und blieb es auch; der brausende Jünglingsmuth war mit einem Male in nüchterne Festigkeit übergegangen — er war ein Mann geworden, wie an der Spitze eines großen Bauerngutes ein solcher am Platze ist. Mit den jungen Burschen ging er nicht mehr um; selten hörte man ihn singen; das Tanzen hatte er ohnedies aufgegeben. Nach einiger Zeit starb sein Vetter, der Schultheiß, kurz nachdem Jakob sich in die reichste Familie des Dorfes verheirathet hatte, denn eine Frau brauchte er zu seiner weitläufigen Wirthschaft, da die Eltern sich in die Ruhe zurückziehen wollten. Er ward zum Schultheißen gewählt und steht der Stelle tüchtig vor; die Gemeinde ist mit ihm zufrieden. Mit der Frau, einer musterhaften Wirthschafterin, lebt er in Frieden und Eintracht.

Im übrigen Leben ist Jakob zurückgezogen, so weit nicht das Amt und die Bewirthschaftung seiner Güter ihn mit den Leuten in Berührung bringt. Nur mit Georg lebt er in einem vertraulichen Verhältniß, und dieser raucht gewöhnlich Sonntag Abends seine Pfeife in des Schulzen Stube. Der Letztere hat den Schreiner, als einen tüchtigen Rechner, auch zur Stiftungspflegerstelle, die eben erledigt wurde, empfohlen; das Aemtchen gibt einen netten Nebenverdienst für Georg, dessen Familie sich allmälig vermehrt; zudem bringt es ihn noch in näheres Verhältniß zum Schulzen. —

Von Amerika kommt jedes Jahr ein Brief, der das ganze Dorf in Bewegung setzt. Am darauffolgenden Sonntag läßt der Rosenwirth regelmäßig ein Fäßchen Bier aus der Stadt bringen, denn es sammelt sich dann die ganze männliche „Burgerschaft" in der geräumigen Wirthsstube, wo der Christophbauer selbst den Brief vorliest.

Johannes hatte sich im Innern der Vereinigten Staaten angekauft in der Nähe von Landsleuten, deren Adressen er hatte. Bei Fleiß und Umsicht besaß er bald ein gutbebautes Gütchen, auf dessen Erweiterung er stets mit allem Eifer bedacht ist. Schon nach kurzer Zeit verheirathete er sich mit der Tochter eines Landsmannes, wie er sie in der Heimath nicht hätte bekommen können. Diese Verbindung und die Beschreibung seines Hofes nach Zahl der Morgen, Viehstand und allem Einzelnen bildet seines Vaters Stolz und Freude; er ist mit seinem eigenen geringern Loos zufriedener, seit er weiß, daß wenigstens eines seiner Kinder die Würde eines „Hofbauern" sich errungen hat.

Kätherle ist bei dem Bruder geblieben; nicht zwar, als ob es gefehlt hätte an guten Heirathsanträgen für das hübsche, anstellige Mädchen — sie schlug alle dergleichen aus. Im Hause des Bruders aber befindet sie sich wohl; sie genießt hier die größte Liebe. In der Abgeschiedenheit eines Farmerlebens werden die Familienbande ohnedies inniger. Hierzu kommt noch die Schwierigkeit, zuverlässige Dienstboten zu bekommen, weßhalb Johannes Weib die Schwägerin als ein wahres Himmelsgeschenk betrachtet und Alles thut, um ihr den Aufenthalt im Hause nicht verleiden zu lassen, besonders da Kätherle große Anhänglichkeit an die Kinder hat. Ihre Briefe verrathen immer noch den heitern, lebensfrischen Sinn, der ein so inniges Gemüth verhüllte; sie rühmt darin die Schönheit des Landes, besonders der Wälder und der Blumen, von denen sie immer eine Liebhaberin war.

„Nur Obstbäume haben wir wenig," schrieb sie einmal; „ich kann keinen Kirschbaum mehr blühen sehen!" ...

Der Scharfrichter Karl Huß zu Eger.

(Schluß.)

Sechs Jahre gingen für Huß glücklich dahin. Da erhielt der Magistrat von Eger am 2. Februar 1788 ein Dekret der Landesstelle, des Inhalts: daß, weil Se. K. K. Majestät Joseph der Zweite die Todesstrafe aufgehoben habe, alle dadurch entbehrlich gewordenen Diener zu entlassen seyen. In Folge dieser Verordnung wurde Huß am 19. Dez. 1788 seines Dienstes entlassen. Er gerieth dadurch in eine um so mißlichere Lage, als auf die Klagen

der Aerzte und Apotheker seine Wohnung streng untersucht und alle auf Quacksalberei hindeutenden Pflaster, Spiritusflaschen, Salbentiegel u. dgl. weggenommen wurden. Indeß kam er mit einem scharfen Verweis davon, unter der Verwarnung, daß er im Wiederholungsfalle streng bestraft werden würde.

Neun Monate darnach erhielt der Magistrat zu Eger von der Landesstelle den Auftrag, den Scharfrichter wieder anzustellen, weil der Kaiser befohlen, daß die Strafe der Brandmarkung stets öffentlich auf einer Schaubühne durch einen Scharfrichter vollzogen werden solle. Im Geheimen setzte Huß seine Kuren, von deren Ertrag er sich bereits einiges Vermögen gesammelt hatte, wieder fort. Da Huß gut zu unterhalten wußte, sein Benehmen fein war, er sich auch sorgfältig kleidete, hatte er in viele nicht unansehnliche Bürgershäuser freien Zutritt.

Um nebst seinem Gewerbe noch eine Beschäftigung zu haben, verfiel Huß auf den Gedanken, Münzen zu sammeln. In Eger besteht die Gewohnheit, daß blos alte Münzsorten zu Pathengeldern verwendet werden. Diese wußte er nach und nach gegen gangbare Münzsorten einzutauschen, und bald wurde das Münzsammeln bei ihm zur heftigsten Leidenschaft. Nicht selten brach er um Mitternacht von seinem Lager auf und eilte in das Brandenburgische — es sind hier die fränkischen Markgrafthümer gemeint, bekanntlich uraltes Besitzthum der Hohenzollern — oder ins sächsische Gebiet, um alte Münzen einzutauschen oder einzukaufen. Den von ihm geheilten Kranken machte er es zur besondern Pflicht, ihm die Besitzer alter Münzen namhaft zu machen.

Durch seine rastlose hierauf gerichtete Thätigkeit hatte er in kurzer Zeit eine nicht unbeträchtliche Münzsammlung zusammenzubringen vermocht. Der gelehrte Jesuit Grassold, Gymnasialprofessor zu Eger, lehrte ihn die gothische und andere alte Schriften lesen, gab ihm selbst Hilfsbücher und nannte ihm solche, die er sich anzuschaffen habe. Auch lieh er Hussen sein Manuscript über die vaterländische Geschichte, welches dieser zwar abschrieb, dabei aber leider die Quellen, aus denen Grassold geschöpft hatte, ausließ.

Auch die Mineralogie übte auf Huß ihre Anziehungskraft. Er sammelte in der Umgegend Mineralien, namentlich besonders schöne Eisenerzstufen von Arzberg und Neualbenrath, Blaispathe von Bleistadt, Schwerspathe von Mies, auch Manches von Schlaggenwald und Joachimsthal. Professor Succow's Handbuch der Mineralogie diente ihm damals zur Richtschnur; da ihm aber Niemand Anleitung geben konnte und die Anfänger nach bloßen Beschreibungen selten ein Mineral richtig bestimmen können, sondern die Mineralogie, gleich der Botanik, unter Führung eines Mineralogen praktisch geübt werden muß: so ist es ihm nicht zu verargen, wenn er ihm unbekannte Fossilien mit falschen Etiketten versah, bei denen er aber auch blieb, wenn man ihn eines Bessern belehren wollte.

Sein Hang, seine Leidenschaft, zu sammeln, erstreckte sich auch auf Alterthümer. Wo er ein altes Gewehr, Schwert, eine Lanze oder sonst alterthümliche Geräthschaften, Krüge, Gläser u. dgl. aufbewahrt wußte, rastete er nicht, bis er den Gegenstand erworben hatte.

Auch eine Sammlung von Holzgattungen und Sämereien legte er an.

Mit dem Gesammelten wußte er seine aus einem Vorsaal und zwei kleinen Zimmern bestehende Wohnung sinnvoll auszuschmücken. Im Vorsaal befanden sich an den Wänden Schränke mit Mineralien, Conchylien und ausgestopften Vögeln; an der Decke hingen Seefische. In dem Zimmer rechter Hand waren die verschiedenen alten Waffen, Harnische, Helme, sowie der Schrank mit der Münzsammlung aufgestellt. In einem Glasschranke boten sich dem Blicke die Schwerter dar, mit denen Huß die Hinrichtungen verschiedener Verbrecher vollzogen hatte. Daneben stand eine kleine hölzerne Figur, welche ein Schüsselchen in den Händen hatte, mit der Inschrift: „Beiträge zu den schönen Wissenschaften" — allerdings ein greller Contrast mit den schauerlichen Richtschwertern.

Mit dem Emporblühen des Franzensbades wuchsen auch seine Sammlungen. Der Seltenheit wegen besuchten ihn häufig Kurgäste und beschenkten ihn reichlich.

Huß war auch im Zeichnen und Malen nicht ungeschickt. So copirte er unter Anderem Oelgemälde mit den Ansichten der Stadt Eger vom Jahre 1495 von der Ost- und Westseite, malte alle bekannten Wappen der alten Adels- und Patriziergeschlechter, kurz, er wurde eine Art Celebrität und die öffentlichen Blätter erwähnten seiner öfters ehrenvoll.

Ueber dreißig Jahre wirkte er mit unermüdlichem Eifer für Erweiterung seiner Sammlungen, insbesondere der Münzsammlung. Gelehrte vom Fach ließen sich mit ihm in Correspondenz ein und Fürsten, Prinzen und andere hohe Herrschaften besuchten den zu den Merkwürdigkeiten der Stadt Eger gehörigen Scharfrichter Karl Huß. Man lobte jederzeit seine Ordnungsliebe, seine historischen Kenntnisse, sein in der That bewunderungswürdiges Gedächtniß.

Als er immer weiter im Alter vorrückte, äußerte er mehrmals gegen mich (Rath Grüner), wie schmerzlich ihm der Gedanke sey, daß nach seinem Tode seine so mühevoll zusammengebrachte und kostspielige Münzsammlung zersplittert werden möge, und bat mich, ich möge mich verwenden, daß der Magistrat von Eger oder irgend ein großer Herr dieselbe über-

nehme, damit sie beisammen bleibe; er habe ja keine Kinder und würde sich mit einer mäßigen Leibrente begnügen. Bei dem Magistrat war die Uebernahme mit Schwierigkeiten verbunden, daher verfügte ich mich mit dem Katalog der Münzsammlung zu Sr. Durchlaucht dem Fürsten Metternich nach Königswarth, wo ich dem hohen Herrn vor mehreren Jahren von dem Herrn Grafen Kaspar v. Sternberg vorgestellt worden war und seitdem das Glück hatte, ihn persönlich verehren zu dürfen.

Nachdem der Fürst, der an allem Wissenschaftlichen das höchste Interesse nahm und insbesondere in der Naturkunde zum Bewundern unterrichtet war, den Katalog der so bedeutenden Münzsammlung — (ihr innerer Werth an Gold und Silber betrug gegen 12,000 fl. Conv.-M.) — durchgesehen hatte, war er sogleich mit meinem Vorschlage einverstanden und gab mir Vollmacht, das Geschäft mit Huß abzuschließen.

Ich trug Bedenken, mit einem aktiven Scharfrichter im Namen Sr. Durchlaucht zu verhandeln und schlug daher vor, demselben eine andere Stellung zu geben, indem man ihn seiner Verdienste wegen zum Egerer Bürger erhebe.

„Das thut nichts zur Sache," erwiederte der Fürst; „Huß ist ein allgemein geachteter, in so äußerst seltener Art wissenschaftlich gebildeter Mann. Doch thun Sie, was Ihnen gut dünkt."

Ich traf nun die Einleitung, sowohl daß Huß auf seinen Dienst resignirte, als daß ihm das Bürgerrecht der Stadt Eger ertheilt wurde, und schloß dann mit demselben das Geschäft dahin ab, daß er nicht blos die Münzsammlung, sondern seine sämmtlichen Sammlungen an Se. Durchlaucht den Fürsten Metternich, gegen eine Leibrente von 300 fl. Conv.-M., abtrete und im Königswarther Schlosse als Custos dieser Sammlungen angestellt seyn solle.

Der Fürst schickte mit einem verbindlichen Begleitungsschreiben den Contrakt bestätigt zurück. Huß, darüber im äußersten Grade erfreut, beschleunigte seine Uebersiedelung nach Königswarth, wo er als Custos sehr geachtet wurde, beträchtliche Einnahmen hatte und zufrieden lebte und starb.

Mannigfaltiges.

Die britische und ausländische Bibelgesellschaft hielt vor Kurzem in London ihre jährliche große Versammlung. Dabei werden jedesmal die Resultate in Betreff der Anzahl vertheilter Bibeln, des Bestandes der Kassenfonds u. s. w. der Gesellschaft vorgelegt. Es sind in den Sprachen der verschiedenen Länder seit Begründung der Gesellschaft unentgeltlich vertheilt worden: von dem Depot in

Paris	3,000,000	Bibeln
Frankfurt a. M.	1,276,769	„
Holland, Belgien und Köln	796,503	„
Stockholm	574,591	„
Berlin	360,000	„
Schweiz	60,000	„
Malta und Smyrna	17,209	„
Lombardei (seit 1848)	1,500	„
Piemont (seit 1848)	1,200	„
Breslau (seit 1852)	5,171	„
Zusammen	6,092,943	Bibeln.

Unter der Presse sind 7000 Exemplare in der Tahiti-, 5000 in der Naratongi- und 5000 in der Madagascar-Sprache.

(Wichtige Erfindung.) Seit lange hat man sich schon in Frankreich mit einer geeigneten Vorrichtung beschäftigt, welche der Armee zum Uebergang über die Ströme dienen kann. Am 1. Juli hat Mazard in Paris Versuche mit einer Vorrichtung gemacht, die vollständig gelungen sind, so daß das Problem als gelöst betrachtet werden kann. Er stieg bei der Jenabrücke mit 6 Mann ins Wasser. Sie trugen ein Kleid von Kautschuk, welches bis an den Hals ging; um den Leib hatten sie einen breiten Gürtel, dessen Bestandtheile ein Geheimniß des Erfinders sind. Mit diesem Gürtel, der den Kugeln nicht leicht zugänglich ist, da er unter dem Wasser sich befindet, erhält man sich und geht im Wasser. Der Erfinder und die 6 Mann gingen in der Seine in 3 Stunden von der Jenabrücke bis nach Sevres und führten verschiedene Uebungen aus. Sie luden und feuerten Gewehre ab u. s. w.

Regula Egli, eine höchst merkwürdige Frau aus Fluntern, ist dieser Tage in Zürich gestorben. Sie hat ihren Mann, Florian Engel von Langwies, Kanton Graubündten, der sich vom Unteroffizier bis zum Obersten in französischen Diensten emporgeschwungen, auf allen seinen Feldzügen in Italien, Spanien, Rußland und den Niederlanden begleitet und mitgefochten. Er fiel mit zwei Söhnen in der Schlacht bei Waterloo. Sie selbst wurde verwundet und im Spital zu Paris vom Kaiser Alexander besucht. Nachher folgte sie Napoleon nach St. Helena und ging später nach Amerika. Sie verherrlichte ihren Mann und sich selbst in einem Buche, das sie herausgab. Ihr vielbewegtes Leben schloß sie, 92 Jahre alt, im Züricher Spital.

Redaktion, Druck und Verlag von G. Ritter in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

Nro. 83. Dienstag, 12. Juli 1853.

H e s t e r.

Eine Geschichte aus dem wirklichen Leben. — Nach dem Englischen. (Lesefrüchte 1853, 2. Bd.)

1.

... „Nur einen halben Penny kostet das Stück, Herr! — welchen Sie wollen — nur einen halben Penny!"

„Nein!" sagte der so Angeredete mit Bestimmtheit und sah weder nach links, noch nach rechts, sondern ging vorwärts.

„O, bitte, Herr!" tönte die vorige Stimme.

Es war eine liebliche, schwache Kindesstimme und es lag etwas Ernstes, Klagendes in der einfachen Bitte.

So mußte es dem angeredeten Herrn vorkommen, denn plötzlich wandte er den Kopf und erblickte ein Paar helle blaue Augen, mit denen ihn ein kleines zerlumptes Mädchen, das ihm nachlief, flehend ansah. Er stand still.

„Sie sind alle verschieden, Herr," sagte das Kind, indem es ihm furchtsam einen kleinen aus Pappe gemachten und mit schwarzem Sammt überzogenen Vogel hinhielt.

„Und was soll ich damit machen?" fragte der Herr barsch.

„Ich dachte, Sie wollten ihn kaufen, Herr," sagte das Kind erschreckt, die Hand zurückziehend.

„Ich wollte ihn kaufen? — Dachtest Du, daß ich damit spielen sollte?"

„Ich weiß nicht, Herr; — viele Herren kaufen sie für ihre Kinder."

„So, für ihre Kinder? — Nun, ich habe ein Kind — da ist ein halber Penny — jetzt gib mir einen, aber einen guten."

„Hier ist der größte, Herr; — danke vielmal!"

Sie wollte fortgehen.

„Bleib'!"

„Ja, Herr," sagte das Mädchen und stand auf seinen Befehl still.

„Du mußt ein angenehmes Leben führen — keine Arbeit, keine Schule, Nichts zu thun, als mit diesen Vögeln zu spielen — nicht wahr?"

„Ich spiele nicht immer, Herr."

„Nicht? — Was thust Du denn?"

„Ich gehe jeden Tag mit diesen hier aus."

„Mit den Vögeln — nun, das ist keine schwere Arbeit."

„Nein, Herr."

„Und wenn Du die Vögel verkauft hast, was machst Du mit dem Gelde?"

„Ich bringe es nach Hause zu meiner Mutter, Herr."

„O, Du hast eine Mutter? — Die verkauft auch wohl anderwärts Vögel?"

„Nein, Herr, sie macht sie."

„Und sitzt bequem zu Hause, während sie Dich ausschickt, um sie zu verkaufen? — Das gefällt mir! Sie macht also immer Vögel?"

„Nein, Herr; dies sind die letzten."

„Die letzten! Will sie denn keine mehr machen?"

„Wir haben Alles aufgebraucht, Herr."

„Was — allen Sammt?"

„Ja, Herr, und die Pappe und Alles."

„Das ist ein schlimmer Umstand."

„Ja, Herr."

„Wann ging denn Alles zu Ende?"

„Die vorige Woche, Herr."

„Die vorige Woche — was macht denn Deine Mutter seitdem?"

„Sie kommt um vor Mangel, Herr."

„Kommt um — vor Mangel!" rief der Mann so heftig, daß das Kind unwillkürlich zurücktrat — „und kein Mensch steht ihr bei! — Und leidest Du auch Mangel? bist Du hungerig?"

„Ach ja, Herr!" antwortete die Kleine in einem Tone, als ob sie sich es nie gedacht hätte, daß man jemals nicht hungrig seyn könne.

„Gott im Himmel!" rief der Fremde — „was! bist Du immer hungerig? Hast Du nie satt bekommen?"

„Ich weiß nicht, Herr," erwiederte das Kind, „ich erinnere mich nicht."

„Das ist schlimm, sehr schlimm!" versetzte der Fremde, indem er heftig den Kopf schüttelte und die Kleine finster anblickte.

Diese gerieth so in Furcht, daß sie wieder zurücktrat; aber mit einem Schritt war er wieder bei ihr.

„Nun, was glaubst Du, daß ich thun werde?"

„Herr —" stammelte das Mädchen — es mochten ihr wohl Gedanken an die Polizei durch ihr Köpfchen gehen.

„Ich sage, was glaubst Du, daß ich thun werde?"

„Ach, bitte, Herr, thun Sie Nichts, denn — denn —"

Sie brach in Thränen aus und sah sich um, ob sie nicht entfliehen könne.

„Bitte, lieber Herr, lassen Sie mich gehen!" stotterte das Mädchen hervor — „ich werde Sie nie wieder belästigen."

„Dich gehen und umkommen lassen!" sagte er, indem er noch ärgerlicher als vorher den Kopf schüttelte. „Wie heißt Du?"

„Hester, lieber Herr."

„Hester — nun, Hester, wo wohnst Du denn?"

„In der Monmouth-Straße, Herr."

„Eine schlechte Straße! — Unten oder oben?"

„Unten, in einem Keller."

„Der rechte Ort, um umzukommen!" murmelte er. „Nun, Hester, ich will Dir einen Sixpence geben, wenn Du mich dahin führst."

Mit glänzenden Augen blickte die Kleine ihn an.

„Wollen Sie, Herr?" rief sie.

„Da, nimm ihn — Du scheinst an Sixpence nicht gewöhnt zu seyn."

„Ach nein, lieber Herr," antwortete sie, indem sie das Stück umdrehte und wieder umdrehte.

„Du kannst es ein andermal besehen, jetzt komm' — nein, wart' einen Augenblick — geh' nicht von der Stelle!"

Er eilte weg und verschwand so plötzlich, daß sie voll Erstaunen sich umsah. Aber ehe sie sich noch wieder gesammelt hatte, war er wieder zurück, mit zwei großen Kuchen in der Hand, die er aus einem Bäckerladen geholt hatte.

„Nun, Hester, iß — da — aber Du kannst nicht die Kuchen und auch die Vögel halten — gib mir die Vögel — so, jetzt iß schnell! — Nun, ist's gut gebacken? schmeckt's?"

„Ja, Herr," war die ernste Antwort; „so etwas habe ich lange nicht gehabt," wagte sie hinzuzufügen, denn ihre Furcht vor dem barschen Manne, der doch so mild und gütig war, begann schon zu schwinden.

„Lange nicht? Du hast also wohl in der letzten Zeit mehr gehungert, als je?" fragte er mit einer so sanften Stimme, daß Hester ihn mit Erstaunen ansah und in einem rührenden Tone, doch ohne Klage erwiederte:

„Ach, es ist in den letzten Wochen recht schlimm gewesen — manche Tage haben wir gar nichts gehabt."

„Gar nichts — was thatet Ihr denn?"

„Wir konnten nichts thun, Herr."

Der Unbekannte ging raschen Schrittes vorwärts, so daß Hester, die lief, nur eben mit ihm aushalten und nur dann und wann von ihrem großen Kuchen abbeißen konnte.

„Hier ist's, Herr — hier geht's hinunter!" sagte Hester fast athemlos und zog ihn am Rock.

Er blieb stehen. — „Hier, Hester? — Was? Du bist mit Deinem Kuchen noch nicht fertig? Ach, ich hätte nicht so rasch gehen sollen! Mach' langsam! Also hier ist's?"

„Ja, Herr. Es wird am besten seyn, daß ich voran gehe."

„Gewiß; aber nimm Dich in Acht, Kind! fall' nicht! — Himmel, wie rasch kommt die hinunter, die hat Uebung! — Jetzt, Hester, nimm meinen Hut, ich komme nach," sagte er, indem er vorsichtig die kleine Leiter hinabstieg.

„Nun, wo ist Deine Mutter? Ist sie vielleicht ausgegangen?"

„Ausgegangen!" sagte Hester traurig — „ach, das könnte sie nicht!"

Sie gingen durch eine niedrige Oeffnung in der Wand in einen Keller, in den nur durch eine Oeffnung in der Mauer Licht fiel; es war kein Fenster, war auch nie eins gewesen, sondern nur ein Loch nach der Straße. Blos durch dieses kam Luft in den Keller, aber auch Regen, Wind und Schnee drang ungehindert ein. Es war keine Feuerstelle da; die Wände waren schwarz vor Alter und schmutzig, der Fußboden, aus Lehm bestehend, war feucht und kalt; Möbel befanden sich keine in dem Raum, nur eine nackte Bettstelle mit einer alten Matratze stand in der Ecke.

(Fortsetzung folgt.)

Er ist mir ja so gut!

Eine Auswanderergeschichte.

In der —straße zu Berlin wohnte vor einigen Jahren zu ebener Erde Fräulein Bitterlich. Sie war die einzige hinterlassene Tochter eines wohlhabenden Mannes und lebte von den Zinsen ihres Vermögens; sie hatte jedoch schon die Jahre erreicht, wo man nothgedrungen die Gedanken an's Heirathen aufgibt. Daß dann die Rosen des Charakters abfallen und die Dornen zum Vorschein kommen, ist

bekannt. Ueberdies hätte Fräulein Bitterlich Unglück mit ihren Dienstmädchen; sie galt als die gütigste Herrschaft von der Welt und mußte gleichwohl erleben, daß in einer ganzen Reihe von Jahren die Mädchen sich von ihr wegverheiratheten.

Seit etwa einem Jahre diente bei ihr Gustchen Freimann, ein gutes, lustiges Ding, das jedoch, gleich den meisten Berliner Mädchen, für gewöhnlich „einen gottlosen Mund und ein gottvolles Herz" besaß. Fräulein Bitterlich empfand ein besonderes Wohlwollen für Guste und gab sich dem schmeichelhaften Gedanken hin, endlich eine Pflegerin für ihr Alter erobert zu haben. Sie ließ auch bisweilen, wenn Gustchen ihr des Morgens das Haar machte, Aeußerungen fallen, in denen Manche sich verheddert haben würde; denn eine Erbschaft, in noch so weiter Ferne gezeigt, äußert doch einige Anziehungskraft, — allein es muß Dinge geben, die für eine solche Springinsfeldin noch anziehender sind und von denen eine Bitterlich keine Vorstellung hat.

An einem lauwarmen Sommerabende blieb Guste mit dem Eimer doch gar zu lange an der Pumpe. Man kann allerdings da mit seines Gleichen reden, und Mädchengeschwätz ist unerschöpflich wie ein Brunnen; aber es stieg ein schrecklicher Verdacht in dem Herzen der Herrschaft auf — und dieser Verdacht sollte sich bestätigen. Das Fräulein lüftete die Fenstergardine ein wenig und sah — sah, wie ihr Gustchen dahergeschäkert kam und ein junger Mann ihr den Eimer trug. Sofort schwirrte auch, gleich einem scharfen Pfeile, der Ruf durch die Luft:

„Guste! Guste!"

Der Ton, in dem der Ruf erscholl, hatte für Gustchen etwas so schreckhaft Befremdendes, daß sie hastig den Eimer dem „barmherzigen Bruder" abnahm, sich dem Kusse desselben entwand und nach der Küche eilte. Athemlos langte sie dort an; aber kaum stand der Eimer auf seiner Bank, so hörte sie auch schon hinter sich die Stimme des Fräuleins:

„Wo bliebst Du so lange?"

„Auf 'ne Viertelstunde wird's wohl nicht ankommen, Fräulein!"

„Aber darauf, Guste, was man in der Viertelstunde treibt — hm?"

„Ich habe ein Achtel Wasser geholt, wie jeden Abend."

„Wer trug denn aber das Wasser?"

„Wer sich dazu erboten hat, Fräulein; — wenn's ihm Vergnügen macht, warum soll ich's ihm nicht gönnen?"

„Also Du findest auch Gefallen an einem Mannsbild?"

„Um Vergebung, Fräulein, kein Mannsbild, sondern ein Bild von einem Manne, Marqueur aus dem Hotel de Russie, wenn ich bitten darf!"

„Das hätte ich nicht gedacht, daß Du nach den Männern sähest —"

„Haben Sie nie nach den Mannsbildern gesehen? Ich weiß, was weibliche Bestimmung ist; ich werde so lange nach den Männern sehen, bis ich mir was ausersehen habe — ich will nicht vergebens als Frauenzimmer geboren seyn."

Mit diesen Worten machte sie einen kecken Knicks vor dem Fräulein und verschwand aus der Küche, in der die alte Jungfer in einer Stimmung zurückblieb, die viel zu interessant ist, um sie beschreiben zu können. Aber Auguste kannte ihre Herrschaft doch sehr gut; sie fühlte, daß sie sich bereits dem Styl jenes Generalsbedienten näherte: „Wir sind pensionirt" — und deßhalb hatte sie mit der Zunge scharf um sich geschlagen und war dann eiligst verschwunden, um ihre Karten nicht durch den Trumpf einer Kündigung, der ungeachtet der Unwahrscheinlichkeit doch möglich war, stechen zu lassen. — Bei ihrer Rückkehr in die Küche hatte sich Fräulein Bitterlich bereits murrend dahin verzogen, wo man nicht blos Fünfe, sondern Alles und sogar sich selber gerade seyn läßt. —

In den nächsten Tagen zeigte sich das Fräulein sehr zugeknöpft oder zugehakt, zugeschnürt — falls das beim schönen Geschlecht schöner klingt —, Auguste erblickte stets ein zugefrorenes Gesicht und mußte die Worte sich löffel- und stundenweis zubissern lassen, gleich einem Kranken. — Nach Verlauf einer Woche wurde ihr, die sehr mittheilsam war, diese Blokade unerträglich, und sie hatte sich schon vorgenommen, falls nach drei Tagen kein Thauwetter eintreten sollte, lieber selber klein beizugeben, als das Fräulein eines Morgens sehr gesprächig aufstand und beim Haarmachen folgende Unterhaltung begann:

„Aber sag' 'mal, Gustchen — ich kann es nicht begreifen, wie Du Dich an eine Mannsperson wegwerfen und solchen Menschen merken lassen kannst, daß Du ihn gern siehst."

„Das weiß ich nicht Fräulein; das kommt wie ein Platzregen — das ist so ein Gefühl — das —"

„Ach was! dumm Zeug, Guste — Gefühl! Hast Du keine Vernunft? — Was ist so eine Mannsperson? Ein lügnerisches, betrügerisches Ding, zu dem man sich gar nicht herablassen sollte, es anzusehen."

„Ja, Fräulein, wer kann dafür? Man sieht doch sonst nach Allem, was einem gefällt; warum denn hier nicht?"

„So? O du unerfahrenes Ding! Wenn Du auf der Straße Hunger bekommst, greifst Du nach dem ersten besten Schinken, der draußen hängt?"

„Ach, das ist ja 'ne ganz andere Geschichte, Fräulein!"

„Nein, nein! Du siehst, daß ein vernünftiger Mensch

immer zu überlegen hat, ob es ihm zuträglich ist, was ihm gefällt."

„Hahaha! warum soll mir ein Schinken nicht zuträglich seyn?"

„Aber — gesetzt, Du wärst krank und dürftest ihn nicht essen — gesetzt, es wäre Gift darin? — Man muß untersuchen, überlegen, Gustchen."

„Ueberlegen? Die Liebe überlegt nicht! Nein, ich fühl's, das geht gar nicht; und wenn Detlev wirklich einen Fehler hätte, ich würde ihn doch lieben."

„Unglückliche, so weit bist Du schon? — Einen Fehler, sagst Du? Hat das einen Fehler, was gar nichts taugt? — Siehst Du, man sagt immer, Adam sey von Eva verführt worden; das ist eine schändliche Lüge. Er hatte Lust auf den Apfel und darum führte er die Eva hin unter den Baum, damit er sagen könnte, er sey verführt worden. Es ist abscheulich, liebes Kind, und so sind die Männer noch heute. Sie lügen und betrügen und verführen, und man hat volles Recht, wenn man sie darin das starke Geschlecht nennt! Wie viele verführte arme Mädchen sind um ihre Ehre gekommen durch diese Ruchlosen! Wie viele bethörte Mädchen haben sich in der Spree oder auf der Eisenbahn das Leben genommen! Wie viele haben sich schwindsüchtig ins Grab gehärmt! Ganze Familien haben diese Verworfenen unglücklich gemacht, ganze Häuser zerstört, ganze Geschlechter in Schande gestürzt —"

„Mein Gott, Fräulein, das ist schrecklich! da bricht einem ja der Angstschweiß aus!"

„Freilich, Mädchen, das ist entsetzlich; aber es wird Dich zur Vernunft bringen, weil es wahr ist und alle Tage geschieht."

„Aber er ist mir doch so gut — so seelengut; er kann nicht leben, wenn er mich nicht sieht, und nicht schlafen, wenn ich 'mal zufällig nicht 'nausgekommen."

„Na, ich höre schon, Du bist auch in den Stricken des Satans gefangen! Lieben, gut seyn — Dummheit! Wer sagt Dir denn, daß er Dich liebt und Dir gut ist? Er selber, nicht wahr?"

„Nun freilich, wer denn, Fräulein?"

„'S ist lächerlich, daß Du so etwas glauben kannst; — diese Geschöpfe sollen lieben? Mädchen, was bist Du noch zurück! Die Mannsbilder lieben uns wie eine Cigarre, das heißt, sie rauchen sie, so weit sie ihnen gut schmeckt, dann wird sie weggeworfen — nicht wahr?"

„O, das thut Detlev nicht — nein, Fräulein, das thut er nicht!"

„Freilich, Du hast den unter Millionen gefischt, der eine Frau werth ist! — Abscheulich!" Damit sprang das Fräulein auf und riß der Haarkünstlerin den noch nicht fertigen Zopf aus der Hand, stellte sich vor den Spiegel und begann selbst ihn zu flechten.

„Liebes Fräulein," schmeichelte Gustchen, „lassen Sie mich doch das Nest fertig machen!"

„Marsch in Deine Küche, daß die Kaffeemilch nicht ins Feuer läuft!" wurde sie angefahren — „ich habe auch flechten und nesseln gelernt!" Und damit war's für diesmal vorbei.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

(Mittel zur Entdeckung von Baumwolle in der Leinwand.) Der häufige Betrug, welcher in neuerer Zeit durch Beimischung von Baumwollenfäden zwischen die Leinwand verübt wurde und zu Marktschreiereien mit „beispiellos billigen" Leinwaaren Veranlassung gab, hat zur Entdeckung eines einfachen und sichern Mittels geführt, durch welches man sich in wenigen Minuten überzeugen kann, ob in einem Gewebe Baumwolle befindlich ist, oder ob man rein Leinen vor sich hat. Man wascht nämlich aus einem Stückchen der zu prüfenden Leinwand die Appretur in warmem Seifenwasser rein aus, und nachdem es an der Luft oder durch Wärme getrocknet wurde, legt man es ungefähr zwei Minuten in concentrirte Schwefelsäure — wozu man das erforderliche Quantum in jeder Apotheke für einige Pfennige erhält — und wenn dies geschehen, drückt man zwischen doppeltem Löschpapier die klebrige Schwefelsäure behutsam ab. Die baumwollenen Fäden werden durch die Schwefelsäure zerstört, während die Leinenfäden unversehrt zurückbleiben, wenigstens ihre weiße Farbe behalten, sobald sie von der Schwefelsäure wieder gereinigt sind. Daß auch die Leinwand durch diese ätzende Säure die Haltbarkeit verliert, versteht sich von selbst. Die Wirkung, welche dadurch auf die Baumwolle im Vergleich zur Leinwand hervorgebracht wird, ist aber so bedeutend und so verschieden, daß man den Unterschied sofort gewahr wird und das Vorhandenseyn von Baumwolle nicht verkennen wird.

Es sey hier erwähnt, daß dieser Tage in Köln ein Mann, der ein Gewebe der oben bezeichneten Art als ächte Leinwand verkaufte, zu 1 Monat Gefängniß, 50 Thlr. Geldbuße und zum Verlust der bürgerlichen Rechte für den Zeitraum von einem Jahre verurtheilt wurde. Die Sachverständigen sprachen sich dahin aus, daß die Mischung mit dem unbewaffneten Auge gar nicht und vermittelst des Mikroskops kaum zu unterscheiden sey.

Redaktion, Druck und Verlag von G. Ritter in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

Nro. 84. Freitag, 15. Juli 1853.

Hester.

(Fortsetzung.)

Aus dem Winkel des Kellers ließ sich eine Stimme hören, als der Fremde mit dem Mädchen eingetreten war:

„O, Gott sey Dank! ich glaubte, daß ich nie mehr Jemanden sehen würde."

Dann folgte ein tiefes Stöhnen.

„Mutter, Mutter, hier ist ein guter Herr!" rief Hester — „er hat mir einen Sixpence gegeben und noch zwei große Kuchen — sieh' hier, liebe Mutter, iß!"

Die Frau streckte ihre magere, abgezehrte Hand aus, nahm einen der Kuchen und blickte ihn mit gierigem Auge an; dann schüttelte sie den Kopf, und in Thränen ausbrechend murmelte sie:

„Ich kann jetzt nicht essen."

„O Mama!" sagte die Kleine, mit der Mutter seufzend; sie konnte nicht begreifen, weßhalb dieselbe nicht essen könne.

„Guter Gott, sie stirbt!" sagte der Unbekannte mit heftiger Erregung, und in demselben Augenblick lag er auf seinen Knieen vor der Bettstelle. „Meine gute Frau, sagen Sie mir, was ich thun kann. Wohnt hier Niemand, den ich rufen kann? Ist kein Arzt hier? Versuchen Sie sich aufzurichten! Hester, liebes Kind, thu' was Du kannst für Deine Mutter!"

Die Frau schlug ihre Augen auf mit einem Erstaunen, mit einem Blick, wie ihn nur Die thun können, die in der ganzen weiten Welt keinen Freund haben.

„Gott segne Sie!" sagte sie mit zitternder Stimme, dann wandte sie den Kopf weg.

„Hester, weißt Du einen Arzt zu finden?" fragte der Herr eilig.

„Nein, nein! ich brauche keinen!" stöhnte die Frau — „er würde nichts mehr für mich thun können."

„Ein wenig Wein!" rief der Herr — „das ist's! Hester, hier ist Geld, geh' und hol' eine Flasche Wein — schnell, schnell! — O Gott, hilf uns! Gott, vergib uns!" rief er mit gefalteten Händen.

Die Augen der Sterbenden waren wieder auf ihn gewendet.

„Hester wußte nicht, daß es schon so bald kommen würde," sagte sie schwach; „ich verbarg es ihr, ich hoffte, daß ich heute oder den nächsten Tag sterben würde, wenn sie aus wäre; — aber ich wußte es nicht, wie schwer, wie schrecklich es ist, allein zu sterben; ich dachte mir nicht, daß nach Allem, was ich schon erduldet, das Ende noch so schlimm seyn könnte."

Es war etwas so Mattes in ihrer Stimme, als ob der Hunger jedes Gefühl ertödtet hätte, selbst jetzt in ihrer Todesstunde.

„Es ist vielleicht noch nicht zu spät," sagte der Unbekannte und nahm die abgemagerte Hand der Frau in die seinige, so zärtlich, als wenn sie Einer gehörte, die er liebte; „aber liegen Sie ruhig, bis Hester kommt — still — liegen Sie ganz ruhig!"

Es war eine Frau von zartem Ansehen, mit regelmäßigen Zügen und großen blauen Augen; — das Gesicht war durch Sorge, Leiden und Hunger so abgezehrt, daß nur geringe Spuren von Schönheit übrig waren. Hester war ihr sehr ähnlich; aber der Hunger hatte auch dem Kinde die Schönheit geraubt und die Züge des kleinen Gesichts scharf gemacht.

„Da bist Du Hester; nun, hast Du die Sache? Kind, weine doch nicht so! — Nun, gute Frau, richten Sie den Kopf auf — vorsichtig — können Sie ein wenig niederschlucken? — Hester, leg' ihr den Kopf zurecht — nein, warte einen Augenblick," — er zog seinen Ueberrock aus — „hier, leg' ihr den unter den Kopf."

„Liebe Mutter, ist Dir jetzt besser?" flüsterte Hester, zitternd vor Angst. „Kannst Du nun nicht ein wenig essen? Versuch' es, liebe Mutter, versuch' es!" — Aber diese schüttelte mit dem Kopf und schob den Kuchen bei Seite. Dann plötzlich, als die Kleine

sich über sie beugte, streckte sie ihre Arme aus, drückte das Kind leidenschaftlich an ihre Brust und rief unter bittern Thränen:

„Hester, mein liebes, liebes Kind!"

„Liebe Mutter!" war Alles, was das weinende Kind sagen konnte, indem es an ihr hing.

An ihrer Seite knieend versuchte der Unbekannte sie zu trösten und zu besänftigen; und als die Frau noch heftig weinte, bat er sie, ruhig zu seyn. Aber bei diesem Worte wandte sie sich plötzlich mit solcher Kraft zu ihm, daß er unwillkürlich zurückfuhr.

„Ruhig!" rief sie — „wer sind Sie, daß Sie mich ruhig seyn heißen? — Meinen Sie, weil ich hier liege und den Hungertod sterbe, weil Gram, Leiden, Elend mich Jahre lang niedergedrückt und mich langsam zu Tode gemartert haben? Weil ich keine Nahrung, kein Geld, keine Freunde habe — meinen Sie, ich hätte darum nicht das Gefühl, das Herz eines Weibes? — Was können Sie wissen von meiner Qual, Sie, der Sie gewiß im Wohlstande sind? — Ach! ich war es einst auch — ich weiß, was die Reichen für uns fühlen!" — Sie lächelte mit Bitterkeit. — „Sehen Sie hier, sehen Sie dieses Kind an — es ist das Einzige, was ich besitze auf der Welt, was ich seit Jahren besessen habe — ich habe gelebt, gekämpft, gelitten für sie; ich habe Alles für sie gethan, nur keine Sünde — sie war es, die mich von der Sünde zurückhielt — und nun ich sterben muß, was soll da aus ihr werden? — Wollen Sie mich noch ruhig seyn heißen? Ich sage Ihnen: wenn Sie mein Kind, mein theures Kind, das einzige Wesen, welches ich liebe, nähmen und es vor meinen Augen tödteten, ich würde Ihnen beinahe danken. — Sie erschrecken vor mir? Warum gaben Sie mir von Ihrem Wein, um mich aufzuregen? Ich hatte kaum noch Kraft genug, zu sprechen, als Sie kamen. Es wäre jetzt Alles vorbei gewesen! — Hatte ich nicht genug gelitten? Hätte man mich nicht können ruhig sterben lassen? — O Hester, mein Kind!" rief sie dann plötzlich mit weicherer Stimme und streckte die Arme nach ihr aus — „mein Liebling, komm' her zu mir! Ich sprach wilde Worte, vergiß sie; ich bin krank, umarme mich — fest, fest! Segen komme über Dich, mein geliebtes Kind!"

Wieder hingen sie an einander, und das aufgeregte Gesicht der Mutter war voll Liebe, die brennenden Augen mit Thränen gefüllt. Stille herrschte in dem Raume, nur durch ihre Seufzer unterbrochen, und auch diese wurden schwächer, denn die augenblickliche Kraft der Frau sank wieder und ihr Leben war am Hinschwinden.

Da, in dieser Stille, sprach der Unbekannte, sich über sie beugend, langsam und feierlich, daß sie seine Worte vernehmen konnte:

„Hören Sie mich, damit Sie denn ruhig sterben können. So wahr ich hier vor Gottes Angesicht kniee, verspreche ich, daß ich Ihre kleine Tochter zu mir in mein Haus nehmen will, daß sie bei mir leben und wie mein eigenes Kind seyn soll. Mit Gottes Hilfe soll sie nie mehr Hunger und Armuth kennen. Willigen Sie darein?"

Mit fast wilder Freude blickte sie ihn an, halb glaubend, halb zweifelnd. Mit einer letzten Kraftanstrengung ergriff sie seinen Arm und sagte:

„Sie spotten meiner nicht?"

„Gott soll mich davor bewahren!" rief der Unbekannte.

Sie heftete ihre Augen auf ihn, und dann war es, als ob ein Strahl himmlischen Lichtes auf sie gefallen wäre. Ihre Freude, ihre Dankbarkeit, sie konnte sie nicht aussprechen — von Neuem brach sie in Thränen aus.

„Ja, es gibt einen Gott!" murmelte sie und bedeckte ihr Gesicht wie vor Scham und Reue.

„Einen Gott, der die Thränen der Betenden, der Unglücklichen und Kummerbeladenen sieht," bestätigte der Unbekannte. „Glauben Sie an ihn?"

„Ich glaube!" hauchte sie, ihre schwachen Hände faltend. „O Gott, vergib mir!"

„Mutter!" rief Hester und legte ihre Hand auf ihre Brust.

„O mein Kind, bete für mich — ich habe gesündigt — — Gott — sey mir gnädig!"

Nach diesen letzten Worten noch ein tiefer Seufzer, und die Seele war entschwunden — ein leidender Geist war der irdischen Bande ledig und zu seiner Ruhe eingegangen.

(Fortsetzung folgt.)

Er ist mir ja so gut!

(Fortsetzung.)

Dem Morgen, der mit Sonnenschein begonnen, folgte ein sehr schwüler Tag, und es schien fast, als wäre Fräulein Bitterlich noch bitterlicher geworden, denn sie warf die Stühle, Teller, Messer, Löffel u. s. w. mit solcher Heftigkeit herum, als ob diese ganz allein schuld daran seyen, daß Gustchen Freimann heirathen wollte. Diese war dagegen möglichst freundlich und weinte sich dafür in der Küche satt. Den Nachmittags-Kaffee schob das Fräulein mit der Behauptung zurück, er schmecke wie Wasser, und kochte sich zu Gustchens bitterem Verdrusse selbst ein Täßchen auf ihrer Maschine. Und war es nicht auch wirklich zum Verzweifeln? Sie wollte dem blutarmen Mädchen eine Erbschaft aufdringen, von der man leben konn, und die Thörin wollte durchaus einen Mann haben, der noch nichts zu leben hat.

Für Gustchen war aus dem Sommer- ein Polartag geworden. Doch endlich kam die Nacht und ihre Herrin ging zu Bett. Sie schlüpfte vor die Thür hinaus, wo zwei zärtliche Arme sie umfingen und bald in traulichem Flüstern ein Austausch von Gedanken und Gefühlen begann, der für Liebende höchst wonnevoll, für jeden Andern jedoch höchst langweilig ist. Natürlich durfte dem Liebsten das am Morgen stattgehabte interessante Gespräch nicht vorenthalten werden.

Detlev wollte sich fast todt lachen über das „alte Thier“, wie er das Fräulein äußerst delikat benamte.

„Sie muß 'mal unglücklich geliebt haben,“ meinte Gustchen, „daß sie gar so sehr aufgebracht ist über alle Männer.“

„Du irrst,“ versetzte Detlev, „die alte Jungfer ist neidisch auf Dich, weil Du die Aussicht hast, Das zu erhalten, womit sie fehl gegangen ist.“

„Aber sie schilt doch ganz grauenhaft auf euch Alle!“

„Ja, der Fuchs sagte auch, die Trauben wären sauer, weil sie ihm zu hoch hingen.“

Glückliche Zeit, wo der Druck einer lieben Hand allen Druck, unter dem man seufzt, zauberkräftig aufhebt und ein Kuß alle Klagen verschlingt, die ein Mund auszusprechen haben mag! Glückliche Jugend, wo der Glaube an einen Menschen stark genug ist, um alle Gründe, die gegen ihn sprechen, siegreich niederzuschlagen! — Mit einem leichten Seufzer rann die letzte Erinnerung an das Gewitter des Morgens aus Gustchens Seele, und mit einem Himmel voll Sterne im Herzen ging sie zu Bette.

Einige Tage that das Fräulein sehr gleichgiltig und Auguste hütete sich sorgfältig, die verhängnißvolle Angelegenheit zu erwähnen. Aber wie das oft geschieht, daß zwei Menschen ängstlich sich hüten, einander auf einem Dornbusche zu begegnen, und dafür andern Orts mit den Köpfen desto derber an einander stoßen, so auch hier.

Beim Abräumen des Mittagstisches bemerkte das Fräulein zu ihrem großen Aerger, daß der Marqueur sie wieder überholt habe. Auguste trug nämlich einen Ring am Finger, den man nicht Messing oder Bronce schelten durfte, und die Vorstellung, was da geschehen seyn mußte, setzte ihr Blut in eine stürmische Bewegung. Ein Dienstmädchen, das wußte sie, ladet keine glänzende Gesellschaft zu ihrer Verlobung — man macht das auf offener Straße ab, höchstens in Gegenwart des Mondes und der Sterne, bei denen man den doppelten Vortheil hat, einmal, daß sie höherer Abkunft sind, als die Vornehmsten auf Erden, und dann, daß sie nichts verzehren.

Auguste hatte die Aufmerksamkeit ihrer Herrin auf den Ring wohl bemerkt und gerieth in starke Versuchung, das Aergerniß in die Tasche zu stecken; doch ihr mädchenhafter Trotz empörte sich gegen den Einfall und dann sagte sie halblaut: „Nein, ich will Detlev nicht verleugnen!“

Den ganzen Nachmittag über bemerkte sie, daß ihr Fräulein kein Auge von dem Ringe verwandte, und sie vermuthete, das Metall würde einen Donnerschlag auf sie herablenken. Doch der Tag ging vorüber und leichtern Herzens deckte sie dem Fräulein das Bett auf, um dann „gute Nacht“ zu sagen, als die Gefürchtete das Gebetbuch bei Seite legte und anhob:

„So weit also seyd ihr schon gekommen? Es ist doch schrecklich, zu sehen, wie Menschen in ihr Unglück rennen!“

„Aber, Fräulein —“

„Meinst Du, ich habe den Ring nicht gesehen? Soll ich gleichgiltig dabei seyn, wenn ich nun die Ueberzeugung habe, daß es ihm gelungen mit seiner Heuchelei?“

„Er hat es mir zugeschworen und mit schwerem Eide betheuert, daß er keine Andere —“

„Betrügen will, als Dich, Du Unbesonnene — einen andern Sinn hat sein Schwur gar nicht; denn wenn der Höchste jeden Meineid an einem armen Mädchen begangen mit seinen Blitzen rächen wollte, so wären wir Andern alle sicher, nicht vom Blitze erschlagen zu werden, und der liebe Gott hätte das ganze Jahr mit seinem Rächeramt zu thun.“

„Aber, Fräulein, wenn Sie ihn kennten — er ist mir doch so gut!“

„Ja, das glaubst Du, ich glaube es nicht. Weißt Du, worauf er's abgesehen hat? Er hat gemerkt, daß ich Dir mehr gut bin, als nöthig wäre, darauf rechnet er. Er hat's von Dir gewiß weg, daß Du ein Sparkassebuch hast und Dir etwas geschafft in meinem Dienste; das liebt er, Dich nicht. Freilich, er wird Dich heirathen, falls Du wirklich so thöricht bist, ihn zu nehmen; aber nur, um sich auf Deine Kosten einen guten Tag zu machen. Und hat er Deine Sparpfennige verthan, versoffen, und sein Geschäft wirft nicht so viel ab, um sein liederliches Leben fortzusetzen, so wird er Dich prügeln und mißhandeln, und sobald er die Gelegenheit dazu ersieht, Dich mit Deinen Kindern sitzen lassen. Du wirst in ein Elend gerathen, wovon Du keine Vorstellung hast, und ich sehe für euch kein anderes Ende, als das Arbeitshaus oder gar das Zuchthaus.“

„Aber, Fräulein, da stehen einem ja die Haare zu Berge!“

„Schweig' still, Du leichtfertiges Ding! Ich weiß, daß es so kommt, und Du wirst es sehen, wenn es zu spät ist. Denn jetzt sorgen die Männer nicht erst für ein Geschäft, was sie nährt — nein! sie machen es sich bequemer, sie hängen sich an eine Schürze,

bei der sie einiges Geld vermuthen; sie suchen sich eine Frau, die für sie arbeitet, während sie spazieren gehen — ich bisse mir einen Finger ab, ehe ich so einen Menschen nähme! Und es könnte mir Dein Schicksal ganz gleichgiltig seyn, wenn Du mir gleichgiltig wärst; aber ich habe Dich gehalten wie eine Mutter ihr Kind, und ich hatte noch Besseres mit Dir im Sinne, wenn's Dir nicht gar zu sehr pressirt hätte, einen Mann am Halse zu haben. Aber freilich, ein solcher Liederjahn ist mehr wie ich, und auf dem Fußboden sitzt sich's bequemer, als auf Stuhl und Sopha! 'Runterkommen mußt Du erst, daß es eine Schande ist, dann werden Dir die Augen aufgehen, von welcher Kette Dein Ring das erste Glied gewesen ist!"

Der Strom der Rede hatte sich früher so lange aufstauen müssen, daß er sich nun so heftig und in solchen Wassern ergoß, daß er Alles mit sich fortnahm. Gustchen hatte deßhalb darauf verzichtet, auch nur einen Athemzug zu einem ferneren Einwande zu benutzen, und der Inhalt, so weit er ihr Verhältniß zur Herrin betraf, hatte sie bis zu Thränen ergriffen. Als das Fräulein bemerkte, wie Jene mit der Schürze die Augen sich trocknete, brach sie ab und hieß sie zu Bette gehen mit der Mahnung, in ihrem Abendgebet eine so wichtige Sache ja nicht zu vergessen.

Diesmal war allerdings die Gardinenpredigt des Fräuleins nicht ohne Wirkung geblieben. Mit der leisen, aber schmerzlichen Ahnung, daß möglicher Weise die schlimme Prophezeiung doch wahr werden könnte, allein unfähig, ihrer Neigung zu gebieten, sank Gustchen diesen Abend an Detlev's Brust, und er hatte viele Mühe, sie zu trösten und ihren Glauben wieder aufzurichten, der durch die Beredsamkeit ihrer Herrin gefährlich unterwühlt worden war. Sie sah ihm wiederholt ins Gesicht und in die Augen, die immer einen unwiderstehlichen Zauber auf ihr Herz geübt, und sagte seufzend:

„Ach, Detlev, wenn Du mich betrügen könntest, das würde Dir keinen Segen bringen!"

Dann erneuerte er zum hundertsten Male seine Schwüre, die zwischen Nase und Kinn zum ebensovielsten Male besiegelt wurden, und Gustchen ließ sich beruhigen. Sie hatte ihm eigentlich noch sagen wollen, daß sie ihr ganzes Glück beim Fräulein ihm aus Liebe zum Opfer bringe; aber die Besorgniß, den Herzallerliebsten zu kränken, ließ diesen Vorwurf nicht über ihre Lippen kommen.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

(Das Serail Abdul=Medschids.) Der Sultan hat, nach dem Gebrauche des kaiserlichen Hauses, sieben Frauen. Jede dieser Sieben hat zu ihrer Bedienung hundert Odalisken, die alle dem Sultan zu Gebote stehen, ohne daß ihre Herrin deßhalb sich beleidigt fühlte. Der Besuch des Serails ist jedem Europäer streng verboten; nur gegen Lösung eines Fermans, der 200 Fr. kostet, wird man zugelassen. Der Vereinigungspunkt der Odalisken ist eine große Rotunde, nach Art des römischen Pantheon erbaut, an deren Seitenwänden die Zugangsthüren zu den Behausungen einzelner Odalisken sich befinden. Die Odalisken dürfen, wie alle moslemitischen Weiber, ausgehen; sonderbarer Weise schmücken sie sich aber nur zu Hause und legen, wenn sie die Wohnung verlassen, allen Schmuck ab. Die Zeit im Serail wird im süßen Nichtsthun verschleudert. Der Sultan hat eine Tänzerin des Peratheaters engagirt, die den Odalisken Unterricht im Tanzen gibt. Im Uebrigen ist das Leben im Serail sehr einförmig und wird nur durch Festlichkeiten, die aus Anlaß der Geburt eines Descendenten des Padischah gefeiert werden, unterbrochen. Der Sultan hat nur weibliche Bedienung; Weiber kleiden ihn an, Weiber reichen ihm den Tschibuk, Weiber serviren bei Tische, tragen den Kaffee auf, kurz, verrichten Alles, dessen der Padischah bedarf. Was die Sage anbelangt, daß der Sultan nach den Odalisken, denen er einen Vorzug gebe, das Schnupftuch werfe, ist völlig aus der Luft gegriffen. Er läßt seinen Willen durch Uebersendung von Geschenken erkennen. Ueberträger solcher Liebesbotschaft ist Becim=Agha, der Chef der Eunuchen, der den Titel Kislar=Agha, d. h. „Hauptmann der Mädchen", hat.

In Grenoble, dessen Handschuhe im Handel berühmt sind, haben zwei Fabrikanten Maschinen erfunden, um auf mechanischem Wege Handschuhe zu nähen. Die Ergebnisse sollen in jeder Beziehung vollkommen seyn; eine solche Maschine liefert täglich 15 Paar und ist gar nicht kostspielig. Die geschickteste Arbeiterin kann höchstens 4 Paar täglich nähen.

In Bellinzona wurde am 27. v. M. ein Zwillingspaar, zweierlei Geschlechts, geboren, das fest aneinander gewachsen war, aber zwei Köpfe, vier Arme und vier Beine hatte. Es starb bald nach der Geburt. Die Eltern überließen es dem großen Krankenhause in Novara für dessen anatomisches Cabinet.

Redaktion, Druck und Verlag von G. Ritter in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

Nro. 85. Sonntag, 17. Juli 1853.

Hester.

(Fortsetzung.)

2.

Ueber die Lebensgeschichte der unglücklichen Frau, die so traurig geendet, war wenig zu erfahren.

Mr. Thurnell — so hieß der neue Freund unserer kleinen Hester — stellte alle möglichen Nachforschungen an; aber er erfuhr nichts weiter, als daß sie sich Mrs. Ingram genannt. Woher sie stamme, wo sie vor ihrem Aufenthalt in dieser elenden Wohnung gelebt, war er nicht im Stande zu erkunden. Während der zwei Jahre, die sie dort gewohnt, war sie immer sehr arm gewesen, erzählte die Frau des Hauses; es war gegen das Ende immer schlimmer geworden, ein Stück nach dem andern von dem kleinen Hausrathe des finstern Kellers war verkauft worden; manchmal waren sie mehrere Tage ohne alle Nahrungsmittel gewesen.

Hester selbst hatte einige schwache Erinnerungen, daß sie einst in einem großen Hause gelebt, daß sie Jemanden „Papa" genannt habe, der aber nie freundlich gegen sie und ihre Mutter gewesen wäre. Sie meinte, daß Alle im Hause sehr unglücklich gewesen, auch daß in demselben oft große Verwirrung geherrscht habe; in einer Nacht — die Erinnerung war ihr wie ein Traum — sey ihre Mutter bitterlich weinend gekommen, habe sie in leidenschaftlicher Hast aus dem Bette genommen und sie auf den Armen auf die dunkele Straße getragen. Seit dieser Nacht glaubte sie ihren Vater nie wieder gesehen zu haben, noch das Haus, in dem sie gewohnt hatte; aber sie und ihre Mutter wären immer ärmer geworden, bis sie zuletzt hierher gekommen. Wie lange sie so gewandert, wußte sie nicht, aber es schien ihr eine sehr lange Zeit.

Und das war Alles, was Mr. Thurnell über das Kind, das er angenommen, in Erfahrung bringen konnte.

* * *

Die Sonne schien hell, die Luft war milde und warm an einem Aprilmorgen, als die kleine Lily Thurnell am Gartenthore stand und auf ihres Vaters Heimkunft wartete. Es war ein ländliches Thor aus ineinandergefügten Aesten, durch die sie nach der Landstraße hinaussah. Lily war ein kleines Mädchen von noch nicht sechs Jahren. Bald steckte sie ihr Köpfchen durch die Gartenthür, bald lief sie die langen Gänge in dem großen alten Garten hindurch, indem der Wind mit ihren goldenen Locken spielte, und sang muntere Liederchen. So brachte sie wohl eine Stunde dieses schönen Morgens hin, ehe ihr Vater ankam.

Endlich hörte sie in der Ferne einen Wagen fahren, flog zum Hause und rief laut, daß Jemand das Thor öffnen sollte; nun stand sie da, freudig in die Hände klatschend, als ihr Vater abstieg.

„Nun, mein kleiner Engel, wartest Du schon auf uns?" rief Mr. Thurnell, und in einem Nu war er vom Wagen herab und hob seine Lily auf den Armen hoch in die Höhe. Da gab's herzliche Küsse, heiteres Lachen, frohe kindliche Worte der Bewillkommnung. Und schon wollte das Töchterchen recht weitläufig Alles erzählen, was sich während des Vaters Abwesenheit ereignet, als dieser lächelnd sagte:

„Wart' ein wenig, Lily, wir wollen das Alles gleich hören, aber erst ist noch etwas Anderes zu thun. Weißt Du, daß ich Dir eine kleine Freundin mitgebracht habe? Liebe Hester, gib mir Deine Hand. Da, Lily, stell' Dich auf den Wagentritt. So ist's recht. Nun, liebe Kinder, küßt Euch!"

Aber Lily stand auf dem Wagentritt sehr blöde, und Hester im Wagen wurde hochroth und schlug furchtsam die Augen nieder.

„Nun, was ist das? Könnt Ihr Euch einander nicht ansehen? Lily, führ' Dich artig auf — ei, Lily, ich muß mich ja Deiner schämen!"

Da füllten sich der armen Lily Augen mit Thränen; doch glücklicher Weise hatte der Verweis auf Hester bessere Wirkung: sie sah Mr. Thurnell an,

dann Lily, näherte sich dieser und nahm ihre beiden Hände in die ihrigen.

„Das ist recht, Hester! Du bist ein artiges Mädchen!" sagte Mr. Thurnell.

Hierauf kniete Hester im Wagen nieder, denn Lily, auf dem Wagentritt stehend, war viel kleiner als sie, gab ihr schnell einen Kuß auf ihre zarten Wangen und flüsterte in vertraulichem Tone:

„Schwester Lily!"

Endlich blickte Lily auf, und so wie sie Hester ansah, war alle ihre Scheu verschwunden: sie schlug die Aermchen um ihren Nacken und bedeckte ihre blassen Wangen mit Küssen. Dann gingen sie Hand in Hand in das Haus, und von dem Tage, von der Stunde liebten sie einander.

* * *

Lily Thurnell war ein so munteres, fröhliches kleines Wesen, daß es schien, als ob Traurigkeit und Kummer nicht in ihrer Nähe seyn könnten. So traurig Hester war, als sie zuerst in ihr neues Haus kam, in der Erinnerung an ihre Mutter und an ihr bisheriges unglückliches Leben, so kam doch bald ein neues Gefühl der Freude in sie und gab dem halb erstorbenen Herzen neue Wärme, neues Leben; allmälig röthete sich die hohle, bleiche Wange wieder, der Blick ward wieder heller, hoffnungsvoller, der matte Gang rasch und elastisch. Ach, sie hatte so lange gelitten, beinahe ohne es zu wissen, sie hatte so lange ohne Freude und Hoffnung gelebt, daß sie allmälig an dieses elende Leben gewöhnt war und sich einen Wechsel desselben nicht gedacht, ja ihn nicht einmal gewünscht hatte! Jetzt endlich in dieser neuen Wärme begann das Eis zu schmelzen, das träge Blut rascher zu kreisen — Gefühle und Hoffnungen belebten sie wieder. Sie war wie Eine, die blind gewesen und ihr Gesicht wieder erhalten hatte; und blind war sie in der That gewesen, da sie in der tiefsten Dunkelheit gelebt, ohne von all der Schönheit der Welt etwas gekannt und gesehen zu haben.

Hester, obgleich sehr zufrieden in dieser neuen und freundlichen Häuslichkeit, war doch nicht ganz so glücklich wie Lily, denn diese schien nur im Sonnenlicht der Freude zu leben, ein Wesen, das von Traurigkeit nichts wußte; Hester aber konnte doch nie vergessen, wie ihr Leben einst gewesen, und so war sie nicht so heiter und zu steter Fröhlichkeit geneigt, wie Lily, sondern hatte einen mehr ernsten und ruhigen Blick, unähnlich dem steten Sonnenschein auf Lily's Angesicht. Um Lily's Rosenlippen war immer ein Lächeln, eine ganze Welt von heitern Gedanken strahlte aus ihren dunkelblauen Augen; ihr Gang war, als wenn sie immer eine verborgene Musik hörte, jede ihrer Bewegungen war voll Anmuth; wenn man sie auch nur schweigend ansah, konnte man ganz in ihrem Herzen lesen.

Mit bleicher Wange, Thränen in den Augen und mit zitternden Lippen hörte sie jede vorkommende Erzählung von Armuth und Elend, als ob alle Armen und Kummerbeladenen ihre Freunde wären. Oftmals, wenn sie einem dürftigen Kinde mit eingefallenen und hohlen Augen und Wangen begegnete, brach ihr Mitgefühl so stürmisch hervor, daß sie es umarmte und so bitter seufzte, als ob sie selbst die Leidende wäre; dann sprach sie einem solchen Kinde Worte des Trostes zu und gab ihm, was sie hatte und geben konnte.

An Jahren zunehmend behielt sie den ernsten Blick in ihren schönen Augen und ebenso den Zug des Ernstes in ihrer Miene, besonders wenn sie allein war. War es doch auch natürlich, daß sie gedankenvoller wurde, je mehr sie der Kindheit entwuchs. Gar oft dachte sie an ihren Vater, den sie nicht kannte, und trug eine Sehnsucht in sich, von ihm zu hören; noch öfter dachte sie an ihrer Mutter Leiden und Tod. Schwer drückte es sie, daß sie Niemanden hatte, der ihr Liebe schuldete. Zwar war Mr. Thurnell gegen sie wie ein Vater, Lily wie eine Schwester, und sie liebte Beide ebenso; aber in mancher stillen Stunde kam doch eine unwiderstehliche Sehnsucht über sie, Jemanden von ihren wirklichen Verwandten zu kennen, und obschon sie nach ihren frühesten Erinnerungen ihren Vater für hart und grausam halten mußte, so verlangte ihr liebendes Herz dennoch nach ihm.

Dies war der einzige Kummer, den sie hatte, und sie bewahrte ihn als Geheimniß in ihrem Innern. Vielleicht war er indeß dem beobachtenden Auge Thurnell's nicht verborgen; aber wenn er ihn sah, so entging ihm dabei auch nicht, daß sie ihn zu verbergen strebte, und er ließ es sie daher nicht merken, daß er denselben kannte. Er war sehr freundlich gegen sie, wie er es gegen Alle war, denn in seiner Brust schlug ein warmes, wahrhaft edles Herz. Er behandelte Hester wie sein eigenes Kind und liebte sie auch fast wie sein eigenes Kind; sie aber erwiederte seine Liebe warm, herzlich und mit unaussprechlicher Dankbarkeit für Alles, was er für sie gethan.

Anfangs drückte dieses Gefühl der Dankbarkeit sie fast nieder; sie hatte einige Male versucht, ihm ihren Dank auszusprechen, aber der Gedanke an Das, wovon er sie errettet, bewegte sie so tief, daß statt der Worte nur Thränen hervorkamen. Er verstand sie jedoch recht gut und bemühte sich, es ihr fühlbar zu machen, daß sie ihn überreich belohne durch ihre Liebe.

Und so war es auch, denn so wie Hester aufwuchs, ward sie der gute Engel des Hauses. Lily

besaß einen muntern Geist, war schön und liebenswürdig und erfreute Jeden im Hause durch ihre Silberstimme und ihr heiteres Lachen. Aber, um die Wahrheit zu sagen, bisweilen barg sich diese Sonne auch hinter eine Wolke, denn Lily war ein Lieblingskind und gerade deßhalb auch ein wenig verzogen; allein sie war so hübsch, daß Jeder sie auf den ersten Blick liebgewann und sie auch lieb behielt. Man vergab und vergaß ihre kleinen Fehler gern, weil Alles so liebenswürdig und edel an ihr war.

Von allen ihren Freundinnen liebte aber keine sie so herzlich, so warm, wie Hester, obgleich diese vielleicht selbst bisweilen etwas dazu beitrug, sie zu verziehen. Und Lily hing an ihr mit der ganzen Liebe ihres warmen Herzens, blickte zu ihr hinauf und ließ sich gern von ihr leiten. Bisweilen, wenn sie so recht demüthig und bescheiden war, wie sie es zu Zeiten seyn konnte, sprach sie den Wunsch aus, daß sie auch so gefühlvoll, so nützlich, so ruhig wie Hester seyn möchte; dann umarmte sie Hester und bat sie um Verzeihung wegen ihrer Eigenwilligkeit und ihrer Unarten, flehte sie an, sie stets zu lieben, worauf sie jedesmal eine Antwort erhielt, die alle ihre bescheidenen Gedanken wieder verschwinden machte.

Und so wuchsen die beiden Mädchen zusammen auf, in gegenseitiger zärtlicher Liebe, bis Lily achtzehn und Hester zweiundzwanzig Jahre alt war.

(Schluß folgt.)

Er ist mir ja so gut!

(Fortsetzung.)

Trotz des unbändigen Scheltens gegen Männer und Ehe war Fräulein Bitterlich nicht ganz so schlimm in dieser Hinsicht gesinnt, als es schien. Die Liebschaft der Dirne störte ihr nur einen Plan, den sie längst bei sich beschlossen und der durch die Leidenschaft derselben für den Marqueur unrettbar in Scherben ging. Sie hatte nämlich als weitläufigen einzigen Verwandten einen Vetter, der Uhrmacher war und sehr arm; die Jugend drückte ihn zwar auch nicht mehr, gleichwohl hatte er es noch nicht bis zum Heirathen gebracht. Dieser Vetter besuchte seine Tante bisweilen, besonders vor den Quartalzahlungen der Miethe, und sie ergänzte dann unter Ermahnungen zur Sparsamkeit seine Kasse. Nun hatte das Fräulein sich fest in den Kopf gesetzt, daß ihm und Gustchen am besten geholfen seyn möchte, wenn Beide ein Paar würden. Auguste Freimann sollte noch zwei bis drei Jahre bei ihr bleiben, um noch etwas gesetzter zu werden, dann sollte die Hochzeit seyn, und sie wollte dem Uhrmacher zur Erweiterung seines Geschäftes ein kleines Kapital flüssig machen. Damit schien's nun rein vorbei; aber warum sollte nicht noch ein Sturm gewagt werden?

Der Michaelistag kam heran, wo die Früchte all eingeheimst sind, und folglich erschien auch Vetter Klinkow bei der Tante, um seine Bäume zu schütteln. Er blieb diesmal über Mittag und ging erst nach dem Kaffee. Er hatte der Tante eine kleine Nipptisch-Uhr mitgebracht, und diese war deßhalb voll rosenfarbener Laune, obwohl sie das Geschenk zehnfach bezahlen mußte. Sie fand Wohlgefallen an dem Vetter, so daß sie ihn, falls sie sich deß nicht geschämt, geheirathet hätte; gleichwohl sah er nicht appetitlich aus, weil er sich ganz grau trug und ein schlaues Blinzeln seiner Augen einen unheimlichen Eindruck machte.

Nachdem er sich verabschiedet und Auguste beschäftigt war, das Kaffeegeschirr abzuräumen, faßte das Fräulein ihr an's Kinn und fragte in einem Ton, der schlimmsten Falls Scherz gewesen seyn konnte: „Gustchen, was meinst Du zu d e m Manne? Wenn Du d e n heirathetest, würdest Du mich sehr glücklich machen!"

Aber Auguste schlug ihre Augen groß und erschrocken gegen sie auf, daß die Thränen ihr auf das Busentuch regneten, und sagte:

„Nein, Fräulein, das ist mir nicht möglich!"

„Und warum nicht?" fragte die Herrin spitzig.

„Weil ich ja einen andern liebe!" versetzte sie in einem Tone, als wenn die volle Unmöglichkeit damit ausgesprochen wäre, und ging nach der Küche, woher das Fräulein sie laut weinen hörte.

Diese schlug erstaunt die Hände im Schooße zusammen, sprang vom Stuhle auf und rief ärgerlich:

„Bei diesem Volk scheint Liebe und Verrücktheit dasselbe zu seyn — es ist zum Davonlaufen! Hundert andere Dirnen würden mit allen zehn Fingern zugreifen, und diese wirft mir's vor die Füße! Es könnte ihr schon nicht schaden, wenn ihr Detlev sich als Hausfreund einen Stock besorgte!"

Indeß wenn der Glaube sonst Berge versetzen soll, so versetzt ein Dienstmädchen nöthigenfalls alle Effekten, um einen eigenen Herd zu bekommen. Kaum vier Wochen später erschien ein glattrasirter junger Mann mit dem niedlichsten Schnauzbart von der Welt bei Fräulein Bitterlich und sagte, daß er eine kleine Bitte an sie habe. Er trug das, was er sagte, mit so einnehmender Miene und so einschmeichelnden Worten vor, daß das Fräulein gar nicht Nein hätte sagen können, wenn sie es auch gewollt hätte. Es gibt solche Leute, die Andere mit lauter Redensarten schon in den spanischen Bock zu spannen verstehen, so daß man ihnen ganz zu Willen seyn muß. Und

was war's? Herr Detlev Winter hat mit süßen Worten das Fräulein um die Hand ihres Mädchens.

Das Fräulein fühlte sich angenehm überrascht, daß Gustchen sich etwas so Schmuckes ausgesucht, und äußerte nur den Zweifel, ob sie ihm wohl d i e anvertrauen dürfe, die sie bis dahin als ihr Kind gehalten.

„Ich kann den heiligsten Eid darauf leisten," sagte Winter, „daß ich nicht fähig bin, eine Hand gegen ein Frauenzimmer aufzuheben."

„Aber genau genommen," wandte das Fräulein lächelnd ein, „habe ich ja darüber gar nichts zu bestimmen."

„Sie scherzen, Verehrteste — ich weiß es aus Gustchens Mund, wie zärtlich sie von Ihnen geliebt wird und wie Gustchen ihre verehrte Pflegemutter wieder liebt. Und da sie durchaus nicht einwilligen will, Sie schon zu verlassen, sondern noch zu pflegen wünscht — um so mehr muß ich mir Ihr Jawort freundlich erbitten."

Die hohe Gönnerin hatte ohnedies im Ernste nichts einzuwenden, aber diese „mütterliche" Wendung hatte sie nicht erwartet und sie erklärte ihre Einwilligung mit dem Beisatze, daß sie sich doch freue, sich in Gustchen nicht geirrt zu haben.

Seit diesem Besuche war das Fräulein wie umgewandelt. Sie hütete sich freilich, irgend ein Lorbeerblatt gesprächsweise für Herrn Winter fallen zu lassen, und Gustchen besaß zu viel richtigen Instinkt, um sie durch eine Frage in Widerspruch mit sich selbst zu bringen.

Am andern Tage schon ließ die Herrin beim Nachmittags-Kaffee, wo sie am gemüthlichsten zu seyn pflegte, die Aeußerung fallen:

„Na, wenn's euch denn so eilt, so werde ich wohl müssen Rath schaffen!"

Sie machte sich sofort über ihre Garderobe her und kramte bis gegen Abend, dann rief sie nach Licht, und Gustchen mußte ihr leuchten.

„Ich will doch nicht," meinte sie, „daß ihr gleich zu den ersten Ausgaben euer Erspartes ausgeben sollt." — Sie hatte ihr Einsegnungskleid hervorgesucht, es war noch ganz neu. „Siehst Du," sagte sie freundlich, „das laß ich Dir ein bischen modern zum Brautkleid zurecht machen — es ist von ganz schwerer Seide!"

Gustchen küßte ihr im Drange ihrer Gefühle die Hand und das Fräulein fühlte eine warme Thräne darauf fallen.

Sie blickte dem Mädchen überrascht in die Augen und sagte:

„Es wird sich noch mehr und allerlei finden, was ihr braucht — ein Stück Bett werde ich Dir geben — ich kann Dich nicht so nackt gehen lassen!"

Und nun wurde von Beiden geschneidert, als wären sie auf Taglohn gesetzt, und Gustchen sah ihre Garderobe um erkleckliche Stücke vermehrt. Auch sonst wurde nach und nach angeschafft, was zum ABC einer Wirthschaft gehört, eine ganz kleine Wohnung in der anstoßenden Straße ganz in der Nähe gemiethet und der Hochzeitstag angesetzt. Winter hätte die letztere gern in einem öffentlichen Lokale gefeiert und sich mit seinen Freunden dabei gern nochmal ausgetobt; allein kaum hatte das Fräulein davon Wind erhalten, so erklärte sie der Braut, die Hochzeit solle bei ihr ganz in der Stille stattfinden. Dem Bräutigam war dies gar nicht recht, und er ließ Töne hören, die bewiesen, daß sein Charakter nicht blos einen Flötenzug habe; aber Gustchens Beredsamkeit und Liebkosungen machten ihn gefügig, und das Fräulein meinte ganz vernünftig:

„Man muß die Hochzeit nicht so feiern, daß hinterher noch Rechnungen zu bezahlen sind."

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

In Kempten besaß eine Handelsfrau seit langer Zeit ein altes, ziemlich beschädigtes Gemälde, dessen vorzügliche Ausführung indessen auch dem Laien ins Auge fiel. Dieser Tage kaufte ihr ein Münchener Künstler dasselbe um 800 fl. ab. Es hat sich aber jetzt herausgestellt, daß das Gemälde ein Correggio ist, und König Ludwig soll dem Künstler bereits 15,000 fl. dafür geboten haben.

Der Gesetzgebung des Staates Indiana in der nordamerikanischen Union ist ein Gesetzesvorschlag unterbreitet, der dahin geht, daß jeder Hagestolz über 30 Jahre heirathen oder jährlich 50 Dollars an den Staatsschatz entrichten soll, die an das erste Frauenzimmer auszuzahlen sind, welches sich nach dem folgenden 1. Januar verheirathen wird. Das Gesetz soll auch auf solche Männer Anwendung finden, die länger als ein Jahr Wittwer bleiben.

Seitdem es ermittelt ist, wie viel das Gehirn des verstorbenen Staatssekretärs Daniel Webster gewogen hat, macht die Familie jedes irgendwie bedeutenden Mannes, der gestorben ist, bekannt, wie schwer dessen Gehirn befunden worden sey. Das zuletzt gewogene ist das von Amos Lavrence, welches sich um 2 Unzen schwerer erwiesen hat, als dasjenige von Webster.

Redaktion, Druck und Verlag von G. Ritter in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

Nro. 86. Dienstag, 19. Juli 1853.

H e s t e r.

(Schluß.)

3.

Es traf sich, daß Lily im Frühsommer, gerade um die Zeit, als sie ihr achtzehntes Jahr zurückgelegt hatte, auf einem, einige Meilen von dem ihres Vaters entfernten Gute bei der Familie Gilbourne für ein paar Wochen zum Besuche war. Solche Besuche kamen oft vor, denn beide junge Mädchen waren mit dieser Familie sehr bekannt; diesmal aber war der Aufenthalt daselbst ein für das ganze Leben unserer Lily bedeutender, denn während desselben verliebte sie sich. So sagten wenigstens die Leute, nur Lily selbst gestand es nicht, sondern behauptete noch Monate nachher, daß Mr. Staunton sich in sie verliebt habe, und daß sie erst später, aus reinem Mitleid, bewogen worden sey, seinem Beispiele zu folgen. Mochte nun Lily's Darstellung wahr oder nicht wahr seyn, Eins war gewiß — und sie selbst fühlte sich zu glücklich, um es zu leugnen —, daß, als sie dem Beispiele folgte, es mit der ganzen Wärme ihres treuen, liebenden Herzens geschah. Und Staunton verdiente die Liebe, die sie ihm schenkte.

Er war der Neffe eines Mannes, der sich vor noch nicht langer Zeit in der Nachbarschaft niedergelassen hatte, des Obersten Staunton, von dem jedoch, außer seinem Namen und dem Rufe, daß er sehr wohlhabend sey, wenig bekannt war; man sah ihn fast nie, denn er war schwach und kränklich und verließ höchst selten sein Haus. Weil er der Vormund des jungen Staunton und auch dessen nächster Verwandter war, so ward aus Höflichkeit seine Einwilligung zu des Neffen Verheirathung mit Lily erbeten. Oberst Staunton gab diese nicht nur mit großer Bereitwilligkeit, sondern schrieb auch an Mr. Thurnell, entschuldigte sich, daß er bei seiner Schwäche nicht ihn und seine Tochter besuchen könne, und lud sie mit großer Artigkeit zu sich ein. Die Einladung ward, wie natürlich, angenommen und die Familie begab sich dort hin.

Sie kamen ziemlich früh an, denn sie sollten den Tag daselbst zubringen; und während Hester und Lily in einem Nebenzimmer ihren Anzug ordneten, ließ Oberst Staunton Mr. Thurnell in sein Zimmer bitten.

Nach einer halben Stunde kam dieser zurück, um Lily zu holen; die war aber scheu und ängstlich und wollte nicht ohne Hester hineingehen. So mußte diese sie denn begleiten.

Als sie eintraten, erhob sich der Oberst und kam ihnen entgegen. Er glich einem Manne, der vor der Zeit gealtert. Sein Haar war noch nicht völlig ergraut und er mochte nicht viel über fünfzig Jahre alt seyn; aber sein Auge war matt und eingesunken, die Wangen bleich und hohl, der Gang unsicher, die ganze äußere Erscheinung verfallen und welk. Und doch war, im strengen Contrast zu allem Andern, sein Wesen fast höfisch, studirt fein und ceremoniös. Das erkünstelte Lächeln, mit dem er seinen Gästen entgegenkam, nahm sich seltsam aus auf seinen blassen, welken Lippen. Schon die ersten Töne seiner Stimme erregten unwillkürlich den Verdacht der Verstellung; die noch sichtbaren Reste von ehemaliger körperlicher Schönheit ließen die Gestalt nur noch weniger einnehmend erscheinen.

Ehe noch Mr. Thurnell seine Tochter ihm vorgestellt, errieth er, daß sie die Braut sey und redete sie sogleich an:

„Miß Thurnell, ich muß sehr um Entschuldigung bitten, daß mein körperlicher Zustand mir nicht erlaubte, Ihnen meinen Besuch zu machen; um desto dankbarer und desto mehr verpflichtet bin ich Ihnen jetzt, daß —"

Mitten in der wohlgesetzten Rede hielt der Oberst plötzlich inne und stand verstummt da — eine gänzliche Veränderung kam über ihn; der Ausdruck studirter Höflichkeit war fort, alles Erkünstelte in einem Augenblick wie durch Zauberei verschwunden. Noch hagerer und blasser stand er vor Lily und hielt ihre

Fingerspitzen in seiner Hand; aber er wußte nichts mehr von Lily, seine Augen starrten mit wildem Staunen Hester an.

Einen Augenblick herrschte Schweigen, denn Alle waren erschrocken; dann rief Oberst Staunton mit zitternder, aber lauter, leidenschaftlicher Stimme:

„Wer ist dieses Mädchen?"

Während dieser Frage blickten seine Augen, jetzt nicht trübe, sondern glühend, auf Thurnell und dann wieder auf die, auf der sie eben geruht.

Mr. Thurnell, der neben ihr stand, sagte fest und ruhig:

„Sie ist meine Adoptivtochter; ihr Name Hester Ingram."

Kaum waren diese Worte gesprochen, so rief er mit Heftigkeit:

„Hester Ingram! — Hester Ingram, sagen Sie, sey ihr Name?"

Mit einem Schritt war er an ihrer Seite, legte die Hand auf ihre Schulter und erfaßte sie fest.

Sie erzitterte von Kopf bis zu Fuß und wechselte die Farbe; ihr Herz schlug heftig vor Furcht und Hoffnung — ihre Blicke begegneten sich. Seine Augen sahen sie sanfter an, seine Lippen zitterten. Mit angenommener Ruhe, aber doch wider Willen bebend, sprach er:

„Ihr Name wäre Hester Ingram? — Darf ich fragen, ob Ingram der Name Ihres Vaters war?"

„Den Namen meines Vaters habe ich nie gekannt!" antwortete sie mit Erregung — „meiner Mutter Name war derselbe wie der meinige."

„Sie meinen den Namen, den Ihre Mutter unverheirathet, nicht den, welchen sie als Frau trug?" fragte er ungeduldig.

„Ich weiß es nicht. Als ich noch sehr jung war, verließ sie meines Vaters Haus; ich war zu jung, um zu wissen, welchen Namen sie dort trug."

„Weiter! weiter!" rief er stürmisch. „Wohin ging sie? was ward aus ihr?"

„Sie zog von einer Stelle zur andern. Wir waren sehr arm. Endlich starb sie — sie verhungerte!"

Seufzend bedeckte sie ihr Gesicht mit der Hand.

„Einen Stuhl!" hauchte er, schwankte ein paar Schritte zurück und sank zurück in einen Lehnstuhl, sein Kopf fiel auf die Brust herab.

Keines näherte sich ihm, Keines sprach mit ihm; aber Hester hörte freundliche Worte in ihr Ohr flüstern und fühlte einen warmen Händedruck. Doch sie konnte Beides nicht erwiedern, ihre ganze Seele schien tief versunken in den Anblick des Obersten Staunton.

Nach einigen Minuten erhob dieser sein Haupt, stand auf und sagte, sich fassend, mit schwacher Stimme:

„Verlassen Sie alle das Zimmer; ich möchte ohne Zeugen reden mit — meiner Tochter."

Ein halb erstickter Seufzer brach aus der Brust der armen Hester hervor. Schweigend entfernten sich die Andern; der Oberst und Hester blieben allein zurück.

„Hester, komm her zu mir!" sagte er.

Sie näherte sich ihm fast mechanisch, wie Eine, die im Schlafe wandelt. Aber als er die zitternde Hand ihr entgegen streckte, da brach sie in Thränen aus und mit dem Ausrufe: „Vater!" fiel sie nieder und umfaßte seine Kniee.

So selbstisch und gefühllos er war, diese rührende Aeußerung unverdienter Liebe, mit der sie ihm entgegenkam, weckte selbst in diesem kalten Herzen Gefühl; er hob sie vom Boden auf und sagte in klagendem Tone:

„Mein Kind! mein armes, mißhandeltes Kind!"

Sie setzte sich neben ihn, erzählte ihm von dem Leid, das sie und ihre Mutter erduldet, wie sie so tief ins Elend gesunken, wie endlich Hilfe gekommen, als es zu spät war; sie weinte bitterlich und auch ihrem Vater traten Thränen in die Augen. Aber als sie endlich furchtsam die Frage wagte, was einst die Mutter aus ihres Gatten Hause getrieben habe, da verfinsterte sich seine Stirn und er brach in die heftigsten Anklagen wegen des Betragens seiner Frau aus.

Hester ertrug es schweigend und mit sich kämpfend, endlich besiegte Liebe und Verehrung für ihre dahingeschiedene Mutter alle anderen Gefühle, und sie wies mit Indignation die ungerechten Worte zurück.

Er antwortete ihr nicht — vielleicht hatte sie ihm Einiges gesagt, was sein Gewissen erregte —, sondern saß finster da mit gerunzelter Stirn, bis die Tochter, besorgt, zu viel gesagt zu haben, ihre Thränen zurückdrängte und furchtsam, aber mit Ernst sprach:

„Vergeben Sie mir, Vater, daß ich Sie schon in der ersten Stunde betrübe. Vielleicht habe ich thöricht gesprochen von Dingen, die ich nicht verstehe — verzeihen Sie mir. Aber bedenken Sie, wie theuer mir meine Mutter war; wenn sie gefehlt, denken Sie, was sie gelitten! Vielleicht war sie nicht allein die Schuldige; vielleicht lag die Schuld in der Ungleichheit der Charaktere — lassen Sie mich Sie Beide entschuldigen, lassen Sie mich Sie Beide lieben! Ich habe mein ganzes Leben lang meine Mutter geliebt, ich muß sie lieben, bis ich sterbe; aber mein Herz sehnt sich, auch meinen Vater zu lieben — ein Glück, das ich nur zu lange entbehrt habe."

Mit Thränen in den Augen erwartete sie seine Antwort. Sie erfolgte und machte sie vor Freude zittern; denn abermals hielt er sie in seinen Armen

und bat sie, ihn zu lieben, wie sie ihre Mutter geliebt, flehte zu Gott, sie zu segnen, und dankte ihm, daß er sein Kind wieder erhalten habe.

Und wieder saßen sie zusammen, und er sprach von seiner Gattin, sprach in einem plötzlichen Anfluge besseren Gefühls:

„Sie war eine edle Frau und ich liebte sie mehr als Alles in der Welt. Aber sie war stolz, wie es keine Frau gegen ihren Mann seyn sollte. Sie verließ mich in einer plötzlichen leidenschaftlichen Aufregung; sie war verschwunden, ehe ich es gewahrte, und als ich es erfuhr, da — ich versichere es Dir, Hester — habe ich Alles gethan, um zu entdecken, wohin sie gegangen; aber Alles war vergeblich. Nach sechs Monaten gab ich es auf, sie zu finden; ich verließ England. Viel habe ich gelitten — ich vergebe ihr. Du hast Deinen Vater als einen abgelebten, gebrochenen Greis wiedergefunden — ach, es stünde wohl anders um mich, wenn ich eine freundliche Gattin oder Tochter um mich gehabt hätte! Wie traurig ist es, von Dienenden verpflegt zu werden! — Aber nun wird mein theures Kind seinen Vater nicht wieder fremder Sorge überlassen, nun wirst Du meine freundliche Pflegerin und Trösterin seyn — nicht wahr?“

„Ja, so lange ich lebe!“ war die Antwort, und sie kam aus dem Herzen der treuen Tochter. Sie küßte die Hand des Vaters, gleichsam um ihr Versprechen dadurch zu besiegeln.

* * *

So fand Hester ihren Vater wieder; so war endlich der Wunsch ihres Herzens erfüllt, aber durch diese Erfüllung auch ihr ganzer Lebenslauf verändert. Denn sie mußte das Haus verlassen, in welchem sie vierzehn Jahre so glücklich gelebt hatte, sie mußte den Mann verlassen, der ihr theuer war wie ein Vater, die Freundin, welche ihr Schwester war — um einen leidenden, selbstsüchtigen Mann zu verpflegen, der, da er sie als sein Kind anerkannt und zur Erbin seines Vermögens eingesetzt hatte, das unbezweifelte Anrecht auf ihre Dienste während seiner Lebenszeit erkauft zu haben glaubte.

Und sie that es, sie folgte seinem Willen. Ohne Murren verließ sie, was ihr so lieb und theuer war, und begab sich in eine Lage, die Lily mit Recht ein Gefängniß nannte. Denn Oberst Staunton wurde mit den Jahren immer ungeduldiger und herrischer, kaum durfte sie sich auf Stunden von ihm entfernen; oft sah sie in Jahresfrist ihre liebsten Freunde nicht. Mit jedem Jahre ward die arme Hester blässer und der Ausdruck der Trauer zeigte sich immer mehr und mehr in ihrer Miene; aber nie klagte sie — stilles Dulden war ihr Loos, war ihr zur andern Natur geworden. —

Zehn Jahre dauerte diese Prüfung, da starb der Oberst, der nie, auch nicht in seinen letzten Augenblicken, den Edelmuth und die Selbstaufopferung seiner Tochter anerkannt hatte, — und Hester weinte an seiner Leiche, als ob sie einen wahren Vater, der dieses Namens würdig gewesen, verloren habe.

Noch am Tage der Bestattung nahm Mr. Thurnell sie wieder in sein Haus, wo sie im Sonnenschein der Freude von Neuem wieder auflebte; das Roth ihrer Wangen kehrte zurück, der Zug der Trauer wich aus ihren Mienen.

Und dort lebt Hester noch in Frieden und um sich her Freude und Glück verbreitend, rastlos geschäftig im Hause wirkend. Verheirathet hat sie sich nicht; sie sagt, sie habe keine Zeit einem Gatten zu widmen. Mr. Thurnell ist wieder ihr Vater; er ist ein alter Mann, aber noch rüstig, und wenn ihn einmal eine Krankheit heimsucht, so ist sie seine willige und dankbare Pflegerin. Lily ist wieder ihre Schwester; denn obgleich diese meist in London lebt, wo ihr Gatte, Mr. Staunton, Rechtsgelehrter ist, so besucht sie doch sehr oft das liebe väterliche Haus und bringt dann ihre rothwangigen Kinder mit, die um den Großvater Thurnell umherspielen und ihm nicht laut genug toben können, und für welche die Cousine Hester mit der ganzen Liebe ihres warmen Herzens sorgt.

Er ist mir ja so gut!

(Fortsetzung.)

Gustchen und Detlev waren nun ein Paar, und es ging Alles mit ihnen vortrefflich, daß Vetter Klinkow die Hände über dem Kopfe zusammenschlug. Denn wenn Winter Abends heimkehrte, ging das Fräulein nicht selten mit seiner Frau nach ihrer kleinen Wohnung und verzehrte dort ihren Thee, den ihr Niemand so wohlschmeckend zu bereiten verstand, als Frau Winter. Herr Winter war so liebevoll mit seiner jungen Ehehälfte, daß er über sich selbst erstaunte; denn er hatte schon viel in der Welt umhergeliebt, aber noch nie hatte er sich so gefangen gefühlt, wie jetzt. Der brausende Most schien ausgegohren zu haben.

Es war wirklich eine Lust, die Drei zu sehen, besonders wenn Herr Winter die Neuigkeiten des Tages erzählte.

Schon zu Ostern wurde ein kleines Kellergeschäft in derselben Straße ausgeboten. Gustchen erzählte dies Abends dem Fräulein, und diese rieth dem Paare, das Geschäft zu übernehmen. Man denke, wie glücklich Beide waren! Man war doch nun selbstständig, versorgte die ganze Umgegend mit Ge-

tränken, Frühstück und allerlei Viktualien und hatte die Aussicht, bei Fleiß und Sparsamkeit es zu Etwas zu bringen.

Freund Winter freute sich auch noch über etwas Anderes: das Fräulein, deren Anwesenheit ihm oft lästig gewesen, war durch die allerdings nicht feine Sorte von Gästen, die dort zu speisen pflegten, verscheucht worden.

Das Fräulein hatte alle ihre Bekannten vermocht, das Frühstück aus dem Keller zu entnehmen, und Frau Winter sorgte auch so gewissenhaft für die Bedienung ihrer Kunden, daß das Geschäft eigentlich gut ging. Herr Winter hatte Nichts zu sorgen, seine Frau mit ihrer Gönnerin that Alles; er hatte auch nichts weiter zu thun, als mit seinen Gästen zu trinken und bisweilen im Interesse des Geschäfts einen Gang zu machen. Welche Blume hätte in einem solchen Sonnenschein nicht verwelken sollen?

Man glaube nicht, daß Detlev Winter mit Einemmale auf schlechte Wege gerieth — o nein! so holt der Teufel die Seelen nicht; er verfährt langsam, schleichend, einschläfernd, wie sein Elixir, der Branntwein, die Köpfe einnimmt. Sie wissen es nicht, daß sie betrunken sind, bis sie aufstehen oder draußen an die freie Luft kommen.

Ein halbes Jahr etwa war in Liebe und Frieden verflossen, da bemerkte Frau Winter zuerst, daß ihr Mann bei Geschäftsgängen gar zu lange ausblieb und nicht selten angetrunken heimkehrte. Das gefiel ihr freilich nicht, denn sie war sparsam und das Wirthshausleben kostet Geld; aber sie meinte, dann und wann ein Gläschen gehört mit zum Manne, wie bei Andern die Dose oder die Pfeife — nur das Wegbleiben vom Hause schien ihr gefährlich. Sie wartete also einen Augenblick guter Laune ab und wagte dann die Bitte an ihren Ehemann:

„Ich habe da eine neue Sorte Liqueur, Winter, davon könntest Du täglich drei Gläschen trinken — außer dem Hause kostet das dreifaches Geld. Was meinst Du?"

Er zögerte mit der Antwort, dann stieß er heftig die Worte heraus:

„Es schmeckt mir hier nicht!"

Sie fühlte sich tief gekränkt, sagte zwar weiter nichts, aber einen vorwurfsvollen Blick, den sie auf ihren Mann heftete, konnte sie ihm nicht ersparen. Auch hörte er natürlich den Seufzer, der ihrer belasteten Brust sich entrang. Allein worin bestand seine Entgegnung?

„Ich werde beim Schlächter frische Waare bestellen, der letzte Schinken ist abgeschnitten!" sagte er, griff hastig nach Hut und Stock, und — fort war er.

Ohne daß Beide sich dessen bewußt waren, hatten sie ihre innere Trennung ausgesprochen. Winter verstand den in jener Bitte versteckten Vorwurf, und aus Trotz legte er fortan alle Scheu ab, die er bis dahin vor seiner Frau gehabt. Wußte sie es auch so zu wenden, daß er seltener ging, da sie die meisten Gänge durch das Mädchen besorgen ließ, so wußte er doch solche Gelegenheiten gut wahrzunehmen, um jedesmal erst spät Abends und völlig betrunken heim zu kommen. Sie war dann, wie sehr auch ihr Herz blutete, nur besorgt, seinen Zustand vor den Gästen zu verbergen und ihn selbst ohne Aufsehen zu Bette zu bringen. Einer der Stammgäste, der es gar nicht übel mit Winter meinte, sagte einmal zu seiner stets freundlichen Wirthin:

„Mir gefällt's, mir schmeckt's bei Ihnen so gut, daß ich nicht begreife, wie Ihr Mann so wenig zu Hause ist."

„Er hat viel Gänge abzumachen und da wird dann auch wohl ein Wort gesprochen," versetzte sie heiter; „das hält auf!"

Der Gast schmunzelte und schwieg. —

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Als Mittel gegen Finger- und Nagelgeschwüre wird Folgendes angerathen: Fühlt man in einem Finger einen Schmerz, ein Klopfen, die Vorläufer eines bösen Fingers oder selbst eines Nagelgeschwürs, so nehme man ein frisches Ei und öffne dasselbe am spitzen oder stumpfen Ende. Durch dieses Loch steckt man den kranken Finger in das Ei und läßt ihn die ganze Nacht darin, wobei jedoch nicht vergessen werde, das Ei durch um die Hand gewickelte Tücher und Binden gehörig zu befestigen und vor Bruch zu schützen. Der kranke Finger ist vollkommen geheilt und das Ei durch die aus demselben ausströmende Hitze so zu sagen gekocht.

Amtsrath Gumprecht, der bekannte Landwirth, hat zufällig ein einfaches und treffliches **Mittel gegen den Stich von Bienen** entdeckt: Man braucht das gestochene Glied nur mit dem Saft der Beeren der Jelängerjelieber-Staude zu bestreichen, so verliert sich sehr schnell Geschwulst und Schmerz. Ob's gegen andere Stiche hilft, weiß er nicht.

Pferde vor der Verfolgung der Fliegen und Bremsen zu schützen, bewirkt man am besten dadurch, wenn man dieselben mit dem Kraute frischgerupften Hanfes abreibt.

Redaktion, Druck und Verlag von G. Ritter in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

Nro. 87. Freitag, 22. Juli 1853.

Das alte Haus.

Aus dem Englischen.

„So bist Du denn zu mir zurückgekehrt, theures Kind! Ich bin wirklich recht froh, Dich wieder zu sehen!" Dies waren die Bewillkommnungsworte, mit denen ich vor dreißig Jahren von einer Frau angeredet wurde, welche, obwohl längst aus der Zahl der Lebenden geschieden, doch noch immer so deutlich in meinem Gedächtnisse fortlebt, als stände sie leibhaftig vor mir; und der Ton ihrer Stimme, wie sie den freundlichen Gruß aussprach, klingt noch beständig in meinen Ohren, als wäre sein Wiederhall noch nicht entschwunden. — „Und so bist Du endlich wieder heimgekehrt! Nun wohl, theuerste Gertrude, wir haben Dich schmerzlich vermißt — Jenny ist's fast schon satt, daß sie mit einer alten Frau, wie ich bin, immer allein seyn muß, und Goody hat auch schon gefunden, daß ihr eine Spielkameradin fehlt. Was mich betrifft, so bin ich zwar ganz zufrieden, daß Du Dein Leben genießest, aber ich habe mich ohne Deine Gesellschaft sehr einsam gefühlt."

Vielleicht jedoch wird es hier nöthig seyn, zu erwähnen, daß ich vor dreißig Jahren noch ein munteres, fröhliches Mädchen von siebzehn Jahren war, das noch keine Sorgen kannte und kaum wußte, was Kummer zu bedeuten hatte. Mein Vater war schon gestorben, als ich noch ein ganz kleines Kind war, und meine theure, liebevolle Mutter hatte mich mit nach L— genommen, einer Stadt in Cornwall, wo wir bei meinem Großvater von väterlicher Seite unsern Wohnsitz aufschlugen. Wie freundlich und gutherzig war dieser alte Mann, und welchen Segen erlebte er an seiner Schwiegertochter! Aber, so theuer mir auch alle Beide waren, so ist mir doch gegenwärtig nicht daran gelegen, von ihnen zu sprechen, sondern von meines Großvaters Mutter — von meiner Aeltermutter! Nur Wenigen wird es zu Theil, eine solche Reliquie aus der Vergangenheit zu besitzen, wie ich an ihr hatte, und noch Wenigeren, sie noch in so wohlbehaltenem Zustande zu besitzen. Die liebe alte Dame war in der angedeuteten Periode sechsundneunzig Jahre alt, und sie lebte noch später fast im vollen Besitze ihrer Geisteskräfte, bis sie an der Grenze ihres hundertsten Jahres stand. Aber obwohl sie die gewöhnlich für Sterbliche bestimmte Zeit schon so weit überschritten hatte, so konnte sie doch nicht finden, daß ihr das Leben eine Last und ein Kummer sey; und als ihr Ende herannahte, da war es weder Krankheit noch Leiden, was sie ins Grab brachte. Ich hatte noch den letzten Abend heiter bei ihr zugebracht und sie darauf in ihr Bette geleitet. „Ich bin sehr schläfrig heute Abend," sagte sie; „küsse mich, mein Kind. Gute Nacht, Gott segne Dich!" Dies waren ihre letzten Worte. Ein paar Minuten lang athmete sie ganz regelmäßig, darauf stieß sie einen leisen Seufzer aus — und es war vorbei.

Als unser erster Schmerz vorüber war — denn wir Alle liebten sie auf's Innigste —, da gewährte es uns eine Wonne, von unserer lieben Urgroßmutter zu sprechen, ihre Worte und ihre Blicke uns zurückzurufen und die vielen Geschichten zu wiederholen, die sie uns von den Begebenheiten ihrer frühesten Jugend erzählt hatte. Gott hatte ihr Gedächtniß ungeschwächt erhalten — ungeschwächt wenigstens, so weit es das Längstvergangene betraf, wenn sie auch fast gänzlich in jener Vergangenheit lebte und wohl vergessen konnte, was gestern geschehen. Es war merkwürdig, obgleich die Erzählungen aus ihrer Jugendzeit niemals auch nur in den geringsten Einzelheiten abwichen, so vergaß sie doch bisweilen die Zeit, welche seit jenen Begebenheiten verflossen war, und sprach dann, als ob ich, ihre Urenkelin, mich noch an Leute erinnern müßte, welche gelebt hatten, als sie noch jung war.

Doch anstatt mich bei solchen, mir so theueren Erinnerungen aufzuhalten, muß ich mich auf den Abend beschränken, wo ich, damals noch ein junges Mädchen von kaum siebzehn Jahren, mich nach einer

Abwesenheit von sechs oder sieben Wochen, die ich bei einer Freundin zugebracht, zu meiner Urgroßmutter begab — mein allererster Besuch, als ich wieder nach Hause kam. Als ich das wunderliche alte Haus betrat, fielen mir dessen Eigenthümlichkeiten mehr auf, als es der Fall gewesen, ehe ich es verlassen hatte, weil ich durch beständige Gewohnheit damit vertraut geblieben. Das Mobiliar war alt, aber Alles mit der ängstlichsten Sorgfalt reinlich und sauber gehalten.

Als ich in das ernste, ruhige, feierlich aussehende alte Wohnzimmer meiner lieben Großmama — wie wir sie gewöhnlich nannten — eintrat, saß dieselbe am Fenster und las in ihrer großen Familienbibel ohne Brille, welch letztere jedoch für den Nothfall ihr zur Seite lag. Ich blieb einen Augenblick an der Thüre stehen, um sie zu betrachten und um zu beobachten, wie wenig sie selbst oder in der That irgend etwas um sie her der Welt da draußen glich. Da war kein moderner Luxus in dem Zimmer anzutreffen; keine Versuchung zur Trägheit in der Gestalt von Ottomanen und Divans; die gute alte Dame vermied und verdammte allen solchen Luxus. Die Stühle mit ihren Rohrsitzen und ihren hohen Ebenholz-Rückenlehnen hatten, wie sie mir gesagt, schon ihrer Mutter gehört und waren mehr als ein Jahrhundert alt. Auch die andern Möbel waren so dunkelfarbig vor Alter, daß man sie wohl hätte für Ebenholz halten mögen. Und wie nun die alte Dame in ihrem unveränderten schwarzseidenen Anzuge da saß, einen kleinen Shawl von demselben Stoffe über ein fleckenlos weißes Mousselintuch gehängt, und das schneeweiße Haar von der Stirn ab gerade über ein Polster zurückgekämmt, und darüber eine weiße Haube, mit einfachem schwarzen Bande um den Kopf festgebunden, nahm sie sich in der That wie ein sehr schönes Ideal eines heitern und fröhlichen Alters aus. Ich blieb nicht lange an der Thüre stehen, sondern sprang fröhlich ins Zimmer, um Großmama zu küssen und ihr Willkommen zu empfangen.

„So bist Du denn endlich zurückgekehrt, meine theuerste Gertrude!" hob sie an — „wir haben Dich recht schmerzlich vermißt. Jenny" — welche, beiläufig gesagt, fünfundzwanzig Jahre jünger war als ihre Herrin und von dieser noch fast wie ein junges Frauenzimmer betrachtet wurde — „Jenny ist ohne Dich ganz traurig gewesen und die arme Goody hat sich vor Sehnsucht nach ihrer Gespielin gegrämt und abgehärmt; ich glaube, das arme Ding hat gar nicht mehr gespielt, seitdem Du sie verlassen hast."

Nun verwunderte mich's gar nicht, zu hören, daß die arme Goody während meiner Abwesenheit gar nicht gespielt habe, da sie schon seit mindestens neun Jahren dem Alter der Kinderspiele entwachsen war; indeß ich behielt es für mich und setzte mich auf einen niedrigen Schemel zu der Großmama Füßen, indem ich mich anschickte, ihr einen vollen Bericht von meiner Reise abzustatten und alle ihre Fragen zu beantworten.

„Du siehst ja ganz wohl aus, Gertrude," sprach sie, mich liebevoll anblickend, „und bist so groß und vollständig geworden, daß ich Dich kaum wieder kenne. Du bist ja auch so sonnverbrannt: Du hättest nicht ohne Fächer ausgehen sollen. Als ich noch jung war, da ging ich nicht einmal zur Kirche ohne Fächer in der Hand."

Ich bedeutete ihr, daß die Fächer nicht mehr Mode seyen.

„Wohl wahr!" sagte sie — „über eure neuen Moden komme ich ganz dadurch hinweg. Ich denke bisweilen, man verändert sich heutzutage, ohne sich zu verbessern."

Es entstand darauf eine augenblickliche Pause und alsdann fuhr sie fort:

„Hast Du etwas von Mrs. Trelone gehört? Du mußt Dich ihrer Töchter noch erinnern, mein Kind. Sie waren noch mit mir in der Schule, die armen Mädchen! aber ihre Gesundheit war sehr zart, deßhalb mußten sie bald die Schule verlassen. Es waren hübsche, ansehnliche Mädchen mit blauen Augen und gelben Haaren. Sie waren Zwillinge und es ist merkwürdig, daß sie an ein und demselben Tage an der Schwindsucht starben, und, ganz wie sie geboren waren, die ältere gerade eine Stunde vor der jüngeren Schwester. Ihre Mutter war Wittwe und sie waren ihre einzigen Kinder; es hieß, sie habe ihren Verlust sich so tief zu Herzen genommen, daß es nicht wahrscheinlich war, daß sie ihre Kinder lange überleben werde. Es wundert mich, daß Du Dich gar nicht nach ihr erkundigt hast."

Da dies einer von jenen gelegentlichen Gedächtnißfehlern war, deren ich schon vorhin erwähnte, so erwiederte ich nichts darauf. Es galt bei uns als Regel, daß wir niemals die Aufmerksamkeit der guten alten Dame auf diese leichten Irrthümer richteten, da es sie zu betrüben schien. Ich sagte daher:

„Du hast mir ja noch nicht gesagt, liebe Großmama, ob Du Dich auch ganz wohl befunden hast, seit ich weg gewesen bin."

„O ja, liebes Kind, ganz wohl; nur fürchte ich, ich werde alt, denn ich kann mich gar nicht mehr so anstrengen, wie früher. Es ist ein großes Glück für mich, mein Kind, daß meine jungen Leute außer meinem Hause groß geworden sind; ich wüßte nicht, was ich anfangen sollte, wenn ich noch für kleine Kinder zu sorgen hätte."

Ihre „jungen Leute", wie sie häufig ihre Söhne nannte, waren mein Großvater, damals siebenzig,

und sein älterer Bruder, welcher zweiundsiebenzig Jahre alt war. Von dem Letztern wußte ich wenig außer dem, daß er sehr reich, unverheirathet und äußerst excentrisch sey.

„Aber sage mir doch, Gertrude," fuhr meine Großmama fort, „wie Du Dich amusirt hast und wie Dir's in L— gefallen hat."

„Ich habe mich wirklich sehr gut amusirt," erwiederte ich, „ich bin immer hin und her gelaufen und habe innerhalb zehn Meilen um L— sämmtliche Orte und Dinge gesehen, bald Felsen erstiegen, bald Höhlen durchforscht, bald ganze Tage in den Wäldern zugebracht. Ich glaube, meine gütigen Freundinnen haben nichts unbesucht gelassen, vom Schloß bis zur Hütte, keinen Steinhaufen, kein neues Herrenhaus, keine alte Ruine — wir haben Alles gesehen, was nur zu sehen war. Beiläufig gesagt, liebe Großmama, ich habe nicht meine ganze Zeit in L— zugebracht. Mrs. Kirkwood, eine Dame, welcher ich vorgestellt wurde, lud mich ein, sie in ihrem Hause zu besuchen, und die Einladung wurde in einem Billet, welches ich bald darauf von ihr empfing, so freundlich wiederholt, daß ich sie annahm und nach Trescow ging, wo ich vierzehn Tage sehr froh zubrachte. Das Haus ist sehr abgelegen, aber Du kannst Dir kaum eine schönere Landschaft denken, als die Umgebungen — die Hügel, die Felsen, die Hölzungen und das Wasser. Mrs. Kirkwood hat mehrere Kinder und konnte nicht immer mit mir ausgehen, so streifte ich denn häufig allein umher. Ich habe es wirklich so recht genossen, und bisweilen suchte ich das, was ich sah, meinem Gedächtnisse einzuprägen, damit ich im Stande wäre, Dir Alles zu beschreiben, wenn ich wieder nach Hause käme; aber es ist so schwer, die Scenen in Worten zu schildern, daß ich mich scheue, es zu unternehmen. Jedoch werde ich Dich ermüden, liebe Großmama."

„O, davor sey nur nicht bange, mein Kind," versetzte sie; „ich höre Dich gar zu gern wieder plaudern, und wenn ich genug habe, so will ich Dir's schon sagen."

Sie faltete darauf ihre Hände und lehnte sich zurück, machte die Augen halb zu, und mit einem Lächeln auf ihrer Lippe schien sie mit wohlgefälliger und ruhiger Aufmerksamkeit auf Alles zu hören, was ich zu sagen hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Er ist mir ja so gut!

(Fortsetzung.)

Eines Sonntags Nachmittags, wo in der Kirchenzeit wenig Gäste zu kommen pflegen, ließ Fräulein Bitterlich unsere Wirthin rufen.

„Sag', Gustchen," fing sie an, „Dein Mann ist doch nicht etwa so pflichtvergessen, Dich zu schlagen?"

„O gewiß nicht, Fräulein," sagte sie ganz treuherzig, „er hat mich noch nie auch nur mit einem Worte beleidigt, geschweige denn geschlagen."

„Nun, Gustchen, ich habe so allerlei gehört, und es sollte mir sehr leid thun, wenn er Dich schlecht behandelte. Du hast aber so oft rothe Augen, als wenn Du viel weinen müßtest."

„Ach, Fräulein, das liegt in meinem Zustande — nur in meinem Zustande, ich weine sehr oft und weiß nicht warum?"

Und damit hob sie die Schürze vor die Augen und fing an zu weinen, daß ihre ehemalige Herrin gar nicht wußte, was sie davon denken sollte. Sie tröstete sie, wie eben eine alte Jungfer eine hoffnungsvolle, werdende Mutter zu trösten vermag; allein es dauerte eine ganze Zeit, ehe der Strom versiegte. Fräulein Bitterlich ging hinaus und legte ihr mit den Worten ein Päckchen Kinderwäsche hin:

„Damit Du siehst, daß ich an Dich gedacht habe und an das, was kommt!"

Bei diesem Anlaß küßte die junge Frau der Wohlthäterin die Hand und hatte wieder keine Worte, sondern nur Thränen, Thränen in Fülle.

Als sie ging, sah Fräulein Bitterlich ihr lange nach und schüttelte ungläubig den Kopf.

„Der Kerl," murmelte sie für sich, „ist trotz seines schmucken Aeußern so schlecht, wie alle Andern; sie will es mir nur nicht gestehen."

Jene aber stieg in den Keller hinab, als die Magd ihr zuflüsterte:

„Der Herr ist gekommen, Madame, aber ich glaube, er hat etwas im Oberstübchen — er hat sich hinten zu Bett gelegt."

Sie antwortete nicht und ging nach der Schlafkammer. Dort sah sie ihn in tiefem Schlafe, durch seinen trunkenen Athem den Duft des Getränks um sich her verbreitend, in welchem er sich übernommen. Sie trat an's Bett, schlug über den Anblick die strömenden Augen gen Himmel und ging schweigend, aber mit gerungenen Händen einige Male durch die Stube.

Dann setzte sie sich auf ein Fußbänkchen, öffnete mit weiblicher Neugier das mitgebrachte Päckchen und freute sich innig über die niedlichen Häubchen, Mützchen, Hemdchen, Kleidchen.

„Ach," seufzte sie, „wir könnten so glücklich seyn und sind es nicht!"

Das Mädchen meldete Jemanden, der nach Madame gefragt habe; erröthend, daß sie sich mit dem Kinderzeug hatte überraschen lassen, sprang sie rasch auf, schloß das Geschenk weg und warf sich in den Strom ihres täglichen Geschäfts. Sie war darin wenigstens insofern glücklich, als sie nicht Zeit behielt, an ihr Unglück zu denken.

Ihr einziger Trost bestand in dieser Zeit in dem Gedanken: er wird Vater werden und dann zu Hause sich glücklich fühlen — er wird mit seinem Kinde spielen und die Wirthshäuser vergessen. Wäre sie darauf verfallen, daß ihre Arbeitsamkeit ihn zum Müßiggang verführt, so wäre sie ganz elend gewesen.

Das Kind ward geboren, Kind und Mutter waren gesund; aber Herr Winter weniger als je geneigt, daheim zu bleiben. Er stellte sich höchst erfreut über das Ereigniß, daß ein Anfang der Familie sich eingefunden, und schien sogar bisweilen zärtlich werden zu wollen; allein der Grund lag sehr nahe oder lief vielmehr um ihn herum. Fräulein Bitterlich nämlich empfand über die Niederkunft ihres Gustchens eine Freude, als wäre sie die ächte, natürliche Großmutter des kleinen Backfisches. Sie ließ es sich nicht nehmen, jeden Morgen mit dem Frühesten sich im Keller einzufinden und die Sechswöchnerin zu pflegen; erst Abends spät ging sie heim, nachdem sie sich den ganzen Tag geplagt. Es gab damals sehr komische Auftritte, da das Fräulein mit dem kleinen Kinde nicht umzugehen wußte, aber darauf bestand, von der Wickelfrau das Baden und Wickeln der Kinder zu lernen, und sich dabei etwas ungeschickt benahm. Auch die Hebamme mußte alle Geheimnisse ihrer Kunst beichten und über jedes Pickelchen auf der Haut des Säuglings Rechenschaft geben. Solchen Eifer mußte Herr Winter fürchten. Hätte er sich theilnahmlos bewiesen, so würde das Fräulein sich ihres Namens werth bewiesen und auch noch Gardinenpredigten in ihren alten Tagen halten gelernt haben. Drum spielte er in diesen sechs Wochen das Muster eines Kellerwirthes. Er übernahm sich keinen Tag in geistigen Getränken, zeigte die größte Fürsorge für seine Frau und einen unermüdlichen Fleiß im Geschäft.

Seine Frau war anfangs erstaunt und fürchtete jeden Tag, Detlev möchte sich betrinken und einen Auftritt herbeiführen; allein da er sich gleich blieb, gewann auch sie wieder Vertrauen und wähnte, ihr Mann habe sich, weil sie nun Mutter sey, wirklich gebessert. Ach, wie hatte sie sich getäuscht! Kaum war die Taufe vorüber und sie wieder im Stande, ihre Gäste selbst zu besorgen, so zeigte sich der Papa viel schlimmer, als früher. Er beklagte sich über das Geschrei des Kindes und daß er keine Nacht schlafen könne, ja selbst am Tage davor nicht Ruhe habe; er sagte es seiner Frau mit nüchternem Munde ins Gesicht, daß er das Kindergeschrei nicht leiden könne, und ging dann fort, um betrunken wiederzukehren. Und jetzt legte er sich nicht still zu Bett, um seinen Rausch zu verschlafen! er vertobte seine Trunkenheit, indem er mit seiner Frau zankte oder gar mit den Gästen Händel anfing. Da das die Leute übel nahmen und wegblieben, so sah Frau Winter es gern, wenn ihr Mann den ganzen Tag wegblieb.

„Aber, lieber Detlev," sagte sie eines Tages begütigend, „Du verscheuchst mir alle meine Gäste."

„Ah — die Gäste sind Dir wohl alle lieber, als ich? Ich brauche die nicht und bin hier Herr und will es bleiben!"

„Lieber Detlev, wir müssen doch von den Leuten leben —"

„Ich wollte, ich wäre Dich sammt dem Balg los! Ich bin ein Esel gewesen, daß ich geheirathet und mich um mein Glück gebracht habe!"

„Sag', was fehlt Dir denn? Du kannst gehen und stehen, wo Du willst, kannst den ganzen Tag außer dem Hause zubringen, und ich habe nichts dagegen; ich habe das Kind und die Last des ganzen Geschäfts und will auch Deine Hilfe gar nicht in Anspruch nehmen, nur verscheuche mir die Gäste nicht."

„Ich könnte mehr seyn, als ein jämmerlicher Inhaber eines Bums, wenn ich nicht Weib und Kind auf dem Halse hätte!"

Sie fing an, zu weinen, und er ging, wie gewöhnlich, um außer dem Hause sich zu betrinken und in der Nacht spät heimzukehren, wo er, wie immer, den geringsten Anlaß nahm, um mit Weib und Magd zu schelten und zu zanken, ehe er sich zur Ruhe legte. Seine dunkeln Reden vom Glückmachen, seine Vorwürfe sollte sie bald verstehen lernen. Ihr Mann brachte oft einen Fremden mit, den er frei hielt und immer auf's Beste bewirthete. Der Letztere hatte für sie etwas Unheimliches, Abschreckendes, obwohl sein Aeußeres glatt und mehr als freundlich war; auch bemerkte sie, daß derselbe mit Winter oft heimlich sprach, und sie, wenn sie vorbeiging, mit einem lauernden Seitenblicke betrachtete. Sie ahnte nichts Gutes von der Geschichte und frägte ihren Mann, wer der Fremde sey.

„Du mußt nicht Alles wissen, Frau!" versetzte er unfreundlich.

„Ich kann Dir's nicht verhehlen, lieber Detlev, daß mir der Mann zuwider ist."

„Närrchen, Du sollst ja auch gar keinen andern Mann leiden können, als mich!" sagte er, als wollte er einen Spaß machen, und brach das Gespräch ab, indem er ihr den Rücken zukehrte.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Ein Gärtner in Mons hat eine ganz neue Rose von schieferblau lila Farbe gezogen. Der Stock trägt sehr viele Blüthen, die sich nicht blos durch diese ungewöhnliche Farbe, sondern auch durch schöne Form und ansehnliche Größe auszeichnen. Sie blüht jetzt zum ersten Male.

Redaktion, Druck und Verlag von G. Ritter in Zweibrücken.





Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

Nro. 89. Dienstag, 26. Juli 1853.

Das alte Haus.

(Fortsetzung.)

„Ein paarmal, erzählte mir auch Martha, habe man den Versuch gemacht, das schöne alte Gebäude vom Verfalle zu retten, indem man für einen rein nominellen Miethzins einen Pächter einsetzte; aber vergeblich: die Leute hätten versichert, daß sie wegen unerklärlichen Lärmens keine Ruhe gehabt. Zuweilen in der Nacht wollen sie heftiges Geschrei gehört haben und der Geist einer Dame, nach der Mode des vorigen Jahrhunderts gekleidet, sey häufig in einer der Gallerieen oder auf der Treppe gesehen worden. Der letzte Pächter, ein Mann Namens Bennetts, habe den Versuch gemacht, die Gärten zu verbessern, um etwas daraus zu gewinnen. Dessen junge Gattin wäre, von dem wirklichen oder eingebildeten Lärmen geängstigt, so nervös geworden, daß sie in ein Hirnfieber verfallen sey, von dem sie nie wieder genesen. Ihre wilden Phantasieen und ihr Tod hätten noch den Glauben verstärkt, daß der Ort Wesen aus einer andern Welt zum Aufenthalte diene, so daß er jetzt wahrscheinlich ganz und gar dem Verfalle überlassen seyn würde."

„Hast Du nach dem Ursprung dieser Gerüchte gefragt?" sagte meine Aeltermutter.

„Ja," erwiederte ich, „ich habe so etwas davon gehört; aber eine genaue Kunde schien Niemand von der Sache zu besitzen. Alles was man wußte, war vag und ungewiß, da man vordem Sorge getragen zu haben schien, die Thatsachen zu verheimlichen. Aber Martha Ferris, deren Familie mehrere Generationen hindurch das Gut in Pacht gehabt hat, sagte mir, daß zwei oder drei Jahre nach einer daselbst begangenen Untbat — ein Mord soll es gewesen seyn — eine ganze Reihe Zimmer, die sich einst von der südlichen Fronte des Hauses nach dem alten Thorwege erstreckt hätten, und wozu dasjenige, welches jetzt „die Geisterkammer" genannt werde, eine Art von Vorzimmer gebildet, auf Befehl des damaligen Besitzers niedergerissen worden seyen, der im Verdachte gestanden, auf irgend eine Weise bei der Sache betheiligt gewesen zu seyn. — Und nun, liebe Großmama, willst Du mir nicht mittheilen, warum Du so aufgeregt schienst, als Du den Namen Tregolph hörtest?"

„Nach dem Thee will ich's thun, mein Kind," sagte sie, „denn wirklich, ich muß etwas genießen, ehe ich auf eine Erzählung eingehe, die mir eines der schmerzlichsten Ereignisse meines langen Lebens zurückruft, welches, obwohl es gegenwärtig, Gott sey Dank! ein friedliches, doch nicht gänzlich frei geblieben ist von den Sorgen, die unser Aller Loos sind."

Ich klingelte — Jenny trat herein und brachte das Theebrett mit dem kleinen silbernen Theetopfe, der kaum mehr als eine heutige Frühstückstasse enthielt, mit den winzigen blau und weißen porzellanenen Tassen.

Wir brachten nicht lange bei unserm Mahle zu, und als ich wieder auf meinem niedrigen Schemel Platz genommen, da vernahm ich eine Geschichte, die wegen ihrer Eigenthümlichkeit einen solchen Eindruck auf mich machte, daß ich sie gleich den nächsten Tag niederschrieb, so lange ich sie noch frisch im Gedächtniß hatte. Ich zeigte sie nachher meiner Mutter, die mich versicherte, daß sie gleichfalls dieselbe schon von der alten Dame habe erzählen hören, noch vor meiner Geburt, und daß sie glaube, was sie damals vernommen, weiche auch nicht in der geringsten Einzelheit von der gegenwärtigen Erzählung ab. Ich habe versucht, sie so viel als möglich mit den eigenen Worten der Erzählerin wiederzugeben, nur daß ich die Namen geändert und hie und da in Gesprächsform vorgeführt habe, was sie in einfacher Erzählung gab; aber unglücklicher Weise bin ich nicht im Stande, den Ton, den ernsten Ton der Wahrheit wiederzugeben, womit mir die Sache vorgetragen wurde.

* * *

Ich bin jetzt eine alte Frau — begann meine Aeltermutter —, eine sehr alte Frau, und ich finde schon, daß ich bisweilen vergesse, was erst vor wenigen Tagen oder Stunden geschehen ist; aber da die Gegenwart an mir vorübergeht, mein theuerstes Kind, so tritt die Vergangenheit mir stets wieder so frisch und lebendig vor Augen, daß ich noch einmal wieder unter den Freunden längst vergangener Tage zu leben scheine. Gottes Gnade hat es so angeordnet für die alten Leute, denn die Zeit schleicht hin, ohne sie zu ermüden durch den Gedanken an ihren täglichen Antheil an den kleinlichen Prüfungen und Täuschungen dieser Welt. Für das Alter gibt es keine Gegenwart — wir leben in der Vergangenheit oder blicken vorwärts nach jener Zukunft hinüber, welche uns jenseits des Grabes erwartet. Auch die Träume der Nacht bringen mir alte Gesichter, alte Scenen und alte Gefühle zurück, und längst verhallte Stimmen tönen in meinen Ohren wieder, als ob jene Leute, die ich einst geliebt — die seit vielen, vielen Jahren in Staub zerfallen sind —, in jenen Geistertönen zu mir redeten, welche geeignet sind, Erinnerungen wach zu rufen, die wohl schlummern mögen, aber nimmer sterben können.

Unter allen Wechseln, die ich in einem Zeitraum von sechsundneunzig Jahren erlebt habe, tritt ein Theil meines Lebens häufiger als alle andern wieder vor meine Seele, und ich denke daran mit weit größerer Theilnahme zurück. Ich will Dir heute Abend von meinem Besuche in Tregolph erzählen; zuvörderst jedoch mußt Du, um meine Geschichte zu verstehen, Dich erinnern, daß ich in dem Alter von etwa dreizehn Jahren nach Exeter in eine Pensionsanstalt geschickt wurde. In einer solchen Anstalt erzogen zu werden, war, glaube ich, damals eine größere Auszeichnung, als jetzt; denn in meinem Falle war es eine Begebenheit, worüber viel geredet und woran viel gedacht wurde, nicht nur in unserm Hause, sondern in der ganzen Stadt. Ich sollte dort vier Jahre bleiben, und da das Reisen damals noch schwierig und gefährlich war, so sollte ich in den Ferien nicht nach Hause kommen. Die Trennung auf so lange Zeit war eine schwere Prüfung für meine theure Mutter, zumal da ich ihre einzige Tochter war; auch ich fühlte sie, doch die Neuheit reizte mich damals noch, wie es immer bei der Jugend der Fall ist, und ich befreundete mich sehr bald damit.

An dem nämlichen Tage, wo ich in der Schule anlangte, kam auch noch eine andere neue Schülerin an, und es wurde durch die Vorsteherin bestimmt, daß wir beide das nämliche Zimmer und das nämliche Bett theilen sollten. Annie Strickland — so war ihr Name — war zwei Jahre jünger als ich: ein Unterschied an Alter, welcher unter Schulkindern für bedeutend gilt, wenn er auch im spätern Leben für nichts geachtet wird. Ich wünschte, daß es in meiner Macht stände, Dir eine Schilderung von ihr zu geben, aber das ist ganz unmöglich. Zu sagen: sie war schön, heißt eine schwache Vorstellung von ihren Reizen geben; sie war so munter, so anmuthig, so edlen Herzens und so liebevoll, daß sie bald der Abgott der ganzen Schule war, mir aber wurde sie insbesondere der Gegenstand der aufrichtigsten Liebe. Das arme Mädchen! sie war eine Waise und ihr Vormund hatte, während wir in der Pension waren, seinen Wohnsitz von Exeter nach London verlegt; er hielt es, da er mit der Schule sehr zufrieden sich zeigte, für das Beste, daß Annie auf längere Zeit daselbst bleiben sollte.

Es dauerte nicht lange, so wurden Annie und ich einander so theuer, daß wir uns kaum jemals von einander trennten, und wir hatten über unsere enge Freundschaft manchen Scherz von unsern Mitschülerinnen zu hören: sie pflegten uns Mutter und Tochter zu nennen, da meine zwei Jahre mir ordentlich etwas von matronenartiger Autorität über Annie gaben. Vier Jahre schienen mir eine lange Zeit, als ich sie noch vor mir hatte; aber als sie vorüber waren, da kamen sie mir vor wie ein Tag. Annie verließ Exeter zu gleicher Zeit mit mir und sollte nun ihre Bildung auf einer Lehranstalt in London vollenden. Nach unserer Trennung unterhielten wir noch einen regelmäßigen Briefwechsel; die Zeit brachte keine Veränderung in meiner Zuneigung zu ihr hervor und ihre Briefe athmeten den nämlichen Geist schwesterlicher Liebe zu mir. Als Annie achtzehn Jahre alt war, verließ sie die Anstalt und zog wieder zu ihrem Vormund; sie sprach stets von ihm als einem gütigen und besonnenen Manne, aber seine Frau war stolz und ungesellig — sie affektirte eine große Geistesstärke, aber in Wirklichkeit war sie eben so schwach und eitel als grob. Auch waren dort zwei Töchter, beide jedoch wohl erzogen und gutherzig.

(Fortsetzung folgt.)

Er ist mir ja so gut!

(Fortsetzung.)

Frau Winter hatte etwa anderthalb Jahre allein gewirthschaftet, und eines Tages, wo es sehr regnerisches Wetter gewesen, schon frühzeitig Laden und Wirthschaft geschlossen. Sie war im Begriff, zu Bette zu gehen, als es leise klingelte. Sie glaubte sich verhört zu haben, aber es wiederholte sich. Sie zauderte mit dem Oeffnen, endlich aber that sie es doch, und wer malt ihre Empfindungen, als —

ihr Mann eintrat. Sie ließ beinahe die Lampe fallen; aber er sank zu ihren Füßen, umfaßte ihre Kniee und flehte:

„Gustchen, kannst Du mir verzeihen?"

Sie sah, wie abgerissen er war, wie das überstandene Elend in seinem ganzen Aeußern sich darstellte — ihr Gelübde am Altar trat ihr vor die Seele — ihr Kind hatte ja nun wieder einen Vater, und sie sagte leise:

„Komm herein!"

Er folgte ihr und fiel ihr in der Stube um den Hals und bat sie nochmals um Verzeihung.

„Du hast mich schwer gekränkt," schluchzte sie; „ich würde das nie über mich vermocht haben; doch es soll vergessen seyn, wenn Du von jetzt an Deine Vaterpflichten besser wahrnimmst."

Er gelobte natürlich Alles und schlief wieder in seinem ihm „aufgehobenen Bett", während sie noch lange wach blieb und sich mit Ueberlegungen quälte, wie der Sache vor der Welt ein Mäntelchen umgehängt werden könne.

Allein die Welt hat in solchen Dingen scharfe Augen — sie sieht ja den Splitter bei Andern eher, als bei sich den Balken. Wie ein Lauffeuer ging es durch die Straße, daß der „liederliche Winter" wieder da sey — denn so nannten ihn die Leute. Viele wollten es nicht glauben, daß er die Frechheit habe, wieder zu kommen; allein so eingezogen er sich hielt, so hatte er doch keine Nebelkappe, um sich ganz unsichtbar zu machen, und mußte zum Vorschein kommen. Und wie eine Sünde immer sieben andere hinter sich herzieht, so auch hier; er mußte doch auf eine Lüge sinnen, die möglichst vergoldet, d. h. verwahrheitet war. Und was sagte er denn?

„Ich wollte gar zu schnell reich werden," erzählte er den Gästen, „und da ich hier müßige Stunden hatte, so wollte ich mich anderswo für mich und die meinigen bemühen. Der Agent hatte mich so für Amerika eingenommen, daß ich glauben mußte, ich dürfe blos hinüberfahren, um die Friedrichsd'or, die dort gleich den Brombeeren wüchsen, abzustreifen und einzustecken. Natürlich, man müßte ja ein Esel seyn, wenn man das überhören wollte. Aber meine Frau hätte gewiß viele Einwendungen gemacht, deßwegen sagte ich ihr gar nichts und wollte sie mit einigen Goldklumpen überraschen. Aber ich habe kein Glück gehabt, denn Glück braucht man dort, wie hier. Auch fehlte es mir an Geld, nach Californien hinzukommen, wo die Leute auf Goldstücken spazieren gehen; es war eben ein verfehltes Geschäft, wo man den guten Willen in Anschlag bringen muß. Jetzt werde ich meiner Frau wieder die Flaschen propfen und die Messer schleifen; da fallen allerdings nur Pfennige ab, aber aus Pfennigen werden zuletzt auch Thaler."

So sprach Herr Winter; die Leute schüttelten zwar sehr ungläubig die Köpfe, indeß sie wußten es nicht besser und mußten es dahingestellt seyn lassen. Um jedoch seine Worte nicht Lügen zu strafen, that Winter sehr eifrig in der Wirthschaft und sehr zärtlich mit Weib und Kind; auch sah man ihn nie betrunken. Es mußte, das fühlte er, etwas geschehen, um seinen sehr schadhaft gewordenen Leumund auszubessern; darum strengte er sich in dieser Weise an, wie nie in seinem Leben. Allein er sollte bald fühlen, daß es unter Umständen nicht einmal was hilft, wenn die Worte durch Thaten bekräftigt werden. Zunächst blieben unter den Gästen die Männer aus, welche durch ihre Ausdauer doch noch die Hand der schmucken Wirthin zu erobern gehofft hatten; dann verlor Frau Winter eine große Anzahl Kunden, welche ihr die Wiederaufnahme des „liederlichen Kerls" nicht verzeihen konnten, und sie bemerkte allerdings mit Schrecken, wie es sichtlich bei all ihrem Fleiße und ihrer Freundlichkeit gegen die Leute mit ihr bergab ging. Sie hatte ein Dienstmädchen, das bisweilen sehr heftig war, ihr wollte die Frau zunächst alle Schuld beimessen und schickte sie fort.

Doch nicht nur das war vergeblich, sie mußte auch noch eine schwere Kränkung erleben. Seit Winter's Rückkunft wurde sie von ihren Bekannten gemieden, als wäre sie selbst eine Verbrecherin geworden; es wollte Niemand mehr mit ihr umgehen, man wich ihr aus, wo es anging, und mußte man mit ihr sprechen, so war man einsylbig, kalt, eilig. Das machte ihr unsäglichen Kummer, denn sie war viel zu zartfühlend, um sich gegen Detlev darüber auszusprechen. Endlich ließ ihr auch Fräulein Bitterlich das Frühstück absagen. Das war jedoch ein Ereigniß von zu gefährlichen Folgen, um es so ohne Weiteres hinzunehmen. Sie ging also hin zu ihr, um mit schwerem Herzen ihr ferneres Wohlwollen sich zu erbitten. Das Fräulein wollte sie anfangs gar nicht vor sich lassen und ließ ihr durch ihr Mädchen sagen, die Frau Winter, welche sie einst gekannt, sey für sie so gut wie gestorben. Die Aermste sank fast zu Boden vor Schreck, faßte sich indeß und ging nach der Thür, wo sie anklopfte und eintrat. Das Fräulein erblickte sie kaum, als sie zornigen Gesichtes aufstand und in das nächste Zimmer trat, dessen Thür sie hörbar hinter sich abschloß. Frau Winter ließ sich selbst dadurch nicht abschrecken, klopfte schüchtern an die zweite Thür und sagte schüchtern:

„Ich bitte, liebes Fräulein!"

Beim dritten Mal öffnete sich die Thür und das Fräulein rauschte zornig heraus.

„Wie Du es wagen kannst, Auguste," fuhr sie die Weinende an, „Dich mir noch aufzudrängen,

begreife ich nicht. Ich habe die Heirath mit dem Lump nicht haben wollen; aber — er hatte Dich ja so lieb, da gab's keine Rettung mehr, ich mußte gute Miene zum bösen Spiel machen. Da wirst Du mit der Nase darauf gestoßen, daß der Kerl nichts als ein gleißender fauler Apfel ist und wirklich kein gutes Haar an sich trägt; er geht, um 's Maß voll zu machen, fort und bestiehlt Dich — o, ich könnte einen solchen Landstreicher mit eigenen Händen erwürgen, und Du hättest froh seyn sollen, daß Du ihn endlich glücklich los geworden, und meinen guten Rath annehmen. Nein, der Niederträchtige kommt wieder und bettelt sich an bei Dir, und Du nimmst ihn auch wieder auf — es ist empörend!"

„Ach, liebes Fräulein," sagte die Gescholtene schluchzend, „wenn Sie ihn gesehen hätten, wie abgehungert und elend er zu mir kam und mich um Vergebung bat."

„So? freilich, das hat Deinem Herzen wohlgethan, nicht wahr? Weißt Du, was man sagt? Wer einen solchen Vagabunden aufnimmt, ist nicht besser, als er selbst. So denken alle Deine Kunden, und ich auch. Mit Dir und Deinem Kinde hatte Alles Mitleid, aber den Hallunken will Niemand füttern helfen; darum wirst Du auch Nichts behalten und das Arbeitshaus sicher Dein und Deines Kindes Loos seyn!"

„Was hätte ich denn thun sollen, Fräulein? Denken Sie sich in meine Lage!"

„An die Polizei hättest Du Dich wenden sollen, daß sie von dem Schufte Dich auf immer befreit hätte; dann die Scheidungsklage einreichen, um einen andern ehrlichen Mann zu bekommen."

„Mein Gott, wer kann denn so verfahren? Sie beten doch auch in Ihrem Vaterunser: „Vergib uns unsere Schuld, wie wir vergeben unsern Schuldigern!"

„Ja, wenn nur der Undankbare das zu erkennen wüßte!"

„Ach, Fräulein, er ist wirklich besser geworden. Er ist sehr freundlich gegen mich und das Kind; er ist sehr fleißig und trinkt nicht mehr; er bemüht sich auf jede Weise, alles Geschehene wieder gut zu machen."

„Wirklich? Und das hältst Du Alles für baare Münze? Willst Du zum dritten Male von ihm ins Unglück gestürzt werden, und zwar so tief, daß Du darin untergehst? Weißt Du, warum er die glatte Seite herauskehrt? Weil er weiß, daß Du jetzt sein einziger Anhalt bist, denn kein ehrlicher Mensch läßt sich mit einem solchen Nichtsnutz ein. Gehört er denn nicht wegen des Diebstahls schon ins Zuchthaus? Und hat nicht schon deßhalb jede Frau das Recht, sich von solchem Auswurf scheiden zu lassen? Und Du nimmst ihn ins Haus? Du glaubst an seine Besserung? Wenn der Verwerfliche Dich nur erst so weit hat, als er Dich haben will, dann wirst Du Deinen Glauben mit Deinem eigenen Elend bezahlen müssen!"

„Wollen Sie sich meiner denn nicht erbarmen?"

„Sogleich, sobald Du den Kerl fortschaffst! Ich will sogar für Dein Kind noch etwas thun, wenn ich nur seinen Vater nicht mehr sehe. Aber so lange Du den Unhold bei Dir hegst und pflegst, hole ich für keinen Pfennig Werth mehr bei Dir. Dabei bleibt es — und dabei muß es bleiben, denn ich meine es gut mit Dir!"

Dabei blieb es auch wirklich, denn das Fräulein ließ durch kein Bitten und Flehen sich bewegen, ihren Entschluß zu ändern.

„Es ist nur zu Deinem Besten," fügte sie hinzu, „ich wollte, ich wäre gleich das erste Mal fest geblieben, es wäre jetzt besser für Dich — wenigstens aber will ich dieselbe Dummheit nicht zum zweiten Male begehen."

Mit diesem Bescheide mußte die Enttäuschte heimkehren.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Nach amerikanischen Blättern vom Mai d. J. hat ein Amerikaner ein Patent für eine ganz neue Art **Wiege** erhalten, welche zwischen zwei auf einer beweglichen Basis errichteten Pfeilern nach dem Prinzipe des Uhrperpendikels geht. Das curiose Instrument läuft mittelst eines Gewichtes in einem der Pfeiler und wird, wenn es aufgewunden ist, 24 Stunden um und um, oder auch kürzere Zeit, und zwar so lange laufen, als die Amme es haben will. Also die Amme — von der Mutter ist nicht die Rede!

Der Pariser „Mont-de-Piété" hat kürzlich ein in seinen Annalen unerhörtes Darleihen gemacht. Ein reicher Fremder soll auf dem Hauptbüreau ein Unterpfand vorgelegt haben, auf welches ihm die Summe von 500,000 Fr. geliehen worden ist. Es besteht in Bijous, Diamanten, werthvollen Spitzen u. s. w. Zum Abschätzen haben die Commissäre nicht weniger als drei Tage gebraucht. Wenn das Faktum wahr ist, daß der Mont-de-Piété zu 9 pCt. borgt, nebst 1/2 pCt. für Commission, so hat der Eigenthümer dieser Pretiosen, wenn er sie einlösen will, nach Verlauf eines Jahres die Summe von 47,500 Fr. zu zahlen nebst dem dargeliehenen Kapitale!

Redaktion, Druck und Verlag von G. Ritter in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

Nro. 90. Freitag, 29. Juli 1853.

Das alte Haus.

(Fortsetzung.)

Nachdem Annie die Schule verlassen hatte, schien sie sich nach einer Art von Gesellschafterin zu sehnen, die sie nicht finden konnte, wo sie sich befand; fast jeder Brief handelte von ihrer Sehnsucht, mich zu sehen, und wirklich wurde mir eine förmliche Einladung, Miß Strickland zu besuchen, von ihrem Vormunde zugesandt. Aber obwohl eine Dame aus unserer Stadt, die im Begriff war, nach London zu reisen, sich erbot, mich mitzunehmen, so wollte doch meine Mutter nichts davon hören, weil die Reise so gefährlich und die Entfernung so groß sey. Ich weiß wohl, daß dies Alles jetzt anders geworden ist, aber zu jener Zeit pflegte man sein Testament zu machen, wenn man nach London ging, und machte sich allezeit auf das Schlimmste gefaßt, ehe man die Reise antrat, aus Furcht, daß man nicht lebendig zurückkommen werde. Annie befand sich ungefähr schon ein Jahr bei ihrem Vormund, als ein Brief von ihr an mich gelangte, worin sie, nachdem sie von einigen Bällen und Gesellschaften erzählt, die sie besucht habe, mir noch mittheilte, daß sie letzthin einem Herrn aus Cornwall vorgestellt worden, Mr. Trevanion; dieser jedoch, da er einen großen Theil seines Lebens im Ausland zugebracht — während der letzten fünfzehn Jahre ganz unausgesetzt —, scheine nur wenig mehr von der Grafschaft zu wissen, wo er geboren sey. Wie es kam, weiß ich nicht, aber mein Herz schien auf einmal eine Art von Eifersucht auf diesen Mr. Trevanion zu fühlen, und in meiner Antwort erwähnte ich dies. Annie's Erwiederung hielt sich nicht lange bei diesem Gegenstande auf, aber sie ließ einfließen: „Du wirst nicht eifersüchtig seyn, wenn ich Dir sage, daß Mr. Trevanion fast zwanzig Jahre älter ist, als meine Wenigkeit; und dann, liebe Eleanor, ist er eine viel zu überlegene Persönlichkeit, um an so ein schlichtes Mädchen zu denken, wie ich bin. Er ist wirklich ein sehr schöner Mann, und sein Ausdruck ist so melancholisch und so geistig, daß ich in der That nicht umhin kann, ein Interesse für ihn zu fühlen, wenn auch natürlich nur ein freundschaftliches."

Um diese Zeit wurde ich vom Fieber befallen, und man sagte mir nachher, daß ich während meiner Krankheit beständig von Annie Strickland gesprochen und im Delirium heftig gekämpft habe, um sie aus irgend einer eingebildeten Gefahr zu retten. Nach einigen Monaten erfolgte meine Genesung: da wurden mir Annie's Briefe übergeben, welche mittlerweile eingegangen waren, nachdem man mir zuvor mitgetheilt hatte, daß sie seit zwei Monaten Trevanion's Gattin sey. Annie schrieb mir in dem ersten Briefe, daß der angebetete Mr. Trevanion sich als Bewerber um ihre Hand erklärt habe; darauf, daß ihr Vormund die Heirath billige, die wirklich eine äußerst vortheilhafte zu seyn schien. Und dann war noch ein anderer Brief da, worin sie sich über mein Stillschweigen beklagte und mich bat, nach London zu kommen, um als eine ihrer Brautjungfern zu fungiren. „Komm doch zu mir, theuerste Eleanor, meine Schulmama!" schrieb sie. „Ich werde mich nicht eher beruhigt fühlen, als bis Du meine Wahl gebilligt hast, noch vollkommen glücklich, bis Du bei mir bist." Auf diesen Brief antwortete meine Mutter mit einem Bericht von meiner Krankheit, und Annie's Erwiederung war schon mit ihrem neuen Namen unterzeichnet.

Wenige Monate nach der Hochzeit hörte ich mit unbegrenztem Entzücken, daß Mr. und Mrs. Trevanion nach Cornwall herüberkommen und ihr Haus zu Tregolph beziehen wollten; und bald nach ihrer Ankunft erhielt ich eine dringende Einladung, zu kommen und sie zu besuchen. Natürlich wurde diese mit Freuden angenommen, und im Monat Mai, vor nun fast vierundsiebenzig Jahren, begab ich mich auf die Reise, hinter unserm alten Diener John auf einem Lederkissen Platz nehmend. In kurzen Stationen legten wir die ganze Entfernung zurück und langten am Abend des zweiten Tages zu Tregolph an; ich

will noch erwähnen, daß wir beim Eintritt in den Park durch eine Allee, eine regelmäßige doppelte Reihe von stattlichen Bäumen kamen, welche uns nach einem schönen kleinen Thorhause führte.

Ich fand Annie nur wenig verändert; sie war noch das nämliche liebe süße Mädchen wie immer, und die Aufnahme ihrer „Schulmama", wie sie mich noch immer mit Lächeln nannte, war so, wie ich sie nur irgend wünschen konnte. Mr. Trevanion war nicht zu Hause; er war in dringenden Geschäften zu einem Freunde gegangen und hatte einen höflichen Bescheid für mich zurückgelassen, worin er sein Bedauern aussprach über seine unvermeidliche Abwesenheit, die jedoch nur von kurzer Dauer seyn sollte. Annie brachte mich auf mein Zimmer, um mich zu erfrischen; und konnte ich auch nur einen flüchtigen Blick um mich her werfen, als ich ihr folgte, so gab mir doch das Ansehen der altmodischen Großartigkeit auf der Hausflur, der Treppe u. s. w. eine hohe Idee von dem Reichthum, welcher jetzt meine Freundin umgab. Mein Schlafzimmer war für mich ein vollkommenes Wunder: obwohl nicht sehr groß, war es doch hoch und wohl proportionirt; die Bettvorhänge waren von goldgelbem Damast und die Wände mit alten doch schönen Teppichen behangen. Ich erinnere mich, daß ein Theil, welcher eine Jahrmarktsscene darstellte, mich sehr amusirte, wo ein Bauernbursche von einer buntgekleideten Dirne beraubt wurde, gerade als er in einem Spiele eine geringe Summe gewann; der Ausdruck auf den verschiedenen Gesichtern in der Gruppe war trefflich gelungen.

Annie fragte mich, ob ich vorzöge, herunterzukommen und mich zu gleicher Zeit ihren Freunden vorstellen zu lassen, oder den Abend zu bleiben, wo ich sey, um mich von den Strapazen meiner Reise zu erholen. Sie habe, sagte sie mir, die beiden Töchter ihres Vormundes zum Besuche, so wie auch einen Herrn, welcher ihren Gatten habe besuchen wollen, und da er ihn nicht angetroffen, bis zu dessen Rückkehr am andern Tage zu bleiben gedenke; auch noch einen geistlichen Herrn, Mr. Treusis, Pfarrer der benachbarten Gemeinde St. Petrock. Von Letzterm sprach sie in Ausdrücken voll enthusiastischen Lobes. Ich besann mich nicht lange, sondern erklärte, daß ich der Gesellschaft unten den Vorzug gebe, denn ich war damals noch jung und meine Lebensgeister hoben sich durch das Vergnügen, welches ich von meinem Besuche erwartete, und durch die Wonne, die ich fühlte, wieder bei meiner Annie zu seyn.

Der Abend floß schnell und vergnügt dahin. Wir sangen, spielten Pfänderspiele und machten nachher in der Freude unseres Herzens ein Tänzchen, wozu uns Annie auf dem Spinett — einer alten Art von Clavier — aufspielte. Endlich trennten wir uns gegen zwölf Uhr und begaben uns in unsere Schlafzimmer, ganz erschrocken, daß es schon so spät sey. An meiner Thür gab mir Annie noch einen Kuß und wir trennten uns mit Andeutungen, wie viel wir uns morgen noch einander zu sagen hätten.

Jetzt, wo ich allein war, mich müde fühlend, suchte ich freudig mein Kopfkissen, und indem ich die Augen schloß, wiederholte ich ein Kinderlied, welches ich von meiner Mutter gelernt hatte und nach ihrer Anweisung immer gleich nach dem Zubettegehen hersagen mußte, was ich niemals versäumte. Ich war eben zu Ende, als ich eine Stimme deutlich flüstern hörte: „Stille!"

Der Ton war ganz nahe, aber nicht in meinem Zimmer. Ich machte die Augen auf und bemerkte einen Lichtschein durch eine offene Thür, welche ich zuvor nicht bemerkt hatte, nahe dem Fußende meines Bettes und der Thür gegenüber, durch die ich eingetreten war. Die Thür war nicht weit offen, sondern stand nur ein wenig vor, und das durch die Oeffnung fallende Licht war nicht eben hell, aber deutlich. Ich hatte nicht große Lust, aus der behaglichen Ruhe aufzustehen, in der ich mich befand; aber noch weniger gefiel mir der Gedanke, daß Jemand zu mir jeden Augenblick unerwartet hereinkommen könnte, und deßhalb stand ich auf, um die Thür zuzumachen. Als ich zu diesem Zweck die Hand anlegte, da hörte ich wieder ganz deutlich flüstern: „Stille!"

Sogleich schöpfte ich den Verdacht, daß Annie's junge Freundinnen irgend einen Scherz vorhätten, dessen Zielscheibe ich seyn sollte, und ich beschloß daher, aufzupassen, und lachte schon im Voraus ins Fäustchen bei dem triumphirenden Gedanken, daß ich das Gelächter gegen sie kehren werde.

(Fortsetzung folgt.)

Er ist mir ja so gut!

(Fortsetzung.)

So sehr sich auch Frau Winter, von dem Fräulein nach Hause zurückgekehrt, bemühte, ihre Stimmung zu verbergen, so brachte sie dies doch nicht zuwege, und ihr Mann mußte aufmerksam werden. Er wartete den Abend ab, wo er mit ihr allein war, und sagte ihr ganz offen, wie er wohl sehe, daß es ihr allein besser gegangen sey, als jetzt, wo er wieder bei ihr wohne.

„Das kann nicht so fort gehen, Gustchen," sprach er weiter, „sonst gehen wir ganz zu Grunde. Wir dürfen nicht darauf rechnen, hier eine Besserung zu

erleben, denn ich sehe es wohl, die Leute mögen mich nicht, darum sind sie bös auf Dich. Du wirst nichts zuzusetzen haben, und wenn Du etwas hättest, so würden wir's besser dazu verwenden, eine Aenderung unserer Lage herbeizuführen."

„O ich hätte wohl noch etwas," fuhr sie heraus, „aber das habe ich für mein Kind bestimmt, und es soll unter keiner Bedingung angegriffen werden."

Sie bemerkte in ihrer Arglosigkeit nicht, welchen Ausdruck Winters Mienen bei dieser Nachricht gewannen und wie seine Augen aufleuchteten vor Freude; gleichwohl fühlte sie Reue, sie wußte nicht warum, nachdem sie ihr Geheimniß preisgegeben.

„Ja," fügte sie ängstlich bei, „nur das Arbeitshaus könnte mich bestimmen, das Geld anzugreifen."

In ihrer Stimme lag etwas von mütterlichem Ernst, daß ihr Mann es nicht für gerathen hielt, dies Gespräch jetzt weiter zu führen. Im Gegentheil war er klug genug, alle Aeußerungen zu vermeiden, welche ihr einen Verdacht hätten einflößen können; dagegen wurde er täglich zärtlicher gegen seine Frau und bedauerte sie um des Kummers willen, den er ihr verursache — ja, er erbot sich sogar, wieder nackt und bloß ins Elend zu gehen und sie allein zu lassen, damit die Gunst der Leute sich ihr wieder zuwenden möchte, bis sie ihn unter Thränen bat, sie mit solchem Ansinnen zu verschonen. Gleichwohl hatte ihr dies Anerbieten recht wohl gethan; es lag doch etwas darin, was das Gerede der Leute Lügen strafte.

Es vergingen wieder einige Tage in sehr gedrückter Stimmung, da lief mitten im Vierteljahr eine Rechnung ein, die das gequälte Paar doppelt erschreckt; denn einmal war dies noch nie vorgekommen und bewies also, daß der Lieferant kein Vertrauen mehr hatte; dann verschlang die Zahlung den ganzen Inhalt der Winter'schen Kasse. Frau Winter zahlte und schwieg; als aber der Mann hinaus war, der das Geld eingefordert, stürzte sie in ihre Schlafkammer nach hinten, um sich auszuweinen. Da hatte sie etwa ein halbes Stündchen gesessen, als ihr Mann hereintrat, ohne daß sie es bemerkte, und sie dann plötzlich mit einem Kusse umfing. Er sagte nichts, trocknete ihr aber mit seinem Schnupftuch die Thränen ab und empfahl sich wieder mit einem Kusse, indem er auf einen Schrei des Kindes hinauseilte, um nach ihm und den paar Gästen zu sehen.

„Und das Alles sollte Heuchelei seyn?" sagte sie für sich. „O nein — er konnte sich wohl einmal verirren; aber — er ist mir ja so gut!"

Das trocknete für den Augenblick den Strom ihrer Zähren, obwohl ihre Lage äußerlich ganz dieselbe blieb.

Wie die Zahl der Gäste in den letzten Wochen sehr abgenommen, so hatten auch heute nur wenige den Keller besucht und waren früh wieder fortgegangen; es war eben, als ob Niemanden dort mehr wohl seyn könnte. So traurig das an sich war, für diesmal war es Herrn Winter erwünscht, um recht früh zu seiner Frau zu gelangen. Warum? Trieb ihn die ungestüme Liebe oder der Wunsch, sie zu trösten? — Er traf sie in der Kammer am Bett des Kindes, nahm sie auf seinen Schooß und liebkoste sie.

„Der Zuspruch bei uns wird doch immer geringer, Detlev," begann sie nach einer Weile. „Was hab' ich den Leuten doch gethan? Sie werden eben so pünktlich wie früher, ja noch pünktlicher besorgt, und doch — und doch —"

„Ja, Kind, es wird mit jedem Tage klarer, hier ist's mit Deinem Geschäft vorbei."

„Aber was beginnen?"

„Was uns helfen, vielleicht noch einmal reich machen kann, ist nur Eins, Gustchen. Mach' Alles, was Du hast, zu Geld — verkaufe Dein Geschäft und geh' mit mir nach Amerika!"

„Mein Gott, Detlev, wie erschreckst Du mich!" rief sie und sprang unwillkürlich von seinem Knie herunter.

„Liebes Kind, es ist der beste Rath, den ich Dir geben kann. Hier ist's aus — wir müssen in eine Gegend, in ein Land, wo man sich vor Niemanden zu scheuen und Keinen zu fragen hat, wenn man ein Geschäft anfangen will. Dort kennt uns auch Niemand und wir haben weder Freund noch Feind daselbst."

„Aber Du hast doch nichts dort ausgerichtet!" warf sie ein.

„Ich habe mein Lehrgeld bezahlt und kenne nun dort Weg und Steg, so daß ich sicher bin, nicht fehl zu gehen. Auch bin ich vor Betrug gesichert und weiß, was man dort beginnen muß, um zum Zweck zu gelangen. Und wenn ich das bedenke, sind meine Erfahrungen doch wahrlich nicht zu theuer bezahlt."

Der Funke war einmal hineingeworfen und der Zunder des Gedankens glomm weiter, so daß Frau Winter in der Nacht nicht zu schlafen vermochte. Sie sah sich fortwährend auf dem Meere und alle Gefahren desselben drohten ihr; dann fiel es ihr ein, daß sie keinen Bekannten mehr wiedersehen und in fremder Erde begraben werde, und am Morgen befand sie sich in fieberhafter Aufregung. Da war indeß ihr Mann flink bei der Hand mit besänftigenden Worten und tröstender Zusprache. Er sagte, sie solle nur, da ihr nicht wohl sey, im Bette liegen bleiben, er wolle Alles auf's Beste besorgen. Er ließ ihr zwei niederschlagende Pülverchen holen und machte ihr eine stärkende Limonade zurecht; er bemühte sich so artig und mit so sichtbar zärtlicher

Sorgfalt um sie, daß ihr Blut und ihre aufgeregte Phantasie bald ruhiger wurde und sie sich wieder wohl fühlte.

„Er hat sich doch wirklich gebessert," dachte sie, „und ich sehe es klar, wenn er auch den leichtsinnigen Streich gemacht: er ist mir ja so gut!"

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

(Der Tod einer Säuferin.) Die Frau eines Fabrikanten zu Berlin, welche schon seit langer Zeit dem Trunke in hohem Grade ergeben war, hat in den letzten Wochen, ohne daß sie auffälliger Weise von ihren Angehörigen daran gehindert worden, so viel getrunken, daß sie 14 Tage lang gar nicht zur Besinnung gekommen ist. Sie hat in wenigen Tagen eine ungeheure Standflasche voll Punschextrakt, mehrere Quart haltend, consumirt. Zuletzt hat sie Alles getrunken, was sie nur bekommen konnte, selbst Spiritus, Schwefelsäure und scharfen Essig. In dieser rasenden Leidenschaft ist sie in der Abwesenheit ihres Mannes an dessen Schrank gegangen und hat dort den Inhalt mehrerer Flaschen verschlungen, deren dieser für seine Fabrikation bedarf. Eine der Flaschen enthielt aber Blausäure, durch welche das Weib sofort getödtet wurde. Man fand sie auf der Erde liegend, eine leere Wasserkelle in der einen, eine saure Gurke in der andern Hand; wahrscheinlich hatte sie durch Wasser zuletzt den Brand in ihrem Innern stillen wollen.

(Der fuirige Brodtarif.) In einem schwäbischen Orte, wo man wußte, daß die Ortspolizei die Bäcker nicht mit einem allwöchentlichen Brodtarif belästige, wurde ein Bäckerlehrling, welcher einen Korb voll Brod in ein Wirthshaus brachte, von einigen spaßhaften Gästen gefragt: nach welchem Tarif denn bei ihnen gebacken werde? — „Ei, wir brauchen keinen Tarif," war die Antwort des Lehrlings, „ich und der Gesell richten uns nach dem Meister." — „Wie ist das zu verstehen?" — „Nun, wenn der Meister mit einem fuirigen Gesicht aus der Schranne kommt, so hat es aufgeschlagen; dann war er auch beim Wein, und ich und der Gesell machen 's Brod kleiner." — „Wenn aber der Meister mit keinem feurigen Gesicht kommt, was geschieht dann?" fragte wiederum ein Gast. — „Ja dann hat's abgeschlagen." „Und was geschieht dann?" frugen nun sämmtliche Gäste. „Dann lassen wir's beim Alten!" sagte der Junge und ging seiner Wege.

(Die Aufführung von Schiller's „Wilhelm Tell" in London.) Am 13. d. fand die Aufführung dieses Stückes im deutschen Theater zu St. James vor einem außerordentlich zahlreichen Publikum mit dem glänzendsten Erfolge statt. In der Rütli-Scene machte das Chorsprechen einen überraschenden Eindruck, während dicknervige Stock-Engländer am dankbarsten für die beklemmende Spannung in der Apfel-Scene waren, und die Selbstrettung aus Geßler's Kahn rief einen Jubel hervor, wie er bei der Nachricht von einem Sieg der Türken über die Russen nicht herzlicher losbrechen könnte. Alle glänzenden Momente der Darstellung einzeln anzuführen, erlaubt der Raum nicht; nur so viel sey bemerkt, daß alle Kräfte der Gesellschaft ins schönste Licht traten.

(Theaterschulen zu Paris.) Das Theaterblatt „l'Argus" enthält folgende Notiz: Hundertundzwanzig junge Leute beiderlei Geschlechts haben sich seit dem Anfang des Jahres angeboten, im Conservatorium oder bei den Direktoren der s. g. Theaterschulen sich zu Schauspielern auszubilden. Darunter befinden sich: 28 Personen — Offiziere, Ladendiener, Söhne, Töchter oder Neffen von Offizieren; 18 Schriftsetzer, 8 Hutmacher, 13 Schuster, 1 Schreiner, 2 Goldschläger, 4 Studenten und 8 Schreiber bei Notären. Diese sind sämmtlich aus Paris. Die aus den Provinzen kommenden Theaterkandidaten sind entweder Söhne von Schauspielern oder junge Leute von guter Familie, welche längst bei Theaterdirektionen angestellt sind.

(Schnelligkeit der Brieftauben.) Tauben, welche der Gesellschaft „l'Hirondelle" gehören und am 19. d. M. Morgens von Paris nach Angouleme gesendet wurden, sind denselben Tag um 2 Uhr Nachmittags wieder in Paris eingetroffen. Sie waren Morgens 8 Uhr ausgeflogen und haben also in 6 Stunden 120 Lieus zurückgelegt.

(Für Freunde der Archäologie.) Am 8. d. M. wurde zu Abfaltersbach im Pusterthale (Tyrol) ein interessanter Fund gemacht. Arbeiter waren beschäftigt, unweit der Straße für einen Bau Steine zu sprengen, als sie plötzlich beim Aufgraben des Bodens auf mehrere Silbermünzen stießen. Dadurch aufmerksam gemacht, suchten sie weiter nach und brachten über 200 Stück Münzen, ungefähr in der Größe eines bayerischen Sechsers, zusammen. Sie stammen aus der Zeit von 1350—1380, sind meist tyrolischen Ursprungs, doch sind auch fremde darunter, und zwar von Padua, Aquileja und Venedig. Eine ziemliche Anzahl kam ins Museum nach Innsbruck.

Redaktion, Druck und Verlag von G. Ritter in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

Nro. 91. Sonntag, 31. Juli 1853.

Das alte Haus.

(Fortsetzung.)

Ich nahm meinen Mantel, warf ihn um, öffnete vorsichtig die Thür und guckte hinaus. Ich fand, daß die Thür vier Stufen hinabführte zu einer langen und hohen Gallerie, wo in Zwischenräumen fünf oder sechs Wachskerzen brannten, welche auf Wandleuchter gesteckt waren; aber das Licht, das sie verbreiteten, wenn auch hinreichend, um den Weg durch die Gallerie zu zeigen, war doch keineswegs hell. Die Stufen und der Fußboden der Gallerie waren mit rothem Tuche bedeckt. Linker Hand befanden sich mehrere hohe Spitzfenster mit kleinen rautenförmigen Glasscheiben, durch die das Mondlicht herein schien; und rechter Hand neben den Stufen außerhalb meines Zimmers war eine breite Treppe, die zu den unten befindlichen Stuben zu führen schien.

Ich war neugierig, zu sehen, was vorginge, und nach kurzem Schwanken trat ich hinab in die Gallerie. Als ich die Treppe vorbei war, bemerkte ich, daß eine Reihe von Thüren zu einer ganzen Suite von Schlafgemächern zu führen schien, und ungefähr in der Mitte der Gallerie fand sich noch eine andere Treppe, schmäler als die erste, und, so gut es anging, erhellt durch eins der hohen Fenster, welche sich längs der andern Seite der Gallerie befanden und nach einem Theile der Lustgärten zu gehen schienen, wenigstens konnte ich deutlich wahrnehmen, wie die Bäume sich im Winde bewegten und die Blätter, vom Thau benetzt, im Mondschein glänzten.

An der zweiten Treppe stand ich furchtsam still und war darauf bedacht, nach meinem Zimmer zurückzukehren; aber als ich weiter vor mir hinsah, wurde ich ein Licht gewahr, welches durch eine am Ende der Gallerie befindliche Thür hindurchschimmerte. Ich weiß nicht, was mich trieb, aber ich konnte dem Wunsche nicht widerstehen, zu erforschen, woher das Licht komme, und so schritt ich denn leicht und still weiter, bis ich in ein Zimmer gelangte, welches, wie es mir schien, das Ende der Gallerie bildete.

Es war ein prachtvolles Schlafgemach. Der Thür gegenüber, durch die ich hineingekommen war, befand sich ein großes Fenster, welches mit langen und schweren Vorhängen von reichem Carmoisinbrokat behangen war. Bei dem Fenster stand ein schöner Toilettetisch, auf welchem eine Menge von weiblichen Schmucksachen glänzte, als wären sie in der Eile hingeworfen; auch stand auf demselben ein silberner Armleuchter mit brennenden Wachskerzen, von denen das Licht ausging, welches ich gesehen hatte. Zur rechten Seite befand sich ein Bett, gleichfalls mit Carmoisinbrokat umhangen, und neben demselben auf vergoldetem Gestell eine Marmorplatte, worauf ein Herrenhut lag. Die Wände waren mit schönvergoldetem spanischen Leder austapezirt und der Fußboden mit einer eigenthümlichen Art Teppichen bedeckt, Bäume mit bunten Vögeln darstellend. Ich weiß nicht mehr, wie es kam, daß ich dies Alles gleich bemerkte, wiewohl mir nachher jedes Einzelne so deutlich erschien, als hätte ich Stunden lang bei der Anschauung desselben zugebracht.

Mit Einemmale sah ich, daß Jemand in dem Bette lag, und in diesem Augenblick war meine ganze Aufmerksamkeit auf die darin liegende Person gerichtet. Ein junger Mann, dem Anschein nach etwa fünfundzwanzig Jahre alt, lag in dem Bette, augenscheinlich im Schlafe des Rausches begraben. Sein Haar und Bart waren schwarz und glatt; seine Stirn war niedrig, aber blendend weiß; der untere Theil des Gesichtes war unedel: ein großer Mund und dicke Lippen; die Züge des Mannes trugen das Gepräge der Ausschweifung. Ich fürchtete nicht, daß er aufwachen möchte, denn sein Zustand glich mehr der Gefühllosigkeit eines Betrunkenen, als einem natürlichen Schlafe.

In dem Wunsche, mich umzusehen, war ich schon weit ins Zimmer hineingetreten, als das Geräusch

herannahender Fußtritte auf der Gallerie mich aufschreckte: auf einen Augenblick schickte ich mich zur Flucht an, aber es war nur die eine Thür im Zimmer, und der Schimpf, in einer so zweifelhaften Stellung ertappt zu werden, machte mich schwanken. Aber da war keine Zeit zur Ueberlegung: die Fußtritte kamen näher, und ohne einen andern Wunsch, als den, der Beobachtung zu entgehen, sprang ich hinter die Vorhänge, welche das Fenster bedeckten, und verbarg mich daselbst.

Ich sah mit einem Blicke, daß auch dieses Fenster auf den Park hinausging, denn der Mond schien helle. Begierig wandte ich meine Augen, um zu sehen, wer hereintrete, denn ich hegte die Hoffnung, daß es vielleicht Annie Strickland oder vielmehr Mrs. Trevanion seyn werde, die mich nach diesen Gemächern gehen gehört habe und mich wahrscheinlich jetzt überraschen und wieder nach meinem Zimmer geleiten wolle, — und dann würde Alles recht gut gegangen seyn. Doch diese Hoffnung wurde eben so schnell vereitelt, wie sie entstand, denn es trat eine Dame ins Zimmer, welche ich noch nie gesehen hatte; sie war ausgezeichnet schön, aber ihre Schönheit trug einen Charakter, welcher ganz und gar mit der meiner sanften Annie contrastirte. Sie trug ein reiches Kleid von blaßrother Seide, gestickt mit silbernen Blättern und Blumen; Diamanten prangten an ihrem Busen, ein Diadem von kostbaren Steinen umwand ihre hohe Stirn und Hals und Arme strahlten von Juwelen. Als sie die Schwelle überschritt und die Thür hinter sich zumachte, bemerkte ich, daß ihr Schritt von Kühnheit zeugte, daß sie mit stolzer Miene den schönen Hals in die Höhe warf, und ihr Auge funkelte wie von einem geheimen Triumph; auch lag ein Lächeln auf ihren Lippen — ein Lächeln befriedigter weiblicher Eitelkeit. Ueberhaupt sah ich niemals ein so schönes und lebensvolles Weib, wie jene fremde Dame.

Sie hatte erst wenige Schritte ins Zimmer gethan, als ihr Blick auf den Schläfer im Bette fiel; ihr plötzliches Stutzen zeigte, daß der Anblick unerwartet war, und die Farbe des Zornes, welche Hals und Gesicht überzog, die geballte Hand und der finstere Blick zeigten, wie wenig er ihr erwünscht kam. Sie trat an's Bett und erhob die kleine Hand, als wollte sie dem Menschen, wie er da lag, einen Schlag versetzen; doch sie wandte sich hinweg und durchschritt einige Minuten lang das Zimmer in ungeduldiger Aufregung. Darauf stand sie wieder still und warf einen strengen Blick auf den Schlafenden, schüttelte aber dabei den Kopf; ich sah jetzt auch ihre Lippen sich bewegen, als sie sich wieder umwandte, um das Zimmer zu durchschreiten. Als sie auf ihrem Gange sich dem beim Fenster befindlichen Toilettetische näherte, da konnte ich sie sehr deutlich sehen: die Röthe auf ihrem Gesichte hatte sich verloren und eine todtengleiche Bläße hatte deren Stelle eingenommen; ihre Züge waren strenge, und ihre Lippen, noch vor wenigen Minuten so rosig und lächelnd, waren jetzt zusammengedrückt und bleich. Indem die Dame an den Toilettetisch trat, fielen ihre Augen auf den darauf befindlichen Spiegel: sie fuhr eilig mit der Hand an die Stirn, als wollte sie den wunderlichen Ausdruck hinwegwischen, den sie in dem Spiegel erblickte, und als sie dies that, sah ich im Scheine des Lichtes einen Brautring an ihrem Finger glänzen. Mit einem Blicke von Spott und Haß zog sie ihn vom Finger, warf ihn auf den Boden und trat ihn mit Füßen.

In diesem Augenblick erregte eine Bewegung in dem Bette ihre Aufmerksamkeit und sie näherte sich demselben. Der Schläfer hatte ein wenig seine Lage verändert, und als sie zu ihm trat, öffnete er die Augen und schaute sie an. Im ersten Moment war sein Blick ungewiß; darauf jedoch erkannte er sie augenscheinlich und ein höhnischer Blick trunkenen Spottes zeigte sich auf seinem ganzen Gesichte. Er sprach mit ihr — wenigstens sah ich, daß er sprach, aber nicht ein Wort drang zu meinen Ohren — es schien, als wäre ich plötzlich von Taubheit befallen, aber die Handlung war nicht zu verkennen. Er schien sie zum Besten zu haben und ihr gewisse entehrende Anträge zu machen. Die Dame antwortete nicht, aber ihre Augen funkelten und ihre Lippen bebten vor unterdrückter Wuth. Mit einem trunkenen und satanischen Hohngelächter, welches ich hören konnte, streckte der Mann die Arme aus. Bei dieser Bewegung entblößte sich seine Brust, und mit der Schnelligkeit eines Gedankens zog die Dame aus einem Theile ihrer Kleidung einen kleinen Dolch hervor und stieß ihm die Klinge ins Herz. Mit einem Starren des Entsetzens riß der Unglückliche die Augen auf, seine Glieder zuckten einen Augenblick, und darauf war Alles ruhig.

Fest und bewegungslos blickte die Dame auf ihr Werk; ihr Gesicht glich mehr noch einer Leiche, als das ihres Opfers. Sie machte keinen Versuch, den Dolch zurückzuziehen, sondern stand mit zusammengelegten Händen da, so weiß und so still wie eine Marmorstatue.

Ich vermag nicht zu beschreiben, was ich während dieser schrecklichen Scene fühlte. Ich war wie durch Zauber gebannt und unfähig, mich zu bewegen oder einen Laut hervorzubringen. In diesem Augenblick vernahm ich ein leises Klopfen an die Thür, das sich dreimal wiederholte, als wäre es ein verabredetes Zeichen; allein die Dame schien unempfindlich gegen Alles außer der Schreckensscene, die sie vor ihren Augen hatte. Das Zeichen mittelst dreimaligen leisen Klopfens an die Thür wurde wiederholt

und darauf flüsterte eine Mannsstimme in vorsichtigem, gleichwohl leidenschaftlichem Tone: „Edith! Edith!"

(Fortsetzung folgt.)

Er ist mir ja so gut!

(Fortsetzung.)

Herr Winter war aus Ueberlegung und Instinkt so klug, diesen Tag nichts mehr zu erwähnen. Er wußte, die Gelegenheit brauchte nicht vom Zaun gebrochen zu werden. Am nächsten Tage kam seine Frau von einem Ausgange heim, setzte sich in den Winkel und fing an zu weinen. Er war sofort mit jener Zärtlichkeit bei der Hand, die ihm das Herz gewonnen, und hörte das schmerzliche Geständniß, sie habe auf dem Markte eine Schulkamerädin gegrüßt, und diese habe sich mit Verachtung abgewandt.

„Du siehst, liebes Kind," flüsterte er ihr zu, „für Dich und mich gibt's keine andere Hilfe und kein anderes Mittel, als was ich Dir gesagt habe. Glaub' mir, ich würde gleichfalls lieber hier bleiben und neben Dir an unserem Fortkommen arbeiten — warum soll man in der Ferne suchen, was man in der Nähe haben kann? — aber ich sehe keinen andern Ausweg."

Sie schwieg, während er hinging, Kunden zu bedienen. Aber allerlei ging ihr im Kopfe herum. Der Auftritt am Altar stellte ihrer Einbildungskraft sich dar — die Glückwünsche Derer, welche sie nach der Kirche begleitet, tönten in ihren Ohren, und vor Allem jene Worte des Geistlichen, der ihren Bund gesegnet: „Dein Gott soll mein Gott seyn, und wo Du stirbst, da will ich auch begraben werden."

Diese Worte wurde sie nicht wieder los; wo sie ging und stand, hallten sie in ihrem Herzen wieder, und diese Worte waren es auch, welche ihren Entschluß endlich bestimmten.

„Ich habe ihm vor Gott gelobt," sagte sie sich, „ihn nicht zu verlassen und ihm überall hin zu folgen, wohin die bösen Menschen uns treiben werden."

Diesen Abend, als Kasse gemacht, d. h. das eingenommene Geld gezählt wurde, war die Summe gegen früher so bedenklich zusammengeschmolzen, daß dem armen Weib ein wahres Grauen vor der Zukunft ankam. Sie sank ihrem Manne wie erschöpft in die Arme und sagte:

„Du hast Recht, wir müssen weg von hier! — Zusetzen das Bischen, was ich mir abgedarbt, will ich nicht erst — das soll 'mal meinem Kinde gehören."

„Du bist also entschlossen, Gustchen?"

„Ja, mach's bekannt im Intelligenzblatt. Wir verkaufen den ganzen Kram mit einem Male — und fort, fort von hier — je eher, desto lieber!"

Am nächsten Tage machte sich Winter an einen kassirten Gerichtschreiber, der ihnen als Stammgast treugeblieben war, und dieser fertigte für das Intelligenzblatt eine Anzeige, welche geeignet schien, den Kauflustigen den Mund so wässerig als möglich zu machen. Verhältnisse halber — hieß es darin — sollte ein in höchster Blüthe stehendes Viktualien- und Kellergeschäft mit dem Inventar und allen Vorräthen sogleich verkauft werden.

Weil aber das möglicher Weise ein langwieriges Geschäft war, so wurde mit Bewilligung der Frau Winter der „Kassirte" gewonnen, für ein gut Stück Geld unter der Hand einen ordentlichen Käufer ausfindig zu machen. Dieser ging auf das Geschäft ein und stöberte richtig eine Köchin auf, welche die Prämie aus dem Gesindefond erhalten und die Ersparnisse eines Hausknechts — wollt' ich sagen, einen Hausknecht mit seinen Ersparnissen heirathen wollte. Dieser hüpfte das Herz vor Freuden, daß ihre höchsten Wünsche endlich Befriedigung finden sollten; sie wußte sich von einem Verwandten das noch fehlende Geld zu verschaffen und kaufte das Geschäft um einen Preis, den Winters zwar gefordert, aber durchaus nicht zu hoffen gewagt hatten.

Wie Frau Winter es gewünscht, war das Geschäft in der größten Stille abgemacht worden.

Als Fräulein Bitterlich bei ihrem Morgenkaffee zu ihrem Aerger und Erstaunen die Sache erfuhr, befand sich Herr Winter mit Frau und Kind schon auf dem Wege nach Bremen, um von dort nach New-York unter Segel zu gehen.

„Also wirklich mit dem Landstreicher durchgegangen!" sagte sie mit merklichem Nasenrümpfen — „nun, ich sehe sie noch wiederkommen, arm, elend, krank und abgezehrt, wie das immer so geschieht."

Dazu war freilich zunächst keine Aussicht, denn bald schwebte Winter mit seiner Frau zwischen Himmel und Wasser der neuen Welt entgegen. Auch fiel im Verlaufe der Fahrt nichts vor, was der Entführten ernstliche Reue hätte einflößen können. Daß sie bisweilen auf dem Verdeck an den Mast gelehnt stand und einige Seufzer als Grüße nach Berlin sandte, mußte man wohl natürlich finden, denn sie war ja allerdings nicht gern gegangen; doch dann kam jedesmal ihr Mann und tröstete, ihr die Wange klopfend:

„Nicht verzagt, Gustchen! es wird bald besser werden!"

Was sie unangenehm berührte, war nur der Umstand, daß sie unter den Passagieren den Agenten erblickte, der ihr in Berlin vor dem heimlichen Ent-

weichen Winter's schon so widerlich und verhaßt geworden war. Der gute Gatte beruhigte sie indeß auch darüber, indem er sagte:

„Das ist doch etwas rein Zufälliges, Kind; man kann sich doch die Leute nicht aussuchen, mit denen man fahren will. Der Mann braucht uns nicht, denn er besitzt in Buffalo zwei Häuser; aber auch ich brauche ihn nicht mehr — ich kenne jetzt selbst die Fährte, auf der man laufen muß."

Der Agent sah ihr zwar nicht nach zwei Häusern, wohl aber, wie dies früher nicht der Fall gewesen, etwas schäbig aus; indeß was ging sie es an, wenn er sogar keine zwei Rockschöße besessen hätte? Sie sah den widrigen Menschen auch einige Mal mit ihrem Manne sprechen; allein warum sollte er nicht? er konnte ihn ja leiden.

Nur ein Unglück mußte Frau Winter fast gegen das Ende der Fahrt erleben: das Kind erkrankte und sie durfte drei Tage und drei Nächte das Lager desselben nicht mehr verlassen; dabei mußte sie die größte Sorgfalt anwenden, ehe die Gefahr vorüberging. Während dieser Zeit benahm sich ihr Mann, den dieser Unfall als Vater doch auch berühren mußte, etwas theilnahmlos, wie es ihr schien, denn er löste sie nicht einmal ab. Aber sie entschuldigte ihn selbst mit den Worten:

„Die Männer sind in dieser Hinsicht immer hart, dergleichen ficht sie nicht sonderlich an."

Das Kind erholte sich wieder und die Sache war vergessen.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Aus dem Würtembergischen berichtet das „D. Volksbl." folgende ergötzliche Geschichte: „Bei einem Oberamte erschienen kürzlich sechs „Gutedel" aus der Gemeinde D. mit dem Vorbringen: sie hätten erfahren, daß die Anatomie zu Tübingen die Cadaver noch lebender Menschen per Exemplar mit 10 fl. zahle; sie alle sechs seyen um diesen Preis zu haben und wollten daher den Herrn Oberamtmann um seine Vermittlung zur Abschließung eines diesfallsigen Contrakts ersuchen. Der betreffende Beamte gerieth natürlich in nicht geringes Erstaunen über diese Anmuthung und fragte sofort nach den Gründen einer solch originellen Industrie. Natürlich klagte einer wie der andere über Noth und Hungersterben und über die erbarmungslose Härte, mit der die Lokalarmenpfleger und die wohlhabenden Bürger zu D. der Armuth und dem Elende Herz und Ohr verschließen u. s. w. Der Herr Oberamtmann war sonach gar bald überzeugt, daß er es mit den sechs Bravsten von D. zu thun habe, versprach Abhilfe und citirte sogleich den Schulzen. Dieser wies in einer umständlichen Einvernahme nach, daß vier von jenen Sechsen schon seit längerer Zeit an einer von der Gemeinde auszubessernden Straße beschäftigt seyen und täglich 32 kr. verdienten; die zwei andern litten als Waldhauer und Taglöhner, denen es in D. nie an Arbeit fehle, durchaus keine Noth; alle sechs zusammen seyen aber habituelle Schnapssäufer, die erwiesener Maßen von dem Taglohn weg und nach der Oberamtskanzlei gelaufen seyen, in der zuversichtlichen Meinung, sie würden auf ihre Leichname sogleich einige Gulden Draufgeld bekommen. Nach sothanem Stand der Dinge beschied der Oberamtmann die Sechse wieder und eröffnete ihnen, daß er sich über ihre Lage habe sorgfältig unterrichten lassen und deßhalb ihr Vorhaben ganz erklärlich finde, und daß die Anatomie in Tübingen auf die ihr gemachte Offerte um so bereitwilliger eingegangen sey, als es ihr gegenwärtig gerade an einem Cadaver fehle; sollte daher der Contrakt vollständig zu Stande kommen, so müsse einer von ihnen in den nächsten acht bis zehn Tagen eingeliefert werden. Es frage sich nun, welcher am meisten Lust hiezu habe. Kleinlaut und mit verblüfften Gesichtern schlichen sich die Sechse davon und wir glauben schwerlich, daß das Messer des Prosectors mit ihren Schnapsknochen je Bekanntschaft machen wird."

(Nordpolarisches.) Von der russischen Regierung ist der englischen mitgetheilt worden, daß von Eingeborenen an der Mündung des Obi in Sibirien in der See gläserne Kugeln oder Flaschen gefunden worden. Man hofft in denselben möglicher Weise Nachrichten von Franklin's Expedition zu erhalten, da die Strömung vom Nordpolarmeer längs Sibirien her treibt, und man hat bereits um Uebersendung der Flaschen gebeten.

(Interessanter Fund.) Man schreibt aus Messina vom 7. Juli: Indem man bei der Stadt Taormina, an der Stelle, wo sich die im Jahre 784 vor Christi Geburt gegründete Colonie Naxos befand, in der Erde grub, hat man vier irdene Urnen gefunden, welche an dreitausend griechische Kupfermünzen enthielten aus dem 6., 5. und 4. Jahrhundert vorchristlicher Zeitrechnung. Dieselben sind an das Museum zu Neapel geschickt worden.

Die jüngst von Hamburger Kaufleuten ersteigerte Ankerkette des bei Eckernförde eroberten „Christian VIII." ist 1200 Fuß lang, 6¾ Zoll dick, 60 000 Pfd. schwer und besteht aus sogenanntem Kroneisen.

Redaktion, Druck und Verlag von G. Ritter in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

Nro. 92. Dienstag, 2. August 1853.

Das alte Haus.

(Fortsetzung.)

Es war seltsam, daß ich überall nur hie und da ein Geflüster hörte, und daß, obgleich ich die Lippen der Sprechenden sich bewegen sah, ich doch wieder keinen Ton vernehmen konnte. Doch ich will fortfahren. Die Thür wurde vorsichtig geöffnet, und ein junger Mann trat ins Zimmer. Er war hoch gewachsen und dunkel gekleidet. Er hatte schwarze Augen, einen zierlichen seidenartigen Schnurrbart und dunkellockiges Haar. Gesicht und Gestalt waren äußerst schön. Nachdem er eingetreten, blieb er einen Augenblick an der Thür stehen, trat darauf hervor an's Bett und betrachtete die Leiche mit entsetztem Blick. Darauf redete er mit der Dame auf ernste, jedoch flüchtige Weise, als wie wenn er sie nach etwas fragen wollte; sie aber antwortete mit einem Ausdrucke der Verzweiflung und Todesangst. Der junge Mann bückte sich darauf, ergriff die Hand des Todten, legte dessen noch nicht ganz erstarrte Finger um den Griff des Dolches, damit es schiene, als hätte er sich mit eigener Hand den tödtlichen Stich versetzt.

In diesem Momente verließ ich, einem unwiderstehlichen Drange folgend, meinen Versteck hinter dem Vorhange, kam langsam näher und stand vor dem schuldigen Paare. Mit festem Blicke sah ich den Herrn an — er erwiederte mir mit einer Miene von Ueberraschung und Schreck. Dies dauerte jedoch nur eine kurze Weile, denn die Dame sank mit einem lauten und entsetzlichen Schrei convulsivisch zu Boden.

Gott steh' mir bei, Gertrude! — (sagte die alte Dame bei diesem Theile ihrer Erzählung) — sind gleich vierundsiebenzig Jahre seitdem verflossen, so sind mir doch alle die Schrecknisse jener entsetzlichen Nacht immer noch auf's Lebendigste gegenwärtig. Mich schaudert noch immer, wenn ich mir jenes Angstgeschrei zurückrufe, und wenn ich an den wilden Schreck zurückdenke, womit ich bei dem ersten Tone jenes überirdischen Geschreies vor dem jungen Manne vorbeisprang und durch die Gallerie fortschlüpfte. Der Schrei, gemischt mit wilden Ausbrüchen von krampfhaftem Gelächter, tönte noch in meinen Ohren, als ich davon eilte, und in der Mitte der Gallerie hörte ich überdies noch, wie die Schritte des Herrn mir nachfolgten. Ich lief, ich flog, es schien mir selbst, als ob ich den Boden nicht berührte. Ich erreichte die Stufen, stürzte in mein Zimmer und nahm meine letzten Kräfte zusammen, die Thür zuzuschließen. Der Herr kam mir nicht nach in mein Zimmer, sondern wandte sich plötzlich die Haupttreppe hinunter, und ich glaubte zu derselbigen Zeit dunkle Schattengestalten die engere Treppe von unten heraufeilen und in das soeben von mir verlassene Gemach hineinstürzen zu sehen. Aber der Kopf schwindelte mir vor Schreck, meine zitternden Hände vermochten kaum den Schlüssel umzudrehen und den Riegel vorzuschieben; ich erinnere mich übrigens ganz deutlich, daß ich beides that und darauf, unfähig zu jeder ferneren Anstrengung, ohnmächtig niedersank. Ehe jedoch das Bewußtseyn mich völlig verließ, wurde ich gewahr, daß die Thür, durch die ich zuerst hereingekommen, offen war und Annie Strickland in Begleitung einiger Dienerinnen bleich und aufgeregt hereinstürzte.

Ich glaube, daß ich eine Zeitlang im Zustand der Ohnmacht zubrachte; als ich jedoch wieder zu mir kam, lag ich in meinem Bette und sah den guten alten Geistlichen, der auf Besuch im Hause war, neben mir stehen und solche Stärkungsmittel versuchen, wie seine Erfahrung sie ihm an die Hand gab. Die arme Annie stand bleich und erschrocken an meiner Seite, aber sobald ich's vermochte, bat ich sie dringend, sich mit den Mädchen zurückzuziehen und mich mit Mr. Trefusis allein zu lassen. Als sie fort waren, begann ich in großer Aufregung:

„Ist er völlig todt? Aber ach! ich weiß ja, daß er's ist. Wo sind sie — die Dame und der junge Herr?"

„Bestes Kind," sagte Mr. Trefusis, „Sie haben einen bösen Traum gehabt und sich noch nicht wieder erholt."

„Einen Traum?" rief ich aus. „Wissen Sie denn gar nichts davon? Nein, nein, es ist kein Traum! Ich bin heute Nacht Augenzeugin von einer entsetzlichen Mordthat gewesen. Gehen Sie nur geradeswegs durch jene Gallerie — dort — und in dem Endzimmer werden Sie den Ermordeten finden."

„Meine beste Miß," sagte Mr. Trefusis, „Sie befinden sich wirklich in einer Täuschung; da ist ja gar keine Gallerie, wo Sie hinzeigen."

„Keine Gallerie? Wohin führt denn die Thür da?" rief ich.

Mr. Trefusis stand von seinem Stuhle auf, zog meine Bettgardine zurück und zeigte mir, daß sich dort keine Thür befand, sondern daß die Wand überall mit den Teppichen behangen war, von denen ich bereits gesprochen. Ganz erschrocken erhob ich mich im Bette und sagte, nach Luft schnappend:

„Heben Sie nur den Teppich in die Höhe; ich weiß, es war dort eine Thür vor einer oder zwei Stunden, denn ich bin hindurch gegangen."

Ohne ein Wort zu sagen, hob Mr. Trefusis den Teppich, und es war dort wirklich keine Thür! Wo ich eine zu finden erwartet hatte, da füllte ein solides Stück Maurerarbeit, offenbar aus neuerer Zeit als der übrige Theil der Wand, einen Raum aus, welcher augenscheinlich einst eine Thüröffnung gebildet hatte.

„Wann ist denn aber jene Thüröffnung zugemacht worden?" fragte ich.

„Es sind jetzt etwa vierzehn oder fünfzehn Jahre her," sagte Mr. Trefusis, „daß Mr. Trevanion vom Auslande her Ordre gab, die Gallerie niederzureißen, zu der sie führte, und natürlich wurde die Thür zugemauert."

„Was hat denn Sie alle nach meinem Zimmer geführt," fragte ich weiter, „als ich in Ohnmacht fiel?"

„Der Ton Ihres krampfhaften Geschreies," erwiederte er; „durch diesen wurden wir aus dem Schlafe geweckt, und natürlich eilten wir Ihnen zu Hilfe."

„Mein Geschrei?" warf ich verwundert ein. „Ich kann heilig versichern, wenn ich auch über die Maßen erschrocken bin, so habe ich doch nicht geschrieen — ich konnte keinen Laut hervorbringen."

Auf einen Augenblick schwiegen wir beide, dann sagte ich:

„Setzen Sie sich, ich will Ihnen das ganze Ereigniß erzählen."

Ich begann meine Erzählung und sagte ihm Alles, was ich gesehen, jede Kleinigkeit, die ich bei meinem nächtlichen Abenteuer bemerkt hatte. Ich beschrieb die Gallerie, die Treppen, die Möblirung des Zimmers, welches ich betreten, die Aussicht vom Fenster, die Erscheinung der Personen bei der Scene, von der ich Augenzeugin gewesen, das geflüsterte Wort: „Stille!" und vor Allem den Namen der Dame: „Edith! Edith!"

Als ich fortfuhr, war der alte Mann stark aufgeregt. Mehr als einmal stand er unruhig von seinem Sitze auf und schritt durch das Zimmer, indem er vor sich hinmurmelte:

„Können denn wirklich solche Dinge vorgehen?"

Endlich, als meine Erzählung beendet war, fragte er mich ernst und feierlich, ob ich zuvor schon zu Tregolph gewesen sey, oder es schon von Jemanden habe beschreiben oder etwas darüber sagen hören. Ich antwortete der Wahrheit gemäß, daß ich noch nie zuvor auch nur innerhalb dreißig Meilen von Tregolph gewesen sey, und daß ich außer der bloßen Thatsache, daß es der Sitz der Trevanion'schen Familie sey, niemals das Geringste darüber gehört habe. Mr. Trefusis bat mich dann, Niemanden ein Wort zu sagen von dem, was ich ihm erzählt, und versprach mir, zu einer andern Zeit, wenn ich ruhiger und gefaßter sey, wolle er mir alles ihm Bekannte mittheilen, was einiges Licht auf die Geheimnisse jener Nacht werfen könne.

„Obwohl wir, beste junge Freundin," fügte er hinzu, „in dieser Welt nicht erwarten dürfen, eine so wunderbare Lage zu begreifen, in die Sie versetzt gewesen zu seyn scheinen, so werde ich doch Alles versuchen, die Sache so viel möglich aufzuklären, um dadurch vollends Ihre frühere Ruhe herbeizuführen."

Darauf kniete er an meinem Bette nieder, sprach ein inbrünstiges Gebet, und nachdem er mir ein niederschlagendes Pulver gereicht hatte, setzte er sich an einen Tisch, auf dem einige Bücher lagen, um während der wenigen Stunden, die noch von der Nacht oder vielmehr von dem frühen Morgen übrig blieben, bei mir zu wachen.

(Schluß folgt.)

Er ist mir ja so gut!

(Fortsetzung.)

Endlich näherte man sich New York und es wurde zwischen beiden Eheleuten mancherlei besprochen, was die weitern Schritte zur Niederlassung betraf. Frau Winter wunderte sich, daß ihr Mann so ohne alle Bedenklichkeiten war und Alles im rosigen Lichte sah, indeß sie von mancherlei Zweifeln mehr noch geplagt wurde, als sie es aussprach. Aber sie sagte sich

selbst: „Er ist ja hier gewesen und muß die Verhältnisse besser kennen, als ich!" Und das beruhigte sie. Als es zur Landung ging, sagte Winter zu ihr:

„Jetzt, Frauchen, müssen wir vor Allem unser Geld sicher unterbringen."

„Nun," versetzte sie arglos, „wo meinst Du denn?"

Nach einigem Nachsinnen antwortete er:

„Ich halte dafür, am besten nähst Du es in meine Weste, da wird es sicher seyn!"

„Du hast Recht," meinte sie, „das ist wohl das Beste!" Und sie machte sich daran, die Friedrichsd'or — es waren im Ganzen etwas über tausend Thaler in Gold — in ihres Mannes Weste einzunähen.

Nachdem dies geschehen, verließ Winter das Schiff und sagte, indem er sich von seiner Frau verabschiedete:

„Sobald ich für Dich und das „Winterchen" ein einstweiliges Unterkommen gefunden, komme ich zurück und hole euch. Diese Nacht schlafen wir in New-York — paß auf, Gustchen, da müssen wir uns merken, was wir die erste Nacht in der neuen Welt träumen — das ist der Schicksalstraum! Na, adjes!"

Er küßte sie und das Kind und ging, um sich an's Land setzen zu lassen. Sie sah ihm nach, so lange sie ihn nur sehen konnte; endlich verschwand er.

Stunden vergingen, lange, schwere, trübe, einsame Stunden, und Winter kehrte nicht zurück. Das ganze Schiff wurde leer von Passagieren und sie war mit ihrem Kinde und Bündelchen noch allein da — Winter kam nicht. Der erste Mate verlangte, sie solle das Schiff verlassen, es sey gegen Regel und Ordnung, daß sie da bleibe. Sie entschuldigte sich, indem sie sagte, daß sie ihren Mann erwarte; allein der Mate berief sich auf das Gesetz und den strengen Befehl des Kapitäns. Da half keine Einwendung mehr. Frau Winter wurde mit ihrem Kinde in ein Boot geschafft und schnell gelandet.

Was nun? Der Abend nahte heran und sie mußte mit ihrem Kinde ein Unterkommen haben. Sie konnte ihren Mann nicht länger erwarten, wenn sie nicht Gefahr laufen wollte, auf offener Straße zu bleiben.

„Es ist sehr unrecht von Detlev," sagte sie, „sich so zu verspäten. Ich habe noch 25 Silbergroschen in der Tasche — ich muß sehen, daß ich davon ein Nachtlager und etwas warme Suppe erhalte — morgen will ich ihn suchen."

Aber wohin sich wenden in der fremden Stadt? Rechts und links und gradeaus streckten sich Straßen, in denen Tausende unbekannter Menschen wohnten; wohin sollte sie sich wenden? Sie redete daher einen Schlendernden an und fragte nach einer Herberge; er antwortete in einer ihr fremden Sprache. Auf's Geradewohl schritt sie weiter und weiter, immer fragend und unbekannte Worte vernehmend. Allmälig war es Dämmerung geworden, und Frau Winter fühlte eine Bangigkeit, als sollte in den nächsten Stunden ihr Schicksal entschieden werden. Ihr traten die Thränen in die Augen, und das Kind, das ihre Arme kaum noch zu halten vermochten, fing laut und bitterlich an zu weinen, weil dasselbe hungerte und lauter fremde Gegenstände seinem Blicke begegneten. In ihrer Angst eilte die Mutter einem Bäckerladen zu, den sie in der Nähe bemerkte, um dem Kinde etwas Semmel zu kaufen. Indem sie das Geld hinlegte, trat noch eine andere junge Frau an den Laden, welche in der Frau Winter eine Landsmännin erkennen mochte, und sie fragte, was ihr fehle.

Frau Winter verschwieg, was ihren Mann betraf, gestand jedoch selbst offen, wie es ihr für sich und ihr Kind an einem Abendessen und einem Nachtlager fehle. Die Frau fühlte ein Mitleiden, wie es bei Frauen besonders der unteren Volksklassen nicht selten ist, und sagte, sie solle mit ihr kommen. Unterwegs erzählte sie ihr, wie sie aus Sachsen nach Amerika gegangen sey, dort ihren Mann verloren habe; seit Jahresfrist aber sey sie die Frau eines andern Landsmannes geworden, mit dem sie wohl nicht so glänzend, aber doch auskömmlich lebe. Sie gingen noch eine lange Strecke und die Landsmännin nahm der erschöpften Frau Winter zuletzt noch das Kind ab, um es ihr zu tragen.

Endlich langten sie an. Es wurde Licht gemacht, und Frau Winter bemerkte bald, daß die Wohnung eigentlich nur ein Bretterhaus war. Während eine kräftige deutsche Brodsuppe auf dem Feuer stand, führte die Wirthin ihren Gast in den kleinen Räumen umher und sogar in die eigene Schlafkammer.

„Hier schlafe ich mit meinem Manne," sagte sie; dann öffnete sie eine Thür daneben, wo noch ein Bett stand. „Das ist mein einziges Gastbett," bemerkte sie lächelnd, „da können Sie mit Ihrem Kinde recht gut schlafen und morgen wird sich ja Rath finden — da haben Sie ja Zeit, sich in der Stadt umzusehen."

Frau Winter verzehrte mit ihrem Kinde die warme Brodsuppe, die beiden vortrefflich schmeckte — sie hatten ja den ganzen Tag nichts gegessen. Dann ließ sie sich von ihrer freundlichen Wirthin zu Bett bringen und meinte nach solcher Unruhe, wo sie sich an Leib und Seele erschöpft fühlte, wie nie im Leben recht sanft schlafen zu können. Allein weit gefehlt! Die Erschöpfung war zu groß, um den Schlummer herbeizulassen, und nun kehrten die Gedanken an ihren Mann mit Macht zurück, und alle Zweifel an seiner Treue, welche bis dahin doch eigentlich nur eingeschläfert worden, nicht natürlich eingeschlafen waren, wachten wieder auf.

„Gesetzt, er hätte kein Unterkommen gefunden," dachte sie, „wie konnte er ausbleiben? Er ist ja nicht zum ersten Mal hier und weiß, daß man auf dem Schiffe nicht bleiben darf; er will doch überhaupt hier bekannt seyn. Ach, gewiß! er hat mich zum zweiten Mal verlassen, sammt dem Kinde verlassen! Mein Gott, und ich bin nun hier in der fremden Welt allein, mutterseelen allein!" Mühsam unterdrückte sie das Weinen, das sie mit unsäglichem Schmerze überkam. „Er hat mich zum zweiten Mal bestohlen," schluchzte sie, „zum zweiten Mal mir und meinem Kinde meinen saueren Schweiß geraubt — o es ist entsetzlich! Mein guter Gott, ich habe hier Niemanden, als dich, wenn du uns nicht hilfst, so müssen wir umkommen in unserem Elend! O barmherziger Vater aller Wittwen und Waisen, gib mir Kraft, schaffe mir Hilfe in meiner Verlassenheit — ich habe Niemanden als dich!"

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

Am 14., 15. und 16. Juli d. J. feierte die Landsmannschaft „Baruthia" in Erlangen ihr 50jähriges Jubiläum. Männer von den verschiedensten Stellungen im Staate waren hier versammelt, um das Jubelfest einer Verbindung mitzufeiern, die gewiß nicht wenig dazu beitrug, daß unser theuerster König und Herr, daß das Vaterland auf viele derselben mit Stolz als eine Zierde des Staates hinblicken können. Dies sprach auch der greise Stifter der Verbindung, der wackere Rechtsanwalt Keim von Bayreuth, ein Mann von ächt loyaler Gesinnung, der beim Frankfurter Parlamente auf der rechten Seite saß, im Jubelconvente in der von ihm gehaltenen Eröffnungsrede aus. Es war ein herrliches Fest, das Jubelfest der Baruthia. Unter den verschiedenen Toasten der drei Festtage war auch einer, welchen ein früheres pfälzisches Mitglied dieser Verbindung dem hochgeehrten Herrn Regierungs-Präsidenten v. Hohe, einem braven Sohne Baruthia's, gebracht hat. Er lautet: „Meine Herren! Ich fühle mich lebhaft gedrungen, unter den vielen aus unserer Verbindung hervorgegangenen Männern, auf die wir mit gerechtem Stolze blicken, insbesondere eines Mannes mit Verehrung zu gedenken, der als glänzendes Meteor hervorragt, eines Mannes, der, gleich ausgezeichnet an Geist und Herz, unerschüttert in den Stürmen der Neuzeit, ein sicherer Hort des Thrones und der Kirche stand, der, glühend für Religion, Wahrheit und Recht, es sich zur schönsten Aufgabe macht, für Menschenwohl sich zu opfern, — eines Mannes, den meine heimathliche Provinz mit mir an der Spitze der obersten Verwaltung zu verehren das Glück hat, unter dessen Aegide die gelockerten Bande der gesetzlichen Ordnung sich neu befestigt und Segen und Wohlstand wiedergekehrt. Diesem Manne, unserm theuern Landsmann, dem königlichen Regierungs-Präsidenten, Herrn Gustav v. Hohe, ein donnerndes Lebehoch!"

Ein Mittel gegen die Traubenkrankheit, das mit Erfolg angewendet worden seyn soll, entnimmt die „Austria" einem Generalconsular Berichte aus Corfu vom 20. Juni. Auf der jonischen Insel Zante soll nämlich von einem Herrn Giovanni Badoër, auf Grund einer in seinem Familien-Archive aufgefundenen Notiz, gedachtes Mittel neuerlichst in einer Korinthen-Pflanzung mit so vielem Erfolge angewendet worden seyn, daß seit Mitte Juni dort Alles mit Anwendung desselben in den von der Seuche arg heimgesuchten Korinthen-Fluren emsig beschäftigt war und dem Ausgange dieser „Traubenkuren" mit gespannter Erwartung entgegengesehen wurde. Die Zubereitung dieses äußerst einfachen Mittels geschieht, wie folgt: Eine je nach dem Bedarfe zu bemessende Zahl von Pfunden Meerzwiebel (Scilla) wird nach erfolgter Zerreibung mit einer dem Gewichte nach doppelt großen Menge reinen Wassers wohl vermischt, hierauf eine Hand voll Kochsalz hinzugethan, und mit dieser breiartigen Masse die „Herlinge" oder in der Entwicklung begriffenen Träubchen öfter in so lange benetzt, bis die Krankheit verschwunden ist.

In Lippe-Schaumburg sind unlängst 5 Bauern von einer Wanderung nach Australien zurückgekehrt, wo sie sich fünf Monate goldsuchend aufgehalten hatten. Sie gehörten zu den Glücklichen, die nicht umsonst suchten. Der Eine von ihnen brachte 20,000 Thlr., die Uebrigen mehr und der Glücklichste 35,000 Thlr. heim. Nachdem sie diese Erfolge erzielt, entschlossen sie sich sofort zur Rückreise, um ihr Geld bei den Ihren nutzbar zu machen. Sie setzen nun ihre Landwirthschaft mit großem Aufschwunge fort.

In Zimamovda, bei Jaslo, ereignete sich der Fall, daß der Ortsrichter der Theresia Pircz, weil sie den von ihm protegirten Joh. Szuskiewitz nicht heirathen wollte, 25 Ruthenstreiche geben ließ. Die Gendarmerie, hiervon in Kenntniß gesetzt, lieferte den Ortsrichter dem Bezirksgerichte zur Bestrafung ein.

Redaktion, Druck und Verlag von G. Ritter in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

Nro. 93. | Freitag, 5. August | 1853.

Das alte Haus.

(Schluß.)

Ich schlief fast bis Mittag, wo ich still, gefaßt und ruhig erwachte, jedoch mit der lebhaftesten Erinnerung alles Dessen, was vorgegangen war. Ich bestand darauf, daß ich aufstehen wollte, denn ich fühlte wohl, so lange ich zu Trezolph bliebe, könnte ich jenes Gemach nicht wieder einnehmen und müßte mit Mr. Trefusis eine Veränderung zu bewerkstelligen suchen, ohne viel Aufmerksamkeit zu erregen. Als ich herunterkam, fand ich Annie im höchsten Grade unruhig und ängstlich, denn Mr. Trevanion hatte seinen Wagen bestellen lassen, um ihn nach Hause zu holen, da er Nachts in seines Freundes Hause krank geworden war.

„Es ist sonderbar," sagte Annie, „Edgar hat nie, soviel mir bekannt, einen derartigen Anfall gehabt, wiewohl ich nicht glaube, daß er immer ganz wohl gewesen ist, bevor wir nach Trezolph kamen. Aber der hergeschickte Diener sagte, es sey ihn diese Nacht eine Art epileptischen Anfalls überkommen: doch zugleich ward ich versichert, wenn er auch noch etwas angegriffen, sey er doch wieder hergestellt."

Das Rollen der Räder rief Annie hinaus, und nach kurzer Zeit trat Mr. Trefusis in Begleitung eines Herrn herein, den er mir als Mr. Trevanion vorstellte. Aber ich verstand kaum die Worte bei dem Schreck, den ich bekam, und indem ich mich zur Hälfte von meinem Stuhle erhob, war ich genöthigt, mich daran festzuhalten: in Mr. Trevanion, dem Gatten meiner Freundin, meiner theuern Annie, erblickte ich den Herrn, den ich Nachts vorher gesehen, denselben, der das leidenschaftliche Geflüster: „Edith! Edith!" ausgesprochen — denselben, der des Todten Hand an den Griff der Waffe gelegt, mit der er gemordet war — denselben, der mich auf meiner eiligen Flucht durch die Gallerie verfolgt hatte. — Mr. Trefusis schwieg, als er meinen erschrockenen Blick bemerkte; auch Mr. Trevanion stand wie vom Blitz getroffen und starrte mich an, wie er Nachts, als ich vor ihm erschien, im Geiste gethan. Endlich sprach er hastig:

„Meine junge Dame, haben wir uns schon früher gesehen?"

„Ja," erwiederte ich, „wir haben uns schon gesehen."

„Um des Himmels willen," rief er aus, „wann und wo?"

„Verwichene Nacht," erwiederte ich gedehnt, „in den obern Gemächern."

Er sagte kein Wort weiter, sondern wandte sich, die Hand an die Stirn legend, plötzlich um und verließ das Zimmer. Mr. Trefusis folgte ihm, und ich, im Zustande der peinlichsten Aufregung, sank in meinen Stuhl zurück.

Ich mochte wohl eine Viertelstunde so gesessen haben, als ich aufgeschreckt wurde durch lautes Klingeln, durch Auf- und Zumachen von Thüren und durch das Geräusch der Diener, welche in hastiger Eile die Treppe auf- und niederstürzten. Ich wollte schon das Zimmer verlassen, um die Ursache dieses Tumultes zu erfahren, als Mr. Trefusis, augenscheinlich in großer Aufregung, hereintrat und, mich bei der Hand fassend, sprach:

„Ich bin im Begriff, zum Doktor zu schicken. Mr. Trevanion ist plötzlich wieder beunruhigend krank geworden. Mrs. Trevanion ist gegenwärtig bei ihm, aber ich glaube, es würde nicht rathsam seyn, wenn Sie hinaufgingen, denn es ist gewiß besser, daß er Sie jetzt nicht sieht."

Der Doktor kam, aber sein Blick, nachdem er den Kranken gesehen, zeigte deutlich, daß er das Schlimmste befürchtete; und seine Besorgnisse gingen wirklich in Erfüllung. Mehrere Anfälle der nämlichen Art folgten hinter einander, und in Zeit von acht Tagen war Mr. Trevanion nicht mehr am Leben.

Während seiner ganzen Krankheit hatte man die größte Vorsicht hinsichtlich der Personen beobachtet, die zu ihm gelassen wurden; denn sein Verstand hatte etwas gelitten und er stieß bisweilen Dinge

aus, die am besten von möglichst wenigen Ohren gehört wurden. Ich hatte ihn nur einmal gesehen, denn anfangs schien er meine Gegenwart zu fürchten, und um ihn zu beruhigen, hatte man sich genöthigt gesehen, ihm zu sagen, ich sey nicht daheim, sondern ausgegangen zum Besuche einer Freundin; wenige Stunden vor seinem Tode aber äußerte er ein dringendes Verlangen, mich zu sprechen, und ich wurde zu ihm entboten. Er sprach mit mir, doch konnte ich nicht verstehen, was er sagte, denn zuletzt ging ihm die Sprache fast ganz aus; aber er drückte mir die Hand zu wiederholten Malen und führte sie an seine Lippen.

Einige Tage nach seinem Tode sagte Mr. Trefusis in Erwiederung meiner Fragen:

„Als ich mit Mr. Trevanion das Zimmer verließ, nachdem er Ihnen von mir vorgestellt worden war, folgte ich ihm nach seiner Bibliothek, und dort erzählte ich ihm Ihre nächtliche Erscheinung, gerade so wie Sie mir die Sache mitgetheilt haben. Er schien nicht überrascht dadurch zu seyn, doch bemerkte ich, daß er sehr blaß wurde und sich an einem Stuhle festhielt. Als ich geendigt hatte, erzählte er mir ganz langsam, wobei die Worte ihm ohne Anstrengung über seine Lippen zu kommen schienen und dem Anschein nach fast ohne freien Willen:

„„Verwichene Nacht, zu derselben Stunde, war auch ich im Geiste in jenem Gemache. Eine Dame trat hinter dem Fenstervorhange hervor und rannte, nachdem sie mich starr angeschaut, aus dem Zimmer. Ich verfolgte sie durch die Gallerie, wo sie aber plötzlich vor mir verschwand. Ich habe die Dame wiedererkannt in der Person, die ich soeben gesehen. Es war kein Traum, es war Wirklichkeit — so wirklich, wie gegenwärtig nur irgend etwas um mich her seyn kann.““

„Ich trat einen Augenblick an's Fenster, aber kaum hatte ich den Blick gewandt, als ich einen schweren Fall hörte, und als ich mich umdrehte, da sah ich, daß Mr. Trevanion in einer Art von epileptischem Anfall lag. Ich ließ ihn nach seinem Zimmer bringen, und das Uebrige ist Ihnen bekannt. Und jetzt kann ich Ihnen sagen, daß Ihre Beschreibung der Gallerie und des am Ende derselben befindlichen Zimmers vollkommen richtig war; die Stufen, die Fenster, die Möbel waren einst genau so wie Sie dieselben beschrieben. Da das Zimmer mit vergoldetem spanischen Leder ausgeschlagen war, einer seltenen und kostbaren Tapezierung, so führte es den Namen des „spanischen Gemachs." — Ich fürchte auch, meine junge Freundin," fuhr Mr. Trefusis fort, „sowohl nach dem, was Mr. Trevanion fallen ließ, als was meine eigenen Erinnerungen mir an die Hand geben, daß die Scene, welche Sie in Ihrer Vision in dem Zimmer vorgehen sahen, eine treue Copie dessen war, was einst dort in Wirklichkeit stattgefunden. Doch ich übersehe ganz, daß Sie die Umstände nicht kennen, auf die ich anspiele, und ich glaube, ich versprach sie Ihnen mitzutheilen."

Der würdige Geistliche erzählte mir darauf, daß Mr. Trevanion's Eltern schon frühzeitig gestorben seyen und zwei Söhne hinterlassen hätten, Namens Alfred und Edgar, von denen der ältere, Alfred, das Besitzthum erbte, während Edgar nur den Antheil Vermögen eines jüngeren Sohnes erhielt. Vor etwa achtzehn Jahren heirathete Alfred, als sein Bruder im Auslande war, eine Miß Edith Whitlowe, eine Dame von vornehmer Geburt und großer Schönheit. Sie waren noch nicht lange verheirathet, als Edgar von seinen Reisen zurückkehrte, ein feiner, schöner junger Mann von den einnehmendsten Manieren, ein vollendeter Gentleman und durchaus das Widerspiel von Alfred, oder dem Squire, wie er gewöhnlich genannt wurde; denn Letzterer war niedrigen Zerstreuungen und gemeiner Gesellschaft zugethan und dem Trunke im höchsten Grade ergeben. In der That bildete er mit seiner Frau ein Paar, welches so schlecht wie nur irgend möglich zusammenpaßte.

Mr. Edgar war noch nicht lange zu Tregolph, als schon Gerüchte umgingen, daß er und seine Schwägerin in einem vertrauten Verhältniß zu einander ständen, und der offene, unverhüllte Spott jener Dame gegen ihren Gatten konnte eben nicht dazu dienen, jene Gerüchte zu widerlegen. Bald kamen sie auch zu Mr. Alfred's Ohren, bewirkten aber nur, daß er mit einer Art brutalen Trotzes sich nur noch tiefer in den Abgrund des Lasters und der Ausschweifungen hineinstürzte; und zuletzt faßte seine Frau einen solchen Ekel und eine solche Erbitterung gegen ihn, daß sie sich fast ganz von seiner Gesellschaft zurückzog und nun den Theil des Gebäudes einnahm, dessen ich so viele Ursache habe zu gedenken.

Eines Abends, von welchem jener meiner Ankunft zu Tregolph gerade der Jahrestag war, fand sich eine große Gesellschaft daselbst versammelt, um den Geburtstag der Mistreß Trevanion zu feiern. Der Squire wollte nicht an der Gesellschaft Theil nehmen und äußerte sich, irgendwo in seinem Hause Herr für sich zu seyn; wenn seine Frau und sein Bruder im Ballsaale herrschten, so wolle er es in der Halle thun. Demgemäß saß er dort mit zwei oder drei Gesellen, bis er fast toll war vor Aufregung, vielleicht in dem Gefühle seiner eigenen Erniedrigung, und zuletzt, kaum mehr seiner Sinne bewußt, stand er plötzlich auf und taumelte nach dem spanischen Gemache hin, wo er sich ins Bette seiner Frau warf. Man hat ihn nicht lebendig

wiedergesehen; aber kurz nach Aufbruch der Gesellschaft hörte man einen heftigen Schrei aus der Mistreß Zimmer herdringen, und als die Diener hinausstürzten, da fanden sie diese in entsetzlichen Krämpfen am Boden liegend und ihr Gemahl lag todt auf dem Bette, das Herz mit einem Dolche durchstoßen, seine Rechte hielt noch den Griff fest umschlungen.

Niemand zweifelte, daß er sich selbst getödtet habe, denn es war wohl bekannt, daß er, wie man es gewöhnlich bei Menschen findet, die übermäßig trinken, häufig Anfälle von großer Niedergeschlagenheit und dumpfer Verzweiflung hatte; oder sollte sich etwa einiger Verdacht erhoben haben, so ist er wenigstens niemals öffentlich ausgesprochen worden.

Bald nach ihres Mannes Tode verließ Mrs. Trevanion Tregolyh, indem sie versicherte, nie wieder dort wohnen zu können; und nach wenigen Wochen reiste auch Mr. Edgar Trevanion ab, von welchem man Jahre lang nichts mehr hörte, ausgenommen wenn er in Geldangelegenheiten an den Verwalter des Gutes schrieb. Einstmals schickte er Ordre, das spanische Gemach und die ganze damit verbundene Gallerie niederzureißen und nur das Vorzimmer stehen zu lassen, dasjenige, in welchem ich geschlafen habe und das, seiner Lage nach, nicht weggeräumt werden konnte, ohne das Hauptgebäude zu beschädigen. Dann ging noch ein dunkles Gerücht um, nämlich daß er und seines Bruders Wittwe im Auslande häufig zusammen gesehen worden. Nach Tregolyh kam er nicht eher wieder zurück, als bis er meine theure Freundin, meine liebe, liebe Annie Strickland als junge Gattin heimführte.

„Es scheint,“ bemerkte noch Mr. Trefusis, „daß man ganz zu derselben nächtlichen Stunde, wo Sie eine so wunderbare Prüfung zu bestehen hatten, in dem Hause, woselbst damals Mr. Edgar schlief, ein lautes Geschrei aus seinem Zimmer hervordringen gehört, denn so wie ich vernommen habe, waren die Leute, die ihn in einem epileptischen Anfalle gefunden, dadurch herbeigerufen worden. Der arme Mann! er schützte bei seinem Weggehen wichtige Geschäfte mit seinem Freunde vor, aber ich habe seitdem in Erfahrung gebracht, daß er ein ganz unerwarteter Gast war und durchaus keinerlei Geschäfte dorten abzumachen hatte. Höchst wahrscheinlich wollte er am Jahrestage von seines Bruders Tode nicht zu Tregolyh verweilen.“

Ich stimmte mit dem würdigen Geistlichen darin überein, daß es nunmehr von keinem Nutzen seyn könnte, bekannt zu machen, was wir wußten oder vermutheten, und daß wir besser thäten, es für uns zu behalten. Doch ungeachtet aller Sorgfalt begannen seltsame Gerüchte umzulaufen und drangen zuletzt in so übertriebener Gestalt zu den Ohren der armen Annie, daß es unbarmherzig gewesen wäre, ihr nicht zu sagen, wie der wirkliche Verhalt der Sache war; was wir denn auch nicht unterließen, wenn wir auch den verdächtigsten Theil so viel als möglich zu mildern suchten. Sie lebte noch eine Reihe von Jahren, aber sie war nicht mehr meine fröhliche, heitere Annie — ich habe sie später nie wieder lächeln sehen. Ich bin nachher nicht mehr zu Tregolyh gewesen, doch ein paarmal habe ich Annie vermocht, zum Besuche zu mir zu kommen. Nach ihrem Tode kam das alte Haus, wie Du sagtest, Gertrude, in den Besitz eines entfernten Zweiges der Familie, dessen Glieder selten dort wohnten. Doch habe ich seitdem nur sehr wenig mehr davon gehört.

* * *

Hier endigte die Erzählung meiner Aeltermutter, und ich, ihr unmittelbarer Abkömmling, habe sie von ihren eigenen Lippen vernommen; außerdem habe ich Ueberlieferungen und Gerüchte gehört, welche der Geschichte ein noch geheimnißvolleres Interesse verleihen. Es geschehen unbegreifliche Dinge um uns her, und dies ist eine von jenen außerordentlichen Begebenheiten, welche zu wunderbar scheinen, um geglaubt zu werden. Aber die Erzählung meiner Aeltermutter war nicht weniger wahr als unbegreiflich.

Er ist mir ja so gut!

(Schluß.)

Mit einem Male wurde Frau Winter aufgeschreckt, weil der Mann ihrer Wirthin nach Hause kam. Sie hörte ihn lärmen; er war betrunken. Die Stimme kam näher, er stolperte in die Stube hinein.

„Bist Du endlich da, lieber Mann?“ sagte ihre Wirthin.

Frau Winter hörte auf diese Worte den Schall mehrerer Küsse.

„Na, na! nicht so ungestüm!“ schalt die Wirthin lachend.

„Soll ich mich nicht freuen, Anneken,“ rief er lallend, „daß ich glücklich hier bin? Ich hatte Dir doch gesagt, ich wüßte nicht, ob ich meinen Bruder, den Racker, breit schlagen würde, daß er mir die Erbschaft herausrückte; und er hat's gethan, freue Dich, Anneken — ich habe Alles, Alles — juchhe! ich hab's sicher untergebracht, was meinst Du wo? — Ach, falsch gerathen! in meine Weste hab ich's eingenäht — über tausend Thaler! was denkst Du, Anneken?“

„Mach' nicht solchen Lärm, Detlev! Ich hab' ein armes junges Weib mit einem Kinde hier aufgenommen, die in der Nacht noch auf der Straße umherirrte — eine Landsmännin von Dir — sie dauerte

mich gar zu sehr, wie sie mit ihrem Würmchen an einem Bäckerladen stand."

„Ist mir ganz egal!" schrie er wieder; doch auf eine rauhe Warnung von Seiten der Wirthin sprach er nicht mehr laut, sondern flüsterte mit ihr, wobei jedoch bisweilen noch einige Worte oder ein Kuß hörbar wurde. Der Armen war, als müßte ihr der Busen zerspringen. Das war ihr Mann, der hier ein anderes Weib hatte! Er war nur nach Berlin gekommen, um ihr Liebe zu heucheln und ihr dann um so sicherer ihre ganze Habe zu entwenden! Er hatte sie überdies hier dem Elende preisgegeben, ohne Sorge, ob sie sammt dem Kinde darin umkomme!

Einige Minuten lang hatte sie vor innerer Bewegung Nichts vernommen; dann hörte sie, wie ihr Vermögen in Dollars berechnet wurde und wie man Pläne machte, damit ein großes Geschäft zu beginnen. Dann wurde das Gespräch wieder leiser, und endlich ging das Paar zu Bett. Sie unterhielten sich noch eine Weile, dann wurde die Unterhaltung sparsamer; endlich schliefen Beide ein.

Frau Winter wäre allein vielleicht in dieser Noth untergegangen, aber die Liebe zu ihrem Kinde gab ihr eine Kraft, die sie nie gekannt. Kaum hörte sie an den langen, tiefen Athemzügen, daß Beide fest schliefen, so machte sie sich von ihrem Lager auf und schlich sich in die Nebenkammer, wo sie in der Finsterniß den Stuhl suchte, auf dem der Anzug des verruchten Mannes lag. Dicke Tropfen fielen von ihrer Stirn, aber sie fand, was sie suchte, die Weste mit dem eingenähten Golde. Sie nahm das Ihrige, holte ihr Kind aus der Kammer, verwahrte es mit zitternden Händen vor der Nachtluft und verließ eiligen Schrittes das Haus, in welchem sie das schrecklichste Ereigniß ihres ganzen Daseyns erlebt hatte.

Wie gejagt von einem Sturme hätte sie dahineilen mögen — aber wohin? Sie war in der Nacht, nach langem Wandern, nach der Hütte gelangt und wußte nicht, wo sie sich befand. Da sah sie in einiger Entfernung, wie die Thür einer Kneipe geöffnet wurde und mehrere Männer heraustraten. Sie eilte ihnen nach, so schnell sie laufen konnte, und suchte sich den Leuten verständlich zu machen, indem sie immerfort die einzigen Worte ship (Schiff) und port (Hafen) wiederholte. Mehr wußte sie nicht; aber das reichte auch für ihren Zweck hin. Einer der Männer geleitete sie für ein Trinkgeld hin nach dem Hafen, und dort fand sie auch glücklich ein Schiff, das am andern Morgen nach Europa die Segel lichten wollte. Sie bezahlte die Ueberfahrt nach Hamburg und ward unter die Passagiere aufgenommen.

Schon graute der Morgen, da hörte Winter, bei dem der Rausch vorüber war, Jemanden in seine Kammer sanft hineintreten und seine Kleidungsstücke vom Stuhle ziehen. Mit einem gewaltigen Sprunge war er aus dem Bett und seine Faust an des Diebes Kehle. Sie rangen mit einander, und die Frau erwachte von dem Lärmen und eilte, um Licht zu holen. Aber unterdeß sah Winter in dem ungewissen Schein ein Messer blinken, was der Dieb gezogen, um ihn damit zu durchstoßen. Winter sprang deßhalb bei Seite und riß vom Kopfende seines Bettes einen geladenen Revolver, dessen eines Rohr er sofort gegen die Brust des Fremden abdrückte und ihn dadurch zu Boden streckte. Schreiend über den Knall, stürzte die Frau herein, und als man der Leiche ins Gesicht leuchtete, war es der — Agent, der ein Gelüst auf das Geld bekommen, dessen Geheimniß ihm Winter in seiner Schwatzhaftigkeit mitgetheilt hatte.

Frau Winter gelangte glücklich mit ihrem Kinde nach Berlin, und Fräulein Bitterlich ließ sie sogleich vor sich, als sie hörte, daß der „abscheuliche Kerl" nicht bei ihr sey. Sie nahm sie, nachdem sie die Schicksale derselben mit Verwunderung angehört, völlig in Gnaden an und half ihr diesmal ein kleines Schnittwaarengeschäft einrichten. Damit ging es auch vortrefflich von statten, nachdem die Schicksale der Vielgeprüften bekannt geworden waren. Außerdem hatte sie noch das Glück, von dem Fräulein, welches eine ältere Freundin durch den Tod verloren, als völlig ebenbürtige Freundin angenommen zu werden.

Zwei Jahre waren Frau Winter also in ungetrübtem Wohlseyn verflossen, da erhielt sie einen Brief aus Pittsburg von einem lutherischen Prediger daselbst. Dieser meldete ihr, daß ihr Mann, der sein Kebsweib nach jener schrecklichen Scene verlassen, schwere Reue über das ihr angethane Unrecht gefühlt und sie lange in New-York aufgesucht habe. Als er sie jedoch nicht gefunden und in der Kammer doch ein Paar Handschuhe als ein Beweis, daß sie mit ihm wirklich unter einem Dache gewesen, habe er geschlossen, daß sie den Heimweg angetreten. Er sey hierauf nach Pittsburg gelangt und habe sich daselbst der lutherischen Gemeinde angeschlossen, auch immerfort tiefe Reue über seine Schandthat bezeugt und jeden mühsam ersparten Pfennig für sein Kind zurück gelegt. Kürzlich sey er gestorben, nachdem er dem Pastor zweihundert Dollars mit der Bitte eingehändigt, dies den Seinigen in Berlin zu schicken und seine Frau insonderheit in seinem Namen inständigst um Vergebung anzuflehen.

„Nun ist es doch keine Lüge mehr," sagte Frau Winter zu dem Fräulein, „wenn ich meinem Kinde sage, daß sein Vater gestorben ist."

Da aber die Wittwe durchaus nicht mehr heirathen und den grauen Uhrmacher glücklich machen will, so hat Fräulein Bitterlich ihren Nachlaß Beiden zur Hälfte vermacht.

Redaktion, Druck und Verlag von G. Ritter in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

Nro. 94. Sonntag, 7. August 1853.

Wie's in den Wald schallt, so schallt's heraus.

Von W. O. v. Horn.

Eines Abends, es war im November 1834, wo's zwar noch nicht kalt, aber so nebelig in den Bergen war, daß man kaum auf zehn Schritte deutlich sehen konnte und die Nacht außergewöhnlich früh gekommen war, saß die Frau Schulmeisterin zu Abbach beim warmen Ofen und spann, und spann die Seufzer ihres Herzens mit hinein in den feinen Faden, den sie drehte. Dann und wann fiel auch eine Thräne in ihren Schooß.

Es war eine Frau von etwa vierzig Jahren, der man's aber nicht ansah, daß sie schon so alt, denn sie blühte noch so frisch, als wären kaum die dreißig nahe, und wer sie ansah, mußte sagen: Es ist eine bildschöne Frau.

Warum sie so betrübt war? Lieber Gott, da sey ein Mutterherz fröhlich! — Sechzig Thaler waren des lieben Gatten Besoldung, und ein Gärtchen und ein Kartoffeläckerchen; und davon lebte das Ehepaar und erhielt den Ludwig, den einzigen Sohn, der Primaner auf dem Gymnasium in der Stadt war und der studiren sollte. Bedachte sie nun, daß Nahrung und Kleidung, Bücher und Wohnung Ludwigs bestritten werden mußte, daß sie und der Schullehrer doch auch Bedürfnisse hätten, die nicht abgestellt werden konnten, so war die Rechnung leicht gemacht; aber mit dem ehrlichen Auskommen stand's wahrlich schief!

Warum aber mußte auch der Ludwig studiren? Konnte der nicht ein Handwerk erlernen oder auch Lehrer werden? War's nicht Hochmuth? Wollten sie nicht obenhinaus mit dem Buben?

Da muß ich doch ihre Partie nehmen!

Der Lehrer Schlösser wär der demüthigste, bescheidenste Mann von der Welt — ein tüchtiger Lehrer, dem die Liebe für die Menschenwelt recht tief im treuen Herzen saß, der in seinem Berufe leibte und lebte. Er wußte wohl, daß er bei seiner Armuth nicht weit fliegen konnte; daher dachte seine Seele nicht daran, aus Ludwig einen Pfarrer zu machen. Da waren die vielen Hüttenwerke im Lande. Wenn er nicht Schullehrer werden wollte, so konnte er sich da hinaufarbeiten vom Schreiber zum Magazinverwalter, und von dem zum Faktor, und er war ein behaltener Mann. Verstand er das Geschäft und war er treu, so war er wohl aufgehoben, denn die Hüttenherren sorgten für ihre Leute, und wenn sie in Treue alt wurden, waren sie auch nicht verlassen.

Daher unterrichtete er den Buben, der eine stille, sinnige Natur war, wie die Mutter, im Rechnen, Lesen und Schreiben, deutscher Sprache und Geographie und dergleichen, um ihn für so ein Pöstchen fähig zu machen, und da er auf dem Hüttenwerke Privatunterricht gab und einmal so über's Eck ein Wörtlein fallen ließ, so sagte der Hüttenherr: „Warum denn nicht, Herr Schlösser; kommt Zeit, kommt Rath."

Aber der Ludwig war bald des Vaters Schule entwachsen, denn er lernte leicht und war sehr fleißig und brav.

Da kam der Pfarrer einmal auf das Filial Abbach, trat heiteren Gesichts unter das Strohdach des Lehrers und setzte sich, denn die Schule war bereits aus.

„Herr Schlösser," sagte er, „heute komm' ich wegen Ihres Ludwig. Der Junge hat ein so ausnehmendes Talent, daß es vor Gott eine Sünde wäre, es untergehen zu lassen. Der muß studiren, und weil er so ein sinniger, frommer Junge ist, so mein' ich, es steckte ein wackerer Pfarrer in ihm, der heraus und auf die Kanzel müßte."

Vater und Mutter erschracken und die Mutter faltete die Hände und dachte: „Gott geb's!"

„Lieber Herr Pfarrer," sprach darauf Schlösser, „wie soll das werden? möchte ich mit Sarah fragen, sintemal ich arm wie Hiob bin."

„Das hab' ich gedacht!" lächelte der Pfarrer — „aber lebt nicht der alte Gott in Israel noch, der

sich seine Rüstzeuge wählet, wo er will? Ist sein Arm verkürzt?"

„Ach Gott nein!" riefen Vater und Mutter zugleich.

„Aber," sagte der Schullehrer, „Sie selbst sagen oft: Wir dürfen nicht erwarten, daß der liebe Gott um unsertwillen Wunder thue, wenn wir uns nicht regen und die Hände in den Schooß legen. Das müßte ich doch wahrlich thun, sollte ich's dahin bringen wollen!"

„Recht so, mein Lieber," sprach der Pfarrer, „wir sollen uns rühren, aber dann den Erfolg dem Herrn im Gebete empfehlen, der weiß zu helfen. Sie haben hoffentlich nicht vergessen, was Paul Gerhard in dem herrlichen Liede sagt:

„Weg' hast du allerwegen,
An Mitteln fehlt's dir nicht;
Dein Thun ist lauter Segen,
Dein Gang ist lauter Licht;
Dein Werk kann Niemand hindern,
Dein' Arbeit kann nicht ruh'n:
Wenn du, was deinen Kindern
Ersprießlich ist, willst thun."

„Amen!" sagte Schlösser aus tiefster Seele.

„Gut denn," sagte der Pfarrer; „ich unterrichte ihn umsonst. Er muß alle Tage hinüber zu mir kommen. Ist er reif zum Gymnasium, so werd' ich sorgen helfen. Dort hab' ich Freunde, die Kinder haben: denen gibt Ludwig in den freien Stunden Unterricht; dafür empfängt er Wohnung und Kost. Das Schulgeld wird geschenkt; Sie kostet er, wie zu Hause auch, Kleider und Schuhe."

„Ach, Sie sind so gut, Herr Pfarrer," sagte mit Rührung der Vater, während die Mutter eine Thräne trocknete, die zu drei Vierteln eine Freudenthräne war; „aber wie soll's weiter werden?"

„Halt!" rief lachend der Pfarrer — „Sie sind ein ungläubiger Thomas! Auf der Universität geht's noch leichter. In Bonn sind Freitische und Stipendien; dafür haben wir ja alle Jahr zweimal Collecte! Dort gibt's noch mehr Gelegenheit zu Unterricht. Die Collegiengelder werden erlassen, und ich sage Ihnen, Sie sollen's erfahren, wie der Herr hilft. Nur Gott vertraut und gutes Muthes! Morgen kommt Ludwig zum ersten Male hinüber zu mir — dabei bleibt's!"

Der Lehrer hatte noch ein ganzes Nest voll Wenn und Aber, die jedoch der Pfarrer alle rein todtschlug, indem er erzählte, wie er selbst, eines armen Schneiderleins Sohn, hindurchgegangen war durch Kreuz und Plage, und der Herr habe wunderlich geholfen. Er hatte so eine Art, mit wenigen Worten die Leute zu fassen und den Muth in der Seele aufzurichten, daß sie nicht mehr zagen konnten.

Er schied unter warmem Händedrücken und die Sache ging. Ludwig lernte mit überraschender Leichtigkeit und der Pfarrer hatte seine helle Lust an ihm. Zwar kostete es Bücher und Allerlei; aber die Eltern legten sich gerne noch mehr Entbehrungen auf, als sie schon so trugen, und waren glücklich in der Aussicht für des Jungen Zukunft.

(Fortsetzung folgt.)

Die wilde Blume der Donau.

Von Charles Dickens.

An einem warmen Herbstabend saß ich mit einer redlichen Bauernfamilie vor der Thür ihrer Hütte. Ich wollte hier bis zum folgenden Morgen bleiben, an welchem ich einen Brief erwartete, der Ordnung in meine weitern Ausflüge bringen sollte. Vater, Mutter und Kinder waren damit beschäftigt, die dunkelgoldenen oder purpurbraunen Fruchtkolben des frischgebrochenen türkischen Weizens mit starken Bindfaden zu versehen, um sie zum Trocknen an das niedrige Strohdach der Hütte zu hängen. Am Hute eines der thätigen Burschen bewegte sich eine wunderschöne „Arva leány kaj" (das Haar des Waisenmädchens), wenigstens 18 Zoll lang. Die schwarzäugige Erzsi (Elisabeth) bemerkte mit Stolz, als sie sah, wie ich die Blume bewunderte, daß sie in unserm steinigen „Resgrad" nicht zu finden sey, und vielleicht nirgends in solcher Vollkommenheit, als gerade hier an den nahen Ufern des Flusses. Meine frühere Neugierde kehrte zurück und ich fragte nach dem Ursprunge des ungewöhnlichen Namens dieser Blume.

Erst nach wiederholtem Bitten gelang es mir, meine Wirthe, welche bei meiner Frage eine ganz feierliche Haltung angenommen hatten, zu bewegen, mir die Sage mitzutheilen, welche an den Ufern der Donau über diese Blume herrscht. Nach alter Sitte durfte sie nur von der Großmutter an den langen Festabenden der Christwoche erzählt werden. Aber da sie jetzt krank war, wurde der blühenden Erzsi, nachdem sie versichert hatte, daß sie sich jeder Sylbe erinnere, erlaubt, ihre Stelle einzunehmen. Der Mond warf sein melancholisches Licht auf die ruhigen Wellen der Donau und die ganze Landschaft gab meinem Gemüthe eine fast schwermüthige Stimmung, welche gut zu der folgenden Sage paßte, welche die liebliche Erzsi mir mittheilte.

* * *

Nicht weit von hier liegt eine große Marktstadt, welche nebst andern Gütern des Landes das Eigenthum eines deutschen Grafen wurde durch Heirath mit der Tochter eines reichen Magnaten. Nach dem Tode der Dame, welche eine Stelle bei der Kaiserin

bekleidete, kam ihr Gatte von Wien, um auf den Gütern zu leben, welche er als Vormund seiner beiden minderjährigen Söhne verwaltete.

Große Veränderungen wurden nun eingeführt. Die alten Beamten und Diener, deren Aemter meistentheils von Vater auf Sohn schon seit Generationen vererbt waren, wurden durch Fremde ersetzt. Nach kurzer Zeit wurde kein ungarisches Wort mehr auf dem Schlosse gehört, die Familie selbst verstand keine Sylbe der Sprache. Jedes gerichtliche Verfahren wurde in der uns fremden Sprache vorgenommen, kein Beamter hatte auch nur die geringste Kenntniß von unserer Muttersprache, und wenn der arme Bauer eine Klage oder eine Bittschrift vorbrachte, war er nicht allein unfähig, sich verständlich zu machen, sondern wurde nicht selten noch obendrein verhöhnt. Wenn er sich dann, so verwundet in seinen empfindlichsten Gefühlen, an den Grafen selbst wandte, erlangte er nur eine Wiederholung derselben Behandlung.

Jánós war Jäger und hatte bis dahin ein Leben häuslichen Glückes mit seiner Frau und seinem Kinde geführt. Er wurde durch einen unwissenden Emporkömmling verdrängt, der in der Kunst kriechender Schmeichelei besser erfahren war, als in der Jäger- und Waidmannskunst.

Von Haus zu Haus vertrieben, bezog Jánós mit seiner Familie eine Lehmhütte an den Ufern der Donau, nicht weit vom Schlosse. Er versuchte auf verschiedene Weise für ihren Unterhalt zu sorgen, aber gleich seinem Vater und Großvater, war er nur Jäger. Sein Erwerb war deßhalb auf den grünen Wald und seine nie fehlende Waffe beschränkt; die äußersten Anstrengungen in Feldarbeit und der Fischerei brachten kleinen Gewinn und großen Aerger.

Sein Kind wurde krank und die blühende Wange seiner Frau wurde bleich von Mangel und Kummer. Jánós wußte nicht, wohin er sich wenden sollte; der Dorfarzt hatte erklärt, daß kräftige Nahrung die einzige nöthige Arzenei für Mutter und Kind sey. Die Vorschrift wurde mit Stillschweigen empfangen — sie war mit der Kälte eines Menschen gegeben, welcher sich wenig darum kümmerte, ob der Rath, den er ertheilte, befolgt werden konnte oder nicht.

Noch lange nachdem der Arzt fortgegangen war, dachten sie düster über seine Worte nach. Die junge Frau schlief aus Schwäche endlich mit ihrem Kinde im Arm ein. Der Jäger blickte auf Mutter und Kind, und zwei große Thränen — fremde Gäste in seinem stolzen Gesichte — fielen über seine Wangen in seinen dunkeln Bart. Plötzlich blitzte sein Auge: ein Entschluß schien kämpfend in ihm entstanden zu seyn — seine Lippen erbleichten. Sachte stand er auf, durchsuchte das Stroh, welches ihm zum Bette diente, und zog eine Doppelflinte aus ihrem Versteck hervor. Er warf ein großes Schaffell über die Schultern, und darunter seine Flinte, Jagdtasche und Pulverbüchse verbergend, eilte er hastig zur Thür hinaus.

Es fing bereits an zu dämmern, als das Weinen ihres Kindes nach Speise Terka aus ihrem fieberhaften Schlummer emporschreckte. Sie richtete sich mit Mühe auf, und als sie um sich blickte, sah sie sich allein. Wo war Jánós? Sie wußte, daß er seit einer Woche ohne Arbeit gewesen war; was konnte ihn veran'aßt haben, sein krankes Weib zu verlassen? Ein schreckliches Vorgefühl ergriff sie. Sie eilte hinaus und rief ihn mit lauter Stimme. Sie bekam keine Antwort. Sie kehrte zur Hütte zurück, nahm das klagende Kind in ihre Arme und lief im Dorfe von Haus zu Haus, indem sie nach ihrem Gatten fragte. Theils ward ihr der Bescheid, daß man ihn nicht gesehen, theils antwortete man ihr mit Verlegenheit und suchte sie zu überreden, in die Hütte zurückzukehren. Dieses machte nur das dunkle Bild herannahenden Unglücks deutlicher. Vorwärts, vorwärts! ein namenloses Gefühl schien Terka nach einem bestimmten Orte zu treiben.

Inzwischen war die Nacht vollends eingebrochen. Das hungernde Kind zitterte an dem Busen der Mutter, welche, obgleich nur halb bekleidet, weder den rauhen Nordwind fühlte, noch ihres Kindes Weinen beachtete. Sie war jetzt vor der Fronte des Schlosses angelangt: die Thore standen weit auf, aber der Eingang war mit vielen Leuten gefüllt. Terka blieb stehen und wandte ihr großes schwarzes Auge auf die Dastehenden, welche vor Schreck unbeweglich nach dem innern Schloßhof blickten.

Einen Augenblick war Alles still; dann durchbebte ein lauter, schrecklicher Schrei die Luft — ein Schrei, den mehr ohnmächtige Wuth als Schmerz ausgepreßt zu haben schien. Ein kalter Schauder durchfuhr alle Anwesenden. Terka war hingesunken auf die Kniee, sie stand aber sogleich wieder auf und stieß mit der Kraft des Wahnsinns ihre Nachbarn, die sie zurückzuhalten suchten, zur Seite, bis sie den innern Raum erreichte.

Der Schloßhof wurde erhellt durch das rothe Licht der Fackeln, welche von Dienern getragen wurden.

Ihr Gatte lag mit Stricken gebunden auf dem Boden und die zischende Geißel fiel mit furchtbarer Schnelligkeit auf seinen Körper. Einige Schritte davon entfernt stand der grauköpfige Graf und seine beiden unmündigen Söhne. Die Letztern schienen mit einer Art von innerer Aufregung auf die Scene zu blicken. Wenn ein Aechzen oder ein Schrei des Wilddiebes — man hatte ihn auf der That ergriffen — den Henker, welcher zu diese Gelegenheit bestellt worden, unwillkürlich aufzuhören veranlaßte,

so wurde ihm durch einen Wink von Seiten seines hohen Gebieters bedeutet, seine Pflicht besser zu thun.

Terka schaute mit weitgeöffneten Augen hin, kein Ton entschlüpfte ihren Lippen. Der Wind hatte ihr langes schwarzes Haar aufgelöst: sie warf es von ihrer bleichen Stirn zurück und trat mechanisch ihrem Gatten näher. Jetzt sieht er sie! Ein neuer Schrei der Wuth entfuhr ihm — er war keinem menschlichen Laute ähnlich.

„Fort!" rief er in ungarischer Sprache — „was thut ein Engel unter Teufeln!"

Die junge Frau antwortete nicht; unbewußt öffnete sie ihre Arme — das Kind fiel auf die Steine des Hofes und gleich darauf sank sie selbst ohnmächtig daneben.

Stillschweigend, wie beim Leichenbegängniß eines Gemordeten, trugen die Nachbarn Vater, Mutter und Kind, alle drei mit Blut befleckt, nach ihrer Hütte zurück. Der wilde Sinn des Grafen war für einige Zeit beruhigt. Indeß wagte sich Niemand vor seiner Thüre blicken zu lassen, während der düstere Zug sich vorbeibewegte; die Straßen waren leer, und selbst Die, welche die Menschenliebe so kühn gemacht hatte, den Jäger nach Haus zu bringen, eilten in ängstlicher Hast zurück.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Die Oberfläche der Steinkohlen-Distrikte Frankreichs beträgt 280,000 Hektaren oder reichlich 700,000 engl. Acker und deren Ertrag ist 4½ Mill. Tonnen. 32,000 Werkleute sind direkt beschäftigt in diesen Kohlenminen, aber die Zahl derer, die mit denen der Kohlenwerke in Verbindung stehen, beläuft sich auf 60,000. Die verwendeten Maschinen repräsentiren eine Kraft von 12,000 Pferden. — In Belgien beträgt die Ausdehnung der Kohlenstrecken nur 180,000 Hektaren und dennoch ist die Produktion der von Frankreich gleich. — In England ist die Oberfläche 1,700,000 Hektaren und der Ertrag 35 Mill. Tonnen. Frankreich produzirt 1606 Tonnen per 100 Hektaren, Belgien 2500 und England 2060 Tonnen. Diese verhältnißmäßige Inferiorität Frankreichs hat ihren Grund in der Werkmühe, die sich hier findet und welche viel größer ist als in Belgien und England, und zwar in Folge der Kohlenschichten, welche in den französischen Minen viel kleiner sind und tiefer bedeckt liegen. Im Jahre 1787 war die einheimische Produktion wenig mehr als 2 Mill. metrische Centner; 1802 betrug sie 8½; sie erreichte 10 Mill. 1820; 18½ Mill. 1830; 30 Mill. 1840, und jetzt über 45 Mill. metrische Centner. Von 1787 bis 1813 blieben die Einfuhren aus Belgien unter 1 Mill.; 1824 betrugen dieselben 4, 1832 5, 1842 10 und gegenwärtig mehr als 20 Mill. metrische Centner. Bis 1835 waren die Einfuhren englischer Kohlen sehr unbedeutend und überstiegen nicht 981,595 metrische Centner. Im Jahr 1842 belief sich die Kohlen-Einfuhr aus England auf 5 Mill. und heutigen Tages ist sie 7 Mill. metrische Centner jährlich.

Der Bürgermeister von Brüssel, Herr C. de Brouckere, hat die Anschlagzettel abreißen lassen, welche Stierkämpfe zu Brüssel anzeigen. Bekanntlich ist ein Circus dafür in einer der Vorstädte errichtet, nachdem der dortige Gemeinde-Vorstand seine Zustimmung dazu ertheilt hat. Herr de Brouckere hat eine Aufforderung an den Gouverneur der Provinzen erlassen, worin er denselben ersucht, hier einzuschreiten. Man will — sagt er — wirkliche Stierkämpfe vorführen. Dieses Schauspiel gewöhnt das Volk an blutige Scenen, an leidenschaftliche Aufregungen und muß ungünstig auf die Moral wirken. Uebrigens untersagt ein Provinzial-Reglement vom 6. Juli 1843, das durch königlichen Beschluß vom 25. Juli gutgeheißen wurde, nicht nur Thierkämpfe, sondern selbst alle öffentlichen Spiele, wobei Thiere Quälereien erdulden würden, und hier ist das Leben der Menschen selbst in Gefahr. Der Circus, der für die Stierkämpfe in der Nähe der Thore von Brüssel aufgeführt worden, soll 400,000 Franken gekostet haben.

Welche traurige Folgen das Schlachten von ungesundem Vieh nach sich zieht, zeigt wieder ein vor wenigen Tagen in Adorf (Sachsen) vorgekommenes ergreifendes Beispiel. Der Müller Heckel ließ ein krank gewordenes, jedenfalls vom Milzbrand ergriffenes Rind durch den Fleischermeister Schanz, dessen Sohn und Burschen schlachten. Nach kurzer Zeit bekam Schanz am linken Arme die bekannte Pustel, welche den ganzen Körper bald so in Mitleidenschaft zog, daß trotz der allerdings etwas spät gesuchten ärztlichen Hilfe nach einigen Tagen der Tod erfolgte. Der Sohn wurde ebenfalls angesteckt, wird aber, wie man hofft, das Leben davon bringen.

In dem Einnehmerei-Bezirk Lambsborn (Landcommissariats Homburg) wollte es vor einigen Jahren der Zufall, daß die dazugehörigen drei Pfarreien mit den Pfarrern Hehler, Stehler und Richter besetzt waren.

Redaktion, Druck und Verlag von G. Ritter in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

Nro. 95. Dienstag, 9. August 1853.

Wie's in den Wald schallt, so schallt's heraus.

(Fortsetzung.)

Ludwig war nun auf dem Gymnasium und schon in der obersten Klasse und erst siebzehn Jahre alt. Alles ging, wie's der Pfarrer gesagt, und der war ein rechter Freund, der half, wo er konnte. Freilich kostete es dennoch die Eltern immer mehr; aber sie opferten freudig Alles auf, weil ja Ludwig so brav war und so rasch voraneilte. Jetzt mußte er einen neuen Rock haben, denn bisher hatte er nur des Vaters abgelegte getragen; aber der legte sie erst ab, wenn sie so fadenscheinig waren, daß man ohne Brille das Gewebe sah, — und es fehlte an Geld. Da war denn Schlösser heute ins Städtchen gegangen, wo die alte Base Lisbeth wohnte, die reich war, aber zähe wie Sohlleder. Sie hatte den Ludwig über Taufe gehoben und Schlösser hoffte, sie würde doch einmal eine Pathenfläsche geben, wie man das Pathengeschenk nannte, da sie ihm nie ein Christkindchen bescheert, oder im schlimmsten Falle die acht Thaler leihen.

Sonst war's Schlösser's Art nicht, auszubleiben bis in die Nacht.

Das Mütterlein dachte: Es wird doch nichts passirt seyn! und ängstete sich weidlich.

Es wurde neun — er kam nicht; die Kirchenuhr schlug zehn, eilf — er kam nicht. Da entsank ihr der Faden vor Herzensangst und sie betete heiß und innig um Schutz und Hilfe der Engel Gottes für den geliebten Gatten.

Und wie sie noch so da saß mit den gefalteten Händen und dem gesenkten Haupte, aber das Ohr scharf hinaushorchte, da dünkte es ihr, sie höre Schritte hallen durch die stille Nacht. Sie horchte schärfer mit vorgebogenem Oberleibe und angehaltenem Athem. „Ja, er ist's!" rief sie dann frohlockend und Gott dankend und eilte ihm entgegen.

„Ach, wie bange hast Du mir gemacht!" sagte sie halb im Tone des Vorwurfs, halb in dem der Freude.

Der stattliche, starke Mann drückte das liebe Weib an seine Brust und sagte:

„Närrchen, wer wird sich denn gleich so ängstigen!"

Sie waren in die Stube getreten und das Licht fiel auf Schlösser's schöne Gestalt.

„Ach Gott!" rief das Weib — „Du hast ja eine Wunde an der Stirn und Dein Sonntagsrock ist ja am Aermel aufgerissen! Da ist etwas passirt! Sag' mir's doch gleich!"

Er setzte sich zum Ofen, dessen Wärme ihm wohlthat.

„Was willst Du denn essen? Du wirst hungrig seyn?" fragte sie wieder, ihren Hausmutterpflichten den ersten Platz einräumend.

„Nichts will ich essen, denn ich habe zu Nacht gegessen," sagte er.

„Hat Dir die Base etwas Gutes angeboten?" fragte sie voll freudigen Erstaunens und schloß gleich auf die Erfüllung ihres Herzenswunsches.

„Wie viel Fragen thust Du doch!" rief er lachend. „Welche soll ich denn zuerst beantworten?"

„Ach, Du hast Recht, Martin!" sagte sie und setzte sich. „Ich will nun auch still seyn und Dir zuhören."

Doch kaum hatte sie das gesagt, als sie wieder aufsprang und hinauseilte.

Der Schullehrer schüttelte den Kopf und sprach zu sich:

„Es ist doch ein kurioses Volk, die Weiber!"

Ehe er indessen in seinem Selbstgespräche fortfahren konnte, war sie schon wieder da und trug zwei Töpfchen und eine kleine Kaffeetasse.

„Ich habe mich gleich erinnert," sagte sie, „daß von heute Morgen noch ein paar Tassen Kaffee übrig sind, die will ich Dir wärmen, dann hast Du doch eine Erquickung!"

Sie setzte sich, nachdem sie die beiden Töpfchen auf den warmen Ofen gesetzt, zurecht und sagte:

„Nun will ich hören! Fang' aber auch gleich von vornen an. Wie ging's bei der Base?"

„Nun," sagte der Lehrer und seine heitere Miene verfinsterte sich, „als ich zu ihr kam, sagte sie: Auch 'mal wieder da? Wie geht's, wie steht's? — Ich brachte einen Gruß von Dir und erzählte ihr unsere Noth und dachte, nun würde sie sagen: Ich will dem braven Jungen ein Röcklein machen lassen. Aber prost Mahlzeit! Sie zuckte die Achseln und meinte, es sey mancher große Mann in einem alten Röcklein aufgewachsen. Es würde so nöthig nicht seyn. Als ich ihr aber das auseinandersetzte und um ein Darlehen von acht Thalern bat, da verhieß und verschwor sie sich, sie habe keine acht Groschen im Hause; sie sey so entblößt, daß sie sich heute Mittag nicht einmal etwas gekocht habe. Dabei roch es aus der Ofenkachel so kräftig nach Kalbsbraten, daß mir der Geruch ordentlich erquickend war. Nun merkte ich wohl, daß hier nichts zu machen war, und mit wehmüthigem Herzen nahm ich Mütze und Regenschirm und ging. Was sollte ich nun machen? Hunger hatte ich gleich einem Bären und nur achtzehn Kreuzer in der Tasche. Ach, dachte ich, spar' was Du kannst! kaufte mir für einen Groschen Wecke und wanderte schweren Herzens wieder zum Thore hinaus, denn ich hatte ja Niemand, den ich nun ansprechen konnte. Noch lag der Nebel so dicht auf dem Wege, daß man kaum auf einige Schritte vor sich sehen konnte. Da begann ich von meinen Wecken zu essen und wurde so satt, daß ich noch einen für Dich in die Tasche stecken konnte."

Er reichte ihr den Weck, den sie mit einem Lächeln hinnahm, das die Gabe würdigte, ohne den Schmerz bittergetäuschter Hoffnung zu verleugnen.

„Wie ich nun so dahingehe," fuhr er fort, „hör' ich ein Fuhrwerk daherkommen in rasender Eile. Schon von ferne hörte ich des Pferdes Schnauben und erkannte, daß es wild und scheu war. Entweder gibt das ein Unglück oder es hat schon eins gegeben, dachte ich, und bin schnell entschlossen dem Thier in die Zügel gefallen. Eine Strecke noch schleppt es mich fort, dann muß es stehen; aber ich hatte am Kopfgeschirr des Pferdes die Schmarre gekriegt und an der Deichsel mir den Rock zerrissen.

„Als ich das Thier zur Ruhe gebracht, sah ich, daß das Leitseil ihm in den Hinterbeinen hing und dies wahrscheinlich auch der Grund des Scheuwerdens gewesen war. Ich fing nun an, das Chaischen zu untersuchen — es war Niemand darinnen. Daraus schloß ich, daß der Reisende entweder herausgesprungen oder gestürzt seyn müsse. Das Chaischen wie das Riemwerk und das Pferd selbst waren kostbar, und ich konnte schließen, daß es einem vornehmen Herrn seyn müsse. Was sollt' ich thun? Da kommt mir der gute Gedanke: Fahr' mit dem Chaischen zurück, bis Du den Herrn findest.

„Gedacht, gethan! Weit war ich indessen noch nicht gefahren, da schnaubte das Pferd und wollte nicht vom Fleck. Als ich genauer zusah, lag der Verunglückte leblos mitten im Wege. Ich führte das Pferd nun zur Seite, band es an einem Baume fest und eilte zu dem Verunglückten. Es war noch Leben in ihm, obgleich der Weg voll Blut lag; auch zeigte der schmutzige Streifen an seinen dunklen Tuchhosen, daß er wohl unter das Rad mußte gekommen seyn. Ohne mich weiter zu bedenken, lud ich ihn auf meine Schultern, trug ihn an das Chaischen, legte ihn sachte hinein, setzte mich auf den Bock und fuhr nach der Stadt zurück gerade an's Wirthshaus zum Stern.

„Als mich der Sternwirth sah, rief er: Ach Gott, wo ist der Herr Wendel? Da merkte ich, daß er den Verunglückten kannte, und sagte ihm kurz, wie sich's begeben. Nun holen wir den Fremden heraus, trugen ihn auf ein Zimmer, das er kaum erst vor einer Stunde verlassen hatte, und ließen einen Arzt rufen. Es war der Doktor, der als hierher kommt und in der Schulstube die Kinder impft.

„Ich mußte da bleiben und an die Hand gehen. Er ließ dem Herrn Ader, und bald kam er zu sich. Nun wurde die Kopfwunde verbunden und er untersucht. Ueberall fanden sich zwar Quetschungen, gebrochen war jedoch nichts. Als er wieder reden konnte, erzählte er: wie er zum Thore hinausgefahren, sey ihm das Leitseil aus der Hand gefallen. Nachdem dies dem Thiere in die Beine gerathen, sey es wild geworden und höllisch ausgezogen. Immer habe er es wieder fassen wollen — da auf einmal habe er das Uebergewicht gekriegt und sey kopfüber heruntergestürzt. Das Rad sey dann über ihn gegangen, worauf er das Bewußtseyn verloren habe. Auch ich mußte erzählen, wie ich ihn gefunden und wie ich es angefangen, daß ich ihn habe aufladen können. Nun erst wusch mir der Doktor meine Schmarre aus."

(Fortsetzung folgt.)

Die wilde Blume der Donau.

(Fortsetzung.)

Die Verletzungen, welche Mutter und Kind bei ihrem Falle auf die Steine erhalten hatten, waren glücklicherweise leicht; aber János lag im hitzigen Fieber, welches durch seine Wunden hervorgebracht war. Wilde Phantasieen, erfüllt von den schrecklichen Ereignissen des Tages und gemischt mit dem glühenden Verlangen nach Rache, bewegten das Gehirn des kranken Mannes. Von Zeit zu Zeit legte Terka kühlende Kräuter auf die tiefen, blutigen

Wunden, welche Rücken und Schultern bedeckten, und dann setzte sie sich ruhig an das Kopfende des Lagers.

Endlich brach der Tag an. Der Jäger erkannte die liebende Hand wieder, welche so sanft seine Stirn berührte, und hatte ein Lächeln für das Kind, auf welches Terka, wie zum Troste, traurig hinzeigte. Die Kleine saß auf dem Boden und spielte mit dem glänzenden Haar, welches in lichten Locken auf ihren Hals fiel und dessen reiche Fülle die Freude und der Stolz ihrer Eltern war.

Gegen Mittag hörte man die Hufschläge vieler Pferde. Die Thür wurde aufgestoßen und der Förster, welcher am vorhergehenden Tage Jánös gefangen genommen und auf das Schloß gebracht hatte, trat jetzt, von mehreren jungen Leuten begleitet, ein.

„Der Herr läßt Euch befehlen," sagte er barsch, „augenblicklich alle Feuerwaffen herzugeben, welche Ihr ohne Zweifel noch im Hause habt. Der Herr selbst wartet draußen, um Zeuge Eurer Unterwürfigkeit zu seyn."

Jánös, unfähig zu antworten, warf auf seine Frau einen Blick von tiefer Bedeutung.

„Jánös hatte nur die eine Flinte," antwortete Terka mit niedergeschlagenen Augen.

„Nehmt Euch in Acht! Eine Lüge bringt Euch nur mehr in Ungnade. Gebt die Waffen heraus, welche Ihr noch verborgen haltet."

Jánös machte jetzt selbst ein verneinendes Zeichen.

„Wir haben Nichts verborgen," murmelte Terka fast unhörbar.

Der Graf hatte die Unterredung durch die offene Thür mit angehört.

„Schleppt ihn heraus," rief er mit wuthbebender Stimme, „auf daß der Huf meines Pferdes diese lügende Magyarenseele ihm aus dem Körper stampfe! Durchsucht die Hütte, und wenn darin gefunden wird, was er so hartnäckig leugnet, so soll er es mit dem Leben büßen!"

Der kranke Mann wurde ergriffen und auf den Sand hinausgezogen, welcher an dieser Stelle die Ufer der Donau bedeckt. Terka folgte.

„Haltet," rief sie, als sie die Peitsche des wilden Grafen über dem Kopfe ihres Gatten erhoben sah, „halten einen Augenblick — ich will holen, was Ihr verlangt."

Sie ging wieder in die Hütte. In einigen Minuten kam sie zurück mit einer Büchse in der Hand.

„Hier ist die Waffe," sagte sie, „und die Kugel auch!"

Und ehe man sich's versah, hatte sie sicher gezielt und losgedrückt.

Der Graf, ins Herz getroffen, fiel vom Pferde.

Jánös sprang auf. Seine wahnsinnige Frau schlang ihre Arme um ihn und raunte ihm einige Worte ins Ohr. Im nächsten Augenblicke stürzten sie sich vom Ufer hinab in den Strom.

Ihre Körper wurden nie wieder gefunden.

Nach diesem schrecklichen Ereignisse wurde das verlassene fünfjährige Kind ein Gegenstand der zärtlichsten Sorge des ganzen Dorfes. Die Einwohner wurden dazu durch eine unbestimmte Sympathie getrieben. Zu verschiedenen Malen versuchten gutmüthige Mütter das Mädchen in ihr Haus aufzunehmen und sie wie ihr eigenes Kind anzusehen, aber sie kehrte immer wieder zu der Hütte ihrer Eltern zurück; Nichts vermochte sie, zu bleiben, sie benutzte stets die erste Gelegenheit, unbeachtet hinwegzuschlüpfen. War sie hungrig, so ging sie in das Dorf und bat um Brod; wenn ihr dies angeboten wurde, unter der Bedingung, nicht wieder in die Hütte zurückzukehren, senkte sie traurig das mit sonnigen Locken so schön geschmückte Haupt — und kehrte hungrig nach Haus zurück. Sie wurde oft gefragt, ob sie sich nicht fürchte, allein in der einsamen Hütte zu seyn: dann pflegte sie zu lächeln und zu antworten, indem sie ihre dunkeln Augen verwundert auf das Gesicht des Fragenden richtete:

„Ihr vergeßt, daß Vater und Mutter bei mir sind; sie wachen jede Nacht bei mir, daß mir nichts Böses begegnet."

Zuletzt waren sie genöthigt, das seltsame Mädchen ihren Weg gehen zu lassen; aber sie versorgten sie regelmäßig und reichlich mit Nahrung und Kleidung.

Nach und nach ergriff die Landleute eine gewisse Scheu und bewirkte, daß sie sie vermieden. Ihr seltsames, zurückhaltendes Benehmen — die sanfte Trauer, welche auf ihren Zügen lag — die immer wiederholte Versicherung, daß die Eltern jede Nacht bei ihr wachten: dies Alles gab Gelegenheit zu vielen Gerüchten bei den Abergläubigen. Man sagte, daß ihre ruhelosen Geister wirklich aus ihrem Wassergrabe aufstiegen, um ihren verlassenen Liebling zu beschützen. Dieser Glaube nahm so überhand, daß die Leute am Ende sich gar fürchteten, mit dem Mädchen zu sprechen oder sie in ihren Wohnungen zu haben; jedoch wurde Alles, dessen sie bedurfte, an einen Ort hingelegt, von wo sie es nach einer stillschweigenden Uebereinkunft holte. Dieses Vermeiden stimmte ganz mit ihren Wünschen überein: sie liebte die Gesellschaft menschlicher Wesen nicht und hatte keinen Begriff von ihren Gebräuchen. So, einsam und allein, wuchs sie zu einer lieblichen Jungfrau heran.

Von Sonnenaufgang bis zum Abend sah man sie an dem nämlichen Orte am Ufer sitzen, entweder in sinnender, träumender Stellung, den Wogen sanft zuflüsternd und sich über sie neigend, als erlausche sie eine Antwort; oder mit bedächtigem Stolze ihr goldglänzendes Haar glatt streichelnd, welches sie in

dem lebendigen Spiegel unter ihr erschauen konnte, und wenn dann die Sonne darauf schien, saß sie da wie mit einem Strahlenmantel umgeben. Beim Anbruche der Nacht ging sie nach ihrer Hütte.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

(Chinesische Soldaten.) Paul Perny, apostolischer Missionär im Kouei-Tschou, berichtet über das chinesische Kriegsheer u. A. Folgendes: „Eine chinesische Armee ist das seltsamste Ding von der Welt. Zweimal habe ich dieses Schauspiel genossen und ich muß gestehen, daß die getreueste Beschreibung keine Idee von solchen Soldaten geben kann. In dem Jahre, wo ich nach China kam, hatten sich die Muselmänner des Yun-Nan gegen die Autorität der Mandarinen empört. Um sie zur Ordnung zurückzubringen, berief der Generalgouverneur schleunigst die Milizen unserer Provinz ein. Ich begegnete eines Tages einem großen Truppencorps mit seinem Chef. Dieser befand sich in einer eleganten, von acht Männern getragenen Sänfte. Seine Soldaten aber marschirten in der allergrößten Unordnung, wie eine Bande ächter Straßenräuber. Sie waren mit Lanzen und schlechten Gewehren bewaffnet; Jeder trug außerdem seinen Regenschirm und seine Laterne, was der Expedition ein unbeschreibliches Aussehen gab. Der Anblick war grotesk genug, um ein homerisches Gelächter zu erregen. — Diese Armee ohne Disciplin und Erfahrung würde von einem einzigen unserer Bataillone vernichtet worden seyn, ohne daß letzteres auch nur eine Schramme erhalten hätte. Ein europäischer Soldat kann zwanzig Patronen abschießen, ehe der Chinese einmal gefeuert hat. Das ist aber noch nicht Alles. Wenn die Gewehre angelegt sind, so wendet derjenige, welcher die Muskete hält, den Kopf zur Seite, während ein Anderer an das Zündkraut Feuer bringt. Man kann sich denken, wie sicher und schnell bei einer solchen Einrichtung, namentlich im Regenwetter, die chinesischen Soldaten schießen! — Diese angeblichen Vertheidiger des Vaterlandes sind fast durchgehends Räuber, die den rechtlichen Bürger ausplündern. Darum braucht auch auf einem Markt nur bekannt zu werden, daß Truppen durchziehen, und in einem Augenblick sind alle Buden verschwunden."

(Ein neuer Mormonen-Zug.) Die Mormonen, nachdem sie in letzter Zeit in Nordamerika ziemlich schlechte Geschäfte gemacht, haben nun das heiße Indien zum Schauplatz ihrer Thätigkeit gewählt. Dreizehn Missionäre sind über Californien in Calcutta angekommen und ihr hoher Priester hat sein Manifest in einer dortigen Zeitung veröffentlicht. Indeß die Europäer lachen ihn aus und die Eingebornen verstehen ihn nicht. Ihr Pontifex maximus predigt und übt unter Anderm Vielweiberei und beruft sich zur Rechtfertigung dieser Praxis auf die Erzväter und die Könige von Israel, zumal den weisen Salomo.

(Ein großer Baum.) Nach dem „Echo des stillen Meeres" findet sich auf einem Berge Californiens eine Ceder, die wohl der größte bekannte Baum der Welt ist. Am Boden beträgt ihr Umfang 92 Fuß, 4 Fuß weiter oben 88 Fuß, auf der Höhe von 14 Fuß beträgt der Umfang 61 Fuß u. s. f. Die Höhe beträgt 285 Fuß; am Stamme zeigt sich keiner der Auswüchse, wie sonst häufig bei so dicken Stämmen — derselbe ist ein wahres Muster von Ebenmaß. Das Alter dieser Riesenceder wäre, nach den Ringen gezählt, 2520 Jahre. Die Rinde des Baumes, nahezu 14 Zoll dick, sollte bis zur Höhe von 50 Fuß abgelöst und in die New-Yorker Ausstellung gesandt werden.

Eine Zierpflanze, die Ehen schließt, ist die Wisteria Chinensis, eine prächtige, in Traubenbüscheln blühende blaue Schmetterlingsblume, auch Glycine genannt. Ein japanisches Liebespaar, dessen Verbindung sich von Seiten der Eltern Hindernisse in den Weg stellen, appellirt an den Ausspruch der Götter: die Liebenden geben ihren Namen auf einen Zettel geschrieben einem Priester, dieser heftet denselben an eine solche Traube und hilft, wenn das Paar freigebig war, dem Orakel dadurch nach, daß er die Blüthe insgeheim künstlich befruchtet. Geben die danach gezogenen Sämlinge bunte statt blaue Blüthentrauben, so ist dies ein Zeichen, daß ein neues Geschlecht gegründet werden soll — und die Eltern fügen sich.

(Ehemalige Reise-Schnelligkeit.) Die durch die Erbauung der Eisenbahn zwischen Paris und Straßburg hergestellte Verbindungsschnelligkeit verleiht folgender Notiz Interesse, welche aus dem königlichen Almanach von 1761 ausgezogen ist und angibt, auf welche Weise man damals zwischen der französischen Hauptstadt und Straßburg reiste und wie viel Zeit man zu dieser Reise brauchte: „Die Straßburger Kutsche fährt in der Rue de la Verrerie, Hotel Pomponne, Samstags um 6 Uhr Morgens ab; sie kommt am siebenten Tage in Bar-le-Duc, am achten in Nancy und am zwölften Tage in Straßburg an."

Redaktion, Druck und Verlag von G. Ritter in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

Nro. 96. Freitag, 12. August 1853.

Wie's in den Wald schallt, so schallt's heraus.

(Fortsetzung.)

„Der Herr bedauerte mich fast mehr als sich selbst,“ fuhr der Schullehrer fort, „und wußte gar nicht Worte genug zu finden, seinen Dank auszusprechen. Ich mußte nun bei ihm bleiben und mit ihm zu Mittag essen, denn er verspürte Appetit und der Doktor sagte, er solle sich's nur gut schmecken lassen, es werde nichts schaden.“

„Du hast im Stern gegessen?“ fragte die Lehrerin und schlug die Hände zusammen. „Im ersten Gasthof der Stadt gegessen? Sag' mir doch, was habt Ihr denn gegessen? Geh, erzähl' mir's doch!“

„O laß mir doch meine Ruhe!“ sagte Schlösser fast ärgerlich. „Was weiß ich, was ich gegessen habe, wenn ich eben satt gegessen bin.“

„So macht Ihr's!“ rief seine Frau aus — „Ihr esset nur und fragt nicht was! Wir möchten's aber doch gerne wissen, weil wir Weiber immer gleich denken, wie das möchte gekocht gewesen seyn. Geh, es ist gar nicht schön von Dir!“ grollte sie. Dann aber fragte sie: „Wie hat's denn geschmeckt?“

„Gut, recht gut; aber Kartoffeln bei Dir schmecken noch besser!“ sagte er schmeichelnd und scherzend zu seiner Ehehälfte.

„Geh, das ist doch wieder purer Ulz!“ entgegnete sie ihm.

„Laß das jetzt,“ sagte der Lehrer, „und hör' mich doch an!

„Nach Tisch mußte ich noch bei ihm sitzen bleiben, und da fragte er mir so recht das Herz aus der Brust heraus. Ich konnte auch gar kein Hehl haben und erzählte ihm denn auch die Geschichte mit der Base Lisbeth.

„„Pfui!““ rief er — „„lassen Sie die alte Hexe mit sammt ihrem Mammon, der hat doch keinen Segen! Sie haben Ihren besten Rock durch mich heute zerrissen — da bin ich ohnehin schuldig, Ihnen einen neuen zu kaufen, und so lassen Sie mir denn die Freude, auch Ihrem braven Ludwig einen dazu zu geben.““

„Damit wollte er mir ein Päckchen in die Hand drücken. Ich wollt's absolut nicht nehmen, denn ich schämte mich; aber er ließ mir keine Ruhe, bis ich's nahm.“

„O geh!“ warf die Frau ein. „Das muß doch ein recht braver Mann seyn, der Herr Wendel. Was hat er Dir denn gegeben?“

„Ich weiß es nicht,“ sagte der Lehrer, „denn er ließ mich erst um zehn Uhr fort, so lange mußte ich bei ihm bleiben; und dann entließ er mich mit einer Herzlichkeit, als hätten wir uns schon zwanzig Jahre gekannt.“

„Laß denn doch 'mal sehen!“ sagte seine Frau neugierig.

Schlösser zog nun ein kleines Päckchen heraus und reichte es ihr.

Sie wog es in der Hand hin und her.

„Du lieber Gott!“ sagte sie — „das gibt keinen Rock für den Ludwig, geschweige für Dich!“

Als sie aber aufmachte, rollten vier Goldstücke auf den Tisch, und sie stieß einen Schrei des freudigsten Erstaunens aus.

„Siehst Du,“ sagte er verweisend, „hast Du doch gleich Arges gedacht!“

„Gottlob!“ rief sie aus — „möge mir's der gute Herr Wendel vergeben! Martin, wie viel ist das?“

„Vier doppelte Friedrichsd'or!“ sagte er.

„Wie viel Thaler?“ fragte sie — „Du weißt, ich kenne diese Dinger nicht!“

„Sie machen fünfundvierzig Thaler zehn Silbergroschen aus,“ sprach er und faltete die Hände. Sie aber saß starr da vor freudigem Schrecken.

Wohl mag selten eine Gabe der Liebe und Dankbarkeit in würdigere und bessere Hände gekommen seyn, als hier. Noch lange saßen die glücklichen Gatten in ihrer stillen Herzensfreude da und dankten Gott für den geschenkten Reichthum und besprachen, wie das ein Nothpfennig seyn sollte für ihren lieben Ludwig. Er empfing nun einen neuen Rock, des

Vaters schwarzen aber stopfte die kunstgeübte Mutter so zierlich, daß man selbst mit einer scharfen Brille den Winkelhaken nicht sah, den ihm die Deichsel des Chaischens gerissen. Heiterer gingen sie der Zukunft entgegen und der verborgene Schatz wurde nicht angetastet, selbst wenn die Noth noch so hoch stieg, und an solchen Stunden fehlte es eben nicht.

So kam denn endlich die Zeit, daß Ludwig als ein wohlbestallter und geprüfter Schüler das Gymnasium verließ. Er kam noch auf vier Wochen zu den Eltern und zu seinem lieben Lehrer, dem Pfarrer, ehe er auf die Universität nach Bonn ging.

* * *

Es war in den ersten Tagen des Oktobers, als Vater, Mutter und Sohn eben am Tische saßen und das einfache Mahl — Kartoffeln und Salz — mit frischem Behagen verzehrten, da gab's auf der Straße ein Geschrei.

Entsetzt sprangen alle Drei auf und liefen hinaus.

„Was gibt's?" rief der Schullehrer, der bei Unglücksfällen immer der Erste zur Hilfe war.

„Was eine Dummheit von so einem Juden!" sagte der Nachbar Gottlieb.

„Was ist's denn?" fragte der Schullehrer eifrig.

„Habt nur ein bischen Geduld, Herr Schulmeister," entgegnete der langsame Gottlieb, „ich will's Euch ordentlich auslegen. Dem Schulzen sein Peter war in der Stadt, Dielen holen für dem Schulzen seine Stube, die er neu dielen will. Da kommt ein arm Jüdchen, das mit Brillen handelt, und bittet den Peter, daß er's auf die Dielen setzen lasse. Der Peter thut's, und wie er da an der Ecke einen Kehr nehmen will, greift er ihn zu kurz — das linke Rad geht hoch an die Mauer — der Wagen neigt sich zur Seite, kriegt einen derben Ruck und das Jüdchen wird gegen die Mauer des andern Hauses geworfen und liegt nun da, als ob's maustodt wäre."

„Hat sich denn Niemand des armen Menschen angenommen?" fragte der Schullehrer rasch.

„Wer soll's thun?" entgegnete der Bauer — „'s ist ja nur ein Jud'!"

„Gott verzeih' Dir das unchristliche Wort!" rief entrüstet der Schullehrer. „Hat der Samariter in des Herrn Erzählung auch so gedacht? — Komm, Ludwig," rief er diesem, „hier ist es an uns, zu thun, was Christenpflicht heischt!" Und mit kräftigem Arm machte er sich durch den Volkshaufen eine Gasse.

Ludwig folgte und bald hatten sie die Stätte erreicht, wo noch immer der arme blutende Mensch lag.

Den Gottlieb hatte das Wort des Schullehrers denn doch getroffen — auch er folgte, und die Drei trugen den Verletzten in des Schullehrers Haus. Dort legten sie ihn auf Ludwigs Bett und Schlösser rief:

„Wasser herbei und Essig!"

Die Schulfrau brachte beides schnell. Er wusch ihm die Wunde aus, verband sie und rieb dann des Juden Schläfe.

Bald schlug er das Auge auf.

„Wo thut's Euch weh?" fragte der Schullehrer.

„Ach da!" ächzte der Jude und zeigte auf sein Bein. Es war zerbrochen.

„Auf, Ludwig, Du bist jung," rief Schlösser dem Sohne zu, „lauf' nach der Stadt! Hole den Arzt! Er muß schnell kommen."

Mehrere Bauern waren mit ins Haus gekommen.

„Bleib' Er da, Musje Ludwig," sagte Gottlieb; „ich spanne schnell meinen Wagen an und hole den Doktor."

„Nur schnell!" rief der Schullehrer, der bereits mit Vorsicht den Leidenden zu entkleiden anfing.

Der Arme schrie vor Schmerz. Schlösser schlug beständig kaltes Wasser auf, bis endlich der Arzt kam. Das Bein wurde eingerichtet und der Schmerz ließ bedeutend nach.

„Wo ist mein Brillenkästchen?" fragte der Jude besorgt.

Man reichte es ihm.

Aber welch ein Jammer entstand nun, als der arme Mensch Alles zerbrochen und zersplittert fand! Es war sein ganzer Reichthum.

Schlösser tröstete ihn so gut er konnte. In seiner Seele stand ein Gedanke fest: ihm hatte Gott das Geld bescheert — dem Juden mußte geholfen werden. Aber er sagte Niemanden etwas.

(Fortsetzung folgt.)

Die wilde Blume der Donau.

(Schluß.)

Elf Jahre waren seit dem Tage verflossen, an welchem die Eltern der Waise umgekommen waren. Der Druck, welcher unter dem alten Grafen geherrscht, war unter seinen beiden Söhnen nicht vermindert worden. Während Franz, der ältere, der Schrecken Aller war, die nicht ihrem Herrn den genauen Betrag an Geld und Arbeit zu leisten im Stande waren, hegte Wilfred, der jüngere der Brüder, eine wilde Leidenschaft für Jagd und Schmaus und andere Freuden, in welcher er weder Felder und Früchte schonte, noch sonst etwas heilig hielt. Der Vater einer Familie zitterte, wenn Franz ihm befahl, auf's Schloß zu kommen; denn dies war ein sicheres Zeichen nahenden Unglücks. Wurde aber das Schnauben von

Wilfred's Jagdrosse vernommen, so murmelte man ein kurzes Gebet und suchte sich im entferntesten Winkel zu verbergen.

An einem warmen Sonntagmorgen, im Herbste, war Wilfred mit einem Dutzend schneller Hunde ausgeritten, um Hasen zu jagen, sich wenig in seiner wilden Hitze um den Abscheu kümmernd, womit er die frommen Dorfbewohner erfüllte durch diesen unheiligen Lärm am Sonntag.

Die Jagd fiel nicht günstig aus. Hunde und Roß hatten nicht ihre Schuldigkeit gethan — das Wild war dem Jäger entschlüpft. Er erleichterte seine üble Laune dadurch, indem er an dem Maule seines Pferdes zerrte und die Hunde, welche, ihren Fehler fühlend, furchtsam einherschlichen, die Peitsche fühlen ließ. In seinem hartnäckigen Entschlusse zur Erreichung von Beute war er weiter als gewöhnlich geritten; jetzt suchte er, hungrig und ärgerlich, seinen Rückweg zum Schlosse zu verkürzen, indem er über jedes Hinderniß hinwegsetzte.

Nachdem er auf solche Weise eine halbe Stunde geritten war, erweckte ein kühler, erfrischender Wind den Reiter aus seinem düstern Brüten. Er schaute auf und fand sich auf dem sandigen Ufer der Donau. Er wollte eben langsam reiten, sowohl seinet- wie auch des Thieres wegen, als dasselbe plötzlich scheu ward und einen Sprung zur Seite that. Durch diese ungewöhnliche Bewegung überrascht, blickte er sich nach der Ursache der Furcht des Pferdes um.

Der Anblick, welcher sich seinen Augen darbot, machte ihn unwillkürlich bewegungslos. Wenige Schritte von ihm entfernt, auf einem Grashügel, lag die Waise, ihren Kopf auf den Arm gestützt, unbekannt mit des Reiters Nähe.

Eine magische Lieblichkeit strahlte von ihrem Gesichte, welches dem Strome zugewandt war; es zeigte ein schlaues Lächeln, wie es gewöhnlich verzogenen Kindern um die Lippen spielt, wenn sie gewagt haben, ernste Leute zu necken. Sie warf Sträuße wilder Blumen, die in ihrem Schooße lagen, hinab ins Wasser. Ihr langes goldglänzendes Haar, von dem sanften Winde getragen, flog in schimmernden Fäden um ihren Nacken. Die ganze Erscheinung war von bezaubernder Schönheit.

Viel weniger würde hingereicht haben, das empfängliche Herz des Grafen zu entflammen; er sprang vom Pferde und näherte sich dem Mädchen, während der ganzen Zeit fürchtend, daß ein Blendwerk seine Sinne täusche und daß die liebliche Gestalt sich in der Luft auflösen würde, bevor er sie erreiche.

Sie blickte nicht auf, sondern fuhr fort mit den Blumen zu spielen.

„Wer bist Du?" fragte er endlich, fast vor innerer Bewegung zitternd. „Sag', bist Du ein Weib oder ein überirdisches Wesen?"

Er bekam keine Antwort.

Der Graf trat näher und setzte sich nieder zu ihren Füßen.

„Höre," begann er wieder, „ich fühle an den leidenschaftlichen Schlägen meines Herzens, daß Du sterblich bist, gleich mir. Ich kenne weder Deine Heimath noch Deinen Namen; es thut aber nichts: Frauen herrschen nur durch die Macht der Schönheit. Herrsche über mich und über Alles, was mein ist!"

Mit diesen Worten versuchte er ihre Hand zu ergreifen.

Das Mädchen sah jetzt zum ersten Male auf, und auf ihren Zügen malte sich nur kindlicher Verdruß über die Unterbrechung.

„Still!" sagte sie — „Ihr sprecht so laut, daß ich nicht hören kann, was sie mir sagen."

„Verlaß Dein kindisches Spiel!" versetzte der Ritter. „Hörst Du nicht, was ich Dir anbiete? Ich, Graf Wilfred, Herr eines Theiles dieser großen Besitzung, flehe um Deine Liebe. Folge mir auf mein Schloß; und, mag die Welt sagen, was sie will, Du sollst Graf Wilfred's Weib seyn!"

Das Mädchen lauschte gedankenvoll auf seine Worte; ein banges Vorgefühl flog, ihr unbewußt, wie ein Schatten über ihre reine Stirn.

„Ich verstehe nicht — ich weiß nicht, was Ihr mit mir wollt — ich fühle nur, daß Eure Gegenwart mich beunruhigt."

Nachdem sie diese Worte gesprochen, wandte sie sich weg.

Der Graf stand auf. Er fühlte eine Bewegung der Ungeduld, welche ihn bei dem leichtesten Widerspruch ergriff; aber ein Blick auf das bezaubernde Geschöpf vor ihm besänftigte ihn.

„Du bist ein Kind, aber ein wunderbares Kind. Versteh' mich denn, Du schönes wildes Mädchen! Du sollst mein Weib werden — sollst mit mir in mein Schloß gehen — sollst diesen Platz verlassen, um nie wieder dahin zurückzukehren."

Von Allem, was Wilfred gesagt hatte, verstand die Waise nur, daß er ihr vorschlug, sie von ihrer Heimath fortzubringen.

In größter Furcht sprang sie auf.

„Diesen Ort verlassen! — fortgehen!" rief sie aus — „Fremdling, warum ängstigt Ihr mich durch solche Worte? Wißt Ihr nicht, daß ich die Waise bin? Verlaßt mich!" fuhr sie fort, indem sie die Hände flehend faltete — „laßt mich allein! Hört Ihr nicht?" — und sie neigte sich in lauschender Stellung über die Donau — „sie murmeln — ich fürchte, sie sind mit mir unzufrieden." — Weinend warf sie sich auf die Kniee: „Seyd nicht böse auf mich, ihr Lieben! Nie wird die Waise diesen Ort verlassen!"

Ein Schauder durchfuhr den Ritter. Eine dunkle Erinnerung begann in seinem Geiste aufzusteigen. Unwillkürlich wandten sich seine Gedanken auf seinen Vater, welcher an diesem Ufer ermordet war. Die Einzelheiten dieses schrecklichen Ereignisses waren immer so viel als möglich vor den Brüdern verborgen gehalten worden. Warum erhob sich gerade jetzt der Schatten seines Vaters, dunkel und blutig, vor seinem geistigen Auge?

„Du kleine Thörin," rief er aus, „Du kleine unsinnige Thörin! Bist Du wirklich so unbekannt mit Menschen und mit der Welt, daß Du nicht weißt, daß jedes meiner Worte ein Donnerkeil ist, vor welchem aller Wille zittert und schweigt? Ich sage Dir, daß Du mir folgen mußt!"

Bei dieser Rede umschloß er das Mädchen mit seinen Armen und versuchte, die sich Sträubende fortzuziehen.

Zorn über beleidigte Sittsamkeit glühte auf ihren Wangen, ihre dunkeln Augen blitzten, als wollten sie den unverschämten Eindringling vernichten.

„Hilfe!" rief sie — „Hilfe! Bin ich denn ganz verlassen?"

Auf den umgebenden Hügeln erschienen Gruppen von Landleuten, welche auf dem Wege zur benachbarten Kirche waren und, ängstliche Zuschauer des ungleichen Kampfes, nicht wagten, ihrem gefürchteten Herrn entgegenzutreten.

„Du kämpfst vergebens, boshafte kleine Hexe!" schrie Wilfred, indem er sich anstrengte, sie auf sein Pferd zu setzen.

Die Gruppen auf den Hügeln zogen sich zusammen — die Glocken der Dorfkirche begannen zum Gottesdienste einzuladen.

Mit einer heftigen Bewegung der Verzweiflung war es der Waise gelungen, sich zu befreien und den äußersten Rand des Stromes zu erreichen.

„Ich verstehe Dich," rief der Graf aus; „aber Du bist zu schön, um eine Beute der Fische zu werden — Du sollst mir nicht entfliehen!"

Rauh ergriff er ihr langes seidenes Haar und wand es mehrmals um seine rechte Hand.

„Jetzt flieh'!" stieß er triumphirend aus — „ruf' Deine Geister zu Hilfe!"

Das Mädchen bebte an allen Gliedern.

„O ihr Lieben," rief sie in den Strom hinab, „helft euerm Kinde!"

Und plötzlich, als ob ein ungeheurer Kessel, in welchem es siede und koche, auf die Oberfläche Schaum und Blasen schickte, begannen die Wogen zu zischen und sich zu heben; die grüne Farbe derselben veränderte sich in ein dunkles Grau, und brausende, aus der Tiefe kommende Töne wurden vernommen. Die Waise stieß einen Freudenruf aus, streckte ihre Arme aus wie gegen einen sichtbaren Gegenstand und sank in den Strom.

Ein Schrei des Entsetzens entfuhr dem Grafen — die üppigen Flechten des goldseidenen Haares waren in seiner Hand geblieben! Bleich wie der Tod fuhr er einige Schritte zurück.

„Gott sey mir gnädig!" sagte er mit lallender Zunge und fiel besinnungslos zu Boden.

Seine Hand öffnete sich und das zarte, schöne Haar, vom Winde fortgetragen, flog das Ufer entlang und blieb an Hügeln und Büschen hängen.

Die Glocken riefen noch zur Kirche — aber das Volk, erregt durch das Wunder, wovon es Zeuge gewesen, kniete nieder und erbat vom Himmel Vergebung für den Verbrecher.

Graf Wilfred siechte von diesem Tage an allmälig dahin und ward bald darauf zu Grabe getragen. Wenige Jahre nachher starb auch sein älterer Bruder und die Besitzung fiel an den Staat.

Aber man hat seit diesem wunderbaren Ereignisse an den Ufern der Donau eine neue Blume gefunden, deren lange flachsfarbige Fäden dem „Haar des Waisenmädchens" so sehr glichen, daß man ihr diesen Namen gegeben.

* * *

Erzsi hörte auf zu erzählen. Unterdeß war der Mond völlig aufgegangen und erhellte sanft den Strom und seine grünen Ufer. Hier und da, zwischen dem Schilfe, sah man die zarten, lichten Blumen, deren Geschichte sie erzählt hatte und welche, sanft vom Abendwinde bewegt, von der Wahrheit der ungarischen Sage Zeugniß ablegten.

Es war spät — meine Wirthe zogen sich zur Ruhe zurück; aber ich blieb noch lange auf meinem Sitze vor dem Hause und ließ mir von den murmelnden Wellen der Donau und dem rauschenden Schilfe die Sage wiederholen, welche mir das liebliche Mädchen erzählt hatte.

Mannigfaltiges.

Eine merkwürdige chirurgische Operation ist unlängst in Berlin durch einen Schüler Dieffenbach's, Dr. Middendorp, vollzogen worden. Ein geachteter Landgeistlicher, der sich stets des besten Wohlseyns erfreut hatte, bekam ganz unerwartet einen Kehlkopf-Polypen. Eine Operation mit dem Messer ließ eine Erstickung befürchten, weßhalb der genannte Doktor eine starke galvanische Batterie mit dem Polypen in Verbindung brachte und denselben mit einem einzigen Schlag glücklich entfernte. Der wunderbar Gerettete hat bereits zur großen Freude seiner Pfarrkinder sein Amt wieder angetreten.

Redaktion, Druck und Verlag von G. Ritter in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

Nro. 97. Sonntag, 14. August 1853.

Wie's in den Wald schallt, so schallt's heraus.

(Fortsetzung.)

Sechs Wochen lag der Jude darnieder, ehe er der Heimath seine Schritte zulenken konnte. Ludwig war während dem nach Bonn abgegangen und drei Goldstücke hatte der Vater damals nur noch.

„Nimm zwei," hatte er gesagt; „eins ist für den Schmul, damit er seinen Handel wieder anfangen kann. Gott wird Dir ja weiter helfen."

Ludwig und die Mutter hatten freudig beigestimmt und die Pflege des Juden wurde mit unermüdeter Treue fortgesetzt, ohne daß eine Unzufriedenheit je in die Seele der guten Menschen gekommen wäre.

Als endlich der Jude schied, war sein Dank tief gefühlt und er sprach einen glaubenswarmen Segen über seine Wohlthäter; als ihm aber nun Schlösser das Goldstück in die Hand drückte, da schossen die Thränen in Schmuls Augen.

„Großer Gott," rief er aus, „Ihr seyd selber arm, habt mir Gutes gethan die lange Zeit, und nun gebt Ihr mir noch Geld, daß ich mein Krämchen wieder beginnen kann! Ich will's nehmen, aber mit Zins bring' ich's wieder, so wahr Gott der Herr lebt!"

Er zog seine Straße und Schlösser sagte, indem er seiner Frau um den Hals fiel:

„Wir sind um ein wenig Geld und Gut ärmer, aber um einen Segen reicher, den der Herr droben gehört hat und gewiß unserem Kinde beilegt."

Die edle That des Schullehrers machte übrigens im Dorfe einen tiefen Eindruck. Es waren wohl herzlose Menschen da, die sagten: „Er ist ein Narr, der Jud' wird's ihm nicht danken!" Aber die Mehrzahl war doch thatsächlich auf das Evangelium hingewiesen, und als der Pfarrer an dem Sonntag, auf den die Geschichte vom Samariter als Sonntags-Evangelium fällt, darüber predigte und auf den wackern Schullehrer anspielte, da sagten die Leute: „Er hat uns eine Auslegung des Evangeliums mit der That gegeben, und das Wort: Gehet hin und thuet deßgleichen! soll nicht verloren seyn."

Höher achteten sie den Ehrenmann seitdem und manche Gabe der Liebe fand den Weg in sein Haus, die seine gedrückte Lage milderte.

Die aber gesagt hatten: „Der Jud' wird's ihm nicht danken," wurden recht beschämt. Es währte kein Jahr, da kam ein Brief von ihm an und es lag ein Goldstück darin und ehrliche Zinsen bis zum Tage, und bald darauf kam er selbst und weilte kurze Zeit bei Denen, die ihm Gutes gethan, und dem alten Gottlieb schenkte er eine Brille, weil er damals den Doktor so schnell geholt.

Von da an kam der Jude nicht mehr in die Gegend, weil er sich in der Nähe von Crefeld niedergelassen und seinen Handel erweitert hatte.

* * *

Jahre kamen und gingen. Ludwig hielt es schwer, in Bonn durchzukommen, obwohl Alles eingetroffen war, was der Pfarrer versprochen hatte.

Eines Tages, es war in den wenigen Ferientagen, welche das heilige Pfingstfest bringt, war Ludwig durch die schattigen Baumreihen nach Poppelsdorf gegangen und dann auf den Kreuzberg gestiegen. Auf der Gallerie der Kirche stand er und ließ sein Auge hinschweifen über das herrliche Land, das vor seinen Blicken lag. Dorthin zuerst, wo hinter den nordöstlichen Höhen, welche den Gesichtskreis begrenzen, das Dörfchen lag, wo das treue Vater- und Mutterherz seiner betend gedachten, wie er ihrer jetzt. Lange war er nicht dort gewesen, und da seine Prüfung nahe war, wollte er nicht eher heimkehren. Recht lebendig war seine Sehnsucht nach den geliebten Eltern und lange hielt der feuchte Blick diese Richtung. Dann ließ er ihn herabgleiten auf das hügelige Land bis zur breiten Fläche des Rheinthals, weilte hier und dort auf einer bekannten Stelle, am längsten auf der hohen Abtei Siegburg, wo die unglücklichsten aller Menschen, die Irrsinnigen, weilen, um mit Gottes Hilfe geheilt zu werden. Dann

folgte er dem Rheine, der wie ein silbernes Band sich durch das Grün hinschlängelt bis zu den Thürmen der zahlreichen Kirchen der Stadt Köln, bis zu dem riesenhaften Baue des herrlichen Doms. Und wiederum kehrte er zurück über das fruchtbare Flachland, begrenzt von dem schönen Kranze der Berge, aus deren dunklerem Grün Dörfer und prachtvolle Landhäuser hervorschauen.

Er war in den Anblick so vertieft, daß er nicht merkte, daß noch andere Leute unweit von ihm standen. Die Aussicht ist aber auch so reich und wundervoll schön, daß, so oft man sie auch genießt, ein immer neuer Reiz den Beschauer fesselt.

Plötzlich hörte er eine weiche Mädchenstimme hinter seinem Rücken fragen: „Wie heißt der hochgelegene Ort?"

„Ich weiß es nicht, Kind," sagte eine männliche Stimme, „aber ich glaube, daß es Siegburg ist. Vielleicht," fuhr die Stimme fort und wandte sich an Ludwig — „vielleicht ist der Herr so freundlich, uns zu belehren?"

Ludwig drehte sich schnell um und sah einen sehr wohl gekleideten Herrn neben einem blühend schönen jungen Mädchen stehen, deren ausdrucksvolles Auge auf Ludwig weilte.

Nach einer leichten Begrüßung bestätigte Ludwig des Herrn Aussage.

Dieser betrachtete Ludwig ungemein scharf; doch wurde bald sein Blick wieder gleichgiltig.

Ohne Absichtlichkeit von einer der beiden Seiten stellte sich recht bald ein Gespräch her, das sich auf die Aussicht bezog und auf die Orte, die man überschaute. Ludwig war genau damit bekannt und also im Stande, jede Frage zu beantworten.

Sie standen lange da. Endlich begann die Mittagsglocke in Poppelsdorf zu läuten, und Alle schickten sich an, den Rückweg anzutreten.

„Da Sie, wie es scheint, schon längere Zeit hier weilen, so sind Sie auch wohl mit allen Merkwürdigkeiten Poppelsdorfs vertraut?" fragte der Herr.

Das konnte Ludwig mit gutem Fuge bejahen, denn viel war er dort gewesen, und im Garten war er, als ein Freund von Blumen und ein Kenner der Pflanzenkunde, noch mehr zu Hause.

„So möchte ich Sie bitten, wenn es anders Ihre Zeit gestattet, uns dort ein wenig zurecht zu weisen," sagte der Herr.

„Es macht mir Freude," versetzte Ludwig bescheiden, „wenn meine geringe Kenntniß Ihnen nützlich werden kann; zu versäumen habe ich nichts, und wenn Sie es gestatten, begleite ich Sie."

Das wurde mit Dank angenommen.

Nun stiegen sie hinab und traten zuerst in den Garten. Nach allen Richtungen durchschnitten sie ihn; alles Sehenswerthe wurde betrachtet, besonders die prächtigen ausländischen Pflanzen, welche in den Gewächshäusern gepflegt werden. Als sie an dem Wasserbehälter vorübergingen, in dem die Gold- und Silberfischlein und die schönen bunten Fische sind, sprach Ludwig:

„Lassen Sie uns hier ein wenig verweilen. Es macht mir oft gar große Freude, diese spielenden schimmernden und buntfarbigen Thierchen zu locken."

Das liebliche Mädchen warf einige Brodsamen in das stille Wasser, und siehe da, es kamen ganze Schaaren der muntern Thiere und schnappten die Krümchen weg. Das machte ihr außerordentliche Freude.

Endlich sagte der Vater:

„Malchen, wir werden aber nun zu Tische gehen müssen, und wollen uns das Schloß zu besehen bis nach dem Essen aufsparen. Nicht wahr, Sie machen uns das Vergnügen, heute unser Gast zu seyn?"

Mit diesen Worten faßte er Ludwigs Hand.

„Ach ja!" bat das holdselige Mädchen. Und nun hätte Ludwig es nicht ablehnen können, wenn er es auch gewollt.

In Wahrheit war es ihm aber recht willkommen. Seit drei Tagen war ihm alles Geld ausgegangen. Um zu sparen, aß er nur einmal am Tage, und diese magere Ernährung paßte gar nicht zu dem gesegneten Appetit, den er hatte. Dieser Geldmangel kam daher, daß eine Familie verreist war und es vergessen haben mochte, ihm die Zahlung des Monatsgeldes für den Unterricht ihrer Kinder zu leisten, auf welches Ludwig fest gerechnet hatte.

Ueber Tisch war der Vater Malchens ungemein heiter. Sie selbst hatte alle Scheu gegen den Jüngling abgelegt und sprach viel mit ihm. In dem Zimmer des Gasthofes zu Poppelsdorf, woselbst sie speisten, stand ein Klavier. Nach Tisch setzte sich auf des Vaters Bitte Malchen daran und spielte, während Ludwig mit ihm eine köstliche Cigarre rauchte.

Ludwig lauschte den Tönen: Malchen spielte gut.

„Sie spielen gewiß auch?" fragte sie endlich aufstehend.

Der junge Mann bejahte und nun mußte er sich sogleich niedersetzen.

Der alte Lehrer Schlösser zu Abbach war ein feiner Spieler; noch mehr, er war ein tüchtiger Kenner der Musik überhaupt; er spielte mehrere Instrumente. Als nun Ludwig zu dem Pfarrer ging, Latein und Griechisch zu lernen, gab ihm der Vater Unterricht in der Musik. Wie Ludwig reich begabt war vom lieben Gott, so hatte er auch für Musik großes Talent; er machte außerordentliche Fortschritte, und in Bonn, wo er selbst in der Musik unterrichtete, pflegte er diese Kunst und bildete sich, bei häufiger Gelegenheit gute Musik zu

hören, sehr aus. — Die Nähe eines so liebenswürdigen Mädchens begeisterte ihn, und bald vertiefte er sich so in sein Spiel, daß er Alles um sich vergaß. Seine Seele erhob sich zu höheren Gefühlen, und was ihn jetzt innerlich bewegte, das legte er in die Töne, die er spielte.

Plötzlich klopfte ihm der Herr auf die Schulter.

„Junger Mann," sagte er freudig bewegt, „Sie sind ein Meister; solch ein Spiel habe ich lange nicht gehört!"

Mit leuchtenden Blicken saß Malchen an Ludwigs Seite. Er wollte aufhören.

„O bitte, noch nicht!" sagte sie so innig, daß er wieder begann.

„Wer so spielt, hat gewiß auch Eigenes vorzutragen," sagte der Vater.

Ludwig erwiederte:

„Was ich zuletzt gesetzt habe, ist eine ausführlichere Bearbeitung des schönen Chorals: Befiehl du deine Wege ꝛc."

„O spielen Sie!" baten Vater und Tochter mit Einem Munde.

Und so hob er denn an und führte die weiche, herzergreifende Melodie zuerst in ihrer Einfachheit, dann aber erging sich sein Spiel über diese Melodie in hundertfach verschiedenen Wendungen, gerade als wolle er sie auslegen; und zuletzt kam sie wieder in ihrer vollen einfachen Schönheit.

Beide waren ganz hingerissen von seinem herrlichen Spiel und ergossen sich in lebhaften Lobeserhebungen. Aber dies Lied hatte ihrer Stimmung eine höhere Richtung gegeben: in Malchens Augen glänzte eine Thräne, die es verrieth, wie tief ihr das Spiel in die Seele gedrungen sey.

(Fortsetzung folgt.)

Muhammed und seine Lehre.

Aus Dieterici's „Reisebildern aus dem Morgenlande."

Muhammed war ein Sohn der Wüste Arabiens, *) und die Araber sind Nachkommen Ismaels, des natürlichen Sohnes Abrahams.

In die unabsehbaren Wüsten Arabiens war dieser Stamm zerstreut. Als Nomaden zogen die einzelnen Familien in der Wüste hin und her; kein festeres Band konnte sie einen.

Jahrtausende hindurch haben so die wilden Stämme der Araber durch die Wüste dahingetobt, mit unseliger Wuth einander verfolgend. Diese gräßliche Blutfehde hatte die Lebenskeime der verschiedenen Stämme vielfach bedroht und zum Theil zerknickt; denn „wo rohe Kräfte sinnlos walten, da kann sich kein Gebild gestalten."

Zwar erfahren wir aus dem Koran, in mythenhaftes Gewand gehüllt, eine Sage von dem Bestehen eines großen Reichs und hoher Bildung in Süd-Arabien. Salomo ist im Koran das Bild aller Weisheit, ihm gehorchen die Genien und die Menschen, er versteht die Sprache der Thiere und die Vögel sind ihm unterthan: Er mustert sein Heer im Thal der Ameisen und vermißt seinen treuen Adjutanten, den Hudhud, den Wiedehopf; — schon ist der König zornig und hat den Tod des treuen Boten bereits beschlossen, da erscheint im raschen Flug der Hudhud und erzählt voll Staunens, wie er weit, weithin geflogen sey und eine Königin gefunden habe, die zwar mächtig und groß sey, aber den alleinigen Gott nicht anbete. Da läßt Salomo ihren goldenen Thron durch seine Genien holen und sie dann selbst zu sich führen. Sie erstaunt, als sie ihren Thron bei Salomo sieht in einem herrlichen Glaspalast; sie hält das durchsichtige Krystall für Wasser und entblößt ihre Kniee, hindurchzuwaten. Salomo, von ihrer Schönheit entzückt, nimmt sie zur Frau.

So mythisch ausgeschmückt diese Erzählung auch ist, bestätigt sie doch auf merkwürdige Weise 1. B. d. Könige 10, 1 u. 2, daß die Königin von Saba gekommen sey, um ihm ihre Huldigung zu bringen. Und die von Arnaud in Süd-Arabien entdeckten Himjaritischen Inschriften bestätigen den geschichtlichen Grund dieser Erzählung. Auch spricht der Koran 7, 75 von den von Gott begabten Propheten Hud und Salih, die zu den Aditen und Tsamuditen gesandt waren, und daß der Unglaube dieser beiden Stämme ihre Vernichtung herbeigeführt habe. Aber dies sind alle und schnell verschwindende Lichtstrahlen in einem dichten Dunkel, das schreckend die Wüste deckt.

Erst sechs Jahrhunderte nach Christo entflammt ein Morgenroth in der Geschichte der Wüste, aber nicht in sanften Segensstrahlen erhabener sittlicher Religion, sondern in der verheerenden Feuersgluth eines wildphantastischen sinnlichen Fanatismus. In der Zeit vor Muhammed hatte der jüdische und christliche Glaube zwar in den fruchtbaren Küstenländern vielfach Platz gegriffen; überhaupt scheint hier ein mehr geordnetes Leben gewesen zu seyn, denn der Schiffer, dessen Nachen einen ruhigen Strom hinabgleitet, führt ein anderes Leben, als der kühne Seefahrer, der mit dem Sturme ringt. Doch hatte diese Lehre gar wenig Wurzel bei den eigentlichen Arabern geschlagen; und die Araber waren einem wilden Dienst von Götzen ergeben, die rings um das Heiligthum in Mekka aufgestellt waren.

Ein düsterer Schicksalsgott war dort mit sieben Schicksalspfeilen aufgestellt, aus dessen Hand die

*) Geboren zu Mekka um's Jahr 570.

Entscheidung bei Streitigkeiten gezogen wurde. Unter solchen Verhältnissen erschien Muhammed, um die wilden Horden der Wüste zusammenzuschaaren, ihre Geister zum Feuer zu entflammen und die bisher kaum dem Namen nach gekannten Bewohner der Oede auf die Bühne der Weltgeschichte treten zu lassen, um eine Rolle zu spielen, die mit ihren Schrecknissen die Welt lange Jahrhunderte erbeben ließ.

Die gründliche Arbeit des Prof. Weil hat uns das Leben dieses Mannes klar dargestellt; wir heben nur einige charakteristische Züge aus demselben hervor:

Von edlen doch armen Eltern aus dem Stamme der Koraischiten geboren, verlor Muhammed als Kind von zwei Monaten seinen Vater Abdallah. Ein Haus, eine abessinische Sklavin, fünf Kameele und einige Schafe waren das einzige Besitzthum dieses Kindes, welches einst eine Völkerfluth sollte anregen, die fast die halbe gebildete Welt verschlang. Eine Amme, Halima, säugte den Kleinen, doch bemerkte sie bei ihm krampfhafte Zufälle, die sie dem Einflusse böser Geister zuschrieb. Als ein Kind von sechs Jahren verlor Muhammed auch seine tugendhafte Mutter Amina. Der Verwaiste wurde dann im Hause seines Großvaters und nach dessen Tode von seinem Oheim Abu Talib erzogen. In seiner Jugend machte Muhammed einige Kriegszüge mit, führte aber sonst ein stilles Hirtenleben, bis ihn die reiche Wittwe Chadidscha in ihre Dienste nahm.

An der Spitze von Handelskarawanen durchstreifte er jetzt die Wüsten Arabiens und die Steppen Syriens, und beachtenswerth ist, daß er hier mit dem durch seine Frömmigkeit berühmten Mönch Nestor soll zusammengekommen seyn. Der Gedanke von der Einheit und der Allmacht Gottes prägte sich ihm immer gewaltiger ein. Die unendliche Einförmigkeit der Wüsten, die er durchschnitt, das prächtige Sternendach mit den ewig glänzenden Gestirnen, die düstere Schicksalsmacht, die über das Treiben der Welt ihre dunklen Schwingen breitet — Alles schrieb ihm mit Flammenschrift in sein Gemüth:

„Es gibt keinen Gott als Gott, und ihm dem „Schöpfer sich unbedingt zu unterwerfen, sey die „erste Pflicht des Geschöpfes."

Dieser Gedanke ergriff mit solcher Macht sein Herz, daß oft der schwache Leib darunter zusammenbrach und er in epileptische Krämpfe verfiel; dieser Gedanke stählte so seinen Muth, daß er in dem ihn rings umwogenden Sturm seiner Feinde und Spötter felsenfest bei seinem Bekenntniß beharrte.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Die „Berl. Zeit" vom 3. d. M. erzählt: „Als Se. Maj. der König von Bayern von seinem Ausfluge nach Hamburg hierher zurückkehrte und in einem benachbarten Städtchen einige Beamten des Orts sich dem Könige vorstellten, äußerte Se. Majestät, daß es ihm angenehm seyn würde, wenn er den Herren irgend eine Gefälligkeit erweisen könnte. Darauf nahm einer der Anwesenden das Wort und sagte: es würde für die umstehenden Herren gewiß sehr erfreulich seyn, wenn Majestät die Gnade hätten, ihnen ein Fäßchen ächt bayerisches Bier zukommen zu lassen. Der König nahm diese naive Bitte sehr wohlgefällig auf und sagte die Erfüllung derselben mit der freundlichsten Miene und mit den Worten zu: „Meine Herren, ich versichere Sie, Sie sollen nicht lange darauf warten."

Ein pensylvanisches Blatt sagt, es existire noch bei Cookstown ein Sklave, der dem General Washington gehört habe. Dieser Mann ist 124 Jahre alt und macht noch seine 6 engl. Meilen des Tages zu Fuß. Seine Finger sind vor Alter ganz weiß geworden. Man will ihn nach New-York transportiren, um ihn dort während der großen Ausstellung sehen zu lassen.

Herzog Max von Bayern hat sein neuestes Liederheft: „Der Zitherspieler", dem bekannten Componisten für die Zither Alex. Baumann gewidmet. Es dürfte dies wohl der erste schöne Fall seyn, daß ein Fürst einem Künstler sein Werk widmet.

(Wahre Anekdote.) Ein Wiener, der dieser Tage die Pinakothek in München besuchte, fragte einen in seiner Nähe Stehenden: „Können Sie mir nicht sagen, von wem dieses Bild ist?" „O ja," erwiederte Jener, „von Mieris." „Ah! da mach' i mei Compliment," sagte der Wiener hocherfreut, den vermeintlichen Künstler kennen zu lernen, „darf i wohl um Ihren schätzbaren Namen bitten?"

Ein Dorfschulz saß an der Tafel zwischen zwei jungen Leuten, welche ihn foppten. „Ich sehe wohl, meine Herren," sagte er, „daß Sie mich aufziehen, und ich will Ihnen einen richtigen Begriff von meinem Charakter geben. Ich bin weder ein Dummkopf, noch ein Narr, sondern ich befinde mich zwischen Beiden."

Redaktion, Druck und Verlag von G. Ritter in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

Nro. 98. Dienstag, 16. August 1853.

Wie's in den Wald schallt, so schallt's heraus.

(Fortsetzung.)

Unterdessen war eine geraume Zeit verflossen, und die Besichtigung der Sammlung ausgestopfter Thiere und anderer Naturmerkwürdigkeiten im Schlosse forderte auch Zeit. Sie begaben sich nun dorthin und kehrten dann, langsam unter dem herrlichen Baumschatten hinwandelnd, nach Bonn zurück.

Als sie bei dem Gasthofe schieden, bat Malchens Vater, er möge sie am andern Tage doch nach Rolandseck und auf den Drachenfels begleiten, wenn er dadurch in seinen Studien nicht gestört wäre.

Mit der festen Zusicherung, bei Zeiten sich einzufinden, schied endlich Ludwig. Er mußte es sich selbst gestehen, dies Scheiden that ihm wehe. Er hätte noch den ganzen Abend bei diesen lieben Menschen zubringen mögen.

Bis tief in die Nacht saß er noch an seinem Klavier, das er sich gemiethet hatte, und spielte, und doch wußte er nicht, was er spielte, denn das holde Mädchen stand immer vor seiner Seele. Noch niemals hatte ein Mädchen ihm so wohl gefallen, wie Malchen. Ihre einfache, natürliche Art, ihre Demuth und Bescheidenheit, das sittige Wesen und der stille Ausdruck von Wehmuth, der sich auf ihrem Gesichte aussprach, dies Alles hatte sein Herz ergriffen. Sie war schwarz gekleidet und ihr Vater trug auch einen Flor am Arme. Der Gedanke, sie könne um eine theure Mutter trauern, zog ihn gar sehr zu ihr hin, denn er liebte ja seine sanfte, gute Mutter so innig, und konnte also auch das tiefe Leid ermessen, welches der Tod einer solchen Mutter dem kindlichen Gemüthe bereiten mußte. Was sie sagte, war der ungefärbte Ausdruck eines tiefen Gefühls, war so klug und verständig und mit so herzergreifendem Wohllaut gesprochen, daß er ihr hätte tagelang zuhören können.

In dem frohen Gedanken, morgen wieder mit ihr zusammen zu kommen, den ganzen Tag mit ihr zu verleben, schlief er endlich ein; aber mit den ersten Strahlen des jungen Tages war er schon wieder auf.

Als er in den Gasthof kam, bewillkommneten ihn Vater und Tochter wie einen längst befreundeten Bekannten. Der Vater hatte aber den Plan geändert: heute wollte er über die schöngelegene Rosenburg nach Godesberg, denn man hatte ihm den Waldweg dorthin als einen der schönsten Spaziergänge geschildert. Da Ludwig dem beistimmte, so wurde der Weg angetreten. Wer diesen Weg jemals ging, weiß, wie überaus reizend die Aussicht von der Rosenburg ist; wie sich von da das Siebengebirg so herrlich dem Auge darstellt; kennt auch die schönen Aussichten, die man auf verschiedenen Stellen dieses Weges hat. Die stille Waldeinsamkeit war auch recht geeignet zu traulichen Gesprächen.

Hier fragte der Herr nach Ludwigs Namen.

„Ich heiße Schlösser," antwortete er.

„Schlösser?" sagte der Fremde — „mein Gott, sind Sie vielleicht aus Abbach?"

Ludwig bejahte es.

„Und Ihr Vater ist der dortige Schullehrer?"

„Kennen Sie meinen lieben Vater?" fragte mit freudiger Bewegung der Jüngling.

„Malchen," rief da der Fremde aus, „sieh hier den Sohn des braven Mannes, von dem ich euch damals so viel erzählte, als ich von meiner Reise zurückkam. — Ja, lieber junger Freund," fuhr er fort, „Ihr Vater hat mich einst aus einer großen Lebensgefahr gerettet. O sagen Sie mir, wie geht es ihm?"

Ludwig mußte nun erzählen.

„Ach," sagte der Herr, „als ich Sie auf dem Kreuzberge sah, da war mir's, als läge in Ihrem Gesichte etwas so Bekanntes. Ich sann lange nach, aber ich konnte mich doch nicht mehr besinnen, woran es mich erinnerte. Jetzt weiß ich es allerdings wohl."

Nun erzählte er nochmals jene Begebenheit, von welcher Ludwig, da er zu jener Zeit noch auf dem Gymnasium war und sein Vater niemals von solchen Dingen sprach, kein Wörtlein gehört hatte. Er wußte

nicht einmal, daß jenes Geld, welches er in der ersten Zeit in Bonn erhalten hatte, eine Gabe dieses Mannes war. Dieses Erkennen war aber nun auch die Veranlassung zu recht herzlicher Befreundung. Einer der schönsten Tage seines Lebens verfloß ihm sehr schnell, und sehr glücklich kehrte er mit den ihm nun doppelt theuern Menschen nach Bonn zurück. Diesen Abend blieb er länger noch bei ihnen, und endlich schied er mit der seligen Hoffnung, auch den andern Tag noch mit Malchen verleben zu können, die so zutraulich gegen ihn geworden war, seit sie wußte, daß er der Sohn des Mannes sey, der ihren geliebten Vater einst aus der Gefahr des Todes gerettet hatte.

Wie erschrack er aber, als am folgenden Morgen der Kellner des Gasthofes ihm ankündigte, die Herrschaft sey abgereist. Es sey am Abend ein Brief angekommen, den er noch spät, nachdem sich Ludwig bereits entfernt, dem Herrn überreicht habe. Darauf seyen sie schnell noch in der Nacht weggefahren und hätten ihm den Auftrag gegeben, dem jungen Manne ihre besten Grüße zu überbringen. Das Fräulein, sagte noch der Kellner, habe viel geweint und der Herr sey ganz verstört gewesen. Es schiene, als sey ihnen Jemand erkrankt, der ihnen sehr werth seyn müsse.

Diese Nachricht traf Ludwig wie ein Donnerschlag; gesenkten Hauptes ging er heim. So war er noch nie um eine schöne Hoffnung gebracht worden. Er hatte aus Bescheidenheit nicht nach dem Namen gefragt, nicht nach dem Stande, nicht nach dem Wohnorte des Fremden. Nun hatte er keine Hoffnung, das Mädchen jemals wieder zu sehen, an welchem, das konnte er sich nun nicht mehr verschweigen, seine ganze Seele hing. In stiller Trauer verlebte er den Tag; dann aber raffte er sich selbst wieder auf: er stellte sich selber vor, wie thöricht diese Liebe sey, da er doch nie Hoffnung hegen konnte, daß ein so reiches Mädchen, wie Malchen nach allem Anscheine war, seine Gattin werden könnte.

Ludwig war kein Träumer, sonst hätte er dieser Liebe mehr Raum in seiner Seele gestattet, hätte der lieblichen Erscheinung mehr nachgehangen und wäre vielleicht dadurch in seinem Studium gehemmt worden. Er suchte sich dies schnelle Entschwinden des Gegenstandes seiner Liebe als eine Wohltbat vorzustellen, und so gelang es ihm, wieder Ruhe zu gewinnen. Zwar stand wachend und im Traume Malchens schönes Bild oft vor seiner Seele; aber von der Pflicht, sich für seinen Beruf vorzubereiten, konnte es ihn nicht abtrünnig machen.

* * *

Der wichtige Abschnitt in Ludwigs Leben, die erste Prüfung ging vorüber, und mit dem besten Zeugniß, das seit langer Zeit ertheilt worden war, kehrte er nach Bonn zurück, um hier noch längere Zeit sich dem Studium zu widmen und nicht seinen armen Eltern zur Last zu fallen.

Das Erste, was ihm sein Hausherr sagte, als er zurückkam, war das, es sey ein Herr dagewesen, der nach ihm gefragt habe. Es blieb kein Zweifel, daß dies Malchens Vater gewesen. Er war indessen wieder schnell abgereist.

Bis zu seinem zweiten Examen blieb Ludwig in Bonn und schlug sich kümmerlich durch. Als auch dies mit Ehren hinter ihm lag, eilte er in das stille Dorf der Heimath, um einige Zeit bei seinen guten Eltern zu verweilen und sich dann in einem kleinen Städtchen am Niederrhein, das ihm empfohlen worden war, einzumiethen und seine Kräfte der Jugendbildung zu widmen, bis ihm ein Beruf als Prediger des Evangeliums zu Theil würde.

Er hatte sich nach der Beschreibung eines wohlwollenden Mannes in dem Städtchen ein anständiges Auskommen versprochen. Leider täuschte er sich darin. Nur wenig Gelegenheit zur Ertheilung von Unterricht zeigte sich ihm hier, und es blieb ihm keine Wahl, als er mußte sich mit Abschreiben sein kärgliches Brod zu verdienen suchen.

Seinen Eltern verschwieg er diese Lage; er wollte sie nicht mit Bekümmerniß kränken; aber nie hatte er mehr mit Sorgen gerungen, als hier.

Eines Tages saß er recht kummervoll in seinem Dachstübchen, als seine Hauswirthin, eine betagte Wittwe, hereintrat und sagte:

„Herr Kandidat, es ist heute schon zweimal ein Jude dagewesen, der nach Ihnen gefragt hat. Mir wollte er nicht sagen, was er für ein Anliegens habe. Sind Sie um vier Uhr zu Hause, so kommt er wieder.“

„Vielleicht hat er mir Verdienst zu bringen, den ich so nöthig brauche,“ dachte Ludwig und blieb zu Hause.

Um vier Uhr stieg Jemand die Stiege herauf.

„Darf ich?“ fragte ein Jude, den Kopf zur Thüre hereinstreckend.

Auf den ersten Blick erkannte Ludwig den armen Schmul, der einst so lange krank in seinem Vaterhause gelegen hatte.

„Schmul,“ rief er, „seyd mir willkommen!“

„Gott vergelt's!“ rief mit Rührung der Jude — „der junge Herr kennt den armen alten Schmul noch, dem er Gutes thun half. Zufällig hab' ich erfahren, daß Sie seit Kurzem hier wohnen, und da komm' ich zu fragen, wie's geht?“

Er sah sich in dem Stübchen um, wo aus jeder Ecke die Lage des armen Bewohners eine so deutliche Sprache redete, daß man sie augenblicklich verstehen mußte.

„Gott, was seh' ich!" rief der Jude aus. „Sie leben auch nicht wie ein Vogel im Hanfsamen! — leiden vielleicht Noth? Gott soll mir gnädig seyn, das ging mir an's Herz! Ach, Herr, seyen Sie aufrichtig, dem alten Schmul dürfen Sie nichts verschweigen!"

Ludwig konnte nicht leugnen, daß es ihm übel gehe.

„Gott sey gelobt!" rief jetzt Schmul — „so ist die Stunde doch gekommen, daß der Schmul vergelten kann! Junger Herr, ich bin nicht so arm, als Sie glauben. Das Geld, das mir Ihr Vater geliehen, war gesegnet; es ist mir zu Glück geschlagen — hab' viel damit verdient; es ist gewesen wie ein Samen, der hundertfältig trägt. Brauchen Sie Geld? Machen Sie mich so glücklich und sagen Sie mir's!"

Er nahm Ludwigs Hand und sah ihm so bittend in die Augen, daß er nicht zurückhalten konnte.

(Fortsetzung folgt.)

Muhammed und seine Lehre.

(Fortsetzung.)

Muhammed's Redlichkeit im Handel erwarben ihm das Vertrauen und später die Liebe der reichen Wittwe Chadidscha, die er, trotz des Widerspruchs der Verwandten, heirathete. Er war damals ihrer Liebe werth, wie er auch zu ihren Lebzeiten keine andere dazu freite, und einst einer seiner spätern Gattinnen, der Aïscha, auf die Frage, welche er am meisten geliebt, soll geantwortet haben: „Die Chadidscha, denn sie hat mich geliebt, als Alle mich verachteten." Er hatte von ihr einen Sohn und drei Töchter. Zwar verlor er das Vermögen, welches er durch seine Heirath erworben, doch rettete er sich den Ruf eines rechtschaffenen Mannes, weßhalb man ihn vielfach zum Schiedsrichter wählte. Er führte aber ein eigenes Leben; ernst, in sich geschlossen, zog er sich oft in eine einsame Höhle zurück, dort mit Gott zu verkehren.

In seinem vierzigsten Jahre hatte Muhammed seine erste Offenbarung durch den Engel Gabriel (Sure 96); in Angst und Zweifel kehrte er heim. Chadidsch und deren Vetter Waraka, ein getaufter Jude, der das alte und neue Testament gut kannte, zerstreuten seine Zweifel. Es trieb ihn nun, seinen Glauben öffentlich zu bekennen.

Mit bitterem Hohne wurde er belohnt; nur wenige seiner Hausgenossen hingen ihm an.

Nach dem Tode Abu Talib's, seines Oheims, war er und Alle, die ihm anhingen, in großer Gefahr. Viele wanderten nach Abessynien, und Muhammed entrann nur durch Ali's heldenmüthige Aufopferung aus Mekka nach Medina; denn einige Medinenser waren schon früher in Mekka von Muhammed zum neuen Glauben bekehrt worden. In Medina breitete sich seine Lehre immer mehr aus. Merkwürdig ist es, daß gerade in der Zeit, als Muhammed fast gar keine Hoffnung auf Gelingen hatte, er in seiner Phantasie sich nach Jerusalem versetzt sah, von wo aus er sich bis in den siebenten Himmel, doch über alle Engel erhoben glaubte, als der Bevorzugte, als die Perle der Schöpfung bei Gott. (Sure 72; 17 Anf.) Immer fester war in seinem Gemüthe der Gedanke: die reine Lehre von Gottes absoluter Allmacht und Einheit wieder herzustellen, sey er berufen.

Dieser Gedanke hatte aber bei ihm keine sittliche Kraft; sein ferneres Leben zeigt vielmehr, daß er in seiner sittlichen Würde sank, je mehr er in seinem Glücke stieg.

Mit dem Tode der Chadidscha wich der gute Engel von ihm, und hatte er sie gleich nach seiner Aussage treu geliebt, so vertrug er doch kaum die Grabesschuhe, bis er eine Andere, die Sauda, freiete.

Als Muhammed in Medina festeren Fuß gefaßt, begann er auf ächt arabische Weise seine Lehre zu verbreiten. Mit dem Schwerte in der Hand überfiel er die Karawanen der Mekkaner. Die glückliche Raubschlacht bei Badr, in der durch eine gutgemachte strategische Maßregel die kleine Schaar der Gläubigen eine dreimal größere der Mekkaner besiegte, bot die erste feste Grundlage für die weitere Verbreitung seiner Macht und seines Glaubens. Hatte Muhammed gleich nicht dasselbe Glück in der andern Raubschlacht bei Obod, so rettete er hier doch sein Leben.

Aber er war noch lange nicht stark genug, die Mekkaner offen zu bekriegen und nach Mekka zu ziehen. Indeß zur weiteren Verbreitung seiner Macht wählte er zunächst die Bekriegung der schwächeren jüdischen Stämme. In diesen Kriegen sehen wir Muhammed mit den schwärzesten Lastern und unersättlicher Blutgier befleckt. So ließ er 700 Gefangene der Beni Kureiza, die sich ihm ergaben, tödten.

Diese blutige Wuth hatte einen dogmatischen Grund. Muhammed wollte den reinen Monotheismus wieder herstellen; das Christenthum schien ihm denselben nur getrübt zu haben. Bei der damaligen so strengen Fassung der Lehre von der Dreieinigkeit verehrten ihm die Christen nicht *einen*, sondern drei Götter; man theilte Gott einen Sohn, einen Genossen zu, und das von den Muhammedanern erwiderte: „Der Allmächtige erzeugt nicht und wird nicht erzeugt!" wies eine solche Zumuthung mit Verachtung zurück, wiewohl der Koran selbst die übernatürliche Geburt Christi als allein durch Gott aus dem jungfräu-

lichen Schooße Mariä hervorgerufen überliefert. (Sure 3.) Wenn aber das Christenthum den Einen Gott nicht ungetrübt verehrte, so weissagte es doch den Muhammed in dem Paraklet, Tröster, wie der Koran behauptet, selbst bis auf den Namen. *)

Von den Christen abgeschreckt, wollte Muhammed die Juden für sich gewinnen. Der streng ausgeprägte jüdische Monotheismus war der eigentliche Grund seiner Lehre; ihnen war der Messias verheißen, und als dieser Messias anerkannt zu werden, strebte Muhammed. Den Juden zu gefallen, ließ er zuerst die Gläubigen sich beim Gebet nach Jerusalem hin richten; nahm als den heiligen Tag in der Woche den Sabbath an und verordnete selbst dem jungen Glauben die jüdischen Fasten. Doch das war Alles vergebene Mühe. Er konnte bei einem Streit mit den Rabbinern seine Abkommenschaft von David nicht nachweisen; auch verstieß er bei ihnen durch die Anerkennung Jesu als eines Propheten, und der neue Messias konnte nur Spott und Hohn von seinem Unternehmen ernten.

*) Der Name Muhammed bedeutet im Arabischen: der Hochgepriesene, Ruhmwürdige.

(Fortsetzung folgt.)

Manngfaltiges.

„Traité de la vie élégante“ heißt ein kleines Schriftchen aus dem Nachlasse des geistvollen Balzac, das in Paris erschienen ist. Balzac stellt darin in sehr interessanter Weise die Hauptlehren der Eleganz in zehn Sätzen zusammen, deren Mittheilung manchen Geschmack aufklären könnte. Sie lauten: 1. Die Toilette ist eine Wissenschaft, eine Kunst, eine Gewohnheit und ein Gefühl. 2. Die Toilette besteht nicht sowohl in der Kleidung, als in einer gewissen Art, sie zu tragen. 3. Die Toilette darf nie ein Luxus seyn. 4. Alles was auffällt, ist geschmacklos. 5. Eine Dame, die Equipage hat, darf sich in der Kleidung alles erlauben. Wer zu Fuß geht, hat stets gegen ein Vorurtheil zu kämpfen. 6. Wird man auf der Straße von einem Vorübergehenden aufmerksam angesehen, so ist man schlecht gekleidet. 7. Wer über die Mode hinausgeht, macht sich zur Karrikatur. 8. Die Toilette wurde mehr zu dem Zweck erfunden, die Vorzüge des Körpers herauszuheben, als Mängel zu verdecken. 9. Alles was die Toilette mehr verhüllt oder hervorhebt, als es die Mode fordert oder will, ist ein Fehler. 10. Ein Riß ist ein Unglück, ein Flecken ein Laster.

(Entstehung und Heilung der Trauben-, Bäume- und Kartoffelkrankheit, von einem Pfälzer Oekonomen.) Nach vielem Forschen und Untersuchen glaube ich den Grund und die Ursache dieser Krankheit gefunden zu haben und erlaube mir meinen Mitbürgern meine Ansicht hierüber mitzutheilen. Bekannt ist, daß gerade die Pflanzen, welche Pottasche enthalten und daher namentlich die Salze als Nahrungsstoff an sich ziehen, von dieser Krankheit befallen werden; bedenkt man nun, daß der durch nasse Jahre und durch den gelinden Winter hervorgerufene unnatürliche Trieb die Erde geschwächt, indem dieselbe dadurch einen großen Theil ihrer Salze verloren hat, so wird man über die Entstehung dieser Krankheit leicht einig werden. Mittel gegen dieselben sind folgende salzhaltigen Dünger. Man dünge die kranken Reben mit der Lauge der Rebholzasche, die kranken Bäume mit Holzaschenlauge und die Kartoffeln mit der Lauge von Kartoffelkrautasche oder von Holzasche. Es ist überhaupt zweckmäßig, Holzasche als Dünger dieser Pflanzen zu verwenden, der Erfolg ist immer ein erfreulicher.

(Die Seifenpflanze in Californien.) Die Natur selbst bietet in Californien die Seife, indem sie dort auf den Bergen und in den Thälern wächst. Die Blätter der Seifenpflanze erscheinen Mitte Novembers, etwa 6 Wochen nach Eintritt der Regenzeit. Die Pflanze wird nicht über 1 Fuß hoch und verdorrt im Mai, die Zwiebel aber bleibt frisch und jede Zwiebel gibt eine schöne Seifenkugel ab, die man dort der besten importirten Seife vorzieht. Man zieht vorher die Schale ab und reibt dann damit die nasse Wäsche ein; sie macht einen dicken Schaum und riecht wie frische braune Seife. Der botanische Name der Pflanze ist: Phalangium pomeridianum.

Eine seltsame Frucht, genannt die Wunderbeere, in Westafrika verdient ihren Namen in der That. Sie heißt Synsebalum und besitzt nämlich die Eigenschaft, das Geschmacksorgan seltsamer Weise umzustimmen. Wer eine Beere kaut, dem schmeckt noch den ganzen Tag hindurch alles Saure, das er genießt, süß, Essig erscheint wie Zuckerwasser, Citrone wie die reifste Orange, die unreifen Früchte sind süß und scheinbar reif geworden. Welche Ersparniß für wirthliche Hausfrauen und für den Entrepreneur einer Table-d'hote! Leider können sich nur die schwarzen Bürger der Negerrepublik Liberia an der Wunderbeere laben, denn verschickt verdirbt sie sofort. Die wissenschaftlichen Reisenden Daniel, de Marchais, Thonning und Meredith verbürgen die Wahrheit dieser Merkwürdigkeit.

Redaktion, Druck und Verlag von G. Ritter in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

Nro. 99. Freitag, 19. August 1853.

Wie's in den Wald schallt, so schallt's heraus.

(Fortsetzung.)

Ludwig erzählte dem ehrlichen Juden seine Lage in all ihrer Bedrängniß.

Ohne ein Wort zu reden, lief Schmul fort und kam bald wieder. Er legte einen Beutel mit Geld auf den Tisch.

„Es sind zwanzig Thaler," sagte er. „Helfen Sie damit Ihrer ersten Noth ab. In acht Tagen bring' ich mehr."

Ludwig wollte es nicht nehmen denn als ein ehrliches Darleihen.

„Gut," sagte der Jude, „behalten Sie es als ein Darleihen, und wenn Sie einmal können, geben Sie es mir wieder. Seyen Sie ruhig, so braver Eltern Kind kann es nicht fehlen. Der alte Gott lebt noch! Schmul wird sich umthun. Vielleicht findet er Ihnen ein besseres Stellchen!"

Mit diesen Worten lief er weg.

Die Frucht der Sorge des braven Juden zeigte sich bald. Mehrere Familien, auch jüdische, baten Ludwig um Unterricht für ihre Kinder. Er konnte wieder einer bessern Zukunft entgegensehen; konnte sich wieder ein Klavier miethen, was zu entbehren ihm so schwer geworden war. Nun schienen seine liebsten Wünsche erfüllt. Wie innig dankte er dem Juden! —

Eines Tages saß er in der Dämmerung an seinem Instrument und spielte wieder einmal so recht aus vollem Herzensgrunde. In solchen Stunden vergaß er sich selbst und die ganze Welt; aber wer ihn dann auch spielen hörte, konnte nicht unbewegt bleiben. Er legte das Gefühl, das in ihm war, in die Töne, und weich, wie sein Herz, hatten diese Töne dann etwas so Klagendes, wehmüthig den Hörer Stimmendes, daß die Frucht tiefer Bewegung selten ausblieb.

Als Ludwig endete, war es dunkel geworden. Plötzlich rief eine Stimme hinter ihm:

„Gottes Wunder! man meint da, man wär' im Himmel!"

Ludwig erschrack im ersten Augenblick; aber als er den alten Schmul erkannte, stand er auf und ging ihm entgegen.

„Nehmen Sie's nicht übel, junger Herr," sagte der Jude, „daß ich so ganz bedugt bin hereingekommen. Wollt' auch gleich sagen: Guten Abend, Herr Schlösser; aber ich wollt' doch nicht stören, und über der Musik hab' ich Alles vergessen. Wahrhaftig, so was hab' ich noch nicht gehört, und es ist mir gewesen im Gemüth, als müßt' ich beten zu dem Ewigen. — Aber, nicht zu vergessen, zünden Sie 'mal ein Licht an — da hab' ich etwas, das Ihnen wird seyn sehr wichtig!"

Ludwig zündete seine alte Lampe an und Schmul zog ein Blatt heraus.

„Da lesen Sie 'mal!" sagte er. „Bin ich gewesen in M—, Sie kennen ja das Städtchen — les' ich da im Wochenblättchen die Anzeige!"

Ludwig nahm das Blatt und las:

„Eine auf dem Lande wohnende Familie wünscht für einen Knaben von eilf Jahren einen Hauslehrer, der im Lateinischen u. s. w. gehörig unterrichten kann. Ueberdies wäre es erwünscht, wenn er auch in der Musik Unterricht geben könnte. Außer freundlicher Behandlung und freier Station (d. h. freier Wohnung und Kost, Wäsche u. s. w.) wird ihm eine Besoldung von 200 Gulden zugesichert."

„Ich denke," nahm Schmul wieder das Wort, „das ist etwas für Sie? He! wie meinen Sie? Ich hab' mich gleich erkundigt: es ist eine Familie, brav, wie sie nur seyn kann, und reich, nächst wie der Herr von Rothschild zu Frankfurt. Nun, was meinen Sie?"

Ludwig legte das Blatt hin und sagte:

„Allerdings, das wäre so recht erwünscht für mich. Hier stecke ich nichts auf."

„Bei meiner Treu! das ist wahr!" rief der Jude. „Greifen Sie zu mit beiden Händen; aber schnell,

daß nicht ein Anderer Ihnen zuvorkommt und hineinschlupft."

„Ich will hinschreiben," sagte Ludwig.

„Schreiben?" rief Schmul. „Schwarz auf Weiß ist aller Ehren werth, wenn's um ein Handschriftchen geht; aber „Selbst ist Herr", sagt das Sprüchwort. Es ist nicht weit; gehen Sie morgen selbst hin."

Ludwig erkannte das Richtige in Dem, was der ehrliche Schmul sagte. Er bestellte die Lehrstunden auf zwei Tage ab und machte sich auf den Weg.

Was waren drei Stunden an einem schönen Sommermorgen dem jungen kräftigen Manne? — Früh war er aufgestanden, um in der Kühle zu gehen. Bei Zeiten kam er in M— an und ging zu dem Buchdrucker, der das Blatt verlegte und druckte.

Auf seine Erkundigung sagte der Mann:

„Ich will Sie selbst hinbegleiten. Spielen Sie aber auch Klavier?"

„O ja," erwiederte Ludwig.

„Das ist gut," versetzte der Buchdrucker; „denn ohne das wär's Nichts gewesen."

Plaudernd gingen Beide zum Thore hinaus, und nach einer Viertelstunde Weges erblickte Ludwig ein stattliches Landhaus, welches aus grünem Baumschatten freundlich herausblickte. Die Lage war herrlich. Von niedern Hügeln umgeben, lag das Landgut mit einer Reihe hübscher Fabrikgebäude in einem lieblichen Thälchen. Ein schneller Bach wälzte sich vorüber, der die Maschinen des Etablissements trieb. Ein großer Garten mit herrlichen Anlagen zog sich um das Wohnhaus herum.

„Was ist das für eine Niederlassung?" fragte Ludwig, dessen wohlgefälliger Blick auf den schönen Gebäuden ruhte.

„Das Fabrikwesen wie das Haus gehört der Familie an, in deren Kreis Sie eintreten wollen," sagte der Begleiter Ludwigs, und bald traten sie in das reiche Haus ein.

Der Bediente führte sie in einen kleinen Gartensaal und bemerkte, die Herren würden sich wohl etwas gedulden müssen, weil sein Herr jetzt gerade seinen Umgang in der Fabrik halte. Er würde jedoch bald kommen.

Wohin Ludwig sein Auge richtete, überall stellten sich ihm Merkmale des großen Reichthums des Besitzers vor Augen. Kostbare Gemälde hingen an den Wänden; in prächtigen Vasen prangten die schönsten Blumen; alle Möbel waren von eben so schöner Arbeit als kostbarem ausländischen Holze. Was ihn aber am meisten anzog, war ein herrlicher Flügel, welcher der Thüre gegenüber stand.

„Ich bitte Sie," sprach sein Begleiter, „nehmen Sie Platz und spielen Sie etwas, denn es dürfte lange währen, bis der Herr kommt, und das kürzt die Zeit." — Der junge Mann setzte sich und begann zu spielen.

Welche Töne waren das! Wie eine Glocke klang jeder Ton, lieblich und weich, und doch so voll und kräftig! Er war ganz außer sich vor Lust; auf solch einem Instrumente hatte er noch nie gespielt. Lange spielte er, und immer mehr vertiefte er sich in das Spiel.

Es ist wunderbar! Gerade heute hatte er unwillkürlich so oft an Malchen gedacht, gerade heute war ihr Bild in seiner ganzen Lieblichkeit so frisch ihm vor die Seele getreten, als sähe er sie mit seinen leiblichen Augen; und so war denn auch jetzt jenes Zusammentreffen im Gasthofe zu Poppelsdorf recht lebhaft in seinen Gedanken und das damals vorgetragene Stück kam ihm plötzlich wieder ins Andenken. Mit allem Feuer der Erinnerung, aber auch mit aller Wehmuth über ihren Verlust, spielte er es, schöner, inniger, als je zuvor, und wieder begegnete ihm, was ihm eben so oft geschah, daß er Alles um sich vergaß.

Vielleicht eine halbe Stunde hatte er so, selbstvergessen, sich dem Spiele hingegeben, da endete er mit einem vollen Griffe und sprang auf; aber als er sich umdrehte —? —

Lange stand er da wie erstarrt — seine Augen wollten aus ihren Höhlen heraustreten. War das ein Traum? war es Zauberei?

Da stand Malchen und lehnte das Köpfchen an ihres Vaters Schulter, der ihn mit einem wonnigen Lächeln ansah. An seiner Hand hielt er einen Knaben von zehn oder elf Jahren — Malchens Abbild!

(Fortsetzung folgt.)

Muhammed und seine Lehre.

(Fortsetzung.)

Seine verletzte Messiaswürde trieb ihn zu blutiger Wuth, die er, sobald er Macht dazu hatte, ausübte. Er näherte sich wieder auch in den äußeren Gebräuchen den alt-arabischen. Mekka, die heilige altarabische Stadt, ward wieder die Gebetsrichtung; die Fasten fielen, wie früher, in den Ramadhan; um den neuen Glauben vom Juden- oder Christenthum zu unterscheiden, ward der Freitag der Versammlungstag, und anstatt der Glocken verkündeten Gebetsausrufer, Muedhins, die Stunden des Gebets.

Des neuen Religionsstifters Wuth zeigte sich auch in seinen Offenbarungen. Die Macht des Einheitsgedankens in dem semitischen Gefühl der Araber wohl erkennend, warf er den Juden Vielgötterei vor, da sie den Esra als Sohn Gottes anerkannten (Sure 9, 30). „Die Juden sagen, Ozair sey der Sohn

Gottes, die Christen, der Messias sey Gottes Sohn, das sind Worte ihres Mundes, sie gleichen darin den Vielgötterern." Muhammed verleugnete zwar nicht die Thora und das Evangelium als Offenbarungen Gottes, doch seyen sie verfälscht (Sure 3, 72; 5, 16; 2, 134; 2, 38). Vorzüglich sind die Stellen verborgen und verdorben, die von Muhammed handeln (Sure 2, 141); hierher gehört auch die Sage, die Thora sey rein erhalten gewesen bis zum großen weisen Salomo, doch sey sie nach seinem Tode von den Genien unter seinem Thron vergraben worden, bis Muhammed sie wieder im Koran aus ihrem Dunkel hervorgezogen habe.

Neben der Wuth, welche bei Muhammed's Handlungsweise sich gegen die Juden offenbarte, hing er auch seiner großen Sinnlichkeit nicht wenig an. Fast nach jedem Feldzug suchte er sich aus der Beute das schönste Mädchen aus, und die Bewohnerinnen seines Frauengemaches mehrten sich ganz ungemein.

Von beiden Religionen zurückgestoßen, schaute Muhammed Jahrtausende hinauf zu einem wahren Vertreter des Monotheismus, zu Abraham, dem Geliebten Gottes. Er war ihm weder Jude noch Christ, sondern ein Verehrer der wahren Einheitslehre Gottes; seine Lehre in ihrer Reinheit wieder herzustellen, glaubte Muhammed sich berufen. Dieser Gedanke hatte bei den Arabern einen mehr nationalen Charakter, denn Abraham ist ja der Stammvater der Araber durch Ismael, seinen ältesten und bevorzugten Sohn. Auf diesen Gedanken stützte sich Muhammed, wenn er sich Gott nahe träumte und sich als den größten und letzten der Propheten bezeichnete; alle andern Offenbarungen von Mose, den Propheten, Jesu und den andern Boten Gottes würden in ihm vollendet. Die Macht des Gedankens von der Allmacht und Einheit Gottes im semitischen Gemüthe vereint mit Muhammed's wohlberechnender Klugheit, ließ ihn immer mächtiger werden, so daß er acht Jahre nach seiner Flucht aus Mekka dahin ziehen und die dortigen Götzen stürzen konnte. Damit war in Arabien seine Macht vollständig begründet und die mit seiner Begeisterung entflammten Wüstenhorden waren bereit, mit Feuereifer den neuen Glauben weiter zu verbreiten.

Muhammed's Leben ist für uns ein Räthsel. Flammend sind die Strahlen seiner Begeisterung bei dem Gedanken an die Allmacht Gottes; daneben zeichnen wieder die düsteren Züge seiner Sinnlichkeit, von Raub- und Blutgier seinen Charakter. Der Gedanke von der Allmacht Gottes greift mächtig in das Getriebe des menschlichen Geistes; doch soll er ein sittlich belebender werden, so muß sich der Gedanke von Gottes Liebe damit einen.

Der, welcher im Bewußtseyn des Knechtes dem Allmächtigen sich naht, ist zunächst in Verzweiflung, unendlich ist die Kluft zwischen dem Allmächtigen und dem hinfälligen Geschöpf, da ist keine Vermittelung und keine Sühne. In knechtischer Unterwürfigkeit sucht er ein Mittel vor dem peinigenden Gedanken, die Furcht lehrt ihn beten; durch äußeres Gebet und Fasten, durch äußeres Bekenntniß glaubt er dem ewigen Richter zu genügen. Von einem „sich nahen zu Gott in kindlicher Demuth", von einer Vermittelung zwischen dem Sünder und der ewigen Gerechtigkeit Gottes hat der Knecht kein Bewußtseyn. Wo aber die unendliche Kluft zwischen Gott und Mensch noch herrscht, kann eine wahre Sittlichkeit und wahre Bruderliebe zwischen den Menschen nicht seyn. Erst wo eine Vermittelung zwischen Gott und Mensch stattfindet, erst dann, wenn der Mensch neben der Allmacht Gottes der ewigen Liebe des Herrn sich bewußt wird, kann der Gedanke wahrer Sittlichkeit in den Herzen der Menschen Wurzel schlagen. Der Knecht, sobald er durch seine Unterwürfigkeit dem Herrn genügt zu haben meint, ist hochmüthig gegen die Mitknechte und von innigeren Banden mit seinen Mitmenschen hat er keinen Begriff. Nur dann, wann ein engeres Band den Schöpfer und das Geschöpf vereinigt, kann der Mensch im wahren Glauben sich Gott nahen. Dann erst kann er durch seine Erlösung im Glauben neben der Gerechtigkeit die Heiligkeit Gottes erkennen, und je glücklicher er wird durch die Hoffnung auf Vergebung, je mehr er als ein Kind Gottes zunimmt, desto schwerer und gewaltiger werden die Pflichten, die er dem ganzen Geschlecht seiner Mitbrüder in der Liebe schuldet.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

Die erste Entdeckung des australischen Goldes wird im „Whitehaven Herald" folgendermaßen mitgetheilt: „Das allererste Stück fand ein Eingeborener. Derselbe war ein Buschmann. Die Stufe der Intelligenz bei diesen ist eine sehr niedrige. Als der Eingeborene seinen Herrn eine Anzahl Sovereigns zählen sah, sagte er, er habe piece of yellow stuff gefunden, weit größer als alle diese zusammen; den gelben Klumpen habe er versteckt und wolle ihn seinem Herrn bringen, wenn er ihm einen neuen Anzug dafür geben wolle. Der Handel wurde abgeschlossen und der Mensch ging heim und kam mit einem Klumpen Gold, welcher auf 5077 L. geschätzt wurde."

(Landwirthschafts-Polizei in China.) Jeder, der irgend eine Art Getreide, Baumfrüchte, Hülsenfrüchte und noch auf dem Stiel stehender Gewächse in offenen, in der Regel unbewachten Feldern stiehlt, soll nach Verhältniß des Werthes der gestohlenen Sachen, welchen er ersetzen muß, mit 50 Streichen mit dem Bambusrohr bestraft werden. Geschieht dieser Diebstahl in geschlossenen und bewachten Feldern, so erhält er 100 Streiche und wird auf 3 Jahre verbannt. — Magistrate, welche dazu bestellt sind, von Zeit zu Zeit die Wege, Fluren und Brücken zu besichtigen, und dies unterlassen, erhalten 30 Hiebe. Findet sich im Reiche ein Grundstück, das nicht in dem Culturzustande ist, worin es seyn könnte, so bekommt der Eigenthümer 20 Streiche, wenn der vernachlässigte Theil den zehnten Theil des ganzen Eigenthums beträgt, und so stufenweise bis zu 80 Streichen für jedes Zehntheil. Die Obrigkeit, unter welcher der Eigenthümer steht, erhält die nämliche Strafe, doch in minderm Grade. Der Eigenthümer, der seine Ländereien ungebaut liegen läßt, oder seine Pflanzungen vernachlässigt, soll eben so bestraft werden. Die Steuern müssen daneben von diesem unbenutzten Grundstücke in dem Verhältniß erhoben werden, als es bei besserer Cultur Ertrag geben würde.

(Aecht englische Justiz.) Ein irisches Blatt erzählt folgendes Stückchen, welches sich vor einigen Tagen am Stationshof von Newfoundwell auf der Dublin-Belfaster Eisenbahn zutrug: Ein Steuereinnehmer, welcher die betreffende Eisenbahngesellschaft mehrmals vergebens um Zahlung der rückständigen Steuer gemahnt, verfügte sich endlich mit dem Verhaftsbefehl in den Stationshof, nahm den eben ankommenden Train sammt Passagieren und Gepäck in Beschlag, und ließ den Zug nicht eher weiter gehen, bis er bei Heller und Pfennig sein Geld hatte.

Das Pariser Zuchtpolizeigericht hat einem sehr gewandten Industrieritter dieser Tage sein Handwerk gelegt, indem er zu 18 Monaten Gefängnißstrafe verurtheilt wurde. Der Handlungsdiener Simeon wußte seine Rolle so keck zu spielen, daß selbst höhere Beamte durch ihn getäuscht wurden. Er gab sich anfangs als Gesandtschaftscourier, später als Gesandtschaftsattaché aus. Zu Rom überreichte er selbst dem heiligen Vater ein Gedicht, worin er denselben bat, den Kaiser krönen zu kommen. Als er zurückkam, stattete er selbst dem Minister Fould Bericht über die Aufnahme ab, die er gefunden, und der Minister ermächtigte ihn den Orden zu tragen, den er vom Papst empfangen haben wollte. Er trieb seine Dreistigkeit so weit, daß er öffentlich in Uniform eines Gesandtschaftsattaché's sich producirte und daß der Präfect zu Bordeaux ihn für das hielt, wofür er sich ausgab. Seine Schwindeleien kamen erst dadurch ans Licht, daß eine junge Französin, die er zu Rom kennen gelernt, gegen ihn klagbar wurde, indem er 700 Francs der Familie abzuschwindeln wußte.

(Der Kölner Dom en miniature.) München und der kunstsinnige Königshof daselbst bewundern in diesem Augenblick ein Modell des Kölner Doms vom dortigen Civilingenieur Lipp, welches sowohl durch den erhabenen Gegenstand an sich, als durch die von großer Sorgfalt und Fleiß zeugende Genauigkeit, womit dieses große deutsche National-Denkmal in Gestalt seiner Vollendung abgebildet ist, Interesse erregt. Das Modell ist ganz genau nach den Entwürfen für den Dom Ausbau von Zwirner gearbeitet und zeigt uns dieses staunenswerthe Meisterwerk der Baukunst in allen Verhältnissen richtig und auf das Genaueste in verjüngtem Maßstab von 90 zu 1 construirt. Es fehlt kein einziges Detail, kein Knauf, keine Blume, kein Gliedchen. Das Modell ist, so weit es die Möglichkeit erlaubte, aus Holz gefertigt; namentlich sämmtliche Gesimse, Fenster, Thürmchen, Giebel, Brüstungen, Gallerieen, der Aufbau u. s. w. Es enthält 208 Fenster, 576 Statuen, 4973 Pyramiden oder Thürmchen, hat eine Länge und Höhe von 6 Fuß und eine Breite von 3 Fuß 8 Zoll bayerisch. Erst wenn man sich von dem ersten wahrhaft imposanten Eindruck, den sein Anblick macht, erholt hat, zwingt diese künstliche Arbeit den Beschauer an und für sich zur höchsten Bewunderung.

(Ein Waggon-Monstre.) In dem Bahnhofe der Eisenbahn von Orleans befindet sich gegenwärtig ein Waggon wie ein Haus, mit einem Salon, mehreren Schlafzimmern, einem Keller, worin 50 Flaschen Wein abgekühlt werden können u. s. w. Derselbe hat 44,000 Fr. gekostet.

Der „Lloyd" berichtet aus Wien vom 1. Aug.: „Heute Mittag fand die Trauung des Fürsten Milosch Obrenowitsch mit der Gräfin Julie Felicitas Maria v. Hunyady, Tochter des Grafen Hunyady v. Ketbely statt. Der Bräutigam trug die serbische Nationaltracht, mit purpurfarbenem Surka und einem Prachtsäbel, reich mit Diamanten im Werthe von 80,000 Fl. besetzt. Der Schmuck der Braut dürfte gegen 100,000 Fl. werth seyn. Besonders in das Auge fallend war ein reiches Diamantdiadem.

Redaktion, Druck und Verlag von G. Ritter in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

Nro. 100. Sonntag, 21. August 1853.

Wie's in den Wald schallt, so schallt's heraus.

(Fortsetzung.)

Der Buchdrucker, der nicht wußte, was er aus der Sache machen sollte, trat endlich vor und sagte: „Herr Wendel, ich habe die Ehre, Ihnen hier den Herrn Kandidaten Schlösser vorzustellen."

„O, wir kennen uns schon!" rief da Herr Wendel und eilte auf Ludwig zu, den er in seine Arme schloß. „Seyen Sie mir tausendmal willkommen! Wie kommen Sie aber hierher? Ach, ich hatte mir recht vorzuwerfen, daß ich in Bonn, als wir durch unsers Karl schwere Erkrankung so schnell abgerufen wurden, Ihnen nicht einmal einige Zeilen zurückließ, um Sie einzuladen, uns hier zu besuchen. Und als ich später wieder in Bonn war und nach vieler Mühe das Haus fand, wo Sie wohnten, da waren Sie weg, und ich konnte nichts von Ihren Hausleuten herausbringen, als daß Ihre Habe noch da sey, aber daß sie nicht wüßten, ob Sie wiederkehren würden."

Ludwig war vor Ueberraschung und Verwirrung keines Wortes mächtig; denn nun reichte ihm das tieferröthende Malchen die Hand und hieß ihn willkommen, und der Alte sagte zu dem Knaben:

„Sieh, Karl, der Herr ist der brave Sohn des Mannes, der einst Deinen Vater aus großer Noth, vielleicht vom Tode, errettete."

Und auch der hübsche Knabe kam und bot ihm zutraulich seine Hand.

„Herr Wendel," sagte jetzt der Buchdrucker, der verlegen dagestanden hatte, als dies Alles sich hier zutrug, „ich sehe, Sie wissen eigentlich gar nicht, was des Herrn Kandidaten Zweck ist?"

„Was Zweck!" rief Herr Wendel — „er will uns mit seinem Besuche erfreuen und ist uns höchst willkommen!"

„Entschuldigen Sie," entgegnete der Andere, „Sie wissen, daß Sie mir eine Aufforderung zuschickten wegen eines Hauslehrers für Ihren Sohn. Da ist nun kürzlich der alte Brillenhändler Schmul von Crefeld bei mir gewesen und sagte mir, er wisse den rechten Mann, nahm das Blatt mit und heute kommt Herr Kandidat Schlösser, um sich auf des Juden Veranlassung bei Ihnen zu der Stelle zu melden."

„Was!" rief da Herr Wendel — „Sie wollten bei uns bleiben und meines Karl Lehrer werden? Ist das Ernst, lieber junger Freund?"

„Es ist so!" brachte nun endlich Ludwig heraus.

„Victoria!" rief Herr Wendel voller Freuden — „das soll ein Festtag für mein ganzes Haus werden, denn was ich in Bonn von Ihnen hörte, das gab mir die Gewißheit, Sie seyen Ihres braven Vaters würdiger Sohn. Alle Ihre Forderungen sind genehmigt und Sie bleiben heute schon hier. Ihre Sachen lasse ich alle holen, wo selbe auch stecken mögen!"

Ludwig kam nicht aus der Verlegenheit, denn der Herr Wendel war ganz ausgelassen in seiner Freude. Der kleine Karl schmiegte sich an ihn, als ob er ihn schon Jahre lang kenne, und Malchens schönes Gesichtchen strahlte von einer Freude, die ihr Herz höher klopfen machte.

Nun führte ihn Herr Wendel in den Garten.

„Malchen," rief er der lieblichen Tochter zu, „laß die zwei Zimmer neben den meinigen für den Herrn Schlösser bereiten und sage dem Herrn Faktor, heute habe mein Haus einen Freudentag. Alle Arbeiter sollen mit Wein und doppeltem Lohne bedacht werden."

Plötzlich aber sagte er zu Ludwig:

„Gehen Sie mit Karl durch den Garten, ich will dem Buchdrucker meine Schuldigkeit entrichten."

Nach kurzer Frist kam er wieder. Ludwig saß mit dem lieben Knaben in heiterem und zutraulichem Gespräche. Der Knabe erzählte ihm voller Freude von seinen Vögeln und dergleichen Dingen, die ihm lieb und werth waren.

„Karl," sagte Herr Wendel, „geh' und füttere Deine Vögel; ich will jetzt mit Herrn Schlösser allerlei reden." Der Knabe hüpfte fort.

„Ich sehe," sprach Herr Wendel, „Sie verstehen, sich die Herzen zu gewinnen! Karl ist eine offene, reine Seele, und Sie werden die Saat des Guten und Heiligen hineinstreuen, dafür bürgt mir Ihre Denkungsart. Nun aber erzählen Sie mir, wie es Ihnen erging, seit ich Sie nicht wieder sah," sagte Herr Wendel, vertraulich seine Hand auf Ludwigs Arm legend.

Er theilte ihm Alles mit. Was sollte er dem Manne verhehlen, der ihn so liebevoll aufnahm, dem er sein ganzes Herz damals schon hätte ausschütten können, als er ihn in Bonn kennen lernte. Er verschwieg ihm nichts; nicht seinen Schmerz, als er sie im Gasthofe nicht mehr fand; nicht seine späteren Geschicke, seine Noth und wie ihn der Jude gerettet.

„Da bewährt sich's wieder," versetzte Herr Wendel, „wie's in den Wald schallt, so schallt's heraus; da zeigt sich's, wie der Segen guter Eltern sich an den Kindern im schönsten Erfolge kundgibt. Ach, lieber junger Freund," fuhr er fort, „ich habe viel an Ihnen verschuldet, von jener Stunde an, als ich von Ihnen schied. Ich kannte die Lage Ihrer Eltern und bot Ihnen nicht meine Hilfe an! Ehrlich will ich es gestehen, ich fürchtete, Ihnen wehe zu thun, Ihrem Zartgefühl zu nahe zu treten; es hielt mich etwas zurück, was ich am besten mit dem Worte Achtung vor Ihnen bezeichnen möchte. Hintennach dachte ich: es war doch dumm von dir! du hättest gerade und offen fragen sollen, zumal ich zeitlebens der Schuldner Ihrer guten Eltern bleibe. Ich wollte darum Sie selber noch einmal aufsuchen, aber ich fand Sie nicht. Das nur kann ich mir nicht verzeihen, daß ich nicht an Ihre Eltern schrieb, um mich nach Ihrem Aufenthalte zu erkundigen. Und Sie waren uns so nahe, und wir Beide wußten es nicht. Das aber hab' ich wieder selber verschuldet: hätte ich Ihnen nur zwei Zeilen durch den Kellner zugestellt, so war Alles gut; aber damals hatte ich den Kopf ganz verloren. Kurz vorher war mir meine theure Frau gestorben, und an jenem Abend, wo wir in dem Gasthofe so vergnügt zusammen waren, erhielt ich noch spät, nachdem Sie bereits weggegangen, einen Brief, welcher mir meldete, daß mein Karl, der damals bei meiner Schwester war, schwer erkrankt sey. Ich hatte den Kopf verloren, und, noch erfüllt von meinem schweren Verluste, dachte ich nicht anders, als Karl würde mir nun auch sterben. Darum hatte ich für nichts Anderes Gedanken und eilte noch in jener Nacht weg. Doch Malchen sandte Ihnen noch unsere Grüße, sonst hätten Sie gar nichts mehr von uns gehört. Nun aber soll Alles nachgeholt und gutgemacht werden und Sie sollen sich bald wohl bei uns fühlen. — Jetzt kommen Sie, wir wollen noch vor Tisch die Fabrik besehen." Hiermit erhob sich Herr Wendel und führte Ludwig in seine großartige Tuchfabrik.

Herrliche Maschinen arbeiteten hier. Die rohe Wolle wurde eingebracht und, auf's Feinste verarbeitet, erschien sie zuletzt im glänzendsten Stücke! Aehnliches hatte Ludwig noch nie gesehen. Ueberall herrschte die größte Reinlichkeit und Ordnung; Alles ging in einer Stille her, daß Ludwig kaum begriff, wie es möglich sey, daß so viele Menschen, wie sie hier, trotz der arbeitenden Maschinen, beschäftigt waren, so still ihr Werk verrichten könnten.

Und alle Arbeiter sahen froh darein, alle grüßten Herrn Wendel mit einem so offenen Zutrauen, daß man schnell erkannte, er walte hier nicht als der Herr, sondern als der treue, wohlmeinende Vater, und dies wurde mit voller Liebe von den Arbeitern anerkannt.

Er rief sie Alle zusammen und erzählte ihnen nun die Geschichte, wie ihn des jungen Mannes Vater damals gefunden und gerettet, und sagte dann:

„Seht, das ist ein braver Sohn. Er bleibt jetzt durch Gottes Fügung bei uns und erzieht und unterrichtet meinen Sohn. Habt ihn Alle lieb und achtet ihn werth. Er verdient es, und heute trinkt auf sein Wohl!"

„Das wollen wir!" riefen freudig die heiteren Arbeiter und drängten sich herzu, Ludwigs Hände zu drücken.

„Wahrlich!" rief, als sie aus den Gebäuden heraustraten, Ludwig aus — „Sie sind ein beneidenswerther Mann! Solche Liebe ist ächt und lohnt reichlich! Ach, warum erkennen das so Wenige?" —

(Fortsetzung folgt.)

Muhammed und seine Lehre.

(Schluß.)

Die Glaubenslehre der Muhammedaner stimmt vielfach mit dem Christenthum und besonders dem Judenthum zusammen. Nur die Lehre von Muhammed's Person, als des Siegels, als der Vollendung aller Propheten, ist dem Muhammedanismus ganz eigenthümlich. Man sollte somit meinen, daß Muhammed's Lehre zwischen dem alt-arabischen Heidenthum zum Christenthum eine Mittelstufe bilden konnte. Die Sittenlehre aber bietet dagegen das entgegengesetzte Resultat, denn die muhammedanische Sittenlehre ist in allen ihren Hauptzügen die alt-arabische geblieben. Es ist wahr, Muhammed lebte in Armuth und verschenkte oft von der ihm zufallenden Beute; aber einzelne Thaten der Großmuth bewiesen die Araber vor Muhammed auch, die Liebe und Aufrichtigkeit zum Freund wird auch in den Gesängen vor ihm

gepriesen. Dagegen schürte Muhammed das Feuer des Hasses gegen den Feind, anstatt es zu dämpfen. Die krasse Sinnlichkeit, der die alten Araber ergeben waren, heiligte Muhammed durch sein Leben sowohl als seine Offenbarungen. Die sinnlichen Freuden des Paradieses gebrauchte er als Hebel für den phantastischen Enthusiasmus seiner Gläubigen; und wenn er Gebete, Fasten und Almosengabe gebot, was war das anders, als ein selbstisches Markten mit Gott? Nicht auf die Gesinnung oder die Hingabe des Gemüthes an Gott kommt es an, sondern auf die äußere That steht der Lohn; für kurze Entbehrungen und geringe Wohlthaten hofft sich der Mensch die ewigen sinnlichen Paradiesesfreuden zu erhandeln.

Das christliche Bewußtseyn von Gottes Vaterliebe klärt die Vermittelung Christi uns auf, um eine Vorsehung Gottes durch seine Weisheit und Liebe anzuerkennen. Die Heiligkeit Gottes läßt nur eine geistige Entwickelung zu Gott hin als den Zweck des diesseitigen und jenseitigen Lebens erkennen. Muhammed's Lehre von der Allmacht Gottes weiß Nichts von der Heiligkeit des Herrn. Alle Schicksale sind freilich von Gott vorher bestimmt, sie sind niedergelegt auf eine goldene Tafel, Nichts kann verändert werden. Der Mensch hat keinen freien Willen mehr; sein Glaube, sein Unglaube, seine Seligkeit, seine Verdammniß, sein Glück und Unglück ist ihm von Gott beistimmt; Gott selbst ein Tyrann, bevölkert die Hölle. (Sure 2, 5 u. 6.) Fürwahr, bei Denen, die verleugnen, ist es gleich, ob du sie ermahnst oder nicht, sie werden nicht gläubig. Gott hat über ihre Herzen und Ohren und Augen nächtliches Dunkel gehüllt, ihnen ist schreckliche Pein. (Sure 32, 13.) Wenn wir gewollt, hätten wir jede Seele recht geleitet; aber passend ist das Wort von mir: Ich will anfüllen die Hölle mit Genien und Menschen allensammt.

Mit diesem Fanatismus sind alle Bande der Liebe zerschnitten, nur Hochmuth kommt dem Knechte zu, der der Seligkeit sich sicher wähnt, und Lieblosigkeit ist den Muhammedanern eine Folge ihrer Religion. Ihre Seligkeit ist ihre Sinnlichkeit. (Vgl. Sure 56, 1—58.) Tritt der Auferstehungstag ein, wird ihn Niemand mehr leugnen; er erniedrigt, er erhebt. Die Erde wird erschüttert, die Berge werden zerbröckelt und zerfliegen in Staub. Der Menschen gibt es dann drei Klassen: die Gefährten der Rechten, die Gefährten der Linken, und die Ersten, die Allen vorangegangen. Die Letztern stehen Gott am nächsten in wonnevollen Gärten; sie sitzen einander gegenüber auf golddurchwirkten Polstern; unsterbliche Jünglinge umgeben sie mit Kannen, Kelchen und Bechern voll Wein, der keinen Schwindel hervorruft und den Verstand nicht trübt, mit den schönsten Früchten und Geflügel nach ihrer Lust. Auch Jungfrauen mit großen schwarzen Augen sind ihnen zum Lohn für ihre Werke. Die Gefährten der Rechten, wie selig sind sie unter dornenlosen Lotos und schwerbeladenen Bananen in unvergänglichem Schatten bei immer fließendem Wasser, nie mangelnden Früchten, auf erhöhten Betten gelagert. Auch für die Gefährten der Rechten haben wir liebliche Huldinnen (Houris) geschaffen, die stets Jungfrauen bleiben und nie altern. Doch wehe den Gefährten der Linken, im glühenden Winde, siedendem Wasser, im Schatten schwarzer Rauchwolken häßlich anzusehen und ohne Kühlung. Sie haben vorher ihren Gelüsten gelebt und sind in der größten Sünde verharrt. Sie sagten: Wenn wir gestorben und nur noch Knochen und Staub sind, sollen wir dann noch auferstehen und selbst noch die ältesten Väter? Fürwahr, sie werden Alle zusammengerufen an einem bestimmten Tage. Die Verirrten, die den Propheten Lügner genannt, werden sich vom Baum Zakum den Bauch anfüllen und wie ein dürstendes Kameel über kochendes Wasser herfallen — das ist ihre Bestimmung am Tage des Gerichts.

Nach Sure 37, 65 entspringt der genannte Baum dem Boden der Hölle, seine Früchte sind wie Teufelsköpfe. Die Paradiesesseligkeit ist natürlich ein Lieblingsthema im Koran.

Neben den angeführten düsteren Zügen, welche unser moralisches Gefühl fast aufregen, finden sich im Koran schöne und erhabene Stellen da, wo die Allmacht des Herrn oder gewaltige Katastrophen geschildert werden.

Als die erhabenste Stelle von der Allmacht Gottes gilt den Muhammedanern der sogenannte Thronvers (Sure 2, 156):

„Gott ist Gott, außer ihm gibt's keinen Gott. Er ist der Lebendige, der Ewige. Ihn ergreift nicht Schlaf, nicht Schlummer. Sein ist, was im Himmel, sein, was ist auf Erden. Wer kann bei ihm vermitteln ohne seinen Willen? Er weiß, was da war und was da seyn wird. Der Mensch begreift seine Allwissenheit nur so weit Gott es will. Ueber Himmel und Erde ist sein Thron ausgedehnt, und die Ueberwachung beider ist ihm keine Last. Er ist der Erhabene, der Allmächtige."

Man vergleiche das Ende der 79. Sure:

„Seyd ihr schwerer zu schaffen als die Himmel, die er erbaut? Ihre Höhe hat er aufgerichtet und sie schön gebildet, er hat die Nacht verdunkelt und das Licht hervorgerufen; dann hat er die Erde ausgebreitet, das Wasser und die Pflanzen geschaffen. Er hat die Berge befestigt für euch und euer Vieh. Kommt nun der große Tag des Gerichts, entsinnt sich der Mensch dessen, was er absichtlich gethan, und die Hölle wird sichtbar seyn Jedem, der sehen will."

Mächtig sind die Versicherungen, die Muhammed über seine Person gibt (Sure 81):

„Wenn die Sonne sich zusammenfaltet, die Sterne herabfallen, die Berge sich fortbewegen, die zehn Monat trächtige Kameelstute keine Milch mehr hat, die wilden Thiere zusammenlaufen, die Mauern in Flammen aufgehen, die Seelen mit dem Körper sich wieder vereinen, wenn man das lebendig begrabene Mädchen *) fragt, weßhalb man sie getödtet, wenn die Schicksalsbücher offengelegt und die Himmel weggezogen werden, wie die Haut von Kameelen, wenn die Hölle brennt lichterloh und das Paradies nahe ist: wird jede Seele wissen, was sie gethan. Ich schwöre bei den Sternen, die rück- und vorwärts kreisen bei der hervorbrechenden Nacht, bei der erscheinenden Morgenröthe: dieser Koran enthält die Worte eines ehrwürdigen Gesandten, der viel vermag und in Ansehen steht beim Besitzer des Throns, dem die Engel gehorchen und der untrüglich ist."

Bei einem solchen Charakter seiner Lehre nahm Muhammed eine vortheilhafte Stellung ein. Bei Festhaltung des Grundgedankens einer von Anfang der Welt beginnenden und durch Propheten und Gesandte fortgesetzten, sich stets vervollkommnenden göttlichen Offenbarung, betrachtete er die beiden früheren Religionen als aufgehobene Entwickelungsmomente und erklärte Alles, was in ihrer Urgestalt oder späteren Umbildung seinem eigenen Wesen widerstritt, als von Gott antiquirt oder verwarf es als menschlichen Zusatz. Zugleich stellte er dem jüdischen und christlichen Sittenrigorismus die Gelindigkeit seiner Anforderungen entgegen, als die Sittenlehre einer für geistig höherstehende Menschen berechneten Religion. Dennoch aber wäre es schwer zu begreifen, daß eine so durch Sinnlichkeit getrübte, vom Gedanken wahrer Liebe leere Religion eine solche Kraft entwickeln und so gewaltig in die Speichen des Weltrades hätte eingreifen können, wenn uns nicht der damalige Zustand der christlichen Welt den Schlüssel dazu böte. Es war damals in Byzanz eine Herrschaft liebeleerer Pharisäer. Die Glaubensfassung schätzte man höher, als den goldenen Kern der Liebe, und glaubte sich berechtigt, alle anders Denkenden mit blutigem Schwerte in Christi Namen zu vernichten. Keine Sünde war scheußlich genug, daß man sie nicht am orthodoxen Hofe in Byzanz getrieben und mit dem heiligen Deckmantel des sogenannten Glaubens umhüllt hätte. Der Halbmond mag auf den Zinnen des Ostens noch heute den Christen lehren, daß, wo man den Geist der Liebe vergißt, der Segensstrom des Christenthums zur verheerenden sich umwandelt. Die pharisäische Lieblosigkeit und die sittliche Entnervung im Orient ist die Ursache der Erhebung des Islam.

*) Tochtermord war bei den heidnischen Arabern gestattet.

Mannigfaltiges.

Bei Firmin Didot in Paris erscheint ein Werk unter dem Titel: „Krönung der Kaiser durch die Päpste, von Abbé Very in Rom." Die bevorstehende Krönung Napoleons des Dritten, von der wenigstens die Rede ist, geben der Schrift einiges Interesse, obschon sie meist nur Bekanntes zusammenstellt. Die erste Kaiserkrönung wurde den 30. Mai 525 gehalten, die letzte fand den 2. Dezember 1804 statt. In der St. Peterskirche im Vatikan wurden 26 Kaiser gekrönt, in der Kirche St. Johann vom Lateran 1 und in der St. Lorenzkirche außerhalb den Mauern 1. Die Einleitung schließt mit folgenden Worten, die eben nicht schwer zu deuten sind: Werden wieder Kaiserkrönungen von Päpsten vorgenommen werden? Wird Italien oder Frankreich diese imponirende Feierlichkeit wieder zu sehen bekommen? Das ist das Geheimniß der Zukunft.

Statistischen Notizen zufolge, welche der französische Handelsminister hat veröffentlichen lassen, beträgt der Umfang der Waldungen in Frankreich 7 Millionen 422,344 Hektaren. Die größten Wälder sind die der Ardennen, des Elsasses, der Cevennen, der Pyrenäen, Meurthe, Mosel und Goldhügel.

Ein Seekapitän Barazer hat dem Kaiser Napoleon das Projekt vorgelegt, Paris zu einem Seehafen zu machen, d. h. er will Segel- und Dampfschiffe bauen, welche bis Paris gehen können und auch zu den weitesten Seereisen geeignet sind. Der Kaiser hat auf das Büdget der Marine 130,000 Fr. angewiesen, um das erste Segelschiff als Versuch einer solchen Reise zu bauen.

Im Stadtgerichts-Archiv zu Zwickau wurde ein Fund eigener Art gemacht. Es sind unter Staubschichten 13 Foliobände von Hans Sachs gefunden worden, die derselbe eigenhändig geschrieben hat, was mit Angabe des Datums und seines Alters vornen bemerkt ist. Den letzten Band hat er im 71. Lebensjahre vollendet. Das Ganze mag etwa aus 18 Bdn. bestanden haben, denn der gefundene 1. Bd. fängt mit dem 4. Buche an im Jahre 1531; und auch in der Mitte ist eine Lücke in der Reihenfolge vorhanden. Der Inhalt besteht in Gedichten, Mysterien, Schwänken, Komödien, Tragödien, „Stampaneyen" u. s. w.

Redaktion, Druck und Verlag von G. Ritter in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

Nro. 101. Dienstag, 23. August **1853.**

Wie's in den Wald schallt, so schallt's heraus.

(Fortsetzung.)

Im armen Schulhause zu Abbach saßen der brave Schlösser und seine Frau an einem Sonntagnachmittag, und sie las eben aus der Bibel die Geschichte Josephs und war dahin gekommen, wo Jakob in Aegypten seinen geliebten Sohn wieder findet und nun bei ihm lebt, bis der Herr ihn abrief.

Sie machte das heilige Buch zu und sagte:

„Martin, wenn ich mir so das Glück des alten Vaters denke, meine ich, ich müßte auch mit ihm Freudenthränen weinen. Wenn auch auf anderen Wegen, hat Gott doch unser Kind wunderbar geleitet."

„Er sey gelobt!" sprach der Schullehrer.

„Nun ist er schon ein volles Jahr bei dem guten Herrn Wendel," fuhr seine Frau fort, „der uns einst aus so großer Bedrängniß half, und Ludwig wird nicht müde, uns unsere Noth zu erleichtern. Gott wird gewiß unser Gebet erhören und ihn segnen."

„Gott ist treu und wahrhaftig!" sagte Schlösser aus bewegtem Herzen.

„Ja, Er hat Großes an uns gethan!" setzte sie hinzu. „Wenn ich so denke, daß, wie schwer es uns auch wurde, er doch ausstudiren konnte und nun die gute Stelle hat, daß er uns so viel Geld schicken kann, so möchte ich unseres guten Pfarrers Hände küssen. Er ist doch auch ein Werkzeug Gottes gewesen zu unserem wie zu unseres Kindes Glück!"

„Da hast Du wohl Recht, liebe Frau," sagte Schlösser; „darum wollen wir ihm das auch denken, so lange uns ein Auge aufsteht, und Ludwig wird's gewiß auch nicht vergessen."

„Aber siehst Du, Martin," bemerkte sie, „da sieht man doch auch wieder, daß nichts Gutes unbelohnt bleibt. Gelt! der gute Herr Wendel trüge auch unser Kind nicht so auf seinem Herzen, wenn Du ihm damals nicht den Dienst erwiesen. Meinst Du nicht?"

„Ach was!" sagte abweisend der Schullehrer — „das hätte jeder Andere auch gethan!"

„Da schweig' mir aber doch still, mein Alterchen," entgegnete sie, „das ist nicht wahr. Und der Jude, der Schmul — gelt! wie steht's denn da?"

„Wenn Du von unsern Wohlthätern sprichst," sagte Schlösser, der seine Frau auf andere Gedanken zu bringen suchte, so darfst Du des braven Juden nicht vergessen."

„Ich seiner vergessen?" rief die Frau aus — „so soll Gott meiner vergessen! Das ist der zweite Nathanael, von dem der Herr sagte: er sey der wahre Israelite, in dem kein Falsch sey!"

„Gott segne Dich für diesen Vergleich!" sprach der Lehrer. „Es ist aber gewiß, der Jude vergißt nie die Wohlthat, die ihm erwiesen wird."

„Siehst Du, da sagst Du ja selbst, was ich vorhin sagte und Du nicht hören wolltest. Wie's in den Wald schallt, so schallt's heraus. Du willst immer nur das Gute an Andern sehen; was Du selber thust, das ist Nichts!"

Schlösser wollte antworten, da machte Jemand leise die Thür auf und das gelbe Gesicht Schmul's sah lächelnd herein.

„Grüß Euch Gott!" rief er eintretend und stellte sein Kästchen mit Brillen, Brenngläsern und dergleichen ab.

Die Frau schlug die Hände zusammen mit dem Ausrufe:

„Es bleibt doch ewig wahr, was das Sprüchwort sagt: Wenn man von dem Wolfe spricht, ist er nicht weit von der Hecke!"

„Von mir hättet Ihr gesprochen?" fragte er mit freundlicher Miene.

„Ja ja," sagte die redselige Schulfrau, „wir rühmten, was Ihr Gutes unserem Kinde thatet."

„Mein!" rief der Jude aus — „hab' ich ihn sechs Wochen lang verpflegt, wie Ihr mich? Und hätt' ich's gethan, so hätt' ich blos vergolten, was

Ihr Gutes an mir thatet. Schweig' Sie mir still, Frau Schulmeisterin! ich hab' für den Herrn Ludwig nur ein bischen den Weg gebahnt. Aber was für einen Weg?" sagte er, indem er näher trat und der Schullehrerin lächelnd ins Gesicht sah.

„Ach, war't Ihr bei ihm, Schmul?" fragte sie freudig.

„Ob ich bei ihm war? Freilich bin ich bei ihm gewesen und bringe viel tausend Grüße, und auch von dem Herrn Wendel, und ehe es Herbst würde, kämen sie Alle zu Euch!"

„Ach, du lieber Gott! zu uns? — Was werd' ich ihnen denn kochen?"

Schlösser lachte. „Laß sie doch nur erst da seyn," sagte er, „dann kannst Du Deine Kunst an den Tag legen!"

„Ja, was hat Unsereins für die vornehmen Leute?" sagte sie nachdenklich.

„Seht Ihr's, Schmul," versetzte Schlösser, „jetzt habt Ihr ihr alle Freude verdorben, und sie hört gar nicht mehr, was Ihr uns von Ludwig zu erzählen habt. Sie kocht nun schon in Gedanken, und es brodelt und brotzelt in allen Töpfen!"

„Brauchst auch noch zu utzen!" schmollte sie. Aber sie mußte doch selber lachen, weil sie einsah, wie toll ihre Sorge jetzt schon sey.

„Nun wollen wir uns setzen," sagte Schlösser, „und Du kochst einen Kaffee, den ja, wie Du weißt, der Schmul trinken darf, ohne daß er trehfe wird, und dann soll er uns recht viel erzählen."

„Das halt' ich mir aber aus," entgegnete die Mutter, „daß Ihr nicht vorher schon plaudert und ich nichts davon höre."

„Wißt Ihr was, Schmul?" sagte lachend der Schullehrer — „wir wollen mit ihr in die Küche gehen, sonst traut sie uns doch nicht, oder vergißt den Kaffee zu thun und nimmt lauter Cichorie."

Der Jude folgte ihm lachend und die Schullehrerin sagte:

„So ist mir's recht; aber einen guten Kaffee hättet Ihr doch kriegt, denn ich weiß, mein Alter hat dafür eine feine Zunge und der Schmul hat auch die seine nicht umsonst im Munde."

„Wozu hätte man sie denn sonst?" versetzte der Jude.

Als sie nun so um den Herd standen, begann Schmul zu erzählen:

„Es sind jetzt acht Tage, da war ich in M— und holte die Grüße. Als ich das letzte Mal bei Euch war, da sagte ich Euch, wie mich der Herr Wendel aufnahm. Wahrhaftig, das ist ein Mann nach dem Herzen Gottes, wie der König David, wenn er nur noch Harf' spielen könnte! Komm' ich hinein, da sitzt Euer Herr Sohn da und der kleine Bub' ist bei ihm und er lehrt ihn so etwas — ich glaub', 's war Latein, wenigstens hat's so wälsch gelautet. Da ruft der Herr Ludwig: Ach, Schmul, seyd Ihr's? Ja, sag' ich, ich bin's und komme zu sehen, wie Sie zufrieden sind? Herrlich, sagte er und lauft und holt mir das Geld, das ich ihm gegeben, mit den Zinsen. Meinen Sie, darum wär' ich gekommen? sagt' ich ärgerlich und wollt's gar nicht nehmen; aber wer mußt', war ich. Allen Respekt vor dem jungen Herrn; 's ist ein feiner Mann, ein ganz feiner Mann! Nun, ich konnt's nehmen, ohne Furcht, denn er war gekleidet fein wie ein Kurfürst, und man sah ihm an, daß er in der Wolle saß. Und warum sollt' ich's nicht nehmen, wo er's hat und nicht braucht?"

„Freilich," sagte Schlösser; „Ihr habt ihm ja ohnehin damit eine große Wohlthat gethan."

„Wohlthat? Gott behüt'! Arme Zinsen waren's gewesen von dem großen Kapital, welches ich Euch schulde."

„Aber, Schmul," fragte die Mutter, „wie sah er denn aus? War's ein funkelneuer Rock, den er anhatte?"

„Mein! was soll ich viel reden von dem Rock? Der darin gesteckt, war mir lieber. Aber weil Sie doch fragt, so sag' ich, 's war ein feiner Rock, ein ganz feiner, wie ich wenigstens mein Lebtag keinen krieg', und blau war er und in der Wolle gefärbt, ächt indigblau."

Die Mutter fand vor Staunen keine Worte. Der Jude fuhr fort:

„Nun kommt gleich darauf ein Herr herein, so in den Fünfzig, etwas mehr, etwas weniger; was thut's? Der schaut mich an und sagt: Das ist der Schmul von Crefeld. Gibt mir die Hand, meiner Treu! gibt mir die Hand und sagt:

„„Schmul, ich bin Dir viel Dank schuldig — Du hast mir den Herrn Schlösser ins Haus gebracht.""

„Da frag' ich gleich:

„„Brauchen der Herr Wendel eine Brille?""

„„Nein, Gottlob!"" sagt er und lacht. „„Aber hast Du vielleicht ein Perspektiv oder so ein gutes Vergrößerungsglas?""

„„Ob ich sie hab'?"" sag' ich und kram' aus, und eh's fünf Minuten später war, hatt' er mir für ein Karlinche abgekauft, und ich hatt' einen Verdienst, daß ich für drei — was sag' ich? für acht Tag zufrieden seyn konnte. Damit aber war's noch nicht all: ich muß da bleiben, Wein trinken — Wein, wie ihn der König nicht besser hat, und Kaffee — Frau Schulmeisterin, allen Respekt vor Ihrem Kaffee — aber — nichts für ungut — der war doch besser!"

„Das glaub' ich," meinte die Schullehrerin, „die zählen auch die Bohnen nicht."

„Und nehmen auch keine Cichorie und Gelberüben!“ sagte der Schullehrer und sah seine Frau schalkhaft an.

„Du hast gut spotten, Martin!“ versetzte sie diesmal etwas ärgerlich. „Gib Du mir nur Geld, so mach' ich Dir auch solchen Kaffee; aber guck Er, Schmul, Ihr Mannsleut' versteht das gar nicht: Cichorie macht nur eine hübsche Farbe und Gelberüben auch; und wenn ein Kaffee keine Farbe hat, so mag er so gut seyn, als er will, er ist doch nichts nutz. Aber, Schmul,“ sagte sie dann wieder begütigend, Er kennt ihn ja: er ist kein Schnuckeler und kein Spitzmaul; es ist eben nur um mich zu fetzern. Jetzt erzähl' Er aber weiter!“

„Ich bleib' also da. Gleich kommt ein Jüngferchen herein. Ich will nicht lügen, aber Rahel war gewiß nicht schöner, um die Jakob eigentlich vierzehn Jahr gedient hat, da er die Lea nicht mochte. Und die war dem Herrn Ludwig so freundlich, daß ich dachte: sie sieht ihn auch lieber, wie dich, Schmul!“

Beide Eheleute lachten laut auf; denn schön war der Schmul nicht, aber häßlich, daß, hätte er in einem Erbsenlande gestanden, kein Spatz hineingeflogen wäre, selbst acht Tage nachdem er weggewesen wäre.

„Nun hatte ich so meine Gedanken,“ fuhr Schmul fort; „war doch Joseph eines Hirten Sohn und heirathete die Tochter des mächtigen Priesters zu Or! War doch Esther ein armes Kind und wurde Königin! Und der Herr Ludwig ist ein feiner Bursch, meiner Treu! ein feiner Bursch, er blüht wie eine Rose, und ich nähm's der Jungfer nicht übel, wenn er ihr gefiele, und ihm nicht, wenn sie ihm gefiele, und zu allen Zweien nicht, wenn sie sich so lieb hätten, wie — sie sich haben!“

„Schmul,“ sagte ernst, sehr ernst der Schullehrer, „macht mir da den Gaul nicht scheu! Ihr wißt, Narrentheidinge kann ich nicht leiden. Die Tochter des reichen Herrn Wendel ist nicht für meinen Sohn, und ich hielt's für ein rechtes Unglück, wenn er sich so in das schöne Mädchen verplemperte, und sie in ihn. Aus einer Heirath wird niemals etwas werden. Und haben sich einmal junge Leute so was in den Kopf und ins Herz hineingesetzt, so kann's leicht kommen, daß alle Beide unglücklich werden und Ludwig die gute Stelle verliert.“

„Nein! Herr Schullehrer, schmus' Er mir da nicht!“ entgegnete der Jude. Meint Er, der Herr Wendel hätt' mein Perspektiv nöthig gehabt, um zu sehen, was ich mit bloßen Augen sah? Fehlgeschossen! Ich weiß, daß er's gern sieht, wenn der Herr Ludwig in die Fabrik geht und sich da zu thun macht; ich weiß, daß der Herr Wendel es gern sieht, wenn der Herr Ludwig in die Schreibstub' geht und das Buchführen lernt, und der alte ehrliche Buchhalter gibt ihm darin Unterricht. Ich weiß, daß der Herr Wendel aus dem Weg geht, wenn der Herr Ludwig und das Jüngferchen mit einander im Garten Blumen pflanzen. Ich weiß, was ich weiß, und der alte Schmul sieht ohne Brill mehr und besser, als sein bester Kunde, der alte Schneider Hipsel, wenn er drei übereinandersetzt!“

Die Schullehrerin hatte so andächtig zugehört, daß die Milch überlief und alles Blasen nichts half.

Schlösser war sehr nachdenklich geworden und schüttelte still den Kopf. Man sah, daß ihm die Sache Sorgen und Bedenken machte.

Endlich war der Kaffee fertig. Sie trug ihn in die Stube und goß ihn in die Tassen. Ein ganzes Brod lag für Schmul da, daß er sich mit seinem koscheren Messer davon abschneiden konnte, und eine frische Scheibe Honig durfte er auch essen. Nur dem Schullehrer wollte es auf des Juden Mittheilung nicht schmecken. Er blies dicke Wolken Dampf aus seiner Pfeife und vergaß das Trinken ganz.

Im Stillen nahm er sich vor, in den nächsten Herbstferien nach M— zu gehen, um Ludwig zu warnen. Schreiben mochte er nicht; die Sache war ihm zu kitzlich, um sie dem Papier anzuvertrauen. Der Jude jedoch empfing die strengste Ordre, Ludwig mündlich vor der Gefahr zu warnen, die ihm drohe.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Auf der Mecklenburger Eisenbahn meldete kürzlich der Telegraph einer Station, von welcher aus sich die Bahn sehr stark abdacht, der anderen, es sey vom Bahnhofe aus ein mit Schweinen beladener Zug von zehn Wagen plötzlich auf und davon gegangen; man möge also auf ihn vigiliren und ihn im Betretungsfalle festnehmen. Kurze Zeit nach Eintreffen der telegraphischen Nachricht und während man auf der andern Station bereits mit Aufschüttung von Sand auf die Schienen beschäftigt ist, langt der Extrazug unter großer Musik von einigen Hundert Schweinen auf dem Bahnhofe an, durchbricht den ersten Sandwall, den man gegen ihn aufgethürmt, bleibt aber in dem zweiten sitzen und wird unschädlich gemacht. Man berechnet, daß bei den Zerstörungen, welche dieser unerwartete Extrazug hätte anrichten können, der Telegraph der Eisenbahngesellschaft einige Tausend Thaler erspart hat.

(Unglück durch einen wüthenden Ochsen.) Am 10. d. — berichtet die „Ostsee-Ztg." — riß sich in Stettin ein von einem dasigen Schlächtermeister auf dem Gute Zabelsdorf gekaufter Ochse vor dem Schlachthause, wohin er geführt wurde, von den ihn führenden Schlächtergesellen los und lief wüthend durch die Stadt auf den Paradeplatz, von da zum Königsthore hinaus durch die belebte Promenade und sodann auf dem geraden Wege nach Zabelsdorf. Theils in der Stadt, theils auf der Promenade, theils auf dem Wege nach Zabelsdorf rannte er eine Anzahl Personen (man spricht von 9) nieder oder warf sie in die Luft und beschädigte sie größtentheils sehr erheblich, zum Theil sogar lebensgefährlich: ein Lieutenant ist bereits gestorben; einer Dame hat er ein Auge ausgestoßen. In Zabelsdorf wurde er durch verschiedene Flintenschüsse niedergestreckt und dann von den inzwischen herbeigekommenen Schlächtergesellen vollends getödtet.

(Verhaftung eines Diebes mit List.) Der Pfarrer eines kleinen Ortes bei St. Denis hatte in letzter Zeit öfter bemerkt, daß, während ihn seine Pflicht nach auswärts rief, aus seiner Wohnung verschiedene Sachen gestohlen wurden. Eines Sonntags bat er nun einen vertrauenswürdigen Mann seiner Kirchengemeinde, während des Hochamtes sein Haus zu bewachen. Die Kirchglocke hatte kaum die Gläubigen zum Gottesdienst gerufen, als der Wächter sah, daß von Außen eine Leiter an die Gartenmauer angelegt wurde und gleich darauf ein Mann auf der Mauer erschien und in den Garten hinabstieg. Der Mann ging geradezu in das Haus; aber wie groß war sein Erstaunen, als er hier schon Jemanden traf. „Was wollt Ihr hier?" fragte der Wächter. — „Und was wollt Ihr?" erwiederte der Dieb. — „Ich?" sagte der Erste treuherzig — „was werde ich wollen, ich habe ein kleinwenig den Herrn Pfarrer bestohlen, und ich glaube nicht, daß Ihr in anderer Absicht hier seyd." — Der Andere sagte nicht nein. — „Wenn dem so ist," fuhr der Wächter fort, „so mache ich Euch einen Vorschlag. Die Messe hat noch nicht begonnen, wie wär's, wenn wir zuerst eine Flasche guten Weines auf die Gesundheit des hochw. Herrn Pfarrers trinken, wir haben dann noch immer Zeit, unsere Geschäfte abzuthun." — Der Dieb geht darauf ein, sie gingen in den Keller, doch kaum hatte der Wächter seinen Mann dort, so stieß er ihn über die Stiege hinunter, schloß die Kellerthür hinter ihm zu und schon eine Stunde darauf wurde der Dieb in das Gefängniß nach St. Denis gebracht.

(Seltene Täuschung.) Es ist vielleicht Manchem bekannt, daß sich die Irländer nicht als Zeuge bei einem Verbrechen hergeben wollen, weil sie die sonderbare Einbildung hegen, sie würden nach nicht langer Zeit in denselben Fall gerathen, als der, gegen den sie Zeugniß führen, was auch der Grund ist, warum in Irland so selten Mörder verurtheilt werden. Dieses sonderbare Gefühl hat sich kürzlich auch bei einem Irländer in einem Theater bemerkbar gemacht, der zum ersten Male in seinem Leben ein solches besuchte. Zufällig wurde die Oper „Fra Diavolo" aufgeführt. Daß er derselben die größte Aufmerksamkeit schenkte, geht daraus hervor, daß er alle Vorkommnisse als wirklich annahm und somit auch glaubte, Fra Diavolo wäre in der That auf der Bühne erschossen worden. Um nun nicht als Zeuge des vorgefallenen Mordes angeführt werden zu können, ergriff er sogleich nach dem Schlusse Hut und Stock und entfernte sich in eiligster Flucht aus dem Theater, so daß er sogar seine Begleiterin zurückließ und erst an dieselbe dachte, als er sich zu Hause sicher sah. Seine volle Beruhigung kehrte erst dann wieder zurück, als ihn dieselbe bei ihrem Nachhausekommen bestimmt versicherte, der Vorfall werde keine Untersuchungen zur Folge haben.

(Anekdote. — Die verbotenen Wege.) Ein Lehrer examinirte seine liebe Schuljugend, besonders in dem Kapitel der Uebertretung der Gebote. Nach einer Weile fragte er: „Nun sage mir, N., was sind verbotene Wege? Ich habe es Euch vorhin auseinandergesetzt." Alles schwieg. Er fragte noch einmal. Da rief endlich einer der weit unten sitzenden Knaben: „Ich weiß es, Herr Lehrer!" — „So recht, mein lieber Andreas, Du bist doch immer ein aufmerksamer Knabe; also was sind verbotene Wege?" — Und Andreas antwortete flugs: „Wo die Strohwische stecken!"

(Landwirthschaft. — Zur Kartoffelkrankheit.) Ein Landwirth hat die Entdeckung gemacht, daß, wenn man das Kartoffelkraut in dem Zeitpunkt, wo die Kartoffel schon ziemlich ihre Reife erlangt hat, ausrauft und die Erde wieder mit den Füßen festtritt, die Krankheit sich nicht einstellt. — Sehr sinnreich ist der Einfall eines österreichischen Botanikers, die Kartoffel mit einer andern Knolle zu vermählen und so auszustecken. Dadurch soll nicht nur die Krankheit abgewendet, sondern der Geschmack der Kartoffel wesentlich veredelt werden.

Redaktion, Druck und Verlag von G. Ritter in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

Nro. 102. Freitag, 26. August 1853.

Wie's in den Wald schallt, so schallt's heraus.

(Fortsetzung.)

Es war einmal an einem schönen Morgen, da saß das schöne Malchen am Klavier und spielte, und der Ludwig stand dabei, denn er gab ihr Unterricht, damit sie's aus dem Fundamente lernte.

Wenn nun aber so ein junger hübscher Mensch und ein gar liebliches Mädchen zusammen etwas lehren und lernen sollen, so wett' ich allemal Hundert gegen Eins, die lernen mit einander etwas ganz Anderes, nämlich „sich lieb haben", und es ist die Frage: wer lehre und wer lerne? Am Ende sind sie gegenseitig Lehrer und Schüler, und die Geschichte geht so merkwürdig schnell, daß sie die Sache fertig haben, ehe das Lehren und Lernen eigentlich angeht. Nun, es ist ein altes Sprüchlein: Bring' Zunder und Feuer nicht zu nah zusammen, es brennt gar leicht!

Das hätte der alte Herr Wendel auch wissen können, denn er war nicht auf den Kopf gefallen. Wenn man bei so zwei jungen Leuten auf die Augen Acht gibt, wie's der Schmul gethan, so hat man's eben gleich weg, wie viel Uhr es ist, ohne daß man's schlagen hört; denn die gucken ganz anders wie gesetzte Leute, und es müßt' Einer Tinte getrunken haben, wenn er nicht sähe, was das für grundselige Blicke sind, die sie sich zuwerfen, und wie sie roth werden, wenn sich die Augen halbwegs begegnen.

Das hätte der alte Herr Wendel auch sehen müssen, auch ohne des Schmul's Perspektiv, wie der ganz richtig meinte; denn er brauchte doch keine Brille, wenn er seinen Druck las, und seine Augen sahen haarscharf und erkannten auf der Stelle und von ferne jeden Fehlschuß im Tuche, wenn's noch auf dem Webstuhle war.

Aber — der war heiter und fröhlich und sah nichts und behandelte Ludwig wie einen Sohn.

Da kam der alte Buchhalter, eine treue Seele, die dem Vater des Herrn Wendel schon gedient und nun an die fünfzig Jahre im Hause tadellos gelebt, dem des Hauses Glanz, Ehre und Bestehen recht nah' am Herzen lag, — machte seinen Kratzfuß und sagte:

„Herr Wendel, auf ein Wörtchen unter vier Augen!"

Der Herr Wendel geht mit auf seine Stube.

Der alte treue Diener hustet dreimal und kann doch die Kehr nicht kriegen. Endlich sagt' er:

„Herr Wendel, Sie wissen, ich bin ein alter treuer Diener Ihres Hauses —"

„Das steht fest," sagte sein Prinzipal.

„Sie wissen, des Hauses Wohl liegt mir am Herzen —" fährt der Buchhalter fort.

„Nun?" fragt erschreckt Herr Wendel — „ich hoffe doch nicht, daß unser Haus Bankerott machen will?"

„Gott behüte!" ruft der Alte — „ich wollte wünschen, alle Geschäfte hätten so goldene Beine, wie das unsere, so hät's mit dem Purzeln guten Weg! Aber —"

„Nun, was gibt's denn?" fragte ungeduldig der Fabrikherr.

Jetzt kriegt der Alte Courage und sagt:

„Es liegt mir auf der Seele, weil ich glaube, Sie wissen's nicht —"

„Was denn?" ruft Jener aus und will fast aus der Haut fahren vor Ungeduld.

„Ja, sehen Sie," fährt der Alte fort, „ich hab' so etwas gemerkt zwischen dem Herrn Kanditaten und Ihrer Fräulein Tochter — ich glaube, die haben sich lieb!"

„Ich glaub's auch," sagte lachend Herr Wendel, „und sehe gar nicht ein, warum die sich hassen sollten!"

„Ach, so nicht," sagte der Alte; „ich meine, sie sind in einander verliebt!"

„Meiner Treu, Buchhalter," versetzte Wendel, „das glaub' ich selbst."

„Und haben nichts dagegen?" fragte der Alte — „der Herr Kandidat ist blutarm!"

„Aber mordsbrav ist er!" entgegnete Herr Wendel.

„Nichts einzuwenden?" sagte der Alte wieder — „aber er ist kein Kaufmann!"

„Haben Sie das jetzt erst herausgebracht, lieber Buchhalter?" fragte mit steigender guter Laune der Fabrikherr — „ich weiß das schon lange."

„Und wollen einem Pfarrer Ihr Kind geben?" fragte der Andere zurück.

„Warum denn nicht?" lachte Herr Wendel.

Der Buchhalter sah seinen Herrn bedenklich an, weil er glauben mochte, es rappele demselben etwas im Oberstübchen.

„Und das große Kapital soll der Fabrik entzogen werden?" fragte er mit bedenklicher Miene.

„Ist noch nicht nöthig, lieber Buchhalter. Ich will Ihnen einmal klaren Wein einschenken! Daß sich die jungen Leute herzlich lieb haben, hab' ich schon gar lange weg und bin nicht geneigt, ihre Herzen auseinander zu reißen. Was Gott zusammengefügt hat, soll der Mensch nicht trennen. Der Ludwig ist mir lieb, wie mein Sohn. Er soll mein Eidam werden, das steht fest bei mir, wenn's der liebe Gott so will. Wenn er absolut Pfarrer werden will — wohl bekomm's! das ist ein Beruf, vor dem ich tief den Hut abziehe. Will er aber das nicht und das Geschäft gefällt ihm, so ist's mir noch lieber. Darum schweigen Sie fein still und wenn er ins Geschäft guckt, so sagen Sie: Herr Kandidat, das ist Dies und das ist Das; so führt man Bücher; so wird's mit Dem und Jenem gehalten, — und belehren ihn. Er hat einen guten Kopf. Ich will ihn in das Fabrikwesen einführen, ohne daß er's merkt. Am Ende kann er wählen. Dabei bleibt's. Uebrigens danke ich Ihnen für Ihre gutgemeinte Mittheilung. Es bleibt aber unter uns, respective, wir halten fein das Maul!"

„Sehr gut!" sprach der Alte, der Ludwig lieb hatte, lächelte und ging.

So stand's, als Ludwig bei Malchen am Klavier stand; aber das Mädchen griff Alles falsch.

Nun setzte er ihr die lieben Fingerchen zurecht.

Sie lachte und er sagte:

„Sie sind heute eine recht unartige Schülerin."

„Nun," schmollte das Mädchen, „Sie sind auch so strenge!"

Das that ihm leid.

„Vergeben Sie mir!" sagte er, und wie er ihr so in die lieben Augen sieht, weiß kein Mensch, wie's zugeht — er küßt sie und sie ihn, und dazu kommt der Vater.

„Ist das ein Walzer oder ein Polka?" fragt er, und die Zweie sind wie vom Blitz getroffen.

„Ach, Herr Wendel!" sagte Ludwig.

„Nun?" fragt der und lacht.

„Ich liebe Malchen!" stotterte Ludwig.

„Das merk' ich!" versetzt der Vater. „Und Du, Malchen?"

Da fliegt das vor Scham fast sterbende Mädchen in des Vaters offene Arme und stammelt:

„Ja, lieber Vater, ich liebe ihn auch."

„Nun," sagt der Vater, „da Ihr Beide Euch liebt und hier beichtet, so muß ich am Ende auch beichten: Ich liebe Euch alle Beide!"

Da hat er sie plötzlich alle Zwei am Halse.

„Drückt mich nicht todt!" ruft er aus und die Thränen laufen ihm über das Gesicht herab, und doch lacht er mit dem ganzen Gesichte.

„Laßt uns nun 'mal verständig reden," sprach er darauf. „Ihr habt Euch lieb, und ich Euch, das wissen wir jetzt. Was soll's da nun werden? — Wahrscheinlich Braut und Bräutigam! Aber ich bin nicht allein Herr im Lande. Zu Abbach wohnt Dein Vater und Deine Mutter, mein Sohn, die müssen auch Ja sagen. Was mich betrifft, so geb' ich Euch meinen Segen."

Und ihre Hände legte er zusammen, und als er sagen wollte: „Gott segne Euch!" da konnt' er nicht, denn die Stimme versagte ihm; aber es war ein Augenblick, über den sich die Engel im Himmel freuten.

Endlich ging Wendel an die Thür und ließ die Zwei sich liebhalten und rief: „Johann!"

Der Bediente kam.

„Geh," sagte er „und rufe den Herrn Buchhalter, die Schreiber, die Werkmeister und alle Leute aus der Fabrik. Sie sollen sogleich hierher kommen."

„Auch wieder was Neues!" dachte der und ging.

Gleich darauf füllte sich der Gartensaal mit neugierigen Gesichtern.

„Liebe Freunde," sagte Herr Wendel, „Ihr habt in Freude und Leid mir Liebe und Treue bewiesen. So will ich Euch denn sagen, daß der Herr Kandidat Ludwig Schlösser und meine Tochter Braut und Bräutigam sind. Schließt sie in Euer Gebet ein!"

„Vivat hoch!" erschallte es da im Gartensaal, daß die Fenster rasselten, und in Wendels Augen standen helle Thränen.

Nun gab's Glückwünsche die Menge, Jedes wollte des jungen Paares Hände drücken und der kleine Karl fragte:

„Lieber Vater, was ist denn das, Braut und Bräutigam?"

„Frage Deinen lieben Lehrer," sagte der Vater und wandte sich lächelnd ab, „der wird Dir's ganz genau auslegen."

(Schluß folgt.)

Belustigung und Spielwuth der Javaner.

Aus Grube's „Bildern aus Asien.“

Thierkämpfe gehören auf Java zu den beliebtesten Unterhaltungsmitteln. Bei dem Anschauen derselben vertauscht der Javane den gehaltenen, ruhigen Ernst und das Stillschweigen, welches ihn sonst charakterisirt, mit der lauten, leidenschaftlichen Aufmerksamkeit eines wilden Knaben. Besonders ist der Hahn wegen seiner Streitsucht und Tapferkeit sein Liebling. Eigenthümer und Zuschauer erhöhen das Interesse, welches ihnen die Hahnenkämpfe gewähren, durch bedeutende Wetten, die sie auf den möglichen Ausgang setzen. Die Hähne von Celebes sind besonders berühmt ihres Muthes wegen, und reichere Javaner lassen sie sich deßwegen auch von dorther kommen. Oft bindet man diesen Thieren einen eisernen Sporn an in Form einer Sichel oder einer Federmesserklinge, um hierdurch den Kampf blutiger zu machen. Doch ist dies mehr auf den Molukken als auf Java Sitte, wo man die Hähne nur mit ihren eigenthümlichen Waffen kämpfen läßt. Der Sieger wird häufig durch Gesänge gefeiert. Ein nicht sehr kleiner Theil alter javanischer Gedichte besingt in lächerlicher Weitschweifigkeit solche Hahnenkämpfe. Oefters sah ich ihnen zu und bewunderte immer die grenzenlose Aufmerksamkeit und Theilnahme der Javaner, welche sich in zwei Parteien theilten, deren eine bald dem Sieger ihr lautes Bravo (baai) zurief, während die andere den unterliegenden Hahn von Neuem zum Kampf zu ermuntern suchte — ganz in der Weise der hochgebildeten Engländer.

Auch lassen sie oft zwei Wachteln mit einander kämpfen. Sie gebrauchen hierzu gewöhnlich die Weibchen, welche größer und tapferer sind als die Männchen. Auf der Insel Lombok werden jene besonders zum Kampfe abgerichtet und auf Java vielfach zum Verkauf ausgeboten. Sie sollen tapferer seyn als die javanischen Wachteln. Die ärmeren Volksklassen begnügen sich damit, Heuschrecken, welche sie Djankrik nennen, mit einander kämpfen zu lassen, wobei sie ebenfalls Wetten eingehen. Diese kleinen Thierchen werden zum Kampf angefeuert, indem man sie mit Grashalmen am Kopfe kitzelt.

Dieselbe kindische Spielsucht veranlaßt die Javaner auch, gleich unsern Knaben, papierne Drachen steigen zu lassen. Man sieht oft über einem javanischen Dorfe zehn und mehr Drachen stehen. Die Faden, an welchen sie gehalten werden, sind mit Leim überzogen, unter welchen gestoßenes Glas gemischt ist. Der Sieg wird dadurch entschieden, daß mit einem solchen Faden der eines andern Drachen durchrissen wird und dieser nun zur Erde niederfällt.

Auch fängt man auf Java wilde Schweine, um sie mit Ziegenböcken kämpfen zu lassen: ein lächerlicher und unschuldiger Kampf. Das javanische wilde Schwein wird höchstens zwei Fuß hoch, und hat weder die Stärke noch den Muth mit seinem nordischen Stammgenossen gemein. Man fängt es in Schlingen.

Diese kindische Spielsucht ist noch ziemlich unschuldig, aber sie artet zur heftigsten Leidenschaft aus in den Hazardspielen des Javanen. Von dieser Spielwuth ergriffen vergißt er alle Pflichten, verschwendet er oft sein und der Seinigen Eigenthum in wenigen Stunden und verspielt zuletzt seine Freiheit. Vom javanischen Fürsten bis zum Bauern herab, der nur mit Mühe seinen Lebensunterhalt findet, herrscht die gleiche Spielleidenschaft, und sie äußert sich noch mit gleicher Gewalt in dem Lipplapp (Mischling), welcher nur zu oft mit den Leidenschaften seines europäischen Vaters die Laster seiner javanischen Mutter geerbt hat. Wenn man die großen Wege auf Java bereist, so findet man in der Nähe der Dörfer fast immer Hazardspieler, sowohl bei Tag als auch des Nachts, welche, mit großem Eifer spielend, am Wege liegen. Keineswegs ist das nur die Hefe des Volks, welche dort anzutreffen ist.

Einige Beispiele der Spielwuth, die ich selbst auf Java erlebte, will ich hier mittheilen:

Bei einem Javaner, den mir mein Diener zu diesem Zwecke empfohlen hatte, bestellte ich Cigarren von inländischem Tabak, welcher von vorzüglicher Güte ist. Der Javane versprach mir, jeden Tag hundert zu bringen, und sollte dafür einen Gulden bekommen. Doch er hielt schlecht Wort. Ein paar Tage hindurch brachte er regelmäßig die bedungene Anzahl, dann ließ er sich wieder mehrere Tage nicht blicken. Da ich, hierüber unzufrieden, meinen Diener fragte, woher das komme, ob sein Landsmann vielleicht andere Geschäfte habe? löste mir dieser sogleich das Räthsel. Den Ertrag der Cigarren gebrauchte der Javane, welcher sehr arm war und eine große Familie hatte, zum Spiel; gewann er, so machte er keine Cigarren und verstand sich erst dann wieder zu der leichten Arbeit, wenn er Alles im Spiel verloren hatte.

Einer meiner Gastfreunde auf Java hatte, der Landessitte gemäß, ein inländisches Mädchen als Haushälterin. Er hatte mir vielfach ihre Tugenden, ihre Ehrlichkeit gepriesen, und einen großen Theil seines Einkommens verwendete er, ihr Schmucksachen von edlen Metallen, seidene Tücher u. dgl. zu kaufen. Eines Tages entdeckte er durch die übrige Dienerschaft, daß ihm das „treue“ Mädchen täglich Geld entwendete, um ihrer Spielsucht zu genügen. Erzürnt jagte er sie in meinem Beiseyn fort. Nach wenigen Tagen fand ich das Mädchen als Haushälterin eines andern Europäers wieder, aber der breite massiv silberne Gürtel mit dem großen Schilde von

getriebener Goldarbeit, welchen sie immer getragen hatte, war verschwunden, und statt der seidenen Kleider trug sie baumwollene. Auf meine Frage, wo sie ihre schönen Sachen habe, antwortete sie mir, ein Chinese habe ihr das Alles betrügerischer Weise im Spiel abgenommen, und zwar noch an demselben Tage, an welchem sie sich von ihrem Gebieter entfernt hätte.

Bei meiner Abreise von Java ging ich in Surabaya zu Schiffe. Ein holländischer Lootse brachte uns bis nach Passaruang. Da dieser fortwährend trübe und traurig auf dem Verdeck umherschlich, fragte ihn der Obersteuermann um den Grund seiner Verstimmung. Er antwortete, daß ihm seine Frau bei seiner letzten Abwesenheit sein ganzes schwer erworbenes Vermögen verspielt habe. Er habe unvorsichtiger Weise den Schlüssel zum Koffer zurückgelassen, diese Vergessenheit habe seine Frau benützt und alles gefundene Geld verspielt. Ich fragte ihn, ob er seine Ehegenossin nicht bessern könne, worauf er lakonisch antwortete: „Sie ist ein Lipplapp, mein Herr!"

Die Kaufleute, welche auf Schiffen, die mit Inländern besetzt sind, kostbare Stoffe, z. B. Gold, Silber u. dgl. versenden, müssen der Mannschaft Geld zum Spielen geben, um sie hiedurch wachsam zu erhalten und ihre gewöhnliche Gleichgiltigkeit aufzurütteln.

Mannigfaltiges.

Die „Illustrated London News", „L'Illustration" und die „Leipziger Illustrirte Zeitung" haben alle drei im Jahre 1853 ihren zehnjährigen Geburtstag gefeiert. Die Letztgenannte, welche am ersten Juli 1843 zum ersten Male ausgegeben wurde, gibt beim Antritte des zweiten Jahrzehnds einen Prospect dessen, was weiter von ihr zu erwarten und zu hoffen sey, und sagt in der ersten Nummer des 21. Bandes, nach einem kurzen Rückblicke auf die verflossenen zehn Jahre: „Ganz anders vorbereitet, als bei unserem ersten Auslauf, beschreiten wir das zweite Jahrzehnd unseres Bestehens. Wir haben das Alter der Kindheit hinter uns und steuern mit dem vollgeschwellten Segel dem Alter der vollen Entwickelung zu. Vor uns kam die Illustration nur vereinzelt vor; gegenwärtig ist sie nicht mehr als bloße Zierde, sondern als eine wesentliche Ergänzung des Wortes anerkannt. Kaum daß noch eine unterhaltende Zeitschrift ohne diese Ausstattung zu erscheinen wagt; — ja, es sind aus Richtungen, die wir aufzugeben genöthigt waren, ganz neue Zeitschriften entstanden, die mit Begierde gelesen werden. Je mehr sich aber die Welt aufthut, je näher durch Luftschiffe, Dampfwagen und Telegraphen die Länder zusammenrücken, je tiefer unsere Reisenden und selbst unsere Heere in vorhin unzugängliche Länder eindringen, desto reichere Fundgruben eröffnen sich für die Mittheilungen der „Illustrirten Zeitung." Möge die „Leipziger Illustrirte Zeitung", die jährlich über 1000 Abbildungen bringt, rüstig fortfahren, die Entdeckungen der Wissenschaft zu verbreiten und die Geheimnisse der Forschung zu offenbaren, die Leistungen der Künstler zum Gemeingute der Welt zu machen und ihren Lesern in einer nützlichen Lecture wie bisher zugleich eine angenehme zu bieten!

In der letzten Sitzung der königlichen Societät in London zeigte Lord Rosse der Versammlung eine Anzahl trefflich ausgeführter Zeichnungen von Nebelflecken, die er mittelst seines großen Teleskops im letzten Winter beobachtet hat. Einige davon waren höchst merkwürdig, indem sie die seltsamsten Form-Unregelmäßigkeiten darboten. Eine Zeichnung, denselben Nebelfleck, welchen man im Jahre 1848 und wieder einige Monate später gesehen hatte, darstellend, war besonders interessant. 1848, wo der Spiegel (im Teleskop) noch nicht so vollkommen war wie jetzt, zeigte dieser Nebelfleck eine dunkle Stelle in der Mitte, mit sehr unregelmäßigen Anhängseln, gleich einem unterbrochenen äußeren Ringe; — aber kein Centralstern ließ sich erkennen, wiewohl der Nebelfleck zu wiederholten Malen beobachtet worden war. Gegenwärtig aber, unter günstigeren Umständen gesehen, ist ein Centralstern deutlich zu erkennen und andere Theile des Nebelfleckens lassen sich weit deutlicher unterscheiden, als bei der ersten Beobachtung. Demgemäß kann kein Zweifel obwalten, daß Nebelflecke, selbst durch Rosse's gewaltiges Instrument gesehen, keine Spur von Zusammensezzung aus mehreren Sternen darbieten, bei fernerer Vermehrung der optischen Kraft als Sternhaufen erscheinen werden, in gleicher Weise, wie sein Teleskop bereits eine große Anzahl von Nebelflecken, die jeder geringeren Kraft widerstanden, in Sterne aufgelöst hat.

In London wird eine chinesische Schauspieler-Gesellschaft erwartet, die zuerst dort, dann in verschiedenen andern europäischen Städten Vorstellungen zu geben gedenkt. Sie besteht aus 80 Personen (Herren und Damen), die zugleich Schauspieler, Sänger und Tänzer sind. Sie haben auch ihr eigenes Orchester bei sich.

Redaktion, Druck und Verlag von G. Ritter in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

Nro. 103. Sonntag, 28. August 1853.

Wie's in den Wald schallt, so schallt's heraus.

(Schluß.)

Zu Abbach im Schulhause ahnete keine Seele, was da drüben, die zwanzig Stunden weiter, im Gartensaale losging, und die Ferien waren nahe, in denen der alte Schlösser zu Ludwig gehen wollte. Morgens war er in seiner Schule, da rasselte es draußen. Die an den Fenstern sitzenden Kinder machten lange Hälse und guckten zu den Scheiben hinaus.

„Was gibt's?" fragte Schlösser.

„Ach, was für eine schöne Chaise kommt da!" riefen die Kinder.

„Mann! Mann!" ruft da die Schullehrerin zur Thüre herein — „laß die Schule ausgehen — ich glaube, der König kommt!"

„Mach' kein tolles Gerede!" versetzte Schlösser, blickte hinaus und erkannte auf der Stelle Herrn Wendel.

„Das ist ja Herr Wendel!" ruft er aus und sagte dann zu den Kindern: „Geht in Gottes Namen hübsch ruhig und still heim — ich kriege Besuch! Aber wartet ein wenig, bis sie ausgestiegen sind, daß die Pferde nicht scheu werden!"

Nun geht er hinaus und sein Ludwig fällt ihm um den Hals.

„Mein Kind!" sagte er in seliger Vaterfreude und drückt ihn an's treue Vaterherz, und dann fällt er der vor Freuden weinenden Mutter in die Arme.

„Grüß Gott, lieber Schlösser!" rief Herr Wendel und drückte ihm warm die ehrliche Hand. „Sie haben sich wacker gehalten die fünf bis sechs Jahre her, seit Sie mich von der Landstraße heimschafften ins Wirthshaus; ich glaube, Sie könnten es heute noch!"

„Wollen's nicht versuchen, Herr Wendel!" sagte Schlösser mit einem schalkigen Lächeln und sah jetzt das glühende Malchen.

„Wen bringen Sie uns denn da?" fragte der Schullehrer.

„Meine Tochter!" antwortete Wendel und Malchen reichte dem schlichten Manne mit einer so herzgewinnenden Freundlichkeit die Hand, daß der in seinem Herzen dachte: Armer Ludwig, wenn der Engel Dir einmal so die Hand reicht, so ist's aus mit Deiner Ruhe!

Nun begrüßt sie die knirende und sich neigende Mutter und küßt sie so herzlich, daß die denkt: Ach, du lieber Gott, so reich und gar nicht stolz! Und der Ludwig steht da und betrachtet die lieben Eltern, wie sie so frisch und munter darein schauen, und betrachtet seine Braut, wie ihr Blick so liebevoll auf der netten, saubern, noch immer schönen Mutter ihres lieben Ludwig ruht, und weiß nicht, soll er lachen oder weinen, und es war ihm Beides nicht viele Meilen weg.

Nun treten sie ein in das Haus, wo Alles so nett und sauber war, wie die Mutter selbst, wo bei der Armuth dennoch ein Behagen sie Beide, Vater und Tochter, anwandelt.

Während still die Schulkinder heimgehen und der Schullehrer mit dem Kutscher die Pferde in den Stall bringt, wo freilich nicht viel Platz ist, eilt die Mutter in die Küche, holt Eier und Speck, schlachtet eins der Hühner, das nicht mehr legt und fett wie ein Aal ist, und Nachbars Gretchen kommt und sagt: „Schulbase, gelt, ich kann Euch ein bischen unter die Arme greifen?"

„Ach Gott, ja!" sagte sie — „Du thust mir einen rechten Gefallen; denn Unsereins weiß nicht, wo ihm der Kopf steht, wenn so vornehmer Besuch kommt."

Gleich darauf aber kommt Malchen heraus und fragt, wo sie angreifen solle?

Das will nun die Schullehrerin nicht leiden, absolut nicht; aber der Ludwig kommt ebenfalls und sagt:

„Mütterchen, laß sie doch! Du siehst, sie thut's ja so gern!" — Da läßt's die Mutter denn zu.

Während nun da gekocht und geprotzelt wird, sitzen die Väter drinnen im Zimmer und plaudern von Diesem und Jenem. Und während des Kochens drückt der Ludwig dem Fräulein als einmal das Händchen, und die Mutter sieht's und winkt ihm, er solle es nicht übertreiben. Der aber lacht und thut's gerade! Das weiß sie vollends gar nicht, was sie denken soll; — aber das denkt sie: Der Schmul ist doch ein gescheidter Kerl!

Endlich deckt Malchen das blüthweiße Tischtuch auf, das ihr die liebe Frau gegeben, bei der sie sich in Acht nehmen muß, daß sie nicht in ihrer Liebe zu ihr auch Mütterchen sagt, wie ihr Ludwig, und das Mahl wird aufgetragen mit des Herrn Wendels hellfunkelnden Weinflaschen, die im Wagen gesteckt. Und nun beten sie herzinnig und setzen sich an, und Herr Wendel sagt, so habe es ihm in zehn Jahren nicht geschmeckt, daß der guten Schulfrau die Augen glänzen, wie zwei Sterne, vor Lust und Freude. Und nun trinken sie auf Ludwigs Eltern Gesundheit, und die Freude hebt allgemach mehr die Flügel, und die Zungen werden leichter und loser und pappeln, daß es eine Art ist. Da nickt auf einmal der Herr Wendel dem Ludwig zu, als wollte er sagen: Wird's bald, Du Gottestrendler? —

Der Ludwig wird roth, wieder weiß und wieder roth, und dann stottert er:

„Lieber Vater und liebe Mutter, ich bin gekommen, Euch um Euer Jawort und Euern Segen zu bitten."

„Was?" ruft der alte Schlösser aus — „Du willst heirathen und hast noch kein Brod?"

„Das kommt noch," sagte Ludwig und sah unter sich wie ein Hühnerdieb.

„Ei, so rede denn doch!" sagt die Mutter, der's eben klar wird, denn das Malchen sitzt da wie Butter in der Sonne, der verschmelzen will.

Da faßt der gute Junge wieder Courage und fährt heraus:

„Herr Wendel hat nichts dagegen, wenn Malchen und ich ein Paar würden, wenn Ihr, liebe Eltern, auch zustimmtet!"

Da war's heraus, und er athmete frei und die Eltern sahen Herrn Wendel fragend an.

„Er hat die Wahrheit gesagt," nahm Herr Wendel das Wort, „und ich darf sagen, sie haben einander gern."

„So segne Euch Gott, meine Kinder!" sagte der Schullehrer tief bewegt und die Mutter sprach Amen und nahm das glückliche Bräutchen in ihre Arme, und unter heißen Thränen legte Malchen ihr Haupt an die Brust einer Mutter, die sie nun gewonnen, die sie an sich drückte und weinend sagte:

„Du mein herziges Kind!"

Darauf erhob Wendel sein Glas mit den Worten:

„Nun, liebe Miteltern, laßt uns anstoßen auf unserer Kinder Glück!"

Die Gläser klangen hell und klar an einander, und man saß noch lange traulich beisammen.

* * *

Nach einem Vierteljahre war Hochzeit bei Herrn Wendel, und der Pfarrer, der Ludwig unterrichtete, traute sie. Unter den Gästen war keiner fröhlicher, als Schmul.

„Gelt," sagte er zu Schlösser, „ich hab's weggehabt! Aber, Freund, wie's in den Wald schallt, schallt's heraus. Leute, wie Ihr, sind selten in der Welt und der liebe Herrgott statuirt ein Beispiel an Euch!" —

Schlösser gab seine Schule auf und zog zu Ludwig, der auf seines Schwiegervaters Wunsch in das Fabrikwesen trat.

Bei Malchen hieß es Mütterchen hinten und Mütterchen vornen, und die Schullehrerin war ganz geckig mit ihrem Töchterchen und meinte, sie sey ein leibhaftiger Engel, worin ihr Ludwig unbedingt einstimmte.

Schlösser und Wendel waren Ein Herz und Eine Seele, und der alte Buchhalter machte nach einem Jahre die Bemerkung:

„Herr Wendel, Sie können einst ruhig sterben. Der Glanz Ihres Hauses geht nicht unter; denn Ihr Herr Schwiegersohn versteht's so gut wie Sie. Und wenn der Karl so fortmacht, wird er ein tüchtiger Geschäftsgenosse Ihres Schwiegersohnes."

Wendel lächelte und sagte:

„Mir ist das Alles recht lieb, und ich bitte Gott täglich, daß ich den Glanz meines Hauses noch lange sehen möge; ich bin doch zu glücklich, als daß ich schon sterben möchte."

Der alte Schmul kam oft und war von Allen geliebt. Herr Wendel hatte ihn so reich beschenkt, daß er nicht mehr zu hausiren brauchte. Das aber hielt er sich aus, daß er den Alten alle ihre Brillen besorgen durfte.

Der Cretinismus.

Der Abendberg, in der Nähe von Interlaken, im Kanton Bern, kann sich rühmen, die erste Pflege- und Bildungsstätte für den letzten und tiefsten Verfall des Menschengeschlechts, den Cretinismus, geboten zu haben. Aber nur ein edles und warmes Menschenherz, getragen von einer unauslöschlichen Begeisterung für seine Bestrebungen, konnte und durfte diesen erhabenen Gedanken in sich zeugen

und nähren, und vermochte ihn, troß aller Vorurtheile, Sonderinteressen und Widersprüche, in einer so herrlichen Weise zu verwirklichen, daß die erste Heilanstalt für Cretinismus jetzt gleichsam ein glanzvoller Mittelpunkt geworden ist, der seine leuchtenden und erwärmenden Strahlen weithin über die Völker breitet und Licht und Leben in die Geistesnacht der entartetsten menschlichen Geschöpfe spendet.

Dr. Guggenbühl ist es gewesen, dessen persönliche Aufopferung und Liebe den sichtbaren Beweis geliefert hat, daß der Cretinismus kein absolut unheilbares Uebel sey; er ist es gewesen, der hiemit die Schranken gebrochen hat, welche die unglücklichen damit behafteten Wesen von der menschlichen Gesellschaft sondern sollte.

Vor dem Jahre 1840 ist nirgends in Europa irgend etwas für die Heilung der Cretins gethan worden; höchstens suchte man hie und da in Spitälern und Klöstern ihre äußeren Leiden etwas zu lindern. Saussure, Troxler und andere gelehrte Forscher, namentlich Schweizer, dachten zuerst daran, der Wissenschaft auch in diesem gräßlichen Uebel, von dem die Aerzte sich bisher immer mit Verzweiflung abgewendet, Bahn zu brechen; Guggenbühl aber erkannte bald, daß nur durch die That die schwierigste Aufgabe, welche jemals im Gebiete der Heilkunde und Menschenbildung unternommen wurde, zu einem Ziele geführt werden könne. Durchdrungen von dieser Ueberzeugung und gerüstet mit Beharrlichkeit und aufopfernder Liebe, gründete er 1840 auf dem Abendberge die erste Anstalt zur Heilung des Cretinismus. — Ueber das Gedeihen derselben liegen die erfreulichsten Beweise vor, besonders in der vor Kurzem in Bern erschienenen neuesten Schrift Guggenbühl's, die Viel des Interessanten enthält, wovon wir Einiges hervorheben.

Zum Begriffe des Cretinismus gehören immer als zwei wesentliche Elemente: Geistesschwäche und körperliche Anomalien und Functionsstörungen; der Cretinismus ist ein Leiden des Gehirn- und Rückgratsystems und die dadurch bedingte mangelhafte Entwickelung an Leib und Seele. Es ist also eine constitutionelle Krankheit, von einem Allgemeinleiden begleitet, während die Idiotie (der Blödsinn) in mangelhafter Gehirnentwickelung begründet ist, bei welcher der Körper seine vollkommene Integrität erlangen kann. Die frühere Anschauungsweise, nach welcher der Cretinismus den höchsten Grad des Blödsinns darstellt, ist also falsch; denn er entwickelt sich nie aus dem Blödsinn, es fehlen dem Blödsinn viele wesentliche Merkmale des Cretinismus. Es genügt nicht, daß man das einmal vorhandene Uebel zu heilen sucht, man muß darauf bedacht seyn, das Entstehen desselben zu verhüten, namentlich in den Gegenden, wo er heimisch ist. Die wichtigsten vorbauenden Maßregeln sind: sorgfältige Bearbeitung des Bodens, hauptsächlich durch Spatencultur, bessere Wohnungen und geeignete Baugesetze für die Zukunft, Vervielfältigung der Nahrungsmittel, Beschränkung des Branntweins, Sorge für gutes Trinkwasser, Verhinderung der blutsverwandtschaftlichen Ehen und der Verbindung von Individuen, die bereits Spuren des Leidens an sich tragen, Begünstigung der Racendurchkreuzung, Verbesserung der physischen Erziehung. —

Unter den Ländern, in denen die Behandlung der Cretins praktische Fortschritte macht, steht Großbritannien obenan; schon 1846 wurde der erste Abläufer des Abendberges errichtet und jetzt beginnt sich ein Netz von solchen Anstalten zu verbreiten. Bedeutende Männer haben sich der Sache angenommen und selbst Frauen sind an die Spitze der menschenfreundlichen Unternehmung getreten, wie z. B. in Bath. Einen ehrenvollen Platz neben der Humanität Großbritanniens nimmt das Königreich Würtemberg ein, wo die Regierung das Kloster Mariaberg zur Benutzung eingeräumt und bedeutende Geldunterstützung gewährt hat. Auch in Rheinpreußen, wo selbst in einigen Niederungen der Kropf und Cretinismus einheimisch sind, ist eine Anstalt nach dem Muster des Abendberges gegründet; ähnlich in Baden. In Sardinien wird auf einer Anhöhe der Vallee d'Aosta ein Cretinen-Hospiz errichtet.

Mannigfaltiges.

(Anekdote von Benjamin Franklin.) Die lästige Gewohnheit des vielen Fragens, die den Amerikanern mancher Staaten so sehr eigen ist, wird durch folgende Anekdote charakterisirt: Zur Zeit, wo Benjamin Franklin noch das Gewerbe eines Buchdruckers in Philadelphia trieb, fand er sich veranlaßt, eine kleine Geschäftsreise nach Boston zu unternehmen. Der Theil der Union, den er zu durchreisen hatte, ist gerade derjenige, dessen Bewohner das erwähnte Fragesystem am weitesten treiben. Bei seiner Ankunft in dem Städtchen Providence (Rhode-Island) trat er ins Gastzimmer, das zufälligerweise leer war. Der Wirth wollte, wie es schien, seinen Gast nicht allein lassen, ohne erst seine Neugier befriedigt, mit andern Worten, ihn ausgefragt zu haben. Franklin, der dies errieth, beschloß, ihm zuvorzukommen.

„Sind Sie verheirathet, Herr Wirth?" fragte er.

„Ja wohl," war die Antwort; „ein Wirth ohne Wirthin, das geht nicht hier in Amerika."

„Nun," fuhr Franklin fort, „so thun Sie mir den Gefallen, mich mit Madame bekannt zu machen."

Der Wirth ging hin, um sie zu rufen. Franklin's nächste Frage war an Madame gerichtet:

„Haben Sie Kinder, Madame?"

Ihre Antwort war:

„Nicht weniger als fünf, mein Herr; drei Burschen und zwei Mädchen."

„Seyen Sie so gut," sagte Franklin weiter, „die lieben Kleinen rufen zu lassen, wenn sie nicht gerade in der Schule sind."

„Sie sind alle zu Hause, mein Herr, und sollen sogleich erscheinen."

Madame ging und brachte sie nach wenigen Minuten in das Zimmer.

„Noch eine Frage, Herr Wirth," sagte Franklin, „wie viel Dienstboten haben Sie?"

„Vier," war die Antwort, „zwei männliche und zwei weibliche."

„Ich möchte sie gern hier beisammen sehen — ich habe meine besondere Ursache dazu."

Der Wirth ging und führte auch seine Dienstboten in das Zimmer.

Nun fragte Franklin:

„Ist das Ihre ganze Haushaltung, Herr Wirth?"

„Ja," antwortete dieser, „da haben Sie Alles vor sich, was im Hause das Maul aufthun kann!"

„Ganz recht!" erscholl es jetzt von Franklin's Lippen. „Wißt nun, meine guten Freunde, daß ich Benjamin Franklin heiße — mein Gewerbe ist das eines Buchdruckers, ich lebe in Philadelphia und gehe diesmal nach Boston, um dortselbst einen Papierhandel abzuschließen. Wenn ich damit fertig bin, so kehre ich wieder um und gehe zurück nach Philadelphia. Wollt Ihr sonst noch etwas von mir wissen, so fragt — fragt, bis Ihr fertig seyd, ich werde Alles genau beantworten; und dann hoffe ich, werdet Ihr mich zufrieden und meinen eigenen Betrachtungen überlassen."

(Sonderbares Fuhrwerk.) Die Eisenbahnen bringen die Waaren wohl schnell von Stelle zu Stelle, aber man hatte an gewissen Orten schon früher Beförderungsmittel, die ihnen für einzelne Strecken wenig an Geschwindigkeit nachgaben. So war im Ennsthale, in Obersteier, bei dem Eisenwerke Liezen eine merkwürdige Fahrt im Gebrauch, um zur Winterzeit das Erz von der Höhe des Berges nach dem Thale zu bringen. Man nennt sie den „Sackzug." Das Erz wird nämlich oben an der Mündung der Grube in Säcke von grobem Zwillich gefüllt, deren jeder drei Zentner faßt. Jeder dieser Säcke liegt auf einer glatthaarigen Schweinshaut. Nun werden 30 bis 36 solcher Säcke aneinander gebunden, um von drei Männern (Sackziehern) in die Tiefe befördert zu werden. Sie werden vorerst auf die Schneebahn gezogen; ist aber der ganze Zug einmal so weit in Bewegung, daß er von selbst zu gleiten beginnt, so setzt sich der erste Sackzieher schnell auf den vordern Sack und die beiden Andern auf die letztern Säcke. Sie legen rasch die Füße kreuzweise übereinander, hüllen sich fest in ihr Gewand, damit keine Lappen weghangen, stemmen ihren Bergstock, welcher eine eiserne Spitze hat, in den Schnee und lenken damit den immer schneller werdenden Zug. Nun hat der Vordermann die schwierigste Arbeit. Trotz der Stocksperre würde aber die Schnelligkeit der Fahrt zu groß werden, wenn die Bahn (der Sackweg) nicht in einem schlangenförmigen, schneeigen Hohlwege ginge, der vorher sorgfältig hergerichtet worden. Der ganze Zug gleicht, wie ein Augenzeuge erzählt, einer riesigen Schlange, die mit Blitzesschnelle über die Berghalde herabfährt. — Auch zu Fragant bei Obervillach war ein ähnlicher Zug in Gebrauch, denn schon Agricola sagt in seinem Bergwerkbuche von 1580: „Da sitzt ein geherzter Kärnthner mit großer Gefahr seines Lebens und leitet den Schlitten." Die Raschheit dieses Zuges ist so groß, daß der Druck der Luft das Athemholen erschwert, was sich sehr leicht erklären läßt, da dieser sonderbare Zug eine Strecke Weges, zu deren Besteigung man einer vollen Stunde bedarf, in 5 bis 6 Minuten zurücklegt.

Eine ungeheure Masse von Meteorsteinen bedeckt ein Gut von 700 Morgen Landes bei Thorn in der Provinz Preußen. Nicht allein ist das Land überall mit Eisenerzstücken bedeckt, so daß nicht über 4 Zoll tief gepflügt werden kann, ohne in Gefahr zu kommen, den Pflug zu zerbrechen, sondern es findet sich dasselbe Metall in einer Schlucht als eine zusammenhängende Ablagerung übereinander geschobener Schollen, 80 Schritte lang und 3 bis 6 Fuß dick und in einer Breite von ungefähr 20 Schritten. Die Anhäufung beträgt eine Masse von mindestens 20,000 Zentnern, so daß der Besitzer die Idee faßte, eine Eisenhütte anzulegen. Die Untersuchung ergab, daß die Erzmasse Meteoreisen war. Wann diese Meteormasse niedergefallen sey, ist unbekannt, da die Gegend früher unbewohnter Wald war; doch meint Karsten, daß dieser Meteorfall vielleicht mit dem vom Abend des 9. Juni 1572 berichteten heftigen Ungewitter zusammenhänge, wobei es mit „schrecklichem Erdbeben zehnpfündige Steine gehagelt, die viele Leute todtgeschlagen haben."

Redaktion, Druck und Verlag von G. Ritter in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

Nro. 104. Dienstag, 30. August 1853.

Marfreda.

(Eine isländische Geschichte.)

1.

Die Dämmerung begann sich über die Insel Island herabzusenken und ihre düsterer werdenden Schatten verschlangen eine Schönheit um die andere von der weit ausgebreiteten Landschaft, die sich vor einem einsamen Gehöft im nordöstlichen Theile der Insel ausdehnte. Auf der Schwelle des Wohnhauses dieses Gehöftes stand ein wunderschönes junges Mädchen und blickte gedankenvoll und gespannt in die erlöschenden Lichter des Abends hinein. Plötzlich ertönte eine weiche, volle Frauenstimme aus dem Hause hinter ihr:

„Komm, Marfreda, der Tag geht zur Neige! Es ist Zeit für Dich, die Lampe in der Badstofa (Wohnstube) aufzuhängen und das Abendbrod zu bereiten."

„Noch nicht, noch nicht, liebe Mutter!" versetzte das Mädchen und blickte noch gespannter hinaus — „es ist noch nicht so spät, als Du glaubst. Noch kann ich den hohen Gipfel des Herdubried sehen und die feine Rauchsäule, die aus ihm emporwirbelt, und siehe, die Rennthiere ziehen erst heim zu ihrem Lager im fernen Thale. Wie schön, wie fromm sie sind!"

Und mit scheinbar noch höherem Interesse bog sie sich aus der Thüre, um das Vorüberziehen einer großen Heerde dieser prächtigen Thiere zu betrachten, die in der That selbst einem an ihren Anblick gewöhnten Auge Bewunderung abnöthigen konnte. Es waren ihrer mehr als fünfzig, angeführt von einem prächtigen starken Hirsch, der ihnen voranschritt und, während sie langsam über die Ebene zogen, zuweilen das stattliche Haupt nach ihnen umdrehte, als wollt' er sich vergewissern, daß auch Alles in Ordnung seye.

Auf einmal tönten aus einem Dickicht in der Nähe Fußtritte.

„Sämund, bist Du es?" rief sogleich das junge Mädchen.

Aber ein älterer Mann, der auf die Hausthüre zutrat, gab ihr Antwort, indem er sagte:

„Nein, holde Marfreda, nicht Sämund ist's, sondern sein Vater, und warum, mein Kind, stehst Du hier und gibst Deinen zarten Körper dem rauhen Nachtwind Preis?"

„Ich sah den Rennthieren zu, Vater," entgegnete Marfreda mit leichtem Erröthen und deutete auf sie hinaus.

Der alte Mann folgte ihr mit dem Blicke und sagte sinnend:

„Ja, es ist ein schöner Anblick um diese Thiere und erinnert mich an den Ausspruch Hiob's über den wilden Esel: Dem ich das Feld zum Hause gegeben habe und die Wüste zur Wohnung, er schauet nach den Bergen, da seine Weide ist, und suchet, wo es grün ist. — Aber komm' herein, mein Kind, es wird immer dunkler und kälter!"

„Das hab' ich ihr schon so oft gesagt, daß ich es ganz müde bin!" sagte die ältere Frau, indem sie vom Innern des Hauses herantrat und dem Gatten die Thür öffnen half. „Aber Marfreda stand hier stockstill und horchte auf den wehmüthigen Gesang des Regenpfeifers, bis sein letzter Ton verstummt war, — nicht wahr, mein Kind?"

„Nein, Mutter, ich hörte ihn nicht," erwiederte das Mädchen und folgte dem ehrwürdigen Paare in das große Gemach, wo die ganze Familie sammt den Dienstboten des Hauses die langen Abende zu verbringen pflegte. „Nein, liebe Mutter, ich lauschte nur auf Sämund's Stimme, denn er sollte schon längst zu Hause seyn."

Diese Bemerkung machte auch die Mutter besorgt, aber sie ging ihren häuslichen Geschäften nach und die übrigen Hausgenossen nahmen ebenfalls ihre gewohnten Arbeiten vor.

Ein Winter in einer Familie auf Island bietet ein interessantes und ansprechendes Schauspiel. Der Hausherr, die Hausfrau und das junge Mädchen,

welche wir soeben unsern Lesern vorgeführt haben, setzten sich am innern Ende der großen Stube nieder, deren übriger Theil von dem Gesinde eingenommen wurde. Marfreda rückte ihren Stickrahmen vor sich hin und schien ruhig an dem Bettüberwurf zu arbeiten, den sie mit einem Blumenkranz verzierte; die anderen Frauenzimmer strickten und spannen am Rocken. Einige der Männer waren mit Verfertigung verschiedener Geräthe aus Holz oder Kupfer beschäftigt, einer derselben arbeitete sogar als Kupferschmied, denn auf Island gibt es keine Zünfte oder besondere Handwerker, denn die sehr geschickten und anstelligen Landleute betreiben jeder dasjenige Gewerbe, wozu er am meisten Lust und Geschick hat. Einer davon war mit Schreiben beschäftigt und der Herr vom Hause selbst, welcher zugleich Geistlicher des Bezirks war, hatte sich in die Nähe der mitten im Zimmer hängenden Lampe gesetzt und las den Hausgenossen eine der alten Sagas oder geschichtlichen Schilderungen der alten Isländer vor.

Allein der Sira Hialta Erlandson war in seiner Erzählung noch nicht weit gekommen, als ihn eine laute Frage seiner Gattin unterbrach. Diese hatte sich seither vergebens bemüht, ihre Aufmerksamkeit auf die Erzählung zu heften, allein die steigende Unruhe der Marfreda über Sämund's Ausbleiben war ihr nicht entgangen und hatte auch sie angesteckt.

„Sprich, mein Kind, hast Du einen besonderen Grund, heute wegen Sämund's längerem Wegbleiben in Sorge zu seyn? Hast Du irgend eine schlimme Nachricht erhalten?“ fragte die Matrone das ängstliche Mädchen.

„O nicht doch,“ entgegnete Marfreda mit einem schüchternen Seitenblick auf den Herrn vom Hause, der plötzlich in seinem Vorlesen aufgehört hatte; „ein Nachbar vom nächsten Hofe sagte mir blos, es seyen wieder neue Eismassen an die Küste getrieben.“

„Und das Eisfeld war wohl schwerlich leer?“ rief die Mutter bestürzt.

„Nein wahrlich, Mutter! vielmehr soll ein ungeheurer Eisbär auf einer der Eisfluen gekommen und in der Nähe des See's Myvatu, wohin Sämund heute früh auf den Fischfang ging, an der Küste gelandet seyn!“

Diese Mittheilung erregte ein banges Schweigen im Kreise, selbst auf des Vaters sonst so sanftem Gesicht verbreitete sich ein gewisses Unbehagen; die Mutter hob die gefalteten Hände gen Himmel und betete leise für ihren Sohn; Marfreda aber beugte sich über ihre Stickerei, um ihre Thränen zu verbergen.

Kein Thier des Nordens ist furchtbarer als der Eisbär, der glücklicherweise nur ein seltener Gast auf Island ist, aber bei jedem Besuche viel Unheil anrichtet, bevor er der Nachstellung der muthigen Jäger erliegen muß.

Die Männer des Hauses traten daher zusammen und beriethen sich, ob man nicht Sämund mit Fakkeln aufsuchen solle, als endlich — es war die Zeit des Abendbrodes längst vorüber — an die Hausthüre gepocht ward und Sämund's Stimme Einlaß begehrte.

Seine Ankunft verscheuchte alle Besorgnisse und einen Augenblick später trat er in die Stube mit dem üblichen nordischen Gruße: „Her se Gud!“ (Hier sey Gott!) — den die Anwesenden mit einem frommen „Der Herr segne Dich!“ erwiederten.

Mit ihm kam ein Fremder, welchen Aussehen und Kleidung sogleich als Ausländer zu erkennen gaben. Sämund stellte ihn seinen Eltern vor mit den Worten:

„Ich bringe Euch da, liebe Eltern, einen Gast, einen Fremden von Englands ferner Küste. Ich hab' ihm freundlichen Willkomm versprochen und alle Bequemlichkeit, die unser bescheidenes Haus nur bieten kann.“

Ein einstimmiges Willkommen begrüßte den Fremdling. Der ehrwürdige Pfarrer nahm ihn bei der Hand und führte ihn zum Feuer, wo er ihm den besten, mit schwellenden Eiderdunen gepolsterten Stuhl bot. Die Matrone eilte mit wirthlichem Sinn und werkthätiger Gastfreundschaft, dem Fremden eine Tasse heißen Kaffee zu bereiten, der den ermüdeten Wanderer wieder erfrischte.

Der Gast war ein noch junger Mann von mittlerer Größe, kräftig und wohl gebaut, von feinem, würdevollem Benehmen, das auf eine vornehme Abkunft deutete, — ein Vorzug, welchen seine Wirthe wohl zu schätzen wußten, denn kein Volk hält vielleicht mehr auf einen reinen Stammbaum, als die Isländer. Aus seinen offenen und schönen Zügen sprachen Verstand und Bildung, und die Lebendigkeit ihres Ausdrucks contrastirte mit dem ruhigen, sinnigen Wesen der Insassen dieses Hauses. Der Fremde, welcher ziemlich fertig isländisch sprach, bedankte sich in herzlichen Worten für die freundliche Aufnahme und wollte eben die Ursache seines unerwarteten Einsprechens erläutern, als ihn der Sira Hialta mit den Worten unterbrach:

„Nein, mein Freund, lassen wir das für jetzt! Es genügt uns vorerst das Vergnügen, Sie hier zu wissen. Wenn Sie sich wieder erholt haben, können Sie uns mittheilen, wie Sie hierher kamen. Das Abendbrod erwartet uns. Marfreda, gedenke, daß es Dein Amt ist, für die Behaglichkeit unseres Gastes zu sorgen!“

(Fortsetzung folgt.)

Die große Wüste Sahara.

Aus dem Englischen.

Die Expedition der Herren Richardson, Barth und Overweg wurde von der britischen Regierung in der Absicht veranstaltet, mittelst der Sahara oder der großen Wüste, mit jenem mächtigen Gürtel von bevölkertem Lande, welcher sich quer durch Mittel-Afrika erstreckt und die Königreiche Wadai, Burnu, Sudan und Timbuktu in sich schließt, dem Handel Beförderung zu schaffen. Die Erwerbung von geographischen, statistischen und sonstigen wissenschaftlichen Kenntnissen wurden als gute Hilfe für jene Hauptzwecke betrachtet — nämlich die Eröffnung von Handelsverbindungen und den Abschluß von Verträgen mit den eingeborenen Mächten, was man als den ersten Schritt ansah, um endlich den unmenschlichen Sklavenhandel, der, mit Ausnahme von Timbuktu, wie man sagt (wir wissen jedoch kaum, ob auf hinlängliche Autorität gestützt), noch immer von sämmtlichen Mächten Mittelafrika's fortgeführt wird, durch rechtmäßigen Handel zu verdrängen.

Die Gesellschaft brach, mit jener orientalischen Unregelmäßigkeit, welche fast unvermeidlich ist, wo Viele betheiligt sind, etwa am 30. März 1850 von Tripolis auf, aber ihre zerstreuten Mitglieder vereinigten sich vor dem Uebergange über den tripolinischen Atlas, wo die letzten zerstreuten Gönner ihren Weg zurückeilten und die Karawane der ununterbrochenen Fortsetzung ihrer Reise überließen. Die Höhen rings umher waren auf ihren Gipfeln mit zerstörten Kastellen besetzt, — Andenken an die ehemalige Herrschaft der Araber. Auch befanden sich dort einige Dörfer, die aber mehr troglodytenartig (höhlenbewohnerartig) waren, jedoch auch diese hörten bald auf. Die Gegend war felsig, traurig und öde, und zeigte nur hie und da einige Proben von Anbau, oder einige Mastixbüsche. Die zerbrochenen Säulen römischer Meilensteine bezeichneten noch die Straße. „Mit einem Gefühle," — sagt Richardson — „welches Diejenigen am besten zu würdigen verstehen, die sich schon in ähnlicher Lage befunden, begrüßten wir das Andenken jener erhabenen Straßenbauer." Als sie weiter gelangten, erhoben sich unaufhörliche Zänkereien zwischen den Kameeltreibern, den Chaushes oder der türkischen Wache, den Eingeborenen, den Schwarzen und den Weibern der Letzteren.

Jenseits des Atlas kann man das Land mit einem Archipelagus oder Inselmeer vergleichen, mit Seen von verschiedener Breite, welche die Oasen (Wadis) gleich Inseln theilen. Drei Tage brachten die Gesellschaft nach dem Kastell Gharivan, am Fuße des Atlas; die nächsten drei nach Mizdah, einer alten Stadt mit zerfallenden Thürmen; und als sie diese hinter sich hatten, bewegten sie sich weiter auf dem Anfange der Wüste, der sich vorn auf dem großen Plateau der Hamadah ausbreitet, welche, gleich einer verödeten Mauer, die nördlichen Zugänge von Fazzan vertheidigt. Schon begannen sie auf unangenehme und beschwerliche Weise die heiße Luft einzuathmen.

Im Wadi Taghijah, wo sie zunächst anlangten, entdeckte Dr. Barth ein glänzendes Mausoleum von römisch-christlicher Baukunst. Auf ihren nächsten beiden Stationen, Amjam und Tabaniyah, war das Wasser bitter. Auch wurden sie geplagt von den Flöhen, welche sie aus Tripolis mitgebracht hatten. „Auf diesem Wege" — sagt Richardson — „trägt man gewöhnlich die „schwarzen Sorgen" mit sich fort." Ghariya oder das westliche Ghariya, um es von einem östlichen Ghariya zu unterscheiden, welches etwa sechs Stunden entfernt liegt, ein Haufen von Hütten auf der Stelle einer alten römischen Stadt, war die letzte Station, ehe sie sich in der gefürchteten Wüste weiter bewegten.

Dr. Barth und Dr. Overweg, ohne Zweifel, um das Land nicht ohne Einblick in seinen Bau und seine Naturprodukte zu durchkreuzen, reisten bei Tage; Richardson blieb mit den Schwarzen zurück, um bei Nacht zu folgen. „Der Name der Wüste — der wasserlosen Wüste," — schreibt er — „schwebt über dem Horizont, und erregt die düstersten Besorgnisse." — „Stets werde ich" — fügt er bald darauf hinzu — „an jenen feierlichen Nachtzug durch die Wüste, den meine Feder nicht zu schildern vermag, mit den Gefühlen eines wohlthuenden Schauers zurückdenken."

Der arme Mann, als er Tripolis verließ, hatte er von seiner Frau Abschied genommen. „Wie Vieles" — schrieb er — „was gedacht wurde, blieb auf beiden Seiten ungesagt! Es wird eine angenehme Unterhaltung gewähren, alle jene Lücken auszufüllen, wenn wir wohlbehalten von diesem schwierigen Unternehmen zurückgekehrt sind, und nun von jenen Tagen zu reden beginnen." Leider war es ihm nicht bestimmt, weder daran zurückzudenken, noch von diesen Dingen je wieder zu reden; zum Glück jedoch sind seine Bemerkungen gerettet, um gleichermaßen seine Gattin, seine Freunde und seine Landsleute zu trösten.

Der Anfang dieser schwierigen Reise gewann noch eine neue Feierlichkeit durch die Thatsache, daß sie den letzten von den Römern errichteten Pfeiler passirt hatten. Selbst ihre große Macht scheint, wie es auch wohl wirklich der Fall seyn mochte, vor dem schrecklichen Anblicke der Hamadah zurückgewichen zu seyn. Diese furchtbare Wiese scheint ein Plateau oder eine Hochebene von rother Erde zu seyn, mit umhergestreuten Kieseln, Feuersteinen und Kalksteintheilen, etwa fünfzehnhundert Fuß über der Meeresfläche gelegen. Drei Tage und drei Nächte lang setzte die Gesellschaft ihre Reise über diese hochgelegene, steinige

Wüste fort, Richardson bei Nacht, die Deutschen bei Tage. Zu Zeiten war die Kälte bei Nacht sehr scharf. Kleine Erdhügel bezeichneten hie und da die Gräber von Kindern oder Sklaven, die auf ihrem Wege aus dem Innern Afrika's den Tod gefunden hatten.

Auf der Suknastraße, die im Jahre 1816 von Ritchie und Lyon eingeschlagen war, und 1822 von Oudney, Denham und Clapperton, läuft die Hamadah in die sogenannten „Schwarzen Berge" aus, aber auf dem Wege, der bei dieser Gelegenheit eingeschlagen wurde, lief sie in Klippen von Kalkstein, Mergel- und Sandstein aus, und die Reisenden stiegen durch einen zwischen denselben fortlaufenden Paß in das sandige Wadi oder Thal Al Hast hinab, mit Gruppen von wilden Palmen, von Buschholz und einer majestätischen Baumart; und jenseit desselben, nach Süden, befanden sich Sandanhäufungen, denen „eine noch schrecklichere Wüste folgte, als die Hamadah", bestehend aus Sandsteinfelsen und Thälern, die mit Kiesel und losen Steinblöcken bedeckt waren. Richardson, welcher sich so eben noch Glück gewünscht hatte zu der Veränderung des „immerwährenden Kalksteins" in Sandstein, wurde des Letzteren eben so schnell überdrüssig, da er niemals durch Vegetation belebt wurde, oder, vom Wetter geschwärzt, eine Art von Basaltfarbe annahm.

Am 26. April erreichte die Expedition Idri, ein elendes Städtchen in der Sahara, mit etwa fünfundzwanzig Häusern, erbaut auf einer kleinen Erhöhung von gelbem Thon und von Felsengestein, in einem engen Thale mit Salz und Wasser, mit Dattelpalmen und etwas Anbau. Dies ist die gewöhnliche Art von Oasen in der Wüste; so ärmlich sie auch war, so erheiterte der Anblick doch die Reisenden, und ein weißangetünchtes Heiligthum eines Marabuts erschien als monumentales Bauwerk. Hier erhielten sie einen Besuch vom Kadi des Distrikts, mit etwa dreißig arabischen Reitern.

Weiter hinaus wurde die Gegend noch sandiger, jedoch abwechselnd mit Wadis, die mit Palmenwäldchen bewachsen waren, und zeigte hin und wieder Stellen mit grobem Kräuterwuchs, die wie schwarze Flecke auf der glänzend weißen Oberfläche zerstreut waren. Eidechsen und schwarze Käfer — der heilige Käfer der Aegypter — waren die einzigen Bewohner jener öden Theile der Sahara; erstere sollen mit der Natur der Gegend in ihrer Gattung abwechseln. Hie und da deuteten eine oder zwei Palmen auf die Spur eines verschütteten Brunnes. Am 1. Mai reis'ten sie vierzehn Stunden lang durch diesen schweren Sand, während der heiße Wind heftig darüber hinblies. In solchen Fällen verursachte die Hitze und die schaukelnde Bewegung des Kameeles einen leichten Schwindel und die Außenwelt nahm eine nebelhafte Unbestimmtheit der Umrisse an — ähnlich etwa wie Landschaften im Traume. „Es gibt" — sagt Richardson — „einen Wüstenrausch, den man fühlen muß, um ihn würdigen zu können."

Endlich erblickten sie die weiße Klippenreihe von Murzuk, und nachdem sie in das Thal hinabgestiegen waren, welches sich wie ein grüner Gürtel zwischen dem Sande und den jenseits befindlichen Bergen ausdehnt, hatten sie Dörfer und Wasser und angebautes Land für den übrigen Theil ihrer Reise nach der Hauptstadt Fazzan's, welche sie von Tripolis aus in neununddreißig Tagen erreichten, und wo sie vom Pascha und vom britischen Consul gastfrei aufgenommen wurden — während, ihrer Ankunft zu Ehren, die ottomanische Flagge auf dem Castell wehte.

Fazzan ist in Wirklichkeit nichts als ein Theil der Sahara, in welchem fruchtbare Thäler häufiger vorkommen, als in den übrigen Theilen. Die Bevölkerung der Provinz wird auf 26,000 Seelen geschätzt, von denen 2000 Murzuk bewohnen. Unter den Merkwürdigkeiten der Provinz befinden sich Schwefelminen und Natrumseen, in denen zu gewissen Zeiten des Jahres eine Wurm- oder Molluskenart erscheint, die wie Sardellen als Delikatesse genossen wird.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Einer Notiz des Directors der Toulouser Sternwarte zufolge würde sich die drückende Hitze durch den Umstand erklären, daß wir uns seither unter dem Einflusse der Asteroiden befinden, die man im gemeinen Leben Sternschnuppen nennt. Das Phänomen war bereits im Mittelalter bekannt, allein man wußte es nicht zu deuten. Eine Volkssage schrieb es den brennendheißen Thränen des heil. Lorenz zu, dessen Namenstag auf den 10. August fällt. Die Asteroiden wälzen sich durch den unermeßlichen Raum mit unglaublicher Geschwindigkeit: sie legen in einer Sekunde eine Strecke von 25—30,000 Meter zurück. Gegenwärtig verfolgen sie ihren Lauf etwas außerhalb der Erdbahn, werfen die Sonnenstrahlen auf unsern Planeten zurück und steigern dadurch die Temperatur. Im Monat Februar werden dieselben Asteroiden wieder erscheinen.

Die „Dorfzeitung" sagt: Gerste und Hopfen stehen bis jetzt allenthalben gut, allein man fürchtet, daß an den Bierbrauern Hopfen und Malz verloren ist und man doch kein wohlfeiles Bier zu trinken bekommt.

Redaktion, Druck und Verlag von G. Ritter in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

Nro. 105. Freitag, 2. September 1853.

Marfreda.

(Fortsetzung.)

Das junge Mädchen, das seither im Hintergrunde des Gemaches mit Sämund geplaudert hatte, trat nun rasch vor und stand unversehens vor dem Gast, den ihre sanfte Schönheit und Anmuth nicht wenig überraschte. Ihr dunkelblaues Auge strahlte von wunderbarem Glanz; das reiche braune Haar umschloß der Faldur oder weiße Turban, wie ihn die Frauen Islands tragen; die Züchtigkeit, die ihren Blick an den Boden heftete, färbte die frischen Wangen mit noch lebhafterem Roth und ein leiser Zug um die kurze Oberlippe deutete auf Selbstgefühl und Muth in der Brust. Sie trug über dem blauen Tuchrock eine mit schwarzem Sammt besäumte Schürze und einen Spenzer von rothem Tuch mit engen Aermeln, der auf den Nähten ebenfalls mit Sammtstreifen besetzt war, während vornen auf der Brust ein Mieder mit zwei breiten Sammtstreifen, silbernen Spangen und Spitzen die schlanke Taille schloß; eine Art Krause von schwarzem Sammt mit Silberlitzen und Stickerei legte sich um den schwanenweißen Nacken.

Der Gast prallte fast zurück beim Anblick dieser lieblichen Erscheinung; aber seine Ueberraschung wuchs noch, als sich das Mädchen vor ihm auf ein Knie niederließ, ein Paar Pantoffeln vor seine Füße legte und ihm die Schuhe abzunehmen suchte, so kothig und zerrissen sie auch von der Wanderung über die rauhen Lavafelsen waren. Vergebens versuchte er, sich einer Sitte der Gastlichkeit zu erwehren, welche in seinen Augen etwas Erniedrigendes für das junge Mädchen hatte; man gab ihm zu verstehen, daß er sich dieses Dienstes der Tochter des Hauses nicht entschlagen dürfe. Einige Minuten später saß die ganze Familie beim Abendbrod, und nachdem der Pfarrer ein Gebet gesprochen, ward das geräucherte Schöpsenfleisch nebst dem Milchreis und dem Brod von wildem Korn, welches allenthalben im Sand- und Aschenboden um die Feuerberge der Insel herum wächst, herumgereicht. Eingemachte Beeren mit fettem Rahm beschloßen die Mahlzeit, bei welcher als einziges Getränke nur Blanda gereicht wurde, eine Art mit Wasser verdünnter Molken. Als das Mahl vorüber war, sprach der Prediger abermals ein Gebet, an welchem alle Hausgenossen andächtig Theil nahmen, und diese kehrten dann zu ihren verschiedenen Geschäften zurück, während der Gast von Marfreda wieder zum Staatssessel zurückgeführt wurde.

„Laßt mich," hub nun der Fremde, zu seinen freundlichen Wirthen gewendet, an, „laßt mich nun erklären, warum ich Euch beschwerlich falle, und Euch zunächst gestehen, daß ich meinem jungen Freunde hier (er deutete auf Sämund) nicht allein das Vergnügen Euerer Bekanntschaft, sondern auch die Errettung meines Lebens verdanke. Ich bin ein Brite von Geburt und komme von Norwegen, wo ich mich einige Zeit aufgehalten und die norskische Sprache erlernt habe, bis mich jüngst das Verlangen überkam, auch diese schöne Insel kennen zu lernen, und auf einem Schiffe nach Reikiawik herüberfuhr. Das Fahrzeug verweilte einige Zeit in jenem Hafen, und darum machte ich mich von dort aus auf den Weg, um einen Ausflug durch die Insel und nach den Geysern zu machen, obschon man mich gewarnt hatte, daß es für eine Wanderung noch zu früh im Jahre und zu gefährlich sey. Die verschiedenen Naturwunder und landschaftlichen Schönheiten lockten mich bis in diese Nachbarschaft. Auf einem Gehöfte, wo ich gestern übernachtete, lobte man mir den See Myvatu, nach welchem ich mich heute früh aufmachte, und wahrlich, ich bereue diesen Ausflug nicht und werde das Schauspiel, welches er mir bot, mein Lebenlang nicht vergessen! Die ungeheuern Felder schwarzer Lava, die sein Gewässer umgeben, die kahlen Hügel dahinter und weiterhin die rothen Kegelberge, aus denen ewiger Rauch emporwirbelt; dann der dunkle See mit seinen vielen Lava-Eilanden, die Grabesstille und das schauerliche Düster, welche über der ganzen Gegend lagern —"

„Hat der See Euch nicht einigermaßen an Strabo's grauenhafte Schilderung des Todten Meeres erinnert?" unterbrach der alte Hialte seinen Gast, dessen enthusiastische Bewunderung seiner Heimath ihm zu gefallen schien.

„Allerdings, mein Herr! wenigstens gemahnte mich sein Anblick an die Schilderungen, welche man in verschiedenen Reisebeschreibungen von dem Todten Meere liest. Während nun unsere Pferde auf dem einzigen grünen Fleckchen ruhig grasten, welches wir getroffen hatten, verließ ich unvorsichtiger Weise meinen Führer und wanderte über Stock und Stein davon. Ich beschaute mir zuweilen die Wunder meiner Umgebung, zuweilen folgte mein Auge dem Fluge der Eidergänse oder den Sprüngen der Lachsforellen, die, wie ich mit Erstaunen fand, den See beleben, obwohl die heißen Quellen des See's sein Wasser beständig lauwarm erhalten. So schlenderte ich so weit, daß, als ich endlich zu meinem Führer und den Pferden zurückkehren wollte, ich keinen Weg mehr fand und lange in der Irre ging, bis ich zuletzt, als ich mich eben besann, was ich beginnen sollte, um aus dem Labyrinth von Felsen zu entkommen, in weiter Entfernung einen Menschen gewahrte, der zu fischen schien. Ich ging auf ihn zu, begegnete aber unterwegs einem gewaltigen Bären, der meinen Weg kreuzte und nicht wenig Lust zu haben schien, eine nähere Bekanntschaft mit mir anzuknüpfen. — Wie Ihr Euch wohl denken mögt, liebe Freunde, verlor ich keine Zeit mehr mit langem Besinnen, sondern fing an zu laufen, so rasch ich nur konnte. Allein der Bär verfolgte mich und kam mir immer näher. Ohne Zweifel wäre ich ihm zur Beute geworden, wenn nicht der Fischer meine Gefahr bemerkt hätte, mir zu Hilfe gekommen wäre und sein eigenes Leben für meine Rettung eingesetzt hätte!"

Bei diesen Worten drückte er mit warmem Danke Sämund's Hand und fuhr dann fort:

„Dieser tapfere junge Mann eilte die Anhöhe herauf, welche ich erstiegen hatte, und war bald bei mir. „„Fürchte Nichts!"" rief er — „„folge nur genau meinem Rath, und wir werden mit Hilfe Dessen, der die Haare auf unserem Haupte gezählt hat, bald in Sicherheit seyn!"" Dann zog er seinen Handschuh ab, warf ihn auf den Weg und führte mich einem Dickicht zu, das ich in der Ferne bemerkte. „„Unser Verfolger wird nun anhalten,"" sagte er, „„und den Handschuh aufnehmen, denn seine Geruchsnerven werden von Allem angezogen, was ein Mensch am Leibe getragen hat; er wird jeden Finger daran umkehren und beschnüffeln, bevor er weiter geht, und wir werden während seines Aufenthalts einen Vorsprung über ihn gewinnen."" In der That war auch des Bären schwerer Tritt nicht mehr zu vernehmen, sobald er an die Stelle kam, wo der Köder lag, und erst nach einer Weile machte er sich wieder auf. Allein mein Begleiter war nicht um weitere Rettungsmittel verlegen: er warf den andern Handschuh hin, welcher den Feind abermals aufhielt. Inzwischen hatten wir unsern Zufluchtsort, das Dickicht, erreicht und wir waren in Sicherheit an einem Orte, wohin uns der Bär nicht folgen konnte. Dort verweilten wir, so lange es mein wackerer Retter für nöthig hielt, und begaben uns dann hierher, wo ich mich mit einem Wohlwollen aufgenommen sehe, das ich zeitlebens nicht vergessen werde."

„Macht davon kein Aufhebens; keine Pflicht ist uns in Gottes Wort deutlicher anbefohlen, als Gastlichkeit!" versetzte der Prediger freundlich. „Zudem bietet uns dieser Fall das seltene Vorrecht, einen Gast zu beherbergen, wie er wohl in einem Menschenalter nicht wieder in unsere ferne Gegend kommt, denn nur wenige Euerer Landsleute halten unsere Insel des Besuchs werth!"

„Daran thun sie Unrecht," sprach der Fremde; „während meines kurzen Aufenthalts unter Eueren Landsleuten habe ich mich eben so sehr über ihre Sittenreinheit und Gastfreundlichkeit, wie über ihre seltene Bildung gefreut. Wie konnten sie nur diese erlangen?"

„Aus Büchern und Schriften," erwiederte der Prediger; „der ärmste Bauer kann hier zu Lande lesen und schreiben, denn diese Kenntnisse erbten sich schon seit undenklichen Zeiten von unsern Vorvätern auf uns fort."

„Nur schade, daß wir zu wenig Gebrauch davon machen können," bemerkte Sämund, „denn wir haben nur sehr wenige Bücher und können uns nicht mehr anschaffen!"

„Diese Entbehrung hat vielleicht auch ihren Nutzen, mein Sohn," entgegnete ihm der Prediger, „denn sie veranlaßt uns, diejenigen Bücher, welche wir haben, desto aufmerksamer zu studiren, namentlich das Buch der Bücher, die Heilige Schrift, zu welcher wir nun, Dank den Bemühungen der edlen britischen Bibelgesellschaft! freien Zugang haben."

„Aber ist es gleichwohl nicht hart, zu wissen, daß noch Tausende von Büchern vorhanden sind, die kaum benützt werden, — Quellen des Wissens, aus denen wir, die wir dürsten, niemals trinken können?" warf Sämund ein.

„Sind denn die Bücher in isländischer Sprache so selten?" fragte der Fremde.

„Gewiß, so selten — schon wegen der Schwierigkeiten der Veröffentlichung —, daß, wenn wir ein Buch borgen, wir es oft abschreiben lassen. Ihr könnt hier selber ein Beispiel davon sehen, Herr!" sagte der Sira Hialte und holte von einem der älteren Hausgenossen, der am Ende des Gemaches

schrieb, das Buch und die Schrift; und der Gast erkannte mit lauter Verwunderung in der letztern, die ein Muster von Schönschrift war, die Copie einer isländischen Uebersetzung von Milton's „Verlorenem Paradies".

„Dieses Abschreiben von Büchern ist einer unserer Zeitvertreibe an den langen Winterabenden," bemerkte Sämund, „und wir vermehren dadurch unsern Bücherschatz. Aber hier ist noch eine viel schönere Handschrift!"

„In der That," sagte der Gast, „das muß eine Fee geschrieben haben! Diese Züge sind wunderschön!"

„Es ist Marfreda's Handschrift, die uns Alle weit übertrifft!"

„Und wer würde sich nicht alle Mühe geben, recht schön zu schreiben, wenn er Milton's herrliche Dichtungen kopirt!" rief Mafreda mit einem Blicke voll Begeisterung — „sie sind so erhaben, daß sie selbst der Hand einen höheren Schwung leihen!"

(Fortsetzung folgt.)

Die große Wüste Sahara.

(Fortsetzung.)

Die Gesellschaft verweilte vom 6. Mai bis zum 12. Juni in Murzuk, da sie theils durch Zurüstungen zur Reise aufgehalten wurde, theils auf gewisse Kameelladungen wartete, die noch erscheinen sollten. Nur wenige erwähnenswerthe Umstände bezeichneten diesen langen Aufenthalt. Richardson seinerseits scheint vornehmlich mit Briefschreiben und mit Reisezurüstungen beschäftigt zu seyn, die mit Spaziergängen auf dem Lande und mit Diners beim Pascha, beim Militärcommandanten, beim Consul und beim griechischen Doctor Paniotti abwechselten. Die Deutschen, des langen Aufenthaltes müde, brachen am 12. Juni mit einer Karawane von Tanalkum Tawariks auf, augenscheinlich ein wenig zu Richardson's Aerger. Letzterer machte sich nicht vor dem 25. auf den Weg, sichtlich voll Verdruß über die mit dem Anlegen von Vorräthen und Geschenken für seine weite Reise verbundenen Ausgaben und Veruntreuungen.

Man fand die Temperatur viel gemäßigter auf dem offenen Lande als in der Stadt. Die Tawariks jedoch wollten, zu Richardson's Schreck, nur bei Tage reisen und bei Nacht ihr Lager aufschlagen. Auch gingen ihre Kameele ihren geraden Weg und durften unterwegs nicht weiden, wie die arabischen Kameele. Am 2. Juli traf Richardson mit der übrigen Gesellschaft wieder zusammen; Alle gedachten noch an die beklemmende Luft der Wüste. Am 8. fanden sie einige Basreliefs, muthmaßlich ägyptische, die in einem Wadi, genannt das Wadi von Talazaghi, in die nackten Sandsteinfelsen ausgehauen waren, und am 9. gelangten sie an einen Paß in dem Sandsteinfelsen, so eng und so tief, daß er mit Absicht ausgehauen zu seyn schien. Jenseits desselben führte sie ihr Weg über die steinige Ebene von Tahiti oder Taeta, mit dem Ghatgebirge vor ihren Augen. Ehe sie noch recht das „Land der Dämonen" betraten, wie das Land der Ghat Tawariks von ihnen selbst genannt wird, mußten sie noch erst durch einen anderen Paß, Abu Laghlagh genannt, wo sich mehrere Sandsteinschiefer befanden, die auf einer schmalen Basis schaukelten oder ruhten; regelmäßige Schaukel- oder Ordaliensteine der Archäologen.

Jenseits dieses Passes ging das Land in Mergelschiefer über, wie Dr. Overweg mit einem Male entschied, und nicht, wie Oudney und Richardson es vorhin beschrieben hatten, in Sandstein; die Hügel und Berge nahmen ein eigenthümliches, castell- und schießschartenartiges Ansehn an. Hoch über alle anderen erhob sich das Kasr Janun oder das Castell des Ginn: eine ungeheure Felsenmasse, die eine Tagreise im Umfang haben soll, und von Thurmzinnen starrt, von denen einige 700 Fuß hoch seyn müssen.

„Nichts als seine Größe" — sagt Richardson — „kann in einiger Entfernung das Auge überzeugen, daß es kein Werk von Menschenhand ist, welches durch Zeit und Krieg zerstört worden. Seine weiten aus einander gerissenen Mauern erheben sich gigantisch über die Ebene. Hier, wie in einem zweiten Pandämonium, sammeln sich die Geister der Wüste aus tausende von Meilen entfernten Plätzen, um sich zu berathen oder zu beten. Es ist sowohl eine Moschee als eine Rathshalle, und zugleich eine Schatzkammer, denn undenkliche Schätze liegen in jenen Höhlen vergraben. Arme Leute lieben es, sich reiche Nachbaren auszudenken. Kein Tawarik wird sich daran wagen, diese Titanenwohnungen zu durchforschen, denn nach altem Vertrage sind die Stämme aller jener Gegenden übereingekommen, sich unverschämter Neugier zu enthalten, unter der Bedingung, daß sie von den in ihrem Lande wohnenden Geistern Rath und Beistand empfangen. Bei meinem ersten Besuche verlor ich beinahe das Leben über dem Versuche, den Platz zu durchforschen, und man meinte, ich sey von Spottgeistern irre geführt worden; gar wenig dachte ich daran, daß dieser Aberglaube noch eine andere Bestätigung erhalten sollte."

Die Deutschen fühlten sich versucht, alle Wechselfälle zu wagen, um die große Naturseltsamkeit zu untersuchen, und das Leben des Einen von ihnen — des Dr. Barth — war nahe daran, seinem Eifer zum Opfer zu fallen. Das Abenteuer wird folgendermaßen erzählt, als den 15. Juli vorgefallen:

„Die Deutschen waren entschlossen, zu gehen und den Kasar zu untersuchen, und waren gerade im Begriff aufzubrechen, als ich aus meinem Zelte kam. Sie hatten einigen Streit mit Hateetah gehabt, weil er, zum Theil aus abergläubischen Rücksichten, ihnen keinen Führer mitgeben wollte, und so waren sie denn mit sich einig, die Untersuchung allein vorzunehmen. Ich sah Dr. Barth ziemlich gemessen allein fortgehen; Dr. Overweg kam dahin, wo ich stand und fragte Amankee, meinen sudanischen Sklaven, nach dem Brunnen beim Kasar und ging darauf gleichfalls fort. Er sagte zu mir: „Ich werde auf der höchsten Spitze das Wasser kochen und alsdann den Gipfel entlang mich an's andere Ende begeben." Er nahm einige Spitzen des Kasar mit dem Zirkel auf, und ich bemerkte ihm: „Nehmen Sie die östliche Spitze." Darauf machte er sich auf den Weg. Yusuf rief ihm nach: „Nehmen sie ein Kameel mit, es ist sehr weit." — Betrübt, sie allein gehen zu lassen, sagte ich zu Amankee, wenn er sich entschließe, mitzugehen, so wolle ich ihm ein Geschenk machen. Er ging darauf ein, unter der Bedingung, daß man nicht verlange, er solle den Kasar ersteigen; denn er fürchtete den Janoon. Wir gaben ihm darauf Datteln, Zwieback und einen Schlauch mit Wasser, und er brach nach dem Dr. Overweg auf. Ich muß gestehen, ich hegte ihretwegen meine Besorgnisse. Als wir am Brunnen ankamen, schlugen wir unser Zelt neben einem großen alten Baum auf, der seine Zweige weit ausbreitete und uns etwas Schatten gab. Ich beobachtete den wechselnden Anblick des Kasar fast die ganze Zeit unseres dreistündigen Rittes, und konnte mich des Gedankens nicht erwehren, je mehr man ihn beobachte, desto wunderbarer erscheine er. Ich schaute darauf aus, um den Platz wiederzufinden, wo man mich vor zehn Jahren verloren hatte, und zuletzt glaubte ich die Localität zu erkennen.

„Der Tag ging hin. Ein heißer Wind bließ in heftigen Stößen. Keine Deutsche ließen sich blicken, obgleich ihnen gesagt war, daß wir nur während der heißen Tagesstunden rasten wollten. Jedoch ahnete ich voraus, daß sie nicht vor Sonnenuntergang ankommen würden. Hateetah sandte Bescheid, da nur wenig Wasser vorhanden sey, so werde er vor morgen nicht aufbrechen. Dies waren gute Nachrichten für die Deutschen.

„Endlich gegen fünf Uhr Nachmittags erschien Dr. Overweg. Er hatte großen Durst und viele Strapazen ausgestanden; aber da er Amankee's Beistand zur Verfügung hatte, so kam er wohlbehalten zurück. Zugleich gestand er seine Besorgnisse um Dr. Barth. Ich fing an zu glauben, derselbe müsse sich entweder nach Ghat begeben haben, oder von irgend einem Unfall betroffen seyn. Wirklich begannen wir bald schlimme Besorgnisse zu hegen, und ernstlich von einer Nachsuchung zu reden. Die Tawariks waren nicht sehr freundlich, und Hateetah schob alle Verantwortlichkeit für die Sicherheit meiner Reisegefährten mir zu. Dr. Overweg und mehrere andere Leute begaben sich eben vor Sonnenuntergang auf den Weg, um Dr. Barth zu suchen.

„Die Nacht brach heran; Nichts war von meinem Freunde zu sehen. Ich wand eine Lampe auf den höchsten Gipfel des großen Baumes hinauf, und zündete große Wachtfeuer an, als die Sonne unterging, in der Hoffnung, daß ihr Wiederschein in einiger Entfernung vom Kasar werde zu sehen seyn. Unsere Diener kehrten ohne Dr. Overweg zurück. Er hatte versprochen, vor Sonnenuntergang wieder zurück zu seyn, und ich begann zu fürchten, daß auch ihn ein Unglück betroffen habe.

Es war schon spät am Abend, als Hateetah in sehr aufgeregter Stimmung zu mir kam, um sich nach den Deutschen zu erkundigen. Ich suchte ihn zu beruhigen, und sagte: die Verantwortlichkeit ruhe ja auf uns, und nicht auf ihm. Dr. Overweg kehrte um Mitternacht zurück. Er hatte mehrere Zettel in der Wüste umhergestreut, auf denen die Richtung unsers Lagers vom Kasar ab geschrieben stand. Wir waren sehr unruhig, und schliefen, wie leicht begreiflich, nur sehr wenig; doch bevor wir uns für die Nacht zur Ruhe begaben, ordnete Hateetah auf den andern Morgen eine allgemeine Nachsuchung an.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Auf der Hamburger Polizeiwache machte in diesen Tagen ein Mann die Anzeige, es sey ein „höchst zudringlicher" Mensch in seine Wohnung gedrungen und treffe Anstalten, „von seinem Eigenthume Sachen mitzunehmen." Die Wachtmannschaft, in der Erwartung, einen besonders frechen Räuber zu finden, eilte nach der Wohnung des Denuncianten und fand — den mit der Pfändung beauftragten Beamten, welchen sich der Verschuldete auf diese wahrhaft humoristische Weise hatte vom Halse schaffen wollen.

In Turin ist eine Dame in einer lebhaften Straße und bei hellem Tage verbrannt. Ein Mann hatte das Streichhölzchen, womit er seine Cigarre angezündet, aus Unvorsichtigkeit auf ihr Mousselinkleid geworfen, das sogleich in Flammen gerieth. In ihrer Verzweiflung fing sie an zu laufen, wodurch das Feuer nur noch mehr um sich griff, bis sie todt hinstürzte.

Redaktion, Druck und Verlag von G. Ritter in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

Nro. 106. Sonntag, 4. September 1853.

Marfreda.

(Fortsetzung.)

Der Fremde ward gedankenvoll, denn wie hätte er dies in einer Hütte auf Island erwartet! Aber seine Verwunderung steigerte sich noch, als im Lauf des Abends das Gespräch allgemeiner wurde und selbst die einfachsten Leute des Gesindes eine Bildung und Intelligenz bekundeten, wie sie im gebildeteren Europa kaum unter dem Mittelstande heimisch sind, während doch Alles, Sitten, Bräuche und die ganze Umgebung, noch eine fast patriarchalische Einfachheit athmete. Da er selbst ein Mann von seltener Bildung und Welterfahrung war und weite Reisen gemacht hatte, so konnte er sie über Manches belehren, was ihre fernen Küsten bisher noch nicht erreicht hatte; und so ergötzten sie sich an ihm, wie er an ihrem Umgang.

Endlich machte die Mutter vom Hause auf die vorgerückte Stunde aufmerksam und mahnte an's Schlafengehen; der Sira Hialte las noch ein Kapitel aus der Bibel vor und sprach das Abendgebet, und seine Frau nahm die Lampe und geleitete den Gast in sein Schlafgemach, gefolgt von Marfreda, die ihm nach Landessitte noch eine Schüssel mit Milch auf den Tisch stellte.

„Wie viel Kinder habt Ihr, edle Frau, wenn ich fragen darf?" forschte der Gast.

„Drei, Herr," erwiederte sie; „Sämund, der hier bei uns wohnt, und die beiden andern sind beim lieben Gott."

„Und dies schöne junge Mädchen ist nicht Eure Tochter, edle Frau?"

„Mit nichten, Herr; sie ist zwar uns eben so lieb wie ein eigen Kind, allein sie ist nur unsere Mündel und Pflegetochter und heißt Marfreda Vidalin. Doch wen haben wir die Ehre zu beherbergen?"

„Mein Name ist Henry O'More," versetzte der Fremde, bot den Frauen gute Nacht und zog sich zurück.

Ein gesunder Schlaf erquickte den müden Wanderer und neubelebt und mit verjüngter Kraft erschien er am andern Morgen unter seinen freundlichen Wirthen. Als sich Sira Hialte's Hausgesinde um den Frühstückstisch versammelte, nahm O'More einen frommen Brauch wahr, der für die innige und allgemeine Religiosität der Isländer sehr bezeichnend war. Es verließ nämlich keiner der Hausgenossen seine Schlafstelle und bot nicht eher den Anderen guten Tag, bevor er unter die Thüre des Hauses getreten war und mit entblößtem Haupt und gefalteten Händen nach Osten geblickt hatte, wo eben die Schatten der Nacht mit dem erwachenden Tageslicht kämpften, und bevor er nicht Herz und Mund zu seinem allgütigen Schöpfer erhoben hatte.

Während O'More den reichlichen aber einfachen Morgenimbiß der Hausbewohner theilte, fühlte er sich von der traulichen Sitte und ihrem herzlichen Wesen so sehr angesprochen, daß er gern ihren Bitten und ihrer dringenden Einladung nachgab, noch so lange bei ihnen zu verweilen, bis er einige der Naturwunder gesehen habe, die die Umgebung bot. Der Wunsch, mit Charakter und Bräuchen dieses Urvolks, das noch so wenig gekannt und doch so ganz anders war, als er sich dasselbe vorgestellt hatte, sich genauer vertraut zu machen, mochte ihn nicht minder zur Annahme dieser Einladung bestimmen, als die geheime Anziehungskraft, welche das schöne und geistvolle Mädchen auf ihn ausübte, das er gleichfalls näher kennen gelernt hätte. Zudem hatte sein Führer ihn ausfindig gemacht und seinen Reisesack gebracht, und er blieb nun für unbestimmte Zeit als Gast des edlen Sira Hialte und seiner Familie, wo jede Person und Sache ihm einen Gegenstand interessanter Nachforschung zu liefern schien.

Zu dem jungen Sämund Erlandson zog ihn nicht allein die Dankbarkeit gegen seinen Lebensretter, sondern auch der Wunsch, mit ihm näher bekannt zu werden. Sämund war etwa zweiundzwanzig Jahre alt, schlank und hoch gewachsen, wie seine meisten

Landsleute, hübsch von Angesicht, mit freier, offener Miene, von blühender Farbe, mit flachsblondem üppigen Lockenhaar; in seinem Charakter vereinigte sich Scharfsinn, Intelligenz und Fröhlichkeit mit nordischem Ernst und jener zähen Ausdauer, welche den Norlandsmann bezeichnet. Diese Eigenschaften sprachen sich übrigens alle mehr oder weniger deutlich in allen Hausgenossen des Gehöftes Grimsted aus, außer der jungen Marfreda. Ihre Züge waren von anderem Schnitt, ihr Profil kühner, südlicher, der Ausdruck ihrer Miene und ihrer Augen ein anderer. Auf ihrem schönen Antlitz lagerte zuweilen ein gedankenvoller, fast wehmüthiger Ernst, der dann wieder einem so süßen Lächeln wich, wie wenn am bewölkten Himmel die freundliche Sonne plötzlich hervorbricht.

Der erste Tag ward einem Ausflug nach dem Vulkane Krabla gewidmet. Zur Zeit des Abendbrods versammelten sich die Hausbewohner abermals im großen Wohngemach und der junge Irländer kam am Feuer Marfreda gegenüber, deren geschickte Hände mit der Nadel Blumen und Kränze auf das dunkle Tuch hinzauberten. Er wußte nicht, wie es kam, aber je länger und öfter er Marfreda betrachtete, desto mehr sprach ihn ihre Erscheinung an, und ihn wollte bedünken, es spreche etwas Trautes, Bekanntes aus seiner grünen Heimath aus ihr zu seinem Gefühl.

Der Prediger lenkte das Gespräch auf die Poesie der Isländer und schilderte seinen Zuhörern dieselbe von den alten Sagas herab bis auf die neuesten Dichter, die, wie Thorlakson und Andere, dem Volksgeiste und seinen Bestrebungen und Empfindungen so beredten Ausdruck liehen. Allein so interessant und wissenswerth dieses Thema unter andern Umständen dem jungen Irländer auch gewesen wäre, so hatte er doch in diesem Augenblicke, allzusehr mit Gedanken an das schöne Mädchen beschäftigt, nur wenig Sinn dafür. Der Prediger bemerkte es und sagte:

„Wie wär's, wenn wir Euch einen Begriff von unsern wilden Volksmelodieen und unserer Musik gäben? Würd' es Euch wohl unterhalten, wenn Marfreda uns eins ihrer alten Lieder sänge?"

O'More nahm dieses Anerbieten begierig an und Marfreda beeilte sich, aus ihrem Stübchen ein kleines Saiteninstrument von der Gestalt einer Harfe zu holen. Zu seinem Befremden erkannte der junge Ire in diesem Instrument die irische Harfe, den wohlbekannten Clarsach, und seine Verwunderung stieg noch, als er schon nach den ersten Accorden, welche Marfreda spielte und mit wundermilder, herzerquikkender Stimme sang, eine Volksmelodie seines Vaterlandes erkannte, die plötzlich noch lebhafter als Marfreda's Züge ihn an seine ferne Heimath erinnerten und mit einem leisen Heimweh durchbebten. Die Musik war schon einige Minuten verklungen, bevor O'More anhob:

„Wie kommt es doch, daß diese Melodie mir so bekannt ist? Sie lautet ganz gleich einer Volksweise meiner Heimath, dem Liede, das ein alter Wandersmann am Strande singt!"

„Diese Melodie ist keine von unseren," versetzte Sämund; „sie kam, wie das Instrument, worauf Marfreda ihren Gesang begleitet, vor langen Jahren zu uns aus einem fernen Lande."

„Wohl von Erin's grüner Insel?" fiel O'More ins Wort. „Ihr habt doch ohne Zweifel schon von ihr gehört?"

„Wo wäre ein Isländer, der jenes Land nicht kennte?!" rief der Sira Hialte. „Unser Herz müßte so kalt seyn, wie unser Land, schlüge es nicht höher beim Klang von Irelands Namen, denn wir dürfen mit Fug annehmen, daß uns das Evangelium zuerst von jener Insel aus hierhergebracht wurde! Irische Christen besuchten häufig diese Küsten, sogar schon vor der Norweger Ankunft; sie hinterließen irische Schriften, Glocken und andere Denkmäler und Reliquien und unterhielten noch in späteren Zeiten einen freundlichen Verkehr mit uns. Hart bei unserm Gehöfte liegt ein Ort, der noch heutzutage Irar Budar (die irischen Buden) heißt, und noch mancher Name an unseren Küsten gemahnt in ähnlicher Weise an die ehemalige Anwesenheit irischer Gäste auf unserer Insel."

„Aber die Harfe und das Lied Marfreda's?" warf O'More ein, dem diese archäologischen Belehrungen nicht sehr interessant erschienen.

„Sind beide noch Ueberbleibsel jenes früheren Verkehrs und wurden uns herübergebracht durch einen irischen Häuptling, der nach einem erfolglosen Versuche, sein Vaterland vom sächsischen Joche zu befreien, floh und auf einem Handelsfahrzeuge nach unserer einsamen Insel kam, um hier eine Zuflucht zu suchen."

„Also ein Rebell, vermuthlich?" sagte O'More.

„Nein, Herr, vielmehr ein Patriot!" entgegnete Marfreda Vidalin — „und ich rühme mich, von Mutterseite von ihm abzustammen!" fügte sie mit tiefem Erglühen hinzu, reckte aber dabei ihre schlanke Gestalt mit einem Selbstgefühl in die Höhe, welches ihrer milesischen Abkunft entsprach. „Meine Großmutter erzählte mir von ihm, als ich noch ein kleines Kind war, und lehrte mich das Lied, dessen Urtext mein Ahne in der Sprache seiner Heimath verfaßt und das ein anderer meiner Vorfahren ins Isländische übersetzt hatte."

„Wirklich?" rief der Fremde lachend — „dann, edle Jungfrau, begrüße ich in Euch eine Landsmännin und sogar eine Verwandte; denn auch ich

kann mich eines alten irischen Stammbaums rühmen, obwohl ich noch nicht viel Vortheil davon gezogen."

(Fortsetzung folgt.)

Die große Wüste Sahara.

(Fortsetzung.)

„Am nächsten Morgen — fährt der Bericht fort — wurde mit Tagesanbruch die Nachsuchung begonnen, indem zwei Kameele die Umgegend der Wüste durchstrichen. Dr. Overweg ging mit der einen Abtheilung, aber er kehrte um Mittag zurück, ohne Nachricht von Dr. Barth zu bringen. Amankee mit seiner Gesellschaft hatte jedoch gegen Norden seine Fußstapfen wahrgenommen. Das war von hoher Bedeutung, da es unsere Aufmerksamkeit auf jenen Weg hin richtete, und wir dachten nun nicht mehr daran, daß er nach Ghat gegangen sey. Wir rechneten nun aus, daß unser Gefährte 24 Stunden ohne einen Tropfen gewesen sey, während ein heißer Wind die ganze Zeit über geweht hatte. Dr. Overweg machte mir den Vorschlag, daß wir, als letzten Versuch, eine ansehnliche Belohnung aussetzen wollten. Er meinte zwanzig, ich aber erhöhete die Summe auf fünfzig Dollars. Dies setzte Alle in Bewegung und ein Tawarik mit einem Maharee bot sich freiwillig zum Nachsuchen an. Ich fand es jedoch nothwendig, ihm außer der versprochenen Belohnung noch zwei Dollars für den Weg zu geben; er verließ uns um zwei Uhr Nachmittags und ein paar Stunden nachher wurden von Hateetah ihm sämmtliche Leute nachgeschickt.

„Das war ein furchtbar aufregender Tag. Ich muß gestehen, als der Nachmittag verging, da hatte ich schon fast alle Hoffnung aufgegeben und setzte die Nachsuchung nur noch als Sache der Pflicht fort. Nur Wenige werden im Stande seyn, sich die Angst vorzustellen, einen Freund unter solchen Umständen in der weiten Wüste zu verlieren, wo man die Aussicht hat, für immer in Ungewißheit zu bleiben, wie er zu Tode gekommen, ob durch den Speer eines räuberischen Eingeborenen, oder unter den Klauen eines wilden Thieres, oder von einem noch grausameren Feinde hingemordet, dem Durst.

„Eben vor Sonnenuntergang legte ich, als letzte Zuflucht, frische Feuerbrände an, als ich einen unserer Schwarzen, den kleinen Maharee, eiligst auf das Lager zulaufen sah. Er brachte die freudige Nachricht, daß Dr. Barth aufgefunden sey, noch lebend und selbst noch im Stande, zu sprechen. Der Tawarik, den ich abgeschickt, hatte, indem er die Gegend mit seinem Maharee durchstreifte, ihn etwa acht (engl.) Meilen vom Lager entfernt gefunden, auf der Erde liegend und unfähig, sich nur auf eine andere Seite zu legen. 24 Stunden lang hatte er in der nämlichen Lage zugebracht, ganz erschöpft von Hitze und Strapazen. Unsere Wachtfeuer waren von ihm nicht unbemerkt geblieben, aber sie hatten nur gedient, ihm zu zeigen, daß wir unser Bestes thäten, um ihn aufzufinden. Als er seinen Retter erblickte, da konnte er gerade noch Kraft genug sammeln, um auszusprechen: „Wasser! Wasser!" Den mitgenommenen kleinen Wasservorrath hatte er Tags zuvor schon um Mittag verbraucht und seitdem die entsetzlichsten Qualen vom Durst ausgestanden. Er hatte sogar sein eigenes Blut getrunken! 28 Stunden in der Sahara ohne Wasser! Unsere Leute konnten sich Anfangs gar nicht überzeugen, daß er noch am Leben sey; denn ihre Rede ist, daß kein Mensch länger als 12 Stunden ohne Wasser leben kann, wenn er sich während der Sommerhitze in der Wüste verliert.

„Der Wiedergefundene wurde nun ins Lager zurückgebracht. Er hatte noch einen Vorrath von Zwieback und Datteln bei sich; aber Essen erhöht nur die Qualen des Durstes. Bei solchen Gelegenheiten ist es passender, flüssige Nahrungsmittel bei sich zu führen. Wir fanden, daß Rum zur Wiederherstellung seiner Gesundheit gute Dienste leistete." —

Dr. Barth, der von kräftiger Constitution ist, befand sich zum Glück wohl genug, um am folgenden Tage sein Kameel wieder zu besteigen, und Tags darauf erreichte die Gesellschaft Ghat, welches am Abhange eines hohen Hügels liegt, dessen Spitze von Norden her auf ihn herabschaut. Ghat ist ein elendes Städtchen mit verfallenden Mauern und einem einzigen Minaret, und eine Oase nur von wenigen Meilen Ausdehnung befindet sich daselbst — in der That lediglich eine Station für Karawanen auf ihrem Wege nach Sudan. Die Einwohner sind maurischen Ursprungs, aber die politische Autorität ruht gänzlich in den Händen der Azgharischen Tawariks der Wüste. Jeder Tawarik betrachtet sich als eine Art von Häuptling im Vergleich mit den ärmeren Bürgern oder Bauern, und ist leicht daran zu erkennen, daß er den unteren Theil seines Gesichts in eine Binde hüllt. So gewissermaßen zwischen arabischen Scheikhs und tawarikschen Räubern befindlich, wurde die Gesellschaft während ihres siebentägigen Aufenthaltes an diesem Orte entsetzlich gerupft. Was den Handelstraktat betrifft, der auf dem letzten großen Suk oder Markt abgeschlossen seyn soll, so mag er wohl in den Archiven des geschilderten „verwünschten Palastes" gut aufgehoben seyn.

Jenseits Ghat war Alles noch neues Land — unerforschte Thäler, undurchwanderte Wüsten, noch nie von einem Europäer untersuchte Gegenden. Vor

ihnen, irgendwo im Herzen der Sahara, vielleicht durch die wunderhaften Berichte zu großartiger Pracht erhoben, lag das Königreich Aheer — das Hahir des Ibn Batutah und des Leo Afrikanus, Aïr nach Barth und Overweg —, von welchem in Wirklichkeit Nichts bekannt war. Die Gesellschaft reiste unter der Führung einiger handeltreibenden Tawariks vom Kailuistamme. Als sie aufbrachen, erlitt die Scene einige Veränderung durch Abwechselung von Felsen und spärlicher Vegetation; auch fand sich dort etwas animalisches Leben in Gestalt von Adlern, Geiern, Krähen und Wachteln; auch sudanische Esel erblickte man dort auf Triften weidend. Der Weg führte, wie gewöhnlich, über Hochebenen, mit Thälern abwechselnd, die gänzlich verschieden waren von den bisher gehegten Begriffen von der großen Sahara, welche man für eine fortwährende Wüste oder flache Sandebene gehalten hatte. „Mit wenigen Ausnahmen" — bemerkt Richardson — „ist die Sahara eine mit vergleichungsweise niedrigen Felsenhügeln bedeckte Gegend, welche hie und da mit Bäumen, Kräutern und auch Wasser versehene Thäler bilden; und wo dies der Fall ist, findet man sie stets bewohnt." Zu Zeiten nahmen die Felsen phantastische Gestalten an und starrten wie ein Fichtenwald, oder erhoben sich in Formen von Burgen und Häusern und selbst von Gruppen menschlicher Wesen. „Dies Alles" — sagt der Obige — „ist schwarzer Sandstein — häßlich schwarz, unlieblich, wild aussehend. Es ist eine reine Wildniß von Felsen, die in Haufen umhergeworfen sind, mit Thälern oder Schluchten oder Spalten, durch welche die Karawane sich langsam hindurchwinden muß."

(Fortsetzung folgt.)

Die Victoria Regia.

Schon bei mehreren Gelegenheiten wurde der größten und prachtvollsten aller Wasserpflanzen erwähnt, welche unter dem Namen „Victoria Regia" in die Gärten von England und von da aus in einige andere des Festlandes von Europa eingeführt wurde. Wenn schon in dem Außerordentlichen der ganzen Erscheinung der Grund liegt, alle für die Schönheiten der Natur sich Interessirenden mit einer solchen Wunderpflanze bekannt zu machen, so wird dieser Grund noch bedeutend erhöht durch den Umstand, daß jetzt in unserm engern Vaterlande, in Bayern, einige derselben in Kultur befindlich sind. Gegenwärtig ist eine in München im Garten des Kunstgärtners Veyl zu sehen. Im gräflich Castell'schen Schloßgarten zu Castell (Unterfranken) keimte Ende März d. J. eine Victoria, die am 20. August ihre erste Blüthenknospe entfaltete. Wir wollen nicht säumen, unsern Lesern eine kleine Skizze vorzuführen, welche den Angaben eines Naturfreundes entnommen ist, der diese Pflanze schon mehrere Jahre in England und Belgien und in neuerer Zeit auch in Deutschland beobachtet hat.

Es ist kaum glaublich, daß es seit der Entdeckung der Victoria beinahe ein halbes Jahrhundert bedurfte, bis dieselbe nach Europa, ja man kann sagen, nur zur Kenntniß der civilisirten Welt gebracht wurde. Die erste Entdeckung, welche nachzuweisen ist, gebührt dem berühmten Botaniker Hänke zur Ehre, welcher sie im Jahre 1801 in einem der größten Nebenflüsse des Amazonenstroms, dem Rio Marmore, fand, während er sich mit einer spanischen Expedition zum Zwecke der Untersuchung der örtlichen Erzeugnisse Peru's in Südamerika befand. Die Arbeiten dieses ersten Entdeckers, welcher im Laufe seiner Reise auf den Philippinen starb, gingen größtentheils verloren, weßhalb ein größeres Bekanntwerden seiner werthvollen Entdeckung unterblieb. Ebenso unvollkommen sind die Nachrichten des zweiten Entdeckers, Bonplands, welcher sie auf dem kleinen Flusse Chuelo fand. Etwas Näheres erfahren wir durch einen französischen Reisenden, d'Orbigny, welcher sie in einem Nebenflusse des Rio de la Plata in der Provinz Corientes fand und Blumen, Früchte und Blätter sammelte, von denen aber ungünstiger Umstände wegen nur ein beschädigtes kolossales Blatt übrig blieb. Die Samen werden seinem Bericht nach von den dortigen Spaniern gesammelt und geröstet gegessen; die Pflanze hat daher den Namen „Mais del Agua" (Wassermais) erhalten. Die vierte Entdeckung machte der deutsche Reisende und Botaniker Dr. Pöppig, welcher sie im Jahre 1832 bei einer Excursion in einem Nebenflusse des Amazonenstroms, dem Solimoes, fand. Von diesem Reisenden kamen die ersten genauern Nachrichten über diese Wunderpflanze zu uns. Die fünfte Entdeckung, ebenfalls durch einen Deutschen, Robert Schomburgk, von der k. großbritann. geographischen Gesellschaft beauftragt, die örtlichen Erzeugnisse des britischen Guyana zu untersuchen, erhält außer ganz genauen Notizen und Abbildungen noch besonders dadurch Werth, weil durch diese Entdeckung die Einführung nach Europa auf's Neue angeregt wurde; er fand sie auf einer Fahrt nach dem Innern des Landes auf dem Flusse Berbice, auf einer seeartigen Ausbreitung desselben (4° 30 n. Br. und 52° w. L. Greenwich).

(Schluß folgt.)

Redaktion, Druck und Verlag von G. Ritter in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

Nro. 107. Dienstag, 6. September **1853.**

Marfreda.

(Fortsetzung.)

Des Irländers Aeußerung führte zu mancherlei Erkundigungen nach seiner Heimath, und den jungen Gast belustigten die charakteristischen Fragen, welche ihm die verschiedenen Hausbewohner vorlegten.

„Welch ein glückliches Land!" rief Sämund — „habt Ihr dort nicht alle mögliche Gelegenheit, die mannigfaltigsten Kenntnisse spielend zu erwerben? habt Ihr nicht Bücher, Lehrer, hohe Schulen? — Euere jungen Männer sind wohl alle gründliche Gelehrte und schon mit allen Geheimnissen der Wissenschaft vertraut, bevor sie noch ins Mannesalter treten?"

O'More versetzte hierauf lächelnd:

„Ihr vergeßt, mein Freund, daß in einem wegen seiner Gelehrsamkeit und Bildung so sehr berühmten Lande, wie das unserige, nicht Alle mit einer Vorliebe für solche Beschäftigungen geboren und daß nicht Alle so von der Natur mit Gaben ausgestattet sind, um Gelehrte und Philosophen zu werden! — Was würdet Ihr zu Leuten sagen, welche eine Fuchshetze der gelehrtesten Untersuchung und eine Bootswettfahrt dem herrlichsten Buche vorziehen?"

Der junge Sohn Islands schien nicht glauben zu wollen, daß es solche Menschen gebe, und sein Vater sprach die freundlich entschuldigende Vermuthung aus, daß vielleicht die begünstigten Einwohner der britischen Inseln, denen die allerbesten Bücher zu Gebot stehen, die auf Island nur allzu Wenigen zugänglich seyen, von den glorreichen Entdeckungen auf dem Gebiete der Erfahrung zu sehr in Anspruch genommen seyen, um an der Philosophie Geschmack zu finden. Allein der Gast schüttelte den Kopf und versetzte ernstlich:

„Ich wollte, ich könnte eine solch triftige Entschuldigung dafür geltend machen, daß meine Landsleute so wenig Sinn für Studien haben und diesen lieber eitlen Zeitvertreib oder schnöde Genüsse vorziehen!"

„Aber Euere Frauen hetzen doch keine Füchse," entgegnete ihm Marfreda; „auch müssen sie nicht spinnen, weben und stricken, wie die unserigen, um Kleidungsstücke für die Familie zu verfertigen, und haben Bücher im Ueberfluß. Sie brauchen nur zum Zeitvertreib und zur Erholung zu sticken und zu nähen!"

„Unsere Frauen brauchen allerdings nicht unsere Kleider zu verfertigen," erwiederte O'More, „und es wäre vielleicht besser, wenn sie das thun müßten; allein ich fürchte, sie werden in Euerer Achtung sinken, wenn ich Euch sage, daß sie nur allzu oft in Nadelarbeiten und am Stickrahmen Unterhaltung und Zeitvertreib suchen. Ja, ich muß leider bekennen, daß die Meisten sich lieber mit der eintönigen Arbeit des Nähens abgeben, als zum Zeitvertreib und Vergnügen mathematische Aufgaben lösen würden, wie ich sie heute von Euch, edle Jungfrau, unter Sämund's Anleitung lösen sah! Noch schlimmer, ich fürchte, Tausende würden lieber Stramin nähen, als sich in die Schönheiten unserer Dichter, eines Shakespeare, Milton oder Cooper, vertiefen!"

Diese schlichten Kinder des hohen Nordens, zumal Sämund und Marfreda, welche dem Gast kaum glauben wollten, konnten es nicht begreifen, daß die Bewohner eines mit solch heißersehnten Vorzügen und geistigen Hilfsmitteln ausgestatteten Landes sich dieser Gelegenheit zur Ausbildung von Herz und Verstand nur so spärlich bedienen sollten.

O'More gab Anlaß zu einer langen Erörterung und zum Vergleich der Vorzüge beider Länder und ihrer Bewohner. Plötzlich aber ward der Streit unterbrochen durch den Eintritt eines Feldarbeiters, welcher anhob:

„Ich bringe frohe Kunde: der Winter ist vorüber und der Sommer im Anzuge, denn die lang verstummte Musik der Schwäne hat wieder die Echos des See's Myvatu geweckt!"

Die ganze Familie erhob sich vor Freude über diese Botschaft und auf allen Mienen spiegelte sich diese Freude wieder, außer auf dem Antlitz der schönen

Marfreda nicht, deren Blick mit innigster und fast schmerzlicher Theilnahme auf Sämund geheftet war, welcher seine Ueberzeugung ausgesprochen, daß es noch schönere Länder gebe, als seine Heimath, und seine Sehnsucht verrathen hatte, solche Länder der Fremde zu sehen. Auf einmal schien ihr jedoch ein plötzlicher Gedanke das Mittel eingegeben zu haben, Sämund's Sehnsucht nach der Ferne zu beschwichtigen, und sie rief freudig und mit leuchtenden Augen:

„Kommt, laßt uns hinausgehen und die Frühlingsboten begrüßen! Laßt uns lauschen auf den Gesang dieser holden Verkündiger einer Jahreszeit, welche wir nach dem Eis und den Schneestürmen unseres langen Winters mit einem Entzücken begrüßen, wovon man in südlicheren Gegenden keinen Begriff hat!"

Alle gingen nun hinaus und begaben sich über den gefrorenen Schnee nach einer nahen Anhöhe, von wo aus man den See und die aus ihm aufsteigenden Dampfsäulen erblickte. Man konnte ziemlich deutlich seinen breiten Spiegel und die wilde Leidenschaft seiner Ufer unterscheiden, obschon es fast Mitternacht war, denn am Firmament glühte und funkelte ein prachtvolles Nordlicht in hohem Bogen, das sogar noch die phantastischen, gewaltigen Gestalten der fernen Feuerberge unterscheiden ließ. Das tiefe Schweigen, das sonst über dieser Gegend lag, war nun unterbrochen von dem Gesang der Schwäne, wie der Bote gemeldet hatte, und diese Musik war den Isländern um so willkommener, da sie Thauwetter verkündigt. Der Gesang dieses großen prächtigen Vogels des Nordens gleicht den Tönen einer Violine und ist, obwohl so laut, daß man ihn auf ziemliche Entfernung hin hören kann, unbeschreiblich melodisch, da jede Note nach einem bestimmten Intervall ertönt.

Der Gast lauschte eine Weile und blickte abwechselnd über die prächtige Landschaft hin und zu der glänzenden Erscheinung am Himmel hinauf, welche jene sichtbar machte.

„O Sämund," rief er endlich, „beneidet uns nicht um unsere grünen Hügel und spiegelglatten klaren Seen, nicht um den klagenden Gesang unserer Nachtigallen, noch um die klare Bläue unseres Himmels, so lange Ihr noch ein Schauspiel wie dieses hier vor Augen habt, so lange die wilde überirdische Musik dieser Vögel Euer Ohr erfreut und so lange die Erhabenheit solcher Wunder am Himmel Euren Blick und Euer Nachdenken nach oben lenkt! — Seht jene Ströme und Wellen von gelbem, grünem und purpurnem Licht, die bald über die ganze Himmelshalbkugel hinschießen, bald mit zitternden Schwingungen tanzen, dann wieder auf Einen Punkt zusammenschnellen, als wollten sie dort ihre Kräfte um ein Centrum sammeln, und die dann wieder — seht nur, seht! immer schwächer und unbestimmter werden, bis sie sich in den Lichtstrom verlieren, der über jenen fernen Berg scheint! Welches Schauspiel, welche Scenen auf Erden oder am Himmel könnten solche Empfindungen von Andacht und erhabenem Staunen wecken, wie diese?"

Der Pfarrer lächelte über die Begeisterung seines Gastes, verwarnte ihn aber, ein solch poetisches Gefühl der Bewunderung der Werke Gottes nicht für Andacht gegen ihren großen Schöpfer zu nehmen, und meinte, man könne ihn überhaupt nicht als den Herrn der Schöpfung anbeten, bevor man ihn nicht als den Gott der Erlösung erkannt und liebgewonnen habe.

Frau Erlandson sagte hierauf:

„Mir ist, als hätt' ich schon einmal gelesen, daß sich das Nordlicht auch im Morgenlande oft in großer Schönheit zeige, und das erinnert mich an die Worte Elihu's, da er zu Hiob sagt: Der goldene Glanz kommt von Mitternacht."

„Wohl möglich," versetzte ihr Gatte; „und wohl mochte er hinzufügen, was auch in unsern Herzen wiederklingen muß, wenn wir uns in diesem Augenblick umsehen: Bei Gott ist schreckliche Majestät!" —

(Fortsetzung folgt.)

Die große Wüste Sahara.

(Fortsetzung.)

Am 1. August gelangte man aus einer Sandstein- in eine Granitregion. Der Granit zeigte sich häufig in Kegelgestalt oder erhob sich in Form von Zuckerhüten, mitunter bis zur Höhe von mehreren hundert Fuß. Auf dieser weiten Strecke erscheint Alles ganz verschieden von Dem, was es in begünstigteren Ländern ist; etwa so, daß man es für einen ausgetrockneten Meeresgrund halten könnte, nur ohne dessen Produkte, und die Resultate sind hier die Wirkungen der Zeit gewesen, nicht der Wasserströme. Ein kleiner schwarzer Vogel mit weißem Kopf und Schwanz war der einzige Vogel der Wüste; mit Nachdruck nennt ihn daher auch Richardson: „den Vogel der Wüste."

Beim Brunnen von Falazlaz fanden sie einige Datteln, die von den Tanalkums für sie im Sande vergraben waren. „Wären hundert Karawanen vorbeigezogen," sagt Richardson, „keine einzige würde sie angerührt haben! Es ist eine Ehrensache, Nichts zu stehlen, was auf diese Weise der Wüste anvertraut ist. Ich habe den Verdacht, daß einige unserer arktischen Reisenden nicht halb so gewissenhaft mit den verborgenen Niederlagen von Vorräthen

umgeben, welche dem Schnee in Verwahrung gegeben sind." Weiter hinaus bemerkte man zuerst Fußspuren von wilden Ochsen und Mouflons (wilden Schafen). Zunächst kam das Thal von Arukin, eine tiefe Schlucht, von rauhen und wildaussehenden Bergen umgeben — die großartigste Ansicht, die sie bis dahin noch in der Wüste erblickt hatten. Dieses tiefe Thal hatte Bäume und Gras im Ueberfluß.

Angenehm war auch der Schatten eines großen Felsens in einem ermüdenden Lande. Der Mensch liebt die Abwechselung, und die Gesellschaft, auf ihrer Weiterreise geplagt von den fortwährenden Erpressungen der Tawariks mittelst unaufhörlich wiederholter Drohungen und Erzählungen von Gefahren, begann des granitenen Landes müde zu werden, welches beim ersten Eintritt so malerisch erschien. Auch war die Strecke, welche jeden Tag zurückgelegt wurde, zu groß für Personen, die nicht an's Reiten auf Kameelen und an ein afrikanisches Klima gewöhnt waren, und Richardson zumal scheint häufig krank und niedergeschlagen gewesen zu seyn. — Am 17. August erreichten sie, völlig erschöpft, „die sieben Brunnen", an der Grenze des Königreichs Hahir.

Als sie das Königreich Ghat verließen und das Reich Hahir betraten, gesellten sich zu unserer Karawane noch drei Haghars oder Tawariks aus dem Westen, deren Gegenwart keine geringe Besorgniß erweckte. Um diese Zeit gab es Kräuter die Menge, dazu eine sudanische Atmosphäre und Anzeichen von Regen, woraus sie sahen, daß sie in ein neues Klima eingetreten waren, und mit demselben in die bewohnten Distrikte von Hahir. Die Grenzbewohner wußten jedoch von der Karawane 50 Pfund Sterl. und 9 Kameele zu erpressen. Etwas weiter hin wurden sie abermals um die Summe von 35 Pfund gestraft. Die Weiterreise unter den fanatischen und räuberischen arabischen Tawariks an der Grenze war gleich theuer und schwierig. Alles in Allem kostete es 150 Pfund, um nach Marabutin zu gelangen, der Stadt der Marabuts oder Heiligen, die jedoch selbst ebenso abscheuliche Räuber waren, wie die Nomadenstämme. An diesem Punkt wurde der Expedition eine kleine Eskorte beigegeben, die vom Sultan Al Nur, dem „Herr des Lichtes", hergesandt war, um sie in Sicherheit nach der Hauptstadt zu geleiten; aber sie wurden selbst von ihrer eigenen Eskorte beraubt. Tin Tellust, die mächtige Hauptstadt von Hahir, bestand aus einer Masse von Häusern und Hütten, etwa 150 an der Zahl, und lag in der Mitte eines Thals, hie und da mit Bäumen untermischt. Der mächtige Sultan Al Nur wohnte in einem langen Lehmschauer, seine Unterthanen waren entweder Bettler oder Räuber, und es waren keine Vorräthe in der Stadt vorhanden. Die Expedition hätte in Hahir's Hauptstadt vor Hunger umkommen müssen, wenn sie nicht etwas Zwieback und Maccaroni mit sich geführt hätte! — Gleichwohl verweilte sie fast zwei lange Monate in dieser elenden Stadt der Wüste. Während jener Zeit machte Dr. Barth eine interessante Reise nach Akadz. Er beschreibt das Land zwischen Tin Tellust und Akadz als gebirgig, da Basaltformationen die Stelle des Granits einnehmen; außerordentlich reich an Daumbäumen (Gabelpalmen), so wie an Löwen, wilden Schweinen, Gazellen und Straußen. Auch eine Affenart, etwa von der Größe eines kleinen Knaben, sah man auf den niedrigen Hügeln haufenweise niedergekauert. „Der würdige Doktor" — sagt Richardson — „scheint allzu sehr mit Sammeln von geographischen Daten beschäftigt gewesen zu seyn, um nebenbei noch eine Menge von malerischen Eindrücken zu bewahren." Als wenn geographische Data nicht an sich schon malerisch seyn könnten!

(Fortsetzung folgt.)

Die Victoria Regia.

(Schluß.)

In einem Bericht an die genannte Gesellschaft meldet Schomburgk Folgendes: „Es war am 1. Jan. 1837, während wir gegen Schwierigkeiten ankämpften, welche uns die Natur unter mancherlei Gestalten entgegensetzte, um unsere Fahrt auf dem Berbiceflusse aufzuhalten, als wir eine Stelle erreichten, wo der Fluß eine Art von stillem und breitem Becken bildet. Ein Gegenstand, der sich am südlichen Ende des See's befand, zog meine Aufmerksamkeit auf sich, ohne daß ich jedoch begreifen konnte, was es sey; um meine Neugierde zu befriedigen, munterte ich meinen Ruderer durch Versprechungen auf, mich an jenen Ort hinzubringen, was auch sogleich geschah. Am Ziel angekommen, sah ich ein wahres Wunder vor mir. Alle meine Mißgeschicke waren vergessen; ich war Botaniker und fand mich daher hinreichend belohnt. Es waren da riesenhafte, ausgebreitete, schwimmende, 5—6 Fuß Durchmesser haltende, mit breiten Rändern versehene, oberhalb glänzend grüne, unterhalb karminrothe Blätter, ferner Blumen, im Verhältniß der Blätter, jede aus zahlreichen Blumenblättern bestehend, deren Farbe aus dem reinsten Weiß ins Rosen- und Dunkelrothe verläuft. Das stille Wasser war von diesen Blumen bedeckt, und mich von einer zur andern begebend, fand ich immer etwas Neues zu bewundern. Die Blüthenstiele sind am Kelche einen Zoll dick und mit elastischen, 3/4 Zoll langen Stacheln besetzt. Der vierblätterige Kelch hat einen Fuß im Durchmesser, aber er verschwindet unter der

aus mehr als hundert Blumenblättern bestehenden Krone. Diese schöne Blume ist beim Oeffnen weiß, roth in der Mitte, welch letztere Farbe beim Aelterwerden der Blume zunimmt und sie gänzlich rosenroth macht. Ein köstlicher Wohlgeruch vermehrt noch den Reiz dieser herrlichen Wasserpflanze. Man bemerkt hier wie in den übrigen Pflanzen derselben Familien (Nymphäen), daß die Blumenblätter in Staubgefäße und diese in Blumenblätter übergehen. Die Samen sind zahlreich und in eine schwammige Masse eingebettet. Je weiter wir den Fluß hinaufgingen, desto häufiger fanden wir die Pflanze, und desto größer waren die Exemplare. Ein Blatt, das wir maßen, hatte 6½ Fuß Durchmesser, der Rand 5½ Zoll Höhe und die Blume 1½ Fuß Durchmesser."

Schomburgk hielt diese Pflanze für eine neue Species aus dem Geschlechte der Nymphäen und nannte sie zu Ehren der Königin von England: „Nymphäa Victoria", — der berühmte Botaniker Lindley jedoch, welchem die genaue botanische Untersuchung übergeben war, erkannte solche botanische Verschiedenheiten, daß er ein neues Genus aufstellte unter dem Namen: „Victoria Regia."

Der Wunsch, diese Königin des Amazonenstroms nach Europa einzuführen, wurde nur nach mehreren fruchtlosen Versuchen erfüllt. Schon Bonpland sammelte bei der Entdeckung Samen, welche jedoch nicht keimten. Im Jahre 1846 brachte der Reisende Bridges Samen mit, welche im Innern Bolivia's gefunden wurden. Er hatte sie in feuchte Thonerde verpackt, in welcher die meisten ihre Keimkraft verloren, einige aber sich gut conservirt hatten. Sir W. Hooker, Direktor des botanischen Gartens zu Kew, kaufte 22 Stücke von diesem Samen, von welchen jedoch nur 2 Stücke aufgingen, aber, obgleich sie bis gegen Oktober in voller Kraft vegetirten, gegen die Mitte des Dezembers sich gänzlich auflösten. Ebenso ging es mit den Exemplaren, welche von verschiedenen Engländern zur Einführung nach Europa gesammelt wurden; sie gingen auf der Reise oder gleich hernach zu Grunde. Endlich gelang es zwei Medizinern, den Herren Hugues Rodie und Luckie, Samen in Flaschen mit reinem Wasser in vollkommen keimfähigem Zustande nach England zu bringen, aus welchen, sowie aus einigen spätern Sendungen, eine Menge kräftiger junger Pflanzen hervorgingen. Der Umstand, daß die in England aus Samen erzogenen Victorien schon im ersten Jahre blühten und im Winter zu Grunde gingen, veranlaßte die Behauptung, daß diese Pflanze blos einjährig sey; allein das ganze Wesen der Pflanze und die Thatsache, daß sie in Kew schon über drei Jahre ausgedauert und geblüht hat, gibt den hinlänglichen Beweis zu der Annahme für vieljährige Lebensdauer. Gleichviel nun, ob ein- oder mehrjährig, ihr Besitz ist hinlänglich gesichert, weil dem im ersten Jahre schon erfolgenden Blühen eine reiche Samenernte folgt.

Trotz der außerordentlichen Menge von Samen, den schon eine einzige Blüthe hervorbringt (oft mehrere Hundert in der Größe von Erbsen), wird die Pflanze stets eine Seltenheit bleiben, weil ihre Kultur ein sehr großes, gewächshausartiges Bassin erfordert, in welchem das Wasser selbst im Sommer bis auf einige 20 Gr. R. geheizt werden muß. Ein Bassin von 24 Fuß Durchmesser hat sich noch viel zu klein erwiesen, um die Pflanze zu gewisser Vollkommenheit zu bringen; doch ist es auch schon gelungen, sie in kleinerem Raume, aber unvollkommener, zur Blüthe zu bringen. Eine Hauptmerkwürdigkeit dieser Pflanze ist die außerordentliche Tragfähigkeit ihrer Blätter, denn auf einem keineswegs besonders großen Blatte kann ein Kind von drei bis vier Jahren sicher stehen, ohne daß das Blatt im Wasser untersinkt. Diese Fähigkeit wird durch die zahlreichen, mit scharfen Stacheln versehenen, vielfach verzweigten, mehrere Zoll hohen Rippen auf der Unterseite der Blätter und den schüsselförmig aufgestülpten Rand derselben bewirkt.

Mannigfaltiges.

Die Schlaf- und Rettungs-Matratzen für Seereisende, welche kürzlich in der Außen-Alster zu Hamburg geprüft wurden, können bei eintretender Gefahr in 2 bis 3 Minuten an den Körper befestigt werden, so daß sie den Leib unter den Armen umschließen, und sollen als ein sicheres Schutzmittel gegen Ertrinken selbst auf hochgehender See dienen. Ein separates Brustkissen bezweckt hauptsächlich die Wiederherstellung des durch äußere Gewalt etwa gestörten Gleichgewichts, und wird deßhalb „Balancirkissen" genannt. Dieses enthält auch die verschließbaren Taschen, um Getränke und Lebensmittel für mehrere Tage aufzunehmen. Der Körper soll in senkrechter Stellung bis zur Mitte der Brust im Wasser schwimmen, so daß die Arme zum Rudern mit den Händen frei bleiben. Die Matratzen sind von wasserdichter Leinwand oder Drell gefertigt und mit Seegras oder Krollhaaren angefüllt.

Unter dem Namen „Electric Gas Company" hat sich in London eine Gesellschaft gebildet, deren Zweck ist, „Gas durch Zersetzung des Wassers vermittelst der Electricität zu erzeugen."

Redaktion Druck und Verlag von G. Ritter in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

Nro. 108. Freitag, 9. September 1853.

Marfreda.

(Fortsetzung.)

Das allgemeine Thauwetter und der rasche Uebergang vom Winter zum Sommer, wie er diesem Klima eigen ist und wie ihn der Gesang der Schwäne prophezeit hatte, verwandelte binnen wenigen Tagen den Anblick der Umgebungen des Gehöftes Grimsted wie durch Zauberschlag. Die Lavafelsen bekleideten sich plötzlich mit frischem Grün und die Gesträuche in des Predigers Garten bedeckten sich rasch mit Laub. O'More besuchte die verschiedenen Naturwunder der Nachbarschaft des Gehöftes, die von Gegenständen wimmelte, welche ihn in hohem Grade interessirten. Alles war so ganz verschieden von Dem, was er zuvor gesehen, und besaß daher durch den Reiz der Neuheit um so größere Anziehungskraft für ihn. Man veranstaltete ihm zu Gefallen verschiedene Ausflüge nach schönen Punkten in der Umgegend und darunter einmal einen nach etlichen heißen Quellen in kurzer Entfernung vom Hause. Der Morgen, an welchem der Ausflug vorgenommen wurde, war besonders mild und schön und veranlaßte auch den ehrwürdigen Prediger, sowie seine Frau und Marfreda Vidalin, mitzugehen. Das Ziel des Ausflugs war so gelegen, daß man den größten Theil des Weges in einem Boot zurücklegen konnte, das einen der vielen Einschnitte des Meeres in die Küste, die der Isländer Fjords nennt, befuhr. Diese Meeresarme, die oft stundenweit zwischen kahlen, steilen Felsenwänden tief ins Herz der Insel sich erstrecken, bilden einen charakteristischen Zug der isländischen Landschaft.

Der Sira Hialte ging mit seiner Familie und dem Gaste nach dem Fjord, das unweit ihrer Wohnung lag und wo das Boot sie erwartete, das sie sofort bestiegen. Allein sie waren noch nicht zehn Ruthen von dem Theil des Strandes entfernt, wo sich die Brandung an den Felsen brach, und eben in glattes Fahrwasser gekommen, so nahm, zu des Gastes großer Ueberraschung, die ganze Gesellschaft den Hut ab, während der Prediger in einem kurzen Gebete Gott um seinen Schutz für diesen Tag anflehte. Dann stimmten sie während des Weiterfahrens ein frommes Loblied zum Schöpfer an, dessen Takt die Ruder folgten. Die Wirkung dieser Scene war in solcher Umgebung besonders ergreifend; das Fjord war auf beiden Seiten von hohen Felsen eingeschlossen, welche fast senkrecht bis zu einer Höhe von einigen hundert Fuß aus dem Meere stiegen. Die Gipfel dieser Felsenwälle krönte Schnee, der jetzt silbern in der hellen Morgensonne funkelte. Das Gewässer, vor jedem Winde geschützt, lag in spiegelglatter Ruhe, und nur die Wirkung von Ebbe und Fluth, die sich auch im Fjord geltend macht, verrieth seine Verbindung mit dem bewegten Meere draußen. Kein lebendes Wesen störte die feierliche Stille, die hier herrschte, denn man sah nur zuweilen einen blauen oder weißen Fuchs, der auf irgend einem vorspringenden Felszacken „windete und äugte", oder einen Zug stattlicher Schwäne, deren schneeiges Gefieder und ihre mit einem Büschel hellorangegelber Federn gekrönten Köpfe sich in der glänzenden Fluth spiegelten.

Als die letzten Accorde des Liedes in der Ferne verhallt waren, sagte O'More zu der neben ihm sitzenden Marfreda:

„Ein solcher Auftritt würde auch im kältesten Busen Andacht erwecken. Ich wundere mich nun nicht mehr über diese begeisterte Kundgebung von Gefühl unter solchen Umständen."

„Und weßhalb wundert Ihr Euch überhaupt darüber?" entgegnete sie. „Kann denn ein vernunftbegabter Mensch die Werke des Schöpfers betrachten, ohne ihm, was er ihm schuldig, Dank und Lob zu zollen? Nimmt man denn nicht von Allem, was er erschaffen, an, das zu thun? Erde, Luft und Himmel sind ja seiner Ehre voll!"

„Allerdings," sagte O'More; „allein mich bedünkte Alles, was ich bisher in andern Ländern gesehen, allzu sehr beschränkt, bis ich Euere Natur erschaut.

Woher kommt es wohl, Sira Hialte," wandte er sich an diesen, „daß Euer Volk so sehr erfüllt scheint von frommen Gefühlen und religiösen Grundsätzen? Ihr habt doch hier keinerlei von jenen äußerlichen Belebungsmitteln der Andacht, womit man die Einbildungskraft der Ungelehrten anzuregen sucht!"

„Die Mittel, welche auf unser Gemüth einwirken," versetzte der Prediger, „sind nur das Lesen und Forschen in Gottes Wort, das bei uns durch die ganze Insel verbreitetste Buch und so hoch geschätzt ist, daß einst, als der erste Agent der edlen britischen Bibelgesellschaft das Alte und Neue Testament in isländischer Sprache zu uns brachte, Viele ihr ganzes Geld und Geldeswerth hingaben, um sich ein Exemplar zu verschaffen, und Andere bitterlich weinten, als des Agenten Vorrath erschöpft war und sie keine Exemplare mehr bekommen konnten."

Als das Boot etwa eine Stunde lang das Fjord hinausgefahren war, landeten sie und schlugen ihren Weg durch eine nicht minder überraschende Scenen bietende Gegend ein; es war eine ausgedehnte Wildniß von Sand und Steinen, ohne allen Pflanzenwuchs und ohne die geringste Spur von einem Wege.

O'More, dies gewahrend, fragte betroffen:

„Wie sollen wir unsern Weg durch diese Wüste finden?"

„In der That scheint der Stempel der Verwirrung über diese Gegend ausgedrückt," versetzte der Sira Hialte; „allein hier ist unser Leitfaden durch dieses Labyrinth, und zwar einer, der sich hohen Alterthums rühmen darf," setzte er hinzu, indem er auf viele Haufen Steine von Pyramidenform deutete, die in gewissen Entfernungen von einander aufgerichtet waren. „Jene Steinpyramiden nennen wir Vardars," fuhr der Prediger fort, „und sie leisten dem Wanderer, der durch solche Einöden zieht, einen wichtigen Dienst, wohl ganz einen ähnlichen, wie der, von welchem der Prophet Jeremias spricht: Richte dir auf Grabzeichen, setze dir Trauermale."

„Das erinnert wirklich an's Morgenland und diese Gegend muß ziemlich viel Aehnlichkeit mit einer arabischen Wüste haben," sagte O'More. „Aber wer ist denn der Alte dort, der so plötzlich hinter dem Felsblocke hervorgekommen ist und nun, nach uns herüberblickend, uns zu erwarten scheint? Sein graues Haar und schneeweißer Bart wallen ordentlich im Winde, und seine ganze Erscheinung paßt fürwahr zu dieser Landschaft!"

„Es ist Hudur der Sänger!" rief Marfreda — „wir haben ihn lange nicht mehr gesehen und ich freue mich, daß er kommt, denn seine alten Sagas und Lieder werden unserem Gaste gefallen, der so viel Sinn für unsere nordischen Sitten und Ueberlieferungen hat."

Der Mann kam nun näher heran und O'More erkannte in ihm einen hochbetagten, aber noch rüstigen Greis mit sanften Zügen und höchst verständigem Blicke. Er äußerte seine Freude über dieses Zusammentreffen und man tauschte die üblichen Begrüßungen aus, welche abermals O'More an das Morgenland erinnerten. Sie bestanden nämlich aus einem Kuß mit dem Gruße: „Glück sey mit Dir!" welcher offenbar dem arabischen Selam entsprach. Der alte Sänger schien besonders erfreut über das Zusammentreffen mit Marfreda; er nahm ihre kleine weiße Hand zwischen seine groben knöchernen Finger, blickte ihr aufmerksam ins Gesicht und rief:

„Tochter Vidalin's, das Blut eines Stammes, der seit lange in unserem Lande berühmt ist wegen seiner Weisheit und Gelehrsamkeit, fließt in Deinen Adern, wie Dein holdes, schmuckes Antlitz verräth. Aber der herrische Anstand dieser Gestalt und der Glanz dieser Augen verkündet die Verwandtschaft mit andern Ländern und Stämmen, den Erben einer andern Art von Ruhm. Junger Sproß eines Königsstammes, der einst auf Erin's fernen Fluren blühte, wie manche kühne That Deiner Ahnen könnt' ich erzählen!"

„Wirklich?" rief O'More — „und ich darf fragen, Freund, wie Ihr mit den Legenden meiner Heimath bekannt geworden seyd, denn auch ich komme aus denselben Fluren?"

„Seyd Ihr wirklich ein Hibernier?" fragte der Greis und heftete seine durchdringenden Augen auf den Fremden. „Warum wolltet Ihr mir nicht zutrauen, daß ich mit der Geschichte Eures Landes bekannt sey? Ich habe manche Gelegenheit gehabt, mit seinen Annalen vertraut zu werden, nicht nur aus alter Zeit, sondern auch aus der neueren."

Er begleitete nun die Familie des Predigers und seine Reden unterhielten und überraschten O'More nicht wenig.

(Fortsetzung folgt.)

Die große Wüste Sahara.

(Fortsetzung und Schluß.)

Bald nach des Doktors Rückkehr (am 2. Nov.) wurde ein Versuch gemacht, nach Damargu aufzubrechen; aber — wie Dr. Barth in einem Briefe an Dr. Beka sagt — „wie Gefangene vom Scheikh Al Nur zurückgehalten," kamen sie nur eine halbe Tagreise von Tin Telluft, wo sie bis zum 12. Dez. lagerten! Das Wetter war glücklicher Weise kühl, zu Zeiten mit Regen untermischt, und nur zur Mittagszeit warm. Nachdem sie einmal wirklich aufgebrochen waren, ging ihr Weg in südlicher

Richtung durch einen Distrikt von krystallhaltigen Felsen; die Thäler waren wohlbesetzt mit Bäumen und anderer Vegetation; ein reiches animalisches Leben fand sich gleichfalls dort vor. Die Expedition reiste in Gesellschaft mit einer von Al Nur's Salzkarawanen. Als sie weiter kamen, wurden die Bäume so dicht, daß sie den Namen von Wäldern verdienten, denen die Daumpalme einen tropischen Charakter verlieh. Zu Darmargu theilte sich die Gesellschaft: Barth ging nach Kanu und Overweg nach Maradi, während Richardson mit Al Nur weiter nach Zindar zu reiste.

Am 13. erreichte der Letztere zu seiner unendlichen Freude die Grenzen von Burnu und ritt den folgenden Tag in Zindar ein, einer großen Negerstadt von etwa 10,000 Einwohnern, unter dem Sultan Ibrahim stehend. Kornspeicher und Scheuern standen auf offenem Felde; überall war Verbesserung und Fortschritt bemerkbar. Der Sultan und sein Volk waren nicht nur freundlich, sondern auch im höchsten Grade gütig und gastfrei, und nach der von den Tawariks erfahrenen Behandlung „schien die Welt" — wie unser Reisender in seinem Journal erwähnt — „von oben bis unten umgekehrt." Der Sultan oder Scheikh von Zindar ist dem von Kuka zinspflichtig, der eine Cavallerie von 100,000 Mann besitzen soll. Die Stadt Maradi, in demselben Königreiche, soll zweimal so groß seyn wie Zindar, und beide Städte werden nicht durch rechtmäßigen Handel erhalten, sondern durch Razzias, welche zur Erlangung von Sklaven in benachbarte Länder unternommen werden.

Richardson verweilte hier bis zum 9. Februar, wo er zum ersten Mal in der Sahara zu Pferd abreiste. Wasser und Kräuter sind in Sudan im Ueberfluß zu finden. Das Land erzeugt auch einen großen Reichthum an Baumwolle, Tabak, Indigo, Pfeffer und vielen werthvollen andern Handelsartikeln. Wäre Afrika ein civilisirtes Land, so würde der große Centralgürtel, trotz seiner Lage zwischen den beiden Wendekreisen, eines der reichsten und gesegnetsten Länder der Welt seyn. Unter den jetzigen Verhältnissen ist es nur eine Pflanzschule für Sklaven in großartigem Maßstabe. Richardson hatte ein eigenthümliches Temperament, „daß er jeder neuen Region, die er betrat, allemal bald wieder müde wurde." Er war erst wenige Tage in Sudan gereist, als er bereits schrieb: „Ich fürchte, ich werde dieser Negerbevölkerung und dieser sämmtlich auf dieselbe Weise gebauten und bevölkerten Städte bald überdrüssig werden." Am 14. erreichte er Gurai, eine Stadt von etwa 7000 Einwohnern, unter einem Negersultan stehend, welcher viel barbarischen Glanz entfaltete. Am 19. verließ er diesen Ort, um sich nach Kuka zu begeben, am See Tschad, wohin der Weg durch ein wüsteres Land führt, gelegentlich durch Daumwälder und durch Thäler mit Wasser und Wasserpflanzen. Um die Dörfer her fand man Anbau von Weizen, Baumwolle und Pfeffer. Richardson hatte jetzt wieder sein Kameel bestiegen und fühlte weniger Ermüdung. Das Wetter war zur Nachtzeit kalt, aber Mittags brannte die Sonne sehr heftig. Diese große Abwechslung scheint zu seiner tödtlichen Krankheit geführt zu haben. Sein Journal hört mit der zweiten Tagreise von Gurai plötzlich auf. Es scheint — nach Dr. Barth's Bericht von seinem Tode — daß er bis Ungurutua gekommen ist, nur sechs Tagreisen von Kuka. Dieser Bericht lautet:

„Ich sende Ihnen jetzt einen kurzen Bericht über Herrn Richardson's Tod, so weit ich von seinem Diener die Umstände zu erfahren vermochte. Zindar soll er in der besten Gesundheit verlassen haben, obgleich es sehr wahrscheinlich ist, daß er sich dort schon sehr schwach fühlte, denn nach Aussage des Mannes, den er sich in Zindar als Dragoman (Dolmetscher) miethete, hatte er, als er sich noch dort befand, einen Traum, daß ein Vogel vom Himmel herabgekommen, und als sich derselbe auf den Zweig eines Baumes setzte, brach der Zweig und der Vogel fiel auf die Erde nieder. Richardson, auf den dieser Traum einen starken Eindruck gemacht hatte, ging zu einem Manne, der aus einem ungeheuren Buche den Leuten ihre Träume erklärt. Als dieser ihm sagte, daß sein Traum den Tod bedeute, da scheint er wirklich vorausgeahnt zu haben, daß er das Hauptziel seiner Reise nicht erreichen werde. Gleichwohl schien er ganz gut zu seyn und ritt sogar das Pferd, welches der Gouverneur von Zindar ihm zum Geschenk gemacht hatte, bis nach Minyo, worauf er den Gouverneur bat, ihm ein Kameel zu geben, dessen er sich fortan bediente. In Kaladebria, elf oder zwölf Tagreisen von hier (Kuka), fühlte er sich entschieden krank, und nach Aussage seines Dieners soll er verschiedene Arten von Arzeneien, eine nach der andern, zu sich genommen haben, woraus Sie den Schluß ziehen mögen, daß er selbst nicht wußte, worin seine Krankheit bestehe. Richardson konnte niemals die Sonne vertragen, und da dieselbe in dieser Jahreszeit sehr mächtig ist, so muß sie stark auf ihn eingewirkt haben. Ich glaube, dies ist die Hauptursache seines Todes; wenigstens scheint er kein regelmäßiges Fieber gehabt zu haben. Er war so glücklich, die große Stadt Nangarvia nach drei Tagreisen zu erreichen, und hatte die Absicht, von dort direkt nach Tripolis zurückzukehren, ohne Kuka und die heiße Flachebene von Bornu zu berühren, vor welcher letzteren er sich sehr fürchtete. Er bot 200 Mahboubs für einen Führer, der ihn direkt auf die Straße nach Bilma bringen würde, aber da von dort aus keine Straße

hinführte und kein Führer zu finden war, so ward es nothwendig, erst nach Kuka zu gehen.

„Richardson scheint also kräftige Arzeneimittel zu sich genommen zu haben, in Folge deren er, am Abend des dritten Rasttages zu Nangarvia, nachdem er einen Gang durch die Stadt gemacht hatte, sich stark genug fühlte, seine Abreise auf den nächsten Morgen anzusetzen. Aber da dieser Tag etwas lang war und die Sonne sehr heftig brannte, so wurde er sehr müde und unwohl, und zwar um so mehr, da er trotz seiner Krankheit das Milchtrinken, selbst auf dem Kameele, nicht unterlassen hatte, zugleich etwas Branntwein hinzugießend. Da er sich während der Nacht etwas erholt hatte, so reiste er den andern Morgen weiter, ließ aber, seiner Schwäche wegen, um Mittag Halt machen. Nachdem sie mit Sonnenuntergang wieder aufgebrochen waren, schlugen sie um Mitternacht ihr Lager auf. Am folgenden Tage erreichten sie nach einer kurzen Tagreise das Wady Mettaka. Richardson schien sich viel besser zu fühlen und genoß Milch und etwas Jura, außerdem Reiß. Von diesem Platze gelangte die Karawane am letzten Tage von Kebiaselawel, nach einem nur zweistündigen Marsche, nach dem Dorfe, Ungurutua genannt, wo Richardson sich so schwach fühlte, daß er seinen Tod voraussah, worauf er die Hütte, wo er sich niedergelassen hatte, verließ, um sich nach seinem Zelte zu begeben, und seinem Dragoman Mahommed Bu Saad erklärte, er werde sterben. Nachdem dieser ihn zu trösten versucht, daß ja seine Krankheit von keiner Bedeutung sey, versicherte er demselben mehrmals, daß er gar keine Kräfte mehr habe; und wirklich hörte sein Puls fast auf zu schlagen. Er begann darauf seine Füße mit Essig einzureiben und benetzte damit mehrmals Kopf und Schultern. Darauf, in Abwesenheit seiner Diener, übergoß er sich auch mit Wasser, so daß diese, als sie nach wenigen Augenblicken zurückkehrten, ihn ganz naß fanden. Um die schlimme Wirkung dieser Prozedur zu neutralisiren, begannen sie ihn mit etwas Oel einzureiben. Am Abend nahm er etwas Nahrung zu sich und versuchte zu schlafen, aber ungeachtet er etwas eingenommen zu haben scheint, das ihn in Schlaf bringen sollte, warf er sich doch ruhelos von einer Seite zur andern, indem er seine Frau mehrmals bei Namen rief. Nachdem er sich mit Hilfe eines Dieners aus dem Zelte begeben hatte, bestellte er Thee und blieb dann ohne Ruhe auf seinem Bette liegen. Als Mitternacht vorbei war, machte sein alter Dragoman Jusuf Mokne, der in seinem Zelte wachte, etwas Kaffee, um sich wach zu halten, worauf Richardson eine Tasse für sich selbst verlangte; da aber seine Hand so schwach war, daß er kaum die Tasse heben konnte, sagte er zu Mokne: „Dein Amt als Dragoman ist zu Ende!" und wiederholte mehrere Male mit gebrochener Stimme: „Ich habe keine Kräfte, ich habe keine Kräfte, sage ich Dir," indem er zu gleicher Zeit Mahommed's Hand auf seine Schulter legte. Als er den Tod herannahen fühlte, erhob er sich in sitzender Stellung, wobei ihn Mahommed unterstützte, und verschied bald darauf nach dreimaligem tiefem Aufathmen. Er war gänzlich entkräftet und starb ruhig gegen zwei Uhr nach Mitternacht, am Dienstag den 4. März, ohne den geringsten Todeskampf."

Dieser Bericht, daß Richardson in seiner äußersten Angst höchst wahrscheinlich übergroße Dosen von Arzenei zu sich genommen hat, trifft mit einer Verstärkung in der Thatsache zusammen, daß er selbst erzählt, er habe einem unglücklichen Eingeborenen, der sich um ärztlichen Beistand an ihn gewandt, zwei Unzen Ebsomsalz eingegeben. Es ist offenbar, daß das Klima eine sehr niederdrückende Wirkung auf ihn ausübte, und dies, in Verbindung mit Ermattung und Angst, war hinreichend, um nach und nach ein Nervenfieber herbeizuführen.

Das von ihm hinterlassene Journal wird ein Werk von unendlichem Interesse seyn. Die Länder, die er bereiste, waren vergleichungsweise neu — zum großen Theile von Europäern noch unbetreten und bis zum gegenwärtigen Augenblick noch als sandige Wüsten und felsige Wildnisse betrachtet. Die gänzlich verschiedenen Ansichten von der Sache, die malerischen, wild-romantischen, von gleich wilden, räuberischen Tawariks bewohnten Gegenden; die fruchtbareren, waldigen und wasserreichen Landstriche, die vom Löwen, vom wilden Ochsen, von der Giraffe, vom Strauß, vom Guinea-Huhn und von hundert andern Gestaltungen der Thierwelt heimgesucht werden; und endlich das fruchtbare, reiche und bevölkerte Gebiet der Negersultane von Sudan und Burnu — dies Alles wird der Reihe nach mit meisterhafter Feder vor unsere Augen geführt, und vornehmlich ist er darin glücklich, daß er deutliche Vorstellungen über diese verschiedenen fremden und wunderbaren Länder zu geben weiß. —

Diese Expedition, welche durch den Tod ihres Urhebers, sowie durch den später erfolgten Overweg's eine so traurige Unterbrechung erlitt, hat durch den Zutritt des Astronomen Dr. Vogel und seiner englischen Gefährten neue Kräfte empfangen. Vogel war nach den neuesten Nachrichten, in Begleitung eines Verwandten des Sultans von Bornu, den er in Tripolis kennen gelernt, von letzterer Stadt nach dem Innern Afrika's aufgebrochen und hoffte Barth in Kuka zu erreichen.

Redaktion Druck und Verlag von G. Ritter in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

Nro. 109. Sonntag, 11. September 1853.

Marfreda.

(Fortsetzung.)

Der Alte schien nicht nur mit der Geschichte und den Naturwundern seines eigenen Landes genau bekannt, sondern beurkundete auch durch die scharfsinnigen Fragen, die er an den Fremden richtete, viele Kenntniß anderer Länder und war einigermaßen mit deren Literatur vertraut.

Sämund versicherte seinen Gast, daß eine solche mehrseitige Bildung sogar unter dem ärmsten Bauernstande nicht selten sey.

„Den alten Hudur darf man aber nicht mit Jenen zusammenwerfen," setzte er hinzu; „er ist einer unserer Thulrs oder wandernden Sänger und Geschichtskundigen, die ihren Lebensunterhalt damit verdienen, daß sie sich während der langen Winter in verschiedenen Häusern aufhalten und die Bewohner derselben Abends durch Hersagen unserer volksthümlichen Sagas oder Dichtungen unterhalten. Dieser Brauch ist unter den Skandinaviern uralt. Hudur hat besondere Vortheile für sein Wissen aus dem langen Aufenthalt in Marfreda Vidalin's Familie genossen, namentlich durch deren Großmutter, die eine geborene Norwegerin war und eine hochgebildete Frau gewesen seyn soll. — Aber seht, Freund," fuhr er fort, „wir sind nun am Ziel unseres Ausfluges angelangt!"

Und so war es auch; sie konnten jetzt die qualmenden Dampfsäulen aufsteigen sehen und das Zischen und Brodeln der heißen Quellen hören.

Als der junge Irländer am Rande des Abgrundes stand, welcher den See oder großen Teich umgab, aus dem das heiße Wasser in zehn bis zwölf kegelförmigen Säulen bis zu einer Höhe von fünfzig bis sechzig Fuß emporsprudelte und gewaltige Dampfwolken bildete, die den ganzen Horizont anzufüllen schienen, — überkam ihn ein unaussprechliches Gefühl ehrfurchtsvoller Bewunderung und die Wirkung dieses Anblicks prägte sich seinem Geiste mit unauslöschlichen Zügen ein. Auch seine Begleiter, denen dieser Anblick doch nichts Neues war, schienen von seiner erhabenen Größe betroffen und beobachteten ein feierliches Schweigen. Der Prediger blickte den aufsteigenden Dunstsäulen nach, bis sein Auge am Himmel haften blieb, wie in stiller Anbetung. Das Mädchen stand mit gefalteten Händen und halb abgewandten Augen, als ob ihre zartere Natur vor einem solch erhabenen Anblicke zurückbebe, und doch lag in ihren ausdrucksvollen Zügen der unverkennbare Beweis, daß sie die Großartigkeit dieser Naturerscheinung vollkommen zu schätzen wisse. Die hohe aufrechte Gestalt des alten Hudur, der hart am Rande des Abgrundes stand und mit ernster, unverwandter Bewunderung hinunterblickte, belebte auf malerische Weise die Gruppe.

Der Thulr brach zuerst das Schweigen:

die Brau seiner Jugend oder ein Vater das Kind seiner eigenen Lenden von diesem Ort aus, worauf wir jetzt stehen, in den zischenden, kochenden See hinuntergeschleudert, um die zürnenden Götter zu versöhnen, unter deren Einfluß diese heißen Quellen stehen sollen. Wenn Ihr wollt, kann ich Euch die Ausarbeitung eines unserer alten Dichter wiederholen, der ein solches Beispiel von heidnischem Aberglauben schildert."

Die Andern baten darum und er begann den Vortrag, auf welchen der Freund aufmerksam lauschte, denn dieser unverkennbare ächte Styl alt-nordischer Dichtung interessirte ihn sehr, und da Marfreda gelegentlich seinen Dolmetscher machte, vermochte er das Gedicht ziemlich gut zu verstehen. Reim und Versbau waren zwar etwas sonderbar, allein die Großartigkeit des Bilderschmucks und die Zartheit der Empfindung erregten doch seine Bewunderung. Die Legende war eine volksthümliche und handelte von einer alten Königin, einer jener Seeköniginnen, die nach mancherlei Abenteuern und Raubzügen gegen ihre Nachbarn, die sie sogar bis nach Schottlands und Irlands Küsten ausdehnte, endlich ihren Wohnort an derselben Stelle aufschlug, wo sie gegenwärtig

weilten, und dem Gotte Thor einen Tempel errichtete, dessen Trümmer der Erzähler noch in einiger Entfernung zeigte. Bei irgend einer drohenden Gefahr, als man den erzürnten Göttern ein besonders kostbares Opfer bringen zu müssen glaubte, ward die Tochter der Königin, die natürlich, wie alle verfolgten Heldinnen, ausnehmend schön war, auf den Wunsch ihrer Mutter als Opfer in den kochenden Abgrund gestürzt.

Der Thulr hatte die Saga mit einem kalten und leidenschaftslosen Vortrag begonnen; je weiter er aber in seiner Geschichte kam, desto feuriger ward der Ton seiner tiefen Baßstimme, und sein ausdrucksvolles Geberdenspiel, ganz im Einklang mit der erhabenen Dichtung, sowie die eigenthümliche Umgebung erhöheten noch den Eindruck des Ganzen, so daß O'More glaubte, in seinem ganzen Leben noch nichts Interessanteres gehört zu haben. Der Barde selbst wurde am Ende so lebhaft davon ergriffen, daß, als er zu der Stelle des Gedichts kam, wo das Königskind eben in den Abgrund geschleudert werden soll und ihr Geliebter noch rechtzeitig kommt, um ihren Tod zwar nicht zu verhindern, doch mit ansehen zu müssen, — des alten Mannes Begeisterung ihn das Gefährliche seines Standpunkts vergessen ließ, und er unwillkürlich, die angeblichen Bewegungen der Personen der Dichtung nachahmend, sich zu weit über den Rand des Abgrunds beugte, den Halt verlor und — hinabstürzte. Zwar hielt ein Klippenvorsprung seinen Fall einen Augenblick [illegible] dies würde ihn nur vorübergehend gehalten haben, wenn nicht der junge Irländer mit merkwürdiger Geistesgegenwart und Gewandtheit ihm augenblicklich nachgesprungen wäre und ihn mit eigener Lebensgefahr festgehalten hätte, bis Sämund und seine übrigen Begleiter Beide aus ihrer gefährlichen Lage befreiten.

Der alte Sänger dankte seinem Retter herzlich und diese That war geeignet, die Hochachtung noch zu vermehren, in welcher der Fremde bei seinen neuen Freunden stand.

Dieser Zwischenfall hatte aber vorerst ihre Schaulust gedämpft, und die ganze Gesellschaft, mit Einschluß des Thulrs, kehrte nach dem Gehöfte Grimsted zurück, denn der Prediger hatte den wandernden Barden auf einige Tage zu sich eingeladen, damit er zur Unterhaltung des fremden Gastes beitrage, und die Conversation auf dem Heimwege schien diese Erwartung zu rechtfertigen. Was für einen Gegenstand man auch besprechen und wie fern derselbe auch dem Bildungsgang und den Bildungsmitteln des Greises liegen mochte, der wandernde Isländer erwies sich mit jedem wenigstens einigermaßen vertraut. Dies befremdete den jungen Irländer namentlich bei einer Gelegenheit. Der Barde hatte durch Eins von der Gesellschaft den Fremden bei seinem Familiennamen nennen hören und wandte sich nun plötzlich an diesen mit der Frage:

„O'More? — heißt Ihr wirklich so, Herr?"

Der Ire bejahte und der Thulr fuhr fort:

„Wollt Ihr mir noch eine Frage erlauben — seyd Ihr O'More von Glenard Castle?"

„Der bin ich in der That!" erwiederte derselbe mit unverhohlener Ueberraschung.

„Der Enkel von Donough O'More?" forschte der Barde weiter.

„Allerdings!" war die Antwort. „Diese Namen mögen zwar in den Bergen und Thälern meiner Heimath wohl bekannt seyn; doch kann ich mir nicht denken, wie sie bis an die fernen Küsten von Island gelangt seyn mögen, — darum bitte ich Euch, sagt mir, wie und was Ihr von Glenard Castle, der Stammburg meiner Väter, und von dem kühnen Donough O'More gehört habt, dessen Ihr vorhin gedachtet."

„Bah!" versetzte Hudur — „der wandernde Thulr des Nordens hat mancherlei Wege und Gelegenheiten, sich Nachrichten und Kenntnisse zu verschaffen, und ich habe Euch ja schon vorhin angedeutet, daß ich mit der alten und neuen Geschichte Euerer milesischen Geschlechter nicht ganz unbekannt sey."

Darauf ward er plötzlich schweigsam und verschlossen und kein weiterer Versuch von Seite des Iren wollte gelingen, um ihm über dieses seltsame [illegible] Mittheilung zu verschaffen.

(Fortsetzung folgt.)

Aufopferung.

Italienische Skizze.

Man kennt die furchtbare Sitte der Blutrache — die Sitte, Mord zu rächen durch Mord an dem Mörder oder dessen Verwandten. Sie gilt bei den Arabern bis auf den heutigen Tag, sie herrschte bis vor wenigen Jahrzehenden noch bei manchen italienischen Völkerschaften, namentlich bei den Bewohnern der Insel Corsica.

Die corsischen Familien der Bandello und Paoli übten sie.

Zuerst war Carlo Bandello gefallen; Alberto Paoli hatte ihn aus Eifersucht erschossen.

Guilielmo Bandello rächte den Bruder, und Alberto Paoli fiel auf der Jagd.

Eines Morgens lag Guilielmo Bandello todt auf den Felsen der Südküste von Corsica, eine Kugel mitten in der Brust; sein eigenes Gewehr lag neben ihm, den Schuß noch im Rohre. Wer anders konnte

ihn getödtet haben, als Antonio Paoli? An ihm war die Reihe, Blutrache zu üben an dem Mörder seines Bruders Alberto. Fischer hatten Antonio gesehen am Morgen des Tages und in der Nähe des Ortes, wo man Giulielmo todt gefunden. Die Blutrache ging über auf Rafaelo, den letzten Bandello.

Rafaelo Bandello weinte nicht, als man seinen Bruder zur Erde bestattete; aber seine Zähne knirschten, seine Augen sprühten, und auf den Lauf seines Stutzen grub er die Worte ein: „Tod dem Antonio Paoli.“ So erhielt er die Erinnerung frisch an die Blutrache.

Der Rächer durchflog die Insel nach allen Richtungen und suchte sein Opfer in den verborgensten Schluchten und Thälern des Gebirges. Aber Antonio Paoli war verschwunden, ohne eine Spur zu hinterlassen. Man vermuthete, er habe sich selbst aus dem Vaterlande verbannt, um der Blutrache zu entrinnen, die über seinem Haupte schwebte.

Rafaelo durchreiste, Rache im Herzen, Italien, Frankreich, Spanien und Griechenland. Jahre verstrichen, er fand sein Opfer nicht, aber die Rache blieb lebendig in seinem Herzen; sein Stutzen mit der Inschrift: „Tod dem Antonio Paoli!“ erinnerte ihn täglich an sein furchtbares Amt.

In die Heimath zurückgekehrt, lebte er einsam, still und menschenfeindlich auf seinem Schlosse im Gebirg. Der unbefriedigte Drang nach Rache glühte in seinem Blute und verzehrte seine Jugendkraft; er wurde alt vor der Zeit.

Da vernahm er, Antonio Paoli sey ein Mönch geworden und lebe auf dem St. Bernhardskloster in der Schweiz ein trauriges Leben voll Mühsal und Aufopferung; beinahe achttausend Fuß hoch über dem Meere, in einer eisigen Gebirgswüste, wo kein Baum, kein Strauch gedeiht, wo kein grüner Halm der unwirthbaren Erde entsprießt — dort sey er und führe daselbst ein jammervolles Leben der Buße.

Rafaelo Bandello wollte keine Buße, er wollte Rache. Sein halberloschenes Auge sprühte wieder von dem alten, furchtbaren Feuer. Er sprach kein Wort, sondern nahm seinen Stutzen und die Jagdtasche und verließ die Insel. Seine Nachbarn kannten den Zweck dieser Reise und lobten ihn, denn die Blutrache war ihnen heilig.

Rafaelo bedurfte nicht vieler Tage, um den Fuß des St. Bernhard zu erreichen. Unaufhaltsam trieb ihn sein ungelöschter Durst nach Rache fort über's Meer, über die Ebenen und Berge. Abends langte er in einem Dorfe an; dort blieb er für die Nacht, am nächsten Tage sollte Antonio fallen.

Reisende kamen und gingen. Rafaelo kümmerte sich um keinen von ihnen; finster saß er in einem Winkel und dachte an den morgigen Tag, an Antonio Paoli, an seine Rache. Plötzlich zuckte er zusammen und seine Finger preßten krampfhaft den Lauf seines Stutzen, der neben ihm an der Wand lehnte: er hatte den Namen Antonio vernommen. Die Reisenden, unmittelbar vom Hospiz des St. Bernhard hierniedergestiegen, sprachen von Antonio, dem guten Vater Antonio, dem braven, dem sich selbst aufopfernden Vater Antonio. Der Wirth und die Wirthin der kleinen Herberge hörten beifällig zu und mischten sich dann in das Gespräch. Sie schilderten Antonio's milde, demüthige, immer bereite Barmherzigkeit; sie erzählten, wie oft er sein Leben auf das Spiel gesetzt habe, um fremde Leben zu retten — wie er weder Sturm, noch Schneegestöber, noch die grimmigste Kälte scheue, um den Reisenden Hilfe zu bringen, die sich in den eisigen Schluchten des Gebirges verirrten.

„Aber er wird auch von Jedermann verehrt wie ein Gott,“ sagten sie; „er ist ein ächter Jünger des Heilands, und die Krone der Heiligen wird einst der Lohn seiner Aufopferung seyn! Der gute Vater Antonio, möge er noch lange leben!“

„Er sterbe!“ murmelte zähneknirschend Rafaelo und starrte mit funkelndem Auge auf die Inschrift seines Stutzen.

Das Lob des Feindes erbittert das Herz und steigert den Haß. Jeder Blutstropfen in den Adern Bandello's dürstete nach Rache. Am frühen Morgen stand er auf, lud scharf seine Waffe und murmelte:

„Tod dem Antonio Paoli!“

Hierauf begab er sich hinweg.

Der Wirth stand unter der Hausthür und betrachtete den Himmel. Schweigend wollte Rafaelo an ihm vorbeigehen, aber der sorgsame Wirth hielt ihn auf.

„Geht nicht allein heute, Herr,“ sagte er, „die Wolken verkünden Schnee und Sturm; wartet lieber einen Tag oder zwei, es wird besser seyn.“

„Rache wartet nicht!“ entgegnete Rafaelo und schritt weiter, finster und entschlossen. Ihn hielt Nichts auf, ihn trieb sein Haß.

„Mein Bruder Guilielmo, heute noch wird dein Blut gerächt seyn!“ das war der Gedanke, der ihn begleitete, als er die steilen Pfade des St. Bernhard erklomm.

Um Mittag ruhte er eine Stunde, das Haupt gegen einen Felsen gelehnt. Dann ging er weiter, indem er höher und immer höher seinem Ziele entgegenstieg. Keinen Blick warf er um sich, noch hinter sich; sein finsteres Auge ruhte fest auf dem Boden und schweifte nur zuweilen nach oben hin, nach dem Gipfel des Berges, wo das Hospiz lag, in welchem der Feind wohnte, den er suchte. Für die erhabene Pracht der Natur, die ihn umgab, hatte er keinen Blick; er sah nicht die kühn empor-

ragenden Hörner und Kuppen der Riesenberge, um deren Häupter die Wolken spielten, nicht die glänzenden Felder von Schnee und Eis, nicht die prachtvollen Thäler mit ihren Matten und Wäldern hinter sich, — er sah nur vorwärts, sah nur die Gestalt des Feindes, den er suchte, sah sie blutend und gebrochenen Auges zu seinen Füßen liegen, wie er vor Jahren Guilielmo, seinen Bruder, gesehen! Im Vorgefühle der gesättigten, der befriedigten Rache lachte er zuweilen dumpf auf, und dann drückte er den Stutzen krampfhaft an sein Herz — die Waffe, worauf gravirt stand: „Tod dem Antonio Paoli!"

Je höher Rafaelo stieg, desto eisiger wehte ihm die Luft entgegen, desto schärfer und schneidender durchdrang sie seine Glieder. Er wickelte sich in seinen Mantel und schritt weiter, unaufhaltsam weiter; sein Ziel konnte ja nun nicht mehr fern seyn.

Düstere Wolken kamen gezogen und hüllten ihn ein mit ihrem feuchten Schleier; Finsterniß und dichte Nebel umgaben ihn. Seine Füße begannen auszugleiten auf dem eisigen Pfade, den er verfolgte, seine Glieder fingen an zu ermatten, — aber er ruhete und rastete nicht, unaufhaltsam drang er vorwärts.

Plötzlich stöberten ihm dichte Wolken von Schnee entgegen und heulend brach der Sturm los aus den Eisschlünden des St. Bernhard. Der Sturm faßte das Gewand des einsamen, düsteren Wanderers mit Gewalt und suchte es ihm von den Schultern zu zerren. Rafaelo stemmte sich dagegen — der Gewaltige riß ihn nieder, und die Wolken des fallenden Schnees bedeckten ihn im Nu mit einem weißen Tuche.

Er raffte sich wieder auf und drang vorwärts, vorwärts trotz Sturm und Schneegestöber.

Aber — wo war der Pfad, den er bis jetzt verfolgt hatte? Der frisch gefallene Schnee bedeckte denselben, und wirbelnd kamen neue und immer neue Massen, blendeten das Auge des Wanderers, drangen durch die Falten seines Gewandes, und der Sturm, der furchtbare, machte seine ermattenden Glieder zu Eis erstarren. Dennoch drang er weiter. Er schlang seinen Mantel eng um den Leib und kämpfte mit aller Kraft gegen die Macht des Sturms. Seine Füße wateten durch den Schnee, oft sank er bis an die Kniee hinein, oft glitt er aus und stürzte — aber immer raffte er sich wieder auf und eilte weiter.

Kein Seufzer kam über seine Lippen, kein banges Stöhnen entrang sich seiner Brust; sein Durst nach Rache bezwang lange selbst seine Erschöpfung.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

Der „Moniteur" bringt seit einiger Zeit eine Reihe von Aufsätzen unter dem Titel: „Ueber die öffentliche Sicherheit in Paris." Wir entnehmen diesen interessanten Notizen folgende wenig bekannte Anekdote. Am Tage vor dem Namensfeste Ludwigs XV. kam ein Ouvrier zu dem damaligen Polizeilieutenant Bellisle und entdeckte ihm, er habe zufällig einem Gespräche zugehört, woraus hervorginge, daß man dem König des andern Tages einen vergifteten Blumenstrauß überreichen werde. Der König, hiervon benachrichtigt, hielt am folgenden Morgen, als er die Huldigungen des Hofes entgegennahm, die überreichten Bouquete einem zu seinen Füßen liegenden Windspiele unter die Nase. Kaum hatte es den durch die königliche Familie dargebotenen Strauß gerochen, so fiel das Thier todt zu Boden. Frau v. Pompadour erblaßte und stieß einen Schrei aus. „Es ist nichts," sagte der König leise zur Marquise, „verstecken Sie in einer Falte Ihres Kleides die Leiche des armen Thieres, es mußte sterben, um das Sprüchwort zu rechtfertigen: „Fils de roi, frère de roi, jamais roi." — Dem Ouvrier ließ Ludwig ein Häuschen im Park bauen; bis an des Königs Ende brachte er ihm jeden Morgen einen frischen Blumenstrauß.

Admiral Russel, der bekanntlich die Franzosen in der Seeschlacht bei La Hogue schlug, und hierfür von König Wilhelm III. zum Range eines Grafen von Orford erhoben wurde, feierte diese Auszeichnung auf eine ganz eigene Weise. Er war ein großer Freund von Punsch und nahm sich vor, das größte Quantum zuzubereiten, welches je auf einmal gemacht worden sey. Er ließ zu diesem Zweck in seinem Park zu Chippenham eine Cisterne bauen und goß folgende Ingredienzien hinein: vier Oxhoft Branntwein, acht Oxhoft Wasser, fünfundzwanzigtausend Citronen, vierzig Flaschen sauern Limonensaft, dreizehn Centner Zukker, fünf Pfund geriebene Muscatnüsse, dreihundert geröstete Zwieback und ein Faß Malagawein. Auf diesem Teich schwamm ein kleines Boot, mit vier Matrosen besetzt, welche Allen, die da hinkamen, ein Glas Punch überreichten. Mehr als sechstausend Personen nahmen an dem Gezeche Theil und leisteten dabei so Vorzügliches, daß am folgenden Tage das Boot auf trockenem Boden lag.

Bei Gelegenheit des jüngst erschienenen Kometen kündigt ein englischer Astronom einen noch bei weitem bedeutenderen von 1858 bis 1860 an. Dies wird das Seitenstück zu dem Kometen von 1811 seyn.

Redaktion, Druck und Verlag von G. Ritter in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

Nro. 110. Dienstag, 13. September **1853.**

Marfreda.

(Fortsetzung.)

2.

Der Reisende fuhr täglich fort, merkwürdige Oertlichkeiten zu besuchen und seine Beobachtungen über den Charakter und die Sitten der Isländer zu vermehren. Sein steter Führer und Begleiter war Sämund Erlandson, dessen Eifer, Näheres über des Fremden Vaterland und dessen Zustände zu erfahren, mit jeder neuen Schilderung des jungen Irländers zu wachsen schien. So oft O'More in seiner begeisterten Bewunderung irgend eines hoch herabstürzenden Wasserfalles oder rauchenden Feuerberges den jungen Isländer versicherte, daß diese Scenen voll wilder Erhabenheit von keiner Eigenthümlichkeit seiner Heimath erreicht würden, versetzte Sämund: „Ach, mein Freund, ich beneide Euch nicht um Euere fruchtbaren Thäler und grünen Berge! Nein, ich möchte vielmehr die sittliche Vortrefflichkeit und die hohe geistige Bildung der Bewohner Euerer Heimath kennen lernen und — wo möglich selber erwerben!"

Von Tag zu Tag schien bei dem jungen Manne dieser Gedanke festere Wurzel zu schlagen, und obwohl O'More sich Mühe gab, einen Eindruck zu beseitigen, von welchem er Beeinträchtigung für das Glück seines Freundes fürchtete, — obwohl er ihn täglich versicherte, daß die moralische und geistige Ueberlegenheit der Briten nicht so groß seye, als er denke — eine Versicherung, welche er oft durch sehr treffende, wenn auch minder schmeichelhafte Beispiele und Skizzen seiner Landsleute beleuchtete: dies Alles wollte nicht fruchten. Sämunds Gedanken verweilten stets bei den Genüssen und Freuden eines Landes, wo Schulen und Universitäten, Buchdruckereien und Buchhandlungen, Bibliotheken u. dgl. m. in Fülle vorhanden waren, bis sich aus dieser fortdauernden Sehnsucht nach der Ferne ein Mißbehagen an seinen gewohnten Beschäftigungen und häuslichen Freuden ergab. Seine Angehörigen nahmen dies mit tiefem Bedauern wahr und es war besonders für Marfreda die Quelle großen Unbehagens.

Das junge Mädchen besaß jenen raschen, sichern Scharfblick, welcher dem Volke eigen ist, von dem sie ihre Herkunft ableitete, den Söhnen Erins; sie durchschaute alsbald Sämunds Gemüthszustand und sehnte sich nach einer Gelegenheit, mit ihrem gewohnten Freimuth darüber reden zu können.

Der würdige Hialte hatte nun seine gewöhnliche Sommerbeschäftigung, nämlich die Arbeit im Garten, wieder aufgenommen, in welchem er, trotz des kalten Klimas, doch beinahe alle für den Hausbedarf nöthigen Küchengewächse südlicherer Länder und andere Nutzgewächse zu ziehen wußte. Einige kleine Streifen Ackerlandes in der Nähe des Gehöftes lieferten Klee und Hafer zum Winterfutter für die Rennthiere und Schafe. Marfreda dagegen beschäftigte sich mit der Zucht einiger Blumen, welche noch unter diesem Himmelsstriche fortkommen, und Sämund half ihr zuweilen bei diesem Zeitvertreib.

Als sie ihn nun eines Tages im Garten ungewöhnlich zerstreut und gedankenvoll sah, so daß selbst ihre freundlichsten Worte ihm kaum mehr als eine kurze Antwort abzulocken vermochten, sagte sie:

„Ist es denn wirklich wahr und möglich, lieber Sämund, daß Du plötzlich unserer einst so geliebten Heimath überdrüssig geworden bist? Konnten wirklich die Schilderungen fremder Länder aus unseres Gastes Munde Dich so unzufrieden mit allem Dem machen, was einst Deines Lebens Lust und Freude war?"

„O nicht doch, meine süße Marfreda! Allein —" Er stockte.

„Nun, was denn?" fragte sie mit Thränen im Auge. „Ich bitte Dich, verhehle mir keinen Deiner Gedanken, Sämund!"

Er wollte nicht antworten und Marfreda sah darin die Bestätigung der Befürchtungen, die sie gehegt hatte. Aber sie ruhte nicht eher, als bis er ihr seine ganze Seele erschloß. — Der Wissensdurst und die unter seinen Landsleuten so allgemeine Liebe

zur Literatur hatten in diesem jungen Isländer ein solch glühendes Verlangen erweckt, die Länder zu besuchen, wo derartige Bildungsmittel leichter wie in seiner Heimath zu erlangen waren, daß er zugestand, er könne nicht wieder glücklich werden, so lange er nicht diesen Wunsch erfüllt sehe; gleichwohl versicherte er, seine Liebe zur Heimath und all ihren Reizen seye noch ungemindert und unauslöschlich.

Marfreda ließ ihn schweigend zu Ende kommen, dann entgegnete sie:

„Sieh, Sämund, unser Gast hat ein glänzendes Bild von fernen Scenen und Zuständen entworfen, um damit das Auge Deines Geistes zu blenden; aber glaube mir, er hat Dir die Lichtseite gezeigt und die Schattenseite sorgfältig verborgen!"

„Darin thust Du ihm Unrecht, Marfreda," versetzte Sämund; „er hat mich nie durch Schilderungen reicherer Länder von Hause wegzulocken gesucht, wie Du zu vermuthen scheinst; sondern er hat sich eher alle Mühe gegeben, mich von einem Versuche abzuhalten, welcher seiner Meinung nach nur in Enttäuschung endigen muß. Ich aber denke anders und habe meine Ansicht auf Thatsachen gegründet und auf Angaben, die ich aus ihm herauslockte, noch ehe er den Zweck meiner Fragen ahnen konnte. Ach, könnte ich doch mit meinen eigenen Augen darüber urtheilen!"

Marfreda sah ihn an, als begreife sie ihn kaum; dann sagte sie:

„Sprich offen, lieber Sämund, damit ich sehe, ob wir uns verstehen. Du hegst nicht nur den Wunsch, England zu sehen, sondern hast auch die Absicht, es zu thun; Du möchtest mit O'More nach seiner Heimath zurückkehren, nicht wahr?"

„So ist es, traute Marfreda! — Aber warum wirst Du bleich? Dieser Wunsch verträgt sich ja ganz gut mit meiner innigen Liebe zu Dir. Wir sind mit einander aufgewachsen und haben einander geliebt, seit wir nur denken konnten. Du weißt, es war abgemacht," fuhr er mit einigem Zaudern fort — „es war abgemacht, daß wir diesen Sommer heirathen sollten, und meine Reise, wenn ich sie ausführe, würde ja nur einen kurzen Aufschub, eine Verzögerung von einigen Monaten herbeiführen, welche Trennung unser späteres Glück nur erhöhen muß. Ich werde mir Kenntnisse, vielleicht sogar einen Ruf erwerben, Marfreda," sprach er feurig und seine Wange erglühte, — „Ruhm führt zum Reichthum, und ich kehre dann zurück und theile Alles mit Dir! Darum zweifle nicht an mir, Geliebte!"

„Ich werde nie den mindesten Zweifel in Deine Worte setzen, Sämund," erwiederte das Mädchen; „aber Deine Liebe ist nicht die, wie wir Frauen sie fühlen, ist nicht die meinige! Ruhm, Kenntnisse, Reichthum — was sind sie dem Weibe, das sie alle und noch mehr hingeben würde, um sich nur einen Tag, eine Stunde der Gesellschaft Dessen zu erfreuen, den sie liebt! — Sieh, Sämund," fuhr sie fort und die Worte schienen ihr nicht über die Zunge gehen zu wollen, „wenn Du Dein Verlöbniß mit mir als ein Hinderniß für die Erreichung Deiner Wünsche ansiehst, so soll es Dich nicht länger fesseln. Ich entbinde Dich von diesem Augenblick an sogar jeder Erinnerung daran.... Nein, laß alle Gegenvorstellungen, denn mein Entschluß ist unwandelbar: Du bist so frei, wie die Luft, die dort über den See hinstreicht.... Ich weiß, was Du sagen willst; allein sogar wenn Du jetzt jeden Gedanken an diese Reise aufgeben wolltest, so würde es bei mir keine Sinnesänderung mehr hervorrufen: Deine Liebe ist nicht die, wofür ich sie hielt — ist nicht wie die meinige!"

Die Stimme versagte ihr und in ihrem Busen gährte unverkennbar ein Streit zwischen Zärtlichkeit und Stolz, aus welchem Sämund, dessen frühere Liebe durch diese Wahrnehmung mächtig wieder belebt wurde, Vortheil zu ziehen suchte, um durch schnelle Verzichtleistung auf sein Reisevorhaben ihren Entschluß zu ändern.

Allein das Mädchen hatte sich bald wieder gefaßt und entgegnete:

„Nein, mein Freund, Du täuschest Dich. Wenn diese kurze Gefühlsaufwallung sich gelegt hat, wirst Du mir schwerlich den Vorzug vor Dem geben, was sich einmal so hartnäckig in Deiner Einbildungskraft festgesetzt hat. Verfolge Deinen Plan, mache den Versuch — meine weibliche Schwäche soll Dich nie wieder in der Ausführung Deiner Wünsche hindern; ich will sogar Alles thun, was in meinen Kräften steht, um die Erreichung Deiner Absichten zu fördern."

Ein Strom von Thränen hinderte sie am Weitersprechen; sie eilte ins Haus und rang in der Einsamkeit ihres Stübchens nach der Fassung und Stärke, deren sie zur Ausführung ihres Vorhabens so sehr bedurfte.

(Fortsetzung folgt.)

Aufopferung.

(Schluß.)

Rafaelo Bandello rang etwa eine Stunde gegen den Sturm und die wirbelnden Schneemassen. Seine Glieder erlahmten allmälig, seine Stirn bedeckte sich mit eisigem Schweiße, sein Blut schien in den Adern zu stocken, seine Kraft schwand dahin — aber nicht erlahmte seine Willenskraft, nicht sein Haß, nicht

sein Rachedurst. Wenn er wankte, wenn er ausglitt und niederstürzte, so griff er nach seinem Stutzen und sein Blick fesselte sich auf die Inschrift: „Tod dem Antonio Paoli!" und er raffte sich auf, immer wieder auf und schleppte sich weiter — gehend, gleitend, auf allen Vieren kriechend — nur weiter, nur dem Feinde näher, nach dessen Blut er dürstete.

Aber Rafaelo Vandello war zuletzt nur ein Mensch, wenn auch ein gewaltiger und mächtiger Mensch. Er stemmte sich gegen die Wuth des Sturmes, gegen den Grimm der Kälte, gegen die peitschenden Schneemassen, die ihm Hände und Gesicht zerrissen. Aber endlich mußte er doch unterliegen — seine Glieder versagten ihm den Dienst. Knirschend taumelte er zu Boden, ein Schrei, wild und gellend, schrillte durch das Heulen des tosenden Sturmes, und Rafaelo krümmte sich, dem wüthenden Elemente unterliegend, auf dem beschneieten Eise.

Er raffte sich nicht wieder auf. Seine Sinne verließen ihn, aber mit der letzten Kraft, mit der letzten Anstrengung griff er nach seinem Stutzen und preßte ihn an seine Lippen.

„Ich sterbe!" murmelte er — „sterbe ohne Rache!"

Noch einmal und wieder machte er eine krampfhafte Anstrengung, sich zu erheben. Den Stutzen hielt er fest in den erstarrenden Händen. Plötzlich ein lautes Krachen — der Stutzen ging los, die Kugel, für Antonio's Brust bestimmt, flog in die Luft. Mit dem letzten Zucken der Finger hatte er den Drücker berührt: der Schuß knallte und weckte den Wiederhall der hohen Felsen und Eiswände — aber Rafaelo hörte den Knall nicht mehr, er lag starr und gebrochenen Auges am Boden, sein Antlitz war bleich und das Herz, das so heiß nach Rache gedürstet, es pochte nicht mehr; es war still, still wie die weiße Decke, die der Schnee wie mitleidig über seinen Körper warf.

Noch wenige Minuten und der Sturm war vorüber. Die Schneemassen stöberten in die tieferen Thäler hinab, die düsteren Wolkenberge schwanden zerrissen in weite Fernen, und die Sonne begann strahlend ihr goldenes Licht aus der Bläue des Himmels über die grausige Gegend zu werfen.

Das tiefe Bellen eines Hundes wurde vernehmbar. Gleich darauf erschien das schöne Thier mit langem Haar und Schweif, die Nase spürend am Boden, um die nächste Felsenwand, und unmittelbar folgten drei Männer in Mönchstracht. Ihre Kaputzen waren vom Schnee bedeckt, selbst in ihren Bärten hing Schnee und Eis, und ihr ganzes Aussehen zeugte von großer Erschöpfung.

„Du hast Dich getäuscht, Bruder Antonio," sagte einer der Mönche zu dem, der voranschritt; „was Du für einen Schuß hieltest, war sicher nur das Krachen einer Lawine. Laß uns zurückkehren, Deine Kraft ist erschöpft, Du wirst unterliegen — schone Dein Leben!"

Dieser schüttelte mit ernstem Lächeln das Haupt.

„Mein Leben ist der Rettung Unglücklicher geweihet," erwiederte er sanft; „keine Anstrengung darf uns zu groß scheinen und keine Rücksicht auf uns selbst uns abhalten, diesem Ziele nachzustreben. Aber sieh, mein Bruder, ich täuschte mich nicht: der treue Hund hat die Spur gefunden."

In der That blieb der Hund an einer gewissen Stelle stehen, scharrte mit den Vorderfüßen den Schnee zur Seite und bellte heftig.

Der Mönch trat rasch herzu, unterstützte die Bemühungen des Hundes und zog einen Ohnmächtigen aus seinem Schneegrabe hervor; mit ihm ein Gewehr. Er nahm es in die Hand, warf einen Blick darauf und erblaßte: er hatte die Schriftzüge auf dem Laufe gesehen und die Worte in seiner Muttersprache: „Tod dem Antonio Paoli!" gelesen.

„Er ist es — es ist Rafaelo Vandello, und er ist gekommen, mich zu tödten!" murmelte er. „Aber wie dem auch sey, mein Leben steht in Gottes Hand, und Rafaelo muß gerettet werden."

Rasch leisteten die andern Mönche hilfreichen Beistand. Antonio kniete neben dem Verunglückten, legte das Haupt desselben in seinen Schooß und nahm aus einem Kästchen, das einer der Gefährten ihm darbot, stärkende Essenzen. Liebevoll und eifrig war sein Bemühen um den Todfeind.

Der Erstarrte erwachte zu neuem Leben, seine Kraft kehrte zurück; stumm und düster, ohne den Mönchen zu danken, folgte er ihnen zum Hospiz. Er hatte in Antonio, seinem Retter, Den erkannt, den er haßte und dem er den Tod geschworen mit heiligem Eid.

Die Mönche brachten ihn zur Ruhe. Er blieb allein. Erst am folgenden Tage trat ein verhüllter Mönch in seine Klause. Er schlug, nachdem er eingetreten, die Kaputze zurück. Rafaelo bebte zusammen: Antonio stand vor ihm.

„Rafaelo Vandello," sprach der Mönch mit sanfter Stimme, „Du bist gekommen, mich zu tödten. Wohlan, ich bin bereit, Dein Opfer zu seyn; aber erst höre mich."

Finster und niedergeschlagenen Blickes nickte Rafaelo mit dem Kopfe, und Antonio begann:

„Ich bin der Mörder Deines Bruders und somit der Blutrache verfallen. Aber ich schwöre Dir bei Gott, zu dem ich meine reine Hand emporhebe, daß ihn das Verhängniß tödtete und nicht mein Wille. Ich jagte am Strande. Ein Adler saß auf dem Felsen — meine Kugel flog — Dein Bruder trat in demselben Augenblick hinter der Felsenwand vor, und meine Kugel, dem Adler bestimmt, zerriß seine Brust und — mein Herz. Ich floh, denn ich durfte

nicht hoffen, bei Dir Glauben zu finden, selbst wenn ich Dir die Wahrheit erzählte. Mein unglückliches Schicksal füllte mein Herz mit tiefer Betrübniß. Ich verließ die Welt, um Gott mein Leben zu weihen, denn die Welt hatte keine Freuden mehr für mich, an dessen Hand Blut klebte, wenn auch unschuldig vergossenes Blut! — Rafaelo Bandello, seit zwölf Jahren lebe ich in dieser Oede; seit zwölf Jahren ist kein Tag vergangen, an welchem ich nicht heiße Gebete für die Seele Deines Bruders zu Gott emporgesandt hätte; seit zwölf Jahren habe ich tausendmal mein Leben auf's Spiel gesetzt, um Verunglückte zu retten, wie Dich; seit zwölf Jahren ist mein Leben nur Eine lange Buße, Eine lange Aufopferung für die Menschheit gewesen! — Rafaelo Bandello, Bruder des getödteten, nicht aber gemordeten Guilielmo, auch die letzte That meines Lebens soll seyn, wie die Thaten der vergangenen zwölf Jahre meiner Buße. Nimm mein Leben, ich opfere es Deiner Rache! — Aber, Rafaelo, im Tode vergiß! im Tode verzeihe und bete für mich, der ich büßte!"

Lange, lange saß Rafaelo Bandello in düsterm Schweigen. Seine Brust arbeitete mächtig.

„Antonio!" rief er endlich aufspringend, indem er seine Arme um den Hals des Mönches schlug und den Ueberraschten an seine Brust drückte — „Antonio! ich verfolgte Dich mit Mordgedanken, und Du rettetest mein Leben! — Ich spreche Dich frei von jeder Schuld! Leben um Leben, so lautet das heilige Gesetz der Blutrache. Meinem Bruder nahmst Du das Leben, mir gabst Du das meinige zurück. Der Schwur der Rache ist gelöst!"

In stummer Umarmung hielten sich die beiden Männer umfaßt. Lange, lange standen sie Brust an Brust, fest einander umschlingend, und ihre Thränen vermischten sich.

* * *

Rafaelo verließ das Hospiz nicht wieder, um in die Heimath zurückzukehren. Antonio's Aufopferung hatte seinen Haß bezwungen. Er ward ein Mönch und weihete den Rest seines Lebens dem Wohle der Menschheit. In brüderlicher Freundschaft theilte er die Mühen Antonio's. Der ganze, volle und einzige Zweck ihres Daseyns, es war kein anderer, als Aufopferung.

Sehet, so wunderbar weiß Gott durch die Kraft der Tugend die Herzen der Menschen zu zwingen; so wunderbar weiß Er, der Allmächtige, den Haß und die Bitterkeit des Herzens durch aufopfernde Tugend in Freundschaft und Liebe zu verwandeln.

Mannigfaltiges.

Paris. Die beiden kaiserlichen Kronen nähern sich ihrer Vollendung. Es ist ein Gewimmel von Diamanten und Smaragden, daß einem die Augen davon übergehen, wenn man lange darauf sieht. Acht Strahlen erheben sich aus dem Stirnbande von Diamanten, erst senkrecht, dann, mit einer leichten Krümmung sich in horizontaler Richtung biegend, laufen sie in einer Weltkugel zusammen, die ein Malteserkreuz trägt. Die Strahlen ruhen auf goldenen Adlern mit ausgebreiteten Flügeln. Der Künstler scheint mehr die Krone Ludwigs des Heiligen als Karls des Großen zum Muster genommen zu haben. Die beiden Kronen — eine größere und eine kleinere — erinnern mehr an die Karls X. als an das Diadem Napoleons I. Ueber die Stelle der sogenannten historischen Steine ist noch nichts bekannt geworden, der bekannte Regent wird in der Mitte des Stirnbands prangen.

Auf der **Chicago- und Mississippi-Bahn** sind für die dabei angestellten Arbeiter Wohnungen nach einem neuen Prinzipe gebaut worden. Das aus 100 Personen bestehende Arbeiterpersonal lebt nämlich auf den Schienen in großen Wagen, die Schlafstuben, Küchen, Ställe für das Vieh ꝛc. enthalten. Sie bringen ihre Behausungen immer dahin, wo es für sie zu thun gibt; ihre Kühe grasen längs der Bahn auf den Wiesen, und müssen sie weiter ziehen, dann packen sie ihren ganzen lebendigen Haushalt als moderne Nomaden in ihre rollenden Häuser und ziehen mit Dampfeseile weiter.

Ueber das Treiben einiger **Religionssekten** in der Gegend von Gummersbach theilt die „Elberfelder Zeitung" Folgendes mit: In den Gemeinden Kierspe und Halver findet man Nachts an in den Wäldern gelegenen Teichen und Sümpfen nackte Gestalten, mit denen die eigenthümlichsten feierlichen Handlungen vorgenommen werden. Ein Sünden-Abwaschen und Neu-Taufen ist der Schluß der Ceremonien. In Wipperfürth haust wieder eine andere Religionssekte und macht viel von sich reden.

Der **Sultan** ist erst 30 Jahre alt, hat aber bereits 15 anerkannte Kinder, und zwar 10 Söhne, darunter Zwillingsbrüder, die 1850 geboren sind, und 5 Töchter. 1840 wurde er dreimal Vater; 1842 auch dreimal; 1844 zweimal; 1846 einmal; 1848 zweimal; 1849 einmal und 1850 dreimal.

Redaktion, Druck und Verlag von G. Ritter in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

Nro. 111. Freitag, 16. September 1853.

Marfreda.

(Fortsetzung.)

Als Marfreda am folgenden Tage wieder mit Sämund zusammentraf, hatte sie sich völlig in ihrer Gewalt; trotz ihrer Blässe sprach sie mit ihrem sonstigen Frohsinn und lebhaften Wesen. Vergebens suchte Sämund die Rede wieder auf ihre gegenseitige Neigung und ihr Verlöbniß zu bringen: sie ließ ihn nicht auf den Zweck seiner Unterredung zurückkommen, sondern drang vielmehr in ihn, er solle seinem Herzenswunsche folgen und die Einladung O'More's annehmen, welcher ihn aufgefordert hatte, mit ihm in sein Vaterland zurückzukehren; ja sie versprach sogar, bei seinen Eltern ihren ganzen Einfluß aufzubieten, daß sie in diese Reise willigen möchten. „Sie sollen Dich nicht so sehr vermissen," schloß sie, „denn ich werde bei ihnen bleiben und ihnen stets als Tochter begegnen."

Sämund hegte zwar insgeheim manche ahnungsvolle Bedenken, ob der Tausch, den er gegen Marfredens uneigennützige Liebe eingehe, auch dies Opfer werth sey, und seine Zweifel waren oft recht peinlich für ihn; allein die unerwartete Gelegenheit zur Erreichung seiner längst gehegten Wünsche war für ihn doch eine allzu große Versuchung, als daß er ihr hätte widerstehen können, — weder die Vernunftgründe seines Vaters noch die Thränen seiner Mutter konnten ihn bestimmen, sein Vorhaben aufzugeben, so daß die treuen Eltern endlich in seine Absicht willigten und der Sira Hialte mit der wahrhaft christlichen Ergebung, die einem Diener des göttlichen Wortes ziemt, sich in das Unabwendbare fügte und den Ausgang Dem anheimstellte, welcher Leid und Freude zu unserem Besten über die Seinigen verhängt. Und diesen Trost schöpften auch seine Gattin und seine Mündel aus dem ihnen gar vertrauten Worte der Heiligen Schrift.

Es schien sich nur noch ein einziger Umstand der Erfüllung von Sämunds Wunsche in den Weg zu stellen, und dies war der Mangel an Geld; denn so wenig diese schlichten Menschen auch mit der Welt und ihrem Verkehr bekannt waren, so ahnten sie doch, daß zum Fortkommen eines Reisenden in den civilisirtesten Ländern der Welt das Geld ein unerläßliches Bedürfniß seye. In ihres Herzens Einfalt besprachen sie diesen Gegenstand vor ihrem Gaste, welchen sie, trotz der kurzen Frist, die er erst unter ihnen verbracht, doch als Freund und vertrauten Hausgenossen betrachteten, weil er sich mit dem seinen gebildeten Landsleuten eigenen Takte all ihren Sitten, Bräuchen und Beschäftigungen anbequemt und sowohl durch seine Gespräche als durch sein treuherziges, wohlwollendes Wesen ihr ganzes Vertrauen gewonnen hatte.

„Ich weiß," sagte der Prediger, „daß man Geld braucht, wenn man die Länder der handeltreibenden Engländer bereiset; aber sagt mir, O'More, ist es in Euerem engeren Vaterlande auch so, oder hält der irische Vornehme und Häuptling noch immer sein Haus den Fremden offen und heißt namentlich Den willkommen und bewirthet ihn, der aus Wissensdrang seine Heimath besucht?"

„Mit nichten, ehrwürdiger Herr," versetzte der junge Ire; „ich muß leider zu unserer Schande gestehen, daß wir dem schönen Brauche unserer Väter hierin schmählich untreu geworden sind; — unsere Vornehmen haben nun Schlösser vor die Thore ihrer Burgen gelegt, und man kann ihnen das nicht einmal verdenken, denn sie hätten sonst bald nicht mehr so viel, um nur einen Gast bewirthen zu können; und was nun den Willkommen für einen Gelehrten insbesondere anlangt, so würde — ich scheue mich beinahe es zu gestehen — die Weisheit und Gelehrsamkeit eines Salomo in meiner Heimath leider im Allgemeinen nicht für halb so empfehlend erachtet werden, als ein schönes Fuhrwerk und eine wohlgefüllte Börse. Aber Ihr müßt dafür eben jenes Handelsvolk tadeln; unsere Vermengung mit den Sassenach (Sachsen) hat diese Veränderung zuwege gebracht. Um jedoch die holde Marfreda zu beru-

zigen," fuhr O'More fort, „welche so entsetzt darein blickt, muß ich hinzufügen, daß man in denjenigen Gegenden, wo noch immer Ueberreste des ungemischten milesischen Stammes zu finden sind, auch noch Spuren der Gastfreiheit früherer Zeiten trifft, — dort ist die Thüre Keinem verschlossen, und der Ire theilt gern mit dem Fremdling seine Kartoffeln, so lange er deren noch zu geben hat."

Die isländische Familie drückte ihre Verwunderung darüber aus, da sie auf Befragen von dem Gaste erfuhr, daß er selbst, als Ire, vielen Geldes bedürfe, wenn er in seiner eigenen Heimath reisen wollte.

„Ja," setzte er hinzu, „es ist leider nur allzu wahr, daß man in keinem Land auf Erden nöthiger des Geldes bedarf, als in Irland! O Sämund," wandte er sich an diesen, „wie sehr wünschte ich, wohlhabender zu seyn, um Euch Geld anbieten zu können; aber vom Reichthum werde ich wohl niemals geplagt werden. Erlaubt mir, meine lieben Freunde," sprach O'More zu der Familie, „Euch einen Blick in mein eigenes vergangenes Leben thun zu lassen, damit Ihr daraus ersehet, daß es mir nicht am guten Willen, sondern an der Möglichkeit fehlt, meine Liebe für Sämund durch Unterstützung in seinem Vorhaben zu bethätigen.... Ich ward erzogen mit der Aussicht auf die Erbschaft eines Rittergutes, das seit undenklichen Zeiten meiner Familie gehört hatte, das einzige Ueberbleibsel von einer großen Strecke von Ländereien, die einst den O'Mores gehört hatten, und weitaus das Beste, was von meinen Ahnen überkommen. Bei dem Tode eines Verwandten, welcher es in Besitz gehabt hatte, fiel es an mich und ich erfreute mich seines Besitzes, so gut ich konnte. Dies war die schönste, die goldene Zeit meines Lebens — nur schade, daß sie von so kurzer Dauer war, denn bald wechselte das Glück. Ein Verwandter von mir, aus einem andern Zweig der Familie, machte Ansprüche an mein Erbe und suchte diese vor den Gerichten herzustellen. Ich will nicht auf die Einzelnheiten des Rechtsstreites eingehen, der sich hieraus entspann, sondern begnüge mich zu sagen, daß diese Ansprüche, obwohl ungerecht, dennoch Hoffnung hatten, den Sieg davon zu tragen. Eine alte Urkunde, deren Beibringen alles Vorgebrachte meines Gegners für immer entkräftet haben würde, konnte nicht aufgefunden werden. Ich erfuhr als gewiß, daß jene Urkunde im Besitz meines Großoheims gewesen, welcher schon lange vor meiner Geburt nach Norwegen gezogen war und sich dort niedergelassen hatte; und ich unternahm die Reise nach jenem Lande in der schwachen Hoffnung, das wichtige Dokument von seinen Nachkommen herauszukriegen. Allein meine Erwartungen gingen nicht in Erfüllung; mein norwegischer Vetter empfing mich zwar auf das Wohlwollendste und behielt mich, da die Nachkommenschaft jenes alten Herrn, welcher mit den für mich so wichtigen Papieren einst ausgewandert, sehr zahlreich und in den verschiedenen Landestheilen angesiedelt war, so lange bei sich, bis wir alle Nachkommen des alten O'More ausfindig gemacht und sie von meinem Anliegen benachrichtigt hatten. Doch alle meine Bemühungen, das verhängnißvolle Papier zum Vorschein zu bringen, waren erfolglos und ich reiste endlich ab. Auf der Heimkehr nach meinem Vaterlande habe ich, wie Ihr wißt, Euere gastliche Insel besucht, wo ich mit unvergeßlichem Wohlwollen aufgenommen worden bin und Zeuge von vernünftigen Freuden und Genüssen, von uneigennütziger Liebe und einer edlen Einfalt und Herzlichkeit von Sitten gewesen bin, wie ich sie in andern Ländern nicht wieder zu finden hoffen darf. Nunmehr aber" — schloß der junge Mann trübe — „blüht mir nur die Aussicht, daß ich bald nach meiner Rückkehr in mein schönes Irland mein Erbtheil aufgeben und damit natürlich auch meine Stellung in der Gesellschaft und jede mit meinem Geburtsland in Verbindung stehende Hoffnung aufgeben muß. Mein Entschluß steht fest, wenn ich mein Besitzthum verliere, so trete ich entweder in die Armee, oder ergreife irgend einen andern Beruf, welcher mir die Demüthigungen erspart, meine veränderten Vermögensverhältnisse vor meinen früheren Gefährten und sogenannten Freunden zeigen und mich von ihnen verlassen sehen zu müssen. Allein bis ich wirklich aus meinem Erbe vertrieben bin, werde ich noch immer Ansehen und Anhang genug besitzen unter den Vornehmen und Lebemännern — ja auch unter den Gelehrten und Berühmten, Sämund! — um Euch in ihre Kreise einzuführen und Euch Gelegenheit zu eigenem Urtheil darüber zu geben, in wie fern sie den Vorstellungen entsprechen, welche Ihr Euch von ihnen gemacht habt!"

„Und werdet Ihr denn nicht immer dieses Ansehen und diesen Einfluß bei denselben behalten?" fragte der Pfarrer. „Ich kann nicht begreifen, wie der Verlust des Vermögens diesen beeinträchtigen soll. Ihr seyd ja nach wie vor ein Mann von Bildung und Kenntnissen, ein Ehrenmann und der Achtung und Freundschaft aller Guten würdig!"

„Ich kann Euch versichern," entgegnete O'More bitter, „daß ein Mann bei uns nichts gilt, wenn er arm ist! Das ist einmal die Weise der Welt!"

(Fortsetzung folgt.)

M a l t a.

Aus dem großen, weiten Becken des mittelländischen Meeres, gleich natürlichen Wächtern zwischen zwei

Welttheilen, erheben sich, im Süden nach Afrika, im Norden nach Europa schauend, dicht neben einander, drei mit steilen, großentheils unzugänglichen Felsengestaden umgürtete Inseln. Gozzo und Comino heißen die kleineren; aber die größeste derselben und zugleich die südlichste, ist jenes Malta, dessen Namen strahlend in den ehernen Tafeln der Geschichte aufgezeichnet steht, dieselbe kleine Insel, welche Jahrhunderte hindurch eine so bedeutende Rolle in der Entwickelung des historischen Dramas der Welt zu spielen berufen war, und noch jetzt einer derjenigen festen Punkte, deren Wichtigkeit die britische Handelspolitik so sehr zu schätzen weiß.

Alle drei Eilande waren ursprünglich unfruchtbare, von Vegetation ganz entblößte, nackte Felsen; aber die wunderthätige Kraft des menschlichen Fleißes hat sie in die fruchtbarsten, reizendsten Gärten umgeschaffen und sie in den bevölkertsten Fleck der Erde verwandelt. Jeder Zoll breit Boden ist hier benutzt. Die Oberfläche der Felsen hat man zerschlagen und geebnet, Erde von Sicilien und Afrika geholt und aufgeschüttet, die so gewonnenen Felder durch Mauern vor dem Wegspülen geschützt. Beispiellos war die Anstrengung, beispiellos der Erfolg. Die einst starren Felsen bringen jetzt alle Erzeugnisse des südlichen Europa und Nord-Afrika's, Obst, Gemüse, Baumwolle, Zuckerrohr in großer Vollkommenheit hervor. Getreide gedeiht vortrefflich; für die gar zu dicht gedrängte Bevölkerung reicht es jedoch nicht aus, und das Fehlende muß aus Sicilien eingeführt werden. Die Südfrüchte sind so köstlich, daß sie selbst nach Genua und Livorno, also dahin verfahren werden, wo sie selber in großer Güte wachsen. Von dem herrlichsten Klima begünstigt — es friert hier nie, und vor allzugroßer Hitze schützen Seewinde — blühen selbst die Blumen hier weit duftender und üppiger als in Europa, so daß die Rosen von Malta schon im Alterthum berühmt waren. Es fehlt an Waldungen, aber der Mangel wird wenig gefühlt, denn selbst im strengsten Winter weht hier Frühlingsluft, und die Zimmerheizung ist hier ein unbekanntes Bedürfniß. Bauholz aber führt man von der afrikanischen und sicilianischen Küste reichlich herbei. Die Einwohnerzahl auf den drei Inseln übersteigt gegenwärtig 120,000, wovon 95,000 auf Malta kommen — gewiß eine ungeheure Zahl für einen Raum von nicht ganz acht Quadratmeilen, und die Bevölkerung Deutschlands und Frankreichs an Dichtigkeit fünfmal übertreffend, da 15,000 Menschen auf jede Quadratmeile kommen.

Keine Forschung ist im Stande gewesen, das Dunkel zu erhellen, welches auf der frühesten Geschichte Malta's ruht. Nur so viel weiß man, daß die Colonisirung dieser einsamen Eilande bis in die graueste Vorzeit reicht. Die ersten sicheren Nachrichten stammen aus der Zeit von 736 vor Chr., wo die Phönicier von Malta, welches damals Melita hieß, Besitz nahmen, Faktoreien und Niederlagen gründeten und von hier aus die umliegenden Küstenmärkte versorgten; doch wurden sie auch nach zwei Jahrhunderten wieder vertrieben, und die Carthager benutzten die Insel als Stapelplatz für den afrikanischen Handel. Unter ihrer Herrschaft, 400 vor Chr., hob sich die Cultur und Bevölkerung so sehr, daß Malta ein Waffenplatz und eine Hauptstütze carthagischer Macht im mittelländischen Meere war. Dadurch erlangte Malta eine solche Wichtigkeit, daß die Alles an sich raffenden Römer ihr Auge auf die wichtige Insel warfen, worauf denn im ersten Punischen Kriege Malta's Schätze die Beute des Attilius Regulus wurden und Cornelius, im Namen Roms von der Insel Besitz nahm. Von den Carthagern vertrieben, kehrten sie abermals zurück und der römische Adler gewann um so festern Fuß, als Lutatius die Macht des Feindes gebrochen hatte. Nicht nur Malta, sondern alle Inseln zwischen Afrika und Italien fielen durch einen Vertrag vom Jahr 242 vor Chr. in die Hände der Römer. Auch diese neuen Herren ermunterten auf jede Weise die Industrie der Bewohner. Die Tempel der Götter wurden wieder neu erbaut und die Fabrikate von Baumwolle und Leinwand bildeten einen wichtigen Gegenstand für den römischen Luxus. Bei der Theilung des römischen Reichs fiel Malta dem byzantinischen Kaiser Constantin zu. Späterhin, als dieses Reich unterging, eroberten die Vandalen Malta, hatten es aber kaum zehn Jahre lang im Besitz gehabt, als die Gothen heranstürmten und im Jahre 164 n. Chr. die Insel in Beschlag nahmen. Sie schienen Malta indeß nur des Plünderns wegen angegriffen zu haben; Handel und Verkehr lagen darnieder und ihre Politik trieb sie zu neuen Eroberungen fort, da jedes Land, welches sie heimsuchten, rasch in Elend und Armuth versank. Erst nach siebzig Jahren, mit der Landung des edlen Belisar, der eine mildere und geregeltere Regierung brachte, kehrte Industrie und Wohlfahrt zurück. Von Justinian's Regierung bis zu den durch die arabischen Piraten ausgeführten Grausamkeiten (im Jahre 818) bietet die Geschichte Malta's ein leeres Blatt dar. Da aber ward die Insel von neuen Trübsalen heimgesucht; die Männer wurden von jenen erschlagen und ihre Schätze weggenommen, die Weiber und Kinder als Sklaven verkauft und Malta unter die Herrschaft des damaligen Emirs von Sicilien gestellt. Diese Araber waren vermuthlich die Ersten, welche den alten Namen Melita in Malta corrumpirten, eine Stadt auf demselben Felsen bauten, der jetzt die unbesiegliche Festung St. Angelo trägt, und die Insel zu einem Schlupfwinkel für Seeräuber machten. Späterhin begannen die Araber hier eine geordnetere

Colonisation, und dieser Volksstamm bildet, mit Italienern und Neugriechen vermischt, die Masse der heutigen Bevölkerung.

Die Malteser reden eine aus dem Italienischen und Arabischen zusammengesetzte Mundart, sind kühne Seefahrer, schlaue Handelsleute und bebauen mit unermüdlicher Anstrengung den Boden. Seit 1130, als die Herrschaft des Halbmondes vor der Fahne des Kreuzes sank, bekennen sie sich zur katholischen Religion.

Im Jahre 1530 schenkte Kaiser Karl V. Malta und die kleinern Inseln den Johanniterrittern, nachdem diese in ihren Kämpfen mit den Türken alle ihre Besitzungen im mittelländischen Meere verloren hatten, unter der Bedingung, einen beständigen Krieg gegen die Ungläubigen zu führen und die Seeräubereien der Arabeskenstaaten im mittelländischen Meere zu vertilgen. Von jener Zeit an wurden die Glieder jenes Ordens Malteserritter genannt und La Valetta (so genannt von dem hochherzigen Großmeister dieses Ordens, La Valetta) Malta's Hauptstadt und Hauptsitz ihrer Macht. Den steten Angriffen der Türken ausgesetzt, die mehrmals ihre ganze Seemacht gegen Malta führten, nöthigte dies den Orden, nicht blos La Valetta, sondern auch andere zugängliche Punkte der Insel auf jede erdenkliche Weise zu befestigen. Zwei Jahrhunderte lang widmete man dem Zwecke, diesen Hauptsitz des kriegerischen Ordens unüberwindlich zu machen, unermeßliche Summen, die aus den, durch ganz Europa zerstreuten Besitzungen der Ritter herbeiströmten. Am bewunderungswürdigsten sind die ganz in den Felsen eingehauenen Werke von La Valetta, die so fest sind, daß bei entschlossener Abwehr der Platz durch Waffengewalt gar nicht zu nehmen ist. Daher brach sich denn auch die Gesammtmacht der Türken mehrere Male an ihnen, und die heldenmüthige Vertheidigung der Hauptstadt im Jahre 1565 gegen den furchtbaren Soliman gehört unter die schönsten Großthaten des Jahrhunderts.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

Eine tragische Geschichte beschäftigt in diesem Augenblicke die Pariser Welt. Adriane v. N. hatte vor zehn Jahren in den Bädern von Dieppe einen jungen spanischen Diplomaten kennen und lieben gelernt. Das platonische Verhältniß wurde durch eine Conventionsheirath, zu der Adriane gezwungen wurde, unterbrochen. Im vorigen Jahre schloß sich Adrianens Gemahl, der Graf von ***, ein lebhafter und abenteuerlicher Geist, einer Unternehmung zur Bereisung des Innern von Afrika an. Einige Monate später kehrten von 41 Reisenden nur 4 nach Cadix zurück; die übrigen hatten unter den wilden afrikanischen Stämmen ihren Tod gefunden. Adriana betrauerte pflichtmäßig ihren Gemahl und kam im vergangenen Dezember nach Paris. Auch Don Manoel, der Spanier, traf da ein; er liebte Adriana noch immer mit gleicher Gluth, und es war bald für die Welt kein Geheimniß mehr, daß er der Bevorzugte der jungen, schönen und reichen Wittwe sey. Die übrigen zahlreichen Anbeter, welche sie von ihrem ersten Erscheinen in Paris umschwärmt hatten, zogen sich zurück. Das Glück der Liebenden schien gesichert. Da fiel wie ein Blitzstrahl aus heiterem Himmel die Nachricht herein, der Graf sey nicht todt, er sey nebst noch zwei Engländern den Klauen der Wilden entkommen. Am selben Tage, wo diese Nachricht in den Pariser Journalen erschien, reis'ten die Liebenden nach einer kleinen Stadt in der Nähe von Paris ab, mietheten ein Zimmer und schlossen sich ein. Nach einer Stunde ertönten zwei Pistolenschüsse. Man eilte herbei, man fand zwei in ihrem Blute schwimmende Leichen. — Und der Graf? Das eben ist das Fürchterlichste an der ganzen Geschichte, der Graf ist wirklich todt. Es liegen unwiderlegliche Beweise davon vor; — die Nachricht, daß er lebend zurückgekehrt sey, war blos von einem ehemaligen Anbeter Adriana's ausgesprengt worden. So erzählt die „Independance".

Augsburg. Der hiesige Großhändler Georg Heinzelmann beabsichtigt im Verein mit einer Actiengesellschaft auf seinem Anwesen nahe am Jakoberthore an der Lechhauser Chaussee, am Lechkanale „Hanretbach", wozu 5 verwendbare große und kleine Gebäude mit einem Flächenraum von 5½ Tagwerk gehören, die Errichtung einer neuen Baumwollspinnerei von 20,880 Spindeln, um mit zwei Drittel der Spindelzahl feine Primagarne Nr. 50 bis 120 vermittelst trefflicher, zum Theil neuerfundener Schlumberger'scher Maschinen (als die geschätztesten zur Feinspinnerei geltend, noch nirgends übertroffen), und mit einem Drittel mittlere und grobe Garne aus dem Abfall zu erzeugen, und hat Herr Heinzelmann sein Programm bereits ausgegeben, aus dem wir Folgendes hervorheben: Das hiezu erforderliche, eher zu hoch als zu niedrig angenommene Kapital beträgt 625,000 fl. und wird in 1250 Actien zu 500 fl. vertheilt, an denen sich der Genannte mit 100 Aktien betheiligt, und ist in wenigen Tagen über die Hälfte dieser Summe gezeichnet worden, so daß das baldige Zustandekommen der Unternehmung nicht bezweifelt wird.

Am 13. und 14. August wurden in New-York nicht weniger als 183 Personen durch Sonnenstiche getödtet.

Redaktion, Druck und Verlag von G. Ritter in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

Nro. 112. Sonntag, 18. September 1853.

Marfreda.

(Fortsetzung.)

Aufgeräumter fuhr der junge Ire fort:

„Solche Ansichten, meine Freunde, sind indeß in der ganzen Welt üblich, nicht in meiner Heimath allein. Ich bin überzeugt, daß unter der Menschheit noch immer theilweise das alte Wohlwollen und die uneigennützige Liebe und Freundschaft herrscht — mir aber war es nicht beschieden, sie allerwärts kennen zu lernen. Dennoch, meine Freunde, laßt uns von Sämunds Reise sprechen; vertraut ihn mir an, arm wie ich bin: ich werde gewiß Alles aufbieten, was in meinen Kräften steht, um ihm nützlich zu seyn!"

„Ich danke Euch, lieber O'More!" erwiederte Sämund. „Wißt Ihr aber auch," wandte er sich an die Gesellschaft, „daß sich mir eine gegründete Aussicht eröffnet, so reich zu werden, als für mein Vorhaben nothwendig ist?"

Man drang in ihn, sich deutlicher zu erklären, und der junge Isländer fuhr fort:

„Der Eisbär, welcher mir den ersten Anlaß zur Bekanntschaft mit unserm Gaste gab, soll mir auch die Mittel liefern, mit ihm in sein Vaterland zu reisen. Ihr wißt, daß wir von diesem grönländischen Besucher in unserer Nachbarschaft seit dem Abend seiner Ankunft nichts mehr hörten, denn er mochte sich unzugänglichere Gegenden zum Aufenthalt erwählt haben; allein seit gestern Nacht ist er wieder an den Ufern des See's erschienen, und wenn Ihr mir Alle," sprach er gegen das Gesinde gekehrt, „wenn Ihr mir Alle dabei behilflich seyn wollt, werde ich Euch heute Abend auf seine Fährte bringen, — ich habe absichtlich keine Hilfe von unsern Nachbarn begehrt, damit ich mich nicht in der Hoffnung täusche, ihn selber zu erlegen, und ich will es schon so einrichten, daß alle Gefahr nur auf mich allein kommt. Rüstet nur Euere Gewehre und begleitet mich dann!"

O'More erkundigte sich, in wie fern dieses Waidmannsstück die Reise sollte möglich machen können, und man erwiederte ihm, daß derjenige, welcher einen Polarbären erlege, nicht allein einen schönen Preis für das Fell, sondern auch eine bedeutende Belohnung von dem Könige von Dänemark, ihrem Landesherrn, erhalte.

Der Gast erbat sich natürlich die Erlaubniß, die Jagd mitmachen zu dürfen, und der Angriffsplan ward nach allen Theilen erwogen und verabredet. Wir übergehen die Furcht und die Bitten von Sämunds Mutter, als sie ihn an der Spitze seiner Leute auf das gefährliche Abenteuer ausziehen sah, und wollen der armen Marfreda stummen, aber doch sprechenden Blick der unterdrückten Angst nicht schildern, welche sich zwar nicht mehr als die verlobte Braut des jungen Isländers betrachtete, aber es doch ihrem Selbstgefühl schuldig zu seyn glaubte, ihre innige Theilnahme an seiner Wohlfahrt bestmöglich zu verhehlen.

Der Sira Hialte brach den Befürchtungen seiner Frau dadurch die Spitze ab, daß er seine eigenen Erlebnisse bei einer ähnlichen Gelegenheit erzählte, dabei aber doch nicht unterließ, seinen jüngeren Zuhörern die größte Vorsicht und Behutsamkeit zu empfehlen.

Nach einem brünstigen Gebete für das Gelingen und den glücklichen Ausgang der Jagd trat die Gesellschaft ihre gefährliche Expedition an. Wir wollen nicht auf die Abenteuer dieser Bärenjagd eingehen, woran unsere freundlichen Leser vermuthlich wenig Interesse finden würden, sondern begnügen uns nur zu sagen, daß die Angreifer ihren Zweck erreichten und das Fell des von Sämunds Hand gefallenen Bären als Trophäe mit nach Hause brachten. Die von der dänischen Regierung ausgesetzte Belohnung für die Erlegung des Raubthiers sollte er in Reikiawik in Empfang nehmen, von wo er mit O'More nach England absegeln wollte; und Sämund begann sich nun im Ernste zur Abreise zu rüsten, denn die Aussicht auf die endliche Erfüllung seiner längst

gehegten Wünsche erfüllte ihn mit einer ungeduldigen Spannung und schwellte sein Herz vor Freude, während O'More immer niedergeschlagener und kleinmüthiger zu werden schien, je näher der Tag seiner Abreise heranrückte.

Endlich kam der letzte Abend vor der Abreise und eine tiefe Wehmuth und bange Stille herrschte in dem Familienkreise. O'More wünschte nochmals seinen Lieblingsplatz auf dem Felsen zu besuchen, der eine herrliche Aussicht über den See und die Felsen hin beherrschte, und auf seine Bitte begleiteten ihn Marfreda mit ihrer Harfe sowie auch der junge Isländer.

O'More bewunderte im Stillen das edle, stolze Mädchen; seit sie freiwillig Sämund sein Wort zurückgegeben, hatte sie nie die geringste Anspielung auf dessen Unfreundlichkeit, daß er sie verließ, noch auf ihr langes Zusammenleben und ihre alte Neigung gemacht. Auch an diesem Abend war sie ruhig, während in Sämunds Brust ein Sturm von streitenden Empfindungen und Gefühlen tobte.

Als sie eine Weile schweigend bei einander auf dem Felsen gesessen, spielte Marfreda einige Accorde auf ihrem Instrumente und machte O'More das Anerbieten, ihm ein Lied zum Lobe Islands und seiner Schönheiten zu singen, dessen Text Sämund einst nach einer alten norskischen Weise gedichtet hatte. Der junge Ire nahm dies Anerbieten dankbar an und Marfreda sang mit einer Stimme voll schmelzender Weichheit und Melancholie das schlichte Lied voll enthusiastischer Bewunderung für die hohen Naturschönheiten Islands, dessen Worte in dieser Stunde auf Sämund einen erschütternden Eindruck hervorbringen mußten. Er bedeckte das Gesicht mit den Händen, während sie sang, und als sie geendet, erhob er sich und ging eiligen Schrittes hinweg, von einem Sturm mächtiger Empfindungen überwältigt.

O'More schien ebenfalls sehr aufgeregt und rief endlich:

„Wie ist es möglich, daß Sämund Euch verlassen und die Freuden einer solchen Heimath und die Liebe eines Wesens wie Ihr in den Wind schlagen kann, um Dinge aufzusuchen, von denen er noch gar keinen Begriff hat! Ha! hätte ich eine Heimath wie diese, umgäbe mich solch eine uneigennützige, von äußeren Umständen unabhängige Liebe, hätte ich all das Glück, was Sämund in Aussicht steht — wie wenig wollt' ich mich um Dinge kümmern, welche ich einst zum vollen Glücke unumgänglich nöthig hielt!"

„Und weßhalb könnt Ihr ein Gleiches nicht auch in Euerer Heimath finden, mein werther Freund?" fragte das Mädchen theilnehmend.

„Ich finde kein Glück mehr, wenn nicht hier und aus Euerer Hand, Marfreda!" versetzte der junge Mann.

„Was wollt Ihr damit sagen?" fragte sie mit erstauntem Blicke.

„Das will ich Euch erklären," erwiederte O'More. „Noch vor zehn Minuten hätte ich den Muth nicht gehabt, es Euch zu gestehen; aber es ist ein Erbfehler bei uns Irländern, daß wir immer das sagen, was wir nicht sagen sollten oder wollten. Nur bitt' ich um geduldiges Gehör, Marfreda, und um Nachsicht und Vergebung, wenn, was ich sage, Euch mißfallen sollte. Das Herz erschlafft mir in der Brust bei dem Gedanken, daß ich bei der Rückkehr in meine Heimath jede Aussicht auf zukünftiges Glück verdüstert sehe. Es drückt mir beinahe das Herz ab, daß ich nicht mehr für den Stand und die Stellung passen soll, worin ich erzogen worden bin, daß mich meine früheren Gefährten und sogenannten Freunde meiden und verachten könnten, — nein, fürwahr! ich werde es kaum ertragen!"

„Und sind denn das die unvermeidlichen Folgen eines Vermögensverlustes in Euerem Lande?" fragte Marfreda.

„Vielleicht — vielleicht auch nicht; allein so viel weiß ich, daß sogar schon die Wahrscheinlichkeit eines solchen Verlustes in meinem Falle hinreichend war, um mir die Hohlheit und niedrige Selbstsucht Dessen zu beweisen, was man in der guten Gesellschaft der civilisirten Welt Liebe und Freundschaft nennt. Ich habe in dieser fernen Region allein gesehen, daß solche Dinge wie uneigennützige Liebe und ächte Freundschaft wirklich existiren können; ich habe hier Zufriedenheit, Genügsamkeit, Glück, aufrichtige, ungeheuchelte Frömmigkeit kennen gelernt, die ich — so sorglos ich auch erscheinen mag — zu schätzen weiß, und ich möchte mir selbst einen Theil dieser Gläubigkeit wünschen. Sobald das letzte Band zerrissen ist, das mich noch an die Heimath bindet — und dies wird bei der Rückkehr von meiner erfolglosen Reise geschehen —, so gedenke ich wieder hierher umzukehren, Euere Sitten, Bräuche und Lebensweise anzunehmen, Euere Tugenden nachzuahmen, und — und — ich wünschte nur Eines, daß Ihr, Marfreda, auf mich jene Liebe übertrüget, welche Sämund offenbar nicht nach ihrem wahren Werthe zu schätzen weiß! — Ach, vergebt mir, Marfreda! der zürnende Blitz Eueres Auges und das Erglühen Euerer Wangen sagen mir, daß ich Euch beleidiget habe."

„Ich glaube, daß Ihr mich nicht kränken wolltet," entgegnete Marfreda mit mühsam errungener Fassung; „allein redet mir niemals wieder von solchen Dingen, wenn Ihr mich nicht wirklich beleidigen wollt. Begnügt Euch mit der Erklärung, daß ich nie eines Andern Braut werde, als die Sämund

Erlandson's, und daß ich ihn nie eher aufgeben werde, als bis er sich meiner unwürdig erweiset. Laßt uns damit diesen Gegenstand für immer beilegen. Aber Euere aufrichtige Freundin, O'More, will ich bleiben und als solche wage ich Euch zu sagen, daß Ihr sehr hastig in Euern Entschlüssen seyd!"

(Fortsetzung folgt.)

M a l t a.

(S c h l u ß.)

Der Kampf der Malteser gegen die Ungläubigen und Seeräuber währte mit Erfolg bis 1760. Um diese Zeit verloren sie ihre ganze Seemacht in unglücklichen Auszügen und sahen sich in Gefahr, von den Türken ausgehungert zu werden. In so kritischer Lage sprachen sie Frankreichs Vermittelung an, und es kam eine Art von Vertrag zu Stande, der den ihnen als Pflicht auferlegten unausgesetzten Kampf gegen die Ungläubigen mehr oder minder in eine leere Spiegelfechterei verwandelte. Der Ritter Heerfahrten beschränkten sich auf einen von Zeit zu Zeit wiederholten Auszug. Die That war zum Schein geworden und der kriegerische Geist des Ordens mußte nothwendig dabei untergehen. Das Institut hatte sich überlebt, sein ursprüngliches Ziel war von der Zeit und der Civilisation ihm entrückt worden, sein Verfall unvermeidlich. Im letzten Stadium seines Bestehens war es nur noch eine Versorgungsanstalt für Müßiggänger, die keine andere ritterliche Probe zu bestehen hatten, als die Ahnenprobe. So ausgeartet traf den Orden der Sturm der französischen Revolution. Er, vor dem so vieles Morsche und Veraltete in Trümmer fiel, stürzte auch diesen hohlen Baum nieder. Die großen Besitzungen des Ordens in Frankreich wurden Nationalgut; die in Deutschland, Ungarn, Italien, Spanien wurden bei günstiger Gelegenheit etwas später eingezogen; Malta, den Hauptsitz selbst, nahm 1798 auf seinem Zuge nach Aegypten Bonaparte weg und verjagte die Ritter, die seitdem und bis auf die neueste Zeit mehrmals versucht haben, wieder einen Vereinigungspunkt (in Catania, in Sicilien, in Ferrara, in Spanien rc.) zu finden. Bonaparte ließ in Malta eine starke Besatzung zurück, aber schon 1800 mußte sie sich, völlig ausgehungert, der belagernden englischen Flotte ergeben, und der britische Dreizack wurde durch den Pariser Frieden 1814 im Besitz der Inselgruppe bestätigt.

Jetzt bildet Malta mit Gibraltar und den jonischen Inseln den Hauptpfeiler, auf welchen sich die stolze Herrschaft der Engländer im mittelländischen Meere stützt. Es ist der Schutz- und Sammelplatz seiner Flotten in diesen Gewässern, und auf den unbezwinglichen Felsen hat es die unermeßlichen Vorräthe an Waffen, Munition und Mundbedarf aufgespeichert, welche es zur nachdrücklichen Führung eines Krieges, wenn ein solcher in diesen Gegenden nöthig würde, bedarf. Es unterhält eine Besatzung von 6000 Mann Kerntruppen, welche, vereint mit den Garnisonen in Corfu und Gibraltar, ein kampfgerüstetes Heer von 20,000 Mann abgeben, das auf irgend einem Punkte der Küsten des schwarzen oder mittelländischen Meeres zu jeder Zeit auf Englands Wink gegenwärtig seyn kann, — eine Macht, groß genug, um das Gewicht des britischen Einflusses im Orient und im Süden von Europa bei allen bedeutenden Fragen geltend zu machen.

Malta's Areal beträgt nicht über 4 Meilen Länge und 2½ Breite; vom Cap Passaro, dem nächsten Punkte Siciliens, ist es 11 und vom Cap Bon in Afrika 40 Meilen entfernt. Die Oberfläche ist sehr mannigfaltig und von vielen, fast parallel mit einander laufenden Thälern durchschnitten. Die Hauptstadt La Valetta, auf einer zwischen zwei geräumigen Häfen sich hinstreckenden Landzunge erbaut, gewährt von der Seeseite mit ihren vielen Palästen und prächtigen Kirchen einen herrlichen Anblick. Malerisch erheben sich vom hohen Gestade hinter den unabsehbaren Batterieen und Wällen die Reihen der Gebäude terrassenförmig über einander bis zum Gipfel des Felsens; darunter die schöne aber steile Strada Giovanni, eine der sogenannten Treppenstraßen, welche den Dichter Lord Byron, seines einen schlechten Fußes wegen, so in Harnisch brachten, daß er in seinem Abschiede von Malta einen förmlichen Fluch über sie aussprach. Die Bauart dieser Straße ist sehr bewundert worden; sie gehört ganz dem schönen Style des südlichen Europa an. Die Häuser bestehen aus festem Stein, dessen glänzende Farbe in diesem milden Klima nicht verwittert, und die obern Geschosse sind mit ausgebauten Fenstern, schweren Balkonen und vorspringenden Karnießen geziert, die dem Gemälde eine reiche, tiefe, schattige Färbung geben. Diese oberen Geschosse werden denn auch von dem vornehmen Theile der Einwohner bewohnt. Zwischen dem ersten Geschosse und dem Parterre befindet sich das Mazzarino oder Entresol, das von den Krämern, Handwerkern und untern Klassen, die durchweg das Parterre bewohnen, zu Schlafgemächern benutzt wird. Alle Straßen in La Valetta sind mit behauenen Steinen gepflastert und ausgelegt, bisweilen sogar mit Lavablöcken, die zu dem Zwecke vom Aetna geholt werden.

Hie und da sieht man zwischen den glänzenden, stattlichen Wohnungen düstergrau das Gemäuer von irgend einem alten Festungswerke hervorragen, oder

das dunkle Gestein einer Felswand. Rechts und links an den Eingängen beider Häfen steigen zu deren Schutz die bombenfesten Werke der Forts St. Elmo, Manuel und St. Angelo empor, drohenden Riesen gleich, deren Fuß auf dem Boden des Ozeans zu ruhen scheint; wirklich sind mehrere Vertheidigungswerke auf Unterlagen von ungeheuern Felsblöcken errichtet, welche man zu Hunderten in die Tiefe gesenkt hat. Von der Landseite wird die Stadt, am schmalsten Ende der Landzunge, durch die uneinnehmbaren Werke des Forts Tigne vertheidigt, mit dem noch andere, die sich über die benachbarten Höhen hinziehen, in Verbindung stehen. Das Innere der Stadt, welche jetzt in etwa 3500 Häusern 32,000 Einwohner zählt, ist überhaupt schön zu nennen; die zierlich gepflasterten Straßen sind breit und, namentlich die in der Nähe des Hafens, mit stattlichen Gebäuden besetzt. Die merkwürdigsten derselben sind: der vormalige Palast des Großmeisters, jetzt die Residenz des britischen Gouverneurs, das große Hospital, das Rathhaus, die Kathedrale, die Sternwarte, vor Allem aber das Arsenal mit den dazu gehörigen außerordentlich großen Munitions- und Proviantshäusern, letztere seit der Besitznahme der Insel durch die Engländer meist neu errichtet. Sehr sehenswerth sind auch mehrere dem Handel gewidmete Anstalten, wie die Börse; diese vermehren und erweitern sich in dem Maße, als der Verkehr zunimmt, denn La Valetta ist den Engländern in neuester Zeit ein Hauptmarkt für die Nordküste Afrika's und die westlichen Provinzen des türkischen Asiens geworden, und eine Menge der größten Häuser Londons und Liverpools hat hier Niederlagen und Comptoire. Wohlweislich hat die britische Regierung dem Verkehr alle Fesseln abgenommen und La Valetta schon seit 1814 zum Freihafen erklärt. Die jährliche Ausfuhr Malta's beträgt anderthalb Millionen Gulden an eigenen Erzeugnissen, fast achtmal soviel aber an Fabrikaten Englands.

In den letzten Jahren, besonders im Jahre 1837, hat Malta außerordentlich durch die Verheerungen gelitten, welche die Cholera daselbst anrichtete. Die Insel versank dadurch in ein Elend, von welchem man sich schwer einen Begriff machen kann. Fast alle Arbeit hörte auf, und das, was sich an Arbeit fand, stand in keinem Verhältniß zu der Uebervölkerung. In neuester Zeit scheinen die alten besseren Verhältnisse wiedergekehrt zu seyn, obwohl das Steigen der Bevölkerung weit über die Zahl hinaus, welche die Insel ernähren kann, jedenfalls früher oder später Elend in seinem Gefolge haben muß. Gewiß ist, daß ein so kleines, an physischen Hilfsmitteln und an Kapital so armes, an Bevölkerung aber so reiches Land mit andern Ländern nur in der Erzeugung von Gegenständen concurriren kann, welche blos mit der Hand verfertigt werden können. Nun ist nicht nur die Arbeit auf Malta ausnehmend wohlfeil, sondern das Volk hat auch eine ungewöhnliche Feinheit und Leichtigkeit der Behandlung und ein großes Geschick in der Nachahmung.

Die maltesischen Filigran-Arbeiten in Gold und Silber waren seit lange berühmt, ebenso die eingelegten Holzarbeiten. Die Gefäße von maltesischem Stein sind wohlbekannt und vielfach bewundert; der Stein läßt sich so leicht verarbeiten, daß die Bauern Gefäße daraus schneiden. Man kann dem Stein, dessen Farbe milchweiß ist, nicht nur jede beliebige Form geben, sondern, da er sehr porös ist, ihn auch bemalen, so daß man alte griechische und hetruskische Vasen auf das Täuschendste nachmachen kann. Sättigt man den Stein mit Oel, so wird er hart und nimmt eine glänzende Politur an, wo er dann zum Auslegen der Zimmer, namentlich als Einfassung benutzt, auch zu den schönsten Schnitzarbeiten verwendet wird. Das braune Wallnußholz, das Olivenholz und andere schöne Hölzer sind ebenfalls wohlfeil und die Kunst des Einlegens steht noch immer auf einer achtungswerthen Stufe. Mit großer Vollkommenheit werden auch zierliche Goldstickereien und ähnliche Arbeiten verfertigt; ferner eine große Menge schöner Möbel, besonders aber Waaren aus jedem Zweige der Baumwollen-Manufaktur, — kurz, wenn auch durch widrige Schicksale empfindliche Stockungen eintreten können, so läßt sich dennoch der Muth der thatkräftigen Bevölkerung dieser kleinen Insel nicht niederdrücken — dieser kleinen aber merkwürdigen Insel, die einst Jahrhunderte hindurch der Wachtthurm und das Bollwerk der Christenheit war.

Mannigfaltiges.

Statt des in letzterer Zeit rasch in Aufnahme gekommenen Radirgummis ward im Mainzer Gewerbeverein künstlicher Bimsstein empfohlen, da mittelst desselben auf einer weichen Unterlage der Zweck leichter und in viel kürzerer Zeit erreicht werde. Der künstliche Bimsstein ist das Produkt einiger chemischen Fabriken und ward 1842 zuerst zu der Mainzer Industrieausstellung von Gebrüder Hartmuth in Wien eingesandt. Der Preis desselben ist nur etwa 10 Kreuzer pr. Pfund.

Auf dem trocken gelegten Haarlemer Meere wurden jüngst 780 Morgen Land zu 575,250 Gulden verkauft, was 737 Gulden für den Morgen ergibt.

Redaktion, Druck und Verlag von G. Ritter in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

Nro. 113. Dienstag, 20. September 1853.

Marfreda.

(Fortsetzung.)

Das Mädchen hatte die ernste Miene rasch verändert und fuhr heiter lächelnd zu dem ungestümen Gaste fort:

„Ihr mögt mir glauben, daß, wenn Ihr ein Isländer werdet, Ihr bald inne werden müßtet, daß auch bei uns Böses neben dem Guten anzutreffen ist; ehe der erste Winter vorüber wäre, würdet Ihr als ein Mann von Stand und Bildung selber wünschen, wieder daheim in Irland zu seyn."

„Seyd mir stille von Stand und Bildung!" versetzte O'More bitter. „Die Zeiten sind vorüber, wo sich Rang und Stand, oder auch Erziehung und Bildung brüsten konnten. Gold ist nunmehr das unerläßliche Erforderniß, ohne welches Geburt, Geist, Tugend wenig Werth haben und ohne welches man uns selbst Liebe und Freundschaft versagt. Ihr seht mich ungläubig an, Marfreda, allein ich kann Euch meine eigenen Erfahrungen als Beispiel und Beweis für die Wahrheit meiner Behauptung vorführen. Ich war nämlich noch nicht lange im Besitz meines Erbes, als eine liebreizende und gefeierte Jungfrau aus gutem Hause einwilligte, mein Loos zu theilen und mir die Hand zu reichen. Ihr Vater war mein Freund und schien überaus befriedigt ob unserem Glücke. Die Zeit unserer Vermählung nahte heran, als mein Verwandter zum ersten Male mit seinen Ansprüchen auf mein Erbe hervortrat, und plötzlich schien mein Freund, der Vater meiner Ellen, weit weniger emsig auf den Vollzug unserer Verbindung zu dringen. Er ward in dem Maßstab kälter gegen mich, als meines Gegners Ansprüche mehr Gewicht zu erlangen schienen. Dies empörte mich, und da ich meiner Entrüstung über solch niedrige Denkweise Worte gab, so erfolgte ein Bruch. Freilich kann ich Ellen keinen andern Vorwurf machen, als daß sie kleinmüthig sich ihres Vaters Wünschen gefügt hat; aber sie bethätigte wenig edle Gesinnung mehr als ihr Vater: sie gab mich auf, weil ich arm zu werden schien. Und nun, Marfreda, könnt Ihr Euch noch wundern, daß ich forthin mein Lebensloos lieber unter Menschen suchen möchte, deren Neigungen, nach meiner Ueberzeugung, weniger von der Laune des Glückes und den äußeren Umständen abhängig sind?"

Marfreda verwarnte ihn abermals vor einer allzu raschen Entscheidung und ertheilte ihm einigen guten Rath. Dann schlug sie die Rückkehr nach Hause vor, und das Einzige, was sie auf dem Heimwege mit einander sprachen, war eine freundschaftliche Warnung von ihrer Seite, die sie mit einem solchen Ernste that, daß O'More, trotz seiner getrübten Stimmung, darüber lächeln mußte.

„Seht nur," sagte sie unter Anderm zu ihm — „seht nur, mein Freund, wie Ihr Euch durch den Groll gegen die schöne Ellen zu Erklärungen verleiten lasset, wie Ihr sie soeben gegen mich gemacht!... Nehmt Euch doch in Acht vor der Wiederholung solcher Erklärungen; andere Frauen könnten daraus einen Vortheil ziehen, den Ihr vielleicht später bereuen möchtet!" — —

Der Morgen kam und mit ihm die Scheidestunde. Wir wollen jedoch die Abschiedsscene nicht schildern. Wer nicht selber schon im Falle war, einem geliebten Wesen Lebewohl zu sagen und den Platz am Tische oder Herde leer zu sehen, den eine uns theuere Person sonst eingenommen; wer nicht selbst die Stimme und das Lächeln eines vertrauten Freundes oder Bruders vermißt hat, welche die Freuden des häuslichen Kreises zehnfach erhöhten, — wie sollte der die Wunden kennen, die ein solcher Abschied schlägt?

Uebergehen wir auch die Schilderung der eintönigen Tage und Wochen, welche über die Bewohner des Gehöftes Grimsted hinzogen, nachdem O'More und Sämund abgereist waren; ferner die Schilderung der Fahrt der beiden jungen Männer über den Ozean nach Englands Küsten, wie auch der Verwunderung und des Vergnügens, welche die für ihn so neuen

Scenen und Zustände Großbritanniens in Sämund erweckten. Natürlich schwanden allmälig manche der Vorstellungen, die sich der junge Isländer aus Büchern von den südlicher gelegenen Ländern gemacht hatte; und die Wirklichkeit blieb sowohl in dem reichen England, als noch vielmehr in O'More's schönem Vaterlande weit hinter seinen Erwartungen zurück. Allein dennoch heimelte es ihn ungemein in dem trauten grünen Erin an, denn es war noch nicht verwüstet durch Hungersnoth und Unruhen; allenthalben begegneten ihm Züge des alten Volkscharakters, überall grüßten ihn warme Herzen. Er entdeckte leider nicht sogleich, wie wenig die Vorzüge dieses Landes und seiner Bewohner zum Vortheil seiner Herren ausgebeutet wurden.

Der Verkehr zwischen Island und den südlicheren Regionen ist ein sehr beschränkter und es vergingen deßhalb viele Monate, bevor irgend welche Nachrichten von den Reisenden nach Grimsted gelangten. Aber endlich kam doch das langersehnte Postschiff an und brachte Briefe von Beiden. O'More schrieb voll Dankbarkeit und Wohlwollen; von seinen eigenen Angelegenheiten meldete er nur in Kürze, daß er seinen Prozeß verloren, wie er gefürchtet, und darum entschlossen sey, sein Heil in einem andern Lande zu versuchen; mit seiner Wahl hierüber sey er noch nicht im Reinen. Sämunds Brief war weitläufiger. Der erste Reiz der Neuheit, welcher ihn Alles mit Enthusiasmus hatte betrachten lassen, war zwar noch nicht ganz verschwunden und die Schilderung seiner Erlebnisse deßhalb noch eine ziemlich begeisterte; aber er gestand doch, daß ihm Manches vorgekommen, wodurch er in seinen Erwartungen bitter getäuscht worden sey. Er hatte schroffe Contraste gefunden in dem hochgebildeten England: Hungertod neben Prunk und Ueppigkeit; Rohheit und Unwissenheit trotz der vielen Schulen und starken Bibliotheken. Nur die höheren Klassen der Gesellschaft schienen seinen vorgefaßten Meinungen mehr entsprochen zu haben, und er sprach sich günstig über sie aus, obschon er nicht verhehlen konnte, daß er auch dort mitunter Contraste und Ungereimtheiten gefunden habe. — An Marfreda schrieb er sehr zärtlich, und doch nicht so, um ihr den schmerzlichen Eindruck zu benehmen, daß seine Liebe der ihrigen an Innigkeit und Uneigennützigkeit nicht gleichkomme. Von seinen Plänen für die Zukunft sprach er nur unbestimmt, als ob er vor lauter Genüssen der Gegenwart noch nicht ernstlich an jene denken könnte.

Einige Monate verstrichen, bevor neue Briefe von den beiden Reisenden ankamen. Ueber Sämund war offenbar eine Sinnesänderung gekommen; nach einer langen Reihe geistvoller Darlegungen über seine gemachten Beobachtungen der Zustände jenes Landes kam er am Schlusse zu der begeisterten Erklärung, daß nach seiner Ansicht doch kein Land auf Erden sich mit seinem Heimathlande Island messen dürfe. „Mein theurer Vater hatte Recht," schrieb er, „als er mich versicherte, daß ich, wenn ich gleichwohl jene glühenden Hoffnungen, die mich in die Ferne führten, verwirklichen und den höchsten Gipfel von Ruhm und Reichthum erreichen könnte, wozu freilich gar keine Aussicht vorhanden — dennoch würde bekennen müssen, wie jener Weise des Alterthums, der Alles unter der Sonne zu prüfen im Stande gewesen war: es sey Alles eitel und nur leerer Schaum!" — Er schrieb ferner an Marfreda: nach seiner Ansicht seyen die häuslichen Freuden die höchsten auf dieser Welt und Island der einzige Ort, wo solche noch unverkümmert zu finden wären, und mit der Erklärung, daß er auf dem ersten besten Schiffe, das nach seiner Heimath segle, zurückkehren werde, bat er sie inständig um Vergebung dafür, daß er je an der Heiligkeit, Reinheit und Genüge jener Freuden des häuslichen Herdes gezweifelt habe.

Der Jubel, welchen diese Mittheilung unter den Bewohnern von Grimsted hervorrief, läßt sich denken, und von nun an ward Tag und Nacht an nichts Anderes mehr gedacht und von nichts Anderem mehr gesprochen, als von Sämunds Heimkehr, und man zerbrach sich vergebens den Kopf, wann diese wohl eintreten würde.

(Fortsetzung folgt.)

Der corsische Othello.

Nach dem Französischen des Méry.

Ein alter Marseiller, welchen der Tod vor fünf Jahren seiner Familie und seinen Freunden entrissen hat, hatte es sich in den Kopf gesetzt, mich zum Zuhörer aller Ortsanekdoten zu machen, von denen er in seinem langen Leben einen großen Vorrath gesammelt hatte. Die Aufmerksamkeit, welche ich seinen oft ein wenig weitschweifigen Erzählungen schenkte, verschaffte mir diese Ehre, welche ich mit resignirter Ehrerbietung annahm. Ich besuchte ihn häufig in seinem ländlichen Zufluchtsorte, wo seine letzten Jahre verflossen. Wenn das Wetter schön war, führte er mich unter die großen Tannen in der Nähe seines Landhauses, und wenn ich auf einer Bank neben ihm Platz genommen, fing er bald eine Geschichte an, ohne daß ich nöthig gehabt hätte, die bekannte Redensart aus „Tausend und Eine Nacht" an ihn zu richten.

An einem Sommerabend hatte ich an seiner Seite meinen Platz wieder eingenommen. Die Luft, unaussprechlich mild, hauchte eine solche Ruhe aus, wie sie die rosige Dämmerung des Südens begleitet.

Die Schönheit des Abends, das leise Schwanken der Tannenzweige, der goldige westliche Himmel, die duftige Luft und vor Allem das Datum des Tages bewirkten, daß sich eine Erinnerung aus den Nebeln seines Gedächtnisses emporhob.

„Ja," sagte er zu mir, nachdem er sich einen Augenblick gesammelt hatte, „an diesem Tage, an einem eben so schönen Abende habe ich zum ersten Male einen jungen Mann gesehen, welcher seinen Weg in der Welt nicht übel gemacht hat. Seit einigen Monaten lebte seine nach Marseille verbannte Familie mit der meinigen in großer Freundschaft; mein Vater empfing oft den Besuch seiner Mutter und seiner Schwestern.

„An einem Sonntage hatten sich unsere Familien unter den Tannen vereinigt und wir gaben gerade Charaden auf, als er uns überraschte. Ich hatte mir ein Costüm Agamemnon's in der Charade dieses Namens ausgewählt: ich hatte einen Helm von Pappe und vergoldetem Papier auf dem Kopfe, das Tuch von einer seiner Schwestern stellte einen Mantel auf meinen Schultern vor und ein Stück mit Papier bedecktes Schilfrohr in meiner Hand das Scepter. Plötzlich rief die muthwilligste der jungen Damen der Gesellschaft, welche sich durch ein wie eine antike Stola gefaltetes Tischtuch als Iphigenia zu erkennen gab, aus:

„„Ach! da kommt mein Bruder, der Hauptmann, und will von uns Abschied nehmen, ehe er sich zu der Belagerung von Toulon begibt!""

„Dieser kam langsam die Allee herauf. Lange, schlichte Haare umschlossen sein bleiches Gesicht. Ich war von seinen ausgezeichneten und feinen Zügen überrascht. Seine Mutter stellte ihn uns vor: in diesem edeln Kopfe war der Ausdruck des Befehls und der Ueberlegenheit so stark ausgedrückt, daß ich ziemlich verlegen war, mich ihm in meiner komischen Parodie der Tracht des griechischen Helden vorzustellen. Ich nahm meinen kindischen Helm von Pappe und Goldpapier in die Hand, machte dem unerwarteten Gaste tiefe Verbeugungen.

„„Sie spielen Charaden?"" sprach er zu uns.

„„Ja, Hauptmann,"" antwortete ich, „„man hat schon errathen: Aga, ein türkischer General, und Memnon, eine ägyptische Bildsäule.""

„„Und man wird nicht viel Mühe haben, in Ihnen Agamemnon, den König der Könige, zu erkennen,"" fügte er hinzu.

„Wer hätte mir in diesem Augenblicke gesagt, daß auch ein künftiger Agamemnon gegenwärtig vor mir stehe!

„Unser junger Artilleriehauptmann setzte sich in unsere Mitte, sah mir plötzlich gerade ins Gesicht — eine Gewohnheit, welche er nie abgelegt hat — und sagte zu uns:

„„Seitdem ich meine verbannte Familie nach Marseille geführt, werde ich von dem Andenken an Sampietro von Bastelica, an meinen Landsmann dieses Namens — ein gewaltiger Mann, meiner Treu! — gequält. Ich habe mir sogar in den Kopf gesetzt, heute Morgen in einer der ältesten Straßen der Stadt das Haus gefunden zu haben, wo eine große Scene seines Lebens vorgegangen seyn muß. Dieses Haus hat einen solchen Eindruck auf mich gemacht, daß ich drauf schwören möchte, daß Sampietro es bewohnt hat. — Seht, ich suche jetzt einen Stoff zu einem Trauerspiel, seitdem der Scharfrichter auf unsern öffentlichen Plätzen so viel zu thun hat, obwohl die Epoche sich eher zu einem Hirtengedicht eignete.""

„„Du willst eine Tragödie machen, mein Bruder?"" rief die hübscheste seiner Schwestern, eine durch einen glänzenden Strahl der Abendsonne vergoldete antike Statue.

„Der Artilleriehauptmann fuhr fort, ohne auf die Worte seiner Schwester zu achten:

„„Ich möchte einen Gegenstand aus der Geschichte unserer Insel nehmen. Es hat immer in Corsica starke Seelen gegeben, welche den Nationalhaß so wohl verstehen! Sampietro hat eine solche Seele, Shakespeare's Mohr reicht ihm nicht bis an die Knöchel.

„„Diesen Morgen nun, als ich an Sampietro dachte, erinnerte ich mich, daß er sich in Marseille so hoch gestellt hat als alle Helden der alten und neuen Dramen. Dieser Gedanke beschäftigte mich lebhaft, als ich, die Augen erhebend, ein Haus im Styl der Zeit Heinrichs des Zweiten entdeckte — Fenster mit sonderbaren mit Meißelschnitzereien verzierten Rahmen, eine Art Wachtthürmchen, welches überhängt, und Dachrinnen mit phantastischen Thierköpfen. Da ist vielleicht, sagte ich mir, Sampietro unvermuthet vor seiner Frau erschienen. Diese war reich, aus einer der ältesten Familien Corsica's, und das Ansehen des Hauses ist noch jetzt so, daß es, wie im Jahre 1555, für eins der schönsten der Stadt gelten kann.

„„Eine unüberwindliche Neugierde zog mich in diese alte Wohnung. Man rief mir auf der Treppe entgegen: „Zu wem wollen Sie?" „Zu Vanina Ornano," habe ich geantwortet, „der Frau Sampietro's von Bastelika." „Es wohnt Niemand dieses Namens hier," entgegnete man mir aus dem zweiten Stocke. „Nun, und wer wohnt im ersten?" fragte ich. „Das erste Stockwerk ist nicht mehr bewohnt, seitdem man den Zauberer Gauffridi verbrannt hat, der hier wohnte."

„„Sie fühlen, daß eine Wohnung, welche nicht bewohnt ward, seitdem der Zauberer Gauffridi, der sie benutzte, verbrannt ist, wohl auch von dem schrecklichen Sampietro bewohnt gewesen seyn kann.

Es gibt Häuser, welche vom Verhängniß gezeichnet sind. Ich verlangte daher, durch diese ebenso unerwartete als teuflische Nachricht ermuthigt, dieses fürchterliche erste Stockwerk zu besuchen. Dieselbe Stimme sagte mir, daß ich nur eine Thür aufzustoßen habe, bei welcher man nicht vorüberginge, ohne sich zu bekreuzen, und ich könnte Alles, so viel ich wollte, betrachten.

„„Ich trat in ein großes Zimmer von wenig beruhigendem Aussehen: es war düster und eine Tapete mit sonderbaren Bildern bedeckte die Mauern. Unter den Gestalten auf dieser Tapete war ein Ritter, welcher sich ein Schwert ins Herz stieß. Der Anblick dieses Ritters bestärkte mich nur in meiner Idee, daß eine geheimnißvolle Hand, oder mein Stern, wenn Sie wollen, mich in ein Zimmer geführt, in welchem sich vor zweihundert und fünfzig Jahren eine tragische Scene ereignet habe. Ich ging auf dem Boden, welcher der Schauplatz meines letzten Aktes seyn sollte; ich berührte die Mauer, an welche sich Vanina zitternd vor dem kalten, unerbittlichen Blicke ihres Gatten gestützt hatte. Die beiden Gestalten erhoben sich vor mir und ich empfing ihr schreckliches letztes Lebewohl.

„„Nun kommt mein Trauerspiel:

„„Sampietro, geboren in dem Flecken Bastelica bei Ajaccio im Jahre 1501 von armen Eltern, hatte für Frankreich eine Zuneigung, welche dem Hasse gleichkam, den er gegen Genua empfand. Die Geschichte hat ihn neben die besten Anführer seiner Zeit gestellt. Mit dreihundert Italienern hob er die Belagerung von Jossan auf, welches dreitausend Deutsche einschlossen; seine glänzende Tapferkeit zeigte sich auch bei Coni und andern Punkten. Später wollte er Corsica den Genuesern entreißen, es Frankreich geben und vielleicht einem seiner Nachkommen ein wunderbares Geschick bereiten. Ein ganzes Jahr stritt er von Felsen zu Felsen, von Thal zu Thal mit den Unterdrückern seiner Insel und zwang sie über's Meer zurückzukehren. Aber darauf durch überlegene Macht niedergeworfen, willigte er ein, sich zu einer Zusammenkunft zu begeben, bei welcher man um den Frieden unterhandeln wollte. Diese Zusammenkunft war ein Hinterhalt. Sampietro wurde, ungeachtet des Sicherheitsbriefes, gefangen genommen und in die Citadelle von Bastia geworfen. Heinrich der Zweite verlangte und setzte mit Mühe seine Befreiung durch. Er wurde der Gatte der reichsten Erbin unserer Insel, der Vanina Ornano, welche mit Stolz die Hand des tapfern Kriegers annahm. Sampietro hatte kaum Corsica verlassen, als er erfuhr, daß der Senat von Genua, welcher es bereuete, ihm die Freiheit gegeben zu haben, einen Preis auf seinen Kopf gesetzt habe, und daß Mörder seine Schritte belauerten. Diese Achtserklärung vergrößerte nur noch seinen Haß. Der Verbannte liebte Corsica, er liebte die Kastanien, welche die Seiten der Berge, den Rand der Abgründe bedecken; er liebte das heroische Geschlecht, dieses eiserne Geschlecht, welches das Wasser der Bergströme trinkt und unter der Eiche schläft. Weiter sehend als seine Zeit, erblickte er auf der Weltkarte nur Frankreich, das mit seinem Ruhme den Meeresraum ausfüllen konnte, der seine Insel von Europa trennte. Oh, als die letzte Beleidigung, die letzte Herausforderung ihm von Genua entgegengeworfen wurde, wünschte er seinen Haß allen Herzen einhauchen zu können und die Welt in seinen Streit mit hineinzuziehen. Aber während er eine Armee ordnete, welche zur Befreiung Corsica's dienen sollte, erfährt er, daß seine Frau, welche sich nach Marseille zurückgezogen hat, dringende Gesuche an die Senatoren von Genua für die Begnadigung ihres Gatten richtet. Diese Nachricht machte ihn ganz bestürzt und er begab sich so schnell er es vermochte nach Marseille; acht Tage darauf trat er in das Zimmer, in welchem ich heute Morgen war.““

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

Im Staate New-York, nämlich in South Butler, ist die bekannte Jungfer **Brown**, die Einführerin einer ganz neuen Frauenmode, wonach diese die Hosen anhaben, Cigarren schmauchen, die Wirthshäuser besuchen und mehrere dergleichen Dinge dem stärkeren Geschlecht nachahmen, zum „Pfarrer" der dortigen Congregationisten-Gemeinde ernannt worden. Die Jungfer Pfarrer hat in Syracus eine öffentliche Rede gehalten und erklärt, daß sie das ihr übertragene Amt unbedingt annehme.

Mit großer Feierlichkeit wurde am 8. September in der Pariser Gemüsehalle ein **Riesenkürbiß** zur Schau herumgeführt, der über 9 Fuß im Umfang hatte und 274 Pfund schwer war.

Ein Pariser Unternehmer hat einen Theil der **Katakomben** gemiethet und läßt denselben malerisch ausschmücken, um dort diesen Winter unterirdische Bälle, Concerte und Schauspiele zu geben; eine gußeiserne Treppe von 200 Stufen wird in diese Unterwelt hinabführen.

Redaktion, Druck und Verlag von G. Ritter in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

Nro. 114. Freitag, 23. September 1853.

Marfreda.

(Fortsetzung.)

3.

Es war etwa um die Zeit der Sommersonnenwende, als zwei Reiter über eine Ebene unweit von dem Gehöfte Grimsted hinritten. Die Gegend war eine sandige Einöde, da und dort mit Steinen bestreut, die unverkennbare Spuren einer einstigen Einwirkung von Feuer auf sie zeigten. Der Sommer ist selbst in diesen hohen Breiten heiß und trocken und ruft Schweiß und Durst hervor. Die beiden Reiter, in welchen wir unsere alten Bekannten, Sämund und O'More, wieder erkennen, begrüßten deßhalb um so froher nach dem schwülen Mittag am Abend ein ihren Blicken sich zeigendes Flüßchen mit grasigem Uferrande, welcher ihnen und ihren Pferden Rast und Erfrischung verhieß.

„Siehst Du dort jenen Berg?“ rief Sämund seinem Begleiter zu — „über ihn führt unser Weg, und wenn wir seinen Gipfel erreicht haben werden, so wird sich Dir ein äußerst interessantes Schauspiel erschließen, nämlich die im fernen Westen untergehende Sonne; mir aber winkt von dort noch ein köstlicherer Anblick: der der trauten Heimath, nach welcher mein Herz sich so unaussprechlich sehnt — wir werden Grimsted aus der Ferne sehen und können es bald erreichen.“

Nach einiger Rast setzten sie die Reise fort; das Wetter war herrlich und als sie den Berghang hinanritten, fanden sie ihn mit Heidelbeerbüschen bewachsen, deren Früchte eine angenehme Labung boten. Sie waren guter Dinge und wußten des Plauderns kein Ende.

„Wie wird es meine Lieben überraschen und erfreuen, Dich wieder zu sehen, O'More!“ sagte Sämund.

„Ich zweifle nicht an ihrer Freundlichkeit,“ erwiederte der junge Irländer, „und da mein Vetter in Norwegen mir meldete, daß mein Eintreffen dorten, um die mir zugedachte Stelle anzunehmen, noch einigen Verzug erleiden könnte, so kann ich vielleicht vor meiner Niederlassung in jenem Lande das Vergnügen haben, Deiner Hochzeit mit der liebenswürdigen Marfreda beizuwohnen.“

„Glaubst Du denn wirklich, O'More, daß sie mir die Kälte und Unfreundlichkeit vergessen kann, womit ich sie so selbstsüchtig verlassen habe?“

„Fürchte nichts, lieber Sämund! der Tugend des Vergebens befleißigen sich bei solchen Gelegenheiten die meisten jungen Frauenzimmer!“

„In diesem Ausspruch liegt mehr Bitterkeit als Schmeichelhaftes gegen das schöne Geschlecht, O'More. Du warst stets etwas streng und herb gegen die Frauen, und man hätte Dir früher dies verzeihen können, denn Du glaubtest nach Deinen eigenen Erfahrungen Ursache dazu zu haben; allein dies hat sich als ein Irrthum erwiesen, und Du solltest daher die armen Frauen nicht mehr bespötteln!“

„Ich habe mich allerdings geirrt,“ sprach O'More ernsthafter, „als ich glaubte, das Mädchen meiner Wahl habe mich aufgegeben, weil mir Verarmung drohte, und meine Bitterkeit gegen sie erstreckte sich auf das ganze Geschlecht; allein Deine holde Marfreda, lieber Sämund, habe ich stets davon ausgenommen, weil ich in ihr ein seltenes Beispiel von inniger, uneigennütziger Liebe einer Frau sah. Aber ich habe wirklich Ellen Unrecht gethan, wie ihre edle Handlungsweise bewährte, als sie nach ihres Vaters Tode mir den Antrag machte, unser Verlöbniß zu erneuern und ihr nicht unbeträchtliches Vermögen mit mir zu theilen.“

„Ich werde es aber nie begreifen können,“ warf Sämund ein, „aus welchen Gründen Du die Verwirklichung Deiner früheren Wünsche ausschlugst,“ sagte Sämund.

„Hast Du nicht Gelegenheit genug gehabt, den Verkehr und die Handlungsweise der sogenannten guten Gesellschaft zu beobachten, um zu wissen, daß ein Mann, welcher sein Ansehen und seine Stellung in der Welt dem Vermögen seiner Frau verdankt,

ein sogenannter Vermögensjäger, sich einer Schmach bloßstellt, welche zu ertragen ich weder Gleichmuth noch Philosophie genug habe?" entgegnete sein Freund. „Nein, Sämund, obwohl mir Ellen theurer ist als je, seit ich mir eines falschen Verdachts gegen sie bewußt bin, so soll mir doch Niemand den Vorwurf machen können, daß ich ihre Hand des Reichthums wegen gesucht habe. Wenn später O'More, wie so mancher seiner Landsleute, als ein armer Verbannter auf fremder Erde das finden sollte, was seine Heimath ihm versagt hat, nämlich ein bescheidenes Vermögen, dann würde ich mit Freuden ins Vaterland zurückkehren und um Ellens Hand werben, so sie noch frei wäre. Allein hierzu ist wenig Aussicht vorhanden," fügte er mit bitterm Lächeln hinzu, „denn der Reichthum wird in meiner Familie ein immer seltnerer Gast."

Jetzt hatten sie den Gipfel des Berges erreicht. Sie hielten an und entzückt bewunderte der Irländer die Königin des Himmels, die zwar ihrer Strahlenkrone beraubt war, aber noch immer in gedämpftem Lichte prangend am Firmamente thronte und die ganze westliche Landschaft beleuchtete. Eine ausgedehnte Ebene, mit Seen bestreut, entfaltete sich vor der Wanderer Blicken.

Während O'More in stiller Bewunderung diese Scene beobachtete, war das Auge des Isländers nach dem Berge Herdubried gerichtet, dessen breiter Schatten ihm bereits den Anblick seiner süßen Heimath entzog.

Endlich brach der Erstere das Schweigen:

„Fürwahr, ein herrlicher Anblick! Ich kann behaupten, daß diese Scenen nicht in milderen, südlicheren Gegenden schöner zu finden sind. Doch es drängt sich mir bei dieser Betrachtung unwillkürlich der Gedanke auf, wie über die ganze Erde Gutes und Böses in gleichem Maße ausgetheilt ist; — wenn z. B. Euer Herdubried dort auch majestätischer ist, als die blauen Berge meiner eigenen Heimath, so darf man doch nicht vergessen, daß er in seinem Schooße auch die Elemente der Zerstörung birgt, die in jedem Augenblick daraus hervorbrechen und das größte Unheil anrichten können."

Sämund hatte schon seit einer Weile aufmerksam nach dem Feuerberg geblickt und erwiederte nun mit einiger Unruhe:

„Gebe Gott, daß Deine Worte kein böses Omen enthalten, mein Freund! aber mir graut unwillkürlich, denn all mein Leben lang sah ich nie eine so hohe schwarze Rauchwolke aus seinem Krater steigen, wie eben jetzt. Aber wo ist der Jokul, der Gletscher mit seinen Eisfeldern, welcher seit undenklichen Zeiten jene Seite des Herdubried bedeckte, wo im Thale unten der Ort liegt, nach dessen Anblick mein Herz so sehr verlangt? Er ist offenbar bei einem vulkanischen Ausbruch weggeschmolzen, und dann, mein Freund, hat er meine Heimath, meine Eltern, mein Lieb mit allen Hausgenossen unter seinen Trümmern begraben!"

O'More blickte mit inniger Angst nach jener Stelle und versuchte Sämunds Unruhe durch die Einrede zu beschwichtigen, daß er sich täusche; allein bei genauerer Forschung war es nur allzuklar, daß dort drüben große Veränderungen vorgegangen waren. Der Gletscher mit seinem schneebedeckten Haupte war in der That verschwunden oder vielmehr von seiner früheren Stelle gerückt und in gewaltige Trümmer zerschellt, die gerade in der Gegend lagen, wo das Gehöfte Grimsted einst wie eine Oase in der Wüste gelacht hatte. Des armen Sämunds Schmerz war herzzerschneidend und sein Gefährte theilte vollkommen seine Gefühle. Sie warfen sich wieder in den Sattel und ritten, so schnell ihre Pferde sie tragen konnten, der Gegend von Grimsted zu.

Je näher sie kamen, desto höher stieg ihre Angst und Ungeduld, einem Menschen zu begegnen, der sie mit dem Schicksal des Predigers und seiner Familie bekannt machen könnte. Oft hielten sie von ferne einen verkrüppelten Baum oder ein Rennthier für eine Menschengestalt und sahen sich dann beim Näherkommen bitter getäuscht. Endlich sahen sie in einem grünen Thälchen eine Heerde Schafe weiden, einem Orte, der durch seine tiefe Einsamkeit zwischen zwei Bergen von der Zerstörung verschont geblieben zu seyn schien, und gewahrten beim Annähern einen Schäfer, der Sämund augenblicklich erkannte und ihm entgegeneilte.

„Seyd Ihr wirklich zurückehrt, junger Herr?" rief er — „Willkommen, Gottwillkommen! Aber wo soll ich beginnen, um Euch Alles zu erzählen?"

Sämund konnte nicht sprechen, sondern stand mit bleichen Wangen und bebenden Knieen neben seinem Pferde, an das er sich anlehnen mußte. O'More erwiederte deßhalb:

„Wir haben schon von jenem Berggipfel aus gesehen, was sich hier zugetragen hat — Haus und Garten und Felder, Alles zerstört; aber sagt uns nur schnell, sind der Sira Hialte und seine Frau und Marfreda, sind alle Hausgenossen glücklich davon gekommen und wo sind sie?"

„Sie leben Alle noch!" rief der Schäfer und konnte vor den Freudenrufen der beiden Reisenden nicht weiter reden — „sie leben noch, aber —"

„Warum stockt Ihr?" rief O'More — „sagt uns Alles!"

„Unser guter Herr, der Sira Hialte, liegt schwer krank darnieder und wird vielleicht nicht mehr aufkommen!" war die Antwort.

„Mein Vater! mein theurer Vater!" rief Sämund — „wo ist er? wo sind die Andern, die Mutter

und Marfreda? O weh' mir, daß ich sie unter solchen Heimsuchungen allein gelassen habe!"

„Sie sind auf dem Gehöft des alten Hildir, das dem Eis und der Lava entgangen ist und wohin wir ihn vor drei Tagen getragen haben, nachdem wir über die ganze Dauer des Unfalls dort auf jenem Felsen gelagert gewesen waren."

(Fortsetzung folgt.)

Der corsische Othello.

(Schluß.)

„Der junge Artilleriehauptmann unterbrach sich einen Augenblick, um seine Mutter anzusehen, welche ihm gegenüber saß. Diese Frau machte in jenem Augenblicke den Eindruck einer antiken Cornelia auf mich; ihr wie aus Marmor gebauenes Gesicht verrieth die ganze Willenskraft der Insel. Wie die Gattin Sampietro's, war sie aus Corsica vor den neuen Unterdrückern ihres Vaterlandes geflohen, die Achts- und Todeserklärungen bildeten um ihr Haupt den düstern Schein, welcher mit den politischen Verfolgungen verbunden ist.

„„Meine Mutter,"" sagte der junge Krieger, „„verzeihen Sie es Vanina, daß sie weniger groß war, als Sie; so jung und verwöhnt durch Reichthum, träumte sie eine unmögliche Versöhnung Genua's mit ihrem Gatten. Vanina hatte, wie ein Bild zeigt, welches ich in Corsica gesehen habe, unter blondem, luftigem Haar einen jener Köpfe, wie wir sie kniend in der Kirche anbeten, wo man sie uns auf dem Altare, von dem Glanze der geweihten Kerzen bestrahlt, zeigt. Das Andenken an Vanina erinnert mich an die jungen Mädchen meines Vaterlandes. Ich weiß nicht, was Gott mir aufbewahrt hat, aber ich weiß, daß ich, im Glück oder Unglück, immer den geheimnißvollen Ruf des Vaterlandes hören werde; daß die Eindrücke, welche ich unserm großen Meere gegenüber, am Fuße des hohen Berges, auf dem von der Sonne vergoldeten, von unsern schönen Insulanerinnen betretenen Strande empfangen, wenn die Glocke des Dorfes läutete, sich in meiner Seele mit den energischen Regungen der Größe und des Ruhmes vereinigten. Ich weiß noch nicht, ich wiederhole es, was Gott meinem Degen und meinem Kopfe bestimmt hat; aber wenn ich, wie Sampietro, in eine Festung gebannt wäre, wenn der Feind seinen Arm gegen meine wehrlose Brust ausstreckte, mir, ich weiß nicht auf welchem in der Welt verlorenen Felsen den unglücklichen Kreis des Popilius vorzeichnete und meiner Lunge die Luft, meinen Augen den Strahl zumessen würde: dann würde ich in mir ein geheimes Fest zu erschaffen wissen, indem ich die Erinnerung meiner Jugend auf meiner heimathlichen Insel in mein Gedächtniß zurückriefe. — Ich komme nun zu meinem Drama zurück:

„„Vanina stößt bei dem Anblicke ihres Gatten einen Freudenschrei aus und tritt vor, um ihn in ihre Arme zu schließen; aber Sampietro stößt sie zurück und heftet auf seine Frau einen Blick, welcher sie zittern macht. Folgender Auftritt findet zwischen ihnen statt:

„Sie sehen den Verbannten, Madame; Sie sehen einen Unglücklichen, auf dessen Kopf man einen Preis gesetzt hat, Sie wissen wer, Madame!"

„O, je unglücklicher Du bist, desto theurer bist Du Deiner Frau."

„Meiner Frau, welche um meine Schande handelt!"

„Deine Schande?"

„Sie wissen in Genua jetzt, daß Sampietro einwilligt, sich zu demüthigen und um Gnade anzuhalten."

„Du hättest um Gnade gebeten?"

„Ich um Gnade! ich Gnade! Kennen Sie Sampietro so, Madame?"

„Ach, mein Herr, Sie machen mein Blut erstarren!"

„Haben Sie vergessen, daß die Elenden auf allen unsern Bergen Schlösser gebaut haben, aus welchen Raub, Gewalt und Mord in unsere Thäler herabsteigen; daß sie diese Arme gefesselt haben; daß sie mich mit spöttischem Gelächter in einen Kerker geworfen haben; daß sie einen Preis auf meinen Kopf gesetzt haben, und daß der Henker mich erwartet, um seinen Lohn mit meinem Kopfe zu verdienen?"

„Ich weiß es!"

„Sie wissen es, und Sie haben geglaubt, daß ich sie um Gnade bitten würde?"

„Wir müssen also Corsica ein ewiges Lebewohl sagen!"

„Die Verbannung ist Dir also so bitter!"

„Mit Dir würde Vanina bis an's Ende der Welt gehen."

„Vanina, wenn Genua indeß die Bitte Vanina's hörte," sagte Sampietro mit einem falschen Lächeln, welches seine Frau täuschte .... — „denn die Genueser sind nicht unerbittlich," fügte er hinzu.

„Ach ja, wenn Genua sich erbitten ließe! — Du weißt, daß der große Dante gesagt hat: „„Unglücklich ist Derjenige, der weiß, wie bitter das Brod der Verbannung ist!"

„Und dann" — sagte Sampietro weiter — „hat Vanina mächtige Freunde; die Ornano und die Doria sind durch Bande des Blutes vereinigt; die Ornano würden leicht die genuesischen Senatoren entwaffnen

und von ihnen die Begnadigung Sampietro's erhalten!"

„Nun, und was würde Sampietro mit dieser Begnadigung machen?" fragte Vanina schüchtern, indem sie ihre Hand auf die Schulter ihres Gatten legte.

„Mit dieser Begnadigung, die er Dir verdankte, nicht wahr?" fragte Sampietro mit einer Miene, welche den letzten Argwohn seiner Frau entfernte.

„Gut, ich sehe, daß Du Alles weißt. Diese Begnadigung —"

„Nun?"

„Ich habe sie!"

„Du hast sie?" rief Sampietro zurückfahrend — „meine Schmach ist also unterzeichnet, und Du hast die Hand des Dogen geführt! Du, die Frau Sampietro's!"

„O mein Gott!"

„„Folgendes geschah: Sampietro zeigte seiner Frau an, daß sie sterben müsse, und der Unglückliche betete seine Frau an. Er betrachtete dieses schöne Gesicht, welches schon die Blässe des Todes bedeckte, diese Frau, voll von Leben und Jugend, aus welcher er einen Leichnam machen wollte; er hätte gern hundert Daseyn gegeben für Das, welches er zerstören wollte. Aber die Wörter Genua, Gnade, Schande bewirkten einen Sturm in seinem Kopfe; sie tobten da mit solcher Macht, daß der Unglückliche nur noch die schreckliche Nothwendigkeit eines Sühnopfers ohne Gleichen in der Geschichte fühlte. Dann nahm er — Dufrosque, der Geschichtschreiber dieses seltsamen Mannes, bestätigt es uns — die Hände seiner Frau, drückte sie mit Zärtlichkeit, und indem er Vanina zwang, sich vor ihren Opferer zu stellen, betete der Barbar sein Opfer an. In diesem Momente schien ihn seine ganze Liebe hinzureißen; er benetzte die Hände, die er in den seinigen hielt, mit Thränen, er gab seiner Frau süße, schmeichelnde Namen. In Vanina's Herz kehrte die Hoffnung zurück, und während sie sich zu dem vor ihr knieenden Gatten niederneigte, nahm Sampietro die Schleife, welche den Hals seiner Frau umschloß, schlüpfte sie auf seinen Knieen rasch zusammen und gebrauchte sie dann, um Vanina zu erwürgen.""

„„Ich mag den Mohren Othello lieber,"" sagte Jemand aus der Gesellschaft; „„wenn Sie eine Tragödie aus dieser schrecklichen Geschichte machen, so geben Sie doch Sampietro irgend einen Genuesen zum Nebenbuhler; dann würde dieser, sich als Gatte und Corse beleidigt glaubend, nur noch anziehender seyn.""

„„Dann würde er der ganzen Welt gleichen,"" entgegnete der junge Hauptmann, „„und man würde nicht wissen, was der Haß gegen fremdes Joch vermag in einem corsischen Herzen.""

„„Aber in Allem, was Sie uns sagten, sehe ich nur eine Scene,"" äußerte ich gegen unsern Erzähler.

„„Gut,"" antwortete er, „„ich sehe schon, daß ich, um allen Zuschauern der Welt zu gefallen, die ewige Tragödie, welche mit den Atriden beginnt, wieder anfangen muß.""

* * *

Der alte Marseiller, bei dem Ende seiner Anekdote angekommen, sagte zu mir:

„Sie haben gewiß schon lange errathen, daß dieser Artilleriehauptmann der junge Napoleon Bonaparte war, welcher wirklich die Absicht hatte, eine solche Tragödie von Sampietro zu verfassen, aber durch andere Arbeiten daran verhindert wurde."

Mannigfaltiges.

Eine neue Riesen-Schlingpflanze (**Wislaria Consequana**) hat sich aus China in England eingebürgert und wird auf dem Landsitz des Grafen von Lindsay zu Uffingtonhouse gezogen. Die Blätter des Gewächses bedecken ein ganzes zweistöckiges Haus bis zum Schornstein, welchen die obersten Spitzen umranken; die Zweige der Pflanze klaftern nicht weniger als 110 Fuß weit auseinander; Tausende von hellblauen Blüthen, deren jede 10—12 Zoll lang ist, hängen in traubenartigen Büscheln zwischen den saftgrünen Blättern hervor und gewähren den reizendsten Anblick. Unsere Gärtner und Blumenfreunde machen wir auf diesen herrlichen Schmuck eleganter Landhäuser aufmerksam, damit sie dieses chinesische Schlinggewächs auch nach Deutschland bringen.

Das Wunder der deutschen Eisenbahnen, der Viadukt über das Götzschthal, auf der Leipzig-Hofer Strecke, erreicht eine Höhe von 280 Fuß; die Erie-Eisenbahn in Nordamerika hat aber einen Viadukt von 484 Fuß Höhe, der eine Schlucht von 275 Fuß Breite mit einem Bogen überspannt, aufzuweisen. Sie ist die längste Bahn der Welt, kostete 60 Millionen Gulden; 18 Jahre lang dauerte die Arbeit daran, bis sie 1851 eröffnet werden konnte. Die Brutto-Einnahme hat im Jahre 1852 20 Millionen Gulden überstiegen. An einem Seitengeleise dieser Bahn arbeiten jetzt noch 24,000 Arbeiter.

Redaktion, Druck und Verlag von G. Ritter in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

Nro. 115. Sonntag, 25. September 1853.

Marfreda.

(Fortsetzung.)

Die beiden Reisenden ließen ihre Pferde zurück und wanderten in Begleitung des Schäfers, welcher die Eltern Sämunds auf die Rückkehr ihres Sohnes vorbereiten sollte, auf dem kürzesten Fußsteige nach dem Gehöfte, wo die Obdachlosen einstweilen ein Unterkommen gefunden hatten. Als sie in der Nähe desselben angelangt waren, ging der Schäfer voran und die beiden Freunde lagerten sich inzwischen unter einigen Felsblöcken, in stummer, banger Erwartung seiner Rückkehr. Endlich hörte man Jemanden herankommen; Sämund sprang auf und rief: „Das ist ihr Schritt!" und schloß einen Augenblick später Marfreda Vidalin in seine Arme. Die Gefühle dieser beiden jungen Leute beim Wiedersehen unter solchen Umständen waren so überwältigender Natur, daß sie nicht reden konnten; dann aber bot Marfreda dem irischen Gaste einen herzlichen Willkommen und sie gingen dem Hause zu.

Als die erste Aufregung vorüber war, zeigte sich auf Marfreda's bleichen Zügen ein tiefer Kummer; sie bestätigte des Schäfers Aussage über des armen Hialte's schwere Erkrankung, welche sie seinen übermäßigen Anstrengungen während der entsetzlichen Katastrophe zuschrieb. Er hatte den Ausbruch des Vulkans schon vor dessen Eintritt vorausgesagt, und als sie am Sonntag, wie gewöhnlich, in dem kleinen Kirchlein versammelt waren und man während des Gottesdienstes einige leichte Erdstöße wahrnahm, aus denen sich die Gemeinde, an diese Erscheinungen schon gewöhnt, wenig machte, eilte der Pfarrer an eine nahe Quelle, legte das Ohr an die Erde und kam nach kurzem Horchen zur Gemeinde zurück mit der Warnung: „Seyd auf Eurer Hut! die ganze Erde steht in Feuer!"

Marfreda erzählte, der Anblick des Herdubried von da an sey schauerlich schön gewesen; es habe den Anschein gehabt, als schwelle er abwechslungsweise auf und sinke wieder zu seiner vorigen Gestalt zusammen; dann erfolgte unterirdischer, dumpfer Donner und gleichzeitig setzte sich der Gletscher in Bewegung. Der Pfarrer barg ohne Zeitverlust seine Familie und die besten Habseligkeiten, welche man noch fortschaffen konnte, auf eine nahe Klippe, und diejenigen seiner Nachbarn, welche auf seine Mahnung hörten, folgten diesem Beispiele. Der Berg spie nun gewaltige Ströme kochenden Wassers aus, und als dies vorüber war, rann der Gletscher selbst herab, wie flüssiges Metall, das man aus einem Tiegel gießt, wälzte furchtbare Eismassen auf die Ebene und zerstörte alle Gebäude und jede Spur von Anbau. Marfreda rühmte dabei: der alte Prediger habe während dieses grausenvollen Ereignisses nicht nur mit wunderbarer Selbstbeherrschung und dem größten Scharfsinn, sondern auch mit einer für sein hohes Alter erstaunlichen Rührigkeit und Thatkraft gehandelt. Jedoch, sobald sie mit der Erlaubniß eines befreundeten Nachbars in dessen Hause untergebracht waren, sey er erschöpft auf ein Lager gesunken und gebe seitdem nur wenig Hoffnung, daß er es wieder verlassen werde.

Das Wiedersehen des Sohnes und der beiden Eltern war überaus rührend; der sterbende Vater aber war weitaus der Ruhigste der ganzen Gruppe und erklärte seinen letzten Wunsch auf Erden erfüllt, nun er noch einmal seinen Sohn gesehen.

Dem ehrwürdigen Sira Hialte war das Leben nur noch wenige Tage nach diesem Zusammentreffen gefristet und die Aussicht auf einen nahen Hingang versetzte alle seine Hausgenossen und Bekannten in aufrichtige Bekümmerniß. Allein jedes Wort, das diesem treuen Hirten seiner Heerde über die Lippen ging, bewies, daß er einen höheren Trost in sich habe, als irdische Hilfe geben könnte, und selbst wenn das Delirium seine Sinne verwirrte, so trat in den Ausgeburten seines fiebernden Gehirns noch immer ein felsenhaftes Gottvertrauen und eine innige Frömmigkeit zu Tage und seine Phantasieen schienen ihren Bilderschmuck von den Erschütterungen

und Scenen des jüngsten Ausbruchs jenes Feuerbergs zu entlehnen.

In seinen letzten Stunden war er noch im vollen Besitz seiner Geisteskräfte und nahm ruhig und ergebungsvoll Abschied von den Seinigen und dem jungen Irländer und hatte für Jedes noch eine gute Lehre. Er legte Marfredens und Sämunds Hände in einander mit einem brünstigen Wunsche für das Glück Beider — ein Glück, wie es nur Diejenigen kennen, die treu und unwandelbar an den geoffenbarten göttlichen Wahrheiten hängen.

Der Kummer seiner Angehörigen und Freunde um den Verlust eines so trefflichen Mannes war tief und aufrichtig. Im Herzen der Wittwe saß er so tief, daß ihn die Zeit nicht lindern noch beseitigen konnte. Allein nach einiger Zeit gingen die jungen Leute wieder ihren gewohnten Geschäften nach und sprachen ruhiger über ihren Verlust.

Eines Abends saßen sie mit O'More an einem Berghange, der eine prachtvolle Aussicht über den See Myvatu bot, welche der junge Ire eben in sein Skizzenbuch übertrug, denn er hatte diese Landschaft besonders liebgewonnen; da legte O'More sein Buch bei Seite, wandte sich an das junge Paar, das in ein leises, besonders interessantes Gespräch vertieft schien, mit den Worten:

„Sämund, ich denke, meine Prophezeiung ist in Erfüllung gegangen und die holde Marfreda hat Dir Dein begangenes Unrecht so weit vergeben, daß sie einwilligt, Deine Frau zu werden."

„So ist es, mein Freund," erwiederte Sämund, „und ich wünschte von Herzen, Du möchtest auch in Einer Hinsicht meinem Beispiel folgen und jenen mir thöricht erscheinenden Stolz ablegen, der Dich hindert, das Glück der Erde aus den Händen des Mädchens anzunehmen, das Dich liebt! Auch mein väterliches Erbe ging, wie Du siehst, verloren, zwar nicht durch einen richterlichen, aber durch einen fürchterlichen Naturprozeß, und ich nehme ein Vermögen aus der Hand meiner lieben Marfreda. Sie erzählt mir nämlich soeben, es sey während unserer Abwesenheit ein Brief von ihrem Oheim Vidalin eingetroffen, worin er ihr meldet, er werde nun, nachdem sie mündig geworden sey, durch einen vertrauten Freund ihr eine Summe Geldes senden, die er einst von ihren Eltern für sie empfangen und seither verwaltet habe; unser alter Bekannter, Hudur der Thulr, ist der Ueberbringer jenes Erbes und kann stündlich hier eintreffen."

„Er wird sich sehr freuen, wenn er Euch wieder bei uns antrifft, O'More," setzte Marfreda hinzu; „er hat uns während Euerer Abwesenheit mehrmals besucht und stets mit der größten Dankbarkeit von Euch als dem Retter seines Lebens gesprochen. Diesen Dank, sagte er, wollte er Euch thatsächlich beweisen und er müßte deßhalb eigens zu Euch nach Irland reisen."

„Er braucht glücklicher Weise nicht so weit zu gehen!" versetzte Sämund. „Seht dort die hohe Mannsgestalt aus dem Boote steigen, das soeben über den See herüber ruderte; wenn mich mein Auge nicht täuscht, ist es kein Anderer als der alte Thulr Hudur! — Heda! willkommen, Du lebendige Chronik vergangener Zeiten!" rief er ihm durch die hohle Hand zu — „suchst Du nicht uns, um uns wieder, wie immer frohe Kunde zu bringen?"

„Die bring' ich auch heute!" rief der alte Sänger und grüßte die drei Freunde, höchst angenehm überrascht, daß er den jungen Irländer wieder bei Sämund sah.

Sie begaben sich nun nach Hause, und dem Greise, der mit tiefer Wehmuth und seltenem Gefühl von dem schrecklichen Naturereigniß, das sich seit seinem letzten Besuche zugetragen, und besonders vom Tod des edlen Hialte sprach, wurden einige Erfrischungen vorgesetzt. Als er sich hinlänglich gelabt, wandte er sich in seiner Weise an Marfreda:

„Schöne Tochter des Hauses Vidalin, ich muß mich nun des Auftrages entledigen, mit dem Dein würdiger Oheim mich betraut hat — ein Auftrag, auf welchen ich so stolz und mit dem ich so zufrieden bin, daß ich der langen einsamen Reise vom andern Ende unserer Insel nicht achtete; denn groß ist meine Liebe zu Dir, sowohl um Deiner selbst willen, als wegen Deiner Familie, und namentlich Deiner Großmutter, die mich stets mit Wohlthaten überhäuft hat. Nimm dieses Päckchen: es enthält eine größere Summe, als Du vielleicht erwartest, denn Dein guter Oheim hat Dein Erbe nicht nur durch einige glückliche kaufmännische Unternehmungen vermehrt, sondern auch durch ein Geschenk zum Beweis seiner Liebe zu Dir vergrößert!"

Marfreda nahm das Päckchen und legte es unverweilt in Sämund Erlandson's Hand, mit einem Blick voll unsäglicher Zärtlichkeit, der ihm mehr war, als alle Schätze. Gerührt nahm er es in Empfang, küßte die Hand, die es ihm in die seinige gelegt, und richtete einige leise Worte an sie — Worte, in denen sein ganzes Herz lag. Frau Erlandson aber schlang ihre Arme um des Mädchens Nacken und rief:

„Liebes, gutes Kind! überreich hast Du meine Pflege und Das vergolten, was mein seliger Gatte an Dir gethan hat: Du hast unsern Sämund glücklich gemacht!"

„Ihm sey Lob und Dank, der alle Dinge ordnet und seine Segenshand nicht von seinen Kindern läßt, liebe Mutter!" sprach das edle Mädchen und versank dann mit gefalteten Händen in tiefes Schweigen, welchem eine lange Pause folgte; — Aller Herzen

schienen sich in stiller Andacht des schuldigen Dankes gegen die Vorsehung zu entledigen.

Auf O'More hatte dieser Auftritt einen tiefen Eindruck gemacht. Er mochte vielleicht denken: Auch ich könnte glücklich seyn, könnte mein Glück aus der Hand des Mädchens annehmen, das ich liebe; könnte Ellen glücklich machen, wenn ich jenen dünkelhaften Stolz aus der Brust reißen könnte, der mich vor einer Welt, die ich verachte, Mißdeutung und Beschuldigung niedriger, habsüchtiger Beweggründe fürchten läßt. O wären Ellen und ich unter diesen eisigen Bergen und warmherzigen Bewohnern Islands geboren! —

(Fortsetzung folgt.)

Mexicanische Jäger.

Aus Mason's „Mexicanischen Bildern."

Der Gebrauch des Lasso (der Schlinge) ist in mehreren Theilen von Mexico fast zur Wissenschaft geworden, so gewandt sind die Leute in seiner Handhabung, so sicher meistentheils in ihrem Ziele. Die Rinderjäger in den Prairien brauchen einer Heerde nur hinreichend nahe zu kommen und die schönsten und besten Thiere für ihren Lasso auszuwählen, und sie sind ihrer Beute so gewiß, als ob die Häute der Thiere bereits auf den Rücken ihrer Pferde lägen und das Fett bereits in Fässern zum Verkauf untergebracht wäre. Diese Jäger ziehen häufig in größeren Schaaren aus, so daß auf einem einzigen Jagdzuge dieser Art oft mehrere hundert Rinder gefangen und getödtet werden. Zuweilen sind es auch nur kleinere Schaaren, die dieses Wild verfolgen, und nicht selten sind es wohl auch nur Einzelne, die in die Prairie hinausziehen, um auf eigene Rechnung zu jagen, ohne daß sie Jemand bei dem Unternehmen befehliget und ohne daß sie mit Jemanden ihren Gewinn zu theilen brauchten.

Die Kunst des Lassowerfens ist jedoch keineswegs so geheimnißvoll, wie sie wohl dann und wann geschildert wird. Man erlangt die erforderliche Sicherheit und Feinheit — denn die Handhabung ist wirklich mit einer gewissen Feinheit verbunden — nur allmälig und durch fortwährende Uebung; der Anfänger muß in Folge allzu großer Hast oder zu vorsichtiger Bedächtigkeit manche ärgerliche Erfahrung machen, und es gibt in dieser Kunst wie in jeder andern Leute, die es nie zur Vollendung bringen können.

Das Leben, das diese Jäger führen, ist wild und eigenthümlich. Oftmals durch ungeheure Strecken von der Behaglichkeit der Heimath und von allen nur einigermaßen zu den Bequemlichkeiten der Gesittung gehörigen Dingen getrennt, ist ihre Lebensweise so beschwerlich und abenteuerlich, wie man sich nur denken kann. Sie verlassen sich hinsichtlich ihrer Nahrung meist auf den glücklichen Erfolg ihres Tagewerks, und während tüchtige Anstrengung und die freie Luft sich vereinigen, ihnen den kräftigsten Appetit zu geben, sind sie hinsichtlich der Befriedigung desselben nicht immer sehr wählerisch, und ein mächtiges Stück von einem frisch getödteten Ochsen, das auf einem Holzfeuer gebraten wird, gewährt ihnen eine schnelle und nachhaltige Mahlzeit. Zuweilen wird zu diesem Gericht etwas Maiskuchen genossen, meistentheils aber verzehrt man es ohne eine solche Zuthat. Die nackte Erde gewährt diesen Jägern ein geräumiges Lager, auf welchem sie schlafen, ohne durch lästige Träume oder Alpdrücken geplagt zu werden — ausgenommen wenn die in der Nähe befindlichen Wölfe ungewöhnlich dreist und hungrig sind. Der Himmel ist ihr einziges Obdach, wenn nicht zufällig ein Baum oder eine Baumgruppe in der Nähe ist.

Die wilden Rinder selber sind ein zottiges, frei und unabhängig herumschwärmendes Geschlecht. Es liegt etwas entschieden Komisches in dem Gemisch von Unschuld und Argwohn, von Wildheit und Dummheit, das sich in ihren Gesichtern ausprägt. Sie leben gesellig und friedlich unter einander, und jedes der einzelnen Thiere begnügt sich mit seinem Futter, ohne seinen Nachbar zu belästigen. Ist die Weide jedoch spärlich, dann werden allerdings auch wüthende Blicke gewechselt, worauf die Augen zu glühen beginnen, die Hörner sich neigen, die Schweife sich heben und mit wildem Gebrüll manche dicke Haut durchbohrt wird, so daß das Blut über den Boden schießt. Diese Bisons sind von kleinerer Gestalt als die Büffel der Prairien des nördlicheren Amerika's; sie haben etwas schlanke Körper, zusammengedrückte Gesichter, lange Schweife und eine ungeheure Fülle von Haaren auf den Schultern.

Nächst den Jägern sind ihre gefährlichsten Feinde die in Mexico so zahlreichen Wölfe. Diese wüthenden aber feigen Thiere sind von mittlerer Größe und von eigenthümlich rother Farbe. Sie verfolgen häufig die Heerden Tage lang in ungeheuern Schaaren, wobei sie heulend nebenher laufen und eine Gelegenheit erwarten, wo sie ihre Beute in einem unbewachten Augenblick überfallen können.

Es gewährt einen eigenthümlichen Anblick in den Prairien, besonders in stiller Nacht, wenn sich, nachdem in der Ferne das mit lautem Gebrüll und wildem Geheul untermischte verworrene Getrampel unzähliger Füße vernehmbar gewesen ist, mit gemessenen Schritten die dunkeln Gestalten einer Rinderheerde nähern, eifrig verfolgt von einer Schaar ihrer tückischen Gegner, welche begierig nach ihrem Blute lechzen, aber sich

halb und halb fürchten, den Angriff zu wagen. Die wilden Rinder haben jedoch eine eben so kühne als geschickte Art, sich gegen die Angriffe ihrer ungestümen Feinde zu vertheidigen. Sie bilden, sobald die Wölfe näher kommen, schnell einen Kreis oder eine ovale Phalanx, in der sie den eindringenden Feinden auf allen Seiten ihre scharfen Hörner entgegenhalten. Man behauptet sogar, daß bei der Bildung dieser Vertheidigungsweise die untüchtigen und alten Thiere der Heerde in die Mitte genommen würden.

Wie dem auch seyn möge, so ist doch so viel gewiß, daß den ersten der angreifenden Feinde ein sehr scharfer Empfang zu Theil wird, denn die Rinder durchbohren sie sehr gewandt mit ihren Hörnern und schleudern sie dann in die Luft. Aber der ungleiche Kampf kann nicht lange dauern, denn während die Wölfe den Lohn ihrer Vermessenheit empfangen, entstehen in dem seither unzugänglichen Haufen unvermeidlich einige unvertheidigte Punkte; diese Oeffnungen werden von den andern Wölfen schnell benutzt, die sich nun an die Seiten und Glieder ihrer Opfer hängen und nicht wieder abzuschütteln sind. Das gewöhnliche Ergebniß ist, daß ein Theil der harmlosen Heerde das Opfer ihrer grausamen und feigen Feinde wird.

Den eigentlichen Beweggrund, welcher die Rinderjäger reizt, diese Thiere zu verfolgen und zu erlegen, geben die Häute, die einen bedeutenden Handelsartikel bilden, und die Fettheile der Thiere, die man ebenfalls für den Verkauf in Fässer und Orhofte einschmilzt. —

„Euern Segen, ehrwürdiger Vater!" sprach einer dieser Jäger in einem der nördlichen Dörfer Merico's — „Euern Segen und den unserer heiligen Jungfrau für mein Unternehmen! Ich bin im Begriff, aufzubrechen, um bei Sonnenuntergang „Redpoint" in der Prairie zu erreichen und mit Tagesanbruch zum Werk bereit zu seyn. Ich habe Zio binnen zwei Tagen eine ganze Ladung Häute, so viel mein Pferd nur tragen könne, versprochen. Gebt mir daher Euern Segen zu meiner Reise, ehrwürdiger Vater!"

Der Priester murmelte ein ungereimtes Gemisch von lateinischen und spanischen Worten über ihn, und der Jäger trat, von dem kühnsten Muthe beseelt, seine Reise an, in der festen Zuversicht, daß seine Jagd glücklich und erfolgreich seyn würde.

Sein Pferd zur größten Eile anspornend, gelangte er vor Sonnenuntergang an den Saum der Prairie, und ehe die Sonne am Horizont versank, hatte er den bezeichneten Punkt erreicht.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

Damit dem hohen Ernste der schönen Feier auf der Luthersburg doch auch der gemüthliche Scherz nicht ganz fehle, ereignete sich an dem jüngst auf derselben gefeierten Feste folgender komische Vorfall: Auf der hohen Bastei in einer Mauerluke war Trompeten- und Paukenmusik aufgestellt, um die Herren Abgeordneten des Centralvorstandes bei ihrer Annäherung ritterlich zu begrüßen. Die Musikanten harrten des Winkes gegenwärtig. Endlich hieß es: Sie kommen, sie kommen! Alles macht sich fertig, die schmetternden Töne erschallen zu lassen. Da bemerkt der Paukenschläger etwas spät, daß die Paukenschlägel vergessen sind. Welche Verlegenheit für die Herren vom Comité! Einer läuft dahin, der Andere dorthin, um ein paßliches Instrument zu suchen; sogar unter den Panzern, Schwertern und Helmen der Rüstkammer wollte sich kein Paukenschlägel finden. Am ruhigsten blieb der Pauker selbst. Er ging in die Küche des Wirths, nahm sich da, was er brauchte, und so geschah es denn, daß diesmal die Pauken mit Kochlöffeln geschlagen wurden.

In Baden-Baden befindet sich jetzt eine französische Dame, die täglich in einem andern und zwar ganz neuen Kleide erscheint und ein einmal getragenes nie wieder anzieht. Die anderen Damen achten mit der größten Aufmerksamkeit auf sie, und da man einen solchen Kleiderluxus nicht begreift, verbreitete sich das Gerücht, die Dame sey von einer Pariser Modehandlung abgeschickt, um die neuen Toiletten derselben zur Schau auszutragen, so daß die Dame nur eine wandernde Kleiderpuppe sey. Das hielt sie aber für eine große Beleidigung und um zu beweisen, daß sie eigene Kleider trage, sprach sie eines Abends sich ziemlich laut darüber aus, goß sich absichtlich ein Glas Champagner auf ihr prachtvolles Kleid, das mindestens 100 Thlr. kostete, und setzte hinzu, die Kleider, die sie getragen, hingen sämmtlich in ihrer Wohnung, und wenn sie einer oder der andern Dame dienen könne, möchten sie nur zu ihr kommen und sich beliebige Kleider auswählen.

In Berlin ist eine Gesellschaft von Handwerkern zur direkten Versendung ihrer Erzeugnisse nach Australien im Entstehen begriffen und findet bedeutende Theilnahme. Die Waarenartikel sollen in Berlin dem Agenten eines sehr gut empfohlenen Handlungshauses in Australien übergeben werden, der sofort 50 Procent des üblichen Preises zahlt. Das australische Haus verkauft die Waaren im Auftrag und übersendet, nach Abzug einer Provision, den Rest des Ertrages.

Redaktion, Druck und Verlag von G. Ritter in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

Nro. 116. Dienstag, 27. September 1853.

Marfreda.

(Fortsetzung.)

Mit freundlichem Ernste wandte sich jetzt der alte Thulr Hudur an den jungen Irländer:

„Mein wackerer Freund, ich darf Euch nun zwei Räthsel lösen, welche Euch während unseres früheren Zusammenlebens oft betroffen gemacht haben. Ich sah Euch häufig verwundert darüber, daß Ihr mich mit manchen Zuständen Eueres Landes und zumal Euerer Heimath vertraut sahet, deren Kenntniß Ihr nicht aus Büchern in Euerer Muttersprache geschöpft glauben konntet."

„Und die auch in keiner andern Sprache aufgezeichnet stehen dürften," versetzte O'More, „denn ich hörte Euch meines Großvaters erwähnen und vernahm aus Euerem Munde Anspielungen auf einzelne Züge aus seinem Leben, die wenigstens bis jetzt noch nicht zum Gegenstand der Geschichte gemacht worden sind."

„Allerdings," sagte der Alte, „und ich will Euch sogleich erklären, auf welche Weise ich zu dieser Kunde gekommen bin. Ich habe Euch oft Euere Verwunderung darüber äußern hören, daß die junge Marfreda hier in ihren Zügen und ihrem Charakter so manche Spur ihrer irischen Abkunft bewahrt habe, während doch nach Euerer Ansicht Jahrhunderte mochten darüber hinausgegangen seyn, seit das Blut Erins sich mit dem der Vidalin vermischte. Allein was ich Euch nun mittheilen will, wird Euch zu beiden Räthseln den Schlüssel liefern.

„Ich bin unter der Familie Vidalin aufgewachsen und als der Großvater dieses jungen Mädchens seine Frau von Norwegen herüber brachte, wo er sie kennen gelernt und geehelicht hatte, beehrte sie mich bald mit einigem Vertrauen. Frau Vidalin war zwar nicht mehr sehr jung, aber ausnehmend hübsch und anmuthig und schien von stiller, zurückhaltender, sogar oft melancholischer Gemüthsart. Ihre Pflichten gegen Gatten und Kinder, ja selbst gegen die Nachbarn erfüllte sie gewissenhaft und mit liebevoller, wohlwollender Hingabe. Aber jeden freien Augenblick nützte sie, allein zu seyn, um in Büchern einer fremden Sprache, die sie mitgebracht hatte, zu lesen oder zum Klange ihrer Harfe zu singen — jener Harfe, die noch heute ihre Enkelin spielt —, und die Weisen, die sie sang, waren so eigenthümlich wild und düster, wie man sie hier noch nie gehört hatte. Ich war damals noch sehr jung und darum leichten Sinnes; allein ich mußte dennoch, so oft die Klänge jener Musik an mein Ohr schlugen, von der Erholung wie von der Arbeit laufen und jenen Tönen lauschen. Frau Vidalin gewahrte dies und übersetzte einige Lieder für mich, da sie mir in der verfaßten Sprache unverständlich waren; sie verschaffte mir auch Bücher und unterstützte und ermuthigte mich in der Verfolgung jeder Art von nützlicher Belehrung. Das Unglück überkam endlich das Haus, wo diese treffliche Frau so viele Jahre stillen Glückes genossen hatte: sie verlor ihren Gatten und bald darauf auch ihren Sohn, der ihr Augapfel gewesen war. Dieser hatte früh geheirathet und da seine Frau bald nach ihm derselben Krankheit erlag, die ihn hingerafft, so blieb Marfreda, das einzige Kind des jungen Ehepaares, der Pflege der alten Frau Vidalin überlassen. Als der herbste Schmerz über diese Heimsuchungen sich so weit gelegt hatte, daß sie ihre Aufmerksamkeit wieder andern Dingen zuwenden konnte, sprach die Großmutter oft mit mir über die Geschichte ihres früheren Lebens und über ihre Heimath. Nicht Norwegen, von wo sie nach Island gekommen, war ihr Vaterland, sondern sie war, gleich Euch, O'More, ein Kind des grünen Erins.

„Ja, Marfreda," fuhr der Thulr gegen diese fort, „Deine Großmutter war eine Isländerin. Stundenlang habe ich Frau Vidalins Erzählungen gelauscht, wenn sie die Scenen ihrer früheren Heimath beschrieb, denn sie erging sich gar gerne in solchen Erinnerungen mit aller breiten Geschwätzigkeit des Alters. Ihr Vater war der Verbannte gewesen, der jenes Lied

gedichtet, auf welches ich Euch so oft aufmerksam horchen sah, O'More, wenn Marfreda die isländische Uebersetzung davon sang, die ich mit Vidalins Hilfe gefertigt. Sie hatte ihre Enkelin Worte und Weise davon gelehrt, sobald diese zum Lernen groß genug war. Das Lied stammt also von einem edlen, wackern Manne her, welcher wegen Betheiligung an irgend einer erfolglosen politischen Bewegung mit Weib und Kind seine Heimath hatte verlassen und einen Zufluchtsort in Norwegen suchen müssen, wo er sich für den Rest seines Lebens niedergelassen. Seine Söhne schienen nach Dem, was mir Deine Großmutter, holde Marfreda, von ihnen erzählte, im Kampfe mit der Welt und dem Leben den Ahnenstolz und die Liebe zur Heimath bald aufgegeben zu haben und waren binnen Kurzem ganz heimisch in dem Lande, das ihnen Obdach und Schutz vor den Gefahren und Drangsalen bot, die ihrer in der Heimath gewartet haben würden. Allein mit einem Frauenherzen ist es ein Anderes; und obwohl jene edle Frau den Isländer Vidalin heirathete, der ihrer in jeder Hinsicht würdig war, und ihm hierher auf unsere Insel folgte, so konnte sie doch niemals das Land ihrer Väter vergessen, noch, obgleich sie ihren Gatten liebte und hochschätzte, einen Gefährten ihrer Jugend, mit welchem sie einst die Freuden der Heimath getheilt hatte. Dies war ein Vetter von ihr und, nach ihren begeisterten Schilderungen zu urtheilen, ein ritterlicher Jüngling, wenn er schon die politischen Ansichten ihres Vaters nicht theilte. Er hatte im britischen Heere gedient und Nichts hätte ihn bewegen können, der Krone untreu zu werden, als die besten Männer zusammentraten, Irland vom sächsischen Joche zu befreien. So jung Marfredens Großmutter auch zu der Zeit noch gewesen, als sie mit aus der Heimath flüchten mußte, so hatte sie doch solchen schauderhaften Auftritten daselbst angewohnt, daß sie oft schon bei der bloßen Mittheilung derselben erbebte; aber ich will diese Schilderungen nicht wiederholen, sondern nur eine einzige Scene nacherzählen, die zwar ebenfalls sehr schmerzlich, doch eine sanftere Art von Leiden war, welche die alte Frau unzählige Male beschrieben. Es war nämlich der Abschied von ihrem geliebten Vetter, der als Lieutenant im Heere des Königs Georg diente; er war heimlich nach ihres Vaters Haus gekommen, weil er nicht ohne Abschied von seinem Lieb scheiden wollte. Dabei gab er ihr sein Portrait und eine kleine Cassette mit einigen wichtigen Familienpapieren, deren Aufbewahrung er ihr bis zur Zeit eines fröhlicheren Wiedersehens anvertraute. Allein diese Stunde sollte niemals schlagen. Er war noch nicht lange fort, als ein Ereigniß eintrat, welches ihre Familie zwang, aus Irland zu flüchten und sich in Norwegen niederzulassen, wie ich schon erwähnt habe. Die Arme nahm damals das Bild und die Papiere ihres Geliebten mit in die Ferne und hat später nie wieder etwas von ihm gehört."

O'More hatte der Erzählung des alten Sängers mit steigendem Interesse zugehört, zumal dem letzten Theil. Jetzt sprang er in großer Aufregung auf und rief:

„O Hudur, guter Hudur! sagt mir nun auch, wenn Ihr könnt, den Namen jenes Mannes, welcher die Familienpapiere Marfredens Großmutter übergab, und theilt mir mit, was aus denselben geworden ist!"

„Diese Fragen, junger Mann, kann ich auf einmal beantworten," erwiederte der Alte mit innigem Vergnügen und nahm ein Päckchen aus der Tasche seines faltigen Rockes. „Der, welcher jener Frau diese Papiere eingehändiget, war Euer Großvater Donough O'More von Glenard Castle und hier ist das Kästchen selbst! Möge sein Inhalt für Euch so werthvoll und nützlich werden, als ich dies wünsche!"

(Schluß folgt.)

Mexicanische Jäger.

(Schluß.)

Redpoint war der Name einer Stelle, an welcher der Boden eine ungewöhnlich rothe Färbung hatte, und indem die Sonne jetzt ihre letzten glühenden Strahlen auf die Erde warf, wurde dieser röthliche Schein so bedeutend vermehrt, daß man ihn für eine die glänzende Atmosphäre wiederspiegelnde Wasserfläche hätte halten können. Unser Reisender ließ seinen Blick eine Weile auf dem vor ihm liegenden Schauspiel ruhen, nicht weil er dessen Schönheit zu würdigen verstand, sondern um danach zu beurtheilen, welchen Grad die Hitze am nächsten Tage erreichen würde. Hierauf richtete er seinen Blick langsam nach Osten, dann nach Norden und endlich wieder nach Westen, und beobachtete jeden Gegenstand, der hierbei zwischen ihm und dem Horizont bemerkbar war. Durch seine Beobachtung offenbar befriedigt, führte er sein Pferd nach einer kleinen Vertiefung in der Nähe, wo einige Bäume standen, und band es an einen Stamm, und als dann die Dunkelheit kam, suchte er einige Schritte von den Bäumen einen grasigen Winkel, wo er sich, nachdem Reiter und Pferd sich erquickt hatten, zur Ruhe legte. Es umfing ihn bereits ein tiefer Schlaf, als über ihm die Sterne an ihren gewöhnlichen Plätzen erschienen, und das noch kurz vorher so prächtige Schauspiel in den kühlen stillen Glanz einer tropischen Nacht versank.

Er schlief mehrere Stunden sehr fest und ruhig und träumte von seiner Heimath und seiner Gattin, die er dort zurückgelassen hatte. Hierauf wendeten sich seine Gedanken zu Zio, dem Händler, welchem er binnen zwei Tagen eine ansehnliche Anzahl Felle versprochen hatte. Dann träumte er von dem Priester, vor welchem er große Ehrfurcht hatte, und von dem Segen, welchen er für seine Reise von ihm empfangen. Der Priester stand vor ihm und sah ihn an, und es war dem Träumenden, als hätte sich das Gesicht des Priesters plötzlich verändert, seine Miene einen finsteren, drohenden Ausdruck angenommen, und als zürne er ihm, weil er nicht seine Abendgebete und Aves gesprochen hatte, ehe er sich auf dieser Stelle schlafen gelegt. Des Priesters Gesicht wurde immer ernster und furchtbarer, seine Stimme immer lauter und rauher — endlich beugte er sich über ihn und übergab ihn mit lauten, entsetzlichen Verwünschungen den Qualen des Fegefeuers. Ja, der Träumende fühlte, daß er dort war — unter den unglücklichen Geistern, die der gräßlichsten Qual verfallen sind. Und o, welches grauenhafte Stöhnen, welches Angstgeheul wiederhallte an diesem furchtbaren Orte! Wie die unglücklichen Wesen vor Wuth und Verzweiflung mit den Zähnen knirschten, wie sie schrieen und sich in ihrer Angst zerfleischten, indem sie den Flammen zu entrinnen suchten, von welchen sie auf allen Seiten umgeben waren. Jetzt sieht er sich plötzlich von einem Haufen böser Geister umgeben und er fühlt, daß die brennende Hitze ihn erfaßt hat! Sie ergreifen ihn und werfen ihn in die wildesten Flammen und —

Da erwacht er plötzlich zitternd und schaudernd; Körper und Kleider sind naß von dem Schweiße, der ihm wie dicke Regentropfen entströmt ist. Ruhig glänzten die Sterne über ihm, aber die furchtbaren Töne, welche er im Traume vernommen hatte, schienen auch sein wachendes Ohr noch zu berühren. Er hörte noch immer ganz in seiner Nähe schauerliches, durch alle Nerven gehendes Geschrei und Geheul; plötzlich aber vernahm er einen Ton, der ihn vollständig zur Besinnung brachte.

Es war sein Pferd, das von einer Schaar von Wölfen umgeben war.

Es ist zu spät, das arme Thier zu retten. Vom Hunger getrieben sind die Wölfe bei Nacht ungewöhnlich verwegen. Sie sind in großer Anzahl versammelt und sie streiten sich um jeden Bissen der Beute, denn sie reicht nicht zu, den Hunger der ganzen Schaar zu befriedigen. Mehrere derselben wenden sich mit gereiztem Appetit hinweg und nähern sich dem Jäger, während ihre Gefährten um die Gebeine des Thieres streiten. Mittlerweile ist der Jäger aufgesprungen und hat seine Doppelbüchse ergriffen — außer dem Lasso die einzige Waffe, die er bei sich führt —, entschlossen, sich so lange als möglich zu wehren und sein Leben so theuer als möglich zu verkaufen.

Die Wölfe haben ihn jetzt umringt, aber sie zögern noch, ihn anzugreifen. Wölfe dieser Art ziehen sich gewöhnlich beim Anblicke eines Menschen zurück, außer wenn sie der Hunger zur Verzweiflung treibt; aber jetzt ist es Nacht, sie sind in großer Anzahl versammelt, ihr Appetit ist durch das Blut ihrer Beute gereizt worden — sie haben es nur mit einem einzigen Manne zu thun und sie kommen näher. Sie sind ihm endlich so nahe gerückt, daß er das Sternenlicht in ihren glühenden Augen funkeln sieht, während der Dunst ihres Athems ihn umhüllt. Von einer plötzlichen, fast verzweifelten Regung erfaßt, richtet er seine Büchse auf die nächste Gruppe seiner Feinde und schießt. Einer der Wölfe liegt todt auf dem Boden, ein anderer ist verwundet und die anderen weichen erschrocken etwas zurück.

Das Schreckmittel wirkt jedoch nur einige Augenblicke; die Wölfe sehen, daß nichts weiter erfolgt und kommen wieder näher. Sie haben ihn wieder dicht umringt — die Lage des Jägers ist im höchsten Grade bedenklich; aber es tritt zu seinen Gunsten ein kleiner Aufenthalt ein, indem die Thiere gemeinschaftlich über ihre Kameraden herfallen, die eben gefallen sind. Diese zweite Mahlzeit bringt eine eben so große Verwirrung hervor, wie die erste; der Jäger benutzt sie und versucht es, sich langsam und vorsichtig aus der unmittelbaren Nähe seiner Feinde zu entfernen.

Bald folgen sie ihm auf's Neue und es scheint jede Schranke zwischen ihm und einem entsetzlichen Tode gewichen zu seyn. Noch immer zieht er sich langsam und halb bewußtlos zurück; sie sind ihm jetzt ganz nahe; jetzt macht einer von ihnen einen Sprung, um ihn anzufallen, und der zweite Lauf der Büchse entladet sich im Kampfe. Glücklicherweise hat der Schuß den verwegenen Wolf getödtet; die übrigen weichen wieder zurück und verzehren, wie vorher, ihren todten Gefährten.

Wenn er nur den tiefen Fluß erreichen kann, den er zu seiner Rechten schimmern sieht, dann hat der bedrängte Jäger Aussicht auf Rettung. Das Wasser wird ihn jedenfalls schützen, da er ein ausgezeichneter Schwimmer ist. Dieser Gedanke gibt ihm neue Hoffnung und neuen Muth; er schreit und wehrt bei jedem Schritte seine Feinde ab und erreicht nach mancher drohenden Gefahr glücklich das Ufer des Flusses. Die Wölfe scheinen jedoch die Wichtigkeit des Augenblickes zu erkennen, und unternehmen, als er eben im Begriffe ist, in den Fluß zu springen, einen wüthenden gemeinsamen Angriff.

Für einen Augenblick ist nichts zu erkennen als Schaum und aufgespritztes Wasser, indem die Angreifenden sowohl als der Angegriffene in den Fluß

stürzen. Der Jäger hat sich, indem er unter die Oberfläche taucht, fast dem Bereiche der Wölfe entzogen, während viele von den letzteren ertrunken sind und als todte Körper um ihn herumschwimmen. Schon glaubt er mit dankbarem Gefühle der Gefahr entronnen zu seyn, indem er seine Feinde heulend und die Zähne knirschend am jenseitigen Ufer stehen sieht, da fühlt er sich plötzlich von zwei Thieren gepackt, die größer und kräftiger sind als die übrigen. Ihre Zähne schließen sich fest in seinem Fleische, und er wird trotz aller verzweifelten Gegenwehr allmälig ins Wasser hinabgezogen. Vergebens faßt er mit aller Kraft der Verzweiflung ihre Kehlen; aber sie wollen ihre Beute nicht aufgeben und der Fluß färbt sich mit seinem Blute. Plötzlich verliert der kleinere der beiden Wölfe seinen Halt, er wird vom Strome hinweggeführt und ertrinkt.

Der Jäger hat es jetzt nur noch mit einem Gegner, einer großen Wölfin, zu thun. Er ringt verzweiflungsvoll, aber vergebens, um sich von ihr zu befreien; aber er bemerkt eine Art von Steifheit in ihren Bewegungen, die er vorher nicht wahrgenommen hat, und indem er noch einmal seinen Arm ausstreckt und seine Hand auf ihren Kopf und ihre Schnauze legt, entdeckt er, daß sie todt ist. Dennoch zieht ihn ihr Gewicht noch immer niederwärts. Jetzt fühlt er sich von einer Ohnmacht befallen — er verliert das Bewußtseyn und versinkt unter die Oberfläche des Wassers, während der todte Wolf ihn noch immer gepackt hält. Aber während beim Untersinken des Jägers und seines Gegners das Wasser in heftige Bewegung geräth, verliert das todte Thier plötzlich seinen Halt. Der Jäger erhebt sich wieder zur Oberfläche, und indem sein Kopf mit einem scharfen Felsen in Berührung kommt, kehrt auch das Bewußtseyn zurück. Er öffnet seine Augen, sammelt seine ganze Kraft und erklimmt endlich völlig erschöpft das Ufer. Als die ersten Strahlen des friedlichen Morgenlichts erschienen, erkannte er den ganzen Umfang der Gefahr, in welcher er geschwebt hatte; er wendete sich um und sah am jenseitigen Ufer die letzte Schaar seiner blutgierigen Gegner davon ziehen, und andächtig seine Hände über seine Brust faltend, dankte er dem Himmel inbrünstig für seine Rettung.

Er verband hierauf seine Wunden mit einigen Leinwandstreifen, die er von seiner Kleidung abriß, und trat den Rückweg nach dem Dorfe an, das er ohne Pferd und ohne Häute und völlig erschöpft am Abend erreichte. Der Händler Zio wollte dem Abenteuer des Jägers keinen Glauben schenken und behauptete, daß dieser wahrscheinlich seine Häute und sein Pferd unterwegs an einen andern Kaufmann verkauft habe — während dagegen der Priester dem Jäger unaufhörlich einprägte, daß er sein nächtliches Mißgeschick durch seine sündhafte Vernachlässigung herbeigeführt habe, indem er sich am Redpoint in der Prairie neben seinem Pferde schlafen gelegt, ohne zuvor sein Abendgebet an die heilige Jungfrau verrichtet zu haben.

Mannigfaltiges.

Z Pfalz. Bei der am 21. d. zu Grünstadt stattgehabten landwirthschaftlichen Preisevertheilung für den Bezirk Frankenthal wurde von dem dortigen Liederkranz das nachstehende, von dem Verfasser der „Primeln und Gladiolen", dann „Deutschland und Napoleon" rc. gedichtete allegorische „Pfälzerlied" vorgetragen:

Was ist's, das uns den Busen hebet,
So männlich froh?
Das uns mit Muth und Kraft belebet
Und einigt so? —
Es ist die Lust am Vaterlande
In Freud' und Leid;
Denn es gewährt mit festem Bande
Uns Sicherheit.

Was ist des Vaterlandes Zierde? —
Sein Königshaus,
Das ein Jahrtausend schon regierte
Und starb nicht aus.
Es ist das edle Haus von Scheyren
Und Wittelsbach;
Laß, Gott, es tausend Jahr' regieren
Doch sonder Ach!

Was ist des Königshauses Liebe? —
Die Pfalz am Rhein,
Die seiner väterlichen Triebe
Darf sicher seyn.
Des Vaterlandes Zweitgebor'ne,
O Jungfrau schlank,
Palatia, du Liederkor'ne!
Bring' warmen Dank!

Was macht der Tochter Glück und Ehre? —
Gehorsamstreu'
Und, daß des Hauses Glanz sich mehre,
Ihr Muth dabei.
O schöne Pfalz, o reiches Bayern
In trautem Band!
Laß dich in heil'gen Tönen feiern
Mein Vaterland!

Redaktion, Druck und Verlag von G. Ritter in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

Nro. 117. Freitag, 30. September 1853.

Marfreda.

(Schluß.)

Vor innerer Aufregung am ganzen Leibe zitternd, nahm der junge Irländer das Kästchen aus der Hand des Alten und wollte es öffnen; aber plötzlich schien er sich eines Andern zu besinnen, legte es auf den Tisch und sagte:

„Halt, es ist ja nicht mein! Habe ich denn ein Recht oder Anspruch auf seinen Inhalt?"

„Meines Erachtens ganz gewiß," entgegnete der Thulr, „und ich will Euch meine Gründe dafür sagen. So oft mir auch Frau Vidalin die Geschichte ihres Lebens erzählte, die sie stets mit alten Sagen und Ueberlieferungen ihres Landes und ihrer Familie verwob, versicherte sie mich immer, ich sey die einzige Person, welcher sie diese Einzelnheiten anvertraute, „„denn wer sonst könnte ein Interesse haben an längstvergangenen Begebenheiten eines fremden Landes?"" pflegte sie zu sagen. „„Deine Vorliebe für alte Geschichten, Hudur, bürgt mir dafür, daß Dir meine Mittheilungen gefallen und daß Du sie treulich behalten wirst."" Sie zeigte mir oft das Kästchen, das sie in einer verborgenen Schrankschublade sorgfältig bewahrte, und trug mir in ihren letzten Lebensjahren, wo sie immer innigst bedauerte, niemals mehr etwas von ihrem Vetter und seiner Familie gehört noch Gelegenheit gehabt zu haben, ihm das Kästchen zurückzugeben, oft und wiederholt auf das Dringendste auf, ich sollte Marfreda, wenn sie das gesetzliche Alter der Mündigkeit erreicht habe, ihre ganze Geschichte und die ihrer Familie erzählen und sie Namens der Großmutter auffordern, daß sie diese Reliquie früherer Zeiten sorgsam aufbewahre und sich nach Kräften Mühe gebe, die allenfallsigen Nachkommen jenes ritterlichen Donough O'More ausfindig zu machen, um denselben den Schatz zurückzuerstatten, welcher möglicherweise für dieselben noch von Nutzen seyn könnte. Ihr mögt Euch daher denken, junger Mann, wie sehr es mich überraschte, als ich vor Jahresfrist in Grimsted mit Euch zusammentraf und Euern Namen hörte. Als Ihr aber gar eines Abends den Zweck Euerer Reise nach Norwegen und Euer vergebliches Forschen nach den Familienpapieren erzähltet, da blieb mir nicht der mindeste Zweifel mehr, daß der Inhalt des Kästchens für Euch vom größten Werthe seye. Zwar durfte ich, vermöge des Versprechens, das ich Marfredens Großmutter gegeben, über diesen Umstand nicht eher Mittheilungen machen, als bis Marfreda ein gewisses Alter erreicht haben würde; allein da ich Euch, als meinem Lebensretter, so hoch verpflichtet war, stand ich mehrmals auf dem Punkte, meinem Worte untreu zu werden und Euch dieses Kästchen mit den Papieren zu verschaffen. Euere Abreise mit Sämund vereitelte dieses Vorhaben und ich war daher fest entschlossen, wenn ich das Kästchen erlangt hätte, Euch nöthigenfalls bis nach Irland zu folgen. Als daher die Zeit herannahte, um das Mädchen in den Besitz ihres Eigenthums zu setzen, und ihr Oheim mich mit dem Auftrag betraute, das Geld seiner Nichte zu überbringen, erzählte ich ihm die Geschichte mit dem Kästchen, beschrieb ihm den alten Schrank und dieselbe Schublade, worin die Großmutter jenes verwahrt hatte, und bat ihn, dem Willen der Erblasserin gemäß es Marfreda ebenfalls einhändigen zu dürfen. Jans Vidalin fand es genau an der Stelle, die ich ihm beschrieben hatte, prüfte den Inhalt desselben und übergab es dann mir mit der Erlaubniß, nach meinem Gutdünken darüber zu verfügen. Oeffnet es also ohne Bedenken, junger Mann, es gehört Euch!"

Das Kästchen ward sogleich geöffnet und der erste Gegenstand, der sich darin zeigte, war das Miniaturbild eines jungen Offiziers in rother Uniform, das nach Aller Ansicht eine sprechende Aehnlichkeit mit ihrem Gaste trug. Zunächst kamen dann mehrere Briefe, welche die Erzählung des alten Hudur bestätigten; sodann einige alte Pergamente, auf welche O'More kaum einen Blick geworfen, als er voller Freude ausrief:

„Ja, meine Freunde, dies sind die Urkunden, welche ich gesucht habe und deren Abwesenheit den Verlust meines Vermögens verursachte. Ich habe nun Hoffnung, wieder in den Besitz meines Erbes mich zu setzen!"

„Und Ihr seyd mein Vetter, lieber O'More?" fragte Marfreda.

Die Verwandtschaft ward bereitwillig anerkannt und Alle überhäuften den jungen Iren mit Glückwünschen über dieses fröhliche Ereigniß und den Thulr Hudur mit warmem Dank für seinen Antheil an dieser freudigen Wendung, die O'More's Schicksal genommen. —

Wie sich leicht denken läßt, rüstete sich O'More unverweilt zur Rückkehr in sein Vaterland und wartete nicht einmal die Hochzeit von Sämund Erlandson und Marfreda Vidalin ab, welche wegen der Trauer um den Sira Hialte noch einige Zeit verschoben ward. Der Abschied aber fiel beiden Theilen schwer und man kam überein, sich möglichst oft zu schreiben und, wenn thunlich, einander im Verlauf weniger Jahre noch einmal zu besuchen.

Es vergingen zwar viele Monate, bevor die Erlandsons eine Nachricht von ihrem abwesenden Freunde erhielten; allein sie gedachten seiner stets mit treuer Liebe, und unter sich genossen sie ein häusliches Glück, wie es auf Erden selten zu treffen ist.

Endlich langten Briefe von ihm an, datirt aus dem Stammschlosse seiner Ahnen, wo er nun, durch den Segen der Kirche mit seiner geliebten Ellen vereinigt, lebte, denn die ihm von dem Thulr übergebenen Papiere hatten seine Ansprüche und Rechte auf die Erbschaft außer allen Zweifel gesetzt. Die Briefe waren voll dankbarer Liebe gegen alle seine isländischen Freunde und waren von einer großen Packkiste begleitet, welche für jeden seiner Freunde passende Geschenke von O'More und seiner Frau enthielten. Natürlich war dabei auch der alte Hudur nicht vergessen worden.

Der Brief an Sämund schloß mit den Worten:

„Es ist zum Verwundern, liebster Freund, wie sehr der Anblick unserer ganzen Umgebung sich verändert, wenn wir ihn nicht mehr durch das trübende und verdrehende Medium des Kummers, der Sorge und des Unmuths sehen — oder vielleicht der Unzufriedenheit, was wohl die passendste Bezeichnung für meine Stimmung von ehedem wäre. Die Oertlichkeiten, ja die Menschen selbst, die ich mit einem gewissen Widerwillen betrachtete, als ich mich noch für einen Fremdling und Verstoßenen hielt, erscheinen mir nun entzückend schön. Ich habe mein Irland wieder liebgewonnen und sehe in ihm, was es mir in den romantischen Tagen meiner Kindheit war, den Garten der Welt und in seinen Bewohnern die besten und freundlichsten nächst den Bewohnern Euerer Insel! Wir sind in der That nur die Geschöpfe äußerer Umstände. Kaum war die trübe Wolke der Armuth und Hilflosigkeit zerrissen, die über mir gehangen hatte, so sah ich alle Gegenstände mit dem Glanze der neuen Hoffnungssonne überstrahlt, welche mir aufgegangen war. Selbst die poetische Stimmung früherer Tage ist zurückgekehrt, die ich für immer versiecht wähnte, und fand ihre Nahrung desto reichlicher, je näher mich das Schiff über den blauen Ozean hin zu den Gestaden meiner grünen Heimath trug. Ueber's Jahr, wenn sich die süßen Hoffnungen verwirklicht haben, welche mir Ellen vor wenigen Tagen mit holder Verschämtheit gestanden hat, sollt Ihr uns Beide noch einmal als Gäste auf Euerer herrlichen Insel sehen, und ich hoffe Euch dann mit einem Bändchen Gedichte zu überraschen, zu welchen mich vorzugsweise die großartige, die majestätische Natur Islands begeistert hat. Bis dahin lebet wohl und versagt es mir nicht, dem Erstgeborenen, den wir von der Gnade des Himmels erwarten, als Taufpathen Euere lieben Namen geben zu dürfen."

Eine moderne Geistererscheinung.

Englisches Charakterbild.

Die geheimnißvollen Kräfte und Geister, welche früher in Wünschelruthen, schwebenden Ringen, geerbten Schlüsseln und Bibeln und neuerdings in Tischen und Hüten ihr Wesen trieben, sind in dieser raschlebenden Zeit rasch verbraucht worden; aber nur die Formeln wechseln für die noch immer im Volke lebendige Sache. Menschen und Häuser, die sich noch in den Ruf bringen können, mit Geistern in Verbindung zu stehen, können immer noch auf die lebhafteste Sympathie rechnen. Davon erlebte man unlängst ein wahrhaft gigantisches Beispiel. In Brompton, weit im Westende Londons, wollte am 8. September des Abends die Schwester zweier Brüder, die zusammen ein Häuschen bewohnen, zu Bette gehen, fiel aber mit einem lauten Schrei zu Boden, als sie die Vorhänge aufzog. Die beiden Brüder eilten ihr zu Hilfe, fielen aber ebenfalls vor Schreck zu Boden und krochen dann halb todt hinaus, um die Polizei zu rufen. Alle Drei hatten einen fürchterlichen Geist im Bette gesehen in der Gestalt eines alten grauhaarigen Mannes. Die Polizei, von dem Wunder in Kenntniß gesetzt, beschloß, dem Ungeheuer im Namen des Gesetzes zu Leibe zu gehen. Da man aber die Stärke des Geistes für sehr bedeutend hielt, nahm sie ihren Angriff nicht eher vor, als bis sich sechs furchtlose

Helden gefunden hatten. Diese schritten dann in das Zimmer hinauf, prallen aber alle Sechs wieder zurück und meinen, es sey ein Geist da, und in Bezug auf diesen hätten sie keine Macht. Die Nachricht verbreitete sich nun mit Blitzesschnelle durch Brompton und die naheliegenden Stadttheile, so daß die ganze Nacht und den Tag darauf die Menschen tausendweise herbeiströmten und in das kleine Häuschen zu kommen suchten. Tags darauf kamen die Leute auch von weiter Ferne, denn die Geistergeschichte hatte bereits sehr schauerlich im „Globe" gestanden. Nicht sowohl um den grauhaarigen Geist oder vielmehr den Geist des Volkes zu sehen, begab sich der Schreiber dieses an den Ort des großen Ereignisses und hatte das Glück, bald dicht vor und endlich in das Haus mit hineingeschoben zu werden, wo sich das Volk mit den verschiedenen Geistern des Bieres und Gins sehr familiär machte und in Bezug auf den Geist oben belehrt ward, daß er jetzt nicht zu sehen sey, jedenfalls aber wieder erscheinen werde. Ohne vielen Scharfsinn entdeckte er bald an dem Umstande, daß das Geisterhaus eine Bier- und Ginschenke war, den tiefen, praktischen Sinn des Wunders. Die drei Leutchen, welche so entsetzlich vom Schreck mitgenommen waren, hatten fortwährend Tag und Nacht zu thun, ihre Gäste mit Porter und Ale und Gin und Whisky zu stärken und immerwährend Geld einzunehmen. Die Geistergeschichte war die effektvollste neue Form einer Anzeige, daß hier statt des Geistes Bier und Branntwein zu haben sey. In der Nachbarschaft hat sich denn auch ein concurrirender Schenkwirth den Spaß gemacht, den Geist, der bei ihm zu haben sey, in Lebensgröße abmalen und vor die Thüre hängen zu lassen mit der Unterschrift: „Hier sind Geister zu haben (Spirits of Gin, of Ale etc.)", mit Angabe der verschiedenen Preise. Viele im Volke lachten, aber die Meisten schienen traurig und aufgebracht, daß ihrem Bedürfnisse, Geister zu sehen oder wenigstens von deren Existenz sichere Beweise zu haben, auch diesmal nicht entsprochen worden war. Der Penny a liner (Mitarbeiter an Zeitungen), welcher dem „Globe" die erste Nachricht von der Geistererscheinung brachte, hatte wohlweislich unterlassen, zu erwähnen, daß das schauerliche Haus eine Schenke sey. Man vermuthet, daß er, sowie die benachbarte Police, Mitarbeiter an der Geisterzitirung gewesen. Die ungeheure Sensation und Aufregung, die ein solcher Pfiff hervorrief, blos weil er sich auf das Bedürfniß des Volks, an Geister zu glauben, stützte, charakterisirt den Culturzustand der großen Masse in einem einzigen Bilde ziemlich deutlich.

Mannigfaltiges.

Ein inländischer Stoff als neues Material zum Füllen der Polstermöbel, Matratzen u. s. w., vorgeschlagen von Dr. med. Joseph Wittmann in Mainz. Erwähnter Stoff besteht aus nichts anderem, als den sogenannten Wasserwurzeln der Weiden. Bei größeren Ueberschwemmungen des Rheins im Sommer, wie dies namentlich dieses Jahr der Fall war, treiben nämlich die Weiden und besonders die jüngeren Stämme derselben an den Uferbauten unter dem Hochwasser ganz feine, haarförmige Wurzeln, welche bei niedrigem Wasserstande in schönen, dichten, braunen, haarförmigen Büscheln an den Stengeln der Weiden in großen Massen trocken herabhängen und durch die Strömung des Rheins ein sehr reines Ansehen erhalten haben. Dieser Stoff verbindet nebst großer Feinheit und Zartheit eine große Elasticität und dürfte wohl ausgetrocknet, außer Pferdehaar, Wolle und Waldwolle, vor jedem andern Polstermittel den Vorzug verdienen und wohlfeiler als jeder andere Stoff zu erhalten seyn. Die am Ufer des Rheins liegenden Gemeinden könnten ihre Armen gegen entsprechenden Taglohn mit dem Einsammeln beschäftigen und die Eigenthümer der Weiden und die Verwaltungen könnten diese Materie zu einem neuen Zweige eines Einkommens erheben, indem dieser Stoff seither immer nutzlos an den Weiden durch den Einfluß der Witterung verfaulte.

Aus Königsberg wird eine Wahrnehmung berichtet, die man auch gleichzeitig in Berlin macht, daß nämlich die Cholera in andern Stadttheilen auftritt, als bei ihrem letzten Erscheinen daselbst. So ist z. B. der neuere Theil der Louisenstadt, wo die Krankheit sich vor zwei Jahren besonders heftig zeigte, diesmal fast ganz verschont. Ebenso hat ein Pariser Arzt Beobachtungen über die Ansteckbarkeit der Krankheit gemacht, die nicht ohne Interesse sind. Aus der Statistik der Erkrankungen und Sterbfälle bei der letzten Epidemie geht nämlich hervor, daß gewisse Metallarbeiter fast ganz von derselben verschont blieben, so daß man berechtigt ist, den Schluß zu ziehen, daß die mit Metallstoffen geschwängerte Atmosphäre, in der sie lebten, sie geschützt. Von 7—8000 Broncearbeitern sind nur 15 der Cholera erlegen. Ebenso wurden von Gold- und Silberarbeitern, Kupferschmieden, Kupferdrehern u. s. w. nur fünf Fälle angezeigt; die Kesselarbeiter hatten die feste Ueberzeugung, daß sie vor der Cholera sicher wären. Gleiche Erfahrungen hat man auch in England gemacht; Eisen-, Stahl- und Quecksilberarbeiter scheinen ebenfalls vor der Krankheit sicher zu seyn.

Ueber die Christen-Verfolgungen in der Türkei brachte jüngst die „Allg. Ztg." unter andern folgendes aus Saloniki datirte Schreiben: Die Lage der christlichen Bevölkerung in Rumelien wird von Tag zu Tag schrecklicher. Die Christen werden nicht nur auf offener Straße, sondern durch eingedrungene Bewaffnete — Räuber oder Soldaten, beides jetzt fast gleich — ausgeplündert, gemißhandelt oder gemordet. Auch die Klöster werden nicht mehr geschont. Die Thore von zweien, zu Kytros und Votina, wurden von bewaffneten Osmanli erbrochen, die Aebte in siedendem Wasser verbrannt und die Mönche an Spieße gesteckt und gebraten, einige lebendig geschunden! Wer nicht auf die Schiffe oder in die Gebirge fliehen kann, hält sich in beständiger Todesangst in seinem Hause verschlossen. An Schutz durch die Consuln, an Verkehr und Geschäft ist nicht zu denken. Wir schätzen uns glücklich, wenn wir am Leben bleiben. Die Scenen der schlimmsten Zeiten dieser Barbarenwirthschaft sind wiedergekehrt und die Vertreter der westlichen Mächte in Constantinopel sind, wie es scheint, zu sehr mit der Wahrung der Ehre, Würde und Selbstständigkeit des Souveräns dieser Banden beschäftigt, als daß sie Zeit oder Neigung hätten, für die zertretenen christlichen Bevölkerungen einzuschreiten. O Frankreich! o England! — ruft der Correspondent der „Allg. Ztg." aus — wohin ist es bei Euch mit den Nachkommen jener ritterlichen Männer gekommen, welche in barbarischen Zeiten auszogen, die Christenheit von dieser Geißel zu erlösen!

Der Eisenbahnbau in Ungarn wird von Seite der Regierung aus allen Kräften gefördert und Alles angewendet, um diesfalls so bald wie möglich erhebliche Resultate zu erringen. Am 3. d. hat die Eröffnung der Bahnstrecke von Czegled bis Feleghaza stattgefunden; die Eröffnung der Strecke bis Szegedin wird diesen Herbst noch erfolgen, die Trace nach Debreczin aber erst Ende 1854 beendet seyn können. So wie durch die südöstliche Staatsbahn, durch den Bau der Tracen nach Debreczin, Szegedin und der projektirten Bahnen nach Temesvar und Arad die Agrikultur jener Strecken zu einer stets wachsenden Prosperität gebracht werden muß, ebenso werden die reichen Comitate am rechten Donauufer durch die verschiedenen für dieses Terrain projektirten Eisenbahnbauten, wovon der Bau der Linie von Bruck über Raab bis Pszöny den Anfang macht, nicht zurückbleiben. Der Bau der Raaber Bahn wird nicht vereinzelt bleiben, denn es werden in gleicher Weise mit möglichster Beschleunigung auch die Bauten nach den südlichen Theilen, Baranya, Tolna, Samogy, Slavonien u. s. w. ausgeführt werden.

Eine anziehende Episode der Expedition, welche die Vereinigten Staaten nach Japan sandten, bildet der Besuch, den die Schiffe „Susquehanna" und „Saratoga", die in jenen Gewässern kreuzten und auf den Inseln, wo sie landeten, lebende Hausthiere zurückließen, auf dem Eilande Bonian abstatteten, das zu der Lu-schu-Gruppe gehört. Sie fanden es zu ihrer Ueberraschung von europäischen Ansiedlern, Engländern und Spaniern, ehemaligen Wallfischfängern, mit 11 Weibern bewohnt und von einem Schottländer als Gouverneur regiert, der daselbst schon 20 Jahre leben und auf die ganze Insel Eigenthumsrecht ansprechen soll.

Cardinal Richelieu ist bekanntlich der Erbauer des Palais Royal (1629), wo er meistens residirte. Weniger bekannt dürfte wohl seine Katzenliebhaberei seyn. Er hatte neben seinem Cabinet eine eigene Chatterie, wie andere Große eine Fasanerie haben. Bei seinem Tode hatte Richelieu nicht weniger als vierzehn Lieblingskatzen, wovon er ein Verzeichniß nebst Bemerkungen über ihre Eigenschaften mit eigener Hand entworfen hatte. Sie hießen: Gazette, Mounard, Soimise, Serpolet u. s. w. Von Mounard heißt es im Katalog, er sey sehr weltlich gesinnt gewesen, zumal im Monat Mai. Die übrigen Katzen waren zum Kämpfen mit Ratten bestimmt; an der Spitze derselben wird Ludovico der Grausame genannt, der nicht eher von seinem Schlachtopfer abließ, bis es regungslos am Boden lag.

Am 21. d. hat man in Paris mit dem Niederreißen der Häuser in der alten Straße Rivoli angefangen, von der Passage de l'Orme bis zum Palais Royal; einige davon bilden den übrigen Theil der Straße Nicaise. In der Verlängerung der letztern, die bis zu den Tuilerien reichte, war die Höllenmaschine aufgestellt.

Stachelnüsse.

Das Gold bleibt immer edel, wenn es auch noch so tief unter der Schlacke verborgen, und die Schlacke bleibt immer gemein, wenn sie noch so dick vom Golde bedeckt ist.

Viele Menschen gleichen jenen neuen Häusern in Potsdam, in die Friedrich der Zweite zu Nacht Lichter setzen ließ, damit Jeder denken sollte, sie seyen — bewohnt.

Redaktion, Druck und Verlag von G. Ritter in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

Nro. 118. Sonntag, 2. Oktober 1853.

Ein Brautwerber.

Grad so a G'schicht war's mit dem Bären;
Zur Kirmes war's in Steyermark;
Da git's gennag noch sella Luader,
Die seyn wie d' Ochsen groß und stark.
Kobell.

Etwa einen starken Büchsenschuß über dem Dorfe Wahring in den steyerischen Alpen liegt, wie verzettelt, ein Bauerngehöft, dem man den behäbigen Wohlstand des Besitzers schon von außen ansieht. Der wilde Bergstrom, der von den Tauern niederstürmt, hat zwar sein Ungestüm noch nicht ganz abgelegt, doch geht er schon gemessenerenen Schrittes unter den Erlen und Eschen, die sein Ufer säumen und schirmen, dahin, ja er hat sich sogar herbeigelassen, das sprühende Rad einer klappernden Mühle zu treiben und die schnarchende Säge zu ziehen, die die gewaltigen Stämme des Zirben- und Lerchenbaums hier oben gleich zu duftenden Brettern schneidet, welche man auf den steilen Gebirgswegen gut zu transportiren vermag. Lange haben die eingefrorenen Räder gerastet, jetzt aber wo alle Hecken und Stauden wieder grünen und blühen, wo der Kukuk schon ruft, der Zeisig, der Bergfink singt und der Tannenhäher munter krächzt, da tummeln sie sich, das Versäumte einzubringen, und machen noch nicht Feierabend, wenn auch das helle Glöcklein im stumpfen Thurm dort unten Ave Maria läutet, die Dämmerung mild herabsinkt und die Ferner rosig erglühen. Ein kräftiger Bursch tritt endlich, als es schon dunkel, auf das Gerinne, zieht die Leerlauffalle und läßt die andere vor das Rad sich senken. In weitem Bogen springt die Fluth seitlich in das Felsbett frei hinab und langsam kommt das Rad zur Ruhe. Der junge Mann blickt noch einmal scharf zur Säge hinüber, die eben auch ihr Hüpfen endet, dann pfeift er kurz, und ein schwarzgefleckter Hund mit schönem Federschweif, von der klugen, muthigen Race, die man Wolfshunde nennt, kommt gesprungen.

„Komm, Vandamme," spricht der Herr leise, „wir geh'n noch a wen'g — du woißt schon — —"

Der Hund antwortet wedelnd — dann gehen sie dem Bauernhof zu.

Sie nahen ihm von hinten her und behutsam; daß der eben aufsteigende Mond ihn nicht verrathe, drückt sich der Bursch an die mächtige alte Linde, die ihr Geäst dort breitet. Doch Niemand ist außen zu sehen, weder unten noch oben auf dem Gang mit der Brüstung, der nach alter Weise in den Bergen das Haus rings umzieht.

„So ruf' ihr, Vandamme, aber leislich!" murmelt endlich der Ungeduldige, und der Hund schlägt mit tiefem Ton einige Mal an. Da wird's lebendig im Hause — eine helle Stimme singt:

„Hab' Alp'nros'n g'nuag,
Hab' wol hundert alloin,
Und der Koiser in sein Garten,
Ei schau — der hat koin!"

Und auf dem Gang erscheint die zierliche Gestalt eines Mädchens und schreitet flink auf die Seite hin, wo der Müller an der Linde sich birgt; da hinab biegt sie sich.

„Grüß di Gott, Mirel!" tönt's herauf.

„Gott dank's, Diktl!" entgegnete sie freundlich.

„Der Lanks kommt," flüstert er hinauf, „da ziehst bald auf Dein Alm am Kühroint: da darf ich doch wieder mit Dir plauschen, wie ich mag, und brauch 's G'nick nit so zu verdreh'n, wie hie; drauf thu ich mich arg freuen, Mirel!"

„Was bleibst nit auf Deiner Mühlen, wenn's nit gern thust?" entgegnet Mirel schnippisch.

„Thu's alleweil gern," begütigt Benedikt, „doch hätt' ich Dich lieber hie unten!"

„'S wär' gar!" kichert das Mädchen — „was würden d' Leut sagen, und Dei Muttern, wenn Du a Menschin auf d' Mühle bringen wolltst, die also thät hint ihren Voater?"

„Die wüßten's ja halt nit," entgegnete der Diktl, aber das Mädchen ward jetzt bös.

„Ei, schau doch! sie wüßten's ja nit, meint der Mehldieb!" schalt sie. „Wüßten's wir epper au nit, wüßt's mein Schutzengel nit? Der machet daß er weiter käm' noch in der Nacht, mit sammt dem guten Gewissen! Da ständ' ich allein mit dem Schlankl, der au wen'g Respekt mehr vor mir hätt', und so könnt' ich gar d' Frau nit seyn in der Mühlen da!"

Lange hatte der Mühlendiktl zu begütigen, bis das Mädchen wieder harmlos, wie sonst, mit ihm plauderte und endlich, nach einer halben Stunde, freundlich von ihm schied. —

Marie war, neben einem Bruder, die einzige Tochter des Baldeckbauern und mit dem Benedikt aus der Mühle aufgewachsen. Täglich waren die drei Kinder mit einander zur Schule ins Dorf gegangen, und das braunäugige Mädchen hatte stets über die beiden ungeschlachten Buben eine Art Oberherrschaft geübt. Oft waren alle drei Gespielen in der Mühle, öfter noch auf dem Baldeck, dem Bauerngut, auch nachdem sie die Schule schon lang verlassen hatten. Da war die Bäuerin am Fieber erkrankt und gestorben, und wenige Wochen nachher war Benedikts Vater vom Kammrad erfaßt und zermalmt worden. Diese Todesfälle machten auf Marien und Benedikt einen unauslöschbar tiefen Eindruck. Die angehende Jungfrau stand jetzt allein auf dem einsamen Gehöft, und bald hatte sich, vom Bedürfniß erregt, die tröstende Ueberzeugung bei ihr entwickelt, ihre Mutter sey nicht von ihr gewichen, sie sey auf inniges Gebet ihr als Schutzengel zugetheilt und freue oder betrübe sich über ihr Verhalten. Benedikt trug zumal den ganzen Ernst des Lebens. In einem Alter, in dem seine Gespielen noch gedankenlos hinschlendern durften, mußte er die ganze Mühlwirthschaft ordnen und das Meiste seiner Anordnungen auch selbst ausführen. Wohl weniger schwärmerisch als seine Gespielin, glaubte er doch an eine höhere Beaufsichtigung und mittelbare Leitung von Oben, und wenn er sie nur in der Persönlichkeit Mariens sich dachte. Gern bemerkte seine Mutter, die Wittwe, diesen weichen Fleck in des Sohnes Herzen und wußte ihn klug in Fällen zu benutzen, in denen der durch die schwere Last frühgereifte Miene machte, sich zu emanzipiren. „Schau," pflegte sie dann halb leise vor sich hin zu sprechen, „was wird da 's Baldeck-Mirel sagen!" Dann stutzte der Sohn, wie ein gemahnter Hirsch, und wenn irgend es anging, so ward Marie befragt, und ihr Wort entschied.

Der Bruder Mariens und ihr Vater, der Baldeck-Bauer, waren nicht aus so zartem Stoff gewoben: Jagd, Wirthshaus und als Nachtisch eine derbe Rauferei war ihres Lebens Wonne; übrigens kannte sie das ganze Thal bis zum See von Bartholomä in Handel und Wandel als Biederleute mit etwas starkem Selbstgefühl, was man sonst Bauernstolz nennt. Die Mühle hatte früher zum Hof gehört, aber der Vater des jetzigen Bauern hatte sie nach einer bei den Würfeln verbrachten Nacht verkauft, und der Besitzer war seit damals in der Familie etwas schief angesehen, wenn gleich der Bauer und sein Nazi nicht recht wußten, warum. — Die Kinder waren so allgemach zu Leuten geworden, und es war so sicher wie irgend etwas in der Welt, daß der Mühlendiktl mit einer allenfallsigen Werbung um das Baldeckmirel schmählich abfahren werde, wenn schon kein vernünftiger Grund aufzufinden war, da der Müller für so reich galt, wie der Bauer. —

So standen etwa die Sachen, als die oben erwähnte Scene zwischen Mirel und ihrem Buben vorfiel. Halb glücklich, halb unwirsch schlenderte er seiner Mühle zu und sang halblaut einen jener Verse, die das Volk in den Bergen zu Tausenden hat und die fast jede Empfindung des Herzens, auf unnachahmliche Weise oft, ausdrücken, als sein Hund sich knurrend vor ihm stellte und gleich darauf eine lange Gestalt aus dem Nachtdunkel auftauchte. Es war ein Assistent des Forstamts, ein Herr Baron aus Schwaben oder dem Reich, der auch hier Forst und Jagd kennen lernen wollte.

Die Begegnenden kannten sich gut, denn der Diktl war einer der besten Schützen, der unerschrockensten Bergsteiger, revierkundig und verlässig, wie Wenige im Bezirk, und galt deßhalb beim Herrn Förster viel. Früher war der Baldeckbauer die rechte Hand des Jagdpersonals gewesen, aber seit er älter geworden und lieber im Wirthshaus als daheim war, irrte seine Kugel nicht selten und konnte man nicht mehr auf ihn rechnen. Man ließ ihn noch „so mitlaufen", beachtete ihn aber nicht sonderlich mehr, da man mit dem Benedikt besser versehen war. Dies empfand der ehrsüchtige Bauer gar gut; und hierin lag wohl der Hauptgrund seiner Abneigung gegen den Freier seiner Tochter.

„Gottlob," seufzte der Forstassistent, „daß ich Euch finde, Freund Diktel! Ich habe Weg und Steg verloren und glaubte beständig in einen Abgrund zu fallen."

„Wo kommen's denn her, Herr Baron?" frug Diktl.

„Ach, oben hoch vom Gebirge," klagte der Erschöpfte, „da hat mich der Jägerbursch angestellt, wie auf der Zinne eines Thurms, da sollten mir Gemsen kommen!"

„Nun — sind keine heruntergegangen?"

„Ach freilich, fünf Stück; aber wie ich mich umgesehen habe, ob ich keinen Stand fände, der weniger gefährlich wäre und wo ab ich mit Ruhe schießen könnte, da haben die Bestien gepfiffen, als

wären sie im Theater und wollten eine schnöde Sängerin verhöhnen. Und fort sind sie, wie der Wind, und von oben sind Steine herabgerollt, wohl hundert Pfund schwer, daß es ein Wunder ist, wie ich nur noch lebe. Da habe ich den Rückweg gesucht; das ist ein gottheilloses Vergnügen!"

Der Müller brachte den Herrn auf den sichern Weg nach dem nahen Mahring, wo er im Wirthshause schon bekannt war, und als er wieder zu seiner Mühle kam, sang er hell auf:

„A Baron ist auf Ehr'
Gar a fürnehmer Herr;
Doch die Gamseln habn's g'wagt,
Hab'n nix d'nach g'fragt."

„Also ein Rudel Gamseln ist oben am Hohen-Eis — die liegen im Rointgraben, sonst nirgend!" rechnete der Mühlendiktl. „Am Zistig ziebt 's Mirel auf ihre Alm und am Samstag will ich mich leis ausspürschen."

Der Herr Baron hatte gewünscht, noch einmal, unter des Müllers Führung, auf den Ferner zu steigen, weil er hoffte, dieser werde ihn nicht, wie der Jägerbursche, auf einen lebensgefährlichen Stand postiren; und diese Begleitung rechtfertigte seinen Jagdzug auch vollkommen in den Augen der Mutter, die ihn sonst lieber in der Mühle sah.

(Schluß folgt.)

Die Eroberung Constantinopels (1453).

Aus Poujoulat's Gesch. des osman. Reichs.

Muhamed der Zweite, mit dem Beinamen Bujuk, d. i. der Große, ward nach seines Vaters Amurad des Zweiten Tode 1451 türkischer Kaiser. Auch in Byzanz saß seit 1449 ein neuer Kaiser auf dem Thron, Constantin Paläologus. Ihm gab Muhamed Anfangs die schönsten Friedensversicherungen; aber in seinem Innern ließ ihm das Verlangen, Constantinopel endlich in Besitz zu nehmen, keine Ruhe. Er war von diesem Gedanken wie besessen; unaufhörlich entwarf er Pläne von Constantinopel, bezeichnete die Angriffspunkte und die Plätze für die Batterieen und Belagerungsmaschinen; — er schlief nicht mehr.

Einmal, mitten in der Nacht, ließ er seinen Wessir, Chalil Pascha, rufen und sprach zu ihm: „Du siehst, wie unordentlich mein Lager ist: es ist ein Bild der Unruhe, die meine Seele verzehrt. Von heute an kenne ich keinen Schlaf mehr, bis ich in der Hauptstadt des griechischen Reiches bin. Ich befehle Dir, mir zu helfen, Constantinopel einzunehmen!" — Ihm antwortete der Wessir: „Derselbe Gott, der Dir einen so großen Theil dieses Reiches gegeben hat, wird Dir nicht die Hauptstadt verweigern. Deine Diener und ich geben gern unser Leben hin, um Deinen Willen zu vollziehen!" — Bald sollte diese Gesinnung zur That werden.

Im Jahre 1452 errichteten sechstausend von Muhamed persönlich geleitete Arbeiter auf dem rechten Ufer des Bosporus in Zeit von drei Monaten eine Festung, welche er mit dem bedeutsamen Namen Boghaskesen (Halsabschneider) belegt hat. Sie erhob sich Anatoli-Hissar, einer andern schon von Muhamed dem Ersten auf dem linken Ufer des Canals erbauten Festung gegenüber. Diese beiden noch jetzt vorhandenen Citadellen sollten den Lateinern und Griechen den Handel nach dem schwarzen Meere abschneiden, Constantinopel aushungern und den der Stadt zu Hilfe kommenden Schiffen den Weg versperren. Die auf den beiden Ufern des Canals gelegenen Kirchen wurden von den Osmanen niedergerissen, ihre Trümmer zur Erbauung von Boghaskesen verwendet und die Christen, welche sich über die Zerstörung und Entweihung ihrer heiligen Stätten zu beklagen wagten, hingerichtet.

Constantin Paläologus richtete, von diesem frechen Uebergriffe in Bestürzung versetzt und entrüstet über die Tödtung seiner Unterthanen, Anfangs gemäßigte Vorstellungen an den Sultan, welche dieser jedoch mit Schmähungen beantwortete. „Mein Vater Murad der Zweite glorreichen Andenkens" — sagte der Beherrscher der Gläubigen — „hat auf dem Schlachtfelde von Varna geschworen, Hissar gegenüber eine Veste zu erbauen, und ich erfülle jetzt diesen Schwur. Habt Ihr das Recht," fügte er, zu den Gesandten Constantins gewendet, hinzu, „Euch in Das zu mischen, was mir auf meinem Gebiete zu thun beliebt? Diese beiden Ufer gehören mir — das asiatische, weil es von den Osmanen bewohnt wird, das europäische, weil Ihr es nicht zu vertheidigen wißt. Geht zu Euerm Herrn und sagt ihm, daß der jetzt regierende Sultan ein anderer sey, als seine Vorgänger, und daß ihr Wille nicht so weit gegangen wäre, als heutzutage seine Macht. Ich gebe Euch die Erlaubniß, Euch zu entfernen, aber ich werde Diejenigen, die mir wieder solche Aufträge überbringen, schinden lassen."

Die Antwort Constantins war eines christlichen Kriegers würdig. „Da weder Schwüre, noch Verträge, noch Unterwürfigkeit den Frieden sichern können," schrieb er an den Sultan, „so setze Deine frevelhaften Angriffe fort. Ich habe mein Vertrauen auf Gott gesetzt. Er wird Dein Herz umwandeln, oder Dir Constantinopel überliefern. Ich unterwerfe mich ihm ohne Murren. Aber so lange er seinen Rathschluß noch nicht ausgesprochen hat, werde ich

meine Pflicht erfüllen, mein Volk vertheidigen und mit ihm zu siegen oder zu sterben wissen."

Muhamed setzte seine Kriegsrüstungen gegen Byzanz fort, und der in seiner Hauptstadt bedrohte griechische Kaiser bereitete sich darauf vor, dieselbe zu vertheidigen.

Um das Verständniß der Operationen der berühmten Belagerung von 1453 zu erleichtern, wollen wir einige topographische Andeutungen über die Festungswerke von Byzanz unter dem griechischen Kaiser geben und ein paar Worte über ihren gegenwärtigen Zustand hinzufügen.

Constantinopel hat bekanntlich die Form eines Dreiecks. Die südliche Seite desselben wird vom Marmora-Meere bespült und die nördliche von dem Hafen oder dem goldenen Horn begrenzt, während die nordwestliche oder die Basis des Dreiecks dem Lande zugekehrt ist. Der Hafen besitzt eine Ausdehnung von zwei Wegstunden; der Theil der Wälle, welchen die Gewässer des Meeres von Marmora bespülen, ist eine Stunde lang, und die Länge der Mauern von der Westspitze des letztgenannten Meeres, wo das Schloß der sieben Thürme steht, bis zu dem hervorspringenden Winkel, welcher das nördliche Ende des goldenen Hornes beherrscht und wo sich der Palast der Blachernen erhob, beträgt zwei Stunden, so daß Constantinopel im Ganzen einen Umfang von fünf Stunden besaß.

Die ersten Gründer von Constantinopel, die Megareer, deren Stadt nur das heutzutage unter dem Namen der Serailspitze bekannte Vorgebirge einnahm, hatten die dem Meere zugewendete Seite mit ganz besonderer Sorgfalt befestigt. Das fortwährende Anschlagen der Wellen war ihnen gefahrvoller erschienen, als die Belagerungswerkzeuge des Feindes. Constantin und seine Nachfolger theilten diese Ansicht und erhöhten und befestigten die Wälle so, daß sie für uneinnehmbar galten. Die Angriffe gegen die Stadt sind auf diesem Punkte stets vergeblich gewesen; heutzutage sind die Wälle an verschiedenen Punkten von großen Rissen durchzogen und würden keiner Beschießung widerstehen. Die das goldene Horn begrenzenden Mauern, welche schon früher weniger fest waren, wie die am Marmora-Meere, befinden sich heutzutage ebenfalls in schlechtem Stande. Die fünfundvierzig Fuß hohen, achtzehn Fuß dicken und durch große Thürme von verschiedenartigen Formen flankirten Mauern auf der Landseite bildeten und bilden noch jetzt eine dreifache, durch breite, tiefe Gräben von einander getrennte Umwallung. Diese imposanten Festungswerke, welche von Theodosius und einigen seiner Vorgänger aufgeführt worden waren, hatten bereits neunundzwanzigmal den Muth der Feinde Constantinopels erschöpft, als Muhamed der Zweite sie theilweise zerstörte; aber selbst sein Unternehmen würde gescheitert seyn, wenn Byzanz im Jahre 1453 weniger von Vertheidigern entblößt gewesen wäre. Der lange, heldenmüthige Widerstand, welchen eine Handvoll Soldaten dem Sultan entgegenzusetzen vermochte, ist allein schon ein Beweis für die Wahrheit dieser Behauptung.

Constantinopel besitzt, von dem goldenen Thore bei dem Schlosse der sieben Thürme bis zu dem Gartenthore in der Nähe des großen Serails, neunzehn Zugänge. Auf der Landseite, welche von Muhamed hauptsächlich angegriffen wurde, sind die Wälle mit fünf Thoren versehen; — sie heißen: das von Kaligaria (Egri Kapussi oder das gewölbte Thor), das von Adrianopel, das St. Romanosthor (Top Kapussi oder Kanonenthor), das von Selymbria und das goldene Thor, welches gegenwärtig, in Folge einer Prophezeiung, daß die Christen dereinst durch dieses Thor die Stadt als Sieger betreten würden, zugemauert ist.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Ein zu Arad erscheinendes Blatt brachte jüngst Folgendes: Seit ungefähr drei Jahren hielt sich in Gyula ein junger Mann auf, der sowohl in seiner Kleidung als in seinem Benehmen eine gewisse Eleganz und Bildung zeigte. Ueber das Vorleben dieses jungen Dandys war man zwar in einem gewissen Dunkel; doch da sein Benehmen stets anständig und tadellos war, so unterhielt man sich gerne mit ihm. Vor Kurzem nun fanden die Behörden sich bewogen, diesen unbekannten jungen Mann zu verhaften. Er ward in die dortige Gendarmeriekaserne in Verwahrung gebracht. In dem Momente nun, wo der junge Gefangene allein im Zimmer sich befindet, nimmt er ein Gewehr von der Wand, sieht, daß es geladen ist, setzt sich die Mündung auf's Herz und drückt los. Die Kugel verletzte das Herz nicht und fuhr am Rücken wieder heraus. Auf den gefallenen Schuß stürzten Leute herbei: man findet den jungen Mann in seinem Blute liegend und als man ihm den Rock öffnet, entdeckt man, daß er — ein Mädchen ist. Trotz der jedenfalls gefährlichen Verwundung hofft man diese Dame retten zu können. Wie man erfährt, soll dieselbe während der Revolution im Insurgentenheer als — Husar gedient haben.

Redaktion, Druck und Verlag von G. Ritter in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

Nro. 119. | Dienstag, 4. Oktober | 1853.

Ein Brautwerber.

(Schluß.)

Als am Samstag das Nöthigste besorgt war, stiegen, noch ehe es Mittag läutete, zu Mahring die beiden Schützen schon die steilen Rinnkännl hinan. Der leichtfüßige Benedikt, von der Sehnsucht nach seinem Mirel gehoben, sprang flüchtig voran; mit Anstrengung, schwer athmend, folgte der Assistent. Endlich war der Ochakopf erreicht und der Müller zeigte dem Herrn Baron eine Gruppe Felsblöcke, in die er sich ohne Gefahr und bequem sogar verbergen konnte; er selbst wollte über's Kühroint pürschen und die flüchtigen Gemsen durch diesen „gezwungenen Wechsel" — wie die Jäger einen unvermeidlichen Paß nennen — ihm zu Schuß bringen; und behend, wie das Wild, dem es galt, stieg er nun, des hindernden Gefährten ledig, die steile Hachlwand hinan und verkündete sein Nahen der geliebten Sennerin durch frohes Jodeln, daß jedes Echo laut ward bis zum Fischunkl hinter.

Hast du, lieber Leser, nicht zuweilen gesehen, wie aus ödem Gestein ringsum ein handgroßes Fleckchen herziger Blumen sich drängt, die gerade aussehen, als hätte Alles, was nur blühen kann, sich dorthin gesammelt? — Gerade so möchte die Alp, welche das Waldeckmirel mit ihrem glatten, bunten Vieh bewohnte, sich ausnehmen, wenn ein Steinadler oder ein Lämmergeier in blauer Höhe darüber hinschwebt und das Gemskitz, das Murmelthier, eine junge vorwitzige Gais mit scharfem Auge zu seiner Beute erspäht.

Wohl war's schön auf Kühroint, aber kein Jodler schallte dem jungen Schützen antwortend, bewillkommnend entgegen, und auch das Vieh breitete sich nicht auf dem grünen, saftigen Rasenteppich aus, hier und dort wählig ein Maulvoll rupfend, als wüßte es nicht, wo es bei all den Leckereien nur beginnen sollte, — nein! es drängte sich in dichten Haufen um die Sennhütte, aus der Heuluke starrte des kleinen Sennbuben ungewaschener Buschkopf und weinend auf dem Kraister lag das muntre Mirel.

„Jesus Marey!" rief eintretend der erschrockene Müllerdiktl — „was ist g'scheh'n? was hat's denn geb'n?"

„Jetzt kommst mit Deiner langen Büchsen," entgegnete schluchzend die Sennerin; „was 's geb'n hat? An Bär hat mir gestern z'Nacht mein'n jungen Stier g'nommen, daß ich zuseh'n muß!"

„An Bär?" staunte Benedikt.

„Ja, an Bär, Niemand sonsten ist's g'wesen!" bestätigte das Mädchen. „'S war noch hell g'nug, daß ich den schwarzzotteten Bengel wohl g'seh'n hab. Vom Hohen-Eis her ist das leidig Unthier kommen, wo alleweil die Jager laufen; aber am Bär'n gehn's feins aus 'n Weg — das hat mein Voater heut früh au g'sagt."

Der Müller setzte sich seufzend auf den Herd — er mochte die Aufgeregte nicht durch Widerreden steigern — und untersuchte genau sein Gewehr, in dessen Lauf er noch eine zweite Kugel stieß.

„Und ich fürcht' mich so da oben!" klagte das Mädchen — „o Diktl, dürft' ich bei Dir seyn in der Mühl, da braucht' ich vor 'm Bär'n nicht z' bangen!"

„Die Muatter, Dein Schutzengel, wird auch hie oben Dich b'hüten!" tröstete, selbst fast weinend, der Müller.

„Ach," jammerte die Geängstete, „mein Muatter selbsten, als sie noch lebet, hat d' Bär'n g'forchten."

„Dein Voater und Nazi thund mir Dich ja nit geb'n!" fuhr der Erregte auf. „Zwar 'm Nazi — wenn er koin Fried gibt — dem schlag' ich 'mal recht Löcher in Kopf 'nein!"

„Daß ich noch mehr Elend thät hab'n!" schalt Mirel. „Der Bär hat mir den Stier verrissen, und Du schlägst mir drauf den Bruder z'todt!"

„O geh, was Du doch gleich d'bei denkst!" wehrte sich Diktl. „Schau, das ist an g'weiht's Schlagringl, noch von mein Voater," sprach er eindringlich; „selbigs hat an Einsiedl g'weiht, im bayrischen

G'birg; wann ich d'mit Einen an Aug vor'n Kopf thu schlag'n, so ist's in acht Tag'n wieder g'heilt." Aber Dein Voater — ja, den thu ich fürcht'n!"

„Wenn Du nur an Mann hätt'st, an G'wichtig'n, an wen'g an Absonderlich'n, der an gut's Wörtl für Dich plauschen thät — vielleicht gebet er uns einander! Er ist gar z'ehrsüchtig, wie d' ja woißt."

„Jetzt geh' ich!" sprang der Müller auf — „so kann's werd'n! Ich muß den Petz'n schieß'n und der Förster muß mit Dein'm Voater red'n."

Er rannte hinaus, dem Platz zu, wo das Raubthier dem jungen Stier, der in täppischem Uebermuth zuerst angegriffen, mit ein paar Tatzenschlägen das Kreuz zerschmettert und dann den Zappelnden fortgeschleppt hatte. Da trieb er sich mit seinem Hunde eine Weile herum, dann stieg er bergan.

Vandamme hatte mit besonderer Hitze die Fährte des Bären aufgenommen und führte seinen Herrn über den sog. Schapbachboden gegen die Eiskapelle, und hier auf Schneeflächen, die vom ewigen Eis der Firnen hinabstarren, sah der Müller deutlich, daß er zwei Stück des gefährlichen Wildes verfolge. Auch dies schreckte ihn nicht zurück, zumal da er bald fand, daß die Bestien sich von hier aus wieder thalwärts gewendet hatten. Mit weitem Schritt folgte Mann und Hund der nagelfrischen Fährte. Näher und näher kam er der Felsgruppe, in der er den Herrn Baron vor einigen Stunden angestellt hatte, und immer eifriger, dumpf knurrend, folgte Vandamme der Spur. Dort im engen Paß fand er jedenfalls einen Gefährten, der den Kampf gleicher stellte; dann kam auf den Mann ein Vogel, wie das Sprüchwort sagt.

Plötzlich hallte der Knall zweier Büchsen kurz auf einander aus jener Gegend und ein geller, banger Schrei folgte ihm. In weiten Sätzen rannte der Müller dorthin und dicht neben ihm lief kläffend sein Hund. Eine dichte Gruppe Zirbentannen trennte ihn nur noch von dem Platze, den er dem Herrn Baron angewiesen; dorther tönte lauter Hilferuf und zorniges Brummen. Jetzt konnte er den Platz übersehen.

Der Baldeckbauer hatte hier, wie es schien, die Bären erwartet: sie waren gekommen, aber die unsichere Kugel hatte blos den Hals des einen scharf gestreift, den andern sah man schon ziemlich fern dem Gebirge zutraben. Der Verwundete aber drang eben aufgerichtet und wüthend auf den Schützen ein, der nicht Zeit gehabt hatte, wieder zu laden, und deßhalb das Gewehr umgedreht dem Thier mit aller Kraft an den Kopf schmetterte, daß die Kolbe abspringend weit davon flog. Der Schlag genirte den Bären nicht im Geringsten, er schien sich durch diese Aufmerksamkeit fast geschmeichelt zu fühlen, denn nur eifriger drängte er heran, den Mann zu umarmen und an's zottige Herz zu drücken. Dieser retirirte und stürzte rückwärts in das schmale, tief ausgewaschene Bett des Wildbachs hinter ihm, wo er allerdings für den Augenblick vor dem Grimm des Thieres etwas gesichert lag.

In diesem Moment erschien Vandamme und wenige Minuten später sein Herr auf dem Kampfplatz, und der Hund attakirte die über dem schmalen Bachbette stehende Bestie sogleich so heftig, daß der im Wasser liegende Bauer darüber vergessen zu werden schien. Beide Hahnen der erprobten Büchse gespannt, stand der Müller kaum fünf Schritte neben der interessanten Gruppe.

„Schieß, Diktl, um der Heil'gen will'n, schieß!" ächzte der Bauer aus dem Wasser, in dem er bis zu den Schultern lag.

Der aber neigte sich sehr förmlich und begann zu dem zottigen Braunen, der, vom Hunde fortwährend harcelirt, mit gehobener Pranke, brummend dastand:

„O Herr Bär, seyd's so gut und sprecht an Wörtl für mich zum Bauern da brunt'n, daß er mir 's Mirel gibt!"

„Kannst's hab'n!" stürmte der Baldecken — „aber mach' an End!"

„An Wort oder an Hundsfott!" schrie der Diktl und beide Kugeln krachten dem Unthier in den Schädel, daß es laut zusammenbrach.

Mit großer Mühe gelang es endlich dem Müller, den feisten Petz so weit zur Seite zu wälzen, daß der werthe Schwiegerpapa aus dem Bach steigen konnte. Auf einen umgestürzten Baumstamm, der in der Nähe lag, leitete er dann den vor Frost und Schreck Zitternden und reichte ihm die erquickende Schnapsflasche, als lautes Halloh heraufscholl und der Förster mit vier Schützen eiligst ankam. Der Herr Assistent hatte, als er seine Büchse ins Blaue abgeschossen, klüglich Reißaus genommen und unten Allarm geblasen.

„Schaut, schaut!" rief freudig der alte Waldmann — „das ist an großmächtiger Kerl! Wer hat'n erlegt?"

„Wir allebeid!" antwortete der Müller.

„Na, na!" wehrte sich der Bauer — „der Diktl hat'n g'schossen — mit mir wär' er schon fertig word'n!"

„Du kriegst's Prämium!" versicherte der Förster — „fünfzig Guld'n!"

„Meintweg'n au nit!" lachte der Glückliche — „ich krieg's Mirel!"

„Ei, schau!" sagte verwundert der Förster — „wie hat das sich so schnell g'macht?"

„'S Mirel" — erzählte der Diktl — „hat mir g'rath'n, ich sollt' an g'wichtig'n, an absonderlich'n Mann um sein Fürwort ansprechen; z'erst hab' ich

an Enk g'dacht, Herr Förschtner — aber der Petz hat's halter au g'than!" —

Die Eroberung Constantinopels (1453).

(Fortsetzung.)

Man kann sich nichts Freundlicheres und Malerisches denken, als den gegenwärtigen Anblick der Festungswerke von Constantinopel auf der Landseite. Die fast gänzlich ausgefüllten Gräben sind in Gärten verwandelt, worin Obstbäume, Cypressen, Sykomoren und Platanen stehen. Der Epheu umschlingt mit seinen tausend Armen die achteckigen Thürme und ihre Zinnen. In den Ritzen der von Ziegeln und Bruchsteinen erbauten Mauern wurzeln Johannisbrodbäume, wilde Oelbäume und Schlingpflanzen. Ein berühmter Schriftsteller hat gesagt: „Die Türken sind heutzutage noch eben das, was sie 1453 waren: ein auf europäischem Boden errichtetes Tartarenlager." Dieses Lager, welches seit vier Jahrhunderten nicht aufgehoben worden ist, wurde von Muhamed dem Zweiten mit seinen dreimalhunderttausend Mann, seinen Belagerungsmaschinen und seiner Artillerie — denn er hatte die seit Kurzem in den abendländischen Heeren eingeführte Anwendung des Schießpulvers auch in dem seinen angenommen — am 6. April 1453 vor den Mauern von Constantinopel aufgeschlagen.

Muhameds Truppen waren von dem goldenen Thore bis zum hölzernen Thore (Odun Kapussi), welches das goldene Horn und die Vorstadt Ejub beherrscht, aufgestellt und also über einen Raum von ungefähr zwei Stunden Länge ausgebreitet. Der Sultan schlug, von 1200 Janitscharen, seinen Prätorianern, umgeben, sein Zelt hinter dem Hügel auf, welcher dem einst Kaligaria genannten Thore, das von den Türken den Namen Egri Kapussi (das gewölbte Thor) erhalten hat, gegenüber liegt.

Sämmtliche Geschichtschreiber haben von der ungeheuern Kanone Muhameds des Zweiten gesprochen, der größten, welche die Geschichte erwähnt. Sie war in Adrianopel von einem ungarischen Stückgießer mit Namen Orban gegossen und von dieser Stadt auf dreißig mit einander verbundenen und von fünfzig Joch Ochsen gezogenen Wagen mühsam nach Constantinopel gebracht worden. Dieser ungeheure Feuerschlund, welcher eine sechshundert Pfund schwere Kugel eine große Strecke weit warf, richtete mehr Lärm als Schaden an; er sprang während der Belagerung und zerschmetterte seinen Verfertiger. Orban's Kanone wurde vor dem St. Romanosthore, welches deßhalb den Namen Top Kapussi (Kanonenthor) führt und das zwischen dem hölzernen Thore und dem von Adrianopel liegt, gegenüber aufgefahren. Der Verfasser hat über dem St. Romanosthore, durch welches Muhamed im Triumph nach Constantinopel einzog, einige von den Granitkugeln, deren sich die Türken bei der Belagerung von 1453 bedienten, gesehen. Sie gehören zu den Trophäen, welche die heutigen Osmanen den europäischen Reisenden mit Stolz zeigen.

Muhamed beschoß die Stadt mit vierzehn Batterieen. „Das von diesen Werkzeugen mit den ehernen Leibern ausgespieene Feuer" — sagt in seiner orientalischen Redeweise Kadscha Effendi — „verbreitete unter den Giauern Verwirrung und Schrecken; der Dampf, welcher aus ihnen hervordrang, machte den Tag zur finstern Nacht, und das Antlitz der Welt wurde dunkel wie das schwarze Schicksal der Ungläubigen. Zu gleicher Zeit kündigten die den Bogen als Boten des Todes entfliegenden Pfeile den Feinden das Urtheil des Geschickes an und die Ballisten sendeten den Hütern der Mauern und Thürme die Gebote des Korans zu."

Die Belagerten begegneten den wiederholten Angriffen der Türken mit einem Hagel von Pfeilen und Wurfspießen, und ihre Musketen, die Kugeln von der Größe einer Wallnuß entsendeten, trugen den Tod unter die osmanischen Schaaren. Wenn die Türken ihre Sturmleitern am Fuße der Wälle aufrichteten, gossen die Griechen eine Fluth von griechischem Feuer und siedendem Oel über ihre Köpfe aus, und mit Donnergekrach von den Mauern herabrollende ungeheure Steine zermalmten die Angreifenden, welche sich mit Hinterlassung von Hunderten Todter und Verwundeter in die Gräben zurückziehen mußten. Die Griechen besaßen grobes Geschütz, bedienten sich aber desselben mit geringerem Erfolg als die Moslemin. Der unerschrockene und wachsame Paläologus feuerte seine Soldaten durch sein Wort und sein Beispiel an; überall, wo sich Gefahr zeigte, war er zu finden. Der Kaiser genoß keine Ruhe mehr; nachdem er den Tag im Kampfe zugebracht, verwendete er die Nächte zum Ertheilen seiner Befehle und zur Anordnung der Ausbesserungen, welche an den von den Belagerern zerstörten Mauern vorgenommen werden mußten. Er ließ die Gräben, welche die Türken durch Hineinwerfen von Steinen, Baumstämmen, Fässern mit Erde, selbst mit ihren Wagen auszufüllen gesucht hatten, wieder räumen, und der Sultan sah allmorgentlich mit halber Verzweiflung, wie die Wälle wieder hergestellt und die Belagerungsarbeiten durch den Muth und die Klugheit der Christen vereitelt worden waren.

Indessen verminderten die steten Kämpfe das kleine Häuflein von Griechen und Genuesen (8000), das die Stadt vertheidigte, mit jedem Tage; aber die Ueberlebenden verloren nichts von ihrer Energie und

schwuren, ihr Blut bis auf den letzten Tropfen für die heilige Sache, welche ihren Arm bewaffnet hatte, zu verspritzen.

Nachdem die Belagerung bereits einen Monat gedauert, ohne daß die Türken einen Zollbreit Terrain gewonnen, sah man aus der Ferne fünf Kriegsschiffe herannahen, von denen eines dem Kaiser Constantin Paläologus und die übrigen den Genuesen gehörten. Sie kamen als Befreier und wurden von den Constantinopolitanern mit Jubelruf begrüßt. Mit einem kühnen und geschickten Manöver begannen die fünf Schiffe zu gleicher Zeit ihre Geschütze auf dreihundert türkische Fahrzeuge spielen zu lassen, welche in Form eines Halbmondes vor dem Hafen von Byzanz, dessen Eingang ihnen durch zwei eiserne Ketten versperrt war, aufgestellt waren.

In diesem Kampfe kamen 12,000 Osmanen um, und diejenigen ihrer Schiffe, welche den Kugeln der Franken entrannen, segelten auf die Höhe des Bosporus hinaus. Die befreundete Flotte fuhr unter dem Beifallsgeschrei der Belagerten in das goldene Horn ein. „Die Christen" — sagt Kadscha Effendi über diesen Sieg der Franken — „die Christen zeigten, gleich Schildkröten, welche aus ihrer Schale hervorkommen, ihre Köpfe über den Mauern und spieen Drohungen gegen die Gläubigen aus." Diese waren so entmuthigt, daß man vom Frieden sprach; aber die Scheiks und Ulemas brachten den Sultan zu dem Entschlusse, den Krieg fortzusetzen.

Muhamed, der nach dieser Niederlage der Moslemin vor Wuth außer sich war, befahl, den Kapudan Pascha (Admiral), Balta Ogli, als der Feigheit überwiesen, hinzurichten. Allein auf Bitten der Janitscharen begnadigte er ihn, ließ ihn jedoch in Ketten vorführen. Er mußte sich vor ihm auf den Boden werfen, und der Sultan trat ihn mit Füßen, ertheilte ihm eigenhändig hundert Streiche, schickte ihn darauf in die Verbannung und ließ seine Güter mit Beschlag belegen. Die Niederlage der türkischen Flotte ließ die unter den Osmanen noch herrschende Ansicht entstehen, daß Gott ihnen die Herrschaft über die Erde bestimmt und die über das Meer den Christen vorbehalten habe.

Muhamed verzweifelte daran, sich Constantinopels zu bemächtigen, wenn er es nicht von der Hafenseite her, wo die Befestigungen weit schwächer waren, angriff. Aber der Eingang des goldenen Horns war immer noch durch die beiden Ketten gesperrt, und die fünf Schiffe, welche Byzanz zu Hilfe gekommen waren, hatten ihre Kanonen nach der Seite von Kadi Kewi gerichtet. Der nördliche Theil des Hafens enthielt jedoch nicht Wasser genug für die großen Schiffe der Genuesen und Griechen, während die leichteren Fahrzeuge der Osmanen darin bequem vor Anker gehen konnten. Der Sultan kam daher auf die Idee, dieselben zu Land nach diesem Punkte bringen zu lassen. Dieses kühne Unternehmen, das in einer einzigen Nacht ausgeführt wurde, war nichts Neues; es war nicht nur von Hannibal, der auf diese Weise eine große Anzahl von Schiffen in den Meerbusen von Tarent gebracht, und von Octavianus Augustus, welcher dasselbe Mittel anwendete und seine Schiffe über die Landenge von Nikopolis in den Meerbusen von Ambracia transportirte, angewendet worden, sondern auch später, wo der Patricier Niketas im zehnten Jahrhundert seine Galeeren auf gleiche Weise in den Hafen von Korinth bringen ließ, und die Venetianer im Jahre 1435 ihre Flotte aus der Etsch auf den Gardasee führten.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

(Nachfrage nach einem Prediger.) Die stärkste Nachfrage nach einem Prediger, die wohl je vorgekommen, geschah jüngst in einem der südlichen Staaten der nordamerikanischen Union. Dieselbe fand nämlich in der „New-Orleans-Picayune" in folgender Anzeige statt: „20 Dollars Belohnung. Von der Plantage des Unterzeichneten entlief der Neger Shedrik, ein Prediger, 5 Fuß 9 Zoll hoch, ungefähr 40 Jahre alt, aber nicht älter als 30 Jahre aussehend. Auf seiner Brust sind die Buchstaben B B. eingebrannt und seine beiden kleinen Zehen sind abgeschnitten. Er hat eine sehr dunkle Hautfarbe, kleine aber sehr helle Augen und sieht sehr unverschämt aus. Er ist gut gekleidet und als flüchtiger Sklave vor drei Jahren in Donalsville verhaftet gewesen. Die obige Belohnung wird für seine Einfangung gegeben. Man wende sich an Armand Boos oder A. Miltenberger, Nr. 30 Carondelet-Str."

Den Theaterdirektoren, auch den geplagtesten, ist geholfen: ihr bitterster Leidenskelch, das Heiserwerden der Primadonnen, ist durch — Bitterwasser zu versüßen! In der „Augsb. Allg. Ztg." befindet sich ein Artikel über die Wirkungen des Friedrichshaller Bitterwassers von Dr. Eisenmann, worin dem singenden Publikum die Zusicherung ertheilt wird, daß ein paar Löffel voll Friedrichshaller Bitterwasser der belegten Stimme ihr reines Metall sofort wieder verschaffen!

Redaktion, Druck und Verlag von G. Ritter in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

Nro. 120. Freitag, 7. Oktober 1853.

Z Balladen aus dem Westrich.

Vom Verfasser der „Primeln und Gladiolen".

1. Kaiserslautern.

Es hat der dicke Straßenwirth
Ein wunderholdes Kind,
Schön Lieschen, sechzehn Sommer alt
Und frisch, wie Aepflein sind.

Da kommt und spricht vom Thal im Wald
Der Müller Gerstenbold:
„Wie wär' es, Nachbar, wenn mein Sohn
Euch Eidam werden wollt'?"

Ihm fällt die Wirthin rasch ins Wort:
„Was kommt Euch, Nachbar, ein?
Kein Müller aus dem Waldesthal,
Ein Kellner muß es seyn —

„Ein flinker Kellner aus der Stadt,
Der alle Sprachen weiß;
Denn kommt die Mittagspost daher,
Wird's Unsereinem heiß!

„Die Gäste könnt Ihr zählen kaum,
So wechseln Tag für Tag
Aus aller Herren Marken wohl,
Wer wüßt' ihr' Aller Sprach!

„Des Schwagerhornes munt'rer Gruß
Ist mir allein nicht feil;
Nie werde einem Müller d'rum
Mein Töchterlein zu Theil!"

Da trank der Müller sonder Harm
Sein Schöpplein eben auch;
Der Straßenwirth der strich jedoch
Behaglich seinen Bauch. —

Drei Jahre flossen um seitdem,
Da kommt ein junger Fant,
Stellt sich der Straßenwirthin vor
Und wirbt um Lieschens Hand.

„Ich bin ein Kellner aus der Stadt,
Komm' eben von Paris;
Hab' London — sprach er — auch geseh'n,
Stets denkend an Elis'."

„Charmant, mein Herr! — die Wirthin spricht;
Doch ach, wie ist's mir leid!
Die Schlange da, die Eisenbahn,
Verdarb mir alle Freud'!

„Seht hin doch nur! das Ungethüm,
Genannt Locomotiv,
Kommt's nicht daher und braust dahin,
Als ob zur Höll' es lief?

„Kein Schwager Postillon mehr grüßt
Mit seines Hornes Ton;
Die Gäste fliegen allesammt
Mir vor dem Aug' davon.

„Vereinsamt bleibet mir das Haus,
Ich alt're vor der Zeit;
Mein Mann der schrumpft zum Häring ein
Vor Aerger, Gram und Neid."

„Getrost, Madam! — der Fremde sagt —
Verzweifelt nur nicht schon!
Ich bin des Müllers Gerstenbold
Davongelauf'ner Sohn.

„Verzeiht! was thut die Liebe nicht?
Schön Lieschen galt es ja!
Sey's Müller, Kellner, Oekonom —
Um sie nun bin ich da."

Wie griffen jetzt der Straßenwirth
Und Sie nach seiner Hand!
Schön Lieschen auch lief nicht davon,
Ward Bräutchen bald genannt.

⊙ Ueber die Wuthkrankheit der Hunde.

Zweibrücken. Da unlängst in hiesiger Stadt und Umgegend der Fall vorgekommen, daß zwei Kinder und eine Menge Thiere von einem wüthenden Hunde gebissen wurden, durch dessen sofortige Tödtung jedoch noch rechtzeitig größerem Unheil vorgebeugt ward, so glauben wir dem nichtärztlichen Publikum einen Dienst zu erweisen, wenn wir es über die Erkennung und den Verlauf dieser gefährlichen Krankheit belehren, und wir theilen daher aus Dr. Jonathan

Braun's „Encyclopädie der gesammten Thierheilkunde" Folgendes im Auszuge mit:

Die Wuth bei Hunden erscheint in zwei von einander verschiedenen Formen, und zwar entweder als rasende oder als stille Wuth; beide sind aber gleichmäßig ansteckend und gehen bei der Fortpflanzung durch Ansteckung in einander über, so daß von einem rasend tollen Hunde bei einem andern gebissenen die stille Wuth, und umgekehrt, entstehen kann. Erscheinungen. Die ersten Symptome sind sehr dunkel und bestimmte Vorboten nicht gekannt. Zu den Vorboten rechnet man hauptsächlich: Veränderung der Munterkeit der Thiere, Neigung zum Zorn, Trägheit und Unfolgsamkeit, erhöhte Temperatur der Nase, vermehrten Glanz und einige Röthe der Augen. Kennzeichen der rasenden Wuth, welche auch Beißwuth genannt wird, sind: a) Verändertes gewöhnliches Benehmen; die Thiere werden empfindlicher, scheinbar munterer, bei ihren Verrichtungen, wie z. B. Jäger- und Schäferhunde, zu hitzig, andere dagegen träge und verdrossen. b) Unruhe, entweder gleich anfangs oder später; die Hunde verweilen nirgends lange und wechseln selbst auf dem Lager ihre Stellung sehr oft, die meisten drängen sich besonders gern gegen die Thüren, gehen von einer Person im Hause zur andern u. s w. In höherm Grade treibt diese Unruhe die Hunde zum Entlaufen aus dem Hause, und sie schweifen dann nicht selten in der Umgegend meilenweit herum, bleiben auf den gewöhnlichen Wegen oder laufen querfeldein und bleiben gewöhnlich, wenn sie ermattet sind, an einem einsamen, versteckten Orte einige Zeit lang ruhig und fest schlafend liegen. c) Bewußtseyn und Vorstellungsvermögen wuthkranker Hunde ist periodisch und im Verlaufe der Krankheit mehr und mehr gestört. Sie schnappen zum Theil und von Zeit zu Zeit in die Luft, als ob sie Fliegen oder Mücken fangen wollten, stehen oder liegen abwechselnd wie tiefsinnig, schließen halb die Augen, bellen oder heulen ohne äußere Veranlassung, oder fahren schnell in die Höhe, sehen erschrocken um sich, beißen in fremde Gegenstände oder in den eigenen Körper. Allein bei keinem tollen Hunde schwindet das Bewußtseyn gänzlich eher als kurz vor dem Tode, in ruhigen Perioden erkennen fast alle während der ganzen Krankheit ihren Herrn und Pfleger, alle sind für gute und freundliche Behandlung mehr oder minder empfänglich und geben dies gegen bekannte Personen durch Wedeln mit dem Schwanze u. s. w. zu erkennen, folgen auch in der ersten Zeit noch ihrem Herrn; je mehr aber die Krankheit steigt, desto mehr mindert sich die frühere Folgsamkeit. d) Viele wüthende Hunde zeigen vom Anfange an große Neigung, in kalte Gegenstände, z. B. Ketten, Steine, zu beißen oder sie zu belecken. e) Gleich beim Eintritt der Krankheit ist geminderte Freßlust zugegen und dauert bis zum Tode. Nur sehr wenige Hunde machen davon eine Ausnahme. f) Tolle Hunde verschlingen dagegen in einzelnen Momenten Dinge, welche sie sonst nicht berühren, z. B. Holz, Stroh, Leder, lecken nicht selten ihren eigenen und anderer Hunde Urin, oder fressen wohl auch den eigenen Koth. g) Wasser und andere Flüssigkeiten können tolle Hunde, und zwar in jeder Periode der Krankheit, sehen, lecken und saufen; ja manche suchen und lecken es mit großer Begierde; nur einzelne zeigen wenig Durst — wasserscheu ist kein wüthender Hund. Eben so wenig ist Licht-, Glanz- und Luftscheu constant zugegen, wenn auch tolle Hunde lieber an dunkeln als hellen Orten sich aufhalten. h) Hartnäckige Leibesverstopfung ist ein fast überall bei der Wuth vorhandenes Symptom. Das wichtigste aber und bei allen tollen Hunden ganz bestimmt zu bemerkende Symptom besteht i) in der ganz eigenthümlichen Veränderung der Stimme und der Art des Bellens. Die Töne sind dabei nämlich bald höher bald tiefer als im gesunden Zustande, dabei immer etwas rauh und heiser. Das Bellen geschieht nicht in einzelnen, kurz auf einander folgenden, deutlich von einander getrennten Lauten, wie bei gesunden Hunden, sondern schon der erste Anschlag geht allemal in ein kurzes Geheul über, so daß das Ganze weder ein ordentliches Bellen, noch wirkliches Heulen, sondern gleichsam ein Mittelding zwischen Beidem ist. Diese Art des Bellens kommt bei keiner andern Krankheit der Hunde vor und ist so eigenthümlich, daß man den tollen Hund, ohne ihn zu sehen, daran erkennen kann. Die meisten derselben halten dabei das Maul in die Höhe, manche bellen sehr oft und ohne Veranlassung, andere selten und nur, wenn sie gereizt sind. Je länger aber die Krankheit dauert, desto heiserer und rauher wird die Stimme. k) Neigung zu beißen findet sich früher oder später, äußert sich aber nicht beständig im Verlaufe der Krankheit, sondern abwechselnd zu verschiedenen Zeiten und in verschiedenen Graden. Bei sonst gutmüthigen und trägen Hunden ist die Neigung zu beißen meistens nur gering, sie schnappen z. B. nur nach den Füßen der vorübergehenden Personen, dagegen nimmt diese Neigung bei Hunden bissiger Art und hitzigen Temperaments den gefährlichsten Charakter an und wird zu wahrer Beiß- und Mordsucht. Der Trieb zu beißen äußert sich zuerst gewöhnlich gegen Katzen, selbst wenn der Hund vorher mit ihnen bekannt war und sich vertrug, später gegen andere Thiere und Hunde, am spätesten gegen Menschen; es erfolgt gewöhnlich ganz stillschweigend ohne vorhergehendes Knurren oder Bellen, meistens besteht es nur in einem heftigen, doch zuweilen mehrmals wiederholten Schnappen und Reißen mit den

Zähnen. Andere Thiere beißt der tolle Hund größtentheils nach dem Maule oder nach den Geschlechtstheilen. Eben so beißen auch tolle Hunde in einen ihnen vorgehaltenen Stock ohne Knurren. l) Das Aeußere rasend toller Hunde ist im Anfange wenig verändert, nach dem zweiten oder dritten Tage aber werden die Augen gewöhnlich etwas heller glänzend, die Bindehaut derselben etwas mehr geröthet, später die Augenlider von Zeit zu Zeit einige Sekunden lang geschlossen; noch später werden die Augen trüb und matt, oft jedoch sieht man in ihnen ein eigenes, dem elektrischen ähnliches Leuchten, dies besonders in der letztern Zeit der Krankheit. Zuweilen schwillt der ganze Kopf, oft nur ein Theil desselben, z. B. die Nase, mehr oder weniger an; die meisten bekommen ein rauhes, struppiges Aussehen, alle werden in kurzer Zeit auffallend mager. Das Maul rasend toller Hunde ist meistens mehr trocken als feucht, daher auch in der Regel ohne Schaum und Geifer, und so lange sie noch etwas kräftig sind oder nicht verfolgt werden, tragen sie den Schwanz noch ganz wie sonst und wedeln bei Veranlassung noch freundlich mit demselben. Nur erst, wenn die Schwäche bemerkbar zunimmt, lassen sie den Schwanz herabhängen. Der Gang ist im Anfang der Krankheit ganz wie der gesunder Hunde; je länger sie aber dauert und je mehr sie steigt, desto schwächer zeigt sich das Hintertheil des Körpers, und sie werden zuletzt kreuz- oder lendenlahm. Daß tolle Hunde nur immer geradaus und in einer Richtung fortlaufen, ist ein Irrthum, sie laufen vielmehr anfangs und wenn sie nicht etwa gejagt werden, in den verschiedensten Abwechselungen herum und spüren dabei sogar auf dem Wege; ist der Beißanfall eingetreten, so springen sie nach den verschiedensten Richtungen, um den Biß anzubringen.

Bei der stillen Wuth verändern die Hunde ihr Betragen zwar auch, werden aber in der Regel weniger lebhaft und munter denn sonst, vielmehr ruhig und still, ja sogar traurig. Das auffallendste und wichtigste Zeichen aber, welches gleich nach dem Eintritt der Krankheit sich bemerkbar macht, ist, daß der Hinterkiefer wie gelähmt herabhängt, und das Maul solcher Hunde daher stets mehr oder weniger offen steht. Dieses Herabhängen des Hinterkiefers beruht auf einem Gelähmtseyn der Kaumuskeln, welches nicht bei allen stilltollen Hunden in gleichem Grade ausgebildet ist; denn während die meisten im Verlaufe der ganzen Krankheit den Hinterkiefer gar nicht bewegen können, sieht man dagegen doch, daß einzelne, besonders wenn sie sehr aufgeregt werden, für einige Augenblicke das Maul schließen, daher auch beißen können. Wegen der geringen Beweglichkeit des Hinterkiefers und wegen des stets offenstehenden Maules können solche Hunde fast gar nichts, selbst nichts Flüssiges hinabschlingen, sondern es fließt und fällt ihnen Alles, was sie mit Mühe ins Maul genommen haben, aus demselben wieder heraus; daher geifern auch stillwüthende Hunde mehr als rasend tolle. Der Trieb zum Beißen ist bei erstern weniger vorhanden; eben dies ist mit der Unruhe und der Neigung zum Fortlaufen der Fall; die Stimme aber ist bei ihnen ganz wie bei den rasend tollen verändert, seltener aber als bei letztern zu hören, ja sie scheinen oft ganz stumm geworden zu seyn.

Das Leiden in beiden Formen führt unter allen Umständen zum Tode, und zwar gewöhnlich durch allmälige, täglich sichtbar zunehmende Erschöpfung der Lebenskraft, binnen sechs bis acht Tagen nach dem ersten Erkranken. Zuweilen tritt jedoch der Tod früher ein und die Thiere sterben dann plötzlich wie durch Schlagfluß. Ueber zehn Tage hat man bis jetzt keinen tollen Hund leben gesehen.

Die Krankheit entwickelt sich zu jeder Jahreszeit ziemlich gleichmäßig, und es ist ein Irrthum, wenn man früher blos heiße Sommerwitterung und entgegengesetzt strenge Winterkälte als Entstehungsursache bezeichnete; auch der Mangel an Getränk ist keineswegs eine so bestimmte Ursache, als man sonst annahm. Reizende und gewürzhafte Nahrungsmittel scheinen in vielen Fällen zur Entwickelung der Krankheit beigetragen zu haben; meistens jedoch scheint der aufgeregte und ohne genügende Befriedigung gebliebene Geschlechtstrieb das primäre Entstehen der Krankheit zu veranlassen, denn das ursprüngliche Leiden kommt fast ausschließlich nur bei männlichen Hunden vor, ist bei Kastraten nie und bei Hündinnen höchst selten beobachtet worden. — In den meisten Fällen entsteht die Krankheit secundär durch den Biß eines wuthkranken Hundes. Es wird dann durch die Wunde eine wirkliche Impfung mit dem Wuthcontagium (Ansteckungsstoff) erzeugt.

Was die Zeit des Ausbruchs der Krankheit betrifft, so äußert das durch einen Biß in den Körper gebrachte Wuthgift seine Wirkungen erst nach einer längern oder kürzern, ganz ruhigen Zwischenzeit. Bei vielen Hunden hat man den Ausbruch derselben zwischen der 4ten und 6ten Woche, in sehr seltenen Fällen schon nach 8 Tagen, zuweilen erst nach 8 bis 10 Wochen beobachtet.

Die Heilung der Hundswuth ist ungewiß, der Verlust eines Hundes leicht zu ersetzen, das Unglück aber, das ein von Wuth befallener Hund anrichten kann, nicht zu berechnen, und daher die Heilung eines tollen Hundes, der Vernunft und Erfahrung gemäß, nicht erst zu versuchen, sondern derselbe sofort zu tödten.

Die Eroberung Constantinopels (1453).

(Fortsetzung.)

Die Schiffe Muhameds des Zweiten, deren Zahl sich auf achtzig belief, traten ihren Weg von dem Punkte des Bosporus, wo sich heutzutage der Palast Bekschitasch erhebt, aus an, wurden durch Menschen und Winden über starke, mit Talg und Fett überzogene Bretter, hinter dem Gottesacker vorbei auf den Hügel von Pera gezogen und durch das tiefe St. Dimitrithal im Osten von Galata in den Hafen hinabgelassen. Nachdem diese Operation erfolgt war, ließ der Sultan in kurzer Zeit ein Schiff erbauen, auf welches er Batterieen brachte, die den genuesischen Schiffen antworten und die Stadt beschießen sollten. „Als die Griechen dieses Wunder erblickten," sagt ein türkischer Geschichtschreiber, „begriffen sie, daß ihr Verderben nahe war; das Wort erstarb ihnen auf den Lippen und in ihren Herzen entzündete sich das Feuer der Verzweiflung."

Eine unter den Griechen verbreitete Prophezeiung hatte geweissagt, daß Constantinopel fallen würde, sobald man Flotten über die Erde segeln sähe. Die Unglück verkündende Prophezeiung erfüllte sich jetzt vor ihren Augen. Dessenungeachtet schlichen sich in einer finstern Nacht drei leichte Barken, von denen jede mit zehn griechischen Jünglingen bemannt war, zwischen die osmanischen Fahrzeuge und versuchten sie in Brand zu stecken. Aber die Türken wachten; sie waren durch die in Galata wohnenden Genueser, welche während der Belagerung wechselsweise die Türken und die Griechen verriethen, um sich die Gunst des Siegers, wer er auch seyn möge, zu sichern, von diesem Unternehmen benachrichtigt worden. Die jungen Griechen wurden bemerkt, gefangen genommen und getödtet. Am folgenden Morgen bei Sonnenaufgang zeigten die Osmanen den Belagerten die blutigen Häupter ihrer Landsleute. Die Vergeltung erfolgte schnell. Constantin hatte moslemitische Gefangene: er ließ dieselben ebenfalls enthaupten und ihre Köpfe auf die Mauern stecken, daß die Belagerer sie erblicken mußten.

Der Kampf wurde mit jedem Tage hitziger. Von einem uns unbekannt gebliebenen Gefühle getrieben, machte Muhamed dem griechischen Kaiser Friedensanträge und bot ihm, unter der Bedingung, daß er ihm Constantinopel übergebe, ein Fürstenthum in Morea. Der Kaiser antwortete ihm, daß Morea ihm gehöre, daß er es dem Sultan geben würde, wenn er den Frieden wünsche, daß er jedoch Constantinopel und sein Volk nie verlassen werde. Der durch die Weigerung Constantins gereizte Sultan rief: „Constantinopel wird in wenigen Tagen meine Hauptstadt oder mein Grab seyn!"

Muhamed kündigte seinem Heere auf den 29. Mai einen Hauptsturm an und entflammte den Kampfeseifer seiner Soldaten dadurch, daß er ihnen zur Belohnung ihres Muthes die schönen griechischen Weiber, die Gefangenen und die Erlaubniß zur Plünderung verhieß, während er sich selbst nur die Stadt und ihre Gebäude vorbehielt; er verhieß sogar demjenigen seiner Soldaten, welcher zuerst die Mauern der griechischen Kaiserstadt ersteigen würde, die Statthalterschaft der reichsten Provinz seiner Länder. Er ritt unter sein Heer und schwur, in der Hand einen goldenen Streitkolben haltend, bei dem Propheten von Mekka, bei der Seele seines Vaters, bei seinen Kindern und seinem Schwerte, daß der Koran in Constantinopel triumphiren werde. Seine Anrede wurde durch ein allgemeines Jubelgeschrei beantwortet; die Derwische durcheilten die Glieder der Soldaten unter dem Rufe: „Glücklich sind Diejenigen, welche die Märtyrerpalme erringen werden! Wehe den Feigen, welche an die Flucht denken!"

Am Abend des 28. Mai wurde plötzlich das türkische Lager festlich beleuchtet. Die Soldaten vergnügten sich mit Tänzen und ließen die Luft von ihrem Jubel wiederhallen. Die Moslemin feierten ihren Sieg im Voraus. Das Innere von Constantinopel bot jedoch ein ganz anderes Schauspiel dar: die Einwohner jedes Alters, Geschlechts und Standes irrten auf den Straßen umher und eilten unter Verzweiflungsgeschrei in die Kirchen. „Kyrie eleison! Kyrie eleison!" sprachen sie, am Fuße der Altäre auf die Kniee sinkend — „Herr, wende deinen gerechten Zorn von uns ab und erlöse uns von unsern Feinden!"

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Aus Baden wird gemeldet, daß eine Parforce- oder vielmehr Hetzjagd auf Hirsche gehalten wurde, wozu man die Hirsche noch sogar eigens aus Frankreich herüberbrachte. Es war also nicht einmal eine wahre Jagd, indem man schon gefangene Hirsche losließ, um sie zum Vergnügen zu Tod zu hetzen. Wer ein Feind der Thierquälerei ist, der sollte sich dagegen erklären und die Polizei Solches nicht wieder erlauben, nachdem glücklicher Weise derartige Jagden in Deutschland außer Gebrauch gekommen waren.

Redaktion, Druck und Verlag von G. Ritter in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

Nro. 121. Sonntag, 9. Oktober 1853.

Z Balladen aus dem Westrich.

Vom Verfasser der „Primeln und Gladiolen".

2. Landstuhl.

Wie blicket so öd' hernieder die Burg
Im herbstlichen Abendstrahl!
Wie schaut durch die off'nen Räume hindurch
Der Wald so düster und fahl!
Es hausen da droben die Eulen nunmehr
Und Alles ist wüst und schaurig umher
In Sickingens Schlosse zu Landstuhl.

Einst waren's die Fehden, die Würfel, die Jagd,
Was ritterlich eben gefiel;
Auch galten dem Burgherrn, wie man sagt,
Gebildete Reden schon viel,
Und Welchen die gleiche Gesinnung gesandt,
Deß harrte die off'ne, die gastliche Hand
Auf Sickingens Schlosse zu Landstuhl.

Doch Fränzchen — so nannte den Ritter die Zeit,
Weil rieüg und tapfer er war. —
Vermaß in der menschlichen Eitelkeit
Gen Kirch' und Kaiser sich gar.
Mit Gunst ihn hatten sie beide geehrt,
Doch hat er gen beide die Waffen gekehrt
Von Sickingens Schlosse zu Landstuhl.

Doch Franz erlag dem gewaltigen Strauß,
Geknickt wie die Eiche vom Sturm.
Was übrig verblieb aus der Zeiten Graus —
Ein steinernes Bildniß im Thurm,
Im Thurme der Kirche, besaget es dort,
Die riesigen Würfel am Wege beim Ort
Und Trümmer des Schlosses zu Landstuhl.

Doch was zu verwundern am meisten gibt,
Mitleidig bekenn' ich's fürwahr!
Daß noch als Rettung zu preisen man liebt,
Was göttliche Strafe doch war;
Die Geißel, so führte der Ritter zu Hand,
Sie war das Verderben für's deutsche Land,
Wie Sickingens Schlosse zu Landstuhl.

Und wo nicht heller wir sehen darein,
Als Franz und Genossen geseh'n,
So werden des Auslands Beute wir seyn,
Wie solches bis jetzo gescheh'n.
Drum löschen mit Reue und Treue wir's aus,
Daß unsere Kinder nicht treffe der Graus
Von Sickingens Schlosse zu Landstuhl.

Der Page Napoleons.

Nach dem Französischen des Ponson du Terrail.

Napoleon zog in Paris ein nach einem glänzenden Feldzuge, umgeben von der ganzen kaiserlichen Pracht; er ging dagegen hinaus, ohne seine Abreise anzuzeigen, bei Nacht und fast allein.

Um sechs Uhr sah man ihn auf einem Balle der Kaiserin, im Theatre-français oder in Malmaison; um eilf Uhr verschwand er, legte ein Reisecostüm an und stieg in einen Postwagen mit einem Adjutanten. Als der Tag angebrochen, war er schon dreißig Lieues von Paris entfernt.

Napoleon bemühte sich während der ganzen Dauer seiner Regierung, an seinen Thron das wankende Schicksal jener stolzen Ueberbleibsel der Aristokratie zu befestigen, welche auf allen Wegen, in allen Ländern zerstreut sind, düster, mit Verachtung auf den Lippen, wie Alle, welche leiden, zurückhaltend, mit stolzer Stirn, wie es Priestern ziemt, deren Altar man zertrümmert und deren Kloster man ausgeplündert hat, und welche den Ruinen des Klosters und den Ueberbleibseln des Altars blieben.

Es gelang ihm zuweilen, es schlug ihm oft fehl.

Es gibt Menschengeschlechter, welche nur einen Glauben haben, welche diesen Glauben nie wechseln und welche dem bleichenden Gestirne ihrer Religion durch Gewitter und Stürme folgen. —

Es war im Anfange des spanischen Feldzuges.

Der Kaiser wohnte einer Vorstellung im Theatre-français bei, wo diesen Abend „Manlius" von Lafosse aufgeführt wurde. Beim Herausgehen fand er einen Postwagen angespannt und einen Adjutanten bereit. Er umarmte schnell die Kaiserin und fuhr rasch ab.

Am folgenden Abend fuhr er an den Grenzen der kriegerischen Vendée, welche man auch wohl „le Bocage" (das Gebüsch) nennt.

Es war im Winter; der Himmel war dunkel und nebelig, der Reif glitzerte an den entblößten

Zweigen der Bäume, der gefrorene Boden ertönte mit hellem Geräusche unter den Rädern des Postwagens.

Der Adjutant zitterte vor Frost. Napoleons Auge irrte über eine weite, wüste Ebene, in welcher hier und da einige graue Hütten am Rande eines Grabens oder weiße, in einem dünnen Gehölz verborgene Häuschen zerstreut lagen.

Rechts vom Wege, ungefähr eine Lieue entfernt, zeichnete sich eine dunkle Masse auf dem bleichen Grau des Himmels ab.

Aus dieser Masse traten in buntem Gemisch Glockenthürme, Thürmchen, kühne Giebel und ein ungeheurer Wartthurm hervor.

Es war ein Feudalbau mit unverkennbarem und merkwürdigem Gepräge, welches von den Kreuzzügen und seinen Baronen zeugte und durch die Nacht der Jahrhunderte an den Ufern eines Teiches schlief.

Der Kaiser war überrascht durch das großartige Aussehen des Schlosses und er fragte seinen Adjutanten:

„Kennen Sie das Land?"

„Ja, Sire."

„Wie heißt dieses Schloß?"

„Kervégan le Bocage."

„Ach!" sagte der Kaiser, eine schwache Erinnerung zurückrufend — „wie mir's scheint, kenne ich diesen Namen."

„Er ist historisch und volksthümlich in der Vendée."

„Hat es nicht eine Belagerung ausgehalten?"

„Ja, Sire, im Jahr 94 durch die republikanischen Truppen."

„Erinnern Sie sich einiger Einzelheiten?"

„Aller, Sire, ich bin bei der Belagerung zugegen gewesen."

Der Kaiser lehnte sich im Wagen zurück in der aufmerksamen Stellung eines Mannes, der bereit ist, zuzuhören.

„Ich war" — begann der Adjutant — „Unter-Lieutenant bei der Infanterie in dem Armeecorps des Generals Marceau, welcher in der Vendée commandirte. Der größte Theil des Landes war bezwungen, die Städte hatten sich ergeben, das Land war ruhig; nur einige Schlösser hielten sich noch mit einer kleinen Zahl heroischer Männer. Zu diesen gehörte Kervégan-le-Bocage, wo sich der Graf von Kervégan und seine vier Söhne mit ungefähr hundert ihrer ehemaligen Vasallen verschanzt hatten.

„Mein Regiment empfing den Befehl, sich mit beeiltem Marsche unter diese Mauern zu begeben, sie zu belagern und keine Gnade zu gewähren, wenn die Besatzung eine ehrenvolle Uebergabe verweigere. Wir marschirten ab, schon vorher von unserem Siege überzeugt; die starken und hohen Mauern Kervégan's nöthigten uns indeß gleich bei unserer Ankunft, unsern voreiligen Enthusiasmus zu mäßigen.

„Die gewöhnlichen Aufforderungen wurden gemacht, man antwortete uns durch eine mörderische Salve, welche uns viele Leute tödtete. Der Kampf, welcher gegen zwei Uhr Nachmittags begonnen hatte, dauerte bis zum Abend, die Nacht erst endigte ihn. Die Schießscharten von Kervégan beschützten seine Vertheidiger; wir waren im offenen Felde dem Feuer von allen Seiten ausgesetzt und unsere Verluste übertrafen die der Belagerten um das Dreifache. Ein Feldlager wurde aufgeschlagen; man hielt Rath bei dem Obersten.

„Die Ersteigung des Schlosses war wegen der Breite der Gräben unmöglich, zu der vom Teich bespülten Seite war allein durch eine Schlupfpforte zu gelangen, die man leicht durch Axtschläge einbrechen konnte, wenn man voraussetzte, daß man die Wachen täuschen, Barken finden und, von der Finsterniß beschützt, eine enge Treppe erreichen konnte, welche sich in dem Teiche verlor. Ein Offizier vom Ingenieurcorps, nicht von unserm Regimente und zu uns abgeschickt, hatte diesen Angriffsplan entworfen.

„Der Teich ist fast eine Lieue lang. Es wurde beschlossen, daß ein Truppencorps von hundert Mann augenblicklich in nördlicher Richtung abmarschiren und sich stellen sollte, als ob es ein Armeecorps sammeln wolle, dann einen Kreis beschreiben und durch den Teich, welcher sich nach Süden ausdehnt, zurückkehren sollte, während der Rest des Regiments, ganz unthätig, die Aufmerksamkeit der Belagerten auf sich ziehen und fesseln sollte.

„Ich wurde beauftragt, das Unternehmen zu befehligen, und marschirte sogleich ab. Nach einer Stunde erreichten wir das südliche steile Ufer des Teichs; wir fanden dort zwei Fischerkähne und ein kleines flaches Fahrzeug befestigt, in welchem ungefähr zehn Menschen Raum hatten. Ich stieg in das kleine Fahrzeug mit acht Mann und zwei Unteroffizieren; die Uebrigen bestiegen die beiden Kähne.

„Die Nacht war dunkel, der Wind blies so gewaltig, daß sein Tosen das Geräusch der Ruder erstickte. Unsere Boote, heftig vorwärts getrieben, gelangten unter die Mauern Kervégan's, ohne daß ein Ruf, ein Zeichen oder ein sonstiges Merkmal uns ahnen ließ, daß wir bemerkt seyen. Aus der dunkeln Nacht trat die Masse des Schlosses noch schwärzer hervor, es war still und düster, wie eine lange verlassene Wohnung.

„Mein Fahrzeug stieß zuerst gegen die letzte Stufe der engen Treppe, welche zur Schlupfpforte führte. Ich betrat diese Stufe; zwei meiner Leute folgten mir, dann wieder zwei — — mehr fanden nicht Platz auf der Treppe, wir mußten mit der Ausschiffung der Uebrigen warten, bis die Pforte eingestoßen war.

„Ich bewaffnete mich mit einer Axt und erhob sie gegen die Thür: ein dumpfes Geräusch ward hörbar und die Thür gab nach. Ein einfacher Riegel hatte sie verschlossen. Sie führte in einen engen Gang, durch diesen zu einer Treppe. Gang und Treppe waren verlassen und dunkel.

„Ich trat ein; die vier Mann folgten mir; ein fünfter sprang aus dem Fahrzeug auf die Treppe und schickte sich an, die Waffe in der Hand, einzutreten wie wir.

„Aber plötzlich, als ob sie sich auf unsichtbaren Angeln bewegt hätte, schloß sich die Schlupfpforte mit Geräusch und zu gleicher Zeit kam aus den plötzlich erleuchteten Fenstern des Schlosses, welche auf den Teich führten, ein Hagel von Kugeln auf die Böte, daß sie durch das fürchterliche Feuer gezwungen waren, in einigen Minuten, mit Todten und Verwundeten überfüllt, das offene Fahrwasser in aller Eile zu erreichen zu suchen.

„Da das Geräusch des Schießens mich führte, drang ich an der Spitze meiner vier Leute rasch vorwärts und war in kurzer Zeit in einem ziemlich großen, durch Fackeln erhellten und mit Chouans gefüllten Saale, deren Anführer mir zurief:

„„Ergeben Sie sich! jeder Widerstand ist nutzlos!““

„Statt aller Antwort erhob ich meine Pistole in der Höhe seines Kopfes, legte auf ihn an und gab Feuer. Er beugte sich nieder und die Kugel zerbrach einen Spiegel. Zu gleicher Zeit beantworteten die Chouans den Schuß und tödteten mir drei Leute.

„Ich hatte noch eine Pistole und nahm sie aus meinem Gürtel; ich hatte aber nicht Zeit, auf ihn zu zielen: ein Chouan von herkulischer Größe warf sich auf mich mit Gefahr seines eigenen Lebens, erhob meinen Arm und bewahrte durch diese Bewegung seinen Anführer vor der Berührung meiner Kugel, welche nun in das Gesimse schlug. Meinen Degen konnte ich nicht mehr ziehen, denn ich wurde zu Boden geworfen und gebunden. Darauf sagte der Anführer mit Höflichkeit zu mir:

„„Wollen Sie mir Ihr Ehrenwort geben, mein Herr, keinen Widerstand zu leisten?““

„„Ich gebe es Ihnen,““ antwortete ich.

„Er gab ein Zeichen: man löste meine Fessel.

„„Mein Herr,““ fuhr er fort, „„Sie sind auf Ihr Ehrenwort frei im Schlosse; Sie werden wohl, wie ich hoffe, diese ein wenig erzwungene Gastfreundschaft mit Geduld tragen.““

„Er hielt inne, ein trauriges Lächeln umspielte seine Lippen.

„„Sie werden nicht lange warten,““ fügte er hinzu, „„wir haben nur noch auf acht Tage Lebensmittel; glücklicher Weise haben wir genug Pulver, und wir werden uns bis an's Ende halten.““

„Ich sah diesen Mann an, welcher so natürlich und ohne Nachdruck sprach, und ich ward überrascht von seiner Haltung und seinen Gesichtszügen. Er war ein Mann von ungefähr fünfzig Jahren, kräftig, mit schwarzem, kaum ein wenig ergrauendem Haar, von kleiner Gestalt mit lebhaften Augen, breiter Stirn und bewundernswürdig gebaut. Sein Kampfcostüm bestand in einem Jagdrocke, er hielt nur einen doppelten Carabiner in der Hand. Ihm zur Seite standen zwei junge Leute, der eine zwanzig, der andere ungefähr fünfzehn Jahre alt. Dies waren seine Söhne. Beide waren stolz, ruhig und ernst; sie sahen mich mit Gleichgiltigkeit an und schienen nicht an die verzweifelte Lage zu denken, in welcher sich das Schloß bald befinden mußte.

„„Mein Herr,““ fuhr der Anführer der Chouans fort, „„wir waren bei Tische, als Sie uns störten. Erlauben Sie uns, in den Eßsaal zurückzukehren, und theilen Sie unser Abendessen.““

„Ich machte eine Bewegung des Staunens, fast ein ablehnendes Zeichen.

„„Der Graf von Kervégan ist nicht mehr reich, mein Herr,““ sprach er, „„aber Sie werden auf seinem Tische noch alten Wein und in der Runde lächelnde und ruhige Antlitze sehen, ungeachtet der Trübsal der Zeit, in der wir uns befinden.““

„Die Einladung war herzlich, höflich; sie verrieth den großen Herrn. Ich verbeugte mich.

„„Folgen Sie mir,““ sagte der Graf, indem er ein Licht nahm.

„Ich folgte ihm; seine beiden Söhne und die Chouans beschlossen den Zug.

(Fortsetzung folgt.)

Die Eroberung Constantinopels (1453).

(Fortsetzung.)

Constantin Paläologus vergab während der erzählten Vorgänge seinem herrlichen Charakter nichts. In der Angstnacht vom 28. zum 29. Mai begab sich der heroische Kaiser in die Sophienkirche, beichtete, nahm das Abendmahl, bat Diejenigen, welche er während seines Lebens etwa beleidigt habe, um Verzeihung, kehrte sodann in seinen Palast, welchen er nicht mehr sehen sollte, zurück, nahm seine Waffen, stieg zu Pferde, versammelte seine Handvoll Tapfere auf dem Hippodrom und sprach mit fester Stimme zu ihnen:

„Kameraden! Unser letzter Triumph oder unsere letzte Stunde naht heran! Möge unser Muth alle Gefahr überwinden! Eure Voreltern haben die Welt, welche gegen sie unter den Waffen stand, unterworfen.

Constantinopel hat seit Jahrhunderten den Angriffen der Barbaren widerstanden. Noch vor Kurzem ist Murad der Zweite weit von unsern Mauern zurückgeworfen worden; erst vor wenigen Tagen hat Eure Tapferkeit die Soldaten Muhamed's zum Weichen gebracht. Unsere Gräben, unsere Felder, ja selbst ihre Verschanzungen sind mit ihren Todten besäet. Laßt nur noch einen Tag den Muth nicht sinken, dann ist Alles gerettet. Wir vertheidigen Dasjenige, was dem Menschen am heiligsten ist — unsere Religion, unser Vaterland, unsere Freiheit! Der Ruhm erwartet uns, das Vaterland ruft! Die Schatten unserer Helden blicken auf uns nieder! Kommt, ich werde alle Gefahren des Kampfes wie alle Früchte des Sieges mit Euch theilen! Wenn aber Constantinopel fallen, wenn meine Kameraden sterben sollten, so werde ich sie nicht überleben!"

„Ja, wir werden mit Dir siegen oder sterben! Sieg und langes Leben dem Constantin Augustus!" riefen die Krieger.

Sie umarmten sich hierauf unter Thränen und gingen, sich dem Tode weihend, nach den ihnen zugewiesenen Posten.

Der Kaiser stellte sich mit dreihundert ausgewählten Leuten am St. Romanosthore auf.

Der vom Sultan angekündigte Hauptsturm begann am 29. Mai mit dem ersten Morgengrauen. Die ganze türkische Artillerie beschoß die Stadt zu gleicher Zeit von dem Hafen und von der Landseite. In Kurzem sind die Sturmleitern der Belagerer am Fuße der Wälle aufgerichtet und die Moslemin ersteigen die Mauern und dringen in die Bresche ein. Der über dem St. Romanosthore postirte Kaiser schlägt sich wie ein Löwe; an seiner Seite befinden sich sein Vetter, Theodor Paläologus, Demetrius Kantakuzenos und Giustiniani, ein durch seine militärischen Talente berühmter genuesischer Edelmann.

Es ist acht Uhr und noch immer werden die Türken zurückgeschlagen. Jetzt aber erhält Giustiniani eine Kugel in die Hand und bittet den Kaiser um die Erlaubniß, sich zurückziehen zu dürfen.

„Deine Verwundung ist unbedeutend," sagt Constantin zu ihm, „bleibe hier, verlaß uns nicht! Wir sind von allen Seiten eingeschlossen — auf welchem Wege wolltest Du die Stadt verlassen?"

„Ich werde den Weg einschlagen, welchen Gott den Moslemin geöffnet hat!" antwortet Giustiani, der mit diesen Worten seinen Ehrenposten verläßt und dadurch seinem ruhmvollen Leben einen Makel aufdrückt.

Der Rückzug des genuesischen Generals versetzt die Belagerten in Bestürzung. Um zehn Uhr Morgens sind die Türken Herren der Stadt, dringen in das Innere derselben und metzeln Alles, was sich ihren Streichen darbietet, nieder. Der Pulverdampf der Geschütze umhüllt die Stadt und vermischt sich mit dem Staube der zusammenstürzenden Mauern. Die Verwundeten und Sterbenden erfüllen die Luft mit ihren Klagen. Das entsetzte Volk eilt massenhaft in die Sophienkirche und bittet Gott, den Todesengel zu senden, welcher, der Prophezeiung nach, Constantinopel im letzten Augenblick retten sollte.

„O ihr Erbärmlichen!" ruft der Geschichtschreiber Dukas aus — „Ihr nehmt jetzt euere Zuflucht zu Prophezeiungen! Ihr erwartet von einem Engel gerettet zu werden! — Wenn mitten in dem Unglück, welches euch umgibt, ein Engel vom Himmel herabstiege und euch, unter der Bedingung, daß ihr euch in die Vereinigung der beiden Kirchen fügt, euere Feinde auszurotten verhieße, so würdet ihr dieses Rettungsmittel entweder zurückweisen, oder es nur annehmen, um wieder meineidig zu werden. — Diejenigen, welche noch vor wenigen Tagen erklärten, daß sie lieber in die Gewalt der Türken fallen, als von den Lateinern unterstützt und gerettet werden wollten, wissen, ob ich die Wahrheit spreche."

Aber die Muhamedaner dringen in die Sophienkirche ein, nachdem sie die Thore mit Aexten eingeschlagen haben; sie schänden die Frauen, ja selbst die Nonnen am Fuße der Altäre, ermorden die Männer und Kinder und rauben die Schätze des Heiligthums.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Unter der Ueberschrift: „In sechs Tagen über das atlantische Meer" sagt der „New-York Herald": Im Werft des Herrn John W. Griffiths in Greenpoint ist jetzt ein Dampfboot auf den Blöcken, welches nach dem in Amerika, England und Frankreich patentirten neuen System des Civilingenieurs William Noris und des Marinearchitekten John Griffiths gebaut wird. Dieselben verbürgen sich, mit diesem Schiff die Fahrt von New-York nach England in sechs Tagen zurückzulegen, und zwar in jeder Jahreszeit, und mit größerer Bequemlichkeit und Sicherheit für die Passagiere, als sie die jetzigen Fahrzeuge darbieten.

Redaktion, Druck und Verlag von G. Ritter in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

Nro. 122. Dienstag, 11. Oktober 1853.

Balladen aus dem Westrich.

Vom Verfasser der „Primeln und Gladiolen".

3. Homburg.

Auf des Schloßbergs heit'rer Zinne
Steht Narcissus, der Student,
Und sein Lieb, die blonde Fides,
Schaut und klimmt ihm nach behend.
Freundlich reicht er ihr die Rechte,
Zieht sie leicht empor zum Herzen,
Freut mit ihr sich schöner Aussicht,
Küsse tauschend unter Scherzen.

Jüngst erst war er eingekehret
Von der hohen Schule her,
Ward sogleich im Dienst verwendet,
Kennt nun keine Sorgen mehr.
Reicher Leute Sohn und Neffe,
Klomm er schwer des Wissens Stege,
Deßo leichter in die Stellung
Nach zurückgelegtem Wege.

Sie die Tochter frommer Eltern,
Zwar nicht reich an Geld und Gut,
Doch die Zierde wohl des Städtchens
So an Fleiß als Tugendmuth.
Alle guten Menschen wünschen
Glück dem holden Jugendpaare,
Gönnen auch der schönen Fides
Bald den Myrtenkranz im Haare.

Von des Schloßbergs Rücken windet
Sich ein Pfad zum Buchenwald,
Dahin wandelten Narcissus
Und sein trautes Lieb alsbald.
Krause Wölkchen zieh'n wie Lämmer
An dem Himmelsdom so heiter,
Vogelsang und Sommerlüftchen
Sind des Pfades Lustgeleiter.

Und in einer jungen Buche
Glatte Rinde, tief und fein,
Gräbt Narcissus ihre Namen,
Wohlverschlungen, liebend ein.
Süße Wonneschauer zucken
Durch des Mädchens reine Seele,
Ahnend nicht, wie bald das Schicksal
Ihre Lust dem Schmerz vermähle.

Denn Narcissus, vielgepriesen,
Kehrt in seiner Heimath Schooß,
Findet dort in höherm Dienste
Ein beneidenswerthes Loos.
Und die Töchter seiner Heimath
Buhlen um des Jünglings Güte,
Und dem Adel und dem Reichthum
Opfert er der Liebe Blüthe.

Fühlst du, falscher Freund, kein Mahnen
In der jungen, stolzen Brust?
Konntest deinem frommen Mädchen
So vergelten beff're Lust!
Zwar ist Fides nicht verzweifelt;
Doch an jedem Sabbathtage
Siehst sie auf des Schloßbergs Zinne,
Hörst im Buchwald ihre Klage. —

Der Page Napoleons.

(Fortsetzung.)

„Wir durchschritten einen langen Gang" — fuhr der Adjutant des Kaisers in seiner Erzählung fort — „und traten in den Eßsaal, wie ihn der Graf genannt hatte. Es war ein großes, durch Fackeln erleuchtetes Zimmer, welche an beiden Seiten des Kamins befestigt waren. Ein ungeheuerer Tisch für wenigstens sechzig Personen stand in der Mitte des Zimmers gedeckt und trug ein begonnenes Essen. Am obern Ende dieses Tisches war eine noch schöne Frau und zwei Kinder von acht bis zehn Jahren beschäftigt, Patronen zu verfertigen.

„Der Graf nahm meine Hand und stellte mich der Gräfin vor. Diese verbeugte sich und reichte mir ihre Hand zum Kusse mit ruhiger Würde, als ob wir uns zehn Jahre früher in den Vorzimmern des Schlosses zu Versailles getroffen hätten.

„Alle Chouans setzten sich zu Tische und legten ihre Pistolen neben sich.

„Das Mahl war ruhig und ernst, ohne Traurigkeit. Alle diese Männer, Edelleute oder Bauern, wußten, daß ihre Tage gezählt waren, daß der Tod nahe war, daß ihm Keiner entfliehen würde. Keiner

runzelte die Augenbraunen, Keiner hatte ein Zeichen der geringsten Angst auf der Stirn — es waren Helden, welche den Märtyrertod erwarteten.

„„Mein Herr,““ sagte ich zu dem Grafen, von so viel Kaltblütigkeit, Tapferkeit und Enthusiasmus bewegt, „„man hat Ihnen eine ehrenvolle Capitulation angeboten, Sie haben sie ausgeschlagen.““

„„Ja,““ sagte der Graf.

„„Ich bin ein einfacher Lieutenant in der republikanischen Armee, aber ich mache mich anheischig, diese Capitulation noch zu erhalten zur Schonung des Lebens Ihrer Leute und zur Erlangung von Pässen für Sie und Ihre Familie.““

„„Mein Herr, der König hat mich nicht bevollmächtigt, zu capituliren.““

„Diese Antwort war erhaben.

„„Fragen Sie diese Männer,““ fuhr er fort, „„ob sie sich ergeben wollen — ich werde unter einer Bedingung darein willigen.““

„„Unter welcher?““

„„Daß man mich augenblicklich auf das Schaffot schickt.““

„Ein einziger Ruf antwortete ihm: „„Es lebe der König!““

„Ich neigte das Haupt und schwieg. Darauf zeigte der Graf mir seine Söhne.

„„Zwei waren Mitglieder der Verbindung der Edelleute vom Dolche,““ sagte er zu mir. „„Ich habe die beiden andern in meine Arme genommen, ich habe sie an das Schaffot meines Königs geführt, und sie haben auf die Stirn, wie eine heilige Taufe, einen Tropfen des Blutes dieses Märtyrers empfangen — und Sie wollen, daß Männer, wie wir, sich ergeben?““ —

„Am folgenden Tage hielt das Schloß einen furchtbaren Sturm aus; zehn Chouans starben auf ihrem Posten, mit erhobenem Haupte, ein Lächeln auf den Lippen. Am darauffolgenden Tage wurde der älteste Sohn des Grafen getödtet und zehn weitere Chouans mit ihm. Man trug den unglücklichen Jüngling in das Zimmer seiner Mutter. Diese kniete nieder, sprach mit fester Stimme die Todtengebete, auf welche ihre jüngeren Söhne antworteten, dann kehrte sie zu der Arbeit des Patronenmachens zurück.

„Ich war während dieser Zeit frei; ich ging im Schlosse umher und sah diese heroischen Männer nach einander fallen; ich folgte auf jedem Schritte dem Grafen und seinem zweiten Sohne, welche an allen bedrohten Punkten kämpften.

„Am dritten Tage erhielten die Belagerer Kanonen. Der Graf stieß einen Seufzer aus.

„„Wir werden uns zwei Tage weniger halten,““ murmelte er.

„Ich machte ihm noch einmal das Anerbieten einer Capitulation.

„„Mein Herr,““ sagte er mir, „„wenn Sie den König sehen sollten, seyen Sie so gut ihm zu sagen, daß der Graf von Kervégan für ihn gestorben sey, wie seine Väter für die des Königs.““

„Dabei leuchtete ein Blitz der Begeisterung in seinen Augen.

„Die Artillerie war am Abend angekommen. Man erwartete den folgenden Tag, um Gebrauch davon zu machen. In der Nacht ließ mich der Graf zu sich bescheiden. Er war allein mit seiner Frau und seinen drei Söhnen.

„„Mein Herr,““ sprach er, „„ich habe einige Tonnen Pulver in jenem einzelnen Thurme, welchen Sie dort im Teiche stehen sehen. Meine Absicht und die der Besatzung ist, uns morgen in die Luft zu sprengen.““

„Ich trat schaudernd zurück.

„„Sie fühlen,““ fuhr der Graf fort, „„daß ich Sie nicht, obgleich ich das Recht dazu haben würde, mit unter meine Soldaten rechnen will. Ich verlange für Ihr Leben nur das meiner Frau und zweier meiner Söhne.““

„„Mein Gott,““ rief ich aus, „„das Ihrige auch, das Leben Aller! Capituliren Sie, Herr Graf, ich bitte Sie!““

„„Nein!““ versetzte er. „„Aber ein Kervégan ist schon todt, zwei andere werden morgen sterben; wenn meine alten Könige wieder in ihr Eigenthum zurückkehren, dürfen die Kervégan nicht fehlen — das Schicksal hat eben entschieden, welcher von meinen Söhnen hier bleiben wird: es ist der jüngste.““

„„Um Gottes willen! Sagen Sie,““ entgegnete ich, „„warum wollen Sie ihn nicht retten?““

„„Weil die Barke, welche sie fortführen wird, nur vier Personen fassen kann.““

„„Nun wohlan, ich — ich will bleiben!““

„Der Graf lächelte und nahm die Hand des einen seiner Söhne.

„„Erinnere Dich wohl des Herrn,““ sagte er zu ihm; „„wenn das Glück wechselt und sein Leben in Gefahr ist, wirst Du es mit Gefahr Deines eigenen vertheidigen.““

„Dies war die edelste Weigerung.

„Das kleine flache Fahrzeug, dessen ich mich bedient hatte, war noch unten an der Schlupfpforte; ein alter Diener hielt die Ruder.

„Das Lebewohl dieser Familie, welche sich nicht mehr vereinigen sollte, war würdig und ergreifend; die Thränen rollten ruhig, kein Seufzer wurde gehört. Die Mutter umarmte lange das Kind, welches sie zurückließ und welches sterben mußte; sie umarmte es ohne Schwachheit und sprach zu ihm vom Märtyrertode. Ich glaubte die Mutter der Gracchen zu sehen. Als wir aber eine Stunde später bei einem verlassenen Bauernhofe landeten, da erlosch

der stoische Muth der Söhne, die fieberische Ruhe der Mutter — sie fielen einander in die Arme und schluchzten lange, das Auge nach dem Schloß hinüber gerichtet.

„Beim ersten Schimmer des Tages erhellte sich der Himmel, vorher noch unbestimmt und grau, von einem blutigen Wiederschein — ein Getöse, dem des Donners ähnlich, ließ sich hören, die Erde schien einen Feuerregen gegen den Himmel zu schleudern ....

„Es war der Thurm, welcher sprang. Der Graf, sein Sohn und seine Leute waren für den König gestorben. Der Thurm war nicht mehr da — das Schloß stand allein noch." — —

Der Adjutant machte hier eine Pause und der Kaiser sagte murmelnd:

„Ich begreife nicht, daß mit solchen Männern zur Stütze die Monarchie gefallen ist."

„Sire," sprach leise der Adjutant, „die letzten Bourbonen hatten nicht das Genie der Schlachten, den Glanz des Ruhms, welcher bezaubert; — ihre Kraft lag blos in ihrem Herzen."

„Und was ist aus der Gräfin von Kervégan und ihren Söhnen geworden?" fragte der Kaiser.

„Die Gräfin erreichte Spanien mit Hilfe der Pässe, welche ich ihr verschafft hatte. Ich habe seitdem in Erfahrung gebracht, daß sie in Hartwell bei dem Grafen von Provence mit ihrem ältesten Sohne ist."

„Und der andere?"

„Dient in der spanischen Armee."

„Wie alt ist er denn?"

„Achtzehn Jahre ungefähr."

„Ich muß diese Männer haben!" murmelte der Kaiser und er lehnte sich, wie vorher, in dem Wagen zurück.

Drei Tage nachher war der Kaiser in Spanien.

(Fortsetzung folgt.)

Die Eroberung Constantinopels (1453).

(Fortsetzung.)

In weniger als zwei Stunden sind fünfzigtausend Constantinopolitaner in die Sklaverei gerathen, um über das ganze asiatische Reich Muhamed's des Zweiten zerstreut zu werden, während andere Griechen sich mit größerem Glück auf die im goldenen Horn und im Bosporus ankernden christlichen Galeeren flüchten und nach Italien segeln, wohin sie den Schmerz über das verlorene Vaterland, aber auch kostbare Manuscripte der Schriftsteller des griechischen Alterthums und der Kirchenväter bringen, die sie aus den Flammen gerettet haben und welche dereinst als glänzende Denkmäler des menschlichen Geistes die Bibliotheken von Florenz schmückten, worin sie sich noch jetzt befinden. — Es war ein merkwürdiges Zusammentreffen, daß sich der Schiffbruch der Bildung von Byzanz, als dieses die Beute der moslemitischen Barbaren wurde, gerade in dem Augenblicke zutrug, wo die Kunst Guttenbergs, die den Gedanken der Menschen ewige Dauer verleihen sollte, in einer deutschen Stadt erfunden wurde. Und die Medici, die begeisterten Freunde des Geistes, nahmen die Schätze der griechischen Literatur bei sich auf, sendeten sie in die Druckereien und die Wiedergeburt der Literatur und Kunst erfolgte im Abendlande. —

Unterdessen verlassen Paläologus und einige seiner unerschrockenen Gefährten das St. Romanosthor und eilen nach der Porta Kaligaria, durch welche die Türken in die Stadt strömen. Vor diesem Thore wüthet ein furchtbares Blutbad. Die Christen und Moslemin erwürgen einander mit den Händen. Das Schwert des Kaisers streckt mehr als einen Ungläubigen nieder. Seine Krieger unterliegen jedoch der Uebermacht. Als Paläologus ihre Leichen um sich liegen sieht und nicht mehr hoffen kann, die Stadt zu retten, sagt er seufzend: „Meine treuen Gefährten sind todt, mein Reich ist verloren und ich lebe noch! Soll ich lebend in die Hände der Türken fallen? Ist kein Christ so mitleidig, mich zu tödten?" Er wird zu gleicher Zeit von zwei Janitscharen mit ihren Skimitars durchstochen und der kaiserliche Leichnam sinkt unbeachtet unter den übrigen Opfern des Kampfes nieder. Er zählte neunundvierzig Jahre, war Wittwer und hinterließ keine Nachkommenschaft. Er schien nur deßhalb den Thron bestiegen zu haben, um sich zum Sühnopfer für die von einer so großen Zahl seiner Vorgänger verübten Verbrechen darzubringen; aber sein schöner Tod ist, wie Gibbon sagt, ruhmvoller, als das glänzende Leben der Cäsaren von Byzanz.

Muhamed der Zweite ließ nach seinem Einzuge in Constantinopel die Leiche des christlichen Kaisers suchen, welche sich unter einem Haufen von Erschlagenen vorfand. Man erkannte sie an ihrer Fußbekleidung von mit goldenen Adlern durchwirktem Purpurstoff. Ein Türke schnitt dem von hundert Wunden zerfleischten Körper den Kopf ab und überbrachte ihn dem Sultan, welcher, nachdem er ihn mit grimmiger Freude betrachtet hatte, ihn auf den Gipfel einer Erzsäule auf dem Augusteonplatze zu stecken befahl. Später sendete er denselben den moslemitischen Statthaltern der asiatischen und thracischen Provinzen als Trophäe seines Sieges zu.

So fiel das griechische Reich, welches unter Constantin Paläologus und seinem Vorgänger nur noch aus der einzigen Stadt Byzanz bestanden hatte, am 29. Mai 1453, oder im Jahre 831 der Hedschra,

1123 Jahre nach der Begründung Constantinopels durch den Sohn der heiligen Helena.

Ueber Muhamed's Stirn zog ein trüber Schatten, als er in den verödeten, einsamen Palast trat, welchen Constantin der Große erbaut und den hundert Monarchen der Reihe nach verschönert und bewohnt hatten. Der Sultan dachte an die Nichtigkeit aller menschlichen Größe, und er sagte den Vers eines persischen Dichters her:

„Die Spinne webt ihr Netz im Hause der Kaiser und die Eule weckt mit ihrem Leichenrufe den Wiederhall in den königlichen Gemächern von Afrasiab."

Aber diese poetische Trauer wurde bald von der Freude des Sieges verdrängt. Bei einem von Muhamed den Führern seines Heeres gegebenen glänzenden Feste trank der Sultan, dem Verbote des Koran zum Trotze, Wein; er befahl, halbtrunken, einem seiner Eunuchen, ihm den jüngsten Sohn des Großfürsten Notaras zuzuführen, welcher erst vierzehn Jahre alt war und dessen Schönheit man ihm gerühmt hatte. Bei diesem Anlasse benahm sich Notaras, welcher bisher nur die Fehler eines Schwächlings bewiesen, mit Würde und büßte seine Mängel durch den Märtyrertod. „Mein Kind" — sagte er zu dem Eunuchen — „wird nie den schändlichen Lüsten Deines Gebieters dienen! Lieber will ich mit allen den Meinigen sterben, als daß ein solcher Makel meine Familie treffen soll!" Muhamed entriß das Kind den Armen seines Vaters, schloß es in seinen Palast ein und ließ Notaras nebst dessen beiden andern Söhnen enthaupten. Da er sich des Geschichtschreibers Phranza, des Ministers und Freundes des Constantin Paläologus, nicht bemächtigen konnte, so ließ er dessen vierzehnjährigen Sohn erwürgen.

Die zahlreiche Familie der Komnenen, welche in Trapezunt regierte, wurde von Muhamed entthront und ihr die Wahl zwischen dem Koran und dem Tode gelassen, welchen sie dem Abfalle vom Glauben vorzogen. Der Sultan verurtheilte Paul d'Erizzo, den Statthalter von Negroponte, zum Zersägen und Anna d'Erizzo, die schöne, junge, an einen italienischen Fürsten verlobte Tochter jenes vornehmen Venetianers wurde in das Zelt Muhamed's geschleppt. Das heldenmüthige junge Mädchen leistete ihm gewaltsamen Widerstand, indem es rief: „Henker meines Vaters, siehst Du nicht, daß Du meinen Abscheu erregst?" worauf sich die Liebe des Sultans verwandelte und er ihr in seiner Gegenwart den Kopf abschlagen ließ. — Der König von Bosnien und drei bosnische Fürsten, die sich dem Eroberer von Byzanz unterworfen hatten, erlitten das gleiche Schicksal. Er ließ dreihundert Bewohner der Insel Lesbos und fünfhundert Griechen, aus denen die Besatzung von Modon bestand, auseinandersägen. Der venetianische und der spanische Consul in Constantinopel wurden auf seinen Befehl sammt ihrer Familie erwürgt.

Da Muhamed der Zweite den Einfluß der großen Anzahl byzantinischer Edelleute fürchtete, die sich nach der Einnahme und Plünderung von Constantinopel versteckt hatten, erließ er ein Gesetz, worin dieselben eingeladen wurden, mit ihren Adelsbriefen vor ihm zu erscheinen, indem er ihnen versprach, sie in dem vor der Eroberung bekleideten Range zu belassen. Mehrere von ihnen stellten sich auch bei dem Sultan ein, welcher sie auf der Freitreppe des Palasthofes ermorden ließ.

Um sich den ruhigen Besitz seines Thrones zu sichern, ermordete Muhamed seinen Bruder schon an der Mutterbrust, und später verfügte er in seinem Kanunameh, einer Art Gesetzbuch, welches er nach der Einnahme von Byzanz abfaßte, den Brudermord, stellte denselben als Prinzip auf und erhob ihn zum Staatsgesetz. Auf die Lehre des Korans: „Die Unordnung ist schädlicher als der Mord" gestützt, sagte Muhamed: „Die Mehrzahl der Gesetzkundigen hat erklärt, daß Diejenigen meiner hohen Söhne oder Enkel, welche den Thron besteigen werden, ihre Brüder hinrichten lassen können, um die Ruhe der Welt zu sichern." Diese furchtbare, mit blutigen Zügen in die Annalen des osmanischen Reiches verzeichnete Rechtslehre ist unter den Nachfolgern des Siegers von Constantinopel in Kraft geblieben.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

Als Beispiel, wie die beschleunigten Communicationsmittel das Aufsuchen der besten Bezugsquellen gestatten, wird uns der nachfolgende Fall angeführt. Ein Leipziger Butterhändler bezieht täglich Sendungen von Käse und Butter aus der Schweiz. Die Sennenhütte, mit der er in Verbindung steht, ist im Kanton Zürich, in der Nähe des Bodensees gelegen, die täglichen Sendungen nehmen ihren Weg über Rorschach nach Friedrichshafen mit dem Dampfschiff, und von dort mit der Eisenbahn nach Leipzig.

Aus Genf wird berichtet, daß am 20. und 21. Sept. vier Engländer mit noch acht Mann den Montblanc erstiegen haben.

Redaktion, Druck und Verlag von G. Ritter in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

Nro. 123. Freitag, 14. Oktober 1853.

Z Balladen aus dem Westrich.

Vom Verfasser der „Primeln und Gladiolen".

4. Cusel.

Der Hirt, der arme Willibald,
Verlor durch neck'sche Geister
Die Zierde seiner Heerde einst,
Die Geis vom Bürgermeister.

„Wie wird es mir ergehen jetzt?"
So seufzt er voller Sorgen —
„Noch heut' werd' ich davongeschickt,
Und was beginn' ich morgen?"

Er dachte hin und dachte her,
Zerriß den Kopf mit Sinnen;
Er mußte ja des andern Tags
Mit Weib und Kind von hinnen.

Denn sühnen konnt' er wohl die Geis,
Den Dorfmonarchen nimmer;
Und so verhallte sonder Zweck
Sein klagendes Gewimmer.

Er trieb darum die Heerde bald
Nach Haus mit seinen Sorgen,
Und schritt zurück in Kluft und Wald,
Zu suchen bis am Morgen.

Zu Hause ward der Jammer laut
Von Weib und Kind des Armen,
Indeß des Bürgermeisters Frau
Ihn richtet ohn' Erbarmen.

„Erlegt er nicht des Thieres Werth,"
Spricht sie in ihrem Grimme —
„So ist des Dienstes er entsetzt,
Kriegt nie mehr eine Stimme."

Die Basen sammt der Nachbarschaft
Verschwören sich zur Rache,
Sie machen der Gevatterin
Verlust zur eig'nen Sache.

Und er, der arme Willibald,
Irrt um im Wald am Berge
Und ruft in seines Kummers Last
Zum Könige der Zwerge.

Da lenkt in eine Schlucht er ein
Von wunderlichem Schimmer;
Auf thut ein eisern Pförtchen sich
Zu einem lichten Zimmer.

Die Wänd' erglänzten demantgleich,
Ein goldner Sabbathlüster
Hing von der Wölbung seicht herab;
Am Boden nur war's düster.

Und in der Mitte stand ein Tisch
Von dunkelm Marmorsteine,
Daran der Geisterkönig saß
Im Stuhl von Elfenbeine.

Es hebt der Zwerg sein bärt'ges Haupt
Empor und spricht zum Gaste:
„Aus meinen Schätzen wähle Dir,
Doch unbeirrt vom Glaste!"

Da öffnen Thüren sich umher,
Aus jeder treten Zwerge
Mit Schüsselchen Quecksilber schwer,
Gewonnen aus dem Berge.

Und auf den Tisch hin setzen sie
Die Schätze vor den Meister,
Der Letzte einen Schlüsselbund:
Dann treten ab die Geister.

Der Hirte schaut die Schätze an
Und wählt die größte Schüssel;
Drauf dankt er, tritt zur Thür hinaus,
Gedenkt dann erst der Schlüssel —

Gedenkt zugleich des Mahnungsworts,
Doch ach! schon war verschwunden
Das Pförtchen sammt der Schlucht sogar,
Hat sie nicht mehr gefunden.

Wohl kann die Bürgermeistersgeis
Er lösen ohne Zausen;
Doch war das Sprichwort auch ihm klar
Von hinkenden Gedanken.

Der Page Napoleons.

(Fortsetzung.)

Es war zehn Uhr am Abend. Der Kaiser ging in seinem Zelte, nach seiner Gewohnheit, mit schnellen Schritten auf und ab. Er hatte den Rapport des Obergenerals in der Hand und las ihn, hin und wieder stille stehend, bald zerstreut, bald aufmerksam.

Plötzlich schien ihm eine Stelle des Rapportes aufzufallen, denn er rief sogleich.

Derselbe Adjutant, mit welchem er Paris verlassen hatte, zeigte sich.

„Lassen Sie den Obersten des 64sten Regiments kommen!" befahl der Kaiser.

Der Oberst erschien bald darauf.

„Oberst," sprach Napoleon zu ihm, „was bedeutet dieser Satz in dem Rapporte des Generals:

„„In einem mörderischen Unternehmen gegen eine Guerilla des Nordens war der Oberst des 64sten Linienregiments gefangen genommen und wäre erschossen worden ohne die energische Dazwischenkunft eines jungen französischen Emigrirten, welcher, nachdem er den Dienst des Königs von Spanien nach der Kriegserklärung zwischen den beiden Reichen verlassen, sich in die Berge zurückgezogen hatte und dort einsam lebte.""

„Sire," antwortete der Oberst, „dieser junge Mann hat mir mit seinem Körper zum Walle gedient und hat siebenzehn Wunden erhalten, als er mich vertheidigte."

„Wie ist das zugegangen?" fragte der Kaiser rasch.

„Ich war mit zehn Leuten, dem Reste meiner Colonne, verirrt. Ich wurde von einem Hinterhalte eingeschlossen; man schoß auf uns ganz nahe. Es war in einer wilden, engen Gebirgsschlucht, wo jedes Gebüsch, jeder Felsen ein Feuerschlund war, welcher Tod ausspie.

„Ich hatte bald nicht mehr als vier Leute um mich, vier verwundete Männer, welche nur noch Eins zu thun hatten: brav zu sterben! Denn jetzt kamen zehn Guerillas aus ihren Schlupfwinkeln hervor, tödteten meine vier Leute, bemächtigten sich des Zügels meines Pferdes und einer von ihnen richtete den Lauf seiner Stutzbüchse auf meine Brust, wodurch mir klar wurde, daß ich als das letzte Opfer auserseben war.

„Aber auf einmal blitzte ein heller Schein auf dem benachbarten Hügel und es erfolgte ein Knall: ich sah den Mann wanken und die Büchse fiel ihm aus den Händen. Eine von dem Hügel kommende Kugel hatte ihn auf der Stelle getödtet, gerade als er mir den Tod zu geben im Begriffe war.

„In demselben Augenblicke hörte ich eine Stimme, welche mir auf Französisch zurief:

„„Ergeben Sie sich nicht!""

„Dieser ungehoffte Beistand gab mir meine ganze Kaltblütigkeit wieder. Mit einem Pistolenschusse traf ich den Kopf des Spaniers, welcher mir am nächsten war. Ein zweiter Schuß vom Hügel warf einen Dritten um.

„Dann sah ich einen jungen Mann mit bloßem Haupte und fliegenden Haaren herbeistürzen, eine Pistole in jeder Hand und eine noch rauchende Doppelflinte in einem Riemen über der Schulter tragend.

„Ich ließ mein Pferd einen Sprung zurückmachen und näherte mich diesem jungen Manne. Indem wir nun durch Blicke mit einander redeten, verschanzten wir uns hinter einem Baume; ich stieg ab, mein Pferd wurde uns Schutzwehr.

„Wir gaben noch viermal Feuer — vier Spanier fielen; es waren nur noch drei. Aber eine Kugel traf meine Schulter und warf mich nieder, mein junger Vertheidiger hatte kein Pulver mehr und die Spanier umringten ihn. Er nahm meinen Degen und vertheidigte sich tapfer — so tapfer, daß, als ich nach einer Ohnmacht von einigen Minuten die Augen wieder öffnete, ich ihn beschäftigt fand, meine Wunde zu verbinden.

„Die drei Spanier waren todt — er hatte ihnen allen mittelst meines Degens tödtliche Wunden beigebracht.

„Ich erhob mich und wollte ihm danken. Da bemerkte ich, daß er ganz mit Blut bedeckt war. Er war von den catalonischen Messern schrecklich zugerichtet; er hatte nur noch Zeit, meine ihm dargebotenen Hände zu drücken, dann sank er bewußtlos in meine Arme.

„Glücklicherweise ward das Schießen vernommen, eine Carabiniercompagnie kam im Eilschritt heran. Ich ließ den muthigen jungen Mann ins Lager tragen; der größte Theil seiner Wunden ist nicht gefährlich und die Chirurgen hoffen ihn erhalten zu können."

Der Oberst war zu Ende.

„Wo ist der junge Mann?" fragte der Kaiser.

„Nicht weit von hier, Sire, in meinem Zelte."

Napoleon gab dem Obersten ein Zeichen, ihm seinen Mantel zu geben, welcher auf einem Feldstuhl lag. Er bekleidete sich damit und sagte:

„Ich will diesen jungen Mann sehen, führen Sie mich hin."

Der Oberst nahm eine Fackel und ging vor dem Kaiser her.

Der Jüngling schlief. Er schien achtzehn oder neunzehn Jahre alt zu seyn; war blond, unbärtig, fein und zierlich — man glaubte ein Frauenzimmer

zu sehen. Nachdem der Kaiser ihn einen Augenblick betrachtet, befahl er ihn zu wecken.

Der Jüngling öffnete die Augen und sah erstaunt den Kaiser an.

„Mein Kind," sagte dieser gütig, „sind Sie ein Franzose?"

„Ja, Sire."

„Sie gehören zu keinem Militärcorps?"

„Nein, Sire."

„Wie kommt es, daß Sie in Spanien sind?"

„Ich diente in den Garden des Königs."

„Und" — sagte der Kaiser, indem er die Stirn runzelte — „Sie kämpften gegen Ihr Vaterland?"

„Nein, Sire, ich habe den Dienst des Königs von Spanien an dem Tage verlassen, als der Friede gebrochen wurde."

„Warum kommen Sie nicht nach Frankreich zurück?"

„Ich bin emigrirt, Sire."

„So jung?"

„Ich habe Frankreich im Alter von sechs Jahren verlassen."

„Wohlan," sagte der Kaiser, „ich lasse Sie aus der Emigrantenliste streichen."

„Das ist unnütz, Sire, ich danke."

„Warum, mein Herr?"

Der junge Mann zögerte.

„Sire," sagte er, „Gott sey dafür, daß ich Sie beleidige; ich bewundere Sie als Feldherrn, ich liebe Sie wegen des Ruhmes, den Sie meinem Vaterlande verliehen —"

„Nun?"

„Nun, Sire, ich hatte drei Brüder — zwei sind für den König in der Vendée gestorben —"

„Wie heißen Sie?" unterbrach ihn lebhaft der Kaiser.

„Max von Kervégan."

„Es war Ihr Vater, welcher sich in die Luft gesprengt hat?"

„Ja, Sire."

Napoleon wurde nachdenkend.

„Wo ist Ihre Frau Mutter und Ihr Bruder?"

„In England, Sire, bei dem Könige."

„Sind sie reich?"

„In der Verbannung ist man das nie."

„Wohlan," sagte Napoleon, „wenn ich Ihrer Frau Mutter ihre Güter wiedergebe und sie nach Frankreich zurückrufe, wenn ich Ihrem Bruder ein Oberstenpatent, Ihnen eine Lieutenantsstelle gebe —"

„Sire," sagte der junge Mann mit ehrfurchtsvoller, aber fester Stimme, „all unser Blut gehört dem König!"

(Schluß folgt.)

Die Eroberung Constantinopels (1453).

(Schluß.)

Muhamed duldete das Christenthum in der Stadt, aber diese von der Politik und nicht von der Liebe zur religiösen Freiheit eingegebene Toleranz wurde in den Händen des Siegers zu einem Werkzeuge der Knechtschaft. Er bemächtigte sich der Hälfte der Kirchen, raubte die in ihnen enthaltenen Schätze und ließ die andere Hälfte der christlichen heiligen Stätten im Besitz der zu seinen Sklaven gewordenen Bekenner des Evangeliums. Die Sophienkirche war der erste christliche Tempel, welchen er unter dem noch jetzt bei den Türken gebräuchlichen Namen Aja Sophia in eine Moschee verwandelte. Die Bilder der Heiligen wurden herabgerissen und zerfetzt und die goldenen und silbernen Statuen, sowie die von den plündernden Moslemin in den ihren Entweihungen anheimgegebenen Gotteshäusern übersehenen geweihten Gefäße dienten dazu, den Schatz des Sultans anzuschwellen. Die priesterlichen Gewänder wurden zu Decken für die Pferde und Hunde der Soldaten benutzt. Sie trugen ein Crucifix, auf welches sie eine Janitscharenmütze gesetzt hatten, durch die Straßen und riefen den Christen, indem sie ihnen das Bild des Erlösers zeigten, zu: „Seht da Euern Gott, Ihr Giauren!"

„Die Einnahme von Constantinopel" — sagt Kadscha Effendi — „brachte den abscheulichen Lärm der Glocken zum Schweigen, und ließ aus den (zu Moscheen gewordenen) Kirchen die Götzenbilder, welche sie besudelten, verschwinden. Die so eroberte Stadt wurde die Wohnung der Anbeter des einzigen Gottes, und der Schlüssel dieses zauberischen Wohnsitzes, welcher mit dem Himmelsschlosse wetteifert, öffnete das Schloß vieler schwierigen Dinge."

In der That folgte dieser Eroberung die von ganz Griechenland, der Walachei, Bosniens, Serbiens, der Krim, mehrerer Inseln des Archipels und Albaniens. Die letztere Provinz, welche der berühmte Skanderbeg, einer von den furchtbarsten Feinden der Türken, zum Königreiche gemacht hatte, fiel erst nach einem vierundzwanzigjährigen Kriege in die Hände Muhamed's. Der Sultan wurde nur vor den Wällen Belgrads (1456), an deren Fuße der tapfere Hunyades, König von Polen und Ungarn, 50000 Moslemin tödtete, und vor den Mauern von Rhodus, das auf das Heldenmüthigste von den Johanniterrittern, unter dem berühmten Großmeister d'Aubusson, vertheidigt wurde (1480), von seinem Glücke verlassen.

Das Abendland, welches zur Rettung von Constantinopel nichts hatte thun können oder wollen, ward von Schrecken ergriffen, als es den Fall des byzantinischen Reichs erfuhr. Muhamed führte seine

Heere bis nach Friaul und bemächtigte sich der Stadt Otranto, deren Besatzung er niedermetzeln ließ. Italien und Deutschland waren nahe daran, das Schicksal Constantinopels und Griechenlands an sich zu erfahren. Man murrte gegen den Papst Nicolaus den Fünften und warf ihm vor, daß er es unterlassen habe, einen Kreuzzug gegen die Ungläubigen zu predigen. Es ist jedoch historisch erwiesen, daß der Papst die europäischen Mächte vergebens angefleht hatte, sich gegen die Türken zu bewaffnen, und daß der Herzog von Burgund, Philipp der Gute, welcher Rüstungen zum heiligen Kriege angestellt hatte, der Erste war, welcher seinen Versprechungen, die Feinde des Christenthums zu bekämpfen, untreu wurde. Calixtus der Dritte, der Nachfolger Nicolaus des Fünften auf dem päpstlichen Stuhle, welcher daran verzweifelte, das Abendland zur Vertheidigung der bedrohten Christenheit unter die Waffen zu rufen, wollte wenigstens den Himmel zu Gunsten der Ungarn, gegen die Muhamed einen Vertilgungskrieg führte, um Schutz anflehen. Er verordnete, täglich am Mittage die Glocken aller Gemeinden in Europa zu läuten, um die Gläubigen an das Gebet für die gegen die Türken kämpfenden Ungarn zu erinnern. Calixtus verhieß allen Christen, welche beim Läuten der Glocken das Paternoster und das Ave Maria beten würden, besondere Indulgenzen. — Dies ist der Ursprung des Angelus, welches die katholische Kirche in ihren Gebräuchen bis heutzutage beibehalten hat.

Während der Belagerung von Constantinopel war der berühmte Ejub (Hiob), der Gefährte und Standartenträger des Propheten, einem Sheik im Traume erschienen und hatte ihm, wie die Legende berichtet, die Stelle, wo seine irdischen Reste begraben waren, offenbart. Die wunderbare Entdeckung dieses Grabes, welches von Muhamed dem Zweiten, der auf die Phantasie seines fanatischen Volkes zu wirken wünschte, mit Geschicklichkeit ausgebeutet wurde, trug viel zum Falle von Constantinopel bei. Nach seinem Siege errichtete der Sultan zum Andenken Ejub's eine Moschee und ein Turbeh (Mausoleum). Diese Moschee, welche in der Vorstadt gleichen Namens liegt, ist diejenige, worin die türkischen Kaiser bei ihrer Thronbesteigung den Säbel des Propheten umgürten, eine der Salbung der christlichen Könige entsprechende Ceremonie. Muhamed erbaute in Constantinopel noch zwei andere Moscheen, von denen die eine eins der schönsten Denkmäler des Islam ist. Ueber dem Eingangsthore liest man mit goldenen Buchstaben die dem Stifter des Muhamedanismus zugeschriebenen prophetischen Worte: Die Moslemin werden sich Constantinopels bemächtigen. Glücklich der Fürst, glücklich das Heer, die es erobern werden!" — Ferner verdanken Imarete (Kirchen), Medressehs (Lehranstalten), Hospitäler und Caravanserais (Herbergen für Reisende), eine Irrenanstalt, öffentl[illegible] Brunnen, eine Bibliothek mit türkischen und ar[illegible]en Werken, sowie einigen den räuberischen Händen der osmanischen Soldaten entgangenen Exemplaren des Aristoteles — der Fürsorge Muhamed's ihre Entstehung. Er ließ auf den Ruinen der Apostelkirche und den in diesem Heiligthum befindlichen Gräbern der christlichen Kaiser einen Palast erbauen, welcher gegenwärtig das alte Serail genannt wird. Die Türken gaben Constantinopel den Namen Islambul (Fülle des Islam); auch wurde es Umedunja (Mutter der Welt) genannt; aber im Allgemeinen bezeichnet man die Hauptstadt des osmanischen Reiches mit dem Namen Stambul (die Gutbehütete).

Muhamed der Zweite starb am 3. Mai 1481, im 32sten Jahre seiner Regierung und im 52sten seines Alters. Mit Recht legten die türkischen Geschichtsschreiber diesem Fürsten den Titel des Eroberers bei. Muhamed's Grausamkeit ist bekannt. Er besaß indeß einen gebildeten Geist und beschützte die Künste. Unter dem Namen Auni (der Hilfreiche), soll er Gedichte geschrieben haben; wenigstens rechtfertigte er diesen Titel durch die häufigen Unterstützungen, die er den Malern, Baumeistern und Dichtern zukommen ließ. Seine Gedanken wollte er nie von Andern erforschen lassen. Als ihn einer von seinen Wessiren eines Tages mit Kriegsrüstungen beschäftigt sah und ihn ganz ehrerbietig fragte, was wohl sein Beweggrund dazu sey, antwortete er da sch: „Wenn es ein Haar meines Bartes wüßte, würde ich es ausreißen und ins Feuer werfen." Seine angeborene Grausamkeit verbarg sich unter sanften, höflichen Formen; wenn er ein Todesurtheil sprach, so pflegte er zu lächeln und sich den Bart zu streichen. Sein Körper war von mittlerer Größe und gut gebaut; er hatte eine starke Adlernase und kleine, lebhafte, funkelnde schwarze Augen; sein schwarzer Bart war so dicht wie aneinandergeschmeißte Goldfäden; auf seinen vollen Wangen wechselte die weiße mit der rothen Farbe ab. Er ritt mit seltener Geschicklichkeit und Niemand vermochte besser als er die wildesten Renner zu bändigen. Er trug weite Beinkleider, einen wallenden Kaftan, gelbe, spitz zugehende Pantoffeln und einen aus verschiedenfarbigen Seidenstoffen bestehenden cylinderförmigen Turban. Muhamed's Waffen, sowie die Zügel, der Sattel und die Schabracke seines Schlachtrosses strahlten von Gold und Edelsteinen.

Rom wurde bei der Nachricht von Muhamed's Tode von einem freudigen Schauer ergriffen. Der Papst ordnete Feste und Prozessionen in seiner Hauptstadt an, welche drei Tage dauerten.

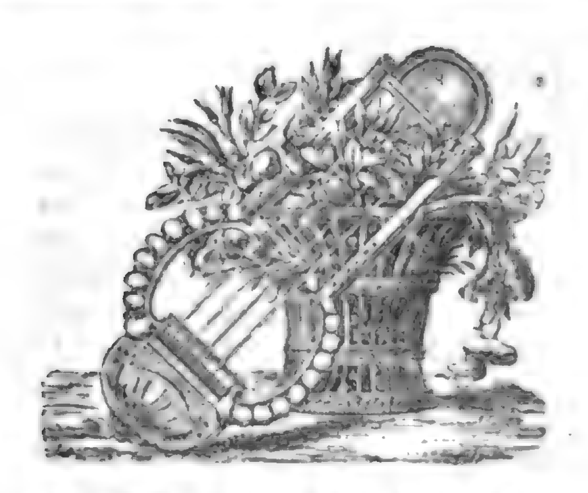
Redaktion, Druck und Verlag von G. Ritter in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

Nro. 124. Sonntag, 16. Oktober 1853.



Toast am 12. Oktober.

(Anakreontisches Sonett.)

Lieb und Treue.

Was ist die Liebe, was die Treue?
So fragt mein Herz am heut'gen Tag.
Ist Einer, der es deuten mag? —
Wohlan! so frag', o Herz, auf's Neue:
Was thut die Liebe denn und Treue?
Sie wirkt und betet Nacht und Tag;
Sie thut's und fragt nicht lange nach,
Ob Lohn sie ehre, Dank erfreue.

Nur Wiederlieb' die Liebe nähret,
Wie Zärtlichkeit die Zärtlichkeit,
Sich überbietend stets im Streit;
Die Treue aber sich bewähret,
Wenn selbst der Undank sie verkläret,
Zu Opfern auch sie ist bereit.

Der Page Napoleons.

(Schluß.)

Eine Bewegung der Ungeduld zeigte sich bei der energischen Aeußerung des Jünglings auf den Zügen des Kaisers.

„Sie vergessen Ihr Vaterland, mein Herr!" sagte er barsch.

Max neigte das Haupt.

„Das ist wahr," murmelte er.

„Ich glaube die Regierung der Familie Bourbon beendigt," fuhr der Kaiser fort, „und sehe meine Dynastie für fest begründet an; doch Keiner achtet mehr als ich den Cultus der Erinnerungen — ich verstehe, ich billige Ihre Treue. Aber, mein Herr, eher als der König, als der Kaiser war das Vaterland. Dieses gebraucht Ihr Blut und verlangt es. Wollen Sie ihm dienen?"

Max zögerte.

„Wenn jemals das Glück den Bourbonen wieder günstig ist, stelle ich es Ihnen frei, zu ihnen überzugeben. Ich verlange von Ihnen keinen Eid der Treue."

Max zögerte noch.

„Nun, mein Herr, entschließen Sie sich! Sie sind tapfer, Sie tragen einen alten Namen, Frankreich bedarf Ihrer."

„Wohlan denn, Sire," sagte endlich der junge Mann, „lassen Sie mich als gemeinen Soldaten in die Liste eines Regiments eintragen."

„Warum gemeiner Soldat?"

„Weil ich nur meinem Vaterlande dienen will."

„Sie sollen zu meinen Pagen gehören."

Und als eine neue Zögerung sich auf den Zügen des Jünglings zeigte, fügte der Kaiser hinzu:

„Wenn jemals Gott den Bourbonen den Thron wieder geben sollte, werde ich selbst an den König schreiben, daß ich Ihre Bedenklichkeiten nur durch den heiligen Namen des Vaterlandes besiegt habe."

Der junge Mann willigte jetzt ein.

* * *

Max von Kervégan diente ein Jahr als Page; dann wurde er gezwungen, in die kaiserliche Garde einzutreten, wo er Hauptmann ward.

Der Kaiser zog ihn in seinem Gefolge nach dem Rhein, nach Deutschland, nach den eisigen Ufern der Beresina.

Ueberall that der Sohn des Helden der Vendée edel seine Pflicht; aber auch überall wandten sich seine Blicke nach der Gegend, wo die Sprößlinge des alten Königshauses in der Verbannung lebten. Frankreich, seinen Königen und seinen Vätern getreu, betrachtete er Napoleon nur als das provisorische Haupt dieser großen Nation, als den Mann, welcher von Gott erwählet war, mit den Wogen des Ruhmes die blutigen Flecken der Schreckenszeit wegzuspülen.

Napoleon versuchte vergebens das Herz des stolzen jungen Mannes an sich zu fesseln — er gewann nur seinen Degen.

Zehn Jahre flossen dahin. Den Tagen des Ruhmes waren trübe Tage gefolgt; der Rückzug aus Rußland hatte die Niederlagen begonnen, der Feldzug nach Frankreich vollendete sie.

Napoleon war in Fontainebleau verschanzt, umgeben von einigen tausend Mann, den Resten der kaiserlichen Garden.

Die Alliirten hatten Paris eingenommen und vergebens suchten Macdonald und Caulaincourt im Monarchenrathe bei Talleyrand ihre Stimmen zu Gunsten der Regentschaft und der Dynastie Bonaparte zu erheben. Herr von Talleyrand hatte die Frage durch ein einziges Wort kurz abgeschnitten, indem er zum Kaiser Alexander sagte: „Alles, was nicht Napoleon oder Ludwig der Achtzehnte ist, ist eine Intrigue.“

Ludwig der Achtzehnte verließ Hartwell, um in Paris einzuziehen; Napoleon dagegen schickte sich an, nach der Insel Elba abzureisen. Es war ein Tag großer und schändlicher Abtrünnigkeit, dieser Tag der Abreise. Alle die Männer, durch ihn erhoben, verließen ihn feige, beeilt wie sie waren, die neuaufgehende Sonne zu begrüßen.

An dem ganzen Morgen ging der Kaiser einsam in einer Ecke des Parkes spazieren und hörte von dort die Postwagen sich von seinem kriegerischen Hause entfernen. Die am vorhergehenden Abend die Demüthigsten waren, waren die Eiligsten am andern Tage.

Der Kaiser kehrte gegen Mittag von seinem Spaziergang im Parke zurück.

Das Schloß Franz des Ersten war fast verlassen. Hier und da nur sah man einen Soldaten still am Fenster weinen.

Die dicken goldenen Epauletten, die Großwürdenträger waren verschwunden. Sie eilten dahin auf dem Wege nach Paris; sie umringten am folgenden Tage den Königsthron.

Napoleon ging hastig durch einige Säle. Seine Kammerdiener bereiteten seine Abreise vor, die Reisewagen waren bereit.

General Bertrand schrieb alle Die auf, welche die Verbannung ihres Kaisers theilen wollten, und ihre Zahl war groß.

Plötzlich ging ein junger Mann vor dem Kaiser her und blieb ehrfurchtsvoll vor ihm stehen. Er war bleich und traurig in seiner dunkelgrünen Uniform als Capitän der Garde Chasseurs; sein schwarzes Auge war feucht, seine Bewegung ungestüm und fieberhaft.

Der Kaiser zitterte bei seinem Anblick.

„Ah,“ sagte er, „Sie sind es, Kervégan?“

„Ja, Sire.“

Ein bitteres Lächeln umspielte die Lippen Napoleons.

„Ich weiß, was Sie von mir verlangen,“ sagte er. „Sie, Sie liebten mich nicht — Sie hingen an den Bourbonen seit Ihrer Geburt; Sie haben in meinen Truppen nur dem Vaterlande gedient, — das Vaterland knüpft sich jetzt an das Schicksal Anderer, nun kehren Sie zu Ihren Herren zurück, das ist ganz natürlich. Aber Sie, Sie nehmen Abschied, Sie kommen zu mir, stolz und traurig, wie Sie es immer waren. Die Andern, Die, welche ich mit Ehren und Würden überhäuft habe, reisen ab ohne Abschied zu nehmen.... Leben Sie wohl, Kervégan, und haben Sie Dank!“

Der Kaiser reichte dem jungen Manne seine Hand. Aber statt diese Hand zu drücken, führte er sie an seine Lippen und antwortete:

„Sie irren sich, Sire, ich will nicht Abschied nehmen.“

„Ah!“ sagte der Kaiser — „was wollen Sie denn?“

„Sire, mein ältester Bruder und meine Mutter sind bei dem Könige. Der Name Kervégan wird am Hofe getragen, das ist Alles, was nöthig ist; ich brauche nicht dort hin zu gehen.“

„Und wo gehen Sie denn hin?“ fragte Napoleon.

„Nach Elba, Sire, ich wollte Sie um die Erlaubniß bitten, Ihnen dahin zu folgen.“

Ein Ruf der Ueberraschung entfuhr dem Kaiser.

„Welche Männer!“ murmelte er. —

Guyana.

Wenn die allliebende Mutter Natur, die je nach den lokalen Verhältnissen überall mit unparteiischer Hand ihre Segnungen spendet, über irgend ein Land ihren Fluch ausgesprochen zu haben scheint, so ist es

jener unselige Küstenstrich, der sogar in dem Munde des Volkes für den entsetzlichsten der Erde gilt — das furchtbare Land, wo der Pfeffer wächst! Wie Mancher wünscht, in Scherz oder Verdruß, Jemand da hin, wo der Pfeffer wächst, und bedenkt wohl nicht, daß er damit die gräßlichste Verwünschung ausspricht und, ginge dieselbe in Erfüllung, durch sie Tod und Verderben auf das Haupt des Unglücklichen herabbeschwören würde!

Ein Land, in welchem drei Viertheile des Jahres hindurch der Regen herniederströmt und die Flüsse über ihre Ufer hinaustreibt, die übrige Zeit eine sengende, erstickende, den menschlichen Organismus zerstörende Sonnengluth herrscht, dazu in dem sumpfigen Boden wüthende Insekten und Myriaden giftiger Pflanzen, Tod hauchende Dünste, die den fieberschwangern Morästen entsteigen — ein Land, dessen halbnackte Bewohner den Fluch des Elends auf ihren bleichen Gesichtern tragen, das Grab Tausender von Europäern, die das gefährliche Klima dahinraffte, während die Ueberlebenden ein sieches Daseyn dahinschleppen: — das ist Guyana, das Verbannungsland Cayenne!

Das französische Guyana (Cayenne) begreift denjenigen Theil Südamerika's, der, nach den neuesten Verträgen, das Gebiet zwischen dem Marai und Oyapok oder Pinzon in sich faßt. Seine Basis ist am Meer, seine westliche Grenze sollte sich bis an den Rio Negro erstrecken, allein noch ward keine Linie in dieser unermeßlichen Wüste gezogen. Die ganze Küste bis tief in das Land hinein ist nur etwa zwanzig Fuß über der Oberfläche des Meeres erhaben und besteht aus Alluvialgrund mit Sand, Muschelkalk und Moor durchzogen. Rings um die etwa eine halbe Meile weit sich hinziehende Fläche beginnen dann jene dichten Wälder mit riesigen, von zahlreichen Schmarotzerpflanzen umwundenen Stämmen, die gewöhnlich Urwälder genannt werden. Diese mögen allerdings seit der Formation dieser weiten, von den Cordilleras und ihren Zweigen abhängigen Thäler, also seit Jahrtausenden bestehen und kein menschlicher Fuß mag ihr Inneres betreten haben; doch ist das äußere Ansehen eines Tropenwaldes, so imposant und charakteristisch es auch seyn mag, noch kein Beweis seines vieltausendjährigen Bestehens, wie viele Reisende glauben, denn bei der üppig wuchernden Vegetation der Tropenländer wird eine jetzt ganz kahle Fläche bei günstigen Verhältnissen, d. h. vorzüglich bei Wasserreichthum, kein Jahrhundert nöthig haben, um ganz das Ansehen eines s. g. Urwaldes zu erhalten. Haben wir doch einst — schreibt ein französischer Reisender aus Guyana, mit etwa fünfzig Mann der Schiffsmannschaft voll Mühe einen Weg innerhalb acht Tagen durch einen solchen Wald am Pinzon gebahnt, und war dieser Weg nach einer zweimonatlichen Abwesenheit wieder dergestalt mit zolldicken Gesträuchen bewachsen, daß er kaum mehr kenntlich war und eine neue anhaltende Arbeit zur Wiederanbahnung erfordert hätte!

Alle die zahlreichen, die Wälder und Ebenen von Guyana durchziehenden Flüsse haben wegen des niedrigen Landes ein so geringes Gefälle, daß sie durch zahlreiche Arme mit einander in Verbindung stehen und wie Adergeflechte des menschlichen Körpers aussehen. Ein derartig beschaffenes Land kann schon von vornherein als sumpfig bezeichnet werden, und wenn man zur Entschuldigung anführt, daß ja z. B. auch Holland in ähnlicher Lage sey, wo ebenfalls vielfache, beinahe stagnirende, nur der Ebbe und Fluth zugängige Gewässer nebst zahllosen das Land durchschneidenden Kanälen sich fänden, so vergißt man dabei, daß auch in Holland die sumpfige Lage der Gesundheit nachtheilig ist und die Mortalität dieses Landes im Vergleich mit den übrigen Ländern bedeutend erhöht; daß aber durch die niedrige Temperatur der nördlichen Zone, so wie durch die Millionen Hände fleißiger Bewohner, die dem Wasser ein künstliches Gefälle geben und die Sümpfe auszutrocknen suchen, der Nachtheil des Sumpflandes bedeutend ermäßigt wird, — dagegen in den Tropenländern, wo die hohe Temperatur den schnellen Uebergang der organischen Stoffe zur Fäulniß bewirkt, die Luft mit blutlähmenden Gasen erfüllt wird und der Anlaß zur Entstehung verderblicher Krankheiten gegeben ist. Die Temperatur an der Küste beträgt durchschnittlich 24 ° R. Bedenkt man nun, daß eine solche, unsern heißesten Sommertagen gleiche Temperatur das ganze Jahr hindurch mit geringen Schwankungen besteht, sowie daß der Kolonist in der Sonne zu arbeiten genöthigt ist, so wird man das Loos der aus den Gefilden Frankreichs kommenden Verbannten keineswegs beneidenswerth finden. Aber die hohe Temperatur wäre noch erträglich, ja der Gesundheit weniger nachtheilig, wenn die Hitze eine trockene und die Luft nicht mit Wasserdämpfen, denen die Produkte der sich zersetzenden organischen Stoffe beigemengt sind, erfüllt wäre. Während der trockenen Jahreszeit, d. h. während unserer Wintermonate, ist die mittlere Feuchtigkeit der Luft 6 — 700 (die vollkommene Sättigung zu 1000 angenommen) — während in den Regenmonaten die Feuchtigkeit im Durchschnitt 850 beträgt. Ein Kubikfuß Luft faßt daher in jenen Regionen durchschnittlich 16 Gran Feuchtigkeit und fremde Gase (Kohlenoxydgas und Kohlenwasserstoffgas). Lederne und wollene Effekten, Kleider, Filzhüte, Stiefel, die man am Abend ablegt, sind des andern Tages mit Schimmel überzogen, und eine erstickende Moderluft in allen Niederungen beklemmt die Brust und ist der menschlichen Constitution eben so verderblich, als sie das üppige

Gedeihen der giftigen Pflanzen fördert. Eine Folge der feuchten Hitze sind denn auch die zahlreichen Schwärme der Moskiten, welche die Luft besonders gegen Abend und während der Nacht erfüllen, die für den ohnehin abgematteten Europäer eine schreckliche Plage sind und ihn in solcher Aufregung erhalten, daß er dadurch für die klimatischen Einflüsse nur noch empfänglicher wird. Den Beweis liefert der Umstand, daß nie ein Europäer sich den letztern zu entziehen vermochte. Gewöhnlich bricht schon wenige Monate nach der Ankunft ein biliöses Fieber aus, das dem gelben Fieber mit Ausnahme nur weniger Symptome ganz ähnlich ist, und z. B. im Jahr 1846 von einer dorthin gelockten Kolonie von hundert Familien binnen kurzer Zeit fast die Hälfte wegraffte. Obwohl die Krankheit kein Alter verschonte, so waren es doch meist Individuen im Mannesalter, welche dem Fieber erlagen. Die Uebriggebliebenen hielt man für abgehärtet gegen die klimatischen Einflüsse, da sie die „Akklimatisationskrankheit" überstanden hatten, was indeß nicht der Fall war. Man maß die Schuld der Entstehung der Krankheit der ungünstigen Jahreszeit bei, in welcher die Kolonisten ankamen, da der Uebergang der trockenen in die nasse Jahreszeit für die Gesundheit am nachtheiligsten ist.

Was die Europäer in Cayenne am meisten fürchten, ist die Glut des Sommers, nicht die nasse Jahreszeit. Ja, fänden die Europäer nicht diese neunmonatlichen Regen, welche ihr Blut erfrischen und ihnen neue Kräfte geben, sie könnten nicht das Geringste ausführen, könnten höchstens eine kurze Spanne Zeit sich am Leben erhalten, ohne zu verschmachten. Es bedarf einer tüchtigen moralischen Spannkraft, um nur die natürliche Neigung, Alles gehen zu lassen, wie es eben geht, zu besiegen. Vielleicht ist die beständige Anwesenheit marternder Insekten ein nothwendiges Reizmittel wider die Apathie, in die man versinkt. Nur die Neger sind es, welche solch einem Klima einigermaßen zu widerstehen vermögen, während selbst die eingeborenen Indianer, sobald sie sich in die Sümpfe der Küstenniederungen wagen und daselbst ihren bleibenden Wohnsitz zu nehmen versuchen, dem entnervenden Einfluß der Atmosphäre erliegen.

So oft auch Frankreich seit dem vorigen Jahrhunderte Kolonien in Guyana zu gründen suchte, stets schlugen alle Bemühungen fehl und werden auch für die Folge scheitern, so lange man aus kleinlichen Rücksichten oder aus Unkunde es versäumt, die Niederlassungen tiefer in das Land hinein zu verlegen, auf jene Savannen, die, höher über das Meer sich erhebend, in wellenförmigen Hügeln sich hinziehen, frei von Morästen und Sümpfen sind und wenigstens die Möglichkeit eines gesunderen Daseyns für folgende Generationen gewähren. Allmälig würde sich dann vielleicht die europäische Race auch an die Luft der Küstenländer gewöhnen; aber den Versuch, sich unmittelbar dort niederzulassen, wird der Europäer stets schwer büßen müssen.

Mannigfaltiges.

Das größte Schiff, von welchem je die Welt gehört, ist wohl das, welches die Rheder HH. Scott, Russel u. Comp. für die Dampfschifffahrtsgesellschaft nach Ostindien zu bauen unternommen haben. Seine Länge soll 680 Fuß seyn, die Breite 83, die Tiefe 58 Fuß, und seine Schrauben und Schaufelräder-Maschinen (denn beide Systeme werden hier verbunden) werden zusammen 2600 Pferdekraft haben. Außer 4—6000 Tonnen Kohlen, welche für die ganze Reise nach Indien (und Australien) reichen müssen, erhält es 5000 Tonnen Raum für Waaren, 500 Passagierecajüten und noch hinreichenden Platz für Passagiere zweiter und dritter Klasse. Der ganze untere Theil des Schiffes bis 6 Fuß über der Wasserlinie herauf wird doppelt und zellenartig gebaut, so daß eine äußere Verletzung die Festigkeit und Sicherheit des Ganzen nicht berühren kann. Verschiedene Kessel werden die verschiedenen Dampfapparate in Bewegung setzen, so daß eine Beschädigung des Schrauben- oder des Schaufelräder-Apparates auf einander nicht einwirkt und den Gang des Schiffes nicht hemmt. Man rechnet, daß es vermöge seiner großen Länge 15 Knoten in der Stunde wird zurücklegen können, und daß, bei dem Nichtanhalten an Zwischenstationen, die Reise um's Cap nach Indien nur 30 bis 33, die nach Australien 33 bis 36 Tage in Anspruch nehmen wird.

Bekanntlich sterben die kleinen Goldfische, welche man in Gläsern hält, im Sommer gerne ab. Wir glauben uns die Liebhaber dieser artigen Thierchen zu verbinden, wenn wir ihnen ein in der neulichen Versammlung der Gesellschaft naturforschender Freunde in Berlin mitgetheiltes Mittel gegen das Absterben der Goldfische verrathen. Es ist die **Pistia Axensis**, welche, wenn sie als junges Pflänzchen in das Fischglas gebracht wird, sich darin vorzüglich kultivirt und das Absterben der Fische verhütet.

Redaktion, Druck und Verlag von G. Ritter in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

Nro. 125. Dienstag, 18. Oktober **1853.**

Z Balladen aus dem Westrich.

Vom Verfasser der „Primeln und Gladiolen“.

5. Die Westricher Tracht.

Sey mir der Heimath Tracht, die ländliche, freundlich gegrüßet!
Spricht nicht festlich sie an,
Hat sie des Schönen doch viel an sich und des wirklich Gediegenen,
Mehr als Flitter mir werth!
Knapp sitzt jegliches Stück und bequem. Der gekrämpete Mannshut
Schützet gen Regen und Sonn',
Bald nach hinten gekehrt die bedachende, schattige Seite,
Deckend den Nacken, und bald
Gegen die Stirn; auch gegen die Seit' bei Winden und Wettern.
Oft ihn zieret ein Strauß,
Kommend von freundlicher Hand, zumeist ein gezähnetes Sammtband,
Wie es um Stirn und Haar
Mädchen und Jungfrau'n stets, bloßhauptig, tragen geschlungen.
Diesen umgeben den Hals
Perlen von Glas, an Schnüre gereiht, und geschliff'ne Korallen.
Keiner doch fehlet als Schmuck
Ueber dem seidenen Tuch am Busen das goldene Kreuzchen,
Wahrlich die sinnigste Zier!
Sprichst du darum, heimathliche Tracht, nicht festlich und reich an,
Immer doch seh' ich dich gern!
Lief ich ja oft in der Stadt, wenn herein ein krämpiger Hut kam,
Ihm entgegen so froh!
Ahnend der Heimath Seel' und Gemüth auch unter dem Hut schon,
So wie ein mütterlich Herz
Unter dem Kreuzchen der Brust, das irgend ein ländliches Weib trug.
Traun! und mir wurde gar wohl,
Hörete vollends anjetzt mein Ohr die gemüthliche Sprache
Einfachgerade, das Herz
Führend, wie's Sprichwort sagt, auf unstudireter Zunge.
Lobe die Sitte, mein Lied!

Der Thurm des jungen Mädchens.

Nach dem Französischen des Alfonse de Calonne.

Wir sind in Constantinopel.

Wir haben langsam die große Straße Pera, diese lange Pulsader des Stadtviertels der Franken, durchschritten. Wir haben links das christliche Hospital der Westfranken, rechts den nackten, leeren, trostlosen Kirchhof zurückgelassen. Ein ungeheures Gebäude richtet seine rosenfarbigen Mauern vor uns auf: es ist die Cavalleriekaserne des Sultans Selim des Dritten. Wir gehen vorüber. Wir sind an der Grenze eines Tannenwaldes; das ist der Kirchhof von Stambul, das ist „das große Feld des Todes“, wie man es nennt.

Von dem Gipfel des Hügels, welcher ihn gegen Morgen beherrscht, schweift unser Blick nach Europa und Asien, nach dem Bosporus und dem Marmora-Meere. Wenn wir gegen Süden sehen, liegt das schönste Schauspiel der Welt vor uns.

Ein einsamer Thurm erhebt sich auf einem Felsen: man nennt ihn den „Thurm Leanders“, so stark ist eine Erinnerung der Liebe in dem Gedächtnisse der Völker! Und doch ist nichts Antikes in diesem Thurme, er wurde erst vor ungefähr zweihundert Jahren gebaut.

Ein Sultan — die Sage verschweigt seinen Namen — hatte eine einzige Tochter, schön wie die schönste der himmlischen Houris. Ein Wahrsager, ein chaldäischer Astrolog, kam zu dieser Zeit an den Hof.

Der Sultan wollte das Geschick seiner Tochter kennen, welcher er seine ganze Liebe zugewandt hatte.

Da sprach der Wahrsager:

„Ehe der Sommer sich achtzehnmal für sie erneuert hat, wird die Tochter Seiner Hoheit an einem Schlangenbiß sterben.“

Der Schrecken des Vaters war bei diesen Worten groß, und er dachte nur daran, um seine Tochter zu retten, selbst das Geschick zu bekämpfen.

Alle Vorbereitungen wurden gemacht, alle nur möglichen Mittel erfunden, um ein so theures Haupt zu schützen. Der Thurm, welchen ihr dort seht, wurde gebaut und das junge Mädchen hineingeschlossen; hohe Mauern ließen das Licht nur durch kleine Fenster ein und eifrige Wachen befanden sich am Eingang. Niemand durfte bei Todesstrafe in diesen Thurm eindringen, nur der Sultan und die Sklavinnen seiner Tochter waren davon ausgenommen.

Der arme Vater glaubte gewiß die letzte Stunde achtzehnten Jahres ohne Gefahr schlagen zu hören; noch einen Tag, und das junge Mädchen war gerettet.

Aber wer kann sich gegen die Bestimmungen des Schicksals auflehnen?

Die Tochter des Sultans hatte, von der Hitze erschöpft, Früchte verlangt, um ihren Durst zu löschen. Man brachte ihr einen Korb mit Feigen. Auf einem Divan liegend, streckt sie die Hand nach den Früchten aus, um ihre brennenden Lippen zu erfrischen; aber plötzlich kommt eine unter den Blättern verborgene Natter zischend heraus, schlingt ihre Ringe wie ein Armband um den Arm des jungen Mädchens und beißt sie in die Pulsader....

Als eine Stunde später der Sultan nach seiner Gewohnheit kam, um seine Tochter zu besuchen, fand er nur noch einen Leichnam.

Darum heißt der Thurm Leanders auch der Thurm des jungen Mädchens. —

Jetzt sehen seine ernsten und düstern Mauern traurig in das schöne Meer, welches seine goldenen und azurblauen Ketten um seine Füße schlingt. Zu welchem Zweck ist er von den Osmanen bestimmt? Ist's ein Gefängniß? ist's eine Festung? — Nein! Kein Soldat ist auf seinen Zinnen, an den Fenstern kein menschliches Gesicht. Das eiserne Thor ist fest zu und scheint für immer geschlossen zu seyn. Die Barken entfernen sich mit Schrecken, wenn sie daran vorbei kommen.

Warum erschrecken sie? Kann denn Erinnerung der Liebe und das Andenken eines jungen Mädchens Schrecken einflößen? Wie stimmen die süßen Namen, die er trägt, mit dem düstern Anblicke, mit dem Gefühle des Schreckens, welchen er rings umher verbreitet?

Weil der Thurm des jungen Mädchens auch der der Pest ist.

Die Pest! ein schreckliches Wort, welches in den Städten des Morgenlandes wie eine Todtenglocke ertönt.

Jede Religion in Constantinopel hat ihr Hospital für Pestkranke. Dieses gehört den Türken.

Sobald ein Muhamedaner von dieser Geißel berührt ist, wird er ein Gegenstand des Abscheues für seine Mitmenschen. Man reißt ihn aus seiner Familie, treibt ihn mit Stockschlägen aus der Stadt hinaus ans Ufer. Dort erwartet ihn eine Barke. Mit bleicher Stirn, erloschenen Augen, abgezehrten Gliedern schleppt er sich mühsam vorwärts. Die Verwandten, die ihm gefolgt sind, entfernt man mit Heftigkeit. Zwischen ihnen und ihm wird das letzte Band gebrochen; man wirft ihn wie einen Ballen verpesteter Waaren auf den Boden der Barke. Vier kräftige Männer bewegen ihre Ruder, die leichte Barke theilt ruhig die Wogen; es ist wie ein Leichenzug — der Uebergang über den Styx.

Die Barke schwimmt dem verhängnißvollen Thurme zu, und je näher sie ihm kommt, je deutlicher drückt das Uebel dem Gesichte des Sterbenden seinen Stempel auf: seine Züge werden entstellt, seine eingefallenen Wangen bedecken sich mit blauen und grünen Flecken, seine Augen sehen, seine Ohren hören nicht mehr, und das ist ein Glück für ihn, denn wenn er das Schauspiel, welches er verläßt, noch sehen könnte, diese reiche Natur, diese prächtigen Paläste, welche er meidet, seine Verwandten, seine Freunde, die ihm vom Ufer aus traurig nachblicken; wenn er besonders diese Gesänge, diese Freudenrufe hörte, welche sich in den balsamischen Gebüschen von Pera und Skutari erheben; diese sanften Stimmen verschleierter Frauen, welche auf den seidenen Kissen der vorbeiziehenden Gondeln plaudern: — das würde eine schreckliche Qual seyn, das hieße zweimal sterben!

Die Ruderer, welche ihrer gefährlichen Last sich entledigen wollen, verdoppeln jetzt ihre Ruderschläge; sie führen den Tod, deßhalb beeilen sie sich. Die Barke stößt an's Ufer. Mit auf die Brust gelegten Armen, zitternden Lippen, gesenktem Haupte und wankenden Schritten nähert sich der Pestkranke, nachdem er aufgerüttelt worden und sich wie im Schlafe erhoben hatte, seinem Gefängnisse.

Bei seinem Erscheinen öffnet sich die Thür des Thurmes durch den Druck einer geheimnißvollen Hand. Der Kranke überschreitet die Schwelle und die Thür schließt sich hinter ihm — für immer!

Nichts ist schrecklicher als dieser Thurm des Todes in dieser weiten, lachenden, schönen Landschaft; — nichts ist trauriger als das Geschick jener Menschen, welche lebend in dieses schreckliche Grab eingeschlossen werden. In ihrer letzten Todesangst, wenn sich ihre Glieder in der Angst der letzten Zuckungen krümmen, steigen die Wohlgerüche der Harems bis zu ihnen, ertönt die Stimme der Odalisken noch in ihrem Ohre, und auf dem Lager der Verzweiflung erscheint ihnen die Wonne des Lebens unbestimmt wie in einem letzten Traume.

(Schluß folgt.)

Ein Stiergefecht zu Toluca in Mexico.

Es war an einem Sonntage — so erzählt Karl Bartholomäus Heller in seinen „Reisen in Mexico" —, als ich zu der Corrida de Toros (Stiergefecht) eilte. Die prächtigsten Stiere von der Hacienda (Landgut) Atenco, in der Nähe der Stadt Toluca, waren heute zum Kampfe auserſehen.

Ich trat ein. Der Platz war geräumig und wie ein unbedeckter Circus erbaut, nur viel größer und mit Schutzwehren für die sich flüchtenden Kämpfer versehen, die im Kreise rings um die Arena angebracht waren; hinter diesen erhoben sich die Sitze amphitheatralisch; in ihrer Mitte befand sich eine Loge für den Alcalden (Schiedsrichter), welcher Acht gibt, daß nichts Gesetzwidriges im Kampfe vorgehe, und die verschiedenen Kämpfer zu= und abruft.

Schon war es vier Uhr, die bestimmte Stunde des Anfanges, und es wartete die alle Räume erfüllende Menschenmasse auf den Beginn des Kampfes mäuschenstill mit gespannter Neugierde, oder sie brach in ein lautes Getöse vor Ungeduld aus. Die Musik begann und endete, begann abermals und endete wieder, und schon war die Ungeduld grenzenlos, als das Zeichen zum Anfang des mörderischen Schauspiels mittelst einer Trompete von der Loge des Richters ertönte und lautes Freudengeschrei durch die Menge tobte.

Die Thüren zur Arena öffneten sich und zwei Reiter im stattlich spanischen Costüme erschienen zur Linken, während zur Rechten ein prachtvoller Stier von brauner Farbe mit gekraustem Rückenhaar wüthend in den Platz stürzte.

Die beiden Reiter, welche wegen ihrer mit kurzen Spitzen versehenen Lanzen Picadores heißen, haben nun das Geschäft, den anlaufenden Stier abzuwehren, wozu nicht allein große Geschicklichkeit der Kämpfer, sondern auch gute Dressur der Pferde erforderlich ist, indem sie mit ihrer ganzen Kraft sich entgegenstemmen müssen.

Der erste Anrann des Stieres war aber so außerordentlich rasch und kühn, daß er in einem Augenblicke eines der Pferde gespießt hatte und sammt dem Reiter einige Fuß hoch in die Luft warf. Der Gaul fiel zuckend zu Boden, während der Picador mit einer geringen Beschädigung glücklich davon kam.

Für mich war es ein gräßliches Schauspiel, die übrigen Zuschauer aber waren in ein jauchzendes Geschrei über den Sieg des Stieres ausgebrochen, welches nicht früher endete, als bis man den Gaul mittelst zweier reich geschmückter Maulthiere aus der Arena geschleift hatte.

Glücklicher war der zweite Picador, denn er hielt zu wiederholten Malen das Thier mit seiner Lanze, deren Spitze nur leicht in die Haut drang, fest. Eine gute Weile hatten sich Reiter und Stier auf diese Weise herumgetummelt, als die Trompete die Kämpfer zu Fuß, die s. g. Banderilleros, auf den Kampfplatz rief. Diese hetzen nun den Stier auf die fürchterlichste Weise, vorzüglich mittelst eines rothen Tuches, und versuchen, ihm Verzierungen und kleine Raketen mittelst eines daran befindlichen Widerhakens in die Haut zu befestigen. Jede geschickte Wendung, so wie das Anheften einer Verzierung (Banderilla), im Augenblicke der scheinbar größten Gefahr, stimmte das Publikum zu lauten Beifallsbezeigungen, oder zu unverhohlen geäußertem Tadel, wenn der Kämpfer aus der Arena durch einen kühnen Satz über die Wand sich retten mußte. Nachdem der Stier theils durch die in Brand gesteckten Raketen, theils durch die andern ihn belästigenden Anhängsel derart in Wuth versetzt ist, daß er brüllend und schäumend mit Vorder= und Hinterfüßen den Sand hoch in die Luft wirft, oder mit aller Kraft seine Hörner in den Boden bohrt: ruft die Trompete die Banderilleros von dem Kampfplatze ab, und es erscheint ganz allein der Matador (wörtlich übersetzt: der Todtschläger), in der Linken ein rothes Tuch, in der Rechten ein Schwert, und beginnt den letzten Kampf.

Dreimal muß der Matador dem Angriff des Stieres geschickt ausweichen, dann aber senkt er bei erster Gelegenheit das scharfe Schwert in den breiten Nacken, und will er Beifall einernten, so muß der Stier augenblicklich zusammenstürzen; wenn dieses nicht der Fall, so ist der Matador dem größten Schimpfe ausgesetzt und verläßt unter Hohn und Spott die Arena. Der Matador von Toluca verrichtete jedoch sein Geschäft mit großer Geschicklichkeit und zur Zufriedenheit des Publikums.

Jetzt ließ man einen gezähmten Stier in den Platz ein, der die Spitzen der Hörner mit elastischen Ballen umwunden hatte, damit er keinen großen Schaden anrichten könne, indem er dazu bestimmt war, von wem immer aus dem Publikum gehetzt zu werden. Gewöhnlich findet sich eine Menge junger Leute auf dem Kampfplatze ein; es setzt wohl auch zuweilen derbe Püffe, und ich muß gestehen, daß dieser Schlußkampf nicht wenig unterhaltend ist. Sonst aber fand ich, daß es kein grausameres Spiel als diese Stiergefechte geben kann, und es befremdete mich sehr, die feinsten Frauen jeden Alters unter den Zuschauern zu erblicken, da es mir für weibliche Gemüther, wie überhaupt für fühlende Menschen als eine schlechte Schule zur Bildung des Zartsinnes und einer edlen Seele erschien. Ich wenigstens konnte mich in der Folge zu einem zweiten Besuche nicht wieder entschließen. Doch sey es zur Gerechtigkeit der Mexikaner gesagt, daß ihre besondere Vorliebe für Stiergefechte im Abnehmen begriffen zu seyn scheint, was

doch wahrlich, da Stierkämpfe schon seit 1528 daselbst eingeführt sind, nicht zu früh kommen dürfte.

Mannigfaltiges.

(Die Straßen Lissabon's.) Aller Unrath aus den Häusern — schreibt ein Reisender — wird von den Bewohnern Lissabon's auf die Gassen geworfen, welche den allgemeinen Mistplatz der Bevölkerung bilden. Hier bleibt er in großen und kleinen Haufen ruhig liegen, bis die Sonne ihn verdünstet, oder die zehn= bis elftausend herrenloser Hunde, die sich Tag und Nacht auf den Gassen umhertreiben, ihn auffressen. Diese sind von den verschiedensten Racen, aber durchgängig so ekelhafte, verwilderte und verkommene Bestien, daß selbst große Hundefreunde sich mit Widerwillen von ihnen fortwenden werden. Sie vermehren natürlich die vielen Schmutzbilden, wo sie sich begatten, ihr Wochenbett halten, oder ihr Sterbelager finden, wo auch ihre Leichname ungestört liegen bleiben, bis die halbverhungerten Gefährten sie aufgefressen haben. Die Augen der portugiesischen Damen müssen ganz anders als die unserigen organisirt seyn, denn sie finden in allen diesen schmuzzigen Scenen nichts Widerliches und ihre Geruchsorgane sind abgestumpft, wie bei uns nur die jener sehr nützlichen Menschenklasse, welche aus der Reinigung der Cloaken ihren Lebensberuf macht. Des Nachts sind die Straßen für einen Fußgänger gar nicht zu passiren. Schon die Hunde, die überall in Haufen umherliegen, erheben gegen den Wanderer, der sie in ihrer Ruhe stört, ein abschreckendes Geknurre und weisen ihm grimmig die Zähne. Man hat diese ekelhaften Thiere wiederholt auszurotten versucht, es aber stets wieder aufgegeben, da sie wenigstens einen Theil des Straßenschmutzes vertilgen. Nimmt ihre Zahl aber zu sehr überhand, so schlagen die Abdecker einige Tausende todt und werfen die Cadaver in den Tajo. Merkwürdig ist, daß diese Hunde, so räudig sie auch aussehen, doch niemals von der Tollwuth angesteckt werden sollen.

(Die Scorpionspinne.) In der Tierra caliente oder heißen Gegend von Mexico gibt es sehr gefährliche Insekten, Alacranes genannt, die hinsichtlich ihrer Gestalt dem Scorpion und der Spinne gleichen. Diese Thiere haben zwei Zoll lange, mit Stacheln bewaffnete Schwänze und ihr Körper hat ungefähr die Größe der größten Spinnen. Sie halten sich in alten Häusern und deren Umgebung auf und ihr Stich hat besonders bei schwächlichen Leuten und Kindern unvermeidlich eine gefährliche Krankheit, wenn nicht den Tod zur Folge. Die Bewohner dieser Gegend umgeben ihre Betten mit einem eigenthümlichen Netzwerke, um sich während der Nacht gegen diese Insekten zu schützen, und der Fremde thut wohl, in diesen Bezirken so vorsichtig als nur möglich zu seyn, ehe er sich setzt, zu Bette geht, ja selbst seine Waffen angreift oder seinen Sombrero aufsetzt; denn man findet diese Thiere häufig im Hutfutter oder im Schloß einer Pistole und an ähnlichen Orten, wohin sie sich ihrer Sicherheit wegen verkriechen. In einigen der Bergwerkstädte des Landes haben sich Vereine zur Vertilgung dieser gefährlichen Insekten gebildet, und Leute, die nichts Besseres zu thun haben, beschäftigen sich damit, sie aufzusuchen und zu tödten, und sie erhalten für jeden Körper eines Scorpions oder einer Scorpionspinne eine gewisse Belohnung. Da dieses Geschäft einigermaßen mit dem Reize der Jagd verknüpft ist und von den in diesen Städten wohnenden geringeren Klassen eine leichte Beschäftigung immer jeder anderen vorgezogen wird, so ist kein Mangel an Alacranes=Suchern, obgleich dieser Beruf mit mancherlei Beschwerden und Gefahren verbunden ist.

Auch die Maulwürfe sind zu etwas gut. Auf der kleinen Insel Yholm (Dänemark) hatten Maulwürfe einige Münzen aufgewühlt, welche die Leute nach mehr begierig machten. Man grub nach und entdeckte 250 Münzen meist mit der Umschrift: Adelred Rx. Anglo., welche als wahrscheinlich zu dem Danegeld gehört haben, wodurch der genannte König am Ende des 10. Jahrhunderts die Raubzüge des dänischen Königs Svend Tveskjög loskaufte. Neben diesen dreißig Sorten Münzen fand man noch Stücke eines silbernen Halsschmucks und anderes Silber. Manche Umschrift auf den Geldstücken ist noch zu enträthseln.

Auf einem der Exercierplätze in Danzig sollen Schanzen für militärische Uebungen aufgeworfen werden. Ein Soldat gräbt dieser Tage dort und stößt auf einen großen harten Gegenstand; da er nicht heraus will, untersucht der Finder nicht erst, was es ist — er zersprengt durch Stöße und Schläge mit dem Spaten den Stein und findet nun, daß er leider die Trümmer einer Bernsteinmasse von seltener Größe vor sich liegen hat. Aus den Trümmern sind 50 Thaler gelöst worden, welchen bedeutenden Werth hätte der ganze Stein gehabt! — Sonderbar genug ist dort nie nach Bernstein gegraben worden.

Redaktion, Druck und Verlag von G. Ritter in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

Nro. 126. Freitag, 21. Oktober **1853.**

Balladen aus dem Westrich.

Vom Verfasser der „Primeln und Gladiolen".

6. Der Grabstein zu Enkenbach.

Im Garten des Pfarrers zu Enkenbach
  Da liegt begraben ein Held.
Der Garten der war ein Friedhof einst,
  Nun ist er geackertes Feld.
Der Held war Oswald Diebitsch genannt,
Sein Bruder als Sabalkansky bekannt,
  Entstammet aus Schlesiens Marken.

Geschlagen schon war am Schänzel die Schlacht,
  Und Frankreich hatte gesiegt,
Der Feind in der alten Kaiserstadt
  An üppigen Herd sich geschmiegt.
Da säumte nicht länger der Preußen Heer,
Fürst Hohenlohe gedachte nunmehr
  Zu treiben aus Lautern die Schwelger.

Held Diebitsch, rüstigen Jugendmuths,
  An Schönheit gleichend Apoll,
Ein Abgott lange der pfälzischen Frau'n,
  Des Hasses gen Frankreich voll;
Der führte die Plänkler im Ochsenthal,
Ulanen der Preußen, der Ueberzahl
  Französischer Reiter entgegen.

Und tapfere Thaten schon hat er gewirkt,
  Die Feinde zerstäubt im Gefild;
Da bringen Genossen nach Enkenbach
  Den Helden, ein Leichenbild.
In einer der Hütten dort pflegen sie sein;
Es hatte ihn mitten ins Herz hinein
  Geschossen ein flüchtiger Franke.

Nur Augenblicke noch lebte der Held,
  Dann starb er im Siegergefühl.
Es küßten die Seinen ihm Händ' und Stirn
  Und eilten auf's Neu' ins Gewühl.
Drauf segnet die Leiche der Pfarrer vom Ort,
Bewohner der Hütten bestatten sie dort
  Im Friedhof hinter dem Pfarrhaus. —

Manch Jährlein rollte herum seitdem,
  Der Krieg wich friedlichem Thun,
Kein Mensch d.s Ulanenführers mehr denkt,
  Im Frieden dort mochte er ruh'n.

Da kommt ein Prinz vom preußischen Land *)
Mit einem Begleiter, Balkansky genannt,
  Die fragen nach unserem Todten.

Die Alten des Dorfes noch wußten das Grab,
  Sie zeigten's den Reisenden an:
Des Prinzen Begleiter, ein stattlicher Mann,
  Vergießet viel Thränen daran;
Drauf schenket der Greise einem er Geld,
Und einen Gedenkstein dieser bestellt
  Dem Bruder des Sabalkansky.

Und seitdem pilgert wohl Mancher dahin,
  Zu sehen das Grab und den Stein;
Er denket dabei an's Vaterland
  Und an die Geschwisterte sein.
Und pilgerst du selber dahin einmal,
Laß zeigen dir auch der Kirche Portal
  Von wunderherrlichem Bildwerk.

*) Des jetzt regierenden Königs Majestät.

Der Thurm des jungen Mädchens.

(Schluß.)

Noch eine andere Begebenheit bewahrt uns das Andenken an den Thurm.

In diesen schrecklichen Aufenthalt, wo die unerbittliche Geißel Herr ist, hat sich ein gesunder, edler, großer Mann eines Tages selbst eingeschlossen. Dieser Mann war ein Arzt und sein Vaterland war Frankreich.

Es war keine Handlung wahnsinniger Tollkühnheit, sondern einer festen Ueberzeugung und bewunderungswürdigen Aufopferung. Er hatte zuerst den Akademieen Europa's folgende seltsame Herausforderung zugerufen:

„Die Pest ist nicht ansteckend."

Die gelehrten Gesellschaften waren durch das, was sie Paradoxon nannten, aufgeregt; sie hatten geantwortet, sie hatten widersprochen. Er hatte dann, auf tausend Beispiele gestützt, die er anführte, auf's

Neue seine Behauptung wiederholt, und stark in seiner Ueberzeugung, unerschütterlich in seinem Entschlusse, wollte er in einem Buche unwiderlegliche Beweise aufzeichnen und der Wahrheit das glänzende Zeugniß der Erfahrung geben.

Eines Tages also reiste er ab und ließ am Ufer Freunde und eine weinende Gattin zurück. Der Himmel war rein, das Meer blau wie immer; die vergoldeten Barken durchstreiften den Bosporus, die süßen Wohlgerüche Asiens erfüllten den Morgenwind und die gelüfteten Vorhänge der Harems ließen im Dunkel die glühenden Augen der Georgerinnen erglänzen.

Wer von uns, frage ich, hat einen so starken Geist, um so mit allen Reizen des Lebens zu brechen und einem schrecklichen Tode ohne Hoffnung entgegenzueilen? Welcher muthige Soldat, welcher General würde so gewissen Gefahren in so schrecklicher Gestalt trotzen?

Der Doktor hörte weder Rathschläge der Klugheit, noch Bitten der Freundschaft, noch Beschwörungen der Liebe. Die Barke durchschnitt das Wasser, es war noch Zeit, einen unheilbringenden Entschluß aufzugeben: entfernte Zeichen riefen ihn zum Ufer zurück. Er schloß die Augen, um sie nicht zu sehen, und öffnete sie nur, um seinen festen Fuß auf den Felsen zu setzen.

Die Thür ging auf, der Doktor trat hinein, und zum ersten Male seit einem Jahrhundert vielleicht erklang ein fester Tritt unter den Gewölben des Thurmes.

Doch befanden sich bleiche Sterbende die verpesteten Gänge entlang; auf feuchten Betten lagen schreckliche Leichname, entsetzliches Aechzen erhob sich zum Himmel. Bei dem Anblicke dieses Schauspiels stand der Doktor still, er legte die Hand auf's Herz, als wollte er das heftige Schlagen desselben unterdrücken, und neigte sich auf eins der Gespenster, welche sich zu seinen Füßen wanden. Das Uebel hatte schon zu reißende Fortschritte gemacht, es war unheilbar. Der Doktor schüttelte den Kopf und ging zu einem Andern, dann zu einem Dritten; endlich blieb er bei einem jungen Manne von starker Körperbeschaffenheit stehen, dessen verglaster Blick und zusammengeschrumpfte Glieder aber schon die Umarmung des Todes zeigten.

„Dieser wird leben," sagte er.

Und er lebte wirklich. Er lebte, um nach Stambul die Nachricht seiner wunderbaren Heilung zu bringen. Zwei Andere folgten ihm, dann ein Vierter, ein Fünfter und so fort.

Der Doktor hatte in seinem Muthe und in seinem Genie ungehoffte Mittel gegen das Uebel gefunden; er hatte die Pest besiegt. Von hundert Unglücklichen, welche sie getroffen, rettete er zweiundzwanzig; das war ein Wunder.

Am Tage ging er von einem Sterbenden zum andern, beobachtete in ihnen die Fortschritte des Uebels, betrachtete ihren Blick, prüfte ihren Puls, gab ihnen seine Heilmittel, sprach ihnen in ihrer Sprache Muth zu und gab ihnen oft Befehle, zu deren Ausführung er sie bald durch Gewalt, bald durch Ueberredung brachte. Seine Befehle waren das Leben, und dessenungeachtet lehnte sich der unglückliche Wille dieser Menschen gegen ihn auf, so daß der Doktor weniger Mühe hatte, die Pest zu überwinden, als diese düstere und stumpfe Trägheit in Bewegung zu setzen. Er hatte Kämpfe in jedem Augenblicke, Kämpfe gegen das Uebel, Kämpfe gegen die Menschen zu bestehen. Hundertmal dachte er daran, seine Mission aufzugeben; hundertmal warf er einen Blick voll Sehnsucht auf die Küste von Europa; hundertmal setzte er den Fuß auf die Schwelle, um in der Barke den Platz eines Pestkranken, der hergeführt wurde, einzunehmen. Aber dann eilte er, um dem Schwindel, welcher seine Seele ergriff, zu entfliehen, an seinen Tisch, in einen abgesonderten Raum, wo er Tag für Tag, Stunde für Stunde die Beobachtungen aufzeichnete, welche er gesammelt hatte.

Dort überlas er seine noch unvollständigen Bemerkungen und stärkte in seinem unvollendeten Werke seinen geschwächten Muth. Jeden Abend sah man vom Ufer aus das zitternde Licht seiner Lampe; bei diesem schwachen Strahl brachte er die Begebenheiten des Tages in Ordnung, zeichnete seine Beobachtungen auf, ordnete seine Gedanken und beschäftigte sich mit Lösung eines der wichtigsten Probleme der Menschheit.

Um Mitternacht erlosch die Lampe, der Doktor ruhte aus.

Vierzig Tage waren seit dem Eintritte dieses Apostels der Wissenschaft in diesen Herd der Pest und des Todes vergangen. In der beständigen Berührung mit der Seuche, unter allen Gestalten und in allen Graden, hatte er seine Gesundheit bewahrt, hatte er durch das beredtste Zeugniß die Wahrheit seiner Behauptung bewiesen.

Die Pest war nicht ansteckend; wer würde das jetzt noch zu leugnen wagen? Und wenn er der Anstrengung erlag, würden doch seine Memoiren bleiben, als ein unerschütterliches Denkmal, dessen ruhmwürdige Pforten ein Anderer nach ihm öffnen könnte.

Diesen Abend, wie alle Abende, waren die Frau und die Freunde des Arztes auf der Terrasse eines Hauses von Pera vereinigt und erwarteten das gewohnte Zeichen, das tägliche Erscheinen des Lichtes in dem engen Fenster im Gipfel des Thurmes.

Die Sonne war in Purpur hinter den Gewölben und Pforten des Serails untergegangen. Es war

Nacht und das Licht erschien noch nicht. Schon malte sich Unruhe auf allen Zügen und das Schweigen verrieth die Angst aller Herzen. Endlich erhellte sich das Fenster: er lebte noch. Das Symbol des Lebens, das Licht, war hier das Leben selbst. Der Tod konnte nicht auf das eine hauchen, ohne daß das andere auch erlöschte.

Er lebte und man überließ sich der Freude, man vergaß die Stunde und die Nacht in den Unterhaltungen, in den Gesängen. Mitternacht war da und das Licht brannte noch; man fuhr fort zu singen, zu lachen, zu plaudern. Die Nächte vergehen schnell im Orient, an der Quelle des Lichts. Die Morgenröthe vergoldete bald den Horizont, und doch brannte das Licht noch. Nie hatte die Lampe so lange gebrannt, und die Gattin bemerkte es mit Traurigkeit. Endlich erlosch der schwache Glanz im ersten Sonnenstrahle. Man zog sich langsam zurück. Am Abend vereinigte man sich wieder wie am Vorabend, wie an den vergangenen Tagen, aber das Licht erschien nicht wieder.

Tags darauf erfuhr man die traurige Nachricht, daß der Arzt in der vergangenen Nacht der Anstrengung erlegen sey. Der Tod, welchen er Schritt für Schritt herannahen fühlte, hatte ihn in dem Augenblicke getroffen, wo er auf seinen unsterblichen Blättern seine letzten Beobachtungen verzeichnete. Die Erfahrung war vollkommen, das Werk vollendet.

Dieses Licht, als man es noch für das Symbol des Lebens gehalten, war nichts mehr als eine Trauerfackel, welche bei einem Leichname wachte.

Thurm Leanders, Erinnerung der Liebe — Thurm des jungen Mädchens, Andenken an väterliche Zärtlichkeit — er sollte heute einen andern Namen tragen, er sollte der „Thurm der Aufopferung“ heißen.

Das Zauberland am Nordpol.

Skizze aus dem Naturleben von Friedrich Körner.

Jedes Land der Erde hat seine Reize, seine Schönheiten. In der Wüste Sahara schafft die Luft die Zauberbilder ihrer Kimmungen, entfaltet sich das Bild erhabenster Einsamkeit, empfangen palmenschattige Oasen wie Wüstenträume die ermattete Karawane, baut der Porphyrfels seine phantastischen Burgruinen und belebt der Gesang der Karawane das tiefe Schweigen der Kirchhofsstille, die über den schimmernden Sandhügeln ruht. An den Ufern der großen Ströme Amerika's entfaltet der Urwald die Wunder der tropischen Vegetation, schlingt die Liane ihre Blumengehänge um den Riesenstamm großblüthiger Tropenbäume und wimmelt es von buntbefiederten Papageien, glänzenden Kolibris und farbenprangenden Schmetterlingen, während im feuchten Dunkel des Waldes der Kaiman seine blutigen Kämpfe mit dem Hirsch, dem Wolf und der Unze führt. — Nirgends aber ist die Landschaft zauberhafter, als in jenen Gegenden, wo der Winter seinen ewigen Wohnsitz aufgeschlagen und seine wunderbare Eiswelt geschaffen hat.

Der Winter ist der Zauberer der Erde: flüchtiges Wasser verwandelt sein Zauberstab in krystallene Brücken, dem dürren Grashalm verleiht er feine Reifblättchen, den Baumstamm faßt er in zierliche Eiskrystalle ein, an dem Tannenbaume hängt er seine funkelnden Eiszapfen auf, wogegen er an die Fensterscheiben traumhafte Landschaften mit Waldeinsamkeit, tiefen Tannengründen und seltsam gestalteten Blumen kritzelt, die Alpenhöhen mit schimmernden Gletschern krönt, wie mit einem Silberdiadem, und die Ebene in einen Schneemantel hüllt, der aus gebleichten Mondstrahlen gewebt scheint. Seine künstlerische Genialität entfaltet er aber im hohen Norden, in der menschenleeren Heimath der Robben und Eisbären, an den Ufern des wallfischreichen Polarmeeres.

Wenn der kurze, glühendheiße Polarsommer vorüber ist und die Sonne immer länger und länger unter dem Horizonte verweilt, bis sie sich endlich auf lange Monate ganz verborgen hält, dann beginnt der Wunderbau des Winters. Dichter Nebel steht wallend über dem dunkeln Meere; Himmel, Erde und Wasser verschlingt das Chaos, in welchem hier und da phantastisch gestaltete, blinkende Eisberginseln auftauchen. Endlich löst sich die Atmosphäre auf in helles, wildes Schneegestöber. Bald gaukeln die leichten, sternigen Flocken in der Luft umher, bald sinken sie müde herab zur Erde; schon thürmt sich hier und dort der leichte Flaum zu Hügeln empor, schon sind Thäler und Tiefen angefüllt, aber noch immer knistert es in der Luft, wie wenn unzählige Nähnadeln an einander stießen. Während dem sind lange Eiskrystalle wie gefrorene Lichtstrahlen vom Ufer hinausgeschossen über die Meereswellen; die Brandung zerbrach sie klirrend, aber immer neue Eisstrahlen wagten den Versuch, bis es ihnen gelang, ihr Netz fertig zu arbeiten und eine breite, dicke Eisdecke zu weben, unter welcher sich das zürnende Meer in vergeblichem Zorne emporhebt, um die hemmende Fessel zu sprengen.

Da liegt nun das Land unterschiedslos begraben unter Schnee und Eis, furchtbare Oede ringsum, kein Strauch, keine Flechte, kein lebendes Wesen; so weit auch der Blick irrt — Tod, Vernichtung, lautlose Verlorenheit ins Unendliche. Aber nun beginnt die Polarwelt alle ihre magischen Schönheiten zu entfalten. Von Zeit zu Zeit blitzt unter dem

Horizont ein gelbes Licht auf und gießt seinen zauberischen Schein über die glänzende, stille Eiswelt, und wenn es erlischt, senden Mond und Sterne ein silbernes Dämmerlicht herab, das sich wie ein Verklärungskranz um die Eisberge und Schneeebenen legt. Nun flimmert und blitzt es ringsum an den Eiszapfen, an den Schneeblättchen so geisterhaft, nun strahlt es von nah und fern in blendendem Schimmer zu dem dunkeln Himmel so mährchenhaft empor, daß man sich in eine fremde Lichtwelt versetzt meint.

Aeußerst zauberhaft sind die Gebilde der Gletscher. Hier thürmen sie sich auf zu wunderbaren Burgruinen, dort bauen sie einen verfallenen Klostergang, an einem andern Orte bilden sie einen gefrorenen Wasserfall, an dem man deutlich die Wasserstrahlen und die zurückprallenden Wogen erkennen kann; an jener steilen Küste steigen sie in kühnen Bogen hinab und bilden lange Säulengänge, eine Insel Staffa aus Eiskrystallen, einen ägyptischen Tempelhof mit stämmigen Säulen, einen gewaltigen Tunnel. Doch hierin besteht nicht der einzige Reiz der seltsamen Eisbauwerke; denn wahrhaft feenhaft ist das Flimmern und Funkeln dieser Eisgrotten und Eisruinen. Hier hüpfen brennendrothe Strahlen von Eiszacke zu Eiszacke, dort schlüpfen smaragdgrüne Lichter aus tiefer Spalte hervor, neben ihnen gaukeln blaue und gelbe Schimmer, während von jener Ecke silberhelle Strahlen aufschießen. Welch Hüpfen, Haschen, Aufstrahlen und Verlöschen, welcher Wechsel und welche nie ruhende Emsigkeit dieser Lichtblitze! An jede Krystallkante klammern sie sich an, wie geschäftige Elfen sind sie unaufhörlich bemüht, die Krystallgebäude zu verschönern und den Zauber zu vermehren.

Je feenhafter dieses seltsame Funkeln und Flimmern ist, um so unheimlich geisterhafter erscheint es in der stillen, leblosen Eiswelt des Polarwinters.

Horch, da kracht es, als spalte sich die Erde — der Gletscher löst sich, die ganze schimmernde Lichtwelt zerstäubt in Nichts. Dies Donnern, Bersten und Brechen tönt bei Tag und bei Nacht, bald hier, bald dort; krachend bricht hier ein Eisgewölbe, dort stürzt ein Bogengang im Schneesturm in Trümmer, aber die Baulust des Winters wird nicht müde, sondern thürmt auf's Neue ihre phantastischen Krystallschlösser auf und die Lichtelfen beginnen wieder ihr magisches Spiel, um die Wunder der Tropenwelt im Silber des Eises nachzubilden.

Sieh, da steigt mitten über der verzauberten Eiswelt eine schwarze Wolke empor, aus der stellenweise ein langer Lichtstrahl aufzuckt und über den Himmel dahinschießt. Dazwischen spielen und züngeln rothe, gelbe und blaue Flammen. Jetzt einen sich die Strahlen zu einem Bogen, der sich gleich einem Diadem um den Polarhorizont legt. Die Flammen werden lebhafter, sie fahren auf und ab, verbinden sich, trennen sich, schwinden und tauchen wieder empor, bilden durchbrochene Kronen, Lichtguirlanden, entblätterte Feuerbäume — denn rastlos schießen, züngeln, wogen und schwimmen die Lichtstreifen durch einander. Endlich erlischt die ganze Erscheinung; — doch sieh, dort zuckt wieder ein Strahl empor, jetzt noch einer, ein neuer Lichtbogen bildet sich, auch er erlischt plötzlich, um einem neuen Platz zu machen, der wiederum seine glühendrothen, goldgelben, smaragdgrünen und violetblauen Strahlen spielen läßt, bis sich dieselben zu einer glänzenden Krone einigen und das ganze Zauberspiel in einigen Minuten im Dunkel der Nacht schwindet.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

(Landwirthschaftliches.) Bei der drohenden Vermehrung der Feldmäuse verdienen die zweckmäßigsten Mittel ins Gedächtniß gerufen zu werden, durch deren sachgemäße Anwendung auf Verminderung und Vertilgung dieser Feinde der landwirthschaftlichen Kultur kraftvoll eingewirkt werden kann. Als solche sind zu empfehlen: 1) Anwendung der Phosphorpaste, wie sie in jeder Apotheke abgegeben wird; 2) Anlegung von Fanggruben durch Hilfe des Erdbohrers an den Kreuzgängen der Mäuse; 3) Einsetzen von alten Häfen an denselben Kreuzgängen; 4) Tödten der Mäuse während des Pflügens durch Knaben; 5) Schonung derjenigen Thiere, welche auf die Mäuse Jagd machen; besonders dürfen unsere Hauskatzen, die häufig auf den in der Nähe der Wohnungen liegenden Feldern den Feldmäusen nachspüren, dem Schutze der Jagdpächter empfohlen werden; 6) Einquellen des Samens in Mistjauche, welcher dann vor der Einsaat an der Luft getrocknet wird; 7) Anwendung des Pferchs auf den Saatäckern, welche viele Mäuse beherbergen; 8) Abmähen des Stoppelklees, der den Mäusen den Winter über einen geschützten Schutz gewährt; 9) Abtödten der Mäuse durch Rauch mittelst einer Rauchmaschine, die an dem gewöhnlichen Küchenblasbalg angebracht wird; 10) Vertilgen durch Bewässern, wo es die Möglichkeit erlaubt. — Wird von einem oder dem andern dieser Mittel ein allgemeiner Gebrauch von den Feldbesitzern gemacht, so darf auf einen sichern Erfolg gerechnet werden und dem starken Ueberhandnehmen der Mäuse wird gesteuert.

Redaktion, Druck und Verlag von G. Ritter in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

Nro. 127. Sonntag, 23. Oktober **1853.**

Dreie und Eine.

Von W. O. v. Horn.

1.

Es ist eine helle Lust und Herrlichkeit um ein fröhliches Wanderleben! Aber es wird alle Tage seltener, weil die Dampfer und Eisenbahnen die letzten Reste der Poesie des Wanderns zu Grabe tragen, von dannen keine Auferstehung ist. Durch die Welt rasen, Alles nur im Fluge betrachten, haschen und weiter eilen, ist jetzt an der Tagesordnung. Das ist ja eben das Charakteristische des heutigen Treibens, daß es aller Tiefe, Innigkeit und Gemüthlichkeit ermangelt; daß Alles nur auf Oberflächlichkeit und Schminke hinausläuft; daß es genügt, sagen zu können: ich bin dagewesen; daß englische Touristenart im ordinärsten Sinne überall gilt. Das Paradies ist immer ein verlorenes; das goldene Zeitalter liegt immer in der Vergangenheit und das Sehnen, das sonst in die Zukunft ging, wendet sich heute rückwärts. Nicht einmal ein Januskopf ist einen Pfifferling oder ein Fettmännchen werth!

Miserable Zeit! miserable Welt! miserables Treiben! In meiner Jugendzeit sah man noch überall Leute mit dem Ranzen auf dem Rücken wandern. Wo's schön war, weilte man und genoß. Man sah den Dingen in die Augen und nahm einen bleibenden Eindruck mit. Heutzutage sieht man selbst die Maler, die noch Poesie im Leibe haben sollten, nur sehr selten wandern; selbst die Studenten, die verkörperte Jugendpoesie, die noch auf Mondschein, Vergißmeinnicht und Mai, inclusive Nachtigallen, Maslieben und Veilchen etwas hielt, sie sind Philister geworden, tragen Fracks, Glacéhandschuhe und rauchen Cigarren. Noch eine Sorte ist übrig geblieben aus dem großen Schiffbruch des poetischen Lebensgenusses und des Reisens, kennbar an der bescheidenen Redensart: Erlauben Sie, ein armer reisender Handwerksbursch! Da rufen die glacébehandschuheten Poeten: Göthe sagt: Der Lump ist allein bescheiden — und der Schluß ist: Der Handwerksbursch ist ein Lump.

Es mag seyn, daß es Stromer genug gibt in dem Handwerksburschenstande, die Lumpen sind; aber wenn man die ächte Signatur der Lumpen und Stromer aufstellen wollte — o —! wie weit hinauf reckten sich die Polypenarme dieser Zunft, und in den Glacéhandschuhen steckt eine so überwiegende Mehrzahl dieser Race und Sorte, daß es Einem bange werden könnte, und, bei meiner Treu! schon das Göthe'sche Wort stempelt eine schöne Portion — ich meine den Mangel an Bescheidenheit.

Dreh' den Krahnen zu, Schenkmädchen, es läuft trübe! — Wahrlich, diese sprichwörtliche Redensart kommt zur rechten Zeit, denn — am Schreibtisch kann Einem auch die Galle überlaufen! Wozu? frag' ich mich — ruhiger geworden — wozu? Ist's denn nicht genug, wenn noch Eine Menschensorte übrig ist als Erbe des poetischen Wanderlebens? Komm an mein Herz, du Rest der besseren Zeit, du Universalerbe einer schönen Vergangenheit, der du noch die Wahrzeichen der alten, trauernden Wittwen aus der Zeit des heiligen Reichs aufsuchst, ich meine der Reichsstädte ihre, und hineindämmerst in die Welt ohne Sorgen und fidel bist nach Alters Brauch! Ob du einmal ein Loch im Aermel ist — der alte Marbel war ein Narr! Ob eine Sohle hungrig und durstig die Zunge herausstreckt — was thut's? Ob du einen feinen Herrn anranzest mit dem bescheidenen Worte: Erlauben Sie ꝛc. — das gilt gleich. Du lebst noch im Reisen und reisest voll Leben; du bringst noch eine Mähr heim und keine erlogenen Reisenovellen; du bist noch, wie du warst, und es ist Hoffnung, daß du seyn wirst, wie du bist.

Wenn ich mir den rechten Wanderburschen ansehe, so überkommt mich allemal ein Herzeleid, daß ich alt bin und nicht wandern kann; denn ich würde gleich einer. Welch ein Gewinn! — Leichtes Herz und leichter Beutel, leichter Ranzen, leichter Sinn! Er singt aus frischer, freier Brust: O Straßburg, o Straßburg, du wunderschöne Stadt! oder: Nun komm' ich an's Brünnelein, oder: So viel Stern,

am Himmel stehen, oder dergleichen Lieder, die frisch in Wort und Weise aus des Volkes Seele hervorquollen und darinnen Schutz und Heimath haben, bis die letzte deutsche Seele nach Amerika ausgewandert ist und dann — selber mit auswandern an den Ohio oder einen andern eio im Yankeelande; er singt solch ein Lied aus frischer Brust, taucht sein Gesicht in die frische Morgenluft, bleibt, wo es ihm gefällt, nimmt den frischen Eindruck mit, schreibt's hinter's Ohr, was er gesehen, und in kein perlgesticktes Notizbuch, diese zerstörbaren Gedächtnisse der fashionablen Welt — und wandert weiter ins Grüne und Blaue hinein, und lächeln ihm unterwegs ein Paar schöne Augen zu, so singt er: „Geh' du nur hin, du hast dein Theil, du führst mich nur am Narrenseil, ohn' dich kann ich schon leben, ohn' dich kann ich schon seyn! — Aber er schaut vielleicht doch einmal zurück und denkt: Hübsch sind sie — doch Lischens Augen sind hübscher! O du süße Heimath! Und der Gedanke an die Liebe in der Heimath zieht wie der leise, wunderbar sehnsüchtige Ton einer Aeolsharfe durch seine Seele. Das ist sein Paradies, das er hienieden wiederfindet. Er hat doch noch eins, und alle andern fürnehmen Weltbürger und Gelbschnäbel haben keins! — Und den nennt ihr Lump!

Seh' ich mir den Wanderburschen an, so wird mir's klar, er allein ist der Glückliche. Das Leben, die Verhältnisse, dieser Alp des Lebens, pressen ihn nicht. Er ist weder salon- noch courfähig. Zu den literarischen Thees kommt er nicht, höchstens zu Lindenblüthe oder Flieder, wenn er's im Halse hat. Das Leben macht an ihn keine Ansprüche, und er, er incommodirt's mit den Seinen nicht, als höchstens mit den Worten: Erlauben Sie 2c. um einen Zehrpfennig, und das will nichts sagen, wenn nicht etwa ein Bettelvogt ein Querkopf ist und seit Anno 50 wieder Courage kriegt hat, ihm auf den Leib zu rücken. Die Dampfer und Locomotiven mit ihrem Schweife, die Eilwagen mit den dumpfen Kasten und gepreßten Insassen, die Omnibusse, die wie die Arche Noah's allerlei Gethier einschließen, sie ziehen ihn nicht an — er wandert. Die großen Gasthöfe mit dem leidigen Gezüchte der zudringlichen Kellner, die einen ehrlichen Mann nicht einmal in Frieden nießen lassen, sondern zu Sieben herbeistürzen und nach den Befehlen fragen, mit den ekeligen Lohnbedienten, die Einem das Besehen der Herrlichkeiten vergällen, mit den ellenlangen Rechnungen, den lügenhaften Weinkarten, die den absoluten Racheputzer Rüdesheimer taufen, mit den Trinkgeldern vom Herrn Oberkellner zum Salonkellner, von diesem zum Zimmerkellner, von diesem zum Hausknecht und zur Küchenmagd herab, mit den Lastträgern, die eines ehrlichen Mannes Gepäcke wie Schund behandeln und doch noch bezahlt seyn wollen — von diesem Reisekreuz weiß er nichts. Alle diese Qualen des Daseyns, diese Moskitos der Civilisation und des Comforts kennt er nicht.

Ich frage: wer ist glücklicher? Ja, wenn nur das Geld nicht wäre! — seufzt eine Philisterseele. Geld? O ihr traurigen Mitbürger! sagte der Revolutionsagent von Helmbach, als er eine Dekadenrede hielt und alle Leute wegliefen. O ihr traurigen Mitbürger, sag' ich, die ihr um des Geldes willen an keine Poesie mehr glaubt! Seht auf meinen Schützling! Je weniger Geld, je fideler, je fröhlicher und seliger ist er. Ist's ihm ausgegangen, so sucht er Arbeit; fehlt's und er findet keine Arbeit — nun, so bleibt die ächte freie Kunst, zu der er Magister ist, wenn auch Leipzig diese Würde in den anderen versagen müßte, ich meine die freie Kunst des — Fechtens. Ein Lump bettelt, ein ächter Handwerksbursche ficht. Schon der erste Gang sagt Hunger, Mangel und Elend über die Mensur. Ein Kreuzer! Freilich für euch Feinschmecker, die ihr nach Mock turtle lüstern seyd, reicht der nicht aus; aber mein Schooßkind ist auch keiner von euerer verkommenen Zunft, denen die Seele im Gaumen sitzt und die die Kochkunst irgend eines Don Quixote oder sonst fahrenden Ritters von jenseits der Pyrenäen studirt, als sey der Weisheit Quelle drin. Sattwerden ist seines Essens Zweck, nicht, wie bei euch dessen Qual. Wenig verlangt er im Ganzen; ihr wenig von — vielen Schüsseln. Ist aber der glücklich, der möglichst bedürfnißlos ist, so ist er allein der Glückliche, denn an das Comfort macht er wenig Ansprüche. Ihm genügt nach langer Wanderung die harte Herbergsbank oder ein Bund Stroh oder der Heuschober. Regnet's nicht, ist er gesund; so hängt ihm der Himmel voller Geigen und sein Lauf ist helle Lust. Sorgen, diesen niederziehenden Ballast des Lebensschiffleins, kennt er nicht. Der Abend bringt die Ruhe, und ist er schon Mittags müde, so hält ihn kein Amtsurlaub vom Ruhen unter dem belaubten Schirmdach des Baumes ab. Er allein ist freier Herr seiner Zeit; er legt sich nieder, den Ranzen als Kopfpfühl untergelegt, und schläft ein Stücklein Zeit herunter, träumend von der Heimath und seiner Liebe. —

Nach dieser Standrede für einen ehrenwerthen Stand komm' ich zu einem Worte meines Spezials, des Doctoris Philosophiä Martinus Zipfel, eines vielgereisten und weltklugen Mannes, der sagt: Zwei Menschensorten findet man selbst im verborgensten „Coin du monde" (ich würde sagen: Flecklein Erde) nämlich: Juden und deutsche Handwerksbursche. Richtig, nur mit dem Unterschiede, daß sich die ersteren setzen und die letzteren wandern. Selbst auf einer mit Dünenhafer grünbekleideten Düne an den Gestaden

der Nordsee hab' ich einmal Dreie belauscht, sagt er, und will eben erzählen, was er da für Geschichten gehört. Da fall' ich ihm in die Rede und sage: Spezial, spare das für ein späteres Kapitel, denn die Dreie sind Nachbarskinder von mir und ich kenne sie, wie meinen Schlafrock, und ehe ich das niederschreibe, was du damals gehört, muß ich Mancherlei noch mittheilen, damit meine lieben Leser die Bursche erst kennen lernen und vielleicht einigen Antheil an ihnen nehmen. Ich wünschte herzlich, daß ich hinzusetzen könnte: so viel, wie ich selber.

(Fortsetzung folgt.)

Das Zauberland am Nordpol.

(Fortsetzung.)

Den feenhaften Zauber des Nordpols vollendet das Nordlicht, denn wie eine Laterna magica läßt es den Wiederschein seiner bunten Lichtspiele tausendfach sich brechen an den Eiskrystallen der Gletscher, an den trümmerhaften Eisburgen und Säulengängen. Alles scheint sich in Licht auflösen zu wollen. Ueberall lebt es, funkelt und blitzt es, und über dem Ganzen ruht ein geisterhafter, stiller Schimmer, wie wenn die Auferstehung durch das Grab des Todes hindurchbräche. Dunkle Schatten ruhen neben lichten Höhen, wie dumpfe Todesschmerzen neben süßen Auferstehungsgedanken.

Welches Land der Erde birgt solche Lichtwunder, solche Magie mondbeglänzter Schneefelder, solche zauberhafte Beleuchtung durch das Nordlicht. Und mitten in diese Einsamkeit leuchtet das Eisfenster des Eskimo in mattfeuerrothem Scheine, um das Wunderbare der Landschaft zu erhöhen. Murrend schleicht der Eisbär um die Eisberge, um die unförmlich gestalteten Robben zu überraschen oder die Gans im warmen Neste zu erhaschen. Indeß die Zauberwelt hat ihr Ende, sie schwindet in Nichts, sobald die lange Nacht dem langen Tage weicht. Denn nun stürzen schäumende Gießbäche von den Bergen, nun drängen die Meereswogen und sprengen die fesselnde Eisdecke. Mit furchtbarem Krachen lösen sich meilenweite Schollen, stürzen Gletscherberge in das tiefe Meer, daß es thurmhoch aufschäumt, und wie vom bunten Weihnachtstische werden eilig alle Wunder und Lichtspiele abgeräumt. Die Eisschlösser stürzen ein, die Säulenhallen und Bogengänge brechen zusammen, die Farbenlichter erlöschen, die schimmernde Phantasiewelt schwindet wie ein Wintertraum. Schwimmende Eisberge und Gletscher schaukeln auf dem hochgehenden Meere, stoßen hier und dort ihre Eisstirn zusammen, daß die Kolosse in Splitter zerstäuben.

So verwandelt sich die Zauberwelt allmälig in öde Felsen, an einzelnen Stellen mit Flechten und Moosen, in den Schluchten mit Beerensträuchern bewachsen, die tieferen Thäler überziehen sich mit freundlichem Grün, wo Rennthiere weiden, wo der Polarfuchs den Enten nachstellt und der Wolf den langbemähnten Moschusochsen zu bewältigen sucht, während Wallfische fröhlich sich tummeln im ultramarinblauen Meere und sich zur Reise nach dem Südpol rüsten, wohin ihnen die gallertartigen, nußgroßen Quallen voraneilen.

Dies sind die wunderbaren Zauber der Polarwelt; aber sie birgt noch andere Geheimnisse und Wunder des Lebens, deren Ursache der Mensch zu erforschen seit Jahren versuchte und sich ihretwegen sogar in die Eiswelt hineinwagte. Um den Erdball strömen geheimnißvolle Kräfte auf und ab, sie dringen in die Poren der Erdrinde, wohnen als tiefe Lebenskraft im Eisen, ziehen auf unsichtbaren Wegen durch die Luft, schweben wie Lebensgeister um die Pflanze, durchzucken den Menschenleib, entzünden das fabelhafte Nordlicht und sind vielleicht die Träger und Schöpfer des Lichtes. Die stumme Magie der Zuneigung und Abneigung, das Suchen und Fliehen der Elemente, das Vereinigen und Scheiden, das Schaffen und Zerstören, das Neugebären und Verzehren sind die Zeichen der allwaltenden Macht jener mehr geahnten als gekannten Weltkräfte, die ihre verborgene Heimath in den geheimnißvollen Regionen der einsamen Polarwelt haben.

Nichts ist aber so verborgen, daß es der menschliche Geist nicht entdecken könnte. Die feine Magnetnadel in der Hand durchwandert der forschende und denkende Mensch die ödesten Gegenden der Erde. Nicht scheut er sich, auf die wilde Steinwelt der Andenhöhe hinaufzusteigen, oder unter tausend Gefahren auf wohlausgerüstetem Schiffe sich mitten in die schwimmenden Gletscher und Eisberge des Polarmeeres zu wagen, selbst im leichten Schlitten auf den hügeligen Eisflächen jenes Meeres dem Pol zuzuwandern, um den Sitz des großen Magiers des Nordens zu entdecken. Unverwandt das Auge auf die Zuckungen und Bebungen der Magnetnadel gerichtet, weiß der Seefahrer nach der Weisung der Nadel den rechten Pfad durch Nebel, Eisberge, Sturm und Klippen zu finden. Nach den Schwankungen der Nadel, die er mit scharfsinnig erdachten Instrumenten zu messen weiß, berechnet der Mensch jede Entfernung, findet er sich in den Wüsten der Erde und des Meeres zurecht. Die Magnetnadel ist der Wegweiser, der Raummesser; nur mit ihrer Begleitung darf er sich auf das pfadlose Meer wagen. Der Magnetismus, die Elektrizität sind die geheimnißvollen Mächte, welche die Wanderungen von Wolken und Thieren leiten, die wunderbar und mit

undenkbarer Schnelligkeit bis in die fernsten Fernen wirken. Der Fisch im Wasser folgt dem Zuge des Erdmagnetismus, der Vogel in der Luft wird ihm nachgezogen, um den Muskelbau des Menschen zieht er seine magischen Kreise, aus der Gewitterwolke lockt er den Blitz, aus Metalldrähten schießt er als helle, leuchtende Flamme, in dem Rogen des elektrischen Aales baut er seine nervenerschütternden, lähmenden Batterieen, durch die Magnetnadel verräth er sein unsichtbares Daseyn.

Jene flimmernden Gletscher des Polarlandes leiten die elektrischen Lichtströme, sammeln sie zu buntfarbigen Nordlichtern, mit denen die Magnetnadel feinfühlend sympathisirt und deren Regungen auch dann noch verräth, wo sie dem Sinne des Menschen verborgen sind. Die stillen Kreise der magnetischen Pole legt der wechselnde Erdmagnetismus leis' in die Nähe des Nord- und Südpoles sich zurück. Wo das Pflanzenleben erstirbt, wo selbst das Thierleben nur kümmerlich sich nährt, da weilt der Ausgangspunkt jener Erdkraft, deren Umfang der Mensch bis jetzt mehr ahnt als weiß. Wärme, Licht, Leben, geistige Erregbarkeit strömen von hier aus in seltsam geschlungenen Kreisen um den Erdball; am Pol liegt der Nervenknoten des geisterhaften magnetischen Lebens, das uns so räthselhaft wieder begegnet in dem wunderbaren Empfindungsleben der magnetischen Somnambülen. Von den Einöden des Pols herab strömt ein Quell des feinsten Nervenlebens, an dem Eis entzündet sich helleuchtendes Licht, nach dem Eis des Nordens weis't in ewiger Sehnsucht das Eisen, mitten in Schnee und Eis ist verborgen der Herd einer Lebenskraft, die dort oft in magnetischen Gewittern hervorbricht.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

Zu der Ausstellung des Kreislandwirthschaftsfestes zu Landau hatte eine poetische Garnspinnerin aus dem Westrich drei Stränge fleißig gesponnenen Garns eingesendet und dem Gespinnste folgenden Vers beigelegt:

„Nur drei Stränge hier von meinem Produkt!
Denn ich habe mich leider im Datum verguckt;
Und da nun dies Fest unserm König zu Ehren,
So laß ich es mir auch gar nicht verwehren.
Gern hätte ich Ihm es selbst überbracht,
Ihm damit ein kleines Vergnügen gemacht;
Er hätt' auch vielleicht über die arm' Kathrin gelacht.
Schon über vierzig Jahr ernährt mich mein Rad,
Hab' mir aber leider noch kein Dukat erspart.
Nun möchte ich wünschen, ein Preis zu gewinnen,
Dann werde ich gern noch viel und lang spinnen.
Katharina Servas bin ich genannt,
Fehrbach im Westrich ist mein Heimathland."

Kaum hatte der k. Regierungspräsident, Herr v. Hohe, von dem Herzenswunsch der Naturdichterin Katharina Servas Kenntniß erhalten, so ließ er ihr sogleich aus dem ihm aus der allerhöchsten Cabinetskasse zur Verfügung gestellten Fonds einen Dukaten von Rheingold zustellen.

Triolette.

Vom Verfasser der „Primeln und Gladiolen".

1.

Vöglein auf dem Dache,
Störst mir ja die Ruh'
Und den Traum dazu!
Ehe ich erwache,
Singst und zwitscherst du.

Vöglein auf dem Dache,
Läßt du mir nicht Ruh',
Weißt du, was ich mache,
Vöglein auf dem Dache?
Mach' es grad wie du. —

2.

Keinen leeren Klingklang!
Der ist mir verhaßt;
Nicht die kleinste Last
Von so hohlem Klingklang
Und so fadem Singsang
Wünscht' ich je verfaßt.
Muse, keinen Klingklang!
Mir ist er verhaßt.

3.

Reim ist nur die Form,
Wesen der Gedanke,
Welchem nicht zur Schranke
Werde Reimesform.
Dann erst sey er Norm,
Falls der Sinn nicht wanke
Und des Reimes Form
Selber wird Gedanke.

Redaktion, Druck und Verlag von G. Ritter in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

Nro. 128. | Dienstag, 25. Oktober | 1853.

7 Balladen aus dem Westrich.

Vom Verfasser der „Primeln und Gladiolen".

---

7. Die Sage vom Röther Fuchs.

I.

Ein Jäger ging zu jagen
  Wohl in den grünen Wald,
Da traf er im Gehege
Auf einen Fuchs im Wege
  Von kräftiger Gestalt.

„Du sollst mir nicht entkommen!"
  So denkt der Jägersmann.
Er steht und spannet leise
Den Hahn und zielt mit Fleiße,
  Daß er wohl treffen kann.

Doch blitzt ihm ab die Pfanne;
  Er richtet sich auf's Neu':
Der Fuchs begann, o Grauen!
Gemüthlich zuzuschauen
  Der ganzen Richterei.

Und sieh! ab blitzt es wieder:
  Das Thier doch bleibt und schaut.
Mit einer Nadel räumet
Der Schütz die Pfann' und säumet
  Nicht lange mit dem Kraut.

Ab blitzt's zum dritten Male!
  Der Fuchs doch rührt sich kaum.
Da schlägt der Schütz und fluchet,
Eh' weiter er's versuchet,
  Die Büchs' an einen Baum,

Daß sie in viele Stücke
  Zerfährt und knallt zugleich.
Jetzt räumt der Fuchs die Stelle
Und lachen hört man's helle
  Aus sicherem Bereich.

II.

Ein Hirte trieb die Heerde
  Wohl in den kühlen Wald,
Da kam zur Mittagsfeier
Ein Fuchs dort an den Weiher,
  Von kräftiger Gestalt.

Und setzt sich zu den Füßen
  Des Rinderhirten traun!
Wie der sein Brod verzehret,
Begann, als ob begehret'
  Er auch, ihm zuzuschau'n.

Der Hirte ruft verwundert
  Nach seinem treuen Spitz;
Doch dem nicht schien's geheuer,
Er eilt nicht an den Weiher
  Zu seines Herren Sitz.

Nun theilt der Hirt betroffen
  Dem Thiere mit sein Brod;
Zumal er schon vernommen,
Wie auch es jüngst gekommen
  Beim Jägersmann von Roth.

Und weidlich läßt sich schmecken
  Der Fuchs die Brocken gut;
Er thut dies so verwogen,
Als wär' er auferzogen
  In hoher Herren Huth.

Und als das Mahl geendet,
  Wischt ab er sich den Mund;
Dann wendet er sich sachte
Den Wald hinein, wo's lachte.
  Drauf kommt und bellt der Hund.

III.

Ein Mütterlein sucht Kräuter
  Wohl in dem duft'gen Wald,
Da kam an lichter Stelle
Ein Fuchs zu ihr ins Helle
  Von kräftiger Gestalt.

„Das ist der Gast des Hirten,"
  Denkt jene gleich bei sich.
Doch war er sehr beschmutzet;
Das Mütterlein, verdutzet,
  Spricht: „Geh' und wasche dich!"

Gehorsam dem Befehle,
  Zum nahen Bach' er geht,
Wäscht sich mit Pfoten zierlich,
Und wieder ganz manierlich
  Vor'm Mütterlein er steht.

Sie spricht: „Sag' an, mein Thierlein,
  Du hast wohl deine Noth,
Daß du dich Menschen zeigest?"
Drauf er: „So du's verschweigest —
  Ich bin der Fuchs von Roth,

„Der jüngst verstorb'ne Schulze,
An Vieh und Feldern reich.
Sechs Kindlein haben eben
Gemordet wir im Leben,
Mein Weib und ich zugleich,

„Daß zwei nur Erben würden,
An Gütern reich, wie wir.
Drum kommt jetzt Fuchs geschlichen,
Bis Füchsin auch verblichen,
In seiner Schuld Revier."

So sprach als Fuchs der Schulze,
Der Schulze Fuchs von Roth.
Das Mütterlein sich segnete,
So oft er ihr begegnete;
Doch schwieg sie bis zum Tod.

Dreie und Eine.

(Fortsetzung.)

2.

Es waren drei Jungen von siebzehn Jahren, als sie aus meinem Wohnort, ihrer Vaterstadt, einem altersgrauen Städtlein am Rhein, am 11. März Anno 1845 auszogen, wie man sie prächtiger nicht finden kann; Staatsjungen, sagten alle Leute, die sie sahen und kannten. Da war frische Blüthe der Gesundheit, Kraft und Schönheit der Gestalt, frischer Muth und heiterer Sinn, und Tüchtigkeit rechtschaffener Gesinnung, die Frucht christlicher Hauszucht. Sie zogen nicht hinaus wie Jungen, die der strengen Hauszucht mit dem Troste entweichen, sich in toller Wildheit, wie junge Fohlen auf der Waldweide für den Pferch des Stalles, schadlos zu halten; sie gingen nicht von dannen mit dem Herzen voll toller Hoffnungen, die keine Scheidethräne ins Auge kommen lassen; sie waren nicht froh, der Heimath Joch abzuschütteln, um des losen Zügels der Fremde sich zu erfreuen. Sie wußten, was sie draußen sollten, und wollten es ehrlich, und die Rückkehr zur Heimath, an Kunst und Erfahrung reich, der Achtung und des Vertrauens würdig, stand als schönstes Ziel vor ihren Seelen. Das kam daher: sie waren braver, wohlstehender, christlicher Familien Söhne aus dem schlichten, körnigen Bürger- und Handwerkerstande, wie sie sich, gottlob, noch finden, wenn auch allmälig als seltene Vögel.

Sie zogen aus, nicht auf Einen Tag, nicht in Einer Richtung. Der Eine wandte sich der „heiligen" Stadt Köln zu, der Andere dem „goldenen" Mainz, der Dritte ging durch das rheinische Paradies, den Rheingau, nach dem Paradiese aller Handwerksbursche und Dienstmädchen, nach Frankfurt, das bei „Bernem" liegt, wo die Lust und Herrlichkeit daheim ist, sonderlich an den Sonntagen, wo die Tanzmusik klingt, und der Schein, der von solchem Sonntag in „Bernem" ausgeht, macht in der Regel den Montag himmelblau und den Dienstag — bläulich.

Die Dreie waren Nachbarskinder und wohnten sich so nahe, daß Einer des Andern Wiege hätte können knarren hören, wenn sie in der Wiege daran hätten denken können, oder Eine Mutter hätte alle Dreie durch ein Eiopopeio einschläfern mögen, wenn es die Mütter so hätten verabreden wollen. Wer nämlich in dem altersgrauen Rheinstädtlein die Rheingasse von Nord gen Süd durchwandert bis an die südliche Stadtmauer, die unten mit dem Wendelsthor gegen den Rhein endet und sich rechts an dem Ziehbrunnen um die Ecke schlägt, der steht in der Wendelsgasse, die gegen den Berg läuft. Bleibt er an der Ecke stehen und sieht sich um, so erblickt er vier ganz stattliche Bürgershäuser, mit alten spitzen Giebeln, aus Holz gebaut, und die Jahrzahl des einen über der Hausthür zeigt 1507. Das mag der Geburtsschein auch für die drei andern seyn, denen er fehlt, denn ihre Bauart ist mit dem von 1507 gleich, wie ein Ei dem andern. Die Balken sind hochroth angestricken mit einem schwarzen Einfassungsstreifen, und die Gefachspiegel weiß, aber nicht von heute und gestern, sondern es mag auch von 1507 seyn, und nur wo der Kalkbewurf vom Gefachlehm sich einmal gelöst hatte, mag die sorgsam erhaltende Hand späterer Insassen erneuernd, im Einklang mit der ersten Färbung, nachgeholfen haben. Jedes dieser Häuser trägt einen alten Spruch, in die Bette des ersten Geschosses vom Zimmermann künstlich eingehauen.

Das erste an der Ecke rechts, wo der Winzer Rechtling wohnt, zeigt folgende Worte: Ich steh' in Gottes Hand, er behüt' mich vor Wasser und Brand. Das gegenüber, wo der Klempner Dobel wohnt, trägt die Schrift: Wie Gott will, so halt' ich still, er wird's in allen Sachen wohl mit mir machen. Das Haus neben Rechtlings, wo der Schmied Lichtenauer wohnt, hatte den Spruch: Erbaut bin ich, doch steh' ich fest, wenn Gottes Schutz mich nie verläßt; und das neben dem Blechschmied bekannte: Das ist das Fundament am Haus, wenn Gott hier gehet ein und aus. Darin wohnte der Schneider Riffel.

Wenn der Geist, der aus solchen Reimlein sprach, in den Häusern allzeit wohnte, so stand's gut um sie und ihr Fundament. Damals, als aus dreien die Buben in die Fremde gingen, konnte man sagen, die Bewohner waren ihm nicht fremd oder entfremdet.

Oberhalb dieser vier Häuser war in der Wendelsgasse eine große Zahnlücke und diese füllten Gärten aus. Es ging eine Sage, daß 1689, als die Franzosen das Städtlein, so damals soll pfälzisch gewesen seyn, anzündeten, an dieser Stelle die Häuser weg-

brannten. Am Ende dieser Zahnlücke, oben gegen den Berg, standen eingedrängt wieder kleine Häuser auf beiden Seiten, deren Bewohner aber mit den vier Haushaltungen da unten wenig nachbarliche Gemeinschaft hatten. Desto mehr aber hatten diese sie unter einander. Es war auch ein ganz ander Volk da droben, wie überhaupt in der ganzen Ober- oder Berggasse.

Wenn sie sich da droben als einmal aus dem Fundamente hänselten und kappelten, erst piano, dann forte, endlich fortissimo und mitunter pizzicato, wie Meister Riffel sagte, der ein Musikus und unter den Stadtpfeifern war, — zuerst die Frauen mit stechender Zunge und dann als getreue Reserve die Männer ins Vordertreffen rückten, wie Lichtenauer sagte, der bei den Husaren Anno 13 gedient: so herrschte zu „Vierhausen", wie man spottweise die vier Häuser nannte, wegen ihres getreuen Zusammenhaltens, ein ewiger Friede, nicht wie ihn die Könige schließen, bis zum nächsten Krieg, sondern ein wirklicher.

Aus dreien dieser Häuser stammten die drei Wanderbursche, welche dazumal der Doctor Zipfel auf der Düne belauschte und von denen ich erzählen wollte.

Der Winzer Rechtling am Brunneneck hatte mehrere Kinder. Er sagte daher, als der Gabriel, sein ältester, confirmirt war, zu seiner Frau: Margareth, für Zweie reicht das Gut nicht aus. Dem Elias bleibt, wie billig, das Haus, wenn wir sterben; er kann Wingertsmann werden, wie ich; der Gabriel muß aber ein Handwerk lernen. Nun hat der Meister Dobel drüben ein gut Geschäft; der Bub wär' unter unsern Augen, bliebe an unserm Tisch und es kostete wenig Lehrgeld. Wie meinst Du? Ihr war's schon recht und Meister Dobel nahm den braven Jungen gern.

Der Schmied Lichtenauer hatte nur Ein Kind, also wurde der starke Gerhard Schmied und blieb bei seinem Vater. Riffels hatten auch nur Einen Sprößling, den Joseph, der mußte natürlich Schneider werden, und sein Vater war sein Meister.

Das gute Einvernehmen der Alten schien sich in den Kindern abspiegeln zu wollen, nach dem Sprüchwort: Wie die Alten sungen, so zwitschern die Jungen, oder dem andern: Der Apfel fällt nicht weit vom Stamm. Die Buben hielten an einander wie Kletten im Haar. Als sie noch Kinder waren, da waren's ihrer Viere, denn Dobels hatten ein Mädchen, das trug den Namen Röschen auch nicht für den blauen Nebel. Das bildhübsche Kind war nur ein Jahr jünger wie die Buben; sie spielten den ganzen Tag mit einander und haderten nie, und wenn die befreundeten Mütter als einmal zum Fenster herausschauten, ob die Kinder nicht am Brunnen waren, und sie so fröhlich und einig spielen sahen, sagten sie sich mit lachenden Augen: Mein Lebtag hab' ich keine so einigen Kinder gesehen!

(Fortsetzung folgt.)

Das Zauberland am Nordpol.

(Schluß.)

Das Geheimniß des Erdlebens liegt am Pol, von wo es in seltsam geschwungenen Bogenlinien die Erde umkreist und die Erdrinde gestaltete. Diesen magnetischen Linien folgen die großen Gebirge der Erde, ihnen nach zieht der Ural und die skandinavischen Granitgebirge, in Schottland und Spanien dehnen sich die Bergzüge aus nach den Linien der magnetischen Erdkraft, die Beugungen der Alpen, des Kaukasus, des Taurus, der Gebirge Persiens, Indiens, und Hinterasiens sind an die Linien gefesselt, welche ihnen der Erdmagnetismus vorzeichnete. Dieselbe Kraft übten sie auf die Richtung der afrikanischen, amerikanischen und australischen Gebirgszüge. Die Stärke dieser Lebenskraft ist so gewaltig, daß der Mensch Edelsteine und Mineralien durch elektrische Kraft zu schaffen vermag, und die Welt der Erzeugnisse, welche die Erde trägt, theilt sich in solche, welche sich sehnen nach dem Magnet, und solche, welche ihn fliehen. Selbst die Luft theilt diesen allgemeinen Zug der Dinge; im Sommer bei großer Hitze ist sie der elektrisch-magnetischen Kraft feindlich gesinnt, im Winter nimmt sie dieselbe willig auf. Der Magnetismus ist die Spannkraft des Lebens, welche, angeregt durch die Sonnenwärme, alles Lebende, vom Gestein bis zum Menschen, durchdringt und die Veränderungen der übrigen Lebenskräfte regelt. Im Erdmagnetismus liegt das Geheimniß der Krystallbildung wie des Nervenlebens, durch elektro-magnetische Kraft weiß der Mensch seiner Gedankenmittheilung die Schnelligkeit des Blitzes zu geben, ihr entlockt er jenes wunderbare Licht, welches auch die kleinsten Körper genau zu erkennen erlaubt, durch elektro-magnetische Ströme versteht er Wasser zu scheiden und es in hellleuchtenden, wärmenden Brennstoff zu verwandeln, durch die Kenntniß der magnetischen Kräfte lernt er die Natur des Lichtes begreifen und nach Belieben Lichtmaterie schaffen.

Wenden wir aber den Blick von jenen geheimnißvollen Gegenden des Nordpols, die noch kein Menschenauge erblickte, und von jenen wunderbaren, lebenerregenden Kräften, die noch kein menschlicher Geist erforschte, nach den Nordländern, die wir kennen, so führt uns jeder Schritt in das Reich des Wunderbaren und Geheimnißvollen. Tief unter dem ewigen Eise und unter den vulkanischen Gesteinen liegen die

Palmenwaldungen einer undenkbaren Vorzeit begraben. Baum neben Baum ruhen sie, als ob eine sorgsame Hand sie in das Felsengrab gebettet hätte; aber diese versteinerten Stämme zeugen von den großen Umwandlungen unserer Erde, die vor Zeiten da Palmen trug, wo jetzt selbst die Birke zu nur fußhohem Strauche verkümmert. Jene Grauwacke und Steinkohlen bergen in sich das Geheimniß der Vorwelt: als die ersten Inseln, welche die Erde sah, schwammen sie im heißen Weltmeer und strotzten von einer riesigen Pflanzenwelt, wie sie im Gangesthale und Amazonenstrome heutigen Tages nur noch zu finden sind. Welche Stürme mögen jene Eisinseln erlebt und angeschaut haben; sie, die ältesten Festen der Erde, sind nun die einsamsten und verödetsten geworden. Ihre grünen Waldungen sind aus ihren Thälern verschwunden, Gletscher und Eisberge decken sie, wie das Silberhaar des Alters, und die lange Polarnacht deutet auf ihr Absterben hin.

Doch seh', noch ist das Erdfeuer, dem sie sich vor Millionen Jahren entrangen, nicht ganz erloschen, noch schlägt es in hohen Flammen mitten aus ihren Eisbergen empor, sprengt oder schmilzt den Gletscherpanzer und wirft seinen blutrothen Schein weit hinaus in die Winternacht und über den bleichen Schnee. Ein glühender Lavastrom hebt sich stolz aus dem zitternden, von Wasserströmen triefenden Berg, steigt hinab in das schneegefüllte Thal, zerstört alle Zauberwerke des Winters und läßt ächzend vor sich her die flüchtigen Ströme geschmolzenen Eises rinnen, indem es sich verheerend Bahn bricht nach dem Meere, in welches es als feurige Kaskade hinabstürzt. Welcher furchtbare Kampf der Elemente, welch Zischen, Donnern, Krachen der zusammenbrechenden Gletscher, welches wilde Funkeln der Eiskrystalle, welch wunderbarer magischer Wiederschein der Feuersäule des Vulkans auf den Schneefeldern und Eisgrotten!

Versucht der Vulkan von Zeit zu Zeit die Eislast von sich abzuschütteln, so führt der heiße Springquell des Geysers den unermüdlichen Kampf gegen die Eiswelt, indem er aus der Tiefe den siedenden Wasserstrahl thurmhoch emporschleudert, um ihn in seinem weiten Kesselrande beim Zurücksinken wieder aufzufangen. In dem öden, todtenstillen, basaltischen Felsthale rauscht, wie das Tiktak einer Weltuhr, das Steigen und Fallen des leidenschaftlichen Quells in nutzlosem Zorn, das einzige Lebenszeichen der Natur im Reich des winterlichen Todes. Mitten im Eis und Schnee ein Quell siedenden Wassers, wie die wache Leidenschaft eines in Selbstsucht erkalteten Herzens.

Wunderbar wie das Nordpolarland ist auch das Nordpolarmeer. Auf Eisschollen fährt der Eisbär hinaus auf die Jagd, um Robben und Wallrosse anzufallen; im Schwimmen wie Klettern gleich geschickt, kennt er keine Gefahr und fürchtet selbst die Feuerwaffe des Menschen nicht. Neben den kleinen, kaum sichtbaren Gallertthierchen, die in so großer Menge die Meere füllen, daß sie dasselbe färben, rudert der Riese des Meeres, der Wallfisch, um sich mühsam von diesen kleinsten Meeresgeschöpfen zu nähren. Weder Kälte noch der gewaltige Wasserdruck hindern die Quallen, diese Gegenden zu bewohnen, und wo kein Strauch der Erdoberfläche mehr zu gedeihen vermag, da wachsen auf tiefem Meeresgrunde die buntfarbigen, seltsam gestalteten Seetange in riesenhafter Länge und mit ihren Luftblasen auf den Meereswogen sich wiegend. Sie schaffen den öden Meeresboden zu Zaubergärten um, indem sie roth und gelb glänzen, und statt der Blumen buntschillernde Muscheln auf ihren Zweigen tragen.

Wenn dem Isländer die Frucht des Ackers fehlt, dann erntet er sein Brod auf der See, führt den gallertartigen Seetang heim, mahlt ihn und nährt sich und seine Heerde von der Meerespflanze; und wenn keine Pflanze der Erdveste den Brustkranken heilen will, dann verordnet der Arzt die Meerespflanze des Nordens, den Karraghen oder das isländische Moos. Wo Tod und Vernichtung zu wohnen scheinen, da findet der Mensch Leben und Rettung, da erbeutet er den Leberthran für sein skrophulöses Kind, da holt er das schmiegsame Fischbein für die eitle Salondame und das Seehundsfell für den reisenden Kaufmann.

Mannigfaltiges.

(Für Blumenfreunde.) Um sich im Winter ein leicht herzustellendes Beet von Immergrün anzulegen, wird vorgeschlagen, von kräftigen und gesunden Geraniumstöcken gerade vor Anfang des Winters Zweige, wie Senker, abzuschneiden, und sie in Fläschchen mit stark gesättigtem Seifenwasser zu setzen. Nachdem sie einige Tage verwelkt sind, werden sie ihre alten Blätter abwerfen und frische treiben, welche den ganzen Winter hindurch in der frischesten Kraft bleiben. Wenn man eine Anzahl so gefüllter Fläschchen neben einander in einen Blumentisch setzt, die Fläschchen aber mit Moos verdeckt, so hat man das schönste immergrünende Beet, und das Wasser braucht den ganzen Winter hindurch nicht erneuert zu werden.

Redaktion, Druck und Verlag von G. Ritter in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

Nro. 129. Freitag, 28. Oktober 1853.

Dreie und Eine.

(Fortsetzung.)

Das kleine Röschen herrschte unter den Buben wie eine Königin. Sie gehorchten ihm blind. Was es wollte, geschah, und man hätte sich todtlachen mögen, wenn man zusah, wie sie ihm alle Drei schmeichelten und wie Einer den Andern in zarter Schonung, Rücksicht und Gehorsam überbot. Das Mädel aber beherrschte Alle gleich, zeichnete Keinen aus und hatte sie gleich lieb. Freilich änderte das sich mit den Jahren; denn als die Kinder in die Schule gingen, sagte Röschens Mutter zu ihr:

„Kind, nun darfst Du nicht mehr mit den Buben spielen!"

„Warum denn nicht, Mutter?" fragte Röschen weinerlich.

„Es schickt sich nicht mehr, Du bist zu groß," sagte die Mutter; „in Deinem Alter heißt es: Buben zu den Buben, Mädel zu den Mädeln."

„Ei so wollt' ich, ich wär' auch ein Bub!" rief das Mädchen.

Die Mutter wandte sich ab und lächelte, daß Röschen es nicht sehen sollte, und es blieb dabei, da dieser Wunsch des lieblichen Kindes natürlich unerreichbar war. Röschen mußte sich Mädchengesellschaft suchen; aber wie oft stand sie am Fenster und sah betrübt und sehnsüchtig den gemeinsamen Spielen der drei Knaben zu, und wenn sie ihr winkten, zu ihnen zu kommen und mitzuspielen, schüttelte sie betrübt den schönen Kopf und winkte nach der Stube zurück, als wollte sie sagen: Die Mutter leidet's nicht und ich muß stricken.

Das war Trübsal für beide Theile und es trat zum ersten Male eine jener bitteren Schranken hervor, an denen das Leben so reich ist. Desto treuer hielten fortan die „Vierhäuser Buben" oder das „Vierhäuser Kleeblatt" zusammen, wie sie die andern Stadtbuben nannten. Ich wollt's Keinem gerathen haben, der einen von ihnen angetastet hätte. Einer für Alle und Alle für Einen! war ihr Wahlspruch, von dem sie keine Linie wichen. Da sie nun alle Drei handfeste und unerschrockene Bursche waren, so hatten auch die Andern den Muth nicht, ihnen an den Krips zu gehen, und es blieb in der Regel beim drohenden Faustmachen und dem Zuruf: Komm, wenn Du's Herz hast!

Die Lehrzeit gab dem Verhältniß eine neue Gestaltung. Mit dem Spielen war's aus. Aber nun gingen sie Sonntags Mittags auf das „Spitzköpfchen", wie eine Felsenkoppe vor der Stadt hieß, wo eine herrliche Aussicht war. Da stand ein alter wilder Birnbaum und gab Schatten; der Boden war mit Moos bedeckt, wo sich's herrlich sitzen und liegen ließ, und hier plauderten sie, machten Pläne und sangen schöne Lieder, wo es sich gar gut machte, wenn die drei reinen Stimmen im Dreiklang sangen. Dabei sang der Joseph Riffel allemal die erste, der Gabriel Rechtling die zweite Stimme und der derbe Schmied, Gerhard Lichtenauer, sang seinen köstlichen Baß.

So blieben sie denn eng, innig und treu verbunden durch die ganze Lehrzeit, und solche gute Kameraden waren nicht wieder in der Stadt. Dem Röschen waren sie alle Drei herzlich gut, Keiner nahte sich jedoch dem immer reizender sich entfaltenden Mädchen. Die Beiden, Joseph und Gerhard, beneideten wohl manchmal den Gabriel, daß dieser viel mehr um das Röschen seyn konnte, als sie, aber sie sagten das weder ihm, noch sich einander; und so meinte am Ende Jeder, er liebe das Mädchen allein und ahnte nicht, daß dasselbe holdselige Bild in des Andern Seele stehe. So züchtig, wie ein Heiligthum, wurde das Mädchen gehalten, daß sie es selbst vermieden, unter einander von ihr zu reden. Wenn die beiden Andern auch einmal auf den Gabriel neidig waren, so hatte das doch nicht die geringste Folge für ihre Freundschaft. Uebrigens war der Neid auch ohne allen Grund, denn Gabriel sah Röschen oft kaum einmal des Tages, und dann bewies sie ihm nicht ein Haarbreit mehr Freundlich-

keit, als den beiden Andern. Für ihn war nur die eine Folge daraus hervorgegangen, daß er, der sie wenigstens hörte, wenn er sie auch nicht sah, mehr an sie denken mußte, wie die beiden Andern; daß sich ihr Bild tiefer in seine Seele drückte; daß er sie heißer und inniger liebte, als sie vielleicht. Indessen war seine Lage dennoch nicht beneidenswerth; er hatte auch öfter Grund zu Aerger und Unzufriedenheit. Wenn sie in die Werkstatt kam und kalt wieder ging, oder wenn er sie liebreich um etwas fragte, und sie antwortete so gleichgiltig oder kalt: das schnitt ihm allemal gar tief in das Herz und er litt dadurch viel mehr, denn die Andern. Manchmal war sie auch wieder so lieb und zutraulich gegen ihn, daß er sich für den Glücklichsten auf der weiten Erde hielt; aber näher kamen sie sich nicht. Gabriel sah indessen recht gut, wie das Mädchen täglich rosiger wurde, und Röschen hätte blind seyn müssen, wenn sie nicht hätte sehen sollen, wie auch der Gabriel schöner wurde, und sie hätte kein Mädchen seyn müssen, wenn sie nicht hätte bemerken sollen, daß, wenn sie in der Werkstatt ihm recht nahe stand, seine Hand bei der Arbeit gar nicht so fest war, als sonst, und wenn sie in der Küche etwas zerbrochen hatte und hereinspringend sagte: Geh, lieber Gabriel, löthe mir das doch gleich! daß dann eine Flammengluth sein Gesicht bedeckte. Mädchen von sechszehn Jahren wissen weit besser, wo das hinaus will, als Jünglinge dieses Alters, die dann noch oft entsetzliche Tolpatsche sind. Daß sie das ungerne gesehen, konnte nicht behauptet werden; aber zur eigentlichen Liebe kam's doch nicht. Höchstens verglich sie die Dreie einmal mit einander, um zu wissen, welcher der Schönste von ihnen sey; aber damit kam sie noch nicht ins Klare. Ob sie später ins Klare kommen würde, das war schwer zu errathen. Endlich kam das Jahr 1845, wo denn Aller Lehrzeit ein Ende hatte und sie, wie es die Väter wünschten, auf die Wanderschaft sich begeben sollten.

Es war ein schöner Frühlingssonntag, der siebente März selbigen Jahres. Sie waren auf das „Spitzköpfchen" gegangen unter den lieben alten Birnbaum, dessen Blüthenknospen schwollen. Sie waren alle Dreie so still und wehmüthig, als sie den schmalen Bergpfad hinaufklommen; das Scheiden und Meiden, das einem deutschen Herzen viel weher thut, als einem andern, lag auf ihnen wie eine recht schwere Last, und Keiner wollte es doch dem Andern sagen, weil sich Jeder schämte, weich zu erscheinen.

Als sie nun da oben saßen, preßte es dem Joseph schier das Herz ab, daß Keiner von der rechten Farbe reden wollte. Er platzte endlich heraus und bezwang ritterlich das Gefühl, welches ihn zu überwältigen drohte.

„Nun geht's bald an's Scheiden, Brüder," sagte er; „das wird uns schwer werden. Ich hab' mir's so ausgedacht, es wäre doch schön, wenn wir, die wir uns so an einander gewöhnt haben und so treue Kameraden sind, auch zusammen fortgingen und draußen überall bei einander blieben, so nämlich, daß wenn von uns Einer keine Arbeit kriegte, wir Anderen auch keine in selbiger Stadt nähmen."

„Das sagte ich auch zu meinem Vater," erwiederte darauf Gerhard. „Ihr wißt, der ist viel gereist. Wißt Ihr, was er sagte: Dummes Zeug! sagte er — das könnt ihr nicht ausführen und es geht auf die Dauer nicht. Gesetzt, du bekämst gute und lehrhafte Arbeit und die beiden Andern auch; aber der Eine hätte zufällig einen schlechten Meister, mit dem nicht zu leben wäre, soll er sich todtärgern deinetwegen? Sollst du die gute Stelle verlassen seines schlechten Meisters wegen? Dummes Bubenzeug! Ihr kennt die Welt nicht!"

„Dein Vater hat da gewiß Recht," sagte Gabriel, der sich allewege durch Besonnenheit auszeichnete. Nehme ich an, ihr Beide fändet irgendwo gute Arbeit und ich keine; wie könnt' ich Euch zumuthen, um meinetwillen die Arbeit fahren zu lassen? So schön es auch ist, Joseph, das geht nicht. Ich hab' mir's anders ausgedüftelt. Wenn wir überall zusammenseyn könnten und es ginge schon, so wär's doch nichts. Wir sähen überall nur dasselbe, und wenn wir einmal als Meister die Nachbarschaft „Vierhausen" ausmachten und da Abends oder des Sonntags Mittags zusammen auf Dobels Bank säßen, so könnten wir auch nur dasselbe erzählen, und vor Langeweile käm' uns das Gähnen. Nein, Jeder zieht eine andere Straße, und zwar Einer nach Köln, Einer nach Mainz und Einer muß ins Reich, so nach Frankfurt oder daherum. Wir wandern, wohin es uns gefällt; aber eine Erzplaisir hab' ich mir ausgedacht. Nach zwei Jahren nämlich, wollen wir uns verbindlich machen, uns in einer Stadt, wo's auch seyn mag, wiederzufinden. Denkt's Euch einmal!"

„Das ist prächtig!" riefen die Beiden aus.

„Wenn's Euch denn so recht ist, so geh' ich noch weiter und schlag' Euch vor, damit's Keinem Leid macht, wohin er etwa ziehen möchte, nicht dorthin zu kommen und wir am Ende uns nicht einigen können: wir wollen loosen — das Loos fällt, wie der Herr will."

„So ist's recht!" riefen die Zweie.

„Aber," sagte Gerhard, der aufgestanden war und einige dürre Grashalme gerupft hatte und eben daran war, sie in dreifacher Abstufung zu schneiden, „wie das Loos fällt, so muß es pünktlich gehalten werden, das bedinge ich mir zuvor aus, und nicht anders."

Die beiden Andern gaben nun ihr Wort darauf und Gerhard hielt die Loose hin, indem er sagte:

„Hört Ihr's, wer das Kleinste zieht, muß den Rhein hinunter; wer das Mittlere zieht, den Rhein hinauf, und wer das Längste bekommt, muß ins Reich."

„Ja, so soll's seyn," sagten wieder die Andern und Joseph, der gerne mit der Nase vorn war, zog zuerst und das Kleinste.

„Aha, Du mußt nach Köln!" sagte Gerhard. „Glück auf! Zieh', Gabriel!"

Dieser zog das Längste.

„Du mußt ins Reich und ich muß gegen den Strom schwimmen, rheinaufwärts."

Das Gottesurtheil hatte entschieden und alle Drei waren mit der Entscheidung zufrieden.

„Nur gefällt mir" — hob Gerhard wieder an — „auch das nicht, daß wir alle Drei auf Einen Tag weg sollen von daheim. Das ist gegen den Brauch. Ihr wißt, wir „Vierhäuser" haben keine Kameradschaft außer uns. Gingen wir auf Einen Tag, so würde Keiner von uns begleitet, und es ist doch die alte, schöne Sitte, daß die Kameraden den Scheidenden begleiten. Wer zuerst von uns geht, den begleiten die beiden Andern und tragen ihm den Ranzen. Wer zum Zweiten fort muß, den begleitet der Dritte, und nur der Letzte muß allein gehen. Ist's Euch recht so?"

Die Zweie stimmten dem praktischen Schmiede zu.

„So soll das Loos abermals entscheiden!" sagte er und ging etwas zurück, um wieder Halme zu pflücken.

Sie zogen und wieder traf Joseph das Loos des ersten Weggangs, Gerhard war der Zweite und Gabriel mußte alleine seinen Wanderstab ins Reich setzen, ohne daß ihm ein Freund das Geleite gab.

So hatte das zweite Gottesurtheil entschieden und Keiner sprach darüber ein Wort des Mißvergnügens aus.

Eine lange Weile saßen sie stille und in sich versunken neben einander. Jeder dachte an das Scheiden von den lieben Eltern, von dem geliebten Röschen, von der trauten Heimath, und das lag auf dem Herzen wie eine drückende Last. Sie sollten hinausgehen in eine fremde Welt, wo sie keinen Menschen, kein Mensch sie kannte, das machte den unerfahrenen Herzen bange.

Nach einiger Zeit sagte Gabriel:

„Das steht nun fest, aber ihr lieben Kameraden, wo sollen wir uns nach zwei Jahren wieder finden? Das war ja auch Eure Meinung."

„Freilich," erwiederte Joseph.

„Das kannst Du bestimmen," sagte Gerhard zu Gabriel, „denn Ihr habt das große Buch mit den vielen Bildern, darin Du alle Sonntag studirt hast, und kennst schon die halbe Welt; ich meine das Buch von dem Sebastianus Munsterus, welches Kosmographie heißt. Weißt Du nicht?"

„Gewiß weiß ich's," versetzte Gabriel; „aber soll's nahe, soll's weit seyn, das müßt Ihr mir sagen."

„Weit!" rief Joseph, dem in der Erinnerung an seines Vaters Erzählungen der Kamm schwoll.

„So will ich Euch die Stadt Hamburg vorschlagen, und will Euch nach dem Buche den Weg dahin aufschreiben, daß Ihr nicht fehlen könnet."

Es war ihnen wieder genehm, was er vorgeschlagen. Sie gaben sich Wort und Handschlag und auch das war in Ordnung.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

(**Musikalische Insekten Australiens.**) Cabra Metta oder Cabra-See, ist der eigentliche Name von einer neben einander liegenden Reihenfolge von Teichen, die überreich von den Insekten bevölkert sind, die man nach denselben Cabras nennt und die zu der Familie der Teredos gehören. Ihr Aeußeres gleicht dem Inhalte eines Markknochens; sie bohren sich unter dem Wasser im härtesten Schiffsholze ein, und werden von den Eingeborenen, die sie auf mancherlei Weise zubereiten, als ein delikater Leckerbissen betrachtet. Ein Kolonist von Neu-Süd-Wales berichtet in Betreff dieses merkwürdigen Insektes. Er fuhr über ein Wasser, als er plötzlich in der Nähe des Ufers von zauberischen Tönen, wie eines Pianoforte, oder einer Aeolsharfe, umschwebt war. Erstaunt darüber, hier solche Töne zu vernehmen, fragte er die Schiffer: „Hört ihr die Musik? wer mag wohl hier ein Fortepiano haben?" — Die Schiffer stützten sich auf die Ruder, die sie jetzt ruhen ließen, wodurch die Töne noch viel deutlicher zu hören waren, als früher, und Einer von ihnen sagte, das sey nichts Ungewöhnliches, sondern nur die Cabra, die man von den Schiffswerften herüber höre; worauf einer der Mitreisenden die Bemerkung machte, die Töne wären zu deutlich, als daß es anders möglich sey, ohne daß sich im Boote selbst Cabras befänden; und später erfuhren wir, daß die Kolonisten von Neu-Süd-Wales an ruhigen Abenden oft gehört, wie an den Ufern des Wassers diese harmonischen Töne wie aus dem Wasser selbst aufstiegen. — Welch eine bezaubernde natürliche Musik dies ist, kann kaum genug beschrieben werden; und gewiß wird sie eine reiche Quelle werden, aus der die australische Lyra künftig Tausende von reizenden Bildern schöpfen wird.

Die Herren Templeton und Comp. zu Mile-End, Glasgow, die Patentinhaber ihrer Arminsterfabrik, haben eben eine prachtvolle, im Manufakturstyl gefertigte Fußdecke vollendet, bestellt für das weiße Haus zu Washington, die amtliche Residenz des Präsidenten der Vereinigten Staaten. Dieses äußerst prächtvolle Musterstück von Webfabrikat ist das größte, welches die Herren Templeton u. Comp. je gefertigt haben. Es ist 80 Fuß lang und 40 Fuß breit, während der im Stuhl gewobene Theil ohne Naht 72 Fuß in der Länge und 31 Fuß in der Breite mißt, und der Rest aus einem hübschen daran genähten Saume besteht. Die Einfüllung des Teppichs ist ein rubin- und ein carmoisinrother Damast mit drei geschmackvollen Medaillons in der Mitte und reichen dazu passenden Eckstücken. Die Medaillons sind gefüllt mit Blumenbouquets, mit ungemeinem Geschmack gezeichnet und ausgeführt. Das Ganze wiegt über zwanzig Zentner und der Werth beträgt 450 bis 500 Pfund Sterling.

Abbas Pascha hat sich jüngst aus England einen gigantischen Bullenbeißer kommen lassen, der von der berühmten Lyme'schen Race stammt und nun das Stadgespräch zu Cairo bildet. Als des Pascha's Privatsekretär mit dem kleinen Ungeheuer vor Kurzem einen Spaziergang durch die engen Straßen der Stadt machte, verloren die Türken bei dem ungewohnten Anblicke so sehr alle Fassung und Besinnung, daß sie weder Flucht noch Gegenwehr versuchten, sondern zitternd vor Schrecken unbeweglich und Statuen gleich stehen blieben. Einige murmelten in den Bart: „Schrecklich, schaudervoll!" Andere riefen aus: „Viele von Allah's Geschöpfen sind furchtbar!" Einen alten Mann hörte man unter Anderm das gravitätisch einherschreitende Monstrum mit den Worten anreden: „Bist du gesandt, uns zu vernichten?" Die allgemeine Apostrophe an den Bulldogg lautete: „Allah kann uns auch vor dir, du Schrecklicher, beschützen."

Am 14. Oktober wurden bei dem Ausgraben des Fundaments für das neu zu erbauende Forsthaus im Klaushof, Gerichts Kissingen, zwanzig bis fünfundzwanzig Menschen-Skelette aufgefunden und wächst die Zahl der bereits zu Tage geförderten noch fortwährend. Dieselben dürften dem fünfzehnten Jahrhundert angehören, in welcher Zeitperiode der damals hier befindliche Ort Brunnersdorf von den Bauern von Kissingen und Hausen abgebrannt und die Einwohnerschaft niedergemacht wurde.

Die Heirathsgesuche in öffentlichen Blättern sind nur alte Geschichten; etwas mehr, etwas weniger schamlos, das ist der Unterschied zwischen ihnen allen. Jetzt beginnt aber auch die verschämte Prostitution auf diesem nicht mehr ungewöhnlichen Wege ihr Handwerk zu treiben, wenigstens bringt das neueste Berliner Intelligenzblatt, das überhaupt eine reiche Quelle für das Studium des Lebens und der Sitten ist, in einer und derselben Nummer folgende zwei Gesuche: „Eine junge gebildete Dame von angenehmem Aeußern wünscht die Bekanntschaft eines gesetzten und alten wohlhabenden Herrn zu machen, der ihr als Freund mit Rath zur Seite stehe," und: „Eine gebildete Dame, den höheren Ständen angehörend, wünscht die Bekanntschaft eines vermögenden ältlichen Herrn zu machen, der Gemüth und Herzensgüte besitzt und ihr als väterlicher Freund mit Rath und That zur Seite stehe."

Eine Correspondenz aus Brüssel vom 16. Oktober sagt: „Während ich dies schreibe (6 Uhr Abends), folgt Blitz auf Blitz und der Donner rollt seit einer halben Stunde nur mit geringen Unterbrechungen fort. Eine in der zweiten Hälfte des Monats Oktober jedenfalls seltene Erscheinung.

In der Stadt Camden (Staat New-Yersey in Amerika) ist ein junger Mann von 23 Jahren, Namens Bird, wegen Polygamie verhaftet worden. Seitdem gestand der junge Frevler, daß er sich nicht weniger denn zwanzigmal bisher verheirathet habe. Fünf seiner ehelich angetrauten Frauen sind bereits zum Vorschein gekommen.

Das Privilegium, einen unterseeischen Telegraphen von Cuba nach den Vereinigten Staaten anzulegen, ist dem Mr. Kennedy, den Dons Francesco Roy und Felipe Nunez für die Dauer von $13^1/_2$ Jahren ertheilt worden. Die ganze Strecke beträgt 122 Meilen.

Das Riesenschiff, die „große Republik", einem Mr. Kay gehörig, das größte schwimmende Fahrzeug, das bis jetzt gebaut wurde, ist am 4. d. in Boston vom Stabel gelassen worden. Sein Register ist 4000 Tonnen.

In Chili hat ein Mr. Waddington den Bau eines ungeheuren Kanals übernommen, um Valparaiso mit Wasser aus dem Quillotafluß zu versorgen.

Redaktion, Druck und Verlag von G. Ritter in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

Nro. 130. Sonntag, 30. Oktober 1853.

Z Balladen aus dem Westrich.

Vom Verfasser der „Primeln und Gladiolen“.

8. Der Remigiusberg.

Das Glöcklein oben schallte,
Es war der Tag des Herrn,
Und mancher Pilger wallte
Hinan von nah und fern.

Es war der Tag des Festes,
Den jungen Coristen werth,
Da sie ihr Allerbestes —
Den Leib des Herrn, begehrt.

Der fromme Priester führte
Sie ein in die Gemeind',
Daß jedes Herz es rührte
Und Mancher freudig weint.

Im Dörfchen unten weilte
Ein Knab', am Fuße lahm;
Kein Arzt ihn noch ihm heilte,
Er nicht zum Berge kam.

Sein Herz jedoch, gesunde,
Macht ihm so schweres Leid,
Da er zur selben Stunde
Nicht theilt die Festlichkeit.

Und als vom Berg' hernieder
Die Pilger jung und alt
Zum Thore kehrten wieder
Nach ihrem Aufenthalt,

Da sahen sie das Weinen
Des lahmen Knaben an;
Es trugen ihn die Seinen
Hinan die steile Bahn.

Dem Priester dort, dem greisen,
Erzählen sie sein Leid;
Der will ihn unterweisen
Und segnen seiner Zeit.

Der Greis, so fromm gerühret,
Prägt bald die Schrift ihm ein,
Und, die das Haus ihm führet,
Die Nichte, pfleget sein.

Nun ging der Greis nach Jahren
Ein in die Ewigkeit,
Der Jüngling, wohlerfahren,
Des Sel'gen Nichte freit.

Und Beide stiegen wieder
Als Bräutigam und Braut
Ins heit're Thal darnieder
Dort zu den Seinen traut.

Die theilten, was sie hatten,
Jetzt mit zu eignem Herd'
Den dankbarfrommen Gatten,
Von Alt und Jung geehrt.

Und bis zu hohen Tagen
Beglückt, ein Musterpaar,
Du hörst es heut noch sagen,
Des Dorfes Zier es war.

Als ihn beim Leichenmahle
Zuletzt der Enkel, ach!
Beweinet, seufzt's im Thale:
Franz Stolz von Matzenbach!

Dreie und Eine.

(Fortsetzung.)

Ein Gefühl überkam jetzt die Dreie mit Macht, das sie durchrieselte wie mit einem kalten Schauder. Sie hatten über wichtige Dinge ihres kommenden Lebens entschieden und es war eine der letzten Stunden, die ihnen auf diesem ihrem gemeinsamen Lieblingsplätzchen vergönnt waren.

Sie waren wieder stille geworden und Gabriels Auge wurde feucht, denn dort unten, am grünen Saume des Rheines, ging Röschen. Er erkannte sie an der Farbe des Kleides, an dem ganzen Wesen und der Haltung. Ob die Andern sie auch erkannt? Keines Auge sah so scharf, als das Gabriels. Sie waren von Anderem bewegt. Die Stelle, wo sie saßen, war unbestritten die schönste in der Umgebung der Vaterstadt: links lag diese mit ihren

Thürmen und Mauern; oben darüber die halb zerstörten Mauern der Burg, die sie einst beherrschte. Kein Thurm war mehr da, aber einzelne Mauerbruchstücke ragten noch in die Lüfte. Drüben über dem Rheine strebte ein rebenbepflanzter Berg hoch empor; an seinem Fuße brandeten des Rheines Wellen in weißem Gischt, denn, durch Klippen beengt, trieb des Stromes Macht die Masse des Wassers durch das enge Bette. Weiter aufwärts reichte der Blick auf mehrere Stunden in das Rheinthal. Verschiedene Ortschaften lagen da so friedlich in der Sabbatruhe; Burgtrümmer erblickte man hier und da auf den Gipfeln der Berge. Auf dem Strome unten brauste ein Dampfer hinab mit fliegender Hast, reich besetzt von Reisenden; ein anderer arbeitete stöhnend mit seinen Schaufelarmen gegen den Strom, während ein Segelschiff, von Halfterpferden gezogen, langsam und träge, das Bild einer untergegangenen Zeit, dem siegenden Repräsentanten der Neuzeit folgte. Kähne mit weißen Segeln schifften hinüber und herüber und durchschnitten quer den Strom, wie weiße Möven.

Drunten zu ihren Füßen lustwandelten theils auf der schönen Landstraße, theils am grünbesäumten Ufer die alten Bürger, die Jünglinge und Mädchen. Und darüber war der Himmel so rein und blau, die Luft so mild und wohlig, daß sie die Brust mit Lust einathmete.

„Sagt,“ hob da Gerhard an, „was sitzen wir hier und machen Kalender? hängen trüben Gedanken nach? Es muß geschieden seyn, und der ist der Mannhafteste, der's am kräftigsten überwindet. Ein Lied thut wohl zu solcher Stunde, laßt uns eins singen!“

Und alsbald stimmte er an: „Muß i denn, muß i denn zum Städtle 'naus, und du mein Schatz bleibst hier!“

Die Andern stimmten ein, wie's mit ihrer Stimmung im Einklang stand, und sie sangen's so schön und es klang so wundervoll in der reinen Luft ins Thal hinab, daß alle Lustwandelnden stehen blieben, wie bezaubert, und dem Gesange lauschten, bis er wehmüthig und leise verklang.

Da standen sie auf und gingen stille den steilen Bergpfad hinunter.

Daheim, das war die Abrede noch vor'm Stadtthor, sagten sie kein Wörtlein von Dem, was da droben auf dem „Spitzenköpfchen“ ausgemacht worden war. Nur Joseph erklärte seinen Eltern, in acht Tagen wolle er auf die Wanderschaft gehen. Da wurde denn für den lieben Sohn gesorgt nach allen Richtungen, unter heißen Mutterthränen das Ränzel gepackt, das Wanderbuch geholt, und jetzt, acht Tage nach jener entscheidenden Stunde, trat er mit rothen Augen in die Stuben der getreuen Nachbarsleute, um ihnen zum Abschied die Hand zu schütteln.

Als er in Meister Dobels Stube trat und Röschen an der Bibel saß, um dem Vater das Kapitel zu lesen, darinnen der Text der heutigen Morgenpredigt stand, da pochte ihm das Herz, als wär's ein Eisenhammer, der von Wassersgewalt getrieben auf den Amboß fällt. Sie drückten ihm, Segen wünschend, die Hand, und als Röschen sie ihm reichte, da zuckte es ihm bis ins Herz hinein und sie lächelte ihn an, daß ihm sogar Hören und Sehen verging.

„Den Blick vergeß ich nicht und wenn ich hundert Jahr alt werde!“ sagte er zu sich, und das Bild des schönsten Mädchens der Stadt war damit auf's Neue in seine Seele hineingeprägt, daß es nimmer entschwinden konnte.

Den Abend saß er allein bei seinen Eltern, und der Vater gab ihm gute Lehren und die Mutter weinte. Als aber am andern Morgen die Sonne ins Rheinthal strahlte, zogen Dreie zum Unterthor hinaus, denen das Herz recht schwer war. Geredet wurde nicht viel, bis der erste gewaltige Schmerz des Scheidens überwunden war. Ein paar Stunden begleiteten ihn die treuen Kameraden und trugen ihm das Felleisen; und als sie schieden, war's ja für zwei lange Jahre, und bis jetzt waren sie nicht zwei Tage von einander getrennt gewesen. War's ein Wunder, daß ihre Thränen flossen? War's ein Wunder, daß sie sich einander zuwinkten, bis ein Bergvorsprung zwischen sie trat, wie die trennende Nothwendigkeit? —

Röschen stand am Fenster und dachte an Joseph, dem sie lange so nahe nicht gestanden hatte, und sagte sich selber: „Er ist doch ein stattlicher Junge und schöner geworden, als ich gedacht! Was sind das ein Paar flammende Augen, so braun, wie eine reife Kastanie, die eben aus der stacheligen Kolbe springt!“

Der Vater aber meinte, es könne einst ein tüchtiger Meister aus ihm werden; doch werde er viel Lehrgeld in der Fremde zahlen müssen, denn Leichtsinn sey ein Hühnchen, das Jeder rupfe, und ein Vögelein, das auf jeder Leimruthe leicht hängen bleibe, und das sey schlimm!

Röschen aber wollte es bedünken, als die Mutter bestätigend dem Vater zunickte, die Eltern urtheilten da doch zu hart. —

Acht Tage später stand der alte Lichtenauer neben seiner Frau mit der dampfenden Pfeife. Sie packte des Sohnes Reisebündel und manche Thräne wurde mit hineingepackt. Der Alte zuckte mit dem Gesichte, preßte die Augen fest zu und biß auf die Pfeifenspitze, bis das Gefühl bemeistert war, das er nicht wollte merken lassen. Dann sagte er:

„Thrine, mach' mir dem Bub das Herz nicht weich — ein Schmied muß hart seyn, wie sein Ambos! Ich werd' ihn mehr vermissen, als Du; denn der Lehrling, den ich nun angenommen hab', ist ein Nesthusch, der noch kein Armschmalz hat."

Als er das heraus hatte, machte er sich hinaus und stellte sich in die Hinterthür, und die Thränen poppelten aus den Augen, wie die Tropfen der Dachtraufe, wenn's geregnet hat.

„Hol's dieser und der!" sagte er. „Das Lügen taugt doch allerwegen nichts und das Hartmachen, wenn Einem das Herz blutet!"

Während das in der Schmiede vorging, war Gerhard in die liebe Nachbarschaft, Adjes sagen.

Dobels wußten's, daß er käme.

„Man meint, die Dreie hätten's so abgekartet, daß je nach acht Tagen Einer scheidet," sagte Dobel. „Gebt Acht, die nächste Woche rüstet sich Gabriel!"

Da fuhr Röschen ordentlich erschreckt auf und sagte:

„Meint Ihr, Vater?"

„Freilich mein' ich's," entgegnete Dobel, „und das Meinen kommt mich schier so schwer an, als wärst Du ein Bub und gingst wandern. Ich hab' mich an den Jungen so gewöhnt, daß ich ihn arg vermissen werde; ich hab' ihn lieb im Herzensgrund."

„Er ist auch so fleißig, so stille und so brav!" sagte die Mutter.

Da klopfte es und Gerhard trat herein.

Er war ein hübscher Junge von athletischer Gestalt. Das schwarze Rabenhaar hing lockig um den schönen Kopf und aus dem leuchtenden Auge blickte Verstand, aber auch tiefe, innerliche Gluth.

Der Meister gab ihm gute Lehren und Röschen reichte ihm die Hand, die sie wärmer drückte, als sie wollte; dabei lächelte sie wieder so wunderbar und sah ihm in die Augen, daß leicht so ein junges Blut toll werden konnte.

Der Gerhard mochte auch so etwas spüren, denn er machte sich rasch von dannen.

Und Röschen dachte: „Er ist wahrlich der Schönste von allen Dreien. Wie's in den Augen lodert! Und die Hand hat er mir gedrückt, daß sie mir morgen noch weh thun wird; vom Herzen kam's, aber es war doch hart! Schade, daß er ein Schmied ist!"

Das letzte Wort hatte sie ahnungslos laut gesagt.

„Warum denn?" fragte ihr Vater.

Sie erröthete und konnte vor Schrecken kaum antworten; doch sammelte sie sich und sagte:

„Es ist ein wüstes, unsauberes Handwerk!"

„Aber eins, das seinen Mann ernährt und Frau und Kinder dazu. — Eins, denk' ich," sagte er zu seiner Frau sich wendend, „was Gerhard meiden muß ..."

„Was denn?" fragte sie.

„Ich meine das Trinken!" versetzte Dobel und ging hinaus. —

Als Gabriel von der Begleitung zurück kam und in die Werkstatt trat am andern Morgen, kam das Bewußtseyn des Alleinseyns, des Getrenntseyns von seinen liebsten Freunden über ihn mit Macht. Er besaß ohnehin eine weiche Natur, die Alles tief empfand.

Er nahm eine runde gelbe Blechtafel und den Rundhammer und begann sie zum Löffel zu schlagen; aber alle paar Minuten mußte er eine Thräne wegwischen, die darauf herabrieselte. Er saß allein da, denn der Meister war zum Kaufmann wegen Blech gegangen.

Röschen hatte etwas in der Werkstatt zu thun, oder that auch wohl nur so. Sie grüßte ihn mit der glockenhellen Stimme. Sonst sah er ihr beim Gegengruß immer in die wundervollen Augen — heute nicht, er bückte sich vielmehr noch tiefer auf seine Arbeit. Das fiel dem Mädchen auf. Sie sah scharf auf ihn und gewahrte eine auffallende Thräne, die er schnell wegwischte.

„Du weinst?" fragte sie und sie mochte es fühlen, wie es ihm um's Herz war, denn der Ton, in dem sie die Frage aussprach, war wehmüthig, sanft und theilnehmend.

Indeß richtete er das feuchte Auge zu ihr auf.

„Warum sollt' ich's verhehlen, daß mir das Scheiden der treuen Kameraden an das Herz geht?" sprach er. „Ich hab' sie begleitet und mir ist gewesen, als hätt' ich sie zu Grabe begleitet, so weh thut mir's. — In acht Tagen muß ich auch fort!" setzte er dann hinzu.

„Du auch?" fragte sie noch in demselben Tone und nach einem einige Augenblicke währenden Stillschweigen setzte sie hinzu: „Und Du mußt? Wer zwingt Dich denn?"

„Ich hab' mein Wort verpfändet und das Loos ist so gefallen!"

„Ei, dann wird's ja ganz still in der Wendelsgasse, wenn ihr Alle fort seyd!" sagte sie so kalt, so eintönig, ja fast gleichgiltig, daß es Gabriel durch's Herz fuhr wie ein zweischneidiges Schwert. Wie Wasser, das ins Feuer gegossen wird, wirkte diese Rede auf ihn und es wallte ein Zorn in seiner Seele auf, der Luft haben wollte; aber er bezwang sich: sie war die Meisterstochter, wenn auch tausendmal das Nachbarskind und die Gespielin der Jugend.

„Na," sagte er lachend und in einem Tone, der deutlich genug seine Empfindung verrieth, „es wird auch nach Gerhard und mir zu „Vierhausen" geklopft und gehämmert werden, denk' ich! Du solltest froh seyn, daß es nicht mehr so arg ist."

Röschen sah ihn betroffen an, denn in einem so gereizten Tone hatte sie ihn nie reden gehört. Zum Glück hörte sie außen den Vater sprechen, der zurück kam, und sie ging schnell in die anstoßende Wohnstube.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

(Die Katakomben Roms.) Die „Revue des deux mondes" gibt eine Schilderung der Nachforschungen des Hrn. Perret in den Katakomben Roms. Es scheint, daß der genannte Alterthumsforscher Jahre lang damit zubrachte, die Katakomben zu untersuchen und die Ueberreste alter Kunst, welche Jahrhunderte in diesen außerordentlichen Kammern verborgen waren, nachzubilden. Fünf Jahre in dieser unterirdischen Stadt begraben, hat er jeden Theil derselben genau erforscht, trotz der gewaltigsten Beschwerlichkeiten und Gefahren, als da sind: die Weigerung seiner Führer, ihn zu begleiten, die Verwickelung der Gänge, die Nothwendigkeit, einen Weg durch Gallerieen zu bahnen, die mit Erde verschüttet waren, welch letztere wieder herabfiel, nachdem man sie kaum hinweggeschafft hatte, die Schwierigkeit, Ströme von Wasser abzudämmen, welche von oben herabflossen, die verpestete Luft und die fortdauernde Beschwerlichkeit zu athmen und das Licht in den Kammern zu erhalten. Während seines langen Aufenthalts in den unterirdischen Regionen gelang es Hrn. Perret, alle die sechzig Kammern mit den damit zusammenhängenden Gallerieen gründlich zu erforschen. Er ist nun nach Frankreich zurückgekehrt mit einer Sammlung von Zeichnungen, welche in 360 Bogen groß Folio aufbewahrt sind. Von diesen enthalten 154 Bogen Nachbildungen von Fresken, 65 von Monumenten, 63 Copieen von Glasmalerei, Medaillons, eingelassen in die Wände und am Boden, von Vasen, 86 verschiedene Gegenstände behandelnd, 41 Zeichnungen von Lampen, Ringen, Marterinstrumenten, welche die Zahl von 100 Gegenständen überschreiten, 90 Bogen enthalten endlich Nachbildungen von mehr als 500 Grabschriften. Von den 154 Zeichnungen der Fresken sind ²/₃ unbekannt und eine bedeutende Anzahl wurde erst ganz kürzlich entdeckt. Unter den letzten sind, wie wir aus der „Revue rc." ersehen, die Zeichnungen der berühmten Quellen von Platonia, das nach der Sage eine Zeitlang der Begräbnißplatz von St. Peter und St. Paul war. Dieser Ort war auf den Befehl des Papstes Damasus mit Fresken geschmückt worden, ungefähr 360 nach Christus, und ist seither verschlossen geblieben. Als das leere Grab mit der Erlaubniß der römischen Regierung geöffnet wurde, entdeckte Hr. Perret Freskogemälde, den Erlöser und die Apostel darstellend, und zwei Särge von parischem Marmor. Man versichert, daß nach der Rückkehr Perret's nach Frankreich der Minister des Innern mit ihm wegen der Erwerbung dieser Sammlung für die Nation in Unterhandlungen getreten und der Ankauf bereits gemacht sey; und wie ferner versichert wird, sollen die Zeichnungen in einer ihrer Wichtigkeit entsprechenden Form durch die französische Regierung veröffentlicht werden.

Der Berliner Polizeibericht meldet: Bei dem Lieutenant v. W. hierselbst befand sich gestern der Kammergerichts-Referendär v. W. und genossen Beide eine Quantität ätzender Flüssigkeit, welche ihr Bursche von dem Viktualienhändler T. in der Schumannsstraße als Weißbier entnommen hatte. Diese Flüssigkeit war Lauge, welche in einer gewöhnlichen Bierflasche aufbewahrt worden war und zum Scheuern benutzt werden sollte, und die der rc. T. irriger Weise herausgegeben hatte. Am wenigsten verletzt erscheint der Lieutenant v. W., der Referendär v. W. ist dagegen sehr leidend; er ist der Sprache beraubt und sein Zustand sehr bedenklich.

Der Kaiser von Rußland hat den sechs Knaben, drei Tenoristen und drei Bassisten, vom königlichen Domchor zu Berlin, welche während des jüngsten kaiserlichen Besuches am preußischen Hofe auf allerhöchsten Befehl zu dem in der russischen Kapelle bei Potsdam abgehaltenen Gottesdienste die griechische Messe sangen, hundert Stück Dukaten, und dem Musikdirektor Neithardt, welcher den Gesang mit den Sängern einstudirte und leitete, einen Brillantring durch die russische Gesandtschaft zustellen lassen.

Der „Landshuter Ztg." wird aus Sonthofen geschrieben: Auf unserm letzten Viehmarkte, unstreitig der größte in Deutschland, befanden sich nahezu 9000 Stück Melkkühe, Farren und Jungvieh. Heuer wurde zu enormen Preisen abgesetzt; die Verkaufssumme betrug über 500,000 fl.

Einer Mittheilung aus New-York zufolge ist die Bildung einer Gesellschaft zur Errichtung eines elektrischen Telegraphen von New-York nach England (Liverpool) beendet. Die Länge beträgt 2800 Meilen und die Kosten sind auf 8 Mill. Doll. veranschlagt.

Redaktion, Druck und Verlag von G. Ritter in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

Nro. 131. Dienstag, 1. November 1853.

Dreie und Eine.

(Fortsetzung.)

Das Wort des Mädchens hatte Gabriels Seele wieder ins volle Gleichgewicht gebracht. Ruhig und fest sagte er dem Meister, er wolle, da seine Lehrzeit zu Ende sey, nun auch nicht länger daheim bleiben. Er möge ihm doch den Lehrbrief schreiben; nächsten Montag wünsche er von dannen zu ziehen.

Der Meister sprach sein Bedauern aus, daß er so sehr damit eile.

Gabriel aber verhehlte es nicht, daß er nun, wo seine Freunde fort seyen, hier sich nicht mehr geheuer fühle, und bekannte es dem Meister auch ohne Hehl, daß sie unter einander verabredet hätten, es so zu machen.

Der Meister versprach den Lehrbrief und Gabriel setzte, wie immer, stille seine Arbeit fort.

Röschen saß indeß drüben am Fenster, und die Nadel ruhte, weil andere Gedanken ihr Inneres beschäftigten.

„Wie kam denn der zu dem Tone?" fragte sie sich. „Nun," fuhr sie in ihrem Selbstgespräche fort, „es war auch eine dumme Rede von mir, recht dumm! Und ich hab's auch so gleichgiltig ihm gesagt, ohne eigentlich etwas dabei zu denken. Es geht Einem als einmal so, und er hätt's auch nicht gleich so spitz zu nehmen brauchen. 'S ist garstig von ihm! — Freilich," fuhr sie nach einigen Augenblicken fort, „mußte es ihn verdrießen, daß ich zu ihm das Wort sagte, als er von seinem Fortgehen sprach. Da hätt' ich ihm wohl etwas Anderes sagen können und müssen. Wahrhaftig!" — Sie sann. — „Endlich gestanden," sprach sie weiter, „bin ich daran schuld und übel nehmen kann ich's ihm nicht. Ich muß es wieder gut machen — er verdient's. 'S ist doch ein guter — lieber — und hübscher Junge!" — Und bei dem Worte blickte sie gefällig in den Spiegel und sah, daß sie roth wurde. „Wie einfältig!" rief sie — „roth werden, weil's ein hübscher Junge ist! 'Sist ja doch wahr, und noch gestern sagte Merkels Annchen, er gefiele ihr am besten vom Kleeblatt."

Mit dem Worte schloß sie, aber sie fühlte dennoch ihr Unrecht und nahm sich vor, heute Abend, wenn er sich zu ihnen auf die Bank setze, wie er's alle Abende that, recht freundlich und herzlich zu seyn, eingedenk des Sprüchworts: Ende gut, Alles gut.

Der Abend kam und war frühlingsmild. Nach dem frühen Nachtessen gingen die Dreie hinab auf die Bank. Rechtlings kamen auch herüber; aber Gabriel erschien nicht.

„Wo ist denn unser Gabriel?" fragte Dobel.

„Gott weiß, was dem Bub ist!" sagte Rechtling. „Seit die andern Zwei fort sind, ist alles Leben, alle Freude in ihm wie todt, und heut Abend ist er noch stiller und redet kein Wort, selbst mit dem Eliaschen nicht, den er doch so gern hat."

Da flammte es in des Mädchens Gesicht, daß sie es tief herabbeugen mußte.

„Nun," versetzte Dobel, „Scheiden und Meiden thut weh."

In dem Augenblicke trat Gabriel aus dem Hause und es schien, als nähme er die Richtung zur Bank, wie sonst auch; als er aber Röschen da sitzen sah, grüßte er freundlich und ging nach dem Rheine hin.

„Aha!" dachte sie — „er spielt den Verdrossenen!"

„Dem Gabriel ist das Herz schwer," sagte Dobel; „laßt ihn gehen, es will das auch sein Recht haben."

Aber es war kein Spielen bei Gabriel. Das Wort des Mädchens klang ihm immer widerlicher in den Ohren und verwundete immer tiefer sein Herz. Er hätte jetzt nicht in ihrer Nähe seyn können und auch das freundlichste Wort hätte ihm wehe gethan, weil er's für unwahr hätte halten müssen.

Röschen war auch stille den ganzen Abend, und als er heimging, stand sie spähend hinter ihrem Laden.

Es war leer und still in der Straße. Er blieb an der Thüre seines elterlichen Hauses stehen und

blickte lange nach ihrem Fenster herauf, das der Laden schloß. Endlich schüttelte er den Kopf und ging ins Haus.

„Was mag er gedacht haben?“ sagte zu sich das Mädchen — „und warum mag er den Kopf so ernstlich geschüttelt haben?“

Sie lag noch lange schlaflos und in stillen Gedanken da, bis sie verworren unter einander flossen und der Schlaf sie umfing.

Ruhe hatte sie am andern Tage nicht. Es drückte sie, daß er ihr bös sey und so stille und betrübt da saß. Sie ging mehrmals durch die Werkstatt, aber er war nicht allein. Und so war's fast alle Tage. Er sah auch gar nicht auf sie, und sie hätte ihn doch so gerne ins Gesicht recht freundlich angesehen; aber dazu kam's nicht und mit jedem Augenblick drückte es sie schwerer, daß die letzten Stunden so trübe seyn sollten.

So ein Mädchen ist aller Praktiken voll. Sie zerbrach absichtlich einen Schaumlöffel, legte ihn hin und paßte auf, wie eine Katze vor einem Mäuseloch, bis ihr Vater einmal hinaus ins Höfchen ging.

Da huschte sie in die Werkstatt.

„Ich bin doch eine rechte Tolpatsche,“ sagte sie heitern Tones, „da hab' ich den neuen Schaumlöffel zerbrochen — gelt, lieber Gabriel, Du machst mir ihn!“

Und in die Worte legte sie den ganzen und bewältigenden Schmelz ihrer herzgewinnenden Stimme. Es durchzuckte Gabriels Seele und er war nahe daran, aus der Rolle zu fallen, die er sich recht mühsam einstudirt. Kalt erhob er die Hand, ohne sie anzusehen, nahm den Löffel und sagte:

„Das Uebel ist ja leicht zu heilen!“

Er legte einen Löthkolben in die Esse und sie stand noch da, jetzt selber verlegen werdend.

„Wer wird mir nur das Alles machen, was ich zerbreche, wenn Du fort bist?“ sprach sie weiter und es klang fast wehmüthig.

„Der Vater oder sein künftiger Geselle!“ sagte ruhig, fest und kalt Gabriel darauf und wieder sah er sie nicht an.

Schon hörte sie den Vater wieder kommen.

„Bist Du mir bös, Gabriel?“ fragte sie hastig.

„Nein,“ war seine kalte Antwort, und sie ging schnell.

Als der Löffel fertig war, nahm er ihn, drückte die Küchenthüre ein wenig ein, und legte ihn auf die Anricht.

Sie sah's, sprang herzu und flüsterte leise:

„Ich danke auch.“

„Gern geschehen,“ versetzte Gabriel und ging.

Da stand das Mädchen in der Mitte der Küche und wurde weiß wie Kreide. In ihrem Auge zitterte eine Thräne des Unwillens.

„Was hab' ich ihm denn gethan, daß er so kalt und unfreundlich ist?“ sagte sie. Dann warf sie das Köpfchen in die Höhe und rief aus: „Mag er! Was liegt mir daran!“

Aber es mußte ihr doch etwas daran liegen, denn sie war mürrisch und kam nicht mehr in die Werkstatt bis zum Samstag.

Da saß er allein da und arbeitete.

„Gabriel,“ sagte sie, „gehst Du wirklich am Montag?“

„Ja,“ sagte er kurz.

„Du willst im Hader von mir gehen?“ sprach sie weiter.

„Ich? Nein!“ war seine Antwort — „ich weiß nichts von Hader.“

Dies sagte er immer nicht in freundlichem Tone, und sie entfernte sich wieder.

Gabriel sah ihr nach.

„Besser, ich stähle mein Herz,“ sagte er zu sich, „als daß ich dem Gedanken Raum gebe, sie sey mir gut und ist's am Ende doch nicht. Wenn's mir auch schwer wird.“

Von da an sah er sie fast nicht mehr. Drüben im Vaterhause war Trauer. Hier in Dobels war's kaum anders, denn dem Meister that Gabriel leid; die Meisterin war ohnehin eine stille Frau und Röschen war's auch so trübe zu Sinn, wie kaum je in ihrem Leben.

Sonntags Mittags erwarteten sie ihn bei Zeiten. Er kam indeß nicht, denn er war hinauf auf das „Spitzenköpfchen“ gegangen, noch einmal stille der Zeit zu gedenken, die er hier so glücklich verlebt.

Röschen blieb zu Hause; aber um drei Uhr kamen drei Freundinnen, die ihr keine Ruhe ließen, mit ihr spazieren zu gehen nach einem nahen Dorfe. Sie wollte absolut nicht; doch endlich redete selbst die Mutter zu und sie ging.

Als sie vor das Thor kamen, blickte sie hinauf zum „Spitzenköpfchen“ und sah ihn da stehen, gelehnt an den Birnbaum. Das bewegte ihr Herz. Aber die andern Mädchen scherzten und lachten und sie ging ein in ihre Scherze, wenn es ihr auch nicht so recht um's Herz war.

Gabriel hatte sie nicht gesehen.

Er kam herunter und ging den schweren Gang, dem Meister sein treugemeintes „Behüt' euch Gott!“ zu sagen.

Herzlich nahm er ihn auf; herzlich waren seine Ermahnungen und Lehren, herzlich sein Handdruck und Lebewohl.

Die Meisterin wünschte ihm Gottes Segen und daß er gesund wiederkehren möchte.

„Wo ist denn Röschen?“ fragte er.

„Spazieren,“ sagte die Mutter.

Das fuhr wie Eisluft durch seine Brust.

„Grüßet sie herzlich," sprach er, „und ich wünschte ihr alles Gute."

Er ging, traurig und gedrückt.

„Es ist aus!" sagte er zu sich — „ich war mit Blindheit geschlagen, als ich meinte, sie sey mir gut."

Kaum war er übrigens aus Riffels und Lichtenauers heimgekehrt, wo er länger sich verweilt, so kam Röschen heim und ihr erstes Wort war:

„Ist Gabriel dagewesen?"

„Er läßt Dich grüßen und wünscht Dir alles Gute," sprach die Mutter.

„Sagte er nicht, daß er wieder käme?" fragte sie.

„Nein," war der Mutter Antwort.

Da ging Röschen langsam auf ihre Kammer, legte den Kopf auf ihr Bette und weinte.

„Was ist es denn, das zwischen uns getreten ist?" fragte sie sich. „Er war mein Gespiele, und nun scheidet er, wer weiß, wie lange, und sagt mir nicht Adje, und ich bin wieder die Ursache und er muß meinen, ich ging ihm aus dem Wege!"

Das that ihr leid.

Sie kleidete sich aus, ging in die Küche, wusch sich die Augen und begann für das Abendbrod zu sorgen. Das Fenster der Küche, wie das des Kämmerleins, ging nach Rechtlings Thüre, und so oft sie in die Nähe des Fensters kam, streckte sie sich in die Höhe und sah hinaus; aber sie sah ihn nicht. Er saß bei den Eltern und hatte sein Brüderchen auf dem Schooße.

Röschen dachte, er kommt doch gewiß auf die Bank heute Abend. Allein er kam nicht und nicht seine Eltern; sie mußten frühe zu Bette gegangen seyn, denn man sah kein Licht.

Sie ging verstimmt zu Bette.

Ihr Vater hatte ihm aber noch eine Lobrede gehalten und gesagt:

„Ich preise den Vater glücklich, der solch einen Sohn hat!"

Sie konnte nicht einschlafen, denn es lag ihr schwer auf der Seele, daß sie ihn nicht mehr sehen sollte. Und manches heimliche Thränlein floß dem Mißverständniß der letzten Tage. Sie hatte es ja doch nicht so gemeint, wie er's genommen! Und daß sie gerade gestern wegging, daran war doch die Mutter schuld, und sie eilte sich auch, früh wieder zu kommen. Warum war er denn doch so aufnehmisch? — Er hätte ja auch Abends auf die Bank kommen können! — Sie konnte ihm doch nicht nachlaufen! — So erwachte am Ende der Mädchenstolz mit aller Stärke und die Schuld lag jetzt allein auf ihm! Sie zürnte ihm und — schlief ein. Aber sie träumte die ganze Nacht von ihm. Bald war er sterbenskrank in der Fremde und Niemand pflegte ihn; bald sah sie ihn in großer Lebensgefahr; bald kam er und brachte eine schöne Braut mit; bald sah sie ihn todt. Da fuhr sie auf und erwachte. Es dämmerte in Osten; sie sprang auf und kleidete sich an. Drüben in Rechtlings war Licht — er war noch da. Sie schlich die Treppe hinab, öffnete leise die Hausthür und harrte hier.

Jetzt hörte sie, wie der alte Rechtling das Gebet vor der Reise aus dem Gebetbuch vorlas. Einige Augenblicke war's stille. Dann hörte sie, wie ihm der Vater mit gebrochener Stimme seinen Segen gab, wie die Mutter laut weinend ihn dem Herrn befahl, wie der kleine Elias weinte.

Dann knarrte drüben die Thüre und Gabriel trat heraus. Er trocknete seine Thränen, stand auf und sah lange hinauf nach ihrem Fenster und sagte dann leise, nur ihrem Ohr vernehmbar:

„Leb' wohl, Röschen, leb' wohl! Gottes Engel mögen Dich behüten!"

Da trat sie in die offene Thüre, weil sie sich nicht mehr halten konnte, reichte ihre Hand hinüber und sagte:

„Gabriel, mögen sie auch Dich behüten!"

Wie vom Donner gerührt stand er da.

Aber der Zauber löste sich schnell. Er ergriff ihre Hand und hielt sie mit seinen beiden umschlossen.

„Du hier?" fragte er.

„Sollst Du scheiden, ohne daß ich Dir ein Lebewohl gesagt? — Ach, Gabriel, geh' nicht fort im Unwillen! Ich hab' Dir nicht Leides thun wollen! Leb' wohl! Gott behüte Dich!"

Aber er ließ die Hand nicht los, die sie zurückziehen wollte, und doch konnte er nicht reden. Da drückte er seinen Mund darauf, ließ sie los und war um die Ecke verschwunden.

(Fortsetzung folgt.)

Die Entdeckung der nordwestlichen Durchfahrt.

Die Nachricht von dieser Entdeckung wurde vom Commodore Inglefield von Ihrer Majestät Schiff „Phönix" der Admiralität in London überbracht. Der Phönix war im Frühlinge d. J. abgesegelt, um dem Geschwader Sir Edward Belcher's, welches zur Auffindung des nun schon so lange verschollenen Sir John Franklin in die Polargegenden abgesegelt war, Vorräthe zuzuführen. Inglefield hatte, nachdem er die Vorräthe an dem bestimmten Orte abgesetzt hatte, den Phönix in Thurso verlassen. Er bringt freilich keine Kunde über die Expedition des John Franklin, welcher wahrscheinlich mit seinen unglücklichen Gefährten eine Beute des Todes geworden

ist, aber die sonstigen von ihm überlieferten Nachrichten sind von hohem Interesse.

Nachdem er in dem Berichte an die Admiralität die Schicksale seiner eigenen Expedition erzählt hat, wendet er sich zu der Reise und den Entdeckungen des „Investigator", Capitän M'Clure. Dieses Schiff war im Dezember 1849 ebenfalls zur Aufsuchung Franklin's von England abgegangen. Durch die Behringsstraße in das nördliche Eismeer eingefahren, erreichte es am 16. August 1850 die Mündung des Mackenzie-Flusses und am 30. das Cap Bathurst. Hierauf erreichte es, fortwährend sich durch das Eis arbeitend, eine noch völlig unbekannte Insel, welche der Capitän Baring-Insel nannte. Gegenüber erstreckte sich eine Küste, die den Namen Prinz-Albert-Land erhielt. Die Expedition passirte nun die Meerenge zwischen der Insel und der Küste und drang bis zum 73. Breitengrade vor. Doch nöthigte der eintretende starke Frost den Capitän, eine südliche Richtung einzuschlagen. Allein auch dadurch entging das Schiff dem Schicksal, einzufrieren, nicht. Man mußte 72° 40' nördl. Br. überwintern. Während so der Investigator feststack, machte die Mannschaft Ausflüge, um den Zweck der Expedition zu verfolgen; indeß keine Spur Franklin's ward entdeckt. Endlich am 14. Juli 1851 brach das Eis und man steuerte nun wieder nordwärts bis zu 75° 35'. Hier stellte sich ein ungeheures Eisfeld weiterem Vordringen entgegen. Es ward nun versucht, um die südliche Küste der Baring-Insel zu fahren, und unter großen Drangsalen erreichte der Investigator 74° 6', wo er am 24. Sept. in einer Bai der Insel wieder einfror. Seit jener Zeit konnte das Schiff nicht wieder in Bewegung gesetzt werden. Die Gefährlichkeit der überstandenen Fahrt kann aus dem Umstande ermessen werden, daß die Eisberge, denen man begegnete, 45 bis 70 Fuß unter dem Wasser und 6 bis 7 Fuß über demselben gingen. Im Oktober 1851 waren die Vorräthe so eingeschmolzen, daß die Rationen um ein Drittel ermäßigt werden mußten — ein herbes Geschick bei den Strapazen einer solchen Reise und einem Klima, welches den Appetit verdoppelt. Glücklicherweise hatte man bisweilen Gelegenheit, Wild zu erlegen, sonst würde es der Mannschaft nicht möglich gewesen seyn, drei Winter in jenen Gegenden hinzubringen. Im April 1852 ging M'Clure zu Schlitten nach Melville-Island, in der Hoffnung, dort eines der Schiffe des Capitäns Austin oder doch wenigstens von demselben zurückgelassene Vorräthe zu finden; allein die Erwartung trog und der Capitän kehrte nach der Baring-Insel zurück. Aber trotz aller Entbehrungen verlor die Expedition nicht einen Mann und der Geist der Matrosen war vortrefflich. Im Anfange des Frühlings dieses Jahres ward abermals eine Excursion nach Melville-Island gemacht, und welche Freude für die wackern Seefahrer! sie fanden hier das britische Schiff „Herald", Capitän Kellett. Die Leiden der erschöpften, halbverhungerten Mannschaft hatten jetzt ein Ende; sie wurden von dem Capitän mit allem Nothwendigen versehen und in den Stand gesetzt, ihre Reise zu vollenden. Derselbe Capitän Kellett hatte im Jahre 1850 den Investigator von Hong-Kong nach der Behringsstraße abfahren sehen, und durch ein merkwürdiges Spiel des Zufalls traf er, nachdem er von Osten in das Eismeer eingefahren, nach Jahr und Tag mit Denen wieder zusammen, welche ihn in China zurückgelassen hatten und von Westen in die arktischen Regionen eingedrungen waren. M'Clure schickte nun einige Leute seines Schiffes ab, um über die Baffinsbai nach England zurückzukehren. Unter ihnen befand sich Mr. Creswell, Lieutenant des Investigator. Derselbe ist bereits in London angekommen und hat Depeschen von M'Clure, datirt Mercy Bay (Baring-Insel), den 10. April 1853, und vom Capitän Kellett, datirt Melville-Island, den 7. Mai 1853, mitgebracht. Die nordwestliche Durchfahrt, so lange ein Problem, ist also jetzt entdeckt. Die Reise M'Clure's ist aber auch sonst reich an interessanten Resultaten. Die unbekannten Küsten wurden mit möglichster Genauigkeit aufgenommen und viele andere Entdeckungen gemacht. Ein meteorologisches Journal ward geführt, mehr als tausend Exemplare von Erzen und Mineralien, sowie Exemplare von Blumen und Wurzeln gesammelt. Von Interesse ist es auch zu erfahren, daß weiter nördlich, als bis jetzt bekannt war, menschliche Wesen entdeckt wurden. Die Eingebornen waren gegen die Europäer sehr freundlich. Große Massen Kupfer wurden gefunden. M'Clure kannte schon von frühern Reisen die arktischen Regionen; er war bei der ersten Expedition Franklin's erster Lieutenant auf dem Schiffe „Enterprise" und wurde wegen seiner bei derselben geleisteten Dienste befördert. Er erbot sich freiwillig zu dieser zweiten Expedition und seine Entschlossenheit, womit er sein schwieriges Unternehmen antrat, that sich in den Worten kund, die er bei seinem Scheiden zu seinen Freunden sprach: „Ich werde Franklin auffinden oder die nordwestliche Durchfahrt entdecken." Letzteres ist ihm gelungen und die Nachricht hiervon ist in England mit um so größerer Freude aufgenommen worden, als man den Investigator schon verloren gegeben hatte; denn es waren bereits mehrere Jahre verflossen, ohne daß man von der Expedition M'Clure's irgend eine Kunde erhalten hatte.

Redaktion, Druck und Verlag von G. Ritter in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

Nro. 132. Freitag, 4. November 1853.

Balladen aus der Pfalz.

Vom Verfasser der „Primeln und Gladiolen".

1. Das Kloster zu Seebach.

(Vergl. Karl Geib's Reisehandbuch durch die Pfalz, Seite 108.)

Zu Seebach einstens ein Kloster war
Von Benediktinerfrauen,
Die hatten ein Herz für die Armen fürwahr,
Und diese zu ihnen Vertrauen.
Der letzten Aebtissin muthiger Hand
Verdankt Dorf Seebach freien Bestand.
Gott lohn' es der würdigen Seele!

Die Töchter des Adels von fern und nah,
Die sammelten hier sich in Zellen,
Wo Ehre dem Allerhöchsten geschah
Im Stiftschor und in Kapellen;
Und Jegliche brachte mit freudigem Muth
Ins Kloster herein ihr erbliches Gut
Zum Ruhme des Gottes der Armen.

Und Wald und Geländ in Klosters Bereich
Besorgten der Dürftigen Hände.
Ein jeder der Hörigen dünkte sich reich,
Weil nirgend er besser es fände;
Denn wollt' er sich gründen den eigenen Herd,
Die Schwesteren vor ihm schossen den Werth,
Bis ab er ihn wieder verdienet.

Schon drei Jahrhunderte schaute zurück
Das Kloster auf seine Umgebung —
Ein stattliches Dörfchen, voll Frieden und Glück,
Mit sittlicher, frommer Belebung.
Da brauchte der Pfalzgraf Casimir Geld,
Und einen Arrestbrief dieser bestellt
Auf alle Gefälle des Klosters.

Drob fühlt die Aebtissin Jammer und Leid
Von wegen der redlichen Armen,
Die all' in dem Schuldbuch standen zur Zeit,
Und rührte ihr herzlich Erbarmen.
Da flehte zum Himmel sie bang und heiß,
Drauf gab sie den Flammen das Schuldbuch preis,
Die Hörigen also befreiend.

Und als mit den Räthen der Vogt erschien,
Der Uebergabe gewärtig,
So sank vor ihm die Aebtissin hin:
„Gottlob! das Geschäft ist fertig!"
Sie sank und sprach's, todt war sie die Maid!
Die Schwestern haben darnach sich zerstreut,
Als Eigner die Hörgen verlassend.

So ging das Kloster zu Seebach ein
Der Benediktinerfrauen,
Die hatten ein Herz für die Armen fein,
Wie diese zu jenen Vertrauen.
So dankt Dorf Seebach freien Bestand
Der letzten Aebtissin muthiger Hand.
Gott lohn' es der edelen Seele!

Und Ludwig, ein anderer Pfalzgraf, *) hört
Nach drei'n Jahrhunderten wieder
Das Lied, wie wurde das Kloster zerstört,
Er selber ein Meister der Lieder.
Mit Rührung hat es ergriffen den Herrn
Und sühnen wollt' er das Kloster gern
Dem Dörfchen und seiner Umgebung.

Freigebig und fromm, wie immer er war,
Gerecht und beharrlich im Streben,
Erbaut er den Leuten im nächsten Jahr
Ein Schulhaus jetzo daneben, **)
Auf daß sich die Jugend in künftiger Zeit
Erinn're der Sitt' und Gerechtigkeit
Des Landes und seiner Gebieter.

Und willst du den Frieden und willst du das Glück
Im Staat und dem eigenen Herzen,
Blick' selbst auch auf das Vergang'ne zurück,
Erspare durch Sühne dir Schmerzen;
Nicht brauchst du zu wählen ja lang und viel,
Die Sühne sie treffe das richtige Ziel:
Für Gott und die Kinder der Armen! ***)

---

*) Se. Majestät König Ludwig.

**) Zu Grethen.

***) Z. B. an Gotteshäusern, in Waisen- und Rettungs-Vereinen.

Dreie und Eine.

(Fortsetzung.)

3.

Die letzten vierzehn Tage mit ihren Ereignissen waren für die Nachbarschaft von großem Erfolge begleitet. Es war gerade so gekommen, wie Röschen zu Gabriel gesagt: es war stille geworden. Nicht als ob die drei Jünglinge Unruhe in die Nachbarschaft gebracht hätten — nein, dafür waren sie zu ordentlich, zu bescheiden und anständig; nicht als ob die Hämmer in Lichtenauers Schmiede nicht von Morgens bis Abends hellgellend geklungen oder Dobels Werkstätte nicht wiedergehallt hätte von seinen Hammerschlägen, — das war Alles sich gleich geblieben und doch war's stille: denn die Nachbarn waren traurig und Keins rief dem Andern ein fröhlich Wort zu; man hörte keinen heitern Gesang — das Einzige, woran vielleicht Röschen bei dem Worte gedacht, das Gabriel so schmerzlich getroffen hatte. Es war in der That stille geworden.

Auch auf Dobels Bank, denn da saßen Abends die drei Jünglinge bei den Alten und Scherz und Ernst wechselte. Die Alten meinten, ihre Weisheit ziehe das junge Blut an, und es war ganz wunderlich, daß sie so blind waren oder seyn wollten. Nur Röschen ahnte so etwas von der Wahrheit, als die Neckereien ihrer Freundinnen sie trafen und diese sie fragten, welchem sie denn den Preis gebe? Verliebt seyen sie doch alle Drei in sie bis über die Ohren.

Die hatten ihr eigentlich die Augen geöffnet in der letzten Zeit, und noch am Sonntag Abend, auf dem Spaziergange, hatten sie sie geneckt, weil sie so heim eilte. Gabriel gehe morgen weg, hatte sie in ihrer Unschuld gesagt, dem müsse sie doch Adje sagen. Da kam's wie eine Sturmfluth über sie von allen Seiten und die Mädchen meinten, der schöne, blonde, sinnige Gabriel sey wohl doch am Ende das Herzblättchen.

Solcher Mädchenwitz hatte übrigens auf Röschen den Einfluß, daß sie sich selber einmal prüfend gegenüber trat. Sie wog ab, was hier zum Vortheil, dort zum Nachtheil war, und sie fand, daß doch so recht eigentlich Keiner der Dreie den Vorrang hatte. Das gestand sie sich: die letzten Auftritte mit Gabriel hatten sie tief bewegt. Der Kuß brannte noch auf ihrer Hand und hätte sie sich nicht geschämt, sie hätte die Stelle küssen mögen. Aber die Zeit hat wunderliche Kuren in der Welt gemacht, wunderlichere, als alle Wunderdoktoren der Welt. Das Mädchen dachte so ziemlich an alle Drei gleich lebhaft, wenn auch Gabriel, schon durch das Zusammenleben, ihr etwas näher stand. Ihr Vater nur urtheilte anders. Er hatte an Joseph und Gerhard viel auszusetzen; Gabriel war nun einmal sein Liebling.

Auf der Bank Abends wurden die drei Wanderburschen vielfach besprochen und die Elternliebe Riffels und seiner Frau, wie Lichtenauers und der seinen, strich ihre Söhne weidlich heraus. Rechtlings, überhaupt stille, demüthige Leute, schwiegen von ihrem Gabriel, dessen Partie dann aber Dobel als ein guter Advokat übernahm und mit Wärme führte, was indeß Röschen allemal mit besonderem Wohlgefallen anhörte.

Man zählte wahrhaft die Stunden, bis sie einmal schrieben; aber die jungen Leute, die früher nicht weiter als ein paar Stunden von der Heimath weggekommen waren, hatten noch so viel zu betrachten, daß sie zum Schreiben eigentlich noch nicht kommen konnten.

So verging der März und der wetterwendische April und erst im Mai brachte der Postbote den ersten Brief in Riffels an. Abends kam triumphirend der alte Schneider, der noch heute nicht den windbeuteligen Charakter seiner Zunft abgelegt hatte, auf die Bank.

„Ich hab's doch gleich gesagt," hob er an, „Meiner schreibt zuerst; denn er hat's dick hinter den Ohren und gewandt ist er in der Feder wie ein Schulmeister."

„Nun, Nachbar," fragte Dobel nicht ohne Unmuth über den Schneider, „so zieht einmal vom Leder! Was schreibt er denn?"

„Ei," sagte der Schneider, „Ihr könnt Alles hören; es ist nichts incognito, wie man sagt."

Er begann zu lesen:

„Seit ich hier in Köln bin, hab' ich schon den zweiten Meister...."

„Halt!" rief Dobel — „das ist eine bedenkliche Geschichte und dabei fällt mir der Bub ein, dem die Mutter immer sagte, als er auf die Wanderschaft ging: Du kriegst gewiß keinen Meister! Um ihr nun zu zeigen, wie Unrecht sie gehabt, schrieb er im ersten Briefe, er habe in den ersten vierzehn Tagen schon sieben Meister gehabt."

Und Lichtenauer lachte, daß er schockelte.

Riffel aber fühlte den Stich und sagte:

„Laßt mich doch erst lesen, wie's kam!" Und er las weiter:

„Das kam aber daher, daß der Erste ein Lump war, der eigentlich gar nicht für einen Gesellen Arbeit hatte; aber um die Leute weis zu machen, er habe viel zu thun, sich einen halten wollte. Da dacht' ich: laß mich laufen, und ging los. Wo ich jetzt bin, da ist's gut. Wir arbeiten auf's Stück. Da wird Geld verdient wie Bach, weil wir auch den ganzen Sonntag arbeiten.

Herzliebste Eltern, es kostet Einen hier aber auch hier Geld wie Bach! Unsereiner muß sich flott kleiden, und das hat etwas Anderes auf sich, als daheim, wo ich im Confirmirrock drei Jahre herumlief. Mein Geld ist all und ich thue Euch bitten, mir im nächsten Brief etliches zu schicken. Was die Stadt betrifft, so ist die entsetzlich groß und ich bin bis heute noch nicht in allen Gassen gewesen, die eng und so schmutzig sind, wie daheim das Spurgäßchen. Mein erster Meister, der Windlips, wohnte in der Schildergasse; mein alleweiliger aber wohnt dem Jülichsplatz gegenüber, wo Alles nach ächtem kölnischen Wasser riecht. Kirchen sind hier so viel, daß das halbe Land daran genug hätte; ich glaub', daher hieß auch in der alten Zeit die Stadt die „heilige", nicht vom Hineingehen. Da ist Euch eine verwunderliche Wirthschaft im Dom. Das muß ich sagen, es ist ein erschreckend und grausam Gebäu, und noch begreife ich nicht, warum die alten Narren den Thurm so weit davon hingesetzt haben und oben darauf einen Krahnen. Wenn der die Schiffe aus- und einladen sollt', so müßt' ja das Wasser über die ganze Stadt gegangen seyn, denn er steht grausam hoch droben. Gebaut wird immer, aber uns Allen thut auch kein Zahn mehr weh, wenn der einmal fertig werden soll. Item es ist auf dem Domplatz ein Geklopfe und ein Gehämmer, daß man sein eigenes Wort nicht hört. Im Dome drinnen ist's lebendig. Mir gefällts besonders, daß da Einer im rothen Rock mit einem tüchtigen Stecken herumgeht, der den Leuten in die Rippen stößt, die nicht beten wollen. Das hilft aber blutswenig, denn sie gehen herum, gucken und gaffen nach Gusto, wie's ihnen gefällt. Es hat mir leid gethan, daß ich ein bischen zu spät gekommen bin zu dem sogenannten Karneval. Das soll, wie unser Obergesell sagt, der Latein kann wie Pulver, heißen: „Fleisch, leb' wohl!" da sie zur Fastnacht keins hier essen. Sodann ist bei unserer Garküche das ganze Jahr Karneval, aber Knochenlust alle Tag. Das mag, wie sie sagen, von der Schlachtsteuer kommen. Ich kriege alle Tage Heimweh nach der Mutter Küchenschrank. Sie essen hier gern etwas Gutes, aber Unsereins kriegts nicht. In der Zeitung zeigen sie's sich einander an, wo's was der Art gibt, und trinken können sie prächtig! Aber ich wollt', es gäb' hier eine Raisonnirsteuer, die brächte was ein. Nein, herzliebste Eltern, daheim wird auch als einmal raisonnirt, aber hier geht's über's Bohnenlied. Da wissen sie Alles besser, und wenn einmal der König Minister bräuchte und wüßte nicht, wo sie hernehmen, hier könnte er blind hineingreifen.

„Um wieder auf die Fastnacht zu kommen, so soll da heuer ganz Köln verrückt gewesen seyn, man merkt's heut noch; da sollen sie Alles gehänselt haben, und das thun sie heut noch; da sollen die Leute ihr Bett selbst versetzt haben, um sich lustige Tage zu machen, das geschieht aber auch heut noch; da sollen sie sich vor lauter Lustbarkeit Löcher in die Köpfe werfen, die man übrigens auch heut noch kriegen kann. Ferner sollen sie sich mit Erbsen werfen, daß sie Schuh hoch liegen; gäben sie sie den Armen, an denen es nicht mangelt! Und mit Mehl sollen sie sich die Kleider bewerfen, daß die Leute aussähen wie lebendige Mehlsäcke; was gäbe das Brod! Ein grausam lustig Leben ist hier im Sommer: alle Sonntag hat eine Gasse Kirchweih. Da geht's herrlich zu und wer keine Prügel kriegt hat, ist nicht dabei gewesen. Die Gassenbuben treiben's nach Gusto, schießen und knallen auf der Gasse. Das sollt' einmal bei uns geschehen, der Bürgermeister sollt' sie gescheidt machen. Aber Geld kostet's, wenn man das Alles sehen will; darum seyd so gut und vergeßt mich nicht!

„Was mir extra gefällt, ist das, daß sich die Herren nicht schämen, die Handwerksbursche aufzuklären. Da hört man's, wie's in der Welt aussieht und was Deutschland, von dem ich daheim nichts hörte, Noth thut; wie die Uebelstände, daß es nur Reiche und Arme gibt, abgestellt werden müssen. Da stehen Einem die Haar' zu Berge; aber d i e Leute verstehen's und wissen Alles rund zu bringen. Das sind Kapitalkerle! Nun will ich aber mein Schreiben schließen und thu' Euch viel tausendmal grüßen und alle Nachbarn und gute Freund' und wer's getreulich mit mir meint — besonders das Röschen. Ich hab' mir die Mädchen von Köln alle angesehen, aber keins ist so schön wie Röschen, das könnt Ihr ihr sagen. Nun gehabt Euch Alle wohl und vergesset mir nicht Geld zu schicken. Mein Adreß lautet rc. rc."

Als der Brief gelesen war, sah Niffel die guten Nachbarn nach der Reihe an und sagte:

„Gelt das ist ein Brief! Ich hätt's dem Teufelsbub mein Lebtag nicht zugetraut. Und macht auch noch Reime, der Strick!"

Röschen war roth geworden bis über die Ohren, aber daß er in der großen Stadt an sie dachte, daß er sie über alle Mädchen von Köln stellte, wo doch gewiß hübsche waren, das gefiel ihrer Eitelkeit nicht wenig und es that ihr im Herzen gut. Wenn auch der Joseph allerlei tanzmeisterliche Streiche im Kopfe hatte, so viel blieb doch: er hatte sie recht lieb. Sie hätte ja kein Mädchen seyn müssen, wenn ihr der Weihrauch nicht duftig in das Näschen gestiegen

wäre, und Weihrauch lieben sie alle, besonders wenn hübsche Jungen das Rauchfaß außer der Kirche gegen sie schwingen.

Meister Dobel saß stille da und schüttelte nur leise den Kopf.

„Nun, Nachbar Dobel," fragte Riffel, „warum schüttelt Ihr den Kopf so bedenklich?"

„Wenn Ihr's wissen wollt, Nachbar, so sag' ich's," entgegnete Dobel; „an dem Brief gefällt mir Vieles nicht. Erstlich das nicht, daß er da meinem Mädel mit einfältigem Geschwätze, denn weiter ist's nichts, den Kopf verbrühen will. Das soll ein ordentlicher Mensch nicht thun. Das ist so ein Geschäft für Windbeutel, und er ist auf gutem Weg, einer zu werden. Dann das nicht, daß er schon den heiligen Sonntag vergessen hat; das ist schmählich. Wär' ich sein Vater, ich riebe ihm den Kümmel, daß es eine Art hätte. Drittens, daß er so leichtfertig plaudert und sich mit den Aufwieglern einläßt, denn das sind sie alle, die thun, was er da schreibt. Endlich aber, daß er schon Geld braucht, und Ihr habt ihn doch nicht wie eine Kirchenmaus gehen lassen; dies wäre nur unter gewissen Umständen zu entschuldigen. Wißt Ihr, Nachbar, was ich an Euerer Statt ihm schickte?"

„Was denn?" fragte Riffel betreten.

„Einen Katechismus, mit einem Eselsohr bei dem Gebet: Gedenke des Sabbathstages, daß du ihn heiligest."

Riffel war betroffen. Unrecht hatte Dobel nicht, aber es war doch sein Kind, in das er wie in einen Spiegel blickte. Endlich sagte er:

„Nachbar, Ihr nehmt's auch zu spitz. Es liegt ja doch auf flacher Hand, daß es lauter Jugendübermuth ist und auf lauter Faxen hinauslauft, wie er denn all sein Lebtag ein Faxenmacher war. Einen Spaß in Ehren soll man doch nicht wehren; man ist ja doch auch einmal jung gewesen."

„Meinetwegen, macht, was Ihr wollt," versetzte Dobel; „aber das, was ich von meinem Röschen gesagt, das schreibt ihm."

So viel ergab sich aber doch aus dem gemeinsamen Hin- und Herreden, daß auch Riffel auf andere Gedanken kam und Manches begriff, was er nur von der Scherzseite genommen. Er war entschlossen, ihm kein Geld zu schicken, sondern tüchtig den Bart zu scheeren, was er denn auch redlich that.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Vor dem Polizeigericht zu Westminster ereignete sich dieser Tage eine drollige Scene. Eine sehr respektable alte Dame tritt vor und macht folgende Klage geltend:

„Meine siebzehnjährige Tochter hat sich kürzlich verheirathet, und doch hat sie keinen Mann. (Gelächter.) Ich glaubte natürlich, daß ihr Bräutigam ein Mann wäre. Wir hatten uns aber geirrt: der Mann meiner Tochter ist eine Frau, und zwar, wie wir jetzt wissen, eine Frau, die schon drei Kinder hatte."

Richter: Ich gestehe, als ich die Sache auf dem Register verzeichnet fand, wunderte ich mich sehr. Ich frage zuvor: Wo ist die Heirath vollzogen worden?

Klägerin: In der Highatkirche.

Richter: Schön, dann müssen Sie sich an den Polizeirichter jenes Bezirkes zunächst wenden.

Ueber den Vorfall theilen die englischen Blätter mit, daß der Pseudogemahl Anfangs in dem Hause als Frauenzimmer aufgetreten war und sich Frau Panton nannte. Nach einiger Zeit trat die Dame mit verändertem Geschlecht plötzlich auf, nannte sich Albert Guelph und gab sich für einen geheimen Sohn Georgs des Vierten und der Königin Karoline aus. Die auf einmal verwandelte Dame gab vor, daß sie aus persönlichen Gründen als Frauenzimmer bisher hätte leben müssen, daß sie aber jetzt aus Liebe für die Miß M— ihre Verkleidung fallen lasse, um derselben Herz und Hand anzubieten. Es fehlte dem Herrn Guelph nicht an Geld und dies mochte mit dazu beigetragen haben, seine Bewerbung freundlich aufzunehmen.

Wer hätte noch vor einigen Jahren gedacht, daß amerikanische Gesetze zugleich in englischer und chinesischer Sprache jemals veröffentlicht werden würden! Und doch ist es dahin gekommen. Der 9te Abschnitt einer von der californischen gesetzgebenden Versammlung erlassenen Akte, die Erhebung der Steuer betreffend, welcher die ausländischen Goldjäger unterworfen sind, ist in chinesischer Sprache gedruckt zu Nutz und Frommen von mehr als 30,000 Chinesen, die sich gegenwärtig in Californien befinden.

Seit anderthalb Jahrhunderten sind in Paris 306 historisch merkwürdige Gebäude und Monumente niedergerissen worden; nämlich: 73 Paläste und Hotels, 45 Abteien, 57 Kirchen, 55 Collegien, 17 Thore, 7 Brücken und 52 kleinere Gebäulichkeiten, wie Brunnen, Kreuze rc. In dieser Frist riß man 118,825 Häuser nieder.

Redaktion, Druck und Verlag von G. Ritter in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

Nro. 133. Sonntag, 6. November 1853.

Z Balladen aus der Pfalz.

Vom Verfasser der „Primeln und Gladiolen“.

---

3. Die drei Hirtenknaben.

Drei Knaben saßen unterm Baum,
Zu retten sich vorm Regen
Und vor Gewittern, welche kaum
Vor Nacht sich mochten legen.

Sie hüteten im Thal das Vieh,
Fern von der Eltern Hause.
Wie schreckt hier Blitz und Donner sie,
Wie dort des Walds Gebrause!

Die Thiere senken tief das Haupt,
Seitab gekehrt vom Wetter.
Den Knaben dient, wie dicht belaubt,
Der Baum nicht mehr zum Retter.

Der Linke weint, der Rechte spricht
Mit kindlich frommem Flehen:
„Geh, Gott, mit uns nicht ins Gericht!
Wer mag vor dir bestehen?“

Der Mittlere der flucht und höhnt
Gottlos die andern beide.
Da blitzt's und kracht's, der Baum erdröhnt,
Es purzeln auf die Seite

Der eine links, der andre rechts,
Nach vorn der in der Mitte.
Auf richten jene links und rechts
Sich wieder, nicht der Dritte!

Zum Schrecken aller Spötter lag
Und blieb er todt am Boden.
Der fromme Beter aber sprach:
„Gott gnade ihm dem Todten!“

Dreie und Eine.

(Fortsetzung.)

Etwa vierzehn Tage nachdem Riffels Joseph geschrieben hatte, brachte auch Lichtenauer einen Brief von seinem Gerhard. Der alte Schmied las ihn im Kränzchen auf der Bank vor und der Inhalt desselben war folgender:

„Herzliebe Eltern, ich bin nun lang genug allhier in Mainz, daß ich die Stadt und ihre Gelegenheit ziemlich kenne und Euch einmal schreiben kann. Ich stehe bei dem Meister Rinnappel in der Korbgasse in Arbeit, schlafe und esse im Haus und hab's ziemlich gut, verdiene auch hübschen Lohn. Es ist tüchtig Arbeit da und ich hab' zum Faullenzen keine Zeit. Was mir nicht gefällt, ist das, daß unser Handwerk gar nicht ästimirt ist unter den Gesellen. Sie heißen uns Rußfinken, und gestern Abend noch hab' ich einem Schneider so eine Rußfinke auf's Maul gegeben, daß er auf lange genug daran haben wird. — Was die Stadt betrifft, so gefällt mir's gut da, obgleich es lauter Gäßchen sind, bis auf die Ludwigsstraß' und die sogenannte Bleiche. Aber, lieber Vater, ich wollt', Ihr wär't 'mal hier bei mir im „Rössel“ oder in so einem Haus in der Gaugaß, wo sie die grünen Tannen- oder Fichtensträuße heraus stecken; da gibt's Euch ein Bierchen! Granaten! das schmeckt immer nach mehr. Und man muß sich hüten, sonst kriegt man einen Dusel, wie ich am Sonntag! Da war's gut, daß die Gassen eng waren, denn ich rumpelte immer von einer Hauswand an die andere, daß mir die Rippen krachten. Bin aber doch endlich heimgekommen, weil mich ein Kamerad führte, der zum Glück nüchtern war. Das war vom Bier im Rössel. Und in der Gaugaß, rechts neben dem Hutmacher, der den großen Bonapartshut neben der Thür hängen hat, da gibt's für ein Spottgeld ein Weinchen, so süffig, wie ich

kaum einmal getrunken. Bei uns daheim kriegt man für das Geld kaum Rachenputzer. Da erquick' ich mich als einmal am Feierabend und Sonntags. Die Mainzer sind liebe, gute Leute, aber der Wein ist ihr Einmaleins. Sie reden nur von ihm vom 1. Januar bis 31. Dezember. Es sind viele Soldaten hier, blauröckige Preußen und weißröckige Oesterreicher. Sie machen nicht viel mit einander, außer wenn sie sich als einmal prügeln. Die Stadt ist eine Bundesfestung; was das aber für ein Bund ist, weiß ich nicht, man merkt auch nichts davon. Nicht weit vom Dom steht auch Einer aus Erz, der Guttenberg, der soll erfunden haben, wie man die Bücher druckt, und hat so einen Schlafrock an. Er soll aus Mainz seyn; aber damals, als er auf der Welt war, müssen sie Latein geredet haben, denn unten steht's lateinisch, wo er herstammt. Gegen den Dom steht er mit dem Rücken gekehrt, und soll doch ein frommer Mann gewesen seyn. Das mach' mir Einer rund!

„Es ist ein recht vergnüglich Leben hier, besonders Dienstags und Freitags; da ist in der neuen Anlage Musik. So schöne Tänze hab' ich mein Lebtag nicht gehört. Da ist Euch aber ein Menschenspiel! man sollt' nicht denken, daß so viele in der Welt wären. Da ist ein Staat! Von Dem, was da die Weibsleut' überflüssig haben, könnte man die halbe Welt glücklich machen und manch fein Schöpplein trinken. 'S ist halt kurios ausgetheilt. Es wimmelt da von lauter Offizieren, und es wird Einem angst und bang, die Lieutenants brächen in der Mitte durch, wenn der Wind geht, so dünn sind sie um die Hüften. Ich bräch' ein Dutzend mit einer Hand rack ab.

„Nun wünsch' ich Euch alles Liebs und Guts und verbleibe

Euer getreuer Sohn

Gerhard."

„Nachschrift. Grüßet mir alle guten Freunde und Nachbarn, auch das liebe Röschen nicht zu vergessen."

„Dem schmeckt's in Mainz," sagte Dobel, und Röschen wurde abermals roth, daß er ihrer besonders gedacht und sie „lieb Röschen" genannt hatte. Freilich machte es Joseph besser!

Der Lichtenauer lachte zu Dobels Wort.

„Es ist halt eine durstige Zeit," sagte der stämmige Schmied, „und das macht, daß sie viel beim Feuer arbeiten."

„Ein guter Grund ist Geldes werth!" meinte Riffel.

Jetzt gab's gutmüthige, scherzhafte Sticheleien auf den Nachbar Lichtenauer, weil er bisweilen auch am Durste litt. Dieser nahm's lachend hin, indem er sagte, wenn es ein Fehler von ihm sey, so trage seine liebe Frau die Schuld, ob sie gleich sonst eine Krone der Weiber sey — sie salze immer ein wenig stark.

„Warum uns der Gabriel allein nicht schreibt?" sagte jetzt Dobel, der es kaum erwarten konnte, bis ein Brief von diesem kam.

„Wir müssen's abwarten," erwiederte Rechtling; „er ist ja so ein stiller Bub immer gewesen und hat's mehr innerlich."

(Fortsetzung folgt.)

Das gelbe Fieber.

Schreiben eines bayerischen Auswanderers an seine Verwandten in München.

New-Orleans, den 18. Sept. 1853.

Aus den Zeitungen werdet Ihr ohne Zweifel erfahren haben, welch reiche Ernte der Todesengel hier gehalten, und diese Berichte werden Euch zu der Vermuthung geleitet haben, daß der Sensenmann auch an mich oder an Eins meiner Familie seine kalte Hand gelegt haben werde. Der Zweck meines Schreibens ist daher, Euch zu versichern, daß wir Alle noch am Leben sind; zugleich aber auch, Euch Mittheilungen über die hier zur Stunde noch herrschende, pestartige Seuche, die so viele Tausende von Opfern forderte, zu machen. Erst seit 12 Tagen habe auch ich das Krankenlager verlassen, bin noch geistes- und körperschwach; Ihr werdet darum entschuldigen, wenn sich in meiner Zusammenstellung ein Wirrwar vorfindet.

Daß New-Orleans bezüglich des gelben Fiebers in bösem Rufe steht, ist bekannt. Im Jahre 1847 hat diese Krankheit, welche damals im Monat August anfing, viele Opfer gefordert. Seit jener Zeit kamen wohl jedes Jahr einzelne Fälle dieser Krankheit vor, die aber nie Unruhe erregend wurden, und man kam zu dem Glauben, da die Stadtbehörde Alles aufgeboten, Wasser und Unrath zu entfernen, der Seuche sey für alle Zukunft ihre intensive Kraft benommen. Das Jahr 1853 machte aber leider diesen Glauben, auf welchen man hier mit allzu großer Zuversicht baute, zu einer Chimäre. Die Seuche kam mit nie gekannter Stärke; die Ursache hievon scheint jedoch einzig und allein in den heuer hier herrschenden Witterungsverhältnissen zu liegen, und um Euch die Sache klar zu machen, muß ich vorerst diese und ihr Verhältniß zu sonstigen Jahrgängen schildern.

Mit dem Monat Oktober fängt hier eigentlich das Jahr an. In diesem Monat fällt gewöhnlich

so viel Regen, daß die ausgebrannte Erde hinlänglich befeuchtet wird, um mit dem Anbau der Gärten beginnen zu können. Von dieser Zeit an beginnt die Vegetation und dauert mittelmäßig fort bis Mitte Januar, wo sie durch Reif, auch durch Frost, auf 10—14 Tage unterbrochen wird. Dann aber steigt sie durch warme Regen bis Ende Mai auf eine ungeheure Höhe. Der Juni gibt wenig Regen, die Hitze wird groß; Juli, August und September sind beinahe ohne Regen, die Hitze fast unerträglich, die Vegetation ist vorüber, Alles ausgebrannt und nach Regen und Kühlung schmachtend. Heuer nun hatten wir bis zum Monat März die gewöhnliche Witterung; März, April, Mai und die Hälfte des Juni waren aber ohne Regen, die Vegetation so ziemlich gut, die Hitze groß. Von Mitte Juni nun bis auf den heutigen Tag hatten wir täglich mehrere Gewitter mit ungewöhnlichen Regengüssen, wie sie nur in Tropengegenden vorkommen, und die Straßen der Stadt stehen oft 2—3 Fuß unter Wasser. Auf diese Regengüsse folgt schneller Sonnenschein, die Luft ist so dick und schwer, daß man kaum athmen kann, die Temperatur sehr wechselnd; das schöne Blau des Himmels, welches in südlichen Gegenden das Auge so sehr erfreut, ist selten zu sehen, graublau steht ober uns das Firmament wie ein ehernes Gewölbe, Alles ist in Wasserdünste eingehüllt und wie ein ungeheures Leichentuch haben sich diese über die Stadt und deren Umgebung ausgebreitet, unter welchem die Menschen seufzen, dahinsiechen und — sterben.

Gleich bei Eintritt der häufigen Gewitter stellte sich unser schlimmer Gast, das gelbe Fieber, in einem sehr beunruhigenden Grade ein; zuerst in jenem Theile der Stadt, wo viele Irländer, sehr unmäßige und unreinliche Menschen, zusammen wohnen. Der Tod hielt hier überreiche Ernte. Es dauerte jedoch nur kurze Zeit, und die Seuche verbreitete sich durch die ganze Stadt. Wer die Mittel hatte und konnte, entfloh der Pest; Viele jedoch, die den Keim der Krankheit schon in sich trugen, starben auf der Reise. Die Einwohnerzahl sank von 140,000 auf 80,000 in Folge dieser Auswanderungen und der Todesfälle. Die hier erscheinenden 7 englischen, 3 französischen, 2 deutschen und 1 spanische Zeitung berichteten täglich die Zahl der Opfer und den Stand des Jammers. Schon zu Anfang Juli belief sich die Zahl der der Seuche Erlegenen auf 200 pr. Tag und sie stieg bis auf 365, welche Nachricht Alles mit namenlosem Entsetzen erfüllte. Zuerst ergriff die Seuche die Nichtakklimatisirten, dann die Akklimatisirten, endlich raffte sie auch die Eingeborenen, die sich frei von jeder Ansteckung glaubten, in gleichem Grade hinweg. Hunderte von Familien sind ganz ausgestorben, Tausende von Familien haben theure Angehörige zu beweinen, Unzähligen ist der Ernährer gestorben, sie sind in Armuth versunken, und die Zahl der Waisen, die ohne Hilfe und Pflege sind, kennt man bis jetzt noch gar nicht. Zwar bietet die Stadt und ein Wohlthätigkeitsverein Alles auf, die Verlassenen unterzubringen; die städtischen Waisenhäuser sind überfüllt und es mußten neue errichtet werden. Wer in Straßen wohnt, wo der Weg zu den Kirchhöfen vorüberführt, der hat fortwährend den traurigen Anblick der schnell fahrenden Leichenwägen, auf welche gewöhnlich 5—6 Todte geladen sind. An ein Zugrabegeleiten derselben ist natürlich nicht zu denken, ebensowenig an eine Ordnung im Beerdigen, denn Todtengräber und Gehilfen erkrankten oder liefen davon, und bis Andere an ihre Stelle traten, stockte das Geschäft. So ereignete es sich auf einem unserer Kirchhöfe, deren wir hier 12 haben, daß 40 Leichen den ganzen Tag unbeerdigt dastanden; von der großen Hitze schwollen die Körper auf, die Särge platzten und eine die Luft weit und breit verpestende Flüssigkeit quoll heraus.

Unter solch traurigen Zuständen verlebten wir die Zeit in Sorgen; die täglichen Berichte erschöpften unsern Muth; die Geschäfte hatten mit zunehmender Seuche ihr Ende gefunden und in gleichem Maße stiegen, da keine Zufuhren mehr kamen, die Lebensmittel im Preise. So kostete z. B. das Dutzend Eier 60 Cents (1 fl. 30 kr.); die Kartoffeln stiegen von 1 auf 5 Doll. das Fäßchen, Mehl von 4 auf 12 Doll. das Fäßchen. Wir mußten aus der Tasche zehren; doch war unser Muth noch nicht gesunken, waren wir ja noch Alle gesund und von der Seuche frei.

Doch auch dieser Trost wurde uns genommen. Zu Anfang August klagte meine jüngste Tochter (ein Mädchen von 6 Jahren) über Schmerzen und Hitze im Kopfe; bald stellte sich Fieber ein — wir hatten die Seuche im Hause! Zwei Tage darauf erkrankte meine zweitälteste Tochter und wieder nach zwei Tagen brachte man mir meinen Sohn von der gleichen Krankheit befallen nach Hause. Noch waren unserer Drei, die Mutter, meine älteste Tochter und ich, zur Pflege, die uns Tag und Nacht in Anspruch nahm; aber es war erst der Anfang unsers Elends, und nun folgte Schlag auf Schlag. Zuerst erkrankte unser Zimmerherr und deutscher Freund S., und so hatten wir nun vier Kranke zu pflegen; ihm folgte meine älteste Tochter, und so standen die Mutter und ich allein. Auf Hilfe von Außen durften wir nicht rechnen, denn alle meine Bekannten lagen theils selbst darnieder, theils waren sie bereits hinübergegangen in eine bessere Welt. Drei Wochen hatten wir uns in unmenschlicher Anstrengung und unter der Last der Sorgen hingeschleppt, wir waren Beide selbst krank, doch noch nicht von der Seuche ange-

steckt, da besserte es sich mit den drei zuerst Erkrankten, sie konnten auf Stunden das Lager verlassen und wandelten gleich Schatten umher; nur Mathilde, meine älteste Tochter, die heftiger wie die Uebrigen von der Seuche befallen war, wollte keine Besserung zeigen. Nach einer an ihrem Bette durchwachten Nacht legte ich mich zu der mir so nöthigen Ruhe, und als ich wenige Stunden später erwachte, fühlte ich der Seuche Gift durch meine Adern toben. Nun war noch die Mutter die Einzige, die erschöpft von einem Lager zum andern wankte; dies konnte nicht lange dauern, und schon kommenden Tages lag auch sie an der Seuche darnieder. Soll ich Euch nun unsere Lage schildern? — Sie ist zu schrecklich, sie kann nur empfunden, nicht beschrieben werden!

Seit jener Zeit sind nun wiederum drei Wochen verflossen. Die drei zuerst Erkrankten erholten sich nach und nach, wir drei Letzten hoffen dasselbe, was Gott geben wolle, damit wir vereint mit erneueter Kraft unser Geschäft wieder beginnen können und uns aus dem Elende herausreißen, das uns mit so vielen Andern in so unnennbarem Grade getroffen.

Zum Beweise, welche Scenen vorgekommen, noch ein Fall aus meiner nächsten Nähe.

Als ich einen meiner Bekannten, dessen Frau am Fieber lag, besuchte, klagte mir dieser, ein kräftiger junger Mann von 30 Jahren, er fühle sich nicht ganz wohl, glaube aber, daß es vom Nachtwachen komme. Das war Morgens 10 Uhr. Abends 8 Uhr ging ich wieder hin, um nachzusehen. Welch ein Anblick erwartete mich da! Die Frau lag hinten in dem einzigen Bette mit einem 6 Wochen alten Kinde an der Brust, der Mann vornen im heftigsten Fieber, im Paroxismus wüthend um sich schlagend. Frau und Kind erhoben ein herzzerreißendes Geschrei. Vor Allem entfernte ich das Kind aus dem Bette und sicherte es vor seinen Hieben; dann warf ich mich auf den Rasenden und suchte ihn zu bändigen, was mir aber nur theilweise gelang. Dieser Zustand hatte vor meiner Ankunft schon eine ganze Stunde gedauert; eine halbe Stunde darauf wurde er ruhiger, und wieder nach einer halben Stunde war er todt.

Vielleicht ist es für Euch, da sich ja doch Einer von Euch der Arzneikunde gewidmet, von Interesse, die Symptome und das Heilverfahren der Krankheit zu erfahren, deßhalb will ich sie, so weit ich sie kenne, Euch schildern.

Das gelbe Fieber beginnt mit Kopf- und Kreuzschmerzen, namentlich am Hinterhaupte, heftigem Blutandrang zum Kopfe und zur Brust, trockner Hitze am ganzen Körper, oftmals schon vorhergehender Verstopfung, stark belegter Zunge und schnellem Ansatz von Weinstein an die Zähne. Fieber zeigt sich erst nach einigen Stunden, nachdem der Kranke sich hat legen müssen, und dann kömmt auch heftiger Durst. Der Tod tritt häufig schon nach wenigen Stunden und fast ganz gewiß bei Rückfällen ein, wo unter Hundert kaum Einer gerettet wird.

Das Heilverfahren ist hier folgendes: Ein heißes Fußbad mit Senf, um den Kranken schnell in Schweiß zu bringen und ihn möglichst lang in solchem zu erhalten. (Ich selbst lag 106 Stunden im Schweiß, so daß er durch die Matratze drang.) Fortwährende Eisumschläge auf den Kopf, bis Schmerz und Hitze sich verloren haben; schnellmöglichste Klystier von Syrup, Salz und Wasser, welche alle 3 Stunden wiederholt wird, bis die Gedärme ganz leer sind, dann alle 6 Stunden. Zum Trinken wird Weinstein oder Limonade so kalt wie nur möglich gereicht. Allabendlich wird endlich noch eine Gabe China mit ein wenig Opiumextrakt gegeben.

Medizin allein heilt diese Krankheit nicht, sondern schnelle Hilfe und die sorgsamste Pflege, welche hier so Viele entbehren mußten, ist die Hauptsache. Ein anderer Grund der großen Sterblichkeit ist der Umstand, daß hier so viele Arbeiter zusammenleben oder eigentlich gelebt haben, deren Unmäßigkeit und Schmutz der Seuche ein weites Feld eröffneten.

Gegenwärtig bessern sich die Gesundheitsumstände allmälig; es ist Zeit, vom Beginne bis heute fielen dem Tode fünfzehntausend zum Opfer. Gott bewahre Euch vor solchen Heimsuchungen! Lebet wohl!

Mannigfaltiges.

In Paris sind täglich 27 950 öffentliche Wagen in Bewegung, welche zusammen durchschnittlich jeden Tag 200,000 Personen transportiren; und zwar: 558 Fiaker, 246 Coupés, 738 Cabriolets, 340 Omnibus, 1068 zweiräderige Wagen, 4000 Diligencen, 6000 Droschken, 15,000 Last- und sonstige Wagen.

Der Chansonnier Beranger schrieb unlängst dem Arbeiter Lapointe, welcher ihm seine „Erzählungen für Kinder" widmete: „Ich habe soeben den ersten Band Ihrer Erzählungen gelesen; derselbe ist ausgezeichnet. Schreiben Sie unverzüglich den zweiten; doch beeilen Sie sich, denn ich bin 73 Jahre alt, und in diesem Alter haben die Kinder keine Zeit mehr zu warten."

Redaktion, Druck und Verlag von G. Ritter in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

Nro. 134. Dienstag, 8. November 1853.

Dreie und Eine.

(Fortsetzung.)

Endlich kam ein Brief von Gabriel Rechtling, und da ließ es sich Dobel nicht nehmen, diesen auf der Bank vorzulesen. Er lautete:

„Gott zum Gruße, geliebte Eltern!

„Wenn Ihr noch wohlauf seyd mit meinem lieben Brüderchen, so will ich Gott danken; ich bin's auch und hat mir noch kein Härlein weh gethan, seit ich allhier in Frankfurt bin. Ich verhoffe, daß auch mein lieber Meister sammt seinen lieben Hausgenossen noch frisch und gesund sind. Grüßet mir sie alle fein und saget Meister Dobel, daß mein hiesiger Meister neulich gesagt hat: Rechtling, wenn Er heimschreibt, so grüß' Er mir Seine braven Eltern und Seinen Meister. Vor dem Mann hab' ich Respekt; der hat Ihn etwas Tüchtiges gelernt und das ist aller Ehren werth. So hat er gesagt und sagt's ja meinem Meister. Er wird sich darüber freuen, wie ich mich gefreut hab'. Ueberhaupt ist mein Meister ein braver Mann, bei dem man auch noch Manches im Geschäft profitiren kann, besonders in Lampen. Da machen wir jetzt ganz sonderliche, die brennen herrlich und sind gar schön. Wenn's mein Meister einmal erlaubt, mach' ich in den Feierstunden eine und sende sie Euch. Er hält viel darauf, daß seine Gesellen keine Läufer und Windlipse sind; auch wird der Sonntag ehrlich gehalten.

„Die Messe ist gewesen. Das ist ein Spektakel! Man ist vor lauter Georgel, Gesinge und Gedudel schier ganz rappelköpfisch geworden! Und auf den Straßen ist man schier umgerannt worden. Da ist unser Martinimarkt nur eine taube Haselnuß dagegen. Am Main war vor lauter Buden kein Ende; und zu sehen war Allerlei. Mein Meister sagte: Rechtling, geh' Er auf den Roßmarkt in die vierte Bude rechts; das ist allein sehenswerth, das andere ist Fickelfackel. Ich folgt' ihm auch und hab' da all das Gethier gesehen, das in Noah's Arche war und wovon der Sebastianus Münsterus in unserer Kosmographie schreibt: Elephanten, Löwen u. dgl. Auch Schlangen, daß mein Leib wie mit einer Gänsehaut überzogen aussah, so grauete mir's davor. Ach, was gibt's doch für Vieh in der Welt! Ich wollt' nur, Ihr und Meisters wäret hier gewesen: Ihr hättet Euch die Augen weitgesehen!

„Auf demselbigen Roßmarkt steht auch Einer, der hat Göthe geheißen und ist in Erz gegossen. Er war aus Frankfurt gebürtig und soll so allerlei Lieder gemacht haben, wie sie im Gesangbuch stehen. Ein Schneider, der bei mir war, als ich ihn besah, meinte: Der das Bild da gemacht hat, hat auch nichts von unserer Zunft verstanden! Warum? fragt' ich. Ei, sagt' er, dann hätt' er doch die Knöpfe am Rock nicht auf die linke Seite gesetzt! Jetzt sah ich's auch. Nun, man muß so etwas mit Zunftaugen ansehen, sonst merkt man's nicht. Der Göthe muß ein grausam großer Mann gewesen seyn, denn ich bin doch auch kein Däumling und stehe wie ein Bübchen vor ihm da. So ist auch jetzt Keiner mehr in Frankfurt, obgleich Einem rechte Schlingel begegnen; wächst auch so leicht Keiner mehr so da.

„Was ich Euch noch vermelden wollte, ist, daß ich auch in die Sonntagsschule für Handwerksgesellen gehe. Das ist eine schöne Einrichtung. Da lerne ich Zeichnen, was mir nichts schaden kann, und sonst noch Manches, was gut ist, und man kommt nicht in Versuchung, in ein Wirthshaus zu gehen. Nach „Bernem" geh' ich nicht; da geht's oft wüst zu. Aber heim denk ich oft, besonders — an den letzten Morgen! Doch hab' ich das Heimweh überwunden.

„Nun will ich mein Schreiben endigen. Gott behüte und bewahre Euch und nehme Euch und meinen lieben Meister und seine Familie und die

ganze Nachbarschaft in seinen heiligen und gnädigen Schutz. Amen.

„Grüßet mir Alle viel tausendmal.

„Euer getreuer Sohn Gabriel."

Meister Dobel wischte sich die Augen, als er den Brief wieder zusammenlegte.

„Da!" sagte er — „das ist ein Brief, da steckt doch etwas drinne! Glaub' wohl, guter Junge, daß du an den letzten Morgen denkst; — Scheiden und Meiden, was man lieb hat, ja, das thut Einem weh!"

Röschen, obwohl es sie ein bischen kränken wollte, daß der Gabriel ihrer nicht namentlich gedacht, beugte sich doch tiefer herab mit dem Köpfchen, wie bei den andern Briefen, als Gabriels Worte gelesen wurden, er denke oft des letzten Morgens; und noch tiefer, als ihr Vater es auslegte. Sie allein verstand, was das zu bedeuten hatte, und sie legte die kleine Hand auf die Stelle, die sie wohl kannte. Auch grüßte er sie nicht namentlich, gerade als ob er sich scheute, den Namen, der ihm der theuerste war, vor den andern Leuten auszusprechen. Dennoch war es ihr, als klänge der Name „Röschen" glockenhell durch, wenn er des Meisters „lieber Familie" gedachte. So ein Mädel hat ein feines Näschen!

Richtig war's, wie sie's verstand. Denn als Gabriel den Brief schrieb, stritt er mit sich selbst; die Feder wollte allemal „Röschen" schreiben, aber sein Gefühl ließ es nicht zu, und als er das von dem Morgen schrieb, da wurde er so roth wie sie, als sie es lesen und auslegen hörte.

Und was wollte er eigentlich mit dem Worte? Röschen wollte er sagen, wie ewig jung und ewig neu die Erinnerung an sie in ihm lebe, und sagen wollte er's ihr, daß es Niemand verstehe, als sie allein.

Sie verstand's.

Abends sagte Meister Dobel zu seiner Frau, da er noch nicht schlafen konnte:

„Annsibellchen, nun hab' ich die drei Briefe gelesen und weißt Du, welcher mir allein gefällt?"

„Das ist doch wahrlich gut rathen," erwiederte die Frau; „Zunft läßt nicht von Zunft!"

„Meiner Seel' nicht, Annsibellchen!" sagte er — „wenn Du meinst, der Gruß vom Meister habe mich bestochen, so bist Du fehlgegangen. Gefreut hat er mich, weniger aber meinet- als des Gabriels wegen. Nein, so schief hat mich meine selige Mutter nicht gewickelt. Daß der Gabriel gut gerathen ist, das ist meine Freude. Die Andern faseln herum; aber die rechte Lieb' zu den Eltern reckt nirgends die Nase heraus. So recht heim denkt Keiner und ich halt's für sehr schlimm, wenn so ein junger Kerl nicht das Beste in der lieben Heimath sieht und gleich mit dem fremden Strome schwimmt. Ein gutes Herz spricht sich bei allen Dreien aus, das will ich gelten lassen, allein ein frommes Gefühl tritt nur bei dem Gabriel heraus, das mußt Du doch selber sagen?"

„Das ist richtig," versetzte die Frau trocken.

„Der Gerhard wird ohne Fehl ein Becherer, der Joseph ein Windlips, wenn sie's nicht schon sind. Und endlich sag' ich Dir, Annsibellchen, mich hat's von dem Joseph grundwüthig geärgert, daß er unserm Kind Würmer in die Nase setzt. So was ist heuzutag' noch nothwendig; sie werden ohnehin früh reif!"

„Mach' doch keinen Elephanten aus einer Mücke!" entgegnete die Frau. „Man meint, der Hanskasper, der nur Possen macht, hätte das Kind kapitaltoll gemacht! Dazu ist's zu klug."

„Mach' mir den Gaul nicht scheu!" rief Dobel. „Ich kenn' Deine Sorte! Gleich steigt's zu Kopf und Morgens stellen sie sich vor den Spiegel, lächeln und sagen: Er hat doch Recht!"

„Mach's noch ärger, Jakob!" sprach die Frau halb zornig.

„Nun, werd' nicht bös, Annsibellchen!" sagte Dobel. „Es ist so, wie ich sage. Aber jetzt fällt mir ein, daß sie doch eigentlich alle Drei das Mädchen lieb haben."

„Merkst Du das jetzt erst?" versetzte Frau Dobel. „Das weiß ich schon lange."

„Mag seyn!" erwiederte Dobel. „Aber wie steht das Kind zu ihnen? Das ist die Frage."

„Nun, wie wird's stehen?" sagte die Frau — „ich denk', es hat sich darüber noch keine grauen Haare wachsen lassen."

„Weiß es Röschen denn?" fragte er.

„Nun hör' 'mal Eins!" sagte die Frau lachend. „Meinst Du denn, unser Kind wär' blinder als wir? Meinst Du, so ein Mädchen merke es nicht, wie's um ein Bubenherz aussieht? O Du Pfiffikus! sie hät's ja, wenn sie's nicht gewußt hätte, aus den Briefen merken müssen!"

„Halt!" rief Dobel — „der Gabriel allein hat ihren Namen nicht genannt!"

Da lachte seine Ehehälfte laut auf.

„Warum lachst Du denn so?" fragte er. „Es ist mir ohnehin vorgekommen, als wären sie in der letzten Zeit frostig gegen einander gewesen."

„Da haben wir's wieder!" rief Frau Dobel noch immer lachend. „Du willst das Gras wachsen sehen, und kommst doch neben die Schüssel am hellen Tage. Was sich lieb hat, kippelt einmal!"

„Aber sie sagte ihm doch nicht Adje?"

„So? da hat sie Dich wohl gerufen? Du hast's nicht verstanden, was das Wort in Gabriels Brief sagen wollte: er gedenke oft an den letzten Morgen. Das ist mehr als all die Grüße der andern Zweie,

und Röschen hat's wohl gemerkt, gerad' so gut wie ich. Siehst Du, Du hast geschlafen wie ein Sack, als sie drüben in Nachbar Rechtlings Abschied von einander nahmen. Es ging Einem an's Herz. Ich stand auf und sah durch den Laden und weinte leise mit den Leuten. Da war's mir, als hört' ich Röschens Thür knarren. Ich schlich hinaus und — richtig, die Thür war angelehnt und das Bett leer. Wo mag das Kind hin seyn? dachte ich. Da kam ein scharfer Luftzug von der Hausthür herauf. Ich schlich die Stiege hinunter. Da stand sie angekleidet in der Thür und weinte; und als er heraus kam, da reichte sie ihm die Hand. Sie redeten wenig, aber es kam doch vom Herzen. Ich ging zurück, und als Röschen wieder im Stübchen war, hört' ich sie schluchzen."

„Du hast mir einen Stein vom Herzen genommen, Annsibellchen," sagte Dobel, legte sich herum und wünschte mit leichtem Herzen „Gute Nacht!"

Des andern Morgens, als Röschen auf den Markt gegangen war, fing Dobel wieder an.

„Wenn sie nun wieder kommen, Annsibellchen," sagte er, „wem, meinst Du, daß Röschen den Vorzug gäbe?"

„Ei, Jakob," erwiederte sie, „wie fragst Du doch so kurios! Wer könnte das sagen? Drei Jahre sind eine halbe Ewigkeit! Röschen könnte ja mittlerweile einen andern braven Freier kriegen. Unser Kind bleibt uns nicht sitzen, darüber kannst Du ruhig schlafen; denn erstlich ist es hübsch und dann haben wir uns doch auch so viel erspart, daß wir das Mädchen ordentlich ausstatten können."

„Das ist Alles gut," versetzte Dobel; „aber ich komme von dem Gedanken nicht los, daß Einer der Jungen unser Schwiegersohn werden wird. Welcher aber?"

„Nun," sagte seine Frau, „ich will Dir da über meine Meinung klaren Wein einschenken. Unsereins sieht weiter als die Kinder, die eben nur von ihrem Herzen sich leiten lassen. Man wägt so ein Bischen ab, so rechts und links, und kommt dann mit sich ins Reine. Riffels und Lichtenauers Jungen sind allein Hähne im Korb. Riffels haben ein hübsches Vermögen: ein schönes Haus, den großen Garten daran und drei Wingerte in der Wolfskehl, der besten Lage auf'm ganzen Banne; außerdem haben sie auch Geld ausgeliehen. Lichtenauers sind ärmer, und der Alte, so brav er auch ist, hat immer Durst und Manches geht von seinem schönen Verdienste ab. Rechtlings haben zwei Kinder und man munkelt sich so her und hin, als seyen auf manche ihrer Güter noch stattliche Sümmchen zu bezahlen. Da kommt mir's denn vor, als wär' der Joseph von Allen die beste Gelegenheit für unser Kind, zumal auch das Röschen den Schmied nicht sehr in den Vorzug gesetzt hat, ob er gleich der Schönste von allen Dreien ist."

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

(Mord wegen verschmäheter Liebe.) Ein junger Mann, Ferdinand Urbani, aus Pietralunga, einer unbedeutenden Ortschaft unweit Perugia (in dem Bezirk des Kirchenstaats, wo k. k. österr. Truppen liegen), erst 23 Jahre alt und Sohn ziemlich bemittelter Eltern, liebte ein junges Mädchen und glaubte ihrer Gegenliebe versichert zu seyn. Bereits hatte er sich um deren Hand beworben und hatte ihr auch einige Brautgeschenke eingehändigt, die sie gern und bereitwillig angenommen hatte. Später indessen hatte sie ihm diese Geschenke mit dem Bemerken wieder zurückstellen lassen, ihre Mutter sey der Verbindung entgegen. Während nun das Mädchen in Begleitung einer Magd einige Tage nachher mit dem Bleichen des Leinenzeuges unweit des väterlichen Hauses beschäftigt war, kommt der junge Mann zu ihr, bittet und beschwöret sie, die Geschenke wieder von ihm zurückzunehmen und das Liebes-Verhältniß mit ihm fortzusetzen. Vergebens; er wird von ihr abgewiesen. Er droht, aber auch seine Drohungen finden kein Gehör. Hierauf verläßt er sie, begibt sich in großer Eile nach einem, eine Viertelstunde entfernt liegenden Wirthschaftsgebäude seines Vaters, wo er ein Jagdgewehr verborgen hält, ladet dasselbe mit einer Kugel und kehrt so bewaffnet wieder zu seiner Geliebten zurück, die unterdessen ruhig bei ihrer Beschäftigung geblieben ist. In deren Nähe angelangt, verbirgt er seine Waffe unter ein Gesträuch, um noch einmal unbewaffnet Bitten, Flehen und Drohungen zu wiederholen. Aber auch diesmal ohne allen Erfolg. Nunmehr greift er zu dem verborgenen Gewehr, schlägt es auf das unglückliche Opfer seiner Leidenschaft an, und das arme Mädchen sinkt, von der mörderischen Kugel die Brust durchbohrt, sterbend zu Boden. Wenige Stunden nachher hatte sie den Todeskampf ausgerungen, hatte jedoch vorher wiederholt ihrem Mörder verziehen und heiße Fürbitte für denselben eingelegt. Dieser, obgleich er Anfangs sich durch schleunige Flucht hatte zu retten gesucht, stellte sich reumüthig am folgenden Tage bei der Kreis-Obrigkeit in Fratta, von wo er nach Aufnahme des Thatbestandes an das k. k. Militärgericht in Ancona ausgeliefert wurde. Wie vorauszusehen war, ward er nach kriegsrechtlichem Ausspruch einstimmig zum Tode des Erschießens verurtheilt. Der in Ancona kommandirende k. k. General, Graf Hoyos, aber hat aus Menschlichkeitsgefühl und

in Berücksichtigung des früheren untadelhaften Lebenswandels des jugendlichen Mörders, der sich nur von der bis zum Wahnsinn gesteigerten Leidenschaft verschmäheter Liebe zu einem so schrecklichen Verbrechen hatte verleiten lassen, sowie in Anbetracht seiner aufrichtigen Reue und der heißen Fürbitten des Opfers seiner Leidenschaft, die Todesstrafe auf dem Wege der Gnade in eine fünfjährige Zwangs-Strafarbeit verwandelt.

(Naturhistorisches.) Bekanntlich gibt es in Südafrika viel giftiges Gewürm, daß deßhalb schon jedem Einwanderer die Ansiedlung dort verleiden muß. Nicht minder gefürchtet als die giftigste Schlange sind zwei Thiere, nämlich das Geetje und die Vymot. Das Geetje ist ein kleines schwarzes Thierchen, einer Eidechse ähnlich, ungefähr zwei Zoll lang, welches sich gern in altem verwittertem Holz und verwitterten Gebäuden aufhält. Wie alle Eidechsen ist es schüchtern und entflieht bei Annäherung eines Menschen schnell; daher ein Biß von ihm eine Seltenheit. Alle Eingeborne aber fürchten sich vor ihm, wie gesagt, mehr als vor einer Schlange, denn sein Biß ist unbezweifelt und außerordentlich schnell tödtlich. Ein merkwürdiger Umstand ist es, daß diesem Thier, wenn es gereizt wird und weder entfliehen noch beißen kann, der größere Theil seines Schwanzes abfällt, aus Wuth, sagen die Colonisten. Dieser abgefallene Theil schnellt noch mehrere Stunden umher und stirbt gewöhnlich erst bei Sonnenuntergang völlig ab. — Die Vymot oder der Bienenteufel ist ein Insekt, welches von einem Ende der Flügel bis zum andern gewöhnlich drei bis vier Zoll mißt. Auf seinem Körper trägt es eine todtenkopfähnliche Zeichnung. Sein Stich wird für schnell tödtlich gehalten. Wenn die Eingebornen die Vymot in einem Bienenstock hören, wo sie ihre Zerstörungen anrichtet, fliehen sie mit Entsetzen. Dies Summen ist dem tiefen Ton eines Metallinstrumentes ähnlich. Die Furcht der Eingebornen vor diesem Insekt ist leicht zu begreifen, weil kein Entfliehen vor diesem eingefleischten Teufel möglich ist, wenn er einmal seine Angriffe begonnen hat: Schlagen, Fliehen, nichts hilft; immer greift das tönende Ding an, bis es sein Opfer verletzt. — Unter den Spinnen verdient eine große gelbe der Erwähnung, die in Bezug auf Gift zwar harmlos ist, aber die Gewohnheit hat, dem schlafenden Menschen die Haare glatt auf der Haut abzufressen. Es geschieht daher nicht selten, daß jemand beim Aufstehen eine oder beide Augenbraunen vermißt oder die Hälfte seines Kopfes kahl gefressen findet. Viel giftiges Ungeziefer hält sich in den Strohdächern der Häuser auf, denn fast alle Häuser im Innern des Landes sind mit Stroh gedeckt, in welchem solche Thiere ihre zahlreichen Nester haben.

(Ruinen in Californien.) Von mehreren Seiten waren längst Nachrichten da von Ruinen, die zwischen dem Rio Colorado und dem Küstengebirge Californiens zu finden seyen und deren Spuren Alexander v. Humboldt auffand. Jetzt theilen amerikanische Blätter einen Brief aus San Bernardina Valley vom 23. Juni mit, der Folgendes enthält: „Großes Aufsehen hat hier die Entdeckung einer Pyramide in der großen Coloradowüste erregt, die unwiderleglich feststellt, daß hier ein Volk lebte, von dem die Geschichte gar nichts weiß. Fünf Männer waren am Colorado wohl zweihundert Meilen über der Mündung des Gila hinaufgegangen, um durch einen westlichen Nebenfluß einen nähern und neuen Weg nach Californien aufzufinden. Die Gegend daselbst ist entsetzlich öde und unfruchtbar, so daß jeder darin auftauchende Gegenstand die Neugier erweckt. Die Reisenden bemerkten von weitem etwas, das den Umrissen nach Menschenwerk zu seyn schien, und ließen sich die Mühe nicht verdrießen, einen Weg von fünf Meilen dahin zu machen. Zu ihrem Erstaunen fanden sie eine ungeheure Pyramide, gebildet aus Steinschichten von 18 Zoll bis 3 Fuß Dicke und 3 bis 8 Fuß Länge, deren Obertheil etwa 50 Geviertfuß betrug. Früher muß die Pyramide eine Spitze gehabt haben, diese ist aber, wie die aus dem Sande dicht an der Pyramide herausragenden Steinblöcke andeuten, wohl durch eine Erderschütterung herabgeworfen worden. Ihre Construction ist von der ägyptischen dadurch verschieden, daß sie schlanker und spitzer zuläuft, ohne daß wie dort die Steinlager sich nach der Spitze zu verkürzen. Ihre Höhe beträgt jetzt noch etwa 104 Fuß und mag früher noch 20 Fuß mehr betragen haben; wie tief ihr Fuß im Sand begraben, ist noch zu ermitteln. Durch die Stürme der Jahrhunderte, vielleicht Jahrtausende, sind die Fugen der Steine so verwittert und zerrissen, daß man auf der einen Seite leicht bis zum Gipfel klettern kann, denn merkwürdigerweise hat die Pyramide eine Neigung von 10 Graden. Die Partie überzeugte sich, daß hier kein Weg nach Californien zu finden sey, zugleich aber auch durch fernere Beobachtungen, daß die schauerliche Wüste vor undenkbarer Zeit ein Paradies und eine Kornkammer gewesen seyn müsse.

Redaktion, Druck und Verlag von G. Ritter in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

Nro. 135. Freitag, 11. November 1853.

Dreie und Eine.

(Fortsetzung.)

Meister Dobel wurde nachdenkend auf die Auseinandersetzung seiner Frau. Dann sprach er:

„Das Alles läßt sich hören; aber ich frage: hast Du nichts übrig für ein tüchtig Handwerk, wie das meine? Gesetzt, der Mann hätte nichts, gar nichts zu erben, so ist sein Wissen und Können sein Kapital, und was er damit verdient, das sind die Zinsen von diesem Kapital. Und solch ein rechtes Kapital hat der Gabriel und das beste Herz dabei. Mir will der windbeutelige Geldverthuer Joseph gar nicht in den Kopf. Sein Brief hat mir Galle gemacht, ich will's nicht leugnen. Den am wenigsten möchte ich zum Eidam. Der Gerhard ist auch ein guter Junge; aber er hat eine gute Anlage zum Trinker oder Becherer. Das kann mit den Jahren schlimm werden, und unser Kind könnte ins Elend kommen und recht tief."

„Ich seh's schon," sagte verdrießlich Frau Dobel, „wir kommen nicht an's Land an Einer Stelle. Das ist schlimm; Du zielst dahin, wohin ich nicht ziele."

„Laß es in Gottes Willen gestellt seyn," sprach Dobel; „wir wollen's ihm im Gebete anheimgeben. Er mach's, wie es ihm wohl gefällt, und dann wollen wir uns in Demuth fügen. Du bist eine gottesfürchtige, gute Frau; das wird Dir recht seyn. Aber das wollen wir uns vor Gott geloben, nichts, auch nicht das Geringste zu thun, um unseres Kindes Sinn hier- und dorthin zu lenken. Willst Du mir das vor Gott geloben, wie ich es Dir vor ihm gelobe?"

Frau Dobel besann sich kurz. Sie reichte ihrem Manne die Hand und gelobte es ihm feierlich, und er ging beruhigt in die Werkstatt, denn er wußte, daß seine Frau von dem Gelöbniß nicht ein Haar breit weichen würde.

An demselben Abende aber, da die Eltern ihr Gespräch begonnen, das sie Morgens fortgesetzt hatten, lag Röschen auch da und konnte nicht einschlafen, weil sie immer an die Erinnerung an den Scheidemorgen denken mußte. Es war eine stich-sack-dunkle Nacht. Da traten die drei Gespielen vor ihr inneres Auge: der Gerhard mit seiner kräftigen, schönen Gestalt, mit dem dunkelschwarzen Haar und den schwarzen, leuchtenden Augen, in denen sich die Braunen im mächtigen Bogen schwangen, mit dem frischen Munde und dem dunkeln Schnurrbärtchen. Alle Mädchen in der Stadt sahen ihm nach, wenn er über die Straße ging. Und dann der Joseph mit seinen schelmigen, lachenden, braunen Augen und dem braunen Lockenkopf, dem feinen, fröhlichen Gesichte, dem leichten, tanzmeisterigen Gange, der so süß reden und schmeicheln konnte. Und endlich der blondlockige und blauaugige, treue, sanfte Gabriel, mit der stattlichen Gestalt und dem zarten Gesichtchen, um das noch kein Flaum sich kräuselte. Die Wahl, die Qual! Eigentlich konnte sie sich's gestehen, daß sie alle Dreie gleich lieb hatte. Aber — sie wurde brennend roth im Dunkeln — alle Mädchen von Köln hat er angesehen, und keine war schöner, als ich —! Da sieht man doch, wie lieb er mich hat! Der Gerhard ist allewege der Schönste von Allen. Doch der Gabriel — wie hat er meine Hand gedrückt und — ge—küßt. Ja, ich hätt' nicht ruhen können, ohne ihm ein: „Behüt' Dich Gott" gesagt zu haben. Ich — mußte — ihm — die Hand — reichen — ich mußte — — und mit dem Worte fielen die schönsten Blauaugen zu, die jemals Revue gehalten im Dunkeln über drei Jünglinge, von deren Liebe das Herzchen überzeugt war, und der süße Schlaf legte seine weiche Hand leise, leise darauf. —

Wenn auch die beiden Väter, der Schneider Riffel und der Schmied Lichtenauer äußerlich sich den Anschein gaben, als legten sie auf Das, was Dobel gesagt, keinen sonderlichen Werth, so war's doch aus zwei Gründen dem nicht so, obwohl Keiner dem Andern es äußerte.

Unter den Nachbarn der Wendelsgasse, oder, wie die vier Häuser in der Stadt spottweise genannt

werden, zu Vierhausen, war Dobel durch seinen sittlichen Ernst, durch seine lautere Gottesfurcht und strenge Rechtlichkeit, durch die rücksichtslose Freimüthigkeit, womit er Das strafte, was ihm mißfiel, eine wahre Macht. Ohne es zu wollen, übte er durch sein Wesen einen solchen Einfluß aus, daß sein Wort wie ein halbes Evangelium galt. Die drei andern Nachbarn thaten nichts Entscheidendes ohne ihn. Sie fragten ihn in allen Dingen um seinen Rath, der stets einsichtsvoll und wohlmeinend war. Sie hüteten sich, etwas zu thun, was er strafen konnte; denn das that er immer, zwar in möglichst schonender, dennoch aber nachdrücklicher Weise. Selbst Lichtenauer hätte manchem Schoppenglase mehr auf den Boden gesehen, wenn er sich nicht im Stillen gefürchtet hätte, Dobel möge seinen wankenden Schritt sehen und ihn dafür treffen. Der zweite Grund war, daß jeder von den Zweien darauf aus war, das holdselige und vermögende Kind Dobels zur einstigen Schwiegertochter zu kriegen, und es deßhalb nicht im Mindesten mit ihm verderben und dadurch den Plan zu nichte machen mochten. Darum wurde denn in Wahrheit den beiden Söhnen der Kümmel gerieben, das heißt, der Marsch ordentlich geblasen.

Die besahen die sieben Ellen langen Nasen!

Erstlich schrieb seinem Joseph der Meister Riffel, was Dobel gesagt, und knüpfte daran sehr faßliche Bemerkungen. Zweitens bekam er kein Fettmännchen Geld zu sehen und der Alte sagte ihm gerade heraus: es sey eine Schande, bei solchem Verdienst noch den Vater und also das eigene Erbtheil zu strippen. Auch die Sonntagsentheiligung und den leichtfertigen Ton strafte er derb.

Der Lichtenauer schlug darauf in seinem Briefe, als schlüge er mit seinem großen Schlaghammer auf den Ambos. Das klippte und klappte und die Funken sprühten weg. Das „Rössel" und das Weinhaus in der Gaugasse bekamen ihren Theil gehörig. „Wie willst Du daran denken, Röschen einmal zur Frau zu kriegen, wenn Du ein Saufaus wirst?" sagte er ihm geradezu unter die Nase. „Merkt so was der alte Dobel, so streich' Dein Segel und laß Deinen Blasbalg ruhen!"

Riffel hatte dasselbe gesagt, nur verblümt; aber die beiden Jungen verstanden es ohne Dolmetscher, daß es in Vierhausen seit ihren offenherzigen Briefen nicht sonderlich für sie stand, und beide waren zu gut und unverdorben, als daß nicht solch väterlich Mahnwort, das ohnedem einen, für jeden so bedeutsamen Hintergrund hatte, Frucht hätte tragen sollen.

Beide prüften sich selbst und fanden, wie richtig Dobels und des Vaters Worte seyen, und legten sich eigene Bußen auf.

(Fortsetzung folgt.)

— Der Cäcilienverein und die musikalischen Zustände in Zweibrücken.

„Sine ira et studio."

Es sind nun bald vier Jahre verflossen, seit der Zweibrücker Cäcilienverein ins Leben trat, und es dürfte sich daher wohl einmal der Mühe lohnen, einen Blick zu werfen auf Das, was der Verein bis jetzt geleistet hat und was bei fernerem Bestande von ihm noch zu erwarten steht.

Den besten Maßstab zur Beurtheilung Dessen, was bis jetzt geleistet worden, bieten die Vereins-Concerte, und hier wird nun jeder unbefangene Besucher, der nur einigermaßen billig in seinen Ansprüchen ist und eine vorurtheilslose Vergleichung mit den früheren musikalischen Zuständen anstellt, zugestehen müssen, daß in der kurzen Zeit des Bestehens unseres Vereines sehr Erkleckliches und Anerkennenswerthes geleistet ward, daß derselbe seinen Mitgliedern Leistungen vorführte, wie man sie früher hier nicht kannte und wie sie nur unter unsäglichen Mühen und Anstrengungen von Seiten des Dirigenten zu erreichen waren. Ein flüchtiges Ueberschauen der Concertprogramme genügt, um sich zu überzeugen, daß die Auswahl der gebotenen Tonstücke nur höchst gediegen war. Aus einem Nichts wurde ein ganz respektabler Gesangchor, ein recht tüchtiges Orchester geschaffen. Der Verein hat Gesang- und Orchesterstunden errichtet, in welchen jungen Leuten und Mädchen vom verschiedensten Alter, je nach Maßgabe ihrer Kräfte, gegen bloße Vergütung der Auslagen, Gelegenheit geboten wird, ihre Kenntnisse in der Gesang- und Instrumentalmusik auszubilden und sich zur Mitwirkung im Singchor oder Orchester tüchtig zu machen; und sehr bald machten sich die Früchte dieser trefflichen Einrichtung in Chor und Orchester in erfreulicher Weise bemerklich. Das Übungslokal des Vereins ist auf's Zweckmäßigste eingerichtet und bietet in seiner äußern Ausstattung das wohlthuende Bild einer wahren Werkstätte musikalischer Kunst dar. Die Anzahl der Mitglieder, welche ursprünglich die Zahl von 200 nicht erreichte, im ersten Jahre aber sich bis zu 270 erhöht hatte, ist seit dem Ende des zweiten Jahres sich völlig gleich geblieben und beträgt heute etwa 220 Mitglieder. Unter diesen Umständen sollte man glauben, es bleibe dem Vereine nichts mehr zu wünschen übrig und seine Existenz sey für alle Zeiten gesichert; allein dem ist nicht so. Auch hier, wie überall in der Welt, bleibt noch so gar Manches zu wünschen übrig und der Verfasser dieses hat sich zum Ziele gesetzt, durch eine freimüthige Darlegung seiner Ansichten und Wünsche zur Berichtigung irriger Ansichten über den Zweck und die musikalische Richtung des

Vereins, zur Hebung mancher Mißstände und zur Erhöhung und größern Belebung des allgemeinen Interesses an den Vereinsbestrebungen das Seinige redlich und nach Kräften beizutragen.

Der hauptsächlichste Vorwurf, der dem Vereine von Vielen, und nicht ganz ohne Grund, gemacht wird, besteht darin, daß derselbe in seinem Streben nach dem Klassischen eine allzu strenge Richtung verfolge und Ideale anstrebe, deren Erreichung bei den hiesigen Kräften und dem Geschmacke des größern Publikums nun einmal nicht möglich sey. Der Verein solle sich in seinen Produktionen mehr dem Geschmacke des Publikums anpassen, mehr Abwechslung und Mannigfaltigkeit in der Auswahl der aufzuführenden Tonstücke bieten, der eigentlichen Kammermusik in seinen Programmen nur in beschränktem Maße Raum geben und namentlich neben dem Ernsten auch dem Heitern die gebührende Stelle einräumen. Auf den Grund dieses Vorwurfes sind gar Manche aus dem Vereine ausgeschieden, manche Andere demselben gar nie beigetreten. Dieser Vorwurf ist nun aber zum Theil gegründet, zum Theil ungegründet. Ungegründet ist derselbe insoferne, als Manche überhaupt Anstoß daran nehmen, daß der Verein blos klassische Musik pflege und nicht den Geschmack des größeren Publikums sich zur Richtschnur nehme. Was den ersten Punkt angeht, so würde ein musikalischer Verein, der an die Spitze seines Programms die Pflege klassischer Musik gestellt hat, von vornherein in den größten Widerspruch mit sich selbst und seinem ausgesprochenen Zwecke gerathen, wenn er seine Mitglieder, statt mit klassischer, d. h. wirklich guter und gediegener Musik, mit dem geschmack- und gehaltlosen Klingklang der herrschenden Modemusik regaliren wollte. Der Anstoß, den hier Viele an dem Worte „klassisch" nehmen, beruht aber bei den Meisten ohne Zweifel auf einer irrthümlichen Auffassung dieses Ausdruckes, indem sie sich unter klassischer Musik nichts Anderes als eine höchst trokkene, gelehrte, für den Kunst-Laien durchaus unverständliche und unverdauliche Musik von recht alten Meistern vorstellen. Diese Auffassung ist ganz falsch, denn unter einem klassischen Kunstwerk ist nichts Anderes zu verstehen, als ein Kunstwerk, welches den Forderungen eines geläuterten Geschmackes, den eigentlichen Gesetzen der Kunst möglichst entspricht und daher in seiner Art musterhaft ist. Daraus ersieht man, daß weder ein hohes Alter, noch auch gelehrte Trockenheit und Unverständlichkeit zum Begriff des Klassischen gehört, und daß dieser Begriff ebensowenig lediglich das Ernste und Strenge, sondern ebensogut auch das Heitere und Komische in sich schließt. Nicht Alles, was alt ist, ist deßhalb auch schon klassisch, und auch die neuere Musik bietet viel des Klassischen dar. Dieser Anstoß beruht demnach auf einem Mißverständnisse und ist deßhalb ungegründet.

Nicht minder ohne Grund ist aber im Allgemeinen die weitere Forderung, der Verein solle sich den Geschmack des Publikums zur Richtschnur nehmen. Gerade die Bildung und Läuterung des musikalischen Geschmackes ist ja ein Hauptziel des Strebens in unserem Vereine, und es würde deßhalb augenfällig eine völlige Verkehrtheit seyn, wenn der Verein durch den Geschmack, dessen Bildung eben in seiner Aufgabe liegt, sich beherrschen und lenken ließe. Derselbe kann daher nur von dem Standpunkte eines anerkannt reinen, geläuterten Kunstgeschmackes in seinen Bestrebungen ausgehen, wenn er anders nicht sich selbst aufgeben und jeden festen Stand- und Haltpunkt verlieren will. Denn was ist, beim Lichte betrachtet, der Geschmack des Publikums? Etwas höchst Wandelbares, Launiges, oft rein Zufälliges und Trügerisches; ein Ding, das nicht feststeht und deßhalb auch keinen Richtpunkt abgeben kann. Wohin es führt, wenn man lediglich dem Geschmacke des großen Publikums nachgibt, beweist am schlagendsten die Geschichte des früheren „Liederkranzes", der in Folge jenes Nachgebens mit der Bildung einer türkischen Musik endigte und sich dadurch selbst sein Grab grub. Auch diese zweite Forderung ist hienach im Allgemeinen ungegründet.

So sehr wir aber nun der Ueberzeugung sind, daß nur im Festhalten an der Pflege klassischer, d. h. wirklich werth- und gehaltvoller Musik allein Heil ist; so sehr wir daher den durchaus reinen, gediegenen Geschmack, den Hr. Musikdirektor Schletterer in der Auswahl der aufzuführenden Musikstücke in jeder Beziehung bis jetzt beurkundet hat, sowie dessen nicht genug zu schätzende Verdienste um die Begründung und Ausbildung unseres Vereines aus vollem Herzen anerkennen und ehren müssen; so wenig können wir anderntheils verhehlen, daß nach unserer Ansicht die Bildung des Geschmackes nicht mit Tonstücken der strengsten klassischen Richtung, wie z. B. mit solchen von Sebastian Bach, begonnen werden sollte, sondern daß diese und ähnliche Musikstücke, deren rechtes Verständniß selbst den Kunstverständigen nur durch öfteres Hören und wirkliches Studiren sich erschließt, oder einem Publikum und Singchore, die schon bis zu einem gewissen Grade des Kunstverständnisses gelangt sind, geboten werden dürfen, wenn anders nicht die Wirkung, statt anregend, eine abschreckende oder ermüdende, mithin eine völlig verfehlte seyn soll. Die Geschmacksbildung hat gewiß mit solchen Tonstücken zu beginnen, die zwar einerseits dem Gebiete des Klassischen angehören, anderseits aber dem Geschmacke des zu bildenden Publikums möglichst nahe liegen, und muß sodann stufenweise hinansteigen. Ist ja

doch das Gebiet des Klassischen so weit, so mannigfaltig und vielumfassend, daß man um eine Auswahl klassischer Tonstücke, die auch ein musikalisch minder gebildetes Publikum ansprechen, nicht verlegen seyn kann! So haben die beiden unsterblichen Oratorien des ewig jungen Haydn: „Die Schöpfung" und „Die vier Jahreszeiten" Chor und Publikum in ihrer Aufführung durch den Cäcilienverein im höchsten Maße angesprochen und den erstern zu sehr tüchtigen Leistungen angeregt. So wurde die Aufführung der Romberg'schen Composition des Schiller'schen Liedes von der Glocke vom Publikum beifälligst aufgenommen. So würde auch ohne Zweifel die öftere Aufführung von gemischten Chören aus guten Opern, an denen durchaus kein Mangel ist, Chor und Publikum weit mehr ansprechen und zu größerer Theilnahme anregen, als die allzu schwer auszuführenden und für das hiesige Publikum nicht faßlichen Chöre mancher alten Meister. Nicht minder dürfte eine öftere Aufführung guter Ouverturen und mehr Abwechslung in deren Auswahl, sowie die Aufführung der Symphonieen in einzelnen Sätzen, statt im Ganzen, zur Belebung des Interesses beitragen, und endlich möglichste Beschränkung der eigentlichen Kammerstücke oder wenigstens mehr Abwechslung derselben mit Chören und Orchestersachen, also bessere Vertheilung derselben auf die einzelnen Conce te am Platze seyn und auch weniger gebildete Musikfreunde mit deren Aufführung aussöhnen. In allen diesen Beziehungen erachten wir die vielfach laut gewordenen Wünsche des musikalischen Publikums für durchaus gegründet und sind auch lebhaft überzeugt, daß Hr. Musikdirektor Schletterer, dem statutenmäßig die Auswahl der aufzuführenden Tonstücke zusteht und dessen große Verdienste um das musikalische Leben Zweibrückens hierdurch auch nicht im Entferntesten angetastet werden sollen und wollen, nicht verfehlen wird, diesen wohlberechtigten Wünschen, soviel es die Finanzen und die musikalische Bibliothek des Vereines irgend erlauben, Rechnung zu tragen.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

Es gibt in den drei vereinigten Königreichen auf den dortigen Eisenbahnen gegenwärtig 3942 Lokomotiven, also 1 für je 2 engl. Meilen Schienenwege. Die Zahl der Eisenbahnwagen zum Transport der Reisenden beträgt 11,364.

(Vereine in Großbritannien.) Man hat daselbst nicht nur Vereine gegen das Branntweintrinken, sondern auch Vereine gegen das Genießen von Fleischspeisen. Die Mitglieder dieser Vereine nennen sich, weil sie nur vegetabilische Kost zu sich nehmen, Vegetarianer. Die Bewegung, welche von England ausging, hat auch in Schottland Wurzel gefaßt. Kürzlich hielten die Vegetarianer in Glasgow ein Bankett, dessen Gerichte allein aus Pflanzenkost bestanden. Das Couvert kostete nur 18 Pence. In der Gewerbehalle waren vier lange Tafeln gedeckt, welche zahlreich besetzt waren. Am Südende der Halle erhob sich eine Tafel, an welcher der Apostel der Vegetarianer, Mr. James Simpson, und einige Auserwählte Platz nahmen. Kartoffeln, Reis, Sago, Aepfel, Birnen, verschiedene Puddings und Pasteten u. s. w. wurden aufgetragen. Wasser war das Getränk, welches bei Tisch genossen ward. Nach dem Diner erquickte sich die Gesellschaft bei einer Tasse Thee und einer Rede Mr. James Simpson's, der den Vegetarianern Glück wünschte, daß sie dem Genuß des den Körper mit Krankheitsstoffen und den Geist mit heftigen Leidenschaften erfüllenden Fleisches und der Fleischspeisen entsagt hätten. Der Vegetarianer-Verein hat in Schottland schon seit fünfzehn Jahren bestanden; er zählt über 800 Mitglieder.

Im Monat September wurde in Paris verzehrt: 61,132 Säcke Getreide, 110,393 Säcke Mehl, 90,516 Hektol. Wein, 4951 Hektol. Cognac, 966,247 Kilo Rindfleisch, 347,833 Kilo Schweinefleisch, 4,630,391 Kilo anderes Fleisch; — ferner: 11,221 Wachteln, 36,525 Enten, 11,292 Kapaunen, 30,170 kalkuttische Hennen, 269 Fasanen, 103 Rehe, 79,917 Kaninchen, 8277 Feldhasen, 79,111 Rebhühner, 64,107 Gänse, 208,886 Tauben; — außerdem noch: 436,561 Kilo Seefische, 54,690 Kilo Flußfische, 5,961,600 Stück Austern, 740,815 Kilo Butter, 9,397,940 Eier. Was Paris in dem genannten Monat an Gemüse, Obst und dergleichen verbrauchte, ist nicht angegeben. In demselben Monat kamen nach Paris 24,190 Bewohner der Provinz und 9710 Ausländer.

Ein amerikanischer Puff lautet: In einigen Wirthshäusern in der Nachbarschaft der weißen Berge sey der Fremdenbesuch so groß, daß man die Reisenden des Nachts reihenweise auf Dielen lege, bis sie eingeschlafen, sodann sie aufhebe und an die Wand lehne, um den Andern Platz zu machen, mit denen man ebenso verfahre!

Redaktion, Druck und Verlag von G. Ritter in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

Nro. 136. Sonntag, 13. November 1853.

Balladen aus der Pfalz.

Vom Verfasser der „Primeln und Gladiolen".

3. Die Nemesis.

I.

Auf der Höh' zu Laumersheim
Stehet ein Kapellchen,
Drin ein Leichenbild des Herrn
Liegt in einem Zellchen.

Diesem Bilde fehlt' ein Bein
Einst, ihm abgeschlagen
Durch verruchte Frevlerhand
Und davongetragen.

Also spricht der Sage Mund
In der Pfalz am Rheine:
Saß ein Mann beim Kartenspiel
Und beim neuen Weine,

Schimpft' und fluchte wie ein Türk
Ueber Fürsten, Pfaffen,
Nannte deren Diener all'
Schurken oder Laffen.

Heuchler war ihm jeder Christ,
Der zur Kirche eilet,
Müßiggänger, welcher je
Auf der Wallfahrt weilet.

Nachts ergriff er eine Axt,
Schlich zu dem Kapellchen,
Hieb und nahm das linke Bein
Von dem Bild im Zellchen.

„Dumme Thoren! euern Spaß
— Sprach er triumphirend —
Hab' ich euch verdorben jetzt,
Traun! ist das nicht rührend?"

Doch die Wallfahrt konnte er
Darum nicht zerstören;
Gern noch betet heut' das Volk
Dort, so wie wir hören.

II.

Und in Barbarossa's Stadt *)
Stehet für Verbrecher
Aufgebaut ein großes Haus,
Drin erschien der Rächer.

Auf dem Lager windet sich
Dort ein armer Sünder,
Schreit und schäumt, daß es erbarmt
Alle Menschenkinder.

Arzt und Pred'ger fehlen nicht
An der Leidensstätte;
„Nichts — bekennt des Züchtlings Mund —
Gibt's mehr, das mich rette!

„Müßiggang und Trunkenheit
Haben mich vernichtet,
Eines bösen Frevels Schuld
Ist's, was mich gerichtet.

„Ach, mein armes linkes Bein!
Weh, wie brennt's da drinnen!
Höllenqualen, konnt' ich euch
Nimmer doch entrinnen?!"

Und man schaute nach dem Bein:
Voll war's von Geschwüren,
Schwarz verbrannt und riechend schon,
Mußt' es amputiren.

Wenig Mühe machte dies
Aerztlichen Geleiten,
Denn die Knochen waren faul,
Züchtling im Verscheiden.

Dieses war sein letztes Wort:
„Sühnt mich im Kapellchen
Auf der Höh' zu Laumersheim
Bei dem Bild im Zellchen!"

---

*) Kaiserslautern.

Dreie und Eine.

(Fortsetzung.)

4.

Joseph blieb ein halbes Jahr in Köln, dann ging er nach Minden, wo er bald Obergesell wurde. Sein Meister allda war ein sehr achtbarer und sehr wohlstehender Mann. Joseph wohnte bei ihm im Hause und wurde ganz zur Familie gezählt. Sein Betragen war, seit er in Köln die Gesellschaft gemieden, in die er gerathen war, ein ganz anderes und geregelteres geworden. Daher kam es denn auch, daß Meister Sebald den heimlichen Wunsch hegte, wenn sein Minchen, das bei einer alten Tante in Hannover war, zurückkäme, das Mädchen ihm und er ihr gefallen möge. Er schrieb auch deßhalb, ohne den Grund gerade anzugeben, daß Minchen nach Hause kommen solle. Das aber verzögerte sich fast um ein halbes Jahr. Endlich kam das Mädchen an, dessen Gestalt zwar minder reizend als die Röschens war, dessen städtische Gewandtheit und Manieren jedoch viel Einnehmendes und Gewinnendes hatten. Der schöne Joseph Riffel gefiel dem Mädchen auf der Stelle und es war ihr eine sorgliche Angelegenheit, seine Liebe zu gewinnen. Das war freilich nichts Leichtes, denn in seinem Herzen wohnte Röschen. Und dennoch — der tägliche Umgang, das liebenswürdige Benehmen, die feine Gefallsucht — Joseph fühlte, es nahe ihm eine Gefahr. Zu Tändeleien war ihm Minchen zu gut und er selber zu ehrlich; auch würde es sein Vater nie zugegeben haben, daß er in Minden sich setze. Er sah es ein, daß da nur ein Ausweg war — der, wegzuwandern. Und das that er, obgleich das Leid Minchens und ihres Vaters gleich groß war und Meister Sebald ihm seinen Wunsch sehr nahe gelegt hatte. Sein Weg führte ihn nach Berlin, woselbst er bald Arbeit erhielt.

Mit Gerhard hatte es auf des Vaters bittern, blitzenden und donnernden Brief auch eine bessere Wendung genommen. Der letzte Punkt seines Briefes, das klare Heraussagen einer Sache, die Gerhard im Schrein der eigenen Brust verborgen hielt, war am wirksamsten. Er litt zwar keinen Durst, wie der reiche Mann im Evangelio, aber er hielt Maß und fand es heilsam für seinen Geldbeutel und sich. Nicht lange auf den Brief seines Vaters folgte des Meisters kurze Aufkündigung. Er war in der letzten Zeit in verschiedene Händel gerathen, was ihm des Meisters Unwillen zugezogen. Einigemal war er, wie man am Rhein für das Betrunkenseyn zu sagen pflegt, nicht allein nach Haus gekommen. Er brachte Einen mit, der mächtiger war als er selbst und ihn nicht nur zum Wanken, sondern selbst zum Fall gebracht, und zwar auf das Straßenpflaster, was blaue Male gab; sodann hatte er in der Gaugasse Händel und Klopffechterei angefangen, war trotz seiner Stärke weidlich gedroschen und dann von der Polizei gefaßt und eingespundet worden bis zum andern Tage. Er mußte eine tüchtige Strafe zahlen und hatte die Prügel als Zugabe frei in den Kauf gekriegt. Das gefiel dem Meister übel und eines Samstags Abends sagte er: Lichtenauer, wir Zweie thun nicht gut zusammen wegen des Dritten, der regelmäßig mit Ihm Abends nach Hause kommt. Such' Er sich anderswo Arbeit! Das wirkte praktisch zu dem geschriebenen Worte. Er schnallte sein Ränzel und ging. Da aber in seinem Wanderbuch die üble Bemerkung von dem Polizeimanne war gemacht worden, er sey als Tumultuant eingesteckt gewesen, so mußte er eine schöne Strecke wandern, ohne Arbeit zu kriegen. Das Geld ging auf und er war gezwungen, zur Fechtkunst zu greifen, die er noch nie geübt und die ihn schwerer ankam, als irgend etwas in der Welt.

Nach langem Umherziehen, und nicht im lieblichsten Zustande, erhielt er endlich in einem abgelegenen Orte auf dem Thüringerwalde Arbeit bei einer Wittwe, bei der aus dem Grunde selten ein Geselle lange hielt, weil sie geizig und boshaft war, wie nur Jemand seyn konnte. Er trug aber dies Leid in der Stille und mit Geduld, denn er mußte bleiben, da er des Fechtens und Stromerns müde war und Kleidung brauchte, denn heim hätte er nicht um Geld geschrieben, und wenn die Wellen des Elends ihm über dem Kopfe zusammengeschlagen wären. Unabweisbar wär' er ja dann als tagediebender Säufer gestempelt worden. Das war aber eine Buße für den armen Gerhard, bei dieser alten Hexe auszuhalten. Was indeß noch kein Geselle fertig gebracht, das gelang ihm. Er duldete und hielt aus. Bei jämmerlich schlechter Kost, geringem Lohn und schwerer Arbeit gönnte das abscheuliche Weib ihm kaum die Stunden des Schlafes in der Nacht, indem sie ihn zur Arbeit weckte, ehe der Tag graute. Als aber die Schäden seiner Kleidung geheilt waren und er einiges Geld erübrigt hatte, zog er ab. Der Bürgermeister gab ihm das trefflichste Zeugniß, das dem Mainzer vollständig die Waage hielt, und nun ließ er sich aber auch durch keine Macht mehr halten. Die Alte bot höheren Lohn — nichts, er ging. Im Weimarischen fand er eine gute Stelle und nun beschloß er auch zu bleiben, bis das zweite Jahr käme, wo ihn das gegebene Wort gen Hamburg riefe.

Anders war es mit Gabriel geworden. Sein Meister würde ihn zeitlebens behalten haben; allein ihm stand der Wunsch in der Seele, die Welt zu sehen. Ungern ließ ihn sein Meister scheiden und selbst Gabriel verließ diesen mit Thränen in den Augen. Er hatte sich ein schönes Geld erspart, mit dem er schon

eine weite Reise machen konnte. Auf seines Meisters Rath ging er durch Baden über den Bodensee in die Schweiz, wo die großartige Natur ihn gewaltig anzog. Er durchreiste die ganze Schweiz, kehrte dann durch Würtemberg zurück und durchwanderte Bayern, wo er in München eine längere Zeit in Arbeit stand, weil seine Baarschaft zusammengeschmolzen war. Von München zog er nach Wien und weilte auch hier wieder eine längere Zeit. Erst mit dem Anfang des zweiten Jahres verließ er Wien, um in das mittlere Deutschland sich zu wenden, und traf dann im August desselben Jahres in Hamburg ein, woselbst er sofort in Arbeit trat.

Es war sein erstes Geschäft, sowohl auf den Herbergen der Schmiede und Schneider, als auch auf der Polizei Erkundigungen einzuziehen nach den beiden Freunden, allein seine Nachforschungen waren vergeblich. Noch hatte keiner von ihnen die Stadt betreten und es fiel ihm jetzt erst auf die Seele, und zwar recht schwer, daß sie auf dem „Spitzköpfchen" den Zeitpunkt genau festzusetzen in jugendlicher Unkenntniß vergessen hatten, wann sie sich in der Hansestadt treffen wollten. Er bezweifelte jedoch nicht im Mindesten, daß Beide, sofern sie noch lebten, ihr Wort getreulich einlösen würden, und harrte deßwegen geduldig, obwohl mit heißer Sehnsucht, des Kommens der treuen Kameraden.

(Fortsetzung folgt.)

— Der Cäcilienverein und die musikalischen Zustände in Zweibrücken.

(Schluß.)

Nachdem wir in dem Vorhergehenden die Wünsche des musikalischen Publikums gegenüber der bisherigen Leitung des Cäcilienvereins möglichst unbefangen gewürdigt haben, können wir uns nicht versagen, auch unsere Ansicht darüber ganz offen und unumwunden auszusprechen, was die Direktion und der Verwaltungsausschuß auf Seiten des Publikums bisher vermißt haben und zu einem bessern Gedeihen des Vereines für die Zukunft dringend wünschen müssen. Es ist ein alter bekannter Satz, daß Tadeln und Kritisiren immer leichter ist, als Bessermachen. Ebenso weiß Jeder, der sich auch nur einigermaßen damit befaßt hat, daß es nicht leicht ein undankbareres und mißlicheres Geschäft gibt, als einen Verein von Musikdilettanten zusammenzuhalten und die bei bloßen Dilettanten unvermeidlich vorkommenden Collisionen beständig zu verhüten oder wieder auszugleichen; namentlich wenn, wie dies leider nicht zu den Seltenheiten gehört, Diejenigen, die sich mit Recht oder Unrecht auf irgend eine Art vernachlässigt oder hintangesetzt glauben, anstatt das Erste und Natürlichste, d. h. eine Ausgleichung zu versuchen, sofort ihr Ultimatum stellen, d. i. aus dem Vereine austreten. Der Lohn, der Diejenigen erwartet, welche lediglich um der Sache willen sich dem keineswegs beneidenswerthen Geschäfte der Leitung des Vereines unterziehen, besteht in der Regel in unbarmherzigem Tadel, ohne daß jedoch der allergrößte Theil sich auch nur einmal im Jahre die Mühe nimmt, in der Generalversammlung zu erscheinen, dort Einsicht von dem Stande der Finanzen, Kenntniß von den vorhandenen Kräften zu nehmen und sodann mit Rath und That die Interessen des Vereines fördern zu helfen. Man würde sich durch diese Kenntnißnahme leicht überzeugen, daß der Verein immer noch an den Nachwehen seiner ersten Einrichtung, die viel kostete, aber jetzt nach ihrer Vollendung allerdings auch ein werthvolles Inventarium repräsentirt, zu leiden hat, daß in Folge hievon, bei den verhältnißmäßig sehr geringen Beiträgen von 4 fl. jährlich *) und bei der Verbindlichkeit des Vereins, die Flügelaktien allmälig einzulösen, dem Ausschusse die größte Sparsamkeit zur Pflicht gemacht ist und namentlich die Position für Anschaffung von neuen Musikalien nicht sehr reich dotirt werden kann. Seit der Gründung des Vereins besteht die jeweilige Generalversammlung in der Regel fast nur aus den Mitgliedern der Liedertafel und bei Vornahme der Ausschußwahl hält es gewöhnlich außerordentlich schwer, Mitglieder zu finden, die geneigt sind, sich den Vereinsgeschäften zu unterziehen, so daß sich seit vier Jahren der Ausschuß fast beständig aus denselben Mitgliedern componirt.

Es bedarf wohl keiner weitern Ausführung, daß dieser Mangel an Interesse für die Verwaltung der Vereinsgeschäfte auf die Leiter des Vereines nur entmuthigend zurückwirken kann. Ebenso geht es mit dem Besuche der Proben beständig rückwärts. Sowohl der gemischte Chor als die Liedertafel könnten nach der Größe der Stadt Zweibrücken recht gut wenigstens noch einmal so stark seyn, als es in der That der Fall ist, und es muß in dieser Beziehung höchlichst beklagt werden, daß namentlich die ältern Mädchen, unter denen natürlich die besten und stärksten Stimmen sich befinden, fast alle aus dem Chore ausgetreten sind, ohne Angabe eines andern Grundes, als weil es ihnen eben an Lust gebricht, wenn man anders dies als einen Grund gelten lassen will. Während in andern Cäcilienvereinen sogar verheirathete Damen den Hauptstock des weiblichen Chores

*) Ein Mitglied des Frankfurter Cäcilienvereins zahlt z. B. jährlich einen Beitrag von 21 fl.

bilden, scheint man hier das Mitwirken im Chore für eine Beschäftigung zu halten, die sich nur für ganz junge Mädchen passe. Gleichermaßen sind in Zweibrücken gewiß noch eine Menge von Männerstimmen, die recht brauchbar wären, aber aus Mangel an musikalischem Interesse gänzlich brach liegen. Dabei gehört leider die Cultivirung der Stimmen zum Sologesang durch eigenen Gesangunterricht hier zu den größten Seltenheiten. Und dennoch erschallen unaufhörliche Klagen von allen Seiten über die Schwäche des Chores und den Mangel der Aufführung von größeren Oratorien, ohne daß man im Geringsten zu bedenken scheint, daß dazu vor Allem ein zahlreicher Chor und ein recht fleißiger Besuch der Proben gehört!

Die Orchester- und Singstunden, in denen Knaben und jungen Mädchen die Gelegenheit geboten wird, um den beispiellos billigen Preis von 4 fl. jährlich, also monatlich für 20 kr., in zwei wöchentlichen Stunden im Chorgesang und Orchesterspiel Unterricht zu erhalten, sind spärlich besucht. Als Grund dafür hört man öfter anführen, Hr. Musikdirektor Schletterer gehe bald von hier weg, dann höre der Verein auf und das vorausbezahlte Geld sey verloren, eine Anführung, die, nachdem der Vereinsausschuß ähnliche Gerüchte schon früher, wie es scheint vergeblich, berichtigt hat, hier nochmals umständlichere Widerlegung finden soll. Es ist allerdings **möglich**, daß Hr. Schletterer uns bald verläßt, allein derselbe ist durch seinen Contrakt an eine dreimonatliche Aufkündigung gebunden und wird nicht eher aus seiner Stellung hier ausscheiden, bis ein neu zu berufender Musikdirektor seinen Platz eingenommen haben wird. Die Vorausbezahlung der Orchester- und Singstunden wurde deßhalb angeordnet, weil sonst je nach Laune die jungen Leute aus den Stunden wegbleiben, wodurch natürlich alle Wirkung dieser Stunden verloren geht. Die vorausbezahlten Beträge fließen übrigens zunächst in die Kasse des Vereins und der neu eintretende Musikdirektor hat dieselbe Verpflichtung zur Haltung der Sing- und Orchesterstunden, wie Hr. Schletterer. An gut gebildeten Musikern, die eine Stelle wie die hiesige mit Vergnügen annehmen, fehlt es, Gottlob, in Deutschland nicht. Die Befürchtung, daß der Fortbestand des Vereins von dem Bleiben des Hrn. Schletterer abhänge, ist demnach ohne Grund. Die **einzige**, aber freilich auch unerläßliche Bedingung des Fortbestandes ist die nachhaltige Theilnahme und das thätige Interesse des musikalischen Publikums. Fehlt dieses, so wird kein Musikdirektor in der Welt den Verein halten können; ist aber das Interesse im nöthigen Maße vorhanden, so wird es dem Verein am allerwenigsten an einem Musikdirektor fehlen! —

Es frägt sich unter den dermaligen Verhältnissen blos: werden sich die Musikfreunde Zweibrückens nachsagen lassen wollen, daß ein Institut, das unter so großer Theilnahme begonnen und in seinem Beginnen schon so Schönes geleistet — ein Institut, wie die Pfalz kein zweites aufzuweisen hat und welches nach seiner Einrichtung, wie sie jetzt besteht, für die Jugend eine wahre Schule der Musik, dieses unbestritten trefflichen und herrlichen Mittels zur Veredlung und Bildung des menschlichen Gemüthes, und mithin eine in der Pfalz bis jetzt leider gänzlich fehlende musikalische Bildungsanstalt zu werden geeignet ist, — durch Mangel an nachhaltiger Theilnahme wieder zu Grunde gegangen sey? Wird man in Zweibrücken in Zukunft wirklich jedes höheren musikalischen Genusses ganz und gar entbehren wollen? — Wir können uns an diesen Gedanken nicht gewöhnen, leben vielmehr des bessern Glaubens, daß mit dem neuen Jahre, in welchem namentlich die früheren Störungen durch ein Theater nicht zu befürchten sind, ein neuer, regerer Sinn für die edle Musica in den Cäcilienverein einziehen werde! In diesem Glauben und mit dem innigen Wunsche, daß diese Zeilen eben so wohlwollend aufgenommen werden mögen, als sie wohlmeinend und im warmen Interesse für eine edle Sache geschrieben wurden, schließen wir unsere Betrachtungen. Möge die Veröffentlichung derselben nicht ganz vergeblich gewesen seyn! —

Mannigfaltiges.

Der Hofmaler **Dietz** in München erhielt von der französischen Kaiserin durch den Grafen Tascher eine goldene Medaille mit dem schönen Bildniß der Spenderin zugestellt, zum erneuerten Ausdrucke ihres Wohlgefallens an seinem von dem Kaiser angekauften Bilde: „Die nächtliche Heerschau", welches sich gegenwärtig in der kaiserlichen Gallerie zu St. Cloud befindet.

Eine neue Erfindung, nämlich bei Eisenbahnwagen Gummifedern, auf welchen der Kasten ruht, und Querfedern zur Hemmung der Seitenschwankungen anzubringen, ist dieser Tage auf der Hamburger Bahn als praktisch befunden worden. Das Schaukeln wird dadurch so beseitigt, daß der Passagier bequem schreiben kann.

Redaktion, Druck und Verlag von G. Ritter in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

Nro. 137. Dienstag, 15. November **1853.**

Balladen aus der Geschichte.

Vom Verfasser der „Primeln und Gladiolen“.

1. Kaiser Rudolphs Rache. († 1291.)

I.

Stand zu Mainz ein Bäckerhaus
Auf der großen Bleiche;
Kaiser Rudolph trachtet' einst,
Daß er es erreiche.

Von der Heeresschau hinweg
Trieb ihn kalter Regen,
Und zum Reichshof konnte man
Nur auf langen Wegen.

Trug des Kaisers Majestät
Doch ein Wamms von Linnen;
Trocknen wollt' am Bäckerherd'
Solches er da drinnen.

Bäckerin, ein murrig Weib,
Will es ihm verleiden,
Weil sie Einquartierungslast
Trug zu diesen Zeiten.

Kannte auch den Kaiser nicht,
Meint', es sey ein Reiter;
Trieb drum ihr Geschäfte fort,
Fragt' nichts um den Streiter.

Läßt nur ihren Unmuth aus,
Schimpfend ohne Ende;
Gießt einmal ihm Gluth sogar
Ueber Wamms und Hände.

Und zum öftern hört er sich
Bettelkaiser schelten,
Der des Reiches Dienste nicht
Wüßte zu vergelten.

Alles ließ geduldig er
Ueber sich ergehen,
Blieb, bis er getrocknet war,
Hart am Ofen stehen.

Dann empfiehlt er dankend sich,
Wie mit Wohlgefallen,
Und das Weib, verwundert, sieht
Ihn von dannen wallen.

II.

Saßen drauf am Mittagstisch
Bäckerin und Bäcker,
Da erschien ein Kriegesknecht
Mit Gerichten lecker.

„Dieses schickt der Reiter Euch,
— Redet der Gesandte —
Der sich heut' am Ofen fast
Hand und Wamms verbrannte.

„Und vom Kaiser einen Gruß,
Wirthin seyd gebeten,
Vor des Reiches Majestät
Augenblicks zu treten.“

Wie vom Blitzesschlag gerührt
Beide jetzo starren,
Und das Weib erbebet sich,
Half ihr doch kein Harren!

Abschied nimmt vom Manne sie,
Als ob's ging zum Tode;
Wanket dann des Wegs voran,
Hinter ihr der Bote.

Und im reichen Herrensaal
Steht sie vor den Gästen.
Kaiser Rudolph reichet ihr
Gleich ein Glas vom Besten.

Spricht: „Ihr dientet trefflich heut'
Mir mit Euerm Rathe.
Daß mit gleicher Ehrlichkeit
Jeder mir sich nahte!

„Doch da Ihr mit eig'ner Kunst
Die Worte thatet wählen,
Sollt Ihr diesen Herren hier
Die Geschicht' erzählen.“

Und zur Strafe mußte sie
Alles wieder sagen,
Was am Bäckerofen dort
Hat sich zugetragen.

Dreie und Eine.

(Fortsetzung.)

Mit der Heimath waren Joseph und Gerhard in nicht immer regelmäßiger Verbindung geblieben. Nach den väterlichen Herzensergießungen hatten sie Beide sogleich herzliche Abbitte gethan und eine tief-eingehende Besserung gelobt.

Diese Briefe waren aber auf der Bank nicht als Gemeingut der lieben Nachbarschaft behandelt worden, sondern waren alleiniges Besitzthum des Vaters und der Mutter geblieben.

Später hatten sie dann geschrieben und Alles wohl vermieden, was Anstoß hätte geben können, ob sie es gleich sich nicht versagen zu dürfen glaubten, Röschens in ihren Briefen besonders Erwähnung zu thun.

Mit diesen Briefen war Dobel schon zufrieden und sprach die Hoffnung aus, daß doch die verständige Lebenseinrichtung endlich den Sieg zu gewinnen scheine.

Von Gabriel kam regelmäßig alle Vierteljahr ein Brief. Röschens Name wurde von ihm nie genannt, aber in der Regel fand sich eine Andeutung darin, die sie wohl verstand und die des Eindruckes nie verfehlte. Als er den Vorsatz aussprach, um, da er sich hiezu Geld gesammelt und gespart, durch die Schweiz zu wandern und so weiter über Stuttgart, München, Wien, dann wieder zurück nach Hamburg, und daß er daher wahrscheinlich lange nicht schreiben werde, sagte Dobel, indem er auf seinen Schenkel schlug:

„Das ist ein Kapitalbursche! Wartet's ab, was da für Einer wieder heimkehrt! Er will die Welt sehen und seinem Geiste reichere Nahrung geben; das Stromern aber will er nicht treiben. Mit Geld will er reisen und mit selbstverdientem. Proficiat! da wird die Bürgerschaft reicher um Einen, den sie einmal wird brauchen können, und meine Zunft um einen grundgescheidten und erfahrenen Genossen! Geb's Gott, daß die andern Zwei ihm gleich thun! Heutzutage fehlt's an tüchtigen, kernhaften Männern, die im edlen Bürgerstande bleiben und nicht hinauf wollen zu den fürnehm seyn wollenden Lumpen und Windbeuteln. Ich möchte toll werden, wenn ich sehe, wie so viele Leute ihre Kinder Schreibergesellen werden lassen. Das ist die miserabelste Zunft auf Gottes Erde, wenn's eine ist. Das sind die Ferkelstecher und Winkeladvokaten, die Ränkeschmiede und Prozeßhetzer, die Briefschreiber und Rechtsverdreher, die die Gesetze auslegen, bis die Leute bis über die Ohren in der Patsche sitzen. Da geht's aber gerade wie mit den Quacksalbern und dergleichem Gelichter. Die haben mehr zu thun, als die ordentlichen Aerzte, und so ein dokternder Schinder gilt tausendmal mehr, als ein Physikus! — Zu diesem verzweifelten Schreibergesindel läuft Bauer und Bürger und wenn sie sie noch so sehr, ihre Dummheit benuzzend, im Nebel herumführen! Zu einem tüchtigen Handwerk wollen Viele ihre Buben nicht thun, oder diese wollen nicht, weil's da Arbeit, ehrliche aber sauere, kostet. Das ist das Unglück unseres Bürgerstandes und unserer Zeit — Arbeitsscheu und Hochmuth. Alles Uebel kriecht aus diesen Eiern, welche elterliche Dummheit oder Geistesbeschränktheit ausbrütet!"

So sprach der erfahrene Mann und das klang wie heller Glockenton in Röschens still lauschende Seele.

Ein andermal ließ er sich scharf aus über die Weltverbesserer, die ihre Weisheit aus Frankreich holten; namentlich aber Die, welche in Köln dem Joseph versucht Flöhe ins Ohr zu setzen, insbesondere über Reich und Arm und rechte Vertheilung der Arbeit, über die Regierung und ihre Gesetze, Steuern und Ordnungen, über Freiheit und Staatsverfassung. Da laufe Alles auf's Theilen hinaus, auf eine Urspitzbüberei.

„Was verstehen davon die jungen, gelbschnabeligen Kerle?" fragte er. „Mir geht's über meinen Horizont so weit hinaus, daß mir Alles in Nebel verschwimmt, und ich denke, das Alter hat doch mehr Ueberlegung, als die heißblütige Jugend? Der Joseph ist da auch in einer guten Schule zu Berlin, da ist solchen Zeugs genug und er schwindelt gerne. Für den Gerhard ist mir's nicht bange, der ist zu handfest und praktisch, als daß er sich von diesen Seelenverkäufern in ihre schlau gelegten Netze verlocken ließe."

„Aber" — sagte Riffel — „der Gabriel läuft ihnen ja gerade in das Maul hinein. In der Schweiz, da soll ja, wie man hört, ihr warmes Nest seyn?"

„Für den hab' ich ausgesorgt," sprach Meister Dobel mit der ganzen Kraft einer abgerundeten, gutbewurzelten Ueberzeugung; „der hat den Harnisch Gottes an, Nachbar Riffel. Les't 'mal nach, was der heilige Apostel Paulus in dem Brief an die Epheser am Sechsten, Vers 10 bis 17, schreibt; da steht's und dann ist seine Seele so klar, daß man durch die Augen bis auf den Boden sieht. Da gelingt's so einem Imtrübenfischer nicht, das Klare truddelich zu machen; endlich aber ist er zu verständig, um mit solchen tollen Redensarten sich den Kopf verrückt machen zu lassen. Ich will durchaus kein Prophet seyn, aber ich sag' wie der Jekuf: „Nu, wart's ab!"

Von allem Dem nahmen sich die beiden Väter so Eins und das Andere und trugen's in ihren Briefen warm den Söhnen zu. Das wirkte hier und da. Joseph wurde zwar manchmal ärgerlich über die spießbürgerliche Dummheit des alten Dobel, der doch kein Zeitbewußtseyn habe. Ein alter Zopf sey's am Ende doch, der sich für das Königthum todtschlagen lasse.

„Bah!" rief er aus — „das sind verrostete Dinge und der scharfe Zahn der Zeit hat dieselben längst zernagt!"

Dachte er dann wieder einmal ruhiger darüber nach, so schien ihm dann doch die Sache in milderem Lichte und er wurde an der eingesogenen Weisheit zweifelhaft.

Bei Gerhard schlug's durch. Er war Einer von Denen, die sich im ruhigen Genusse des Lebens nicht gern stören lassen. War er aber einmal in Feuer und Flammen, da stand's schlimm. Hiezu war jedoch in der letzten Zeit keine Veranlassung gewesen und bei der alten Hexe im Thüringerwalde hatte er sich selber den Zügel strenge gehalten, weil er sich fest vorgenommen, seinen Ruf im Wanderbuche von dem Flecken aus Mainz zu reinigen.

Indeß allmälig rückten die Beiden, ihrem gegebenen Worte gemäß, Hamburg näher und trafen endlich dort alle Drei zusammen.

(Fortsetzung folgt.)

Der Zauberspiegel.

Aus Friedr. Bülau's „Geheimen Geschichten und räthselhaften Menschen."

Zu Edinburg lebte noch bis in die Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts herab Lady Eleanor Campbell, eine Tochter des zweiten Earl von Loudon, eine Enkelin des Kanzlers. Sie war in erster Ehe mit James Viscount Primrose vermählt, einem Manne von ausschweifender Lebensart und unbezähmbaren Leidenschaften, dessen Liebe zu ihr, wenn er jemals dergleichen gehegt hatte, sich bald in Haß verkehrte. Die Dame war sehr achtbar, aber gerade einzelne ihrer schätzbarsten Eigenschaften, ihr Geist, ihr Muth, ihr sittlicher Ernst, waren nicht geeignet, ihr Verhältniß zu einem solchen Gemahle angenehmer zu gestalten. Je mehr sie seinen wirklichen Charakter kennen lernte, desto verächtlicher wurde er ihr, und je öftere Vorlesungen sie ihm über die Abscheulichkeit seines Benehmens hielt, desto weniger verhehlte der Eheherr seinen zunehmenden Widerwillen gegen sie, der zuletzt zu einer Art von Monomanie wurde. Tag und Nacht beschäftigte sie seine Gedanken, aber nicht als der Gegenstand von Liebe und Sehnsucht, sondern wie ein lästiger Kobold, welchen keine Beschwörungsformel vertreiben kann. Er faßte den furchtbaren Entschluß, sich ihrer um jeden Preis zu entledigen, aber immer, wenn der Augenblick kam, den Streich zu führen, trat irgend etwas dazwischen. Bald fehlte ihm im Moment der Entscheidung die Entschlossenheit zur Ausführung des Gedankens, bald trat irgend ein äußeres Ereigniß zwischen ihn und sein Opfer.

Es war um diese Zeit eine feststehende Gewohnheit des Lord James geworden, die ganze Nacht mit Trinken zu verbringen, und zu Zechkumpanen wählte er sich gerade solche Personen, die zu vermeiden ihn die gewöhnlichste Klugheit hätte lehren sollen, so daß bloße Trunkenheit selten die einzige Thorheit war, die bei diesen Zusammenkünften vorfiel, sondern Schwerter, oder, in deren Ermangelung, Sessel und Kohlenschippen in Thätigkeit gesetzt wurden. Bei einer solchen Gelegenheit hatte sich das Bankett die ganze Nacht hindurch und noch einige Zeit, nachdem die Sonne bereits aufgegangen war, hinausgezogen. Der größere Theil der Zechgenossen lag unter dem Tische und war außer Stande wieder aufzustehen; Andere schliefen mit dem Kopf auf der Tafel oder halb vom Stuhle herabgeglitten. Nur Lord James und ein alter ausgepichter Zecher, der zu Land und See gedient hatte und den das gute Getränk, das er zu sich genommen, so wenig anfocht, wie das Gefäß, aus dem es geflossen war, saßen noch aufrecht. Auf Lord James hatte der Wein gewirkt, wie Feuer auf grünes Holz, wo es keine helle, wohlthätige Flamme, aber Rauch und Brand erzeugt. Er war mürrisch und wild geworden, besaß aber die Fähigkeit zum Reden und Handeln noch, und auch seine Urtheilskraft war nur wenig geschmälert. Er war in dem Zustande eines Wahnsinnigen, der ganz scharfsichtig ist in Betreff der Mittel zu einem tollen Zwecke. Seinem Genossen war diese verdrießliche Stimmung unbequem; es entspann sich ein Gespräch über deren Ursprung, das jedoch von Seiten des Lords nur zu einzelnen Ausrufungen führte, und bei dem der Andere auf allerlei Reden verfiel, die den lange genährten Entschluß des Grafen zur vollen Reife brachten. Er brach plötzlich ab, goß sich eine Flasche Wasser über den Kopf, trocknete sich ab und ging mit der ganzen verstockten Entschlossenheit von dannen, wie sie einem Manne von seiner Art unter solchen Umständen zuzutrauen war.

Lady Eleanor saß, erst halb angekleidet, an ihrer Toilette. Das Zimmer war lang und ihr Tisch stand an dem äußersten Ende, der Thür gegenüber, unter einem Fenster, das sie der Morgenwärme wegen geöffnet hatte. Auf einmal sah sie im Spiegel die Gestalt des Lord James, ein bloßes Schwert in der

Hand, das Gesicht fast schwarz gedunsen von der Heftigkeit böser Leidenschaft. Er war so leise eingetreten, daß sie keinen Schritt gehört hatte, und aus der langsamen, schleichenden Art, wie er weiter ging, konnte man abnehmen, daß er durchaus nicht bemerkte, wie sie jede seiner Bewegungen im Spiegel beobachtete. Jederzeit raschen Entschlusses, sah und ergriff sie sogleich das einzige Mittel, das sie möglicherweise retten konnte. Wie hoch auch das Fenster vom Boden war, es blieb kein anderer Ausweg, und so sprang sie mit dem Muthe der Verzweiflung hinaus, kam glücklich auf die Füße und flüchtete zu Lord James eigener Mutter, dort nicht blos eine Zufluchtsstätte, sondern auch Sicherheit gegen jeden unwürdigen Verdacht gewinnend. Sie gab sofort jede Gemeinschaft mit ihrem Gemahle auf und bald darauf ging er außer Landes. Es verstrich eine lange Zeit, während welcher man nichts von ihm hörte. Einige glaubten, er sey todt; Andere vermutheten, daß er einen andern Namen angenommen.

Jahre waren vergangen, da schlug in Canongate ein Fremder seinen Wohnsitz auf, welcher bald einen hohen Ruf unter den guten Leuten von Edinburg im Fache der Nekromantie erlangte. Vor Allem sollte er eine besondere Gabe haben, den Leuten zu zeigen, was ihre abwesenden Freunde trieben. Wäre er auch selten geneigt, diese Gabe auszuüben, so wäre doch, wenn er es einmal gethan hätte, die Wahrheit seiner Darstellungen jederzeit völlig probehaltig befunden worden, so hieß es. Bei aller ihrer Geistesstärke besaß Lady Eleanor doch sowohl Neugier als Aberglauben. Auch war es ihr nicht eben zu verargen, daß sie gern gewußt hätte, ob sie Frau oder Wittwe sey. So machte sie sich denn eines Abends, zu später Stunde, des Anstandes halber von einer Freundin begleitet, auf den Weg zu dem Nekromanten. Während sie ihm zutrauten, daß er ihnen tausend Meilen entfernte Personen und Sachen zeigen könne, versuchten sie doch, ihn über sich selbst zu täuschen, indem sie sich in die Tartans und Plaids ihrer Dienerinnen hüllten. Das Wetter war kalt und stürmisch; wenige Menschen waren auf den Straßen, und so kamen sie unangefochten weiter, bis sie, eben in eine Sackgasse einbiegend, in der sie die Wohnung des Adepten vermutheten, durch eine Stimme, die in tiefen Tönen hinter ihnen ausrief: „Sie gehen fehl, Ladies, Ihr Weg liegt nicht dorthin!" plötzlich in großer Bestürzung, zum Stehen gebracht wurden.

Beide sahen sich unwillkürlich nach dem Sprecher um, der sich als ein langer, muskulöser Mann, in schwarzen Kleidern von fremdem und ungewöhnlichem Schnitte, mit ungemein strengen und eine Annäherung abweisenden Zügen darstellte. Doch lag nichts Gemeines oder Niedriges in Gesicht und Haltung; sein Benehmen war würdevoll und eine Gewohnheit des Gebietens zeigte sich in seiner hohen Stirn und seinen eisernen Zügen. Seine Farbe war tief olivenbraun und ein Paar große schwarze Augen brannten wie glühende Kohlen unter den buschischen Braunen, die über sie herabhingen. Mehrmals wiederholte diese seltsame Person: „Sie gehen fehl, Ladies."

„Worin gehen wir fehl?" fragte Lady Eleanor.

„In Ihrem Wege, denn er liegt dorthin — in Ihrer Verkleidung, denn sie verbirgt Sie nicht vor den Augen Dessen, der durch den Schleier der Zukunft blicken kann. Glauben sie, daß diese Stücke Tartan nicht leichter zu durchschauen sind, als der Vorhang, der uns von der Geisterwelt scheidet?"

„Gott sey uns gnädig!" rief Lady Jane, die Begleiterin Eleanor's, aus — „er muß der Magier seyn."

„Ich bin der, den Sie suchen," — erwiederte der Fremde mit Stolz, „und meine Wohnung ist dort, wo ein Licht durch die Fenster des oberen Stockes scheint."

„Ein sehr unzureichendes Merkmal," sagte Lady Eleanor, „ein halbes Dutzend Lichter brennen auf dem Platze, auf den Sie zeigen."

„Wahr, Lady Eleanor; aber blicken Sie nochmals hin."

„Er kennt Sie!" rief Lady Jane aus.

„Ich kenne Sie," — versetzte der Adept, „und abermals sage ich Ihnen, blicken sie nochmals hin; sagen Sie mir, ob Sie unter jenen Lichtern nicht Eines sehen, welches selbst für Ihr trübes Auge glänzender, stärker und reiner leuchtet, als alle die anderen?"

Sie sahen in die Richtung, die seine Hand zeigte, und hatten keine Mühe, das Fenster zu entdecken, das er meinte, denn das Licht darin hatte jedenfalls etwas ganz Eigenthümliches, es war merkwürdig weiß, gar nicht wie Wachs- oder Oelbeleuchtung, und doch so stark, daß man es unter andern Umständen für die Flamme eines Leuchtthurms hätte halten können.

„Sind Sie nun überzeugt?" fragte der Adept.

„Ich sehe das Licht, das Sie meinen," antwortete Lady Eleanor und ihre Gefährtin stimmte bei. „Woher sollen wir aber wissen, daß Sie der Zau—, ich meine, der gelehrte Mann sind, von dem alle Welt spricht?"

„An diesem Zeichen!" sagte der Adept, indem er dicht zu Eleanor hintrat und ihr etwas so leise zuflüsterte, daß ihre Gefährtin es nicht verstehen konnte.

(Fortsetzung folgt.)

Berichtigung. In dem Aufsatze: „Der Cäcilienverein und die musikal. Zustände in Zweibr." (Nro. 135 d. Bl.) lese man Spalte 3 Zeile 11 von unten: „nur einem Publikum und Singchore ɪc." statt „oder einem Publikum ɪc."

Redaktion, Druck und Verlag von G. Ritter in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

Nro. 138. Freitag, 18. November **1853.**

Dreie und Eine.

(Fortsetzung.)

5.

Es war an einem Sonntage des Jahres 1847, spät in den Oktobertagen, als auf einer grünbewachsenen Düne am Strande der Nordsee drei Männer standen. Ihre Gestalten hoben sich gegen den an diesem Tage ungemein reinen und klaren Himmel scharf ab. Es waren kräftige Gestalten, eine darunter schlanker, eine breiter und stammhafter. Sie waren gut gekleidet und nichts als ihre Reisestöcke bezeichnete sie als Reisende.

Sie hatten einen glücklichen Tag gewählt, um das Auge schauen zu lassen die Wunder des Meeres. Die Luft war rein, der Himmel klar, ein scharfer Nordwind blies. Die unendliche Fläche war sehr bewegt. Jetzt gerade kam die Fluth und wälzte ihre Wellenberge dem Lande zu, und mit den weißen Kämmen sahen die Fluthen aus wie Ungeheuer, die sich auf das Land stürzen wollen, um es zu verschlingen. Der Anblick war äußerst großartig und ergreifend.

Keiner der Dreie, welche auf der Düne standen, jetzt aber, um nicht von den Stößen des Windes umgeworfen zu werden, sich niedergesetzt hatten, sprach ein Wort, so überwältigend war der Anblick des Meeres für sie, den sie heute zum ersten Male genossen.

Möven flogen kreischend über ihre Häupter; Boote hoben sich mit ihren weißen Segeln hier und da und versanken wieder ins Wellenthal, um schnell wieder auf eines Wellenberges weißer Kuppe einige Sekunden zu schweben. Darauf hafteten ihre Blicke mit ungespaltener Aufmerksamkeit.

Da kam aus dem nicht fernen Nordseehafen mit vollen Segeln ein mächtiges Kauffahrteischiff, das trotz seiner Größe leicht dahintanzte über die Wellen, die sich an seiner Brust brachen. Ein Ach entrang sich der Brust eines jeden dieser Dreie. Alles Andere verlor seine Anziehungskraft; ihre Blicke folgten dem mächtigen Gebäude der Menschenhand, dem Wind und Wogen dienstbar waren. Lange Zeit verfolgten ihre Augen seine Bahn, und immer weiter strebte es hinaus ins Meer; immer kleiner und kleiner erschien es; bald verschwand es fast gänzlich, bald sah man es wie ein Boot, zuletzt wie eine streichende Möve — dann wie einen weißen Punkt, bis es völlig verschwand.

Es war eine geraume Zeit, der ganze Morgen fast, über solchem stillen, staunenden Schauen hingegangen, und ein Jeder hatte seinen Empfindungen freien Lauf gelassen.

Jetzt hob endlich Einer an und sagte, auf das Schiff deutend:

„Wer doch da mit hinaussegeln könnte in die Weite!"

Und dabei stieg ein tiefer Seufzer aus seiner Brust auf. Bestätigte er den Wunsch oder strafte er ihn Lügen?

Es war Joseph Riffel, der die Worte an seine Freunde gerichtet hatte.

„Meiner Treu!" sagte Gerhard — „das wär' so was für die Zeit von einem Jahre! Wär' auch dabei! — Du nicht?" fragte er Gabriel, der noch in tiefem Sinnen dasaß.

„Warum nicht!" entgegnete dieser.

„Aber sag' einmal, Gerhard," hob der Schneider wieder an, „wohin segeltest Du?"

„Nach Amerika!" erfolgte blitzschnell die Antwort. „Die in Bremen haben mir schier den Kopf toll gemacht."

„Amerika ist groß," sagte Gabriel; „es reicht vom Nordpol bis zum Südpol, und das ist eine schöne Länge. Ich möcht' sie nicht auswandern."

„Das versteh' ich nicht," entgegnete der Schmied. „Ich ginge, wenn Eins nicht wäre, nach Nordamerika, wo sie die Eisenbahnen bauen. Da ist ein schöner Verdienst und es regnet Dollare in des Arbeiters Schooß. Arbeiten kann ich und will ich; aber so ein Lohn wird dem Fleißigen hier nicht.

Und unser Handwerk schlägt so recht in das praktische Leben hinein, das in Amerika daheim ist. Da könnte man was Schönes erwerben, des Lebens froh werden."

„Eins trinken!" fügte mit schelmischem Lachen Joseph bei.

„Auch das," bestärkte Gerhard, „und dann als gemachter Mann heimkehren und zum Liebchen sagen: Willst Du nun mein süßes Weibchen werden? Dann sagte sie erröthend: Ja! und der Pfarrer segnete den Bund und Unsereiner wäre der Glückseligste unter des lieben Herrgotts deutscher Sonne!"

„Da haben wir's!" rief der Schneider. „Alles geht bei ihm nur auf das wirkliche Leben, etwas Höheres kennt er nicht. Am Ambos geboren, am Ambos gelebt, am Ambos gestorben, gehört ihm als Denkmal auf's Grab einst ein Ambos."

„Das wäre das schönste und solideste Denkmal. Denk' Dir aber einmal eine Scheere und ein Bügeleisen darauf, wenn man an ein lebendiges Zunftzeichen nicht denken will, und sag', ob nicht alle Welt in ein Gelächter ausbräche, statt seinen heiligen Gefühlen sich hinzugeben?"

„Aha, Praktikus, Du meinst einen Geisbock!" lachte der Schneider. „Ich weiß gar nicht, warum man dieses kühne, muthvolle Thier so belacht und uns mit, die wir es seit undenklicher Zeit als Zunftwappenthier gebrauchen sollten, aber aus dummer Furcht, uns lächerlich zu machen, unterlassen. Was hat denn der hohe Adel für Vieh in seinem Wappen? Lauter Raubthiere: Bären, Löwen, Wölfe, Füchse, Adler, Stoßweihe und dergleichen. Da wollt' ich doch dem Geisbock eher eine Lobrede halten, als solchem Gethier, das vor dem Menschen davonläuft, während der Bock sie in graziöser Fechterstellung angreift. — Doch lassen wir das, Praktikus, weißt Du, wohin ich segelte?"

„Nun?" fragte Gerhard.

Des Schneiders Auge funkelte. „Ich ginge nach Californien; da finden sie das Gold in Sand und Klumpen, so dick wie des Nachtwächters Kopf daheim, und Du weißt, Gerhard, den nannten sie den „Ohmkopf". Mein Meister in Bremen war ein leibhaftiges Amerika. Ich glaube, der kannte jeden Winkel. Weil er viele Schulden hatte, so war ihm Californien natürlich das Wichtigste. Er studirte alle Zeitungen von Hamburg, Lübeck und Bremen und wußte Alles bis auf das Tippelchen auf dem J. Der sagte, man dürfe nur an das erste beste Bächelchen gehen und dürfe nur da hineingreifen mit beiden hohlen Händen und schöpfen, so habe man gleich für fünf bis sechs Dollare Gold, und wenn man eine Hacke nähme und grübe etwas tiefer, so käme man auf die Klumpen und da lohne es sich denn natürlich doppelt der Arbeit erst recht. Wolle man die schwerere Arbeit nicht thun, so dürfe man nur im Wasser puddeln und käme, wenn auch etwas langsamer, doch eben so weit. Wenn ich nun über das Schiff zu gebieten hätte, so führe ich geraden Wegs nach Californien und finge dort das Goldgeschäft auf meine Faust an und triebe es mit Fleiß und Eifer, und wenn ich dann ein, zwei Jahre so gepuddelt und gegraben hätte, dann führe ich heimwärts und der Rothschild zu Frankfurt wär' ein purer Lump gegen mich. Ja, er versicherte auf seine Ehre, man könnte dann in das mittlere Deutschland mit der Eisenbahn auf dem ersten Platz 'neinfahren, wo die kleinen Fürsten so enge bei einander hocken, wie die Schneider auf der Boutique, und könnte den ersten besten fragen: Durchlaucht, wie hoch halten Sie Ihr Herzogthum oder Fürstenthum? Setzen Sie vernünftige Preise! Ich zahle baar, in ächtem Gold und nicht in verrufenen Pistolen, wie man sie hier herum kriegt! So sagte er; aber ich sage, wenn ich so beladen heimkäme, mich zög's an den Rhein!"

„Da wachsen unsre Reben!" fiel Gerhard singend ein.

„An den Rhein, sag' ich," fuhr der Schneider fort, „träte hin vor das Liebchen und sagte: Willst Du eine goldene Krone? Ich kann sie auf Deine Flechten setzen. Und sie sähe mich an, reichte mir die Hand und sagte: Dein auf ewig! — Alsdann kaufte ich mir einen Platz in der Stadt, aber nicht in der Wendelsgasse, sondern wo man den Rhein sieht, und baute mir ein Schloß. Und im Marstall müßten die schönsten Pferde stehen, und in der Remise lauter Kutschen, wie sie die Stadt Frankfurt ihrem Bürgermeister stellt. Alle Mittag nach Tisch rauchte ich eine Havannah-Cigarre, aber nur ächte, und nicht, wie sie Einem die Bremer für hohes Sündengeld aufhängen; tränke mit meinem Weibchen eine Tasse ächten Mokka Kaffee und dann legte ich den Kopf in ihren Schooß und schliefe ein. Und wenn sie mich wachküßte, setzten wir uns in den Wagen und führen spazieren, so lang es uns gefiele. Vorn auf dem Bocke müßte ein Kutscher sitzen in hochrother Livree mit schwefelgelbem Kragen, eine Viertelelle breite ächte Goldborte um den Hut und Stiefel an den Beinen von schwarzlackirtem Leder mit gelben Stülpen. Und hinten drauf zwei ditto Bediente und vier rabenschwarze Rappen an dem Wagen. Hrrrrrr! das wär' erst ein Leben und was sollten die Leute lange Hälse machen und sagen: War der nicht vormals Riffels Joseph von Bierhausen?"

Der Schmied biß sich schier die Lippen wund und sagte:

„Nicht bitter; nur schade, daß es gewindbeutelt ist!"

„Wohl Dem, der sich erträumt, was ihm die kalte Wirklichkeit versagt!" sprach Joseph mit theatralischem Ausdruck und seufzte tief auf.

„Aber Gabriel," rief der Schmied, „Du sitzest da und machst Kalender für Anno 48, das uns bevorsteht. Laß ab und sag', wo führst Du hin, wenn Du das Schiff dort lenken könntest?"

„Es ist fort," erwiederte Gabriel und stand auf. „Hier aber ist es kalt. Laßt uns gehen. Auch hab' ich Hunger; die Seeluft soll sehr darauf wirken. Ich hab' mir nun das Bild in die Seele gedrückt, daß es nicht wieder verloren gehen soll. Nun also kommt!"

„Oho!" rief Gerhard — „merkst Du, daß wir Dir unter die Weste wollen und daß Du einmal von der Farbe reden sollst. Du darfst mir nicht von der Stelle hier, bis Du mir Rede gestanden hast, wohin Du segeltest, wenn's so ginge?"

„Nun, das ist kein Geheimniß, Freund!" sagte mild lächelnd Gabriel — „ich segelte heim zu den Eltern und dem Liebchen!"

„Das ist denn doch eine ächte deutsche Einheit!" rief der Schneider — „Aller Wünsche Ziel das Liebchen! — Aber nun sagt 'mal, Brüder, da sind wir Nachbarskinder, sind mit einander aufgewachsen, sind durch's ganze bisherige Leben unwandelbar treue Kameraden gewesen, haben uns einander so lieb wie Geschwister und Jeder hat ein Liebchen, das er in dem Herzen trägt, und doch weiß Keiner etwas von dem Liebchen des Andern. Ist das recht, ist's brüderlich? Wir stehen hier so gemüthlich bei einander —"

„Dagegen protestir' ich denn auch!" fiel ihm Gerhard in die Rede. „Ich hab' meinen Sommerrock noch an und hier pfeift ein Wind, der Einem Mark und Bein durchweht mit russischer Kälte. Dann geht mir's justement wie dem Gabriel: mein rheinischer Magen bellt ganz unverschämt und will sich nicht länger mit der frischen Luft hier speisen lassen. — Du sollst zum Schulmeister bestellt werden, Joseph, und wenn wir gegessen und getrunken haben und gemüthlich unser Pfeifchen rauchen, ehe wir uns wieder landeinwärts machen, dann darfst Du uns fragen und wir antworten. Nun aber rasch vorwärts!"

Das war denn Allen recht und sie griffen tüchtig aus.

Der Wind hatte an schneidender Schärfe zugenommen und die etwas dünne Kleidung der drei Wanderbursche war keineswegs geeignet, ihm den gehörigen Widerstand entgegen zu setzen.

Das Fischerdorf, wo sie einkehren wollten, war etwa eine Viertelstunde entfernt und lag an einer Stelle, wo eine Bucht des Meeres tief ins Land hereinschnitt. Sie hatten es bald erreicht und auch das bescheidene Wirthshaus, wo sie an frischen Seefischen und goldgelben Kartoffeln ihren ansehnlichen Hunger stillen konnten. Wein gab's aber hier nicht und nur ein starker Schnaps vertrat seine Stelle, den indessen der Schmied allein trank und sehr gut fand.

(Fortsetzung folgt.)

Der Zauberspiegel.

(Fortsetzung.)

Lady Eleanor fuhr zusammen und stieß einen halb unterdrückten Ausruf einer, nicht ganz von Unruhe freien Ueberraschung aus.

„Sind Sie zufriedengestellt?" fragte der Adept.

„Ja, ja!" — war die heftige Antwort — „Sie sind entweder der Mann, den wir suchen, oder der Teufel!"

„Nun denn, Flamme, du hast deine Pflicht gethan!" rief der Adept aus, und sofort erlosch das Licht in dem Zimmer, als hätte es seine Stimme gehört. „Wohlan denn, folgen Sie mir!"

Lady Jane, deren anfänglicher Schrecken durch das inzwischen Vorgegangene nicht wenig vermehrt worden war, würde gern gegen eine weitere Verfolgung des Abenteuers Vorstellungen gemacht haben, aber ein gebieterisches: „Schweigen Sie und kommen Sie mit!" erstickte ihre schwache Opposition sofort.

Das Gemach, in welches der Adept sie führte, lag im hintern Theile des Gebäudes, hatte aber eine zweite Thür, die es, aller Wahrscheinlichkeit nach, mit dem Zimmer verband, das sie von der Straße aus gesehen. Mit einer, bei seiner Berufsklasse ungewöhnlichen Feinheit des Benehmens setzte er Stühle zurecht und bat sie, sich niederzusetzen, während er fortging, um, wie er sagte, Alles für die beabsichtigte Operation in Stand zu setzen.

„Um's Himmels willen," rief Lady Jane, sobald die Thür hinter ihm geschlossen war, „was war es, was das verhaßte Geschöpf Ihnen auf der Straße zuflüsterte?"

„Etwas, was ich selbst Ihnen nicht wiederholen möchte, meine theure Jane; darum fragen Sie mich nicht weiter. Ich hielt mich für völlig sicher, daß es nur eine Person in der Welt gäbe, die außer mir das Geringste von der Sache wisse, und jetzt — es ist sehr wunderbar — der das sagen konnte, kann, wie ich sicher glaube, Alles und Jedes sagen, was ihm beliebt."

Nachdem sie noch ein Weilchen in dieser Weise gesprochen und Lady Jane ihre Angst, Lady Eleanor aber ihre Entschlossenheit dargelegt hatte, öffnete sich die Seitenthür und der Adept trat wieder ein, vollständig für die Rolle, die er zu spielen hatte, ange-

kleidet. Arme, Beine und Füße waren entblößt, außer daß er schwarze Sammtsandalen trug, die an die Knöchel gebunden und mit einem goldenen Knopf befestigt waren. Eine Tunika, gleichfalls von schwarzem Sammt, reichte bis etwas über die Kniee, war aber vorn so ausgeschnitten, daß sie einen großen Theil seiner breiten Brust sehen ließ. Unter der Tunika trug er seidene Beinkleider, die jedoch durch das Obergewand fast ganz bedeckt waren. In der Hand hielt er ein kleines Körbchen von Silberdraht.

Der Adept wendete sich, ohne die zitternde Lady Jane zu beachten, an die muthvollere Lady Eleanor, mit den Worten:

„Haben Sie die Güte, Lady, Ihre Börse bei Ihrer Freundin zu lassen; Gold und Silber dürfen nicht in jenes Gemach kommen."

„Was?" rief die erschrockene Lady Jane aus — „Sie wollen doch nicht sagen, daß ich hier allein bleiben soll?"

„Ohne Zweifel," erwiederte der Adept; „die Geister sind ein trübsinniges Geschlecht und lieben die Gesellschaft der Menschen so wenig, wie das Tageslicht."

„O! ich werde in Ohnmacht fallen — ich weiß es gewiß —, wenn Sie mich hier allein lassen."

„Wir müssen es darauf wagen," — sagte der Adept mit einem unheimlichen Lächeln, das nicht dazu diente, ihre Stimmung behaglicher zu machen. Lady Eleanor aber ließ die Börse zurück und folgte dem Adepten in das anstoßende Zimmer.

Es war ein großes Mansardenzimmer mit keinem Meublement, außer den dunkelstoffigen Vorhängen an den Fenstern und den wenigen Gegenständen, die zu dem Beabsichtigten nöthig waren. Ein rascher Blick durch das Zimmer zeigte der Lady Eleanor, daß diese lediglich in einem altmodischen Armsessel und in einem Altar von schwarzem Marmor bestanden, über welchem, an der Stelle, wo sich in einer katholischen Kapelle das Altarbild befunden haben würde, ein großer Spiegel hing. Auf dem Altar, vor dem Spiegel, befand sich ein kleiner eiserner Ofen, mit irgend einer fremdartigen Substanz gefüllt, denn er brannte mit einer blauen Flamme, und dies war das einzige sichtbare Licht in dem Zimmer.

„Setzen Sie sich, Lady," sagte der Adept, nachdem er die Thür, durch die sie hereingekommen, verschlossen hatte, „und lassen Sie sich, so Ihnen Ihr Leben lieb ist, weder durch Furcht, noch durch Neugier verleiten, eine einzige Sylbe zu sprechen; die Folgen könnten verhängnißvoll für Eins von uns oder für Beide seyn. Setzen Sie sich, sage ich, und beten Sie ein stilles Gebet zu den schützenden Heiligen, während ich, soweit es möglich ist, die vier Eingänge des Bösen bewache."

Dies gesagt, nahm er aus seinem Körbchen ein gelbes Wachslicht, und nachdem er es in dem Ofen angezündet, ging er mit gemessenem Schritt nach der östlichen Ecke des Zimmers, wo er es an der Wand befestigte und, sich dreimal davor verbeugend, in gedämpften Tönen einen Vers recitirte, der die besseren Geister zu seiner Hilfe entbot:

„Heilig Feuer, du das Kind
Von der Luft im Wirbelwind,
Wie man immer dich benennt
Und wo auch dein Herd entbrennt,
Lebensseele, Lichtesmacht,
Ohne dich wär' ew'ge Nacht;
Hilf von Sünde uns befrei'n,
Laß nichts Böses hier herein!"

Wie zur Antwort auf diese Aufforderung erschallten oder zitterten einige wilde, aber klagende Töne durch das Gemach und erstarben fast augenblicklich wieder.

Der Adept, der mit anscheinend sehr ängstlicher Spannung auf diese Antwort gehorcht hatte, wiederholte dieselbe Ceremonie an jeder der übrigen Ecken, und, wie es schien, wohl zufrieden mit dem Erfolg, kniete er jetzt mit gebeugtem Haupte an dem Altar.

Groß war der Lady Verlangen, das Schweigen zu brechen; aber der Adept erhob sich rechtzeitig, um diese Symptome des Ungehorsams zu bemerken, und legte seinen Finger mit solchen Zeichen der Unruhe an die Lippen, daß sie der Schrecken von Neuem überkam und daher stumm blieb. Es schien ihr selbst, als ob seine Hand zitterte, wie er eine Partie rothen Pulvers aus dem Körbchen nahm und über die Flamme des Ofens streute.

Als das Pulver in das Feuer geworfen war, verwandelte sich die blaue Flamme in eine carmoisinrothe, die sofort im Spiegel wiederstrahlte. Nach wenigen Augenblicken machte die rothe Gluth Wolken von Rauch und Nebel Platz, welche, wie Woge auf Woge, über die Oberfläche des Spiegels rollten und aus denen Blitze hervorzuckten, wenn sie den Rahmen erreichten, über den sie niemals hinauskamen. Als der Dunst am dichtesten war, erfolgte ein scharfer, klirrender Ton, so daß Lady Eleanor erwartete, die zersplitterten Stücke des Spiegels nach allen Seiten fallen zu sehen. Aber als die Dünste sich wieder zertheilten, sah sie den Spiegel so ganz wie je, und nun trat eine noch merkwürdigere Veränderung als die frühere ein. Der Nebel verschwand nicht ganz, sondern bildete sich zu einer Art fernen Gemäldes, welches das Innere einer Kirche darstellte und wobei Licht und Schatten beständig wechselte, die Farben bald matt, bald lebhaft waren, wie unter dem Einflusse der Abendsonne sich rastlos ändernder Wolken.

(Fortsetzung folgt.)

Redaktion, Druck und Verlag von G. Ritter in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

Nro. 139. Sonntag, 20. November **1853.**

Balladen aus der Geschichte.

Vom Verfasser der „Primeln und Gladiolen".

2. Graf Arco. (1703.)

Graf Arco ritt zur Seite
Des vielgeliebten Herrn
Auf steilem Alpenstege,
Vom Dorfe Zirl nicht fern.

Der edle Churfürst *) heischte,
Von Belgrad her genannt,
Zurück von Oestreichs Kaiser
Sein schönes Bayerland.

Schon war die Kufsteinfeste
Erstürmt mit tapf'rer Hand
Und Innsbruck weggenommen
Zusammt der Martinswand.

Da brach in allen Thälern
Der Sturm des Volkes los,
Tyrolerbüchsen knallten
Aus jeden Winkels Schooß.

Und wo die Büchsen fehlten,
Da rollten Stamm und Stein
Von hohen Felsen nieder
Auf Bayerns Krieger ein.

Schon manche Kugel sauste
Vorbei an Herzogs Haupt,
Der Graf in Todesnähe
Den theuern Fürsten glaubt.

Da hub er an zu scherzen:
„Mein edler Herr und Held!
Vertraut mir Euern Schimmel
Und, wenn es Euch gefällt,

„Dazu auch Hut und Schärpe
Statt dieser Rüstung mein;
Ich möchte einen Tag wohl
Der Bayern Herzog seyn."

Der Churfürst spricht und lächelt:
„Gelüstet s Euch so sehr,
So mögt die Hüll' Ihr nehmen,
Doch nicht die Sorgen schwer."

Sie tauschten Hut und Schärpe,
Dazu die Rosse gut.
Der Graf nun ritt zur Rechten
Des Herrn, der wohlgemuth.

Tyrolerbüchsen knallten
Von Stürmern hintendrein,
Es rollten Stein' und Stämme
Auf Bayerns Krieger ein.

Und kaum noch zehn Minuten,
So blitzt es hart dabei:
Der Graf der sinkt v m Rosse,
Getroffen durch das Blei.

Und „War es so gemeinet?"
Der edle Chu fürst spricht —
„Das hätt' ich wissen sollen,
Fürwahr, ich tauschte nicht!"

Zum ersten Male weinet
Der Wittelsbacher Leu,
Da er sich sah gerettet
Durch seines Dieners Treu'.

Dort in dem steilen Passe,
Vom Dorfe Zirl nicht fern,
Da lag der Kamm'rer Arco,
Der starb für seinen Herrn.

Manch' Sturm noch ging vorüber
Seitdem in Bayerland;
Doch Arco's Heldenname
Ward stets mit Ruhm genannt.

*) Max Emanuel.

Dreie und Eine.

(Fortsetzung.)

Als die drei Wanderbursche nun wieder auf dem Wege waren und ihr Pfeiflein dampfte, begann

Joseph das Examen nach dem Liebchen. Gabriel allein wollte sich dagegen wehren, allein es half ihm nichts.

„Sag' an, Schmied, wer ist die Holdselige, die Du erkoren," fing er hochtrabend an, „und wo webt ihr süßer Athem? wo schreitet ihr leichter Fuß?"

„Ich denke," sagte Gerhard, „es ist einerlei, ob man die Frage vor- oder rückwärts beantwortet; ich meine in der Reihe. So will ich denn bekennen, sie ist daheim, wo ich auch daheim bin; ihr süßer Athem webt in der Wendelsgasse, wo auch ihr leichter Fuß auf dem Pflaster von Rheinwacken wandelt, und ihr Name ist der duftigste, den ein Mädchen tragen kann, sie heißt — Röschen!"

„Dobels Röschen?" fragte der Schneider und veränderte die Farbe.

„Dobels Röschen?" fragte der Blechschmied und seine Wangen wurden so weiß wie Schnee und seine Stimme zitterte.

„Ja, die!" sagte Gerhard und sah selber gewaltig erschreckend die treuen Kameraden an, die plötzlich verstummten, die Köpfe hängen ließen und wie geknickte Halme dastanden. — „Aber ich bitt' Euch um Alles in der Welt, liebe Brüder, was ist Euch doch?" fragte Gerhard. „Ihr seht ja aus wie frischer Reisbrei und man meint, auf Euerm Hinterkopf läg' ein Ambos, so bückt Ihr ihn herab zur Erde! Was kann denn das engelsliebe Kind dafür, daß Ihr Euch so geberdet?"

Joseph sah zuerst empor. „Ach, Gerhard," sagte er, „das ist ja auch mein Lieb, das ich in der Seele trage, seit mir's gedenkt; für das ich schwärme, dulde, kämpfe, leide; für das ich in den Krieg zöge und so weiter; für das ich endlich die schönste Aussicht in Minden in den Wind geschlagen habe! — Und" — fuhr er fort — „ich müßte unsern Gabriel schlecht kennen, wenn er nicht gleichfalls sagen sollte: Sie ist auch meiner Träume Ziel! Denn der hat in ihrer bezaubernden Nähe gelebt drei volle Jahre und müßte ein Klotz seyn, wenn er nicht stockthöricht sich in das Mädchen verliebt hätte. Er glich ja alle Tage dem Schmetterling, der um das brennende Licht schwirrt: hätt' er sich nicht sollen die Flügel verbrennen? Rede, guter Gabriel, rede, denn jetzt gilt's Wahrheit ohne alle Schminke!"

Gabriels Brust war aber so beengt, daß er nicht reden konnte. Er sah feuchten Blickes den Schneider an und nickte.

„Da haben wir's!" rief dieser — „Drei lieben heiß und innig Eine! — Was soll das werden? Einer kann sie nur kriegen und die zwei Brüder müssen elend und verarmt durch die Welt gehen! Einer soll der Glückliche werden und die beiden Andern sollen neben ihm wohnen und vor Liebeskummer sterben! — Gab's jemals in der Welt etwas Aehnliches? Würde das auf dem Theater zu Köln aufgeführt, die Mädels weinten eine Ueberschwemmung in dasselbe hinein, bei meiner Seele!"

Die drei Freunde gingen stille neben einander her. Selbst der Schneider schwieg, seit die Thränenfluth im Theater seiner Seele allerlei Raum bot, sich das auszumalen, was da Alles werde empfunden werden.

Endlich sprach Gerhard ernst:

„Wahrlich, es ist mir etwas der Art noch nicht vorgekommen und ich will es nicht leugnen, es liegt mir zentnerschwer auf dem Herzen."

„Und ich fürchte, da nur Einer der Glückliche seyn kann," fuhr wieder der Schneider drein, „es wird auch unsere Herzen scheiden!"

„Nein, nein," sagte da Gabriel, „das wird's nicht! Elend wird's die Zweie machen, das fühl' ich tief in meiner Seele; mich wird's beugen bis zum Grabe. Aber dann wollen wir es ausmachen, daß die beiden Andern in die Welt gehen und nicht daheim bleiben."

„Du hast gut reden," entgegnete Gerhard; „Deine Eltern haben noch ein Kind, bei uns Beiden steht ihr Glück in uns. Sollen wir ihre Hoffnungen zu nichte machen? Das geht einmal nicht; es muß getragen werden und wenn das Herz brechen sollte."

Sie schwiegen wieder und schritten fürbaß.

„Aber," hob der Schneider nach einer Weile an, „es ist doch kurios: wir reden von dem Liebchen — wie steht denn das Röschen zu uns? Haben wir ein Recht, so zu reden, als müsse sie Einen von uns nehmen zum Manne? Hat je Einer von uns mit Liebe und von Liebe zu ihr, mit ihr geredet, daß sie wußte: er hat mich lieber wie sein eigenes Leben? Ich sag's ehrlich: ich nicht!"

„Ich auch nicht! Ich auch nicht!" sagten die beiden Andern.

„So haben wir, seit wir die Kinderschuhe austraten, in der Ferne gestanden, sie bewundert und geliebt, aber still, wie ein rechter deutscher Anbeter voll Mondschein und Vergißmeinnicht!" sprach der Schneider halb ernst, halb komisch; „gerade, wie es geschrieben steht in den Romanbüchern, die ich in Köln gelesen hab'. Meiner Seel', accurat so! — Und wir haben uns alle Tage mehr und tiefer in das wundervolle Kind vergafft und doch stillgeschwiegen, und Keiner ist auch nur einen Nadelstich breit ihrem Herzen näher gekommen, als der Andere. Aber hat uns denn das Mädchen je zu erkennen gegeben, daß sie Einen von uns liebe? Mir war sie so seelenvoll freundlich und sah mir so tief in die Augen! — es war beim Abschied — und dann gab sie mir die niedliche Hand."

„Mir auch so, und von dem Blick ist mir's so wirbelig im Kopf geworden, wie von dem Bier im

Rössel zu Mainz, als ich den Brauknecht über drei Bänke warf, das heißt nachher, als er Streit angefangen hatte," erzählte Gerhard.

Dadurch, daß er so breit erzählte, konnte diesmal Gabriel unbemerkt schweigen, denn ihm fuhr es wie ein Schwert durch die Seele, daß sie diesem so gewaltig bis in das Innerste hineingeschaut, und eines so liebreichen Blickes wußte er sich doch ganz und gar nicht zu entsinnen, da er sie nie so recht anzusehen gewagt hatte.

Aber der letzte Morgen in der Wendelsgasse kam ihm wieder in die Erinnerung und er hing dem Gedanken nach, ohne daß er Lust trug, ihn zu erzählen.

„Ich merke schon, es ist Keiner von uns, der sagen könnte, ich bin's, den sie Euch Andern vorzieht; aber das könnte anders werden, wenn Einer von uns heimkäme und ginge dem Mädchen zu Gefallen und suchte sich ihre Liebe zu erwerben und zu sichern. Das wäre unehrlich gegen die beiden Andern gehandelt. Deßwegen muß auch da unter uns ein brüderlich Abkommen getroffen werden. Wie wir damals auf dem „Spitzenköpfchen" uns gelobten, uns in Hamburg nach zwei Jahren zu treffen, so schlag' ich Euch vor, daß wir uns hier unter freiem Himmel vor Gott geloben, daß Keiner von uns eher heimkehren darf, als am ersten Advent 1848, und daß Keiner freie um das Mädchen, bis wir am genannten Tage alle Drei da sind und sie wählen könne unter uns."

Sie gaben sich darauf ehrlich die gelobende Hand.

„Ach," sprach Gerhard, „was soll's aber werden, wenn dann die beiden Andern in „Bierhausen" bleiben?"

„Nun, die müssen sich in Gottes Fügung ergeben," sagte Gabriel, „wie schwer es ihnen auch werden mag. Ich sehe ja doch einen andern Ausweg nicht. Soll' ich zu den Zweien gehören, so setz' ich meinen Wanderstab in die weite Welt, und ein Fleckchen für ein Grab werd' ich ja wohl irgendwo finden."

„Und ich gehe mit Dir und mach's wie Du!" sagte Gerhard, dem der Branntwein ein wenig zu Kopf gestiegen und der nun ungemein zur Wehmuth geneigt war.

Joseph horchte ihren Reden. Daraus folgte, daß sie ihn für den Jedenfalls Siegenden ansahen, ohne es jedoch bestimmt auszusprechen. Seiner Eitelkeit schmeichelte das ungemein und er begann wieder ein Gebäude der Einbildungskraft aufzuführen.

Und wie des Schneiders Eitelkeit jetzt ihr Spiel trieb und ihm ein Paradies vorgaukelte, so gingen die beiden Andern in kummervoller Stimmung dahin, weil die Möglichkeit ihnen nahe trat, das Gut zu verlieren, das sie für ihr höchstes in dieser Welt ansahen. Es wollte kein Gespräch aufkommen, wer es auch anhob; gleich stockte der Redestrom wieder.

Es wurde spät, ehe sie den Ort erreichten, wo sie ihre Ränzel gelassen hatten. Auch den Abend brachten sie meist im stillen Sinnen hin; nur Gerhard trank rüstig eine Stange Bier nach der andern und wurde dabei wieder heitern Sinnes.

„Ich meine, wir sollten einstweilen alle Dreie segeln, wie das Schiff, das die unschuldige Ursache so fataler Entdeckungen für uns gewesen ist, nämlich mit vollen Segeln der Hoffnung. Es geht uns just wie allen Denen, die in die Lotterie setzen. Sie wollen Alle das große Loos gewinnen und hoffen's, und doch kriegt's nur Einer, und Die, welche gar nichts kriegen, trösten sich am Ende doch. Wer's Glück hat, führt die Braut nach Haus."

„Du hast Recht, Gerhard!" versetzte Joseph. Er stimmte mit ihm ein und bald kamen Beide in allerlei Gespräche, welche zuletzt eine politische Richtung nahmen. Hier war Gerhard für das Bestehende, der Schneider aber für eine Umwälzung aller dermaligen Verhältnisse. Gabriel hörte davon nichts; seine Seele war daheim bei Röschen und er stellte sich alle Einzelnheiten zusammen, aus denen möglicher Weise für ihn ein besonderer Hoffnungsschimmer hätte hervorgehen können; aber sie wollten dazu nicht ausreichen. Nur der letzte Morgen ließ ihm den matten Schein einer Hoffnung; allein auch der erlosch, wenn er erwog, daß das ja nur eine Folge des so natürlichen Gefühls gewesen, da sie ihm vorher so gar nicht begegnet war, wie dem trauten Gespielen der schönen Kinderzeit und dem dreijährigen Hausgenossen.

(Fortsetzung folgt.)

Der Zauberspiegel.

(Fortsetzung.)

Jetzt erschien auf dem fernen Gemälde im Spiegel, welches, wie schon erzählt, das Innere einer Kirche darstellte, ein Priester mit seinen Dienern am Altar und ein Hochzeitszug stand vor ihm. Plötzlich traten die matten, nebeligen Gestalten, wie durch unsichtbare Mittel in größere Helle versetzt, schärfer hervor und Eleanor erkannte in dem Schattenbräutigam das getreue Spiegelbild des — Lord James! Bevor sie sich von diesem Schreck erholen konnte, trat ein Fremder, das Gesicht in den Mantel gehüllt, mit dem eiligen Schritte Eines, der zu spät zu kommen fürchtet, in die Kirche. Niemand schien ihn zu bemerken und er stand eine Weile regungslos; aber in dem Augenblicke, wo der Priester im Begriff war, die Hände des Brautpaares in einander

zu legen, ließ er den Mantel fallen und stürzte vor, als wolle er die Ceremonie unterbrechen. In dieser Gestalt sah Lady Eleanor deutlich das Ebenbild ihres Bruders. Er und der Bräutigam zogen die Schwerter und machten mehrere Gänge, während alle Umstehenden zu bestürzt schienen, um dazwischentreten zu können. Sie hörte sogar, oder bildete sich ein, es zu hören, wie der Stahl an einander schlug, wiewohl es so klang, als käme der Schall aus weiter Ferne.

In ihrem Schrecken that sie einen lauten Schrei, schlug die Hände zusammen und rief:

„Gnädiger Himmel, mein Bruder wird getödtet werden!"

Kaum waren diese Worte über ihre Lippen gekommen, als die ganze Scene sich verwirrte und abbrach, die Nebelschichten durch- und übereinander rollten und allmälig verschwanden, worauf nur der Spiegel blieb und nichts mehr zeigte als die Gegenstände im Zimmer, von dem matten Schein aus dem Ofen beleuchtet. Zugleich gingen die Kerzen in den vier Ecken mit einem zischenden Tone aus.

„Alles ist vorbei für diese Nacht," sagte der Adept mit heftiger Stimme, indem er ihre Hand faßte, „und je schneller wir dieses Zimmer verlassen, desto besser. Der Himmel gebe, daß, wie die Sache nun steht, nichts Böses erfolge!"

Lady Eleanor ließ sich ohne ein weiteres Wort in das Nebenzimmer zurückführen, zur großen Freude ihrer Gefährtin, welche während ihrer Abwesenheit nicht wenig Angst ausgestanden hatte. Die Freude derselben ward jedoch sehr vermindert, als sie ihre Gefährtin anblickte: sie erschien ihr, wie sie sich später auszudrücken pflegte, wie Eine, die der Blitz getroffen, eine so düstere Wandelung war über ihre Züge gekommen.

Der Adept wies jede Belohnung zurück und erwiederte auf alle Erbietungen Lady Eleanor's:

„Nein, Lady; was ich diesen Abend gethan, ist nicht des Gewinnes halber geschehen, und hätte ich die Gefahr vorher gekannt, die wir laufen sollten — ich sowohl wie Sie —, so würde ich es höchst wahrscheinlich nicht gewagt haben. Es ist hinreichende Belohnung für mich, der ich mehr von dieser Sache weiß, als Sie auch nur ahnen können, daß wir Beide hier lebend und unversehrt stehen."

„Beging ich den Fehler, als ich sprach?" fragte Lady Eleanor, durch die gänzlich unerwartete Uneigennützigkeit in Verlegenheit gesetzt.

„Sie begingen ihn," erwiederte der Adept mit einem leichten Schaudern; „indeß die Geister des Feuers thaten ihre Pflicht, und ein Glück für uns, daß sie sie gethan. Doch will ich Sie nicht länger aufhalten," fügte er eilig hinzu, indem er eine Lampe nahm, ihnen hinunterzuleuchten; „es ist eine späte Stunde für Damen von Ihrem Stande, allein auf der Straße zu gehen, wenn auch in die Tartans Ihrer Dienerinnen gehüllt, und überdies zieht sich ein Unwetter zusammen, und Sie werden kaum nach Hause kommen, bevor der Regen in Strömen herabstürzt."

Die erste Sorge der Lady Eleanor, als sie sich wieder wohlbehalten in ihrem Zimmer befand, war, die genauen Umstände ihres Abenteuers mit Tag und Stunde aufzuzeichnen. Dieses Dokument siegelte sie in Gegenwart ihrer Gefährtin zu und verschloß es in einem geheimen Fache.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

In Schweizer Blättern finden wir folgende Erzählung von der Erscheinung eines zweiten Gesichts, welche dem letzthin zu Andem bei einem Schießen verunglückten Schützenzeiger Böni drei Tage vor seinem Tode begegnet seyn soll. Er ging bei hellem Tage an einer, früher von ihm bewohnten, jetzt aber leerstehenden Wohnung vorüber und sah einen Mann aus dem Fenster schauen, der ihm warnend mit erhobenem Finger zuwinkte. Dem Hause näher gekommen erkannte er sein Ebenbild in der aus dem Fenster schauenden Gestalt, die nicht nur sein Gesicht, sondern auch seine Kleider trug, ihn längere Zeit ernst und warnend ansah und dann verschwand. Dies erzählte er gleich darauf vielen Leuten und ward von Allen gewarnt, am nächsten Sonntag ja nicht Scheiben zu zeigen. Er ließ sich jedoch nicht davon abwendig machen. Auf der Scheibenstätte, hinter der Schutzmauer, rief er aber einem seiner besten Kameraden zu: er solle zu ihm hinkommen, es sey ihm noch nie im Leben so öde und langweilig gewesen, wie eben jetzt. Als sein Kamerad diesem Wunsche gefolgt war, bemerkte ihm Böni, daß er ringsum auf dem Boden Stutzerkugeln sich durcheinander bewegen sehe und nun doch selbst fürchte, es könnte heute für ihn etwas absetzen. Wenige Minuten nachher fiel ein Schuß, der ihn an die Scheibe rief; es knallte abermals und die Kugel eines neuen Schusses ging ihm durch den Kopf und streckte ihn todt zu Boden. Der Schuß war gegen den Willen des Schützen durch unvorsichtige Berührung des Abstechers losgegangen. Die Schützengesellschaft trat alle Gaben des Schießens der Wittwe und den verwaisten Kindern ihres erschossenen Schützenzeigers ab.

Redaktion, Druck und Verlag von G. Ritter in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

Nro. 140. Dienstag, 22. November **1853.**

Dreie und Eine.

(Fortsetzung.)

Gabriel legte, während Joseph und Gerhard in ihrem Disputiren Röschen ganz vergessen hatten, den Kopf auf den Arm, und ungesehen träufelte eine heiße Thräne zur Erde. Wie schwer ihm aber auch der Gedanke wurde, Röschen als die glückliche Gattin eines Andern zu wissen, Gabriel hatte gelernt, zu tragen und zu dulden. Er hatte in seinem religiösen Gefühle eine aufrichtende Kraft, die den beiden Andern in dem Maße nicht innewohnte. Er betete leise und in dem Gebete erstarkt richtete er sich auf und hörte einige Augenblicke dem unfruchtbaren und doch so sehr aufregenden Gespräche seiner Kameraden zu. Da er fürchtete, es möge bei Andern, die im Zimmer waren, eine üble Aufmerksamkeit erregen, nahm er das Wort.

„Laßt doch diese Gespräche," sagte er, „und legt Euch eine ernstere Frage vor, die nämlich, wohin wir unsere Schritte lenken wollen. Unsere Geldmittel dürften in naher Zukunft in einem so bedenklichen Maße schwinden, daß wir wahrlich daran denken müssen, nach Erwerb uns umzusehen. Ich habe mit Euch Hamburg verlassen, allein bei einander, das hab' ich aus Eueren Aeußerungen wohl entnehmen können, werden wir schwerlich bleiben. Du, Gerhard, willst noch an den Niederrhein, wo Dein Geschäft gut geht; Du, Joseph, willst hinauf nach Oberdeutschland und ich möchte Berlin sehen. Da gehen unsere Wege aus einander."

„Das ist richtig," versetzte Gerhard; „indeß nach Hamburg müssen wir alle Drei zurück."

„So laßt uns morgen mit dem grauenden Tage wandern, jetzt aber die Ruhelager suchen." Das war Gabriels weiser Rath.

So geschah es denn auch.

Bis Hamburg führte sie ihr Weg zusammen; aber es war seltsam, daß nichts von dem mehr besprochen wurde, was gestern sie Alle in eine trübe Stimmung versetzt hatte. In Hamburg schieden sie, um sich im Advent des künftigen Jahres in der schönen Heimath am Rheine wieder zu sehen.

Es waren glückliche Tage, die sie zusammen verlebt hatten, die aber in so schmerzlicher Weise getrübt wurden. Gabriel liebte Röschen unstreitig, und er durfte das sich selbst sagen, am treuesten und innigsten, und doch hatte gerade er die geringste Hoffnung und manchmal kam der Gedanke, den Freunden das Feld zu räumen, in sein Herz, das opferfähiger war, als irgend eines der Andern.

Er kam zurück zu seinem Meister in Hamburg, um ihm noch ein Lebewohl zu sagen, da er ihn sehr achtete und werth hielt. Er hatte geglaubt, daselbst bei seiner Rückkunft einen Ersatzmann für seine Lücke zu finden, aber er fand sich getäuscht. Der Meister vernahm das beabsichtigte Scheiden des ebenso braven wie geschickten Gabriel nur äußerst ungern; deßhalb bat er ihn dringlich, seinen Plan zu ändern, und bot ihm, wenn er bis Ostern bliebe, einen so schönen Lohn, daß am Ende Gabriel, der ja noch Zeit genug hatte, Berlin zu sehen, auf die Wünsche des Meisters einging und blieb.

Und dies war eine jener Fügungen der göttlichen Vorsehung, die es klar dem Gemüthe darlegen, wie ein heiliger Wille die Geschicke der Guten lenkt. —

Das Jahr 1848 begann friedlich wie seine Geschwister, die in einer Reihe von Dreißigen hinabgesunken waren in den dunkeln Schooß der Zeit; aber seine Jugend sollte die wildesten Zuckungen erfahren, die wie Blitze bald hier, bald da begannen und der Ordnung und dem Gesetze, der Pietät und dem Gehorsam, dem Frieden und dem Glücke Tausender ein frühes Grab gruben; es begann mit einer Aufregung, welche die Klarheit der Gedanken und der Gefühle heillos untergrub. Wie ein wilder Veitstanz riß der Wahn die Menschen hin, und nicht immer die Schlechtesten waren es, die in den Strudel geriethen und die die wilde Strömung mit fortriß, daß sie ihre Richtung, ihr Ziel, ihren Halt und ihre Bahn verloren.

Gabriel war noch in Hamburg bei seinem biedern Meister, als die Frühlingstage Dinge brachten, die heute einem Mährchen gleichen, aber einem blutigen und entsetzlichen, in dem die Geister der Tiefe hervorbrachen mit ihrer verheerenden Gewalt. Er zitterte, als er die Scenen am Unterrheine vernahm, für Gerhard, der, einmal aus den Fugen gehoben, zu wildem Treiben leicht hingerissen werden konnte, wie schwer es auch hielt, ihn aus seinen Fugen zu heben. Mehr noch zitterte er für Joseph, als er die Ereignisse vernahm, die in Baden so schreckliche Folgen hervorriefen — und sein Zittern war nicht ohne eine Ahnung Dessen über ihn gekommen, was geschehen war.

Aber auch daheim ergriff eine Todesangst die Gemüther, als jeder Tag neue Schreckensbotschaften brachte und die Empörung von Stadt zu Stadt, von Land zu Land sich fortwälzte. Nie hatten die Männer der Wendelsgasse Zeitungen gelesen. Die Mähren von den Begebenheiten kamen ihnen nur gesprächsweise zu und meist, wenn sie längst in dem Kreise der Zeitungsleser vergessen waren. Jetzt aber, wo so recht eigentlich die Zeit dieser Lectüre war, wo ihre Garben reiften und die Lüge die gangbarste Waare war, jetzt, wo jeder Morgen Neues, Außerordentliches gebar, jetzt griffen auch sie zu den Zeitungen und verarbeiteten sich an dem unverdaulichen Stoffe.

Dobel war unstreitig der Bestunterrichtetste von ihnen, war am weitesten in der Welt herumgekommen und wußte am besten Bescheid. Er machte den Vorleser und Ausleger, und Männer und Frauen sammelten sich in seiner Stube, um die Geschichten zu hören, die sich begeben hatten, und Aller Herzen waren stets in großer Spannung, denn am Niederrheine war Gerhard, in Baden, im unglücklichen schönen Baden war Joseph, und des Letztern Briefe waren toll genug, um befürchten zu lassen, daß er dem Treiben dort nicht fremd bleiben werde.

Und Gabriel, der ruhige, stille, besonnene Gabriel hatte geschrieben im Januar, er werde im März sich nach Berlin begeben, und seitdem war kein Brief mehr gekommen; und aus Baden kam kein Brief mehr und aus der Gegend von Solingen, wo Gerhard arbeitete, kam auch keiner — und dort und hier, allüberall brannte es in hellen Flammen!

Da floß manche Thräne aus treuem Mutterauge, da blickte das Vaterauge sorgenvoll ins Leben, und inniger denn je dachte Röschen an die drei Jünglinge.

Ihr Vater, der mit festem, redlichem Ernst dies Treiben verdammte, sprach immer die feste Ueberzeugung aus, daß die Bewegung der Zeit an Gabriel spurlos werde vorüber gehen. Und Rechtling gab auf's Entschiedenste seine Beistimmung dazu, als Dobel sagte: „Er wird nicht die Hand erheben gegen Gottes und der Menschen Ordnung."

„Geschieht's aber nicht gerade oft," warf seine tieffühlende Mutter ein, „daß gerade der Schuldlose, der Friedlichste am ärgsten in die Geschichte hineingeräth und Schaden nimmt? Habt Ihr nicht gelesen, wie viele völlig Unschuldige bei dem Aufstand in Paris ihren Tod gefunden haben — Weiber und Kinder?"

Dobel erwiederte:

„Sie hätten ihre Nasen zurücklassen sollen; da ist kein Ort für Neugierige, wo es sich um Leben und Tod handelt. Wer sich in Gefahr begibt, der kommt darin um, sagt sehr wahr das Sprichwort. Ich meine, wir sollten Gott den Herrn gewähren lassen, der allein schützen und bewahren kann, der ferner einen Jeden ernten läßt, wie er gesäet hat; wir sollten aber auch dem klaren Verstande und richtigen Gefühle Gabriels vertrauen."

Das beruhigte sie denn wieder, und Röschen saß da mit gefalteten Händen und die frischen Lippen bewegten sich leise; und wer sie sah, der würde geschworen haben, sie bete herzinniglich, und er wäre der Wahrheit am nächsten gewesen.

Da kam eines Morgens Röschen von der Post, wo sie die Zeitung geholt hatte, die sich die vier Väter hielten. Sie stürmte die Stiege herauf, sie riß die Thüre auf und war bleich wie eine Lilie.

„Was gibt's?" rief voll Entsetzen ihr Vater.

„Ach!" rief sie und es drängten sich Thränen in ihre Augen — „der gute Gabriel!"

Da sprang der Alte auf und bebte an allen Gliedern.

„Nun," fragte er, „was ist denn mit ihm?"

„Ach, sie sagen, auch in Berlin sey ein wilder, blutiger Aufruhr ausgebrochen und eine gräßliche Schlacht in den Straßen der Stadt geschlagen worden!" berichtete das trostlose Mädchen weinend und außer Athem.

Er riß ihr das Unglücksblatt aus der Hand und las die kurze Nachricht, welche nur den begonnenen Kampf schilderte, ohne auf Einzelnheiten noch einzugehen, und der alte Mann sank in seinen alten, lederbezogenen Lehnstuhl und faltete seine Hände und betete leise für ihn. Die Mutter stand weinend da und Röschen wankte hinaus in ihre Kammer und fiel dort auf die Kniee und betete heiß und innig, und erst jetzt wurde es ihr klar, wie theuer er ihr war.

Sie brachte hernach den armen Eltern die Nachricht, aber freudig lächelte der alte Rechtling und reichte ihr einen Brief von Gabriels Hand, der eben angekommen war. Er meldete von Hamburg aus, daß er noch dort bei seinem braven Meister sey, der ihn nicht nach Berlin lasse, weil daselbst eine

Revolution bevorstehe. Er ließ Dobels wieder herzlich grüßen und diesmal — sein Gefühl hatte ihn fortgerissen — zum erstenmal Röschen besonders.

Ach, wie nahm der Brief von ihrem Herzen die Zentnerlast des Kummers und der Sorge weg; wie eilte sie hinüber mit dem Briefe und, als sie jenseits ihrer Thüre war, wo sie kein Auge sah — wie drückte sie ihn an ihre wogende Brust und blickte dankbar hinauf zum Herrn! Aber sie flehte auch, daß so frohe Kunde komme von Joseph und Gerhard, damit auch die Herzen ihrer gebeugten Eltern aufgerichtet würden.

Dann, als dies Gebet sich losgerungen vom treuen, theilnehmenden Herzen, flog sie die Stiege hinauf und rief jubelnd den Eltern zu:

„Gottlob, er ist nicht in Berlin, er ist noch bei seinem Meister in Hamburg, der ihn nicht nach Berlin gehen ließ, weil er dort auch einen Aufstand befürchtete.

„Gott mög' es ihm lohnen, dem Ehrenmanne!" rief tief aufathmend Dobel, und es war, als ob ein neues Leben den Mann durchströme. „Seht Ihr's, Gott kennt die Seinen. O daß auch die beiden Andern ihm glichen!"

(Fortsetzung folgt.)

Der Zauberspiegel.

(Schluß.)

Der Lady Bruder kam bald darauf vom Festland zurück. Sie fragte ihn, ob er auf seinen Reisen nichts von Lord Primrose gesehen oder gehört habe, worauf er erwiederte, er hoffe, eine so unzweifelhaft ehrlose Person niemals wiederzusehen; zugleich schien er beflissen, das Gespräch auf etwas Anderes zu lenken. Da sie dieses Ausweichen bemerkte, so drängte sie ihn, indem sie fallen ließ, daß sie nicht ohne guten Grund frage. Endlich gestand der Bruder, daß er Lord Primrose gesehen habe, aber unter Umständen, die es ihm höchst widerwärtig machten, auch nur seinen Namen wieder auszusprechen. Doch sie drängte weiter und lockte nach und nach die Geschichte heraus.

Er hatte in Amsterdam einen unermeßlich reichen Kaufmann kennen gelernt, welcher eine einzige Tochter besaß. Eines Tages hatte ihm dieser gesagt, daß die junge Dame im Begriff sey, zu heirathen, und zwar einen Engländer, weßhalb der Vater hoffe, daß sein geehrter Freund der Hochzeit beiwohnen werde. Er erwiederte, daß er zwar an dem betreffenden Tage ein wichtiges Geschäft zu besorgen habe, sich jedoch in der Kirche einfinden werde, wenn es ihm möglich sey. Er kam spät, aber doch noch zeitig genug, um den Bräutigam, der, wie wir wissen, Lord James Primrose war, zu entlarven und das arme unschuldige Mädchen zu retten. Es fiel Alles so vor, wie es Lady Eleanor im Zauberspiegel gesehen. Blut floß aber nicht, indem die Streitenden rechtzeitig getrennt wurden. Lord Primrose war den nächsten Tag verschwunden.

Nachdem ihr Bruder ihr diese Geschichte erzählt, auch den Tag angegeben hatte, wo sich Alles zugetragen, brachte sie ihm ihre sorgfältig aufbewahrte Niederschrift, und es ergab sich die genaueste Uebereinstimmung aller Umstände. —

Im Jahre 1706 starb Lord Primrose, und die Wittwe war frei. Da sie noch hübsch und jung war, fehlte es nicht an Freiern; aber sie trug großes Bedenken, einen neuen Versuch zu machen. Am ausdauerndsten in seinen Bewerbungen zeigte sich der berühmte Lord Stair, der auch wirklich Eindruck auf ihr Herz gemacht hatte. Aber selbst er vermochte sie nicht von ihrem Entschlusse abzubringen, bis er endlich auf ein weniger würdiges, auch nicht ganz originelles, aber wirksames Mittel verfiel, sie zur Nachgiebigkeit zu bringen.

Er bestach einen treulosen Dienstboten und verschaffte sich einmal Nachts Eingang in ein kleines Gemach im Hause der Lady, das theils als Bet-, theils als Ankleidezimmer diente, neben ihrem Schlafgemach lag und ein Fenster hatte, welches auf einen der besuchtesten Durchgänge sah. Als der Morgen kaum vorrückte und die Straße belebter zu werden begann, zeigten sich Seine Lordschaft, nur halb angekleidet, am offenen Fenster — ein Anblick, welcher natürlich die Aufmerksamkeit und die Bemerkungen der Vorübergehenden wachrief. Einige lachten, Andere machten ernste Mienen und die Skandaljäger freuten sich, eine neue Geschichte zu erzählen zu haben, und zwar von einer Dame, die ihrer Boßheit bisher keinen Stoff geboten. Alle Versuche der Lady, der Welt den wahren Zusammenhang begreiflich zu machen, waren gänzlich fruchtlos; je mehr sie sich in Auseinandersetzungen erschöpfte, desto weniger schenkte man ihr Glauben, und so sah sie sich am Ende genöthigt, dem Frevler ihre Hand zu reichen.

Dessenungeachtet soll die Ehe eine glückliche gewesen seyn, mit der einzigen Ausnahme, aus der man in dem damaligen England nicht so viel Wesen gemacht zu haben scheint, daß der Ehemann die Flasche zu sehr liebte, und wenn er betrunken war, einen Hang hatte, seine Frau — zu schlagen. Doch auch dieser sein einziger Fehler verlor sich auf ein Mal.

Eines Abends war er ungewöhnlich stark berauscht und in diesem Zustande versetzte er der Lady einen so heftigen Schlag, daß ihr Gesicht augenblicklich mit Blut bedeckt war. Nachdem er diese Heldenthat verübt, ging er ganz ruhig zu Bette, in glücklicher

Unkenntniß Dessen, was er gethan. Lady Eleanor konnte aber die Sache nicht so leicht überwinden, sondern brachte die Nacht auf einem Sopha zu, ohne auch nur im Geringsten einen Versuch zu machen, das Blut zu stillen, so daß sie, als der Schläfer erwachte, einen Anblick darbot, der ein noch nicht ganz von dem Zechen der vorhergegangenen Nacht erholtes Gehirn wohl in Verwirrung setzen konnte. Es folgte eine Erklärung, und der Nobleman, der in seinen nüchternen Augenblicken nicht ohne Gefühl und Edelsinn war, schämte sich so über sich selbst, daß er sofort einen förmlichen Schwur that, hinfüro nie mehr ein geistiges Getränk zu sich zu nehmen, das ihm nicht von der eigenen Hand seiner Gattin zugemessen worden — welchen Eid er auch bis an seinen Todestag getreulich hielt. Nie nahm er an einer gesellschaftlichen Partie mehr Theil, bei welcher er seine Hebe nicht mitnehmen konnte, und nie überschritt er die Grenze, die sie, in ihrer Klugheit, ihm vorzeichnete; wenn die Zeit kam, wo sie sich, nach englischer Sitte, mit den andern Damen entfernte, so theilte sie ihm eine bestimmte Quantität zu, die er in ihrer Abwesenheit trinken durfte, und keine Versuchung, kein Bitten oder Spotten konnte ihn je bestimmen, das angewiesene Maß zu überschreiten.

Lady Eleanor überlebte auch ihren zweiten Gemahl um zwölf Jahre und starb erst 1759, seit langer Zeit als Leiterin der besten Gesellschaft Edinburgs anerkannt. Sie war hochbejahrt, hatte etwas Schroffes in ihrem Benehmen und soll die erste Dame der schottischen Hauptstadt gewesen seyn, welche einen schwarzen Dienstboten in ihrem Hause gehalten. —

Lord Stair, den wir hier die Hand seiner Frau auf Kosten ihres Rufes erringen und dann sich betrinken und in der Trunkenheit seine Gattin mißhandeln sahen, von dem wir aber zugleich hörten, wie er sich seiner Fehler schämte und sie gutzumachen beflissen war, nimmt freilich in Genealogie und Geschichte eine glanzvollere Stellung ein. John Dalrymple Earl of Stair war ein Sohn John Dalrymple's, zweiten Viscounts und ersten Earls of Stair, welcher unter Wilhelm dem Dritten Lord Advokat von Schottland war, und ein Enkel James Dalrymple's, ersten Viscounts of Stair, der unter Cromwell Lord of Session war; — er war 1637 geboren, ward 1688 Offizier, machte unter Marlborough den spanischen Erbfolgekrieg mit, wurde Brigadier, zeichnete sich namentlich bei Oudenarde aus und brachte die Nachricht dieses Sieges nach England; 1709 wurde er als Gesandter nach Dresden geschickt; Georg der Erste ernannte ihn zum Oberbefehlshaber der schottischen Truppen, dann zum Gesandten in Paris; 1730 ward er Großadmiral von Schottland, trat 1741 als Feldmarschall an die Spitze der englischen Armee in Flandern, siegte 1743 bei Dettingen und zog sich nach Schottland zurück, wo er 1747 starb.

Mannigfaltiges.

(Paris, wie es ißt und trinkt.) Paris verbraucht jährlich eine Million Hektoliter Mehl, 70,000 Stück Ochsen, 20,000 Kühe, über 80,000 Kälber, 90,000 Schweine, 500,000 Schafe; ferner eine halbe Mill. Hektol. Weintrauben; für 72 Mill. Francs Butter, für 6 Mill. Fr. Eier, für 8 Mill. Fr. Wildpret und Geflügel, für 6 Mill. Fr. Seefische, für anderthalb Mill. Fr. Austern, für 22 Mill. Fr. Früchte, Käse, Krebse, Schnecken u. s. w. Es trinkt jährlich 1,200,000 Hektol. Wein, 50,900 Hektol. Branntwein, 22,000 Hektol. Essig, 175,000 Bier. Paris braucht daher jährlich für die Bestreitung der Bedürfnisse seines Riesenmagens mehr als eine halbe Milliarde.

(Eine Aktien=Brodbäckerei.) Die „National-Zeitung" berichtet Folgendes aus Chemnitz: „Es hat sich in unserer Stadt ein Aktien=Verein für Brodbäckerei gegründet, welcher eine ziemlich zahlreiche Theilnahme gefunden hat. Die Aktie kostet 2 Thaler; die jedesmalige Einzahlung beträgt $7\frac{1}{2}$ Silbergroschen. Die durch die Aktienzeichnung gewonnene Summe wird zum Ankauf von gutem Getreide verwendet, welches sodann gemahlen und verbacken wird. Das Brod wird nur an die Mitglieder dieses Aktien=Vereins abgelassen. Es ist dies offenbar die zweckmäßigste Weise, wie die Consumenten einer etwaigen Uebertheuerung durch die Bäcker begegnen oder sich von der Unrichtigkeit dieser Anschuldigung überzeugen können.

(Schiller's „Räuber" verbessert.) Der letzte Markgraf von Schwedt hatte eine Gesellschaft von Schauspielern, die einst die „Räuber" aufführten. Der biedere Fürst ließ am Morgen nach der Aufführung den Regisseur rufen und sagte zu ihm: „Hör' Er, det Stück gefällt mir; aber wenn Er't wiedergibt, dann muß Karl det Malken kriegen und leben bleiben, der Alte ooch; nur den Franz, den kann Er in dem Thurm lassen."

Redaktion, Druck und Verlag von G. Ritter in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

Nro. 141. Freitag, 25. November 1853.

Balladen aus der Geschichte.

Vom Verfasser der „Primeln und Gladiolen".

3. Herzog Christoph. (1475.)

Herzog Christoph war's, der Starke,
Der des Polenriesen Hohn
Bei dem reichen Festgelage
Von Georgs Vermählungstage
Ausbezahlt mit rechtem Lohn.

Nie hat holder wohl ein Herzog
Heimgeführt ein Königskind,
Als Georg der reiche Schyre,
Da er Hedwig Casimire
Sich aus Polenland gewinnt.

Kaiser Friedrich selber führte
Zum Altar und Tanz die Braut.
Auf neuntausend Rossen kamen
Gäste allerwärts zusammen
Höchsten Rangs, sich grüßend traut.

Hei! wie prunkten Reiherbüsche,
Perlen, Gold und Edelstein!
Silber sahst du kaum gezählet;
Ferf' und Rosseshuf erwählet
Hatten's zur Bekleidung fein.

Ringelrennen, Speerebrechen,
Des Turnieres Lust und Pracht
Währte für den Ritteradel
Eine Woch', und sonder Tadel
Zeigt' sich Mannen-Muth und Macht.

Sieh, da reitet in die Schranken
Der Woiwode von Lublin:
Riesig ist des Leibes Länge,
Sonder Gleichen sein Gepränge;
Riesig Speer und Roß erschien.

„Kinderspiel — so ruft der Pole —
Ist die deutsche Turnerei!
Tausend Gulden für den Recken,
Der mich wird zu Boden strecken;
Heda! Tapferste herbei!"

Alle macht dies Wort betroffen,
Keiner wagt den kecken Strauß.
Schon beklagt des Kaisers Treue
Fest und Ritterschaft mit Reue,
Da sich Keiner zeigt voraus.

Herzog Christoph jetzt, der Schyre,
Kommt geritten in den Plan,
Nimmt mit Gruß und art'ger Bitte,
Abzusitzen, wie es Sitte,
Des Woiwoden Wette an.

Der entschuldigt sich verlegen
Mit des starken Leibs Gewicht,
Das ihn schwer ließ auf erst sitzen,
Nichts doch konnte Solches nützen;
Ihm gebeut's das Turngericht.

Aber welch heillos Gelächter,
Horch! erschallt vom Balkon her!
Angeschnallet war der Riese
Mit dem Sattel, daß vom Spieße
Keines Gegners wanke er!

Wuthergrimmt und racheschnaubend
Hob man wieder ihn auf's Roß.
Und beim ersten schar'en Ritte
Warf aus seines Sattels Mitte
Ihn des Bay'rs nerv'ger Stoß.

Hei! wie jetzt Geklatsche schallte!
Lag er ja drei Klafter weit
Von dem Roß auf hartem Sande.
Doch den Schyrenherzog nannte
Man den Starken weit und breit.

Dreie und Eine.

(Fortsetzung.)

6.

Wenn Feuer und Schwefel zusammenkommen, so brennt's gern, sagt man im Sprüchwort, und das bewährte sich an Joseph leider am ärgsten. Die zwei Jahre alte Saat von Köln lag noch immer

in ihm, als er nach einer langen, aber vielfach anziehenden Wanderschaft in einer Stadt am Oberrhein ankam, wo dem geschickten Arbeiter ein gutes Unterkommen nicht fehlte.

Wer aber weiß es nicht, wie in dieser Gegend sich der Herd bildete für eine Gesinnung, deren Früchte Leid und Weh für das Land waren? — Wer weiß es nicht, wie eine feurige, leicht entzündbare Natur in einen Strudel gezogen werden kann, der über dem Kopfe zusammenschlägt und das Opfer sofort verschlingt?

Unter allen Zunftgenossen im weiten ehrenwerthen Handwerkerstande waren es die Schneider, die sich immer am geneigtesten zeigten, sich zu betheiligen. Es ist eine leicht bewegliche Sorte, die vom vielen Sitzen leicht zum vielen Plaudern kommt und im Streben, sich geltend zu machen, gerne die Hand im Spiele hat. Wie es die Erfahrung anderwärts gelehrt, so war es auch hier: die Schneidergesellen waren zu Denen zu rechnen, bei denen am ersten die Theilnahme an ausschweifenden Richtungen Boden griff.

Wer sich noch des Jahres 1848, namentlich seiner ersten Monate erinnert, dem wird es auch noch klar vor der Seele stehen, wie ganze Schwärme von Handwerksburschen den Rhein herauf kamen oder über Saarbrücken dem Rheine zueilten und Alle die Richtung nach dem Oberrheine einschlugen. Mit dem März genannten Jahres sah man keine Spur mehr von ihnen.

Wenn auch in der Regel zwischen Weihnachten und Ostern der Bursche mehr wandern muß, weil die Winterarbeit geringe ist und die Meister, welche nicht auf ständige Arbeit rechnen können, die Esser und am Geldbeutel zehrenden Gesellen sich vom Halse schaffen, so war es doch in jenen Tagen allzu auffallend, daß aus Frankreich der Strom deutscher Gesellen sich so unaufhaltsam und gewaltig ergoß, und es lag die Vermuthung nahe, daß ein Tieferes zu Grunde liegen müsse. In Baden, in der Pfalz war der Sammelplatz, weil dort insgeheim und selbst öffentlich Dinge vorbereitet wurden, die bald in ihrer Gesammtwirkung an's Licht traten und die vorhergehenden Wanderzüge verstehen ließen.

Jedermann erinnert sich noch des kecken, mitunter frechen Auftretens dieser Menschen, ihres verwilderten Aussehens und unheimlichen Wesens. —

Joseph war bald in seinem Elemente, wo seine Eitelkeit den rechten Wirkungskreis und seine reichen Naturanlagen den weitesten Spielraum zu ihrer Entfaltung fanden. An die Arbeit wurde nicht mehr gedacht. Herumschwärmen, im Wirthshause sitzen, Reden halten, Pläne machen, das war das Hauptgeschäft jener Tage, dann Exerziren und „Soldatches spielen", wie man es häufig nannte.

Woher aber das Geld?

Das ist bekanntlich eine müßige Frage; darauf antworten wollen, hieße genau die Gänge kennen, durch die es in die Hände Derer so reichlich floß, von denen man einen erfolgreichen Beistand erwartete. Es war da, das ist entschiedene Thatsache, und war der Seckel leer, so füllte er sich wieder ohne Mühe und Arbeit.

Das waren Tage für leichtfertige, windbeutelige, leicht erhitzbare Naturen, wie Joseph eine geworden und die in Berlin zur Reife gekommen war. Heimath, Eltern, Röschen, Zukunft, Advent 1848 — Alles war vergessen und die hohlen Redensarten und das lustige, köstliche Leben nahmen so von der Seele Besitz, daß alles Andere in den dunkelsten Winkel zurückgedrängt wurde.

Mit Hecker's Ruf war er auch gleich einverstanden und war auch in die Schweiz gelaufen mit den Andern, und als die Preußen sie wieder hinübersprengten, war er abermals dabei.

Aber was nun?

Er war preußischer Unterthan und militärpflichtig. Genau wußte man's nicht, daß er dabei gewesen, weil sein Name nie genannt worden war. So wagte er's, den kein Hieb gezeichnet, dem keine Kugel ein Loch in die Haut gemacht, der nur einmal bei eilfertigem Laufen im Schwarzwalde gestolpert und in ein Dorngestrüppe gefallen und sich eine Schramme an einem ekeligen Hagedorn ins Gesicht gemacht hatte, die ihn beinahe in die Hände der Pickelhauben gerathen ließ, heimzukehren, ehe der Advent gekommen war, nämlich zur Zeit der Ziehung zum Heere. Eingedenk des Wortes, das er auf der nordischen Heide den Freunden gegeben, kam er aber nicht in die Vaterstadt, sondern trat in der Kreisstadt in Arbeit. Vater und Mutter besuchten ihn dort und die Freude des Wiedersehens ließ sie Alles vergessen, nur nicht den Unwillen, daß er nicht mit heim wollte.

Niemand in der Stadt kannte Josephs Geschicke, als die Eltern und — Dobel, denn ihm allein hatte der kummerbelastete Vater Riffel seines Sohnes Briefe gegeben, die auf seltsamen Wegen in seine Hände gelangt waren; ihm allein vertraute er, wie viel ihn Josephs Streiche gekostet, und als er Dobels klar ausgesprochenen Unwillen erwog, mußte er selbst den eigenen fahren lassen über Josephs Abneigung, heim zu kommen. Indeß billigte Dobel dieses Schamgefühl, gab jedoch ohne Hehl zu erkennen, daß er bei ihm sein Spiel verloren.

Joseph konnte vom Glück sagen, daß seine Putschabenteuer verdeckt blieben. Er wurde Soldat und büßte in den hessischen Bivouaks seine Streiche ab, nicht aber die Abneigung Dobels.

Wenn in seinem Hause der Name Josephs hin und wieder genannt wurde, lief er allemal an wie

ein wälscher Hahn und der Koller kam über ihn, wie bei so einem.

„Schweigt mir stille," sagte er, „und nennt mir den Namen des ehr- und pflichtvergessenen Menschen nicht."

Röschen that das im Herzen leid; aber ihres Vaters Gesinnung ging denn doch unvermerkt auf die Tochter über, so daß der sonst so liebenswürdige nette Joseph ganz aus ihren Gedanken verschwand. —

„Hätt' ich nur einmal eine Kunde von meinem Gerhard!" sagte schmerzvoll der derbe, aber dennoch weichherzige Lichtenauer zu Dobel. „Sonst hat er mir so regelmäßig geschrieben, und nun sind's schon vier Monate und ich weiß nichts von ihm. Ihr seyd ein glücklicher Vater, Nachbar," fuhr er bewegt fort — „Euer holdselig Kind macht Euch kein Herzeleid; aber so ein Bub' ist ein Pfahl im Fleische und ein Nagel zur Todtenlade!"

Dobel seufzte und dachte an den armen Riffel, dem er gelobt hatte zu schweigen über seines Josephs Geschichten.

„Ja, ja," sagte er dann, „es ist eine Narrheit von mir gewesen und ich will's Euch gestehen, Nachbar, als mir die Amme das Mädel zum Segnen darreichte, da war ich ein Narr und meinte: Wenn's ein Bub' wäre, würde ich mich viel glücklicher preisen. Ja, ich war ein Narr, Lichtenauer, und hab's oft Gott abgebeten, daß ich damals nicht so ganz zufrieden war. Denk' ich nur an Euer und des armen Riffels Kreuz und Sorgen um die Buben, so möcht' ich mir heute noch eine Ohrfeige geben und eine aus dem Salze. Was aber Euern Gerhard betrifft, so weiß ich nicht, ob ich ihn für einen Tollkopf halten soll. Er ist mir zu fest, zu gesetzt, zu ruhig und zu — hm, wie soll ich's sagen? zu sehr auf ein derbes, praktisches Wesen hingewiesen, als daß ich glauben könnte, der Aufruhrteufel wär' ihm auch in die Flanke gefahren."

„Ihr kennt ihn nicht genug, Nachbar," sagte Lichtenauer. „Es ist wahr, bei seinem schweren Körper neigt er nicht leicht dazu, aus der Haut zu fahren; aber ist's einmal angebrannt, so brennt's auch lichterloh bei ihm, und ich bin nicht ruhig, wenn ich bedenke, wie's da in dem Elberfeld, Iserlohn und da herum unterwühlt war. Jetzt haben die Truppen aufgeräumt, aber es soll mitunter schauderhaft zugegangen seyn. Wär' er dabei gewesen, ich hätte keine Ruhe mehr. Meine arme, gute Alte weint sich schier die Augen aus, und ich, gestehen will ich's nur, bin auch keinen Hammerschlag mehr werth. Gleich wird mir das Herz weich und ich muß auf die Pfeife beißen, daß ich die verdammten Thränen zurückhalte, deren ich mich schäme. Ich glaub', das kommende Alter thut's; ich mein', ich wär' doch sonst so breiweich nicht gewesen?"

„Nein, Nachbar," sagte Dobel, „für ein Steinherz hab' ich Euch doch niemals gehalten! Und so ein Kind geht tief unter die Haut, geht ins tiefste Herz hinein. Ihr braucht Euch Eures Gefühls nicht zu schämen. Ein Vaterherz ist auch ein Herz. Gut ist's, wenn Ihr Euch Eurer braven Frau wegen härter macht, als Ihr seyd. An dem Manne richtet sich das arme schwache Weib auf, wie die Rebe an dem Eichenpfahl. Uebrigens blickt dort hinauf, wo die Wolken ziehn, da waltet Einer in Lieb und Gnade. Vertrauet Dem und betet, und es kommt Trost in die Seele. Der hat Wege allerwegen und an Mitteln fehlt's ihm nicht. Er wird auch Euch wieder Ruhe und Frieden geben. Glaubt und hoffet nur!"

Der ehrliche Schmied drückte des Nachbars Hand so kräftig, daß Dobel hätte die seine zurückziehen mögen.

„Wenn ich Euch nicht hätte, Nachbar," sagte Lichtenauer und zerdrückte eine Thräne, „so wüßt' ich bei meiner Treu' nicht, wo ich als einmal Trost holen sollte."

„Der drückt Einem aber die Hand," sagte Dobel, als der Schmied fortgegangen war, „daß man meint, man höre die lieben Englein musiciren. Meint wohl, es wär' Alles Eisen, was er in die Finger kriegt! Uebrigens dauert er mich in der Seele. Unter der rauhen Rinde steckt ein weiches Menschenherz; man sollt's ihm nicht zutrauen!"

Es war aber auch mit seinem Gerhard schlimm genug.

Er kam damals, als er von den Kameraden schied, ohne irgend einen unglücklichen Vorfall in das Land der Eisenarbeit am Unterrhein und konnte, da er ein tüchtiger Schmied war, sogleich in Arbeit treten, die ihm einen guten Lohn abwarf.

Leider aber gerieth er in eine Gesellschaft, die für ihn nicht die beste war. Er kam halt wieder an's Trinken und durch dasselbe in die Gemeinschaft der Schwindelköpfe, die sich aller Hebel bedienten, seine klare, praktische Natur in ihr Treiben hineinzuziehen.

Das gelang ihnen um so sicherer, weil sie schlau und vorsichtig bei ihm zu Werke gingen. Schritt vor Schritt wurde er von anscheinend ruhigen und besonnenen Leuten bearbeitet, und siehe da, der ehrliche, arglose Gerhard sah am Ende nur mit ihren Augen die Dinge und Zustände an. Seine kräftige Natur warf sich dann auch mit Entschiedenheit auf Das, was ihm das Rechte zu seyn schien, und — er war ihre Beute.

(Fortsetzung folgt.)

Kaum glaublich, aber doch wahr!

Die „Auswandererzeitung“ bringt unter diesem Titel folgende Anekdote aus dem Auswandererleben:

Der „Albert“ war nach glücklicher Reise im Hafen angekommen und seine Passagiere waren an's Land gegangen; nur ein altes Mütterchen mit einem Kinde war noch an Bord und schaute in das wirre Gewoge des Landungsplatzes.

„Nun, Mutter,“ sagte der Kapitän, „wollt Ihr nicht auch an's Land gehen?“

„Ja, aber —“

„Wohin wollt Ihr denn?“ unterbrach der Kapitän das langgedehnte Aber.

„Nach Amerika.“

„Aber Amerika ist sehr groß; Ihr müßt doch wissen, nach welchem Ort Ihr wollt?“

„So? ist Amerika sehr groß? Ich will zu meinem Tochtermann.“

„Wo wohnt denn der?“

„Das weiß ich nicht.“

„Wie heißt er denn?“

„Das weiß ich auch nicht.“

„Habt Ihr denn keinen Brief?“

„Ja, einen Brief hab' ich; aber der ist in unserm Dorf geblieben.“ —

Kein Mensch wird es dem Kapitän verdenken, daß er der Frau in dürren und etwas ärgerlichen Worten die Unmöglichkeit vorstellte, unter solchen Umständen die Ihrigen zu finden.

Die Frau, erschreckt durch die Worte des Kapitäns und durch die ihr halb und halb aufdämmernde Wahrheit derselben, schwamm in Thränen, und die Kleine, welche die Großmutter weinen sah, weinte mit, war übrigens eben so wenig im Stande, eine Auskunft zu ertheilen, die dem Ziele näher geführt hätte.

Der Kapitän, von Natur gutmüthig und weich gestimmt durch die Thränen, suchte sie dann wieder zu beruhigen und gab dem Steuermann Befehl, die Frau mit dem Kinde bis weiter an Bord zu lassen. Sie ging nach Belieben an's Land, kehrte aber regelmäßig zu den Essenszeiten wieder.

Einmal jedoch blieb sie aus und auf die Frage des Kapitäns, wo sie wohl geblieben, wußte Keiner eine Antwort. Man wurde für ihr Schicksal besorgt, bedauerte namentlich das kleine Mädchen, das der allgemeine Liebling geworden, denn Stunde für Stunde verging und die alte Frau mit dem Kinde kam nicht.

Da gegen Abend erschien sie in Begleitung eines Mannes, triumphirend dem Kapitän zurufend:

„Sehen Sie, Herr Kapitän, nun hab' ich meinen Tochtermann doch gefunden!“

Die Freude der alten Frau war so groß, daß es schwer hielt, aus ihr herauszukriegen, wie es denn zugegangen.

Die Alte war die Straßen auf- und abgegangen, ihren Tochtermann suchend und die Herrlichkeiten der Stadt besehend; sie hatte zuletzt den Weg verloren und wußte sich nicht mehr zurückzufinden. — „Wo ist Schiff Albert?“ fragte sie wohl diesen oder jenen der Begegnenden, aber sie wurde verlacht und erhielt keine ihr verständliche Antwort. Ihre Angst wächst, sie wagt schon Keinen mehr anzureden. Da sieht sie einen, wie ihr scheint, mehr bäuerlich aussehenden Mann auf der andern Straße gehen, den anzureden sie mehr Muth haben konnte. Sie drängt sich zu ihm durch und ruft ihm zu:

„Wo ist Schiff Albert?“

Der Mann, ein Deutscher, ist erstaunt über diese Frage. Er sucht der Frau weitere Rede abzugewinnen, was jedoch schwer hält, da sie die Frage nach Schiff Albert immer wiederholt. Doch ein Wort gibt das andere und er kommt endlich zur Gewißheit, daß er die Mutter seiner Frau vor sich habe.

Uebrigens war das Begegnen um so merkwürdiger, als der Tochtermann nicht in der Hafenstadt, sondern mehrere Meilen davon entfernt auf dem Lande wohnt und nur zur Stadt gekommen war, um Leder zu kaufen, mit welchem beladen er die Stadt wieder zu verlassen im Begriffe stand, als seine Schwiegermutter ihn traf.

Mannigfaltiges.

Die Chinesen haben seit länger als tausend Jahren sogenannte Zauberspiegel. Sie sind von glänzend polirtem Metall und auf der Rückseite finden sich eingegraben verschiedene Figuren. Sieht man auf die Platte, so bemerkt man natürlich gar nichts, läßt man dagegen die Sonne auf die polirte Seite fallen und wirft ihre Strahlen auf eine weiße Wandfläche, so zeigt sich in diesem Lichte als Schatten das auf der Rückseite der Platte eingegrabene Bild. Die Erscheinung zu erklären, verstanden die Chinesen nicht, aber sie benutzten ihre Zauberspiegel in mannigfaltiger Weise. Jetzt ist es dem geschickten Optiker Lerebours in Paris gelungen, solche Zauberspiegel nicht blos nachzumachen, sondern bedeutend zu vervollkommnen, und in der Akademie der Wissenschaften wurde die merkwürdige Erscheinung wissenschaftlich erklärt.

Redaktion, Druck und Verlag von G. Ritter in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

Nro. 142. Sonntag, 27. November 1853.

Balladen aus der Geschichte.
Vom Verfasser der „Primeln und Gladiolen".

4. Aesop und sein Räthsel.

(550 v. Chr.)

Es lebt' im alten Phrygerland
Ein wunderlicher Dichter,
Der trug einmal in seiner Hand
Am hellen Tage Lichter,
Das Volk am Markte lachte laut,
Die Greisn haben sich erbaut —
Woran? Ei, am Gelächter!

Doch als man lang sich satt gelacht
Und sich erbauet, wie gesagt,
So fragte man den Dichter:
Warum am Tage Lichter?
„Ich sehe, ob ich finden kann" —
Antwortete der Lichtermann —
„Der Menschen Lieb' und Treue."
Und Keiner lacht auf's Neue.

Dreie und Eine.

(Fortsetzung.)

Es war einige Tage nach der Niederlage von Iserlohn, daß die Reste der zersprengten Haufen, ihre Sache verloren gebend, sich völlig auflösten und nun einzeln ihre Rettung versuchten.

Wenn man mit der Eisenbahn von Düsseldorf in die Gegend von Duisburg kommt, so sieht man in der weiten Ebene einzelne kleine Gehöfte zerstreut liegen. Es ist ein Haus, eine Scheune, Stallung und Schoppen, ein Brunnen und dabei ein Garten mit Obstbäumen; drum herum liegt das Acker- und Wiesenland.

An solch ein einzeln stehendes Gehöfte klopfte es in einer dunkeln Nacht, etwa um Mitternacht, am Fenster. Es war eine Reihe von Tagen nach jenen Ereignissen, welche die Truppen mit leichter Mühe zu Meistern und Unterdrückern des Aufstandes und wilden Treibens gemacht hatten.

Der Bewohner des Hauses, ein braver, gottesfürchtiger Mann, öffnete das Fenster und konnte in dem Dunkel der Nacht eine Gestalt kaum unterscheiden.

„Was gibt's?" fragte er.

„Ach, erbarmt Euch eines Unglücklichen," sprach eine Stimme, der man es anhörte, daß der Frost den Redenden schüttelte, „der in drei Tagen unter keinem Obdache war und keinen Mund voll gegessen hat! Ich verhungere! Ich kann nicht weiter!"

„Bist Du Einer von Denen," fragte der Mann, „die sich gegen den König empörten, so hab' ich kein Brod für Dich!"

„Ach," stöhnte der Unglückliche, „wohl bin ich ein Irregeleiteter!"

„So reden die Schurken alle, wenn ihnen der Strick an der Kehle sitzt!" sagte der Bauer.

„Macht einen Unterschied zwischen Dem, der unerfahren sich verführen ließ und mit bitterer Reue auf sein Thun zurückblickt, und dem gottvergessenen Verführer!"

„Ich kenne das Liedlein!" sprach kalt der Bauer.

„Um Gotteswillen verstoßt mich nicht," flehte der draußen, „ich bin braver Eltern Kind!"

„Auch der beste Vater kann einen Schurken zum Sohne haben!" lautete die Antwort.

„Erbarmt Euch doch, ich bin ja ein Mensch! Soll ich Hungers sterben vor Euerer Thüre? Nur ein Stücklein Brod gebt mir und ein wenig Stroh, wo ich bis morgen ruhen kann! Seyd menschlich! seyd ein Christ!"

Ehe der Bauer antworten konnte, öffnete sich über ihm ein Fenster und eine Mädchenstimme ließ sich hören.

„Vater," sprach sie, „um Gotteswillen, seyd nicht hart und unbarmherzig gegen den Mann! Wisset Ihr nicht, daß der Herr sagt: Ich bin hungrig gewesen

und du hast mich nicht gespeist? — Stoßt den Mann nicht weg!"

„Du hast Recht, Marie," sagte jetzt der Vater, dem von innen auch eine Stimme halblaut zurief, barmherzig zu seyn. Er schloß das Fenster und kleidete sich an. Dann machte er Licht und kam zur Thür.

Ehe das aber geschah, rief der Unglückliche hinauf zu dem Mädchen:

„Lohne Dir's Gott, Du milder Engel, was Du an mir gethan!"

Der Bauer öffnete erst die obere Hälfte der Thür, leuchtete vorsichtig hinaus, um sich zu überzeugen, ob nicht Arglist hinter dem flehenden Worte stecke; als er aber das bleiche Gesicht sah und die tiefliegenden Augen und die hohlen Wangen, da überlief es ihn kalt. Er öffnete, und zitternd vor Frost wankte eine Gestalt herein, die zu den sonsthin kräftigsten mochte gehört haben. Er führte ihn in die Stube, den Fremdling, der dort bald erschöpft auf die Bank hinsank.

Schon hörte man draußen das Mädchen. Bald prasselte das Feuer auf dem Herde und ehe eine geraume Zeit vergangen war, duftete der Geruch frischen Kaffees belebend in die Nase des Armen. Jetzt ging die Thür auf, und herein trat die edle Gestalt eines Mädchens von etwa achtzehn Jahren, in der einen Hand den großen zinnernen Kaffeetopf, an dem vornen das Krähnchen ist, da heraus der braune Labetrank quillt, in der andern das Milchkännchen. Sie stellte Beides auf den Tisch, holte dann Brod, Butter und das sogenannte Apfelkraut, und nun erst richtete sich der Fremde auf, welchem das bildschöne Mädchen mitleidig in das männlichschöne Jünglingsantlitz blickte, das aber von Hunger und Elend entstellt war. Sie goß dem Armen ein, sie strich ihm das Brod mit Butter und Apfelkraut darüber, wie landesüblich ist, und wie er das so gierig verschlang, wurde ihr Auge feucht.

Der Bauer saß da, rauchte seine Pfeife und blickte schweigend in das Licht, als ob ihn Das, was sich an seinem Tische zutrug, gar nichts angehe. Immer neu goß das Mädchen ein und strich Butterbrode, und mit unversiegbarem Appetite verschlang sie der Ausgehungerte. Auch das Mädchen sprach nichts, bis der Gespeiste ihr dankte, seine Hände faltete und stille ein Dankgebet verrichtete.

Jetzt sagte sie, ihm mild und freundlich in die Augen sehend:

„Ist's Euch nun besser?"

„Ach," sprach er, „ich war dem Hungertode nahe. Selig sind die Barmherzigen, spricht der Herr. Ihr habt dem Hungrigen Euer Brod gebrochen und den Verlassenen in Euer Haus genommen; Gott wolle es Euch lohnen jetzt und in Ewigkeit!"

Bei diesen Worten sah ihn der Bauer zum ersten Male an und die finstere Miene schien milder und freundlicher zu werden.

„Aber ich habe Euere Ruhe gestört und ich bedarf ihrer auch," fuhr der Fremde fort; „seyd so gut und sagt mir, wo ich meine müden Glieder hinlegen soll?"

Maria eilte hinaus, lief die Treppe hinauf und trug bald einen Strohsack herbei, auf dem sich der Arme niederstreckte, während das schöne Mädchen ihm sanfte Ruhe wünschte und auch der Bauer sich wieder legte.

Es währte nicht lange, so legte sich der erquickende Schlaf auf die müden Augen. Der Fremdling aber träumte einen schönen Traum: ein Engel reichte ihm Erquickung nach schwerer Kriegsdrangsal und der Engel sah der schönen Marie ähnlich auf ein Haar, die ihn eben wachend erquickt — und diese glich Röschen.

Als der Fremde erwachte, stand der Bauer mit verschränkten Armen vor ihm und betrachtete ihn aufmerksam.

Gerhard — denn dieser war es — richtete sich auf und sah ihn fragend an. Bald aber erinnerte er sich wieder, wo er war, und grüßte den Mann freundlich.

„Ihr habt schwer geträumt," sagte der Bauer, „denn Ihr habt fast laut gejammert."

„Ja wohl," erwiederte Gerhard, „ich hab' meinen Vater und meine Mutter gesehen, und sie haben mich nicht mehr als ihr Kind annehmen wollen, da hab' ich weinend gefleht."

„Haben Sie Euch vergeben?" fragte Jener.

„Ja, das haben sie," erwiederte Gerhard, „als sie meine Reue sahen."

„Fühlt Ihr denn die?" fragte der Bauer.

„O! tief, tief!" rief der Jüngling aus und es traten ihm Thränen in die Augen. — „Die Hand Gottes hat mich ergriffen," fuhr er fort, „und mir die Augen geöffnet, daß ich erkannt habe, wie groß und schwer die Sünde ist, der ich mich theilhaftig gemacht."

Nach diesen Worten sank er zurück auf das Lager und vermochte nicht weiter zu reden.

„Wie ist Euch denn?" fragte der Bauer.

„Ach, mir ist sehr übel," sagte Gerhard. „Mein Kopf schmerzt mich schrecklich und alle meine Glieder thun mir weh."

Der Bauer ging ohne ein Wort weiter zu reden hinaus. Bald darauf kam hinter dem Vorhang, welcher den hintern Theil der Stube verdeckte, eine Frau heraus, welche dem schönen Mädchen glich, das Gerhard so liebevoll gespeist.

„Ihr seyd wohl krank?" sagte die Frau, nachdem sie den Gast freundlich gegrüßt hatte. „Seyd ohne

Sorgen," fuhr sie fort; „er ist wohl hart gegen die Aufständischen, denn er ist gut königlich gesinnt, wie hier herum das ganze Volk; aber er ist kein böser Mann. Er wird Euch nicht verstoßen, dafür laßt uns nur sorgen."

Sie ging auch hinaus. —

„Was wird das geben, Anneken?" fragte der Bauer seine Frau.

„Nun was denn?" entgegnete sie. „Du wirst doch kein Unchrist seyn wollen und den jungen Menschen hinausstoßen, daß er verderbe vor Hunger, oder daß ihn die Soldaten kriegen und todtschießen, wie einen räudigen Hund?"

„Der Herr hat ihn in unser Haus geführt!" versetzte das Mädchen.

„Wenn sie ihn aber suchen?" entgegnete der Bauer — „und wenn er uns krank wird?"

„Hast Du Deine Bibel ganz vergessen?" fragte die Frau. „Weißt Du nicht mehr, was der Herr vom barmherzigen Samariter sagt?"

Damit gab sie ihm einen Schlag auf die Schulter.

„Aber wo soll der Mensch denn ruhen?" fragte er. „Wer soll ihn denn verpflegen? Anneken, das bedenkst Du nicht!"

„Wir," sagte die Frau fest, „Marieken und ich! Und ruhen soll er in Mariekens Kammer, und die legt sich zum Christinken. Kommen sie dann auch, so finden sie ihn nicht."

„Wenn sie aber fragen?"

„Ei, dann wird sich das Andere weisen," erwiederte die Frau. — „Geh, Marieken, mache Deine Kammer zurecht, ich werde unterdessen für den Kaffee sorgen."

Das Mädchen flog wie ein Pfeil die Stiege hinauf, holte den Strohsack wieder, da Gerhard sich aufgemacht und auf die Bank gesetzt hatte. Jedoch schien er es nicht aushalten zu können, denn er lehnte den Kopf an die Wand.

„Ist's Euch so übel?" fragte mit der wohllautenden Stimme und mit dem Tone der Theilnahme das Mädchen. „Geduldet Euch noch ein wenig; ich richte Euch ein Bette her und dann koche ich Euch einen Hollunderthee, der wird Euch Schweiß bringen, und dann ist's wieder gut."

„O Du milder Engel!" sagte Gerhard mit Wehmuth — „Dich hat mir Gott gesendet!"

Sie eilte hinaus mit dem Strohsacke, und als das Bett hergerichtet war, kam der alte Bauer um Vieles freundlicher herein, faßte ihn unter dem Arme und geleitete ihn oben hinauf in die jungfräuliche Kammer.

Gerhard war aber so matt, daß ihn der Bauer mußte auskleiden helfen.

Als er in dem Bette lag, brachte das Mädchen Thee, welchen er sofort trank; allein er mehrte nur die Gluth, die ihn quälte, und bald sank er in einen Zustand völliger Bewußtlosigkeit.

Es war eine schwere Krankheit im Anzuge, das sah man deutlich; indeß die beiden Frauen, die von Mitleid erfüllt waren, siegten über alle Bedenken des Gatten und Vaters und — des getreuen Unterthans, dem es auf dem Gewissen brannte, daß er einen Aufständischen hegen und pflegen sollte.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Die Depeschen von Kapitän M'Clure, dem Entdecker der nordwestlichen Durchfahrt im Polarmeere, sind jetzt ganz veröffentlicht und enthalten viele interessante Einzelnheiten über das Walten der Natur in den unwirthbaren Regionen des ewigen Eises. Vor Allem merkwürdig sind seine Berichte über die Thierwelt jener Erdstriche, und sie bestätigen vollkommen die Ansichten, welche unser tüchtiger Landsmann, der Geograph Petermann, schon vor etwa zwei Jahren der Londoner geographischen Gesellschaft über den Reichthum der Thierwelt im Polarmeere vorgelegt hat.

Ueber diesen Punkt schrieb M'Clure auf der Nordküste des Baring-Eilandes folgende Bemerkungen nieder:

„Den ganzen Winter über hatten wir hier milderes Wetter, als in der Prince-of-Wales-Straße, die beinahe $1^1/_2$° südlicher liegt, und die größere Anzahl von Thieren, die hier vorkommen, kann wohl als Beweis gelten, daß die Kälte hier nicht jene Höhe wie dort erreicht. In Folge unserer gesicherten Lage konnte die Schiffsmannschaft beinahe täglich durch das Hügelland streifen, um zu jagen, und wir hatten glücklicher Weise dreimal binnen 14 Tagen Wildpret auf unserer Tafel. Beim Beginne des Winters schossen wir 9 Stück Hochwild, 53 Hasen und 44 Schneehühner, so daß wir am 1. April über 1000 Pfd. Wild in der Vorrathskammer (d. h. in den Raen, wo es aufgehängt wurde) zu verfügen hatten."

Während des dritten Winters, den Kap. M'Clure nothgedrungen inmitten des Eises zugebracht hatte, scheint die Jagd noch ergiebiger gewesen zu seyn; er schreibt:

„Wir hatten so viel Wild vorräthig, daß wir davon zweimal wöchentlich aßen, und das Weihnachtsfest wurde auch in größter Heiterkeit begangen, wobei die riesigen Plum-Puddings, die Wildseiten, Hasenbraten, Hasensuppen, Schneehühner und Seeelstern die Hauptrolle spielten. Solche Leckerbissen

in solchem Ueberflusse waren, so lange die Welt steht, auf einem Schiffsdeck nicht beisammen gesehen worden; kein Mensch, der das mit angesehen hätte, würde auf den Gedanken gerathen seyn, eine Schiffsmannschaft vor Augen zu haben, die über zwei Jahre schon aus eigenen Mitteln in diesen Gegenden lebte und dabei so frisch, gesund und lustig seyn konnte."

An einer andern Stelle bemerkt M'Clure, daß sie große Menge wilden Sauerampfers gefunden hatten, der ihnen als antiscorbutisches Nahrungsmittel sehr willkommen war.

Noch kein Schriftsteller hat es zu einer so glänzenden pekuniären Stellung gebracht, wie Boz-Dickens. Sein neuester Roman: „Bleakhouse", welcher in monatlichen Lieferungen ausgegeben wurde, hatte einen so reißenden Absatz, daß es für alle großen Geschäftsleute von hohem Interesse war, durch dieses Werk ihre Geschäfts-Anzeigen zu verbreiten, und daß in Folge dessen die paar Bogen Roman in jedem Hefte sich zuletzt unter der Masse von Anzeigen verloren, welche vor und hinter denselben der Lieferung beigeheftet waren. Das Mindeste, was eine solche Annonce betrug, war 1 Pf. St. Manche zahlten 5—6 Pf. St. per Anzeige. Auf diese Weise wird es glaublich, daß der fragliche Roman, das eigentliche sehr bedeutende Honorar ungerechnet, seinem Verfasser blos durch Annoncen 15,000 Pf. St. eingetragen habe. Die „Household-Words" bringen Boz einen jährlichen Reinertrag von etwa 4000 Pfd., obwohl er sich nichts weiter um sie bekümmert, als daß er wöchentlich einen Beitrag liefert; alles Uebrige überläßt er einem Spezial-Redakteur. — Durch sein Talent hat sich Boz von einem bloßen Zeitungs-Berichterstatter zu einem wahren literarischen Krösus emporgeschwungen. Bei seinen Diners, an denen die reichen Söhne der adelstolzesten Familien gern Antheil nehmen, herrscht ein Reichthum wie in den glänzendsten Häusern der Aristokratie, und dabei Witz und Geist der Unterhaltung in einer Fülle, welche die höchsten und feinsten Kreise sonst niemals bieten können.

Von K. Klein's „Volkskalender und Jahrbuch für Israeliten" ist wieder der Jahrgang für 1854 erschienen und fährt fort, Bildung und Kenntnisse unter den israelitischen Glaubensgenossen zu verbreiten. Der neue Jahrgang enthält verschiedene tüchtige Beiträge nicht nur der ersten israelitischen Gelehrten, sondern auch von Friedrich Rückert, G. Pfarrius, eine anmuthige Erzählung von W. O. v. Horn, eine biographische Skizze des ausgezeichneten Malers Oppenheim durch G. Rießer und sonstige gediegene Aufsätze. Der Bezirksrabbiner Präger in Bruchsal lieferte einen historischen Rückblick auf die zwei letzten Jahre, in Bezug auf Das, was seine Glaubensgenossen vorzüglich anging. Interessant sind einige hier zum ersten Male mitgetheilte Briefe von Göthe, Kanzler v. Müller und Börne, an den Maler Oppenheim gerichtet. Das freundlich ausgestattete Buch, das seit zwölf Jahren den so edlen Zweck der Verbreitung von Bildung und Unterhaltung verfolgt, mag deßhalb den Lesern, für die es der Verfasser bestimmte, bestens empfohlen seyn.

Das im Refektorium der Dominikaner von Santa Maria delle Grazie zu Mailand von Leonardo da Vinci gemalte, aber durch die Zeit fast gänzlich verkommene berühmte „Abendmahl" wird aus dem ihm drohenden Verderben einigermaßen gerettet. Bekanntlich hatten sich die Farben des unvergleichlichen Fresko an manchen Stellen so sehr abgeblättert, daß ein Hauch hinreichte, sie zu Boden fallen zu lassen. Jetzt hat der Bilder-Restaurirer Stefano Barezzi aus Busseto ein, diese aufgelockerten Farben neu und fest vereinigendes und an die Mauer heftendes Bindemittel erfunden, das sich in verschiedenen an dem Gemälde gemachten Proben als ganz vortrefflich bewährt hat. Derselbe Barezzi erfand im Jahre 1819 die Kunst, Freskobilder von der Mauer auf Holz zu übertragen. Dasselbe wird in Kurzem mit Leonardo da Vinci's Meisterwerk geschehen.

Die gewöhnliche Roßkastanie, welche bisher nur zum Spielen der Kinder diente, findet jetzt eine höchst nützliche Verwendung. Es wird nämlich aus deren Kern Stärke, aus deren Lauge Seife und aus der Schale eine schöne Farbe fabrizirt. In Berlin, wo Hr. Geh. Registrator Klose dies unternommen, werden per Scheffel Kastanien 8 Sgr. bezahlt.

(Atteſtate.) Wenn man nur nach den Attesten urtheilen wollte, so gäbe es gar keine schlechten Dienstboten auf der Welt. Der ehrliche Mann, der einen Bedienten fortjagt, macht sich gar kein Gewissen daraus, ihm eine mitleidige Lüge mit auf den Weg zu geben. Ob ein anderer ehrlicher Mann dadurch betrogen wird, darnach fragt Keiner, wenn nur der Spitzbube sein Fortkommen findet. (v. Kotzebue.)

(Wortspiel.) Als der Komiker Beckmann in Berlin bei einer Tischgesellschaft seinen Platz zwischen den beiden Schwestern Auguste und Charlotte Hagn erhielt, sagte er beim Niedersitzen: „Eine herrliche Stelle! Zwischen A. Hagn und C. Hagn kann man nur sitzen mit B. Hagn" (Behagen).

Redaktion, Druck und Verlag von G. Ritter in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

Nro. 143. Dienstag, 29. November **1853.**

Dreie und Eine.

(Fortsetzung.)

Gerhards Krankheit wuchs von Stunde zu Stunde. Er begann irre zu reden. Man konnte es hören, wie er es bereute, in die Gemeinschaft Derer getreten zu seyn, die im Umsturz aller bestehenden Ordnungen ein Heil zu finden oder sich zu bereichern und Ziele des Ehrgeizes zu erreichen suchten; dann wie er Vater und Mutter und Meister Dobel anflehte, ihm zu verzeihen.

Acht Tage lang lag er im verzehrenden Fieber und der Bauer hatte, aus Furcht vor Strafe, nicht den Muth, einen Arzt zu rufen. Endlich am neunten Tage trat ein Schweiß ein und die Krankheit war gebrochen.

Unermüdet hatte Marie ihn gepflegt. Mit ihrer Mutter und ihrem Vater abwechselnd, hatte sie gewacht an seinem Bette und oft innig gebetet, daß der Arzt in Israel ihn heilen möchte. Sie trug so inniges Leid um ihn, als wär' er ihr leiblicher Bruder, und er hatte sie doch nie mit einem klaren Blicke angesehen.

Am Morgen des neunten Tages, als die Sonne mild durch die Fenster schien, war es, als erwache er aus einem tiefen, schweren Traume. Sie saß traurig an seinem Lager und betrachtete das schöne Gesicht Gerhards, als er plötzlich sich aufrichtete und sie groß ansah.

„Röschen, bist Du's?" fragte er.

„So heiß' ich nicht," entgegnete das Mädchen mit mildem Tone und liebreichem Lächeln; „aber ich will Euch doch wie eine Schwester pflegen."

„Ach, Du gleichst ihr," sagte er, „das seh' ich jetzt, und wußt' doch nicht an jenem ersten Abend, warum Du mir so bekannt seyest."

„Wißt Ihr denn, wo Ihr seyd?" fragte sie freudig.

„O, wohl weiß ich's jetzt," erwiederte er; „ach, Gott lohn' Dir's, Du milde Seele, die Du mir das arme Leben erhalten hast!"

Da jubelte das Mädchen, weil sie sah, daß er zum Bewußtseyn erwacht war.

Es war in seiner Krankheit eine Wendung eingetreten und er kam auf den Weg der Genesung. Seine jugendliche Kraft hatte sie überwunden; doch es ging nur langsam zum Bessern vorwärts.

Auch der Bauer freute sich der Wiedergenesung des Jünglings, um den Mutter und Tochter in Sorgfalt thätig waren. Letztere besonders und mit einer Theilnahme, die ein tieferes Gefühl ankündigte. —

Als er zum ersten Male außer dem Bette seyn konnte, erzählte er ihnen den Hergang Dessen, was ihn in ihr Haus geführt. Daraus ergaben sich die ruchlosen Plane der Aufwiegler, welche der ehrliche Gerhard erst durchschaute, als der volle Sturm ihn umbrauste und er mit hineingerissen war in den Strudel, der ihn fast verschlang.

Dies ehrliche Bekenntniß und die Erzählung seiner entsetzlichen Leiden, als er durch Wald und Feld, über Stock und Stein entfloh und todmüde und vor Hunger erschöpft hier ankam, erwarb ihm des Bauers Zuneigung. Die offene Ehrlichkeit, womit er über seine Familie sprach, und die große Liebe zu seinen Eltern befestigte sie noch mehr.

Fortan wurde er als ein Glied des Hauses behandelt, aber immer noch heimlich gehalten, weil Mariechen befürchtete, er werde Gefahr laufen, eingezogen zu werden. Niemand ahnte aber seine Anwesenheit.

Eben dies Geheimniß, das ihn hier umgab, war so recht geeignet, die Herzen Gerhards und Mariechens immer enger zu verbinden. Die Eltern merkten's wohl, aber sie schienen ihnen kein Hinderniß in den Weg zu legen, und die jungen Leutchen waren unaussprechlich glücklich.

Mariekens Aehnlichkeit mit Röschen, seiner Jugendgespielin, die unverkennbar war, wie auch die große Dankbarkeit, welche er dem liebenswürdigen Mädchen schuldete, waren die Brücke für seine Liebe, die täglich inniger wurde. —

Erst als Gerhard wieder ganz genesen war, schrieb er an seine Eltern. Auch hier verleugnete er die biedere Ehrlichkeit seiner Gesinnung nicht. Er wob keine Mänteleien um sein sträflich Thun; er legte den Gang seines Geschickes klar den Eltern dar, aber auch den seiner Enttäuschung, der Heilung von seinem Schwindel, seiner Reue und Rettung in dem Hause, wo er lebe und wo ihm eine seltene Liebe bewiesen werde. Er sprach die flehende Bitte aus, daß sein Vater selber komme, um ihn abzuholen.

Lichtenauer zitterte, als er den Brief erbrach, und erst als er ihn gelesen, rief er voll Freude die kummergebeugte Mutter und las ihr ihn vor; dann war sein Erstes, hinüber zum Nachbar Dobel zu laufen.

„Endlich ist ein Brief da!“ rief er ihm zu und die Seligkeit leuchtete aus den Vateraugen.

„Und wie steht's?“ fragte hastig Dobel, zu dem auch Mutter Annlisbethchen und Röschen herzugelaufen kamen.

„Lest's selber!“ sagte Lichtenauer und setzte sich.

Und während er dem Nachbar den Brief hingab, fuhr er fort:

„Er ist auch toll gewesen, wie denn der Tollwurm dem ganzen Volke überall im Kopfe saß, und die alten Spitzbuben hatten das Ei hineingelegt und gut ausgebrütet. O, daß es keine Galgen mehr gibt! Aber sie haben wohlweislich die Todesstrafe überall abgeschafft, damit sie nicht am Halse gekitzelt werden. Sie merkten wohl, wem das hänfene Halsband und die Erhöhung der Dreibeine gebühre! Lest nur!“

Da las denn Meister Dobel den langen Brief vor, den Alle mit großer Aufmerksamkeit und Theilnahme anhörten. Nur Röschen lächelte manchmal, wenn Gerhard von Marieken sprach und sagte, sie gliche ihr auswendig und inwendig wie ein Tropfen Wasser dem andern, und wenn die Liebe zu dem wackern Mädchen aus jedem Worte herauswehte. Die Alten schienen das nicht zu ahnen; aber sie verstand's von ferne und war froh des Glückes Gerhards, wenn auch manchmal ein leiser Seufzer sich hervorarbeitete aus dem Herzen, das ihm ja auch gut war.

Als Dobel den Brief gelesen, sagte er:

„Es ist noch die derbe, ehrliche Haut, der man nicht bös werden kann. Er bekennt reuig seine Schuld, und ihm muß vergeben werden.“

Nach einer kleinen Weile des Sammelns fragte er den Schmied:

„Was denkt Ihr zu thun, Nachbar?“

Lichtenauer kratzte sich und erwiederte:

„Was wird anders übrig bleiben? Meine Alte daheim packt schon an dem Bündel und meint, der Sparpfennig müsse Flügel kriegen. — Was meint Ihr?“

„Da ist nichts zu meinen,“ sagte Dobel. „Eure gute Frau hat schon ausgemeint, und dazu stimm' ich auch. Laßt auch den Sparpfennig drauf gehen; Ihr habt Euer Kind wieder. Dafür vergesset nicht, Gott zu danken. Wenn Ihr ihm auch Geld schickt und schreibt, das ist Alles nur halbe Arbeit. Mögen Euer Ambos und Blasbalg einmal ein paar Wochen ruhen. Ihr werdet dadurch nicht ärmer — Euer Hauptreichthum ist gesichert, Euer Kind!“

„Gott lohn's, getreuer Nachbar!“ rief fröhlich der alte Schmied — „Ihr habt das Punktum gesetzt. Nun geh' ich morgen von dannen!“

Er drückte wieder die Hand Dobels, der diesmal aber „Langsam!“ rief und dadurch einer Gefahr entging, die er fürchtete.

Als der Schmied fort war, sagte Dobel:

„Gottlob, daß das Leid von dem ehrlichen Herzen weg ist! Ich glaube, wenn's nicht bald klar geworden wäre, der Lichtenauer hätte sich vertrauert. Ich denke, Gerhard soll ungerupft davonkommen. In dem braven Burschen steckt doch ehrliche Reue und ich wette, er wird ein tüchtiger Bürger! — Aber der Joseph ist noch heimlich verbissen, wie ein Metzgerhund in den Knochen. Der Heuchelei bin ich todfeind; und er heuchelt, davon bin ich überzeugt. Dem hätt's nichts geschadet, wenn er ein bischen wäre gehänselt worden. — Gott ehr' mir den Gabriel! Der athmete in dem Hamburg doch auch sein Theil Demokratenluft, aber sie hat ihn nicht können kopfüber stürzen in den reißenden Strudel der Zeit.“

Er ging einige Gänge in der Stube auf und ab, dann fuhr er fort:

„Was mir an den Jungen aber dennoch gefällt, ist das, daß sie ihr Wort so ritterlich halten und keiner von ihnen vor'm ersten Advent seine Vaterstadt betreten will. Was sie nur dabei haben? — Der Rechtling hat seinen Gabriel darüber gefragt, aber der thut, als stünde die Frage gar nicht in dem Briefe. Der Joseph will vor Advent nicht her und ist Soldat geworden, ohne seine Vaterstadt betreten zu haben; der Gerhard könnte her, und bittet seinen Vater zu ihm zu kommen!“

„Höre,“ sagte die Dobelin, „das kann auch einen andern Haken haben!“

„Welchen?“ fragte der Alte rasch.

„Nimm's nicht übel, lieber Mann,“ sagte sie, „wenn ich Dir antworte, wie Du mir einmal geantwortet hast: Wart's ab! sagt der Jekuf.“

Mit diesen Worten ging sie lachend hinaus. Aber mit dem Lachen war's ihr doch nicht recht ernst, denn sie sah eine ihrer Hoffnungen nach der andern erbleichen.

(Fortsetzung folgt.)

Moleschott's Lehre der Nahrungsmittel für das Volk.

Von Hermann Orges. (Aus der Allg. Ztg.)

Im Munde des Volkes lebt ein altes Sprichwort: „Essen und Trinken hält Leib und Seele zusammen"; wir fürchten auch selten, daß sie von einander scheiden, so lange das Bedürfniß nach Speisen und Getränken sich noch im Körper regt. Dieser materielle Theil unseres Daseyns hat den Wissenschaften und den Denkern lange Zeit unwürdig der näheren Betrachtung geschienen, weil sich ein phantastischer Aufschwung des Geistes leicht über alle diese erbärmlichen Schranken, die uns an die Erde bannen, zu erheben schien. Von dieser Verachtung der Materie ist man nach und nach zurückgekommen, und in immer weitern Kreisen werden die Einflüsse der Ernährung auf den Körper zum Gegenstand der ernstesten Untersuchungen gemacht. Daß es geschieht, sollte uns billig minder Wunder nehmen, als daß es so lange vernachlässigt werden konnte.

So wunderbar auch die durch den Stoffwechsel veränderte Eigenschaft der Materie seyn mag, sicherlich repräsentirt sich doch Alles, was wir in der Kraft des Mannes, in dem Reiz der Jungfrau, in der Fülle des Weibes, Stolzes, Anmuthiges, Reizendes bewundern, in letzter Instanz in Gestalt der Nahrungsmittel, durch die der Säugling zum Knaben und Jüngling oder zum Mädchen heranwuchs. Und wenn wir auch bis jetzt noch nicht speciell nachweisen können, wie weit unser Denken und Fühlen, die erhabensten Schöpfungen geistiger Thätigkeit, von den Verhältnissen der Ernährung abhängen, einen gesetzmäßigen Zusammenhang kann man nicht mehr in Abrede stellen. Wie ganz anders würde vielleicht der Kaiser Karl V. in vielen Fällen seines Lebens sich benommen haben, wenn er weniger phosphorhaltiges Fett in seinen Lieblingsgerichten, den Fischen, genossen, und wenn nicht Gichtleiden und Verdauungsstörungen ihn geplagt hätten, in Folge der zu reichlichen Befriedigung seiner Gaumengelüste, denen er im Uebermaß nachhing. Und wie viel von der bis ins späteste Alter überaus regen Geistesthätigkeit des großen Friedrich hing wohl von dem unglaublichen Gewürzconsum ab, das die Hauptursache jener Körperzerrüttung bildete, der er endlich erlag! Wir wissen, daß Schiller am leichtesten, nachdem er Champagner getrunken, arbeitete, Pope, wenn er sich den Magen überfüllte, Voltaire, wenn er mehrere Tassen starken Kaffee rasch zu sich genommen hatte. So kannte man zahlreiche Beispiele der allerspeciellsten Einwirkung der Nahrungsmittel auf die verschiedenartigste Thätigkeit, lange bevor die organische Chemie es dahin gebracht, den chemischen Unterschied in den Nahrungsmitteln und die Verhältnisse des Stoffwechsels nachzuweisen.

Aber seit Liebig mit genialem Scharfblick alle einzelnen Entdeckungen im Gebiete der organischen Chemie combinirte und in festen Bahnen und nach bestimmten Zielen dieselbe erweiterte, ist die Kenntniß der Oekonomie des Körpers mit Riesenschritten vorwärts gedrungen. Nicht blos in engern, rein wissenschaftlichen Kreisen hat die Materie mit ihren Gesetzen die Beachtung gefunden, welche sie verdient, sondern auch in weitern Sphären des Lebens hat sie die natürliche Berechtigung wieder gewonnen. Möglich war das allerdings nur, indem sich die Vertreter der Wissenschaft bequemten, in einer allgemein verständlichen Sprache zu reden, sich nicht blos eines Idioms zu bedienen, das nur in den fachlichen Kreisen das Bürgerrecht hatte. Dove, Liebig, Cotta, Schleiden, Bessel, Mädler haben sich, durch solche populäre Darstellungen einzelner Theile oder der gesammten Wissenschaft, welche sie vertreten, in hohem Grade Berechtigung auf allgemeinen Dank erworben, von besonders segensreichen Folgen dürfte aber sicherlich die populäre Darstellung „der Lehre der Nahrungsmittel für das Volk" von Jakob Moleschott seyn, von der in diesem Augenblick die zweite Auflage erschienen ist.

Zunächst beschäftigt sich Moleschott in dem ersten Buche seines Werks mit der Oekonomie des Körpers selbst, mit der Entstehung des Blutes, den festen Körpertheilen, der Absonderung, der Ausscheidung, dem Hunger und dem Durst; er faßt dieses unter dem Begriff des Stoffwechsels zusammen. Das Leben selbst ist nichts weiter als dieses, und wir hören auf zu seyn, wenn Ein- und Austausch den innern Bedingungen nicht mehr genügen. Das was wir eintauschen, vereinen wir zunächst unter den Begriff der Nahrungsmittel, von denen Moleschott nacheinander die Speisen, die Getränke und endlich die Würzen einer nähern Betrachtung unterwirft. Fleisch und Eier, Brod und Kuchen, Erbsen, Bohnen und Linsen, Gemüse, Kartoffeln und Rüben, Obst, Wasser, Milch, Kaffee, Thee, Chocolade, Bier, Wein und Branntwein ꝛc. werden von ihm in Beziehung auf ihren Werth als Nahrungsmittel geprüft. Dem folgt eine Anleitung zur passendsten Diät, nach Geschlecht, Alter und Beschäftigung gesondert.

Freilich ist der Chemiker nicht im Stande, den ärmeren Klassen dadurch ausreichende Fleischnahrung zu verschaffen, daß er die Vorzüge derselben auseinandersetzt, aber er gibt wenigstens durch jene Scala die Mittel an, dieselbe möglichst zu ersetzen. Die Wissenschaft stempelt leider den Menschen zum Raubthier, und das ist seine beste Entschuldigung, warum er der thierischen Ernährung so zahllose Opfer bringt.

Wenn man von dem Wallfischthran der Grönländer und dem Bärentalg, den ein mongolischer Stamm genießt, sagt Moleschott, hinaufsteigt bis zu der verfeinerten Küche der Reichen in den verschiedensten Ländern der Erde, in denen Austern und Trepang, ein zu den Strahlthieren gehöriges röhrenförmiges Thierchen, beliebte Leckergerichte darstellen, dann findet man bald, daß keine Klasse von Thieren besteht, welche nicht irgend einen Beitrag lieferte zu den Speisen der Menschen.

Fleisch macht Fleisch, so lautet ein volksthümliches Sprichwort. Ich schließe mich um so lieber an diese Auffassung bei Betrachtung des Fleisches in seinem unmittelbaren Verhältniß zu unserm Körper, weil sie richtiger ist, als wenn es hieße: Fleisch macht Blut. Nicht nur das Kali, das im Fleisch vorherrscht, unterscheidet dieses vom Blut mit seinem größern Reichthum an Natron. Denn während im Blut viel mehr Eiweiß als Faserstoff vorhanden ist, hat in den Muskeln der Faserstoff das Uebergewicht über das Eiweiß.

Fleisch ist also vollkommener geeignet, die verlorenen Theile unserer Muskeln als die des Blutes zu ersetzen. Es steht damit nicht in Widerspruch, daß alle Nahrungsmittel nur durch das Blut ihren Weg in die Gewebe finden. Der Speisesaft, der aus dem Fleische entsteht, vermischt sich, wie jeder andere, mit dem Blut, dem er von der Speisesaftröhre zugeführt wird. Weil aber unser Fleisch nicht zufällig, sondern nach einem nothwendigen Gesetz der Anziehung zu einem großen Theil aus Chlorkalium, phosphorsaurem Kali und Faserstoff besteht, so muß ein reichlicher Gehalt des Blutes an diesen Theilen unsern Muskeln zu gut kommen.

Und wirklich geht der Faserstoff bei vorherrschender und noch mehr bei ausschließlicher Fleischkost in größerer Menge in das Blut über. Und wirklich sind kräftige Muskeln eine nothwendige Folge dieses reichlichen Uebergangs von Faserstoff ins Blut. Oder kennt man nicht die Indianerstämme, die in Nord- und Südamerika ihren Lebensunterhalt auf der Jagd erbeuten, an ihrem derben Muskelbau und ihren feurigen Bewegungen? Bringt nicht die Viehzucht dieselbe Wirkung hervor bei Tartaren und Kalmucken, bei den Hirtenvölkern der Alpen und des schottischen Hochlandes? Wer kennt nicht die Vorzüge des englischen Arbeiters, den sein Roost-beef kräftigt, vor dem italienischen Lazzarone, dessen vorherrschende Pflanzenkost einen großen Theil seines Hangs zur Faulheit erklärt? Und ist nicht endlich die geringere Kraft der Lappen und Samojeden, der Grönländer und Kamtschadalen, die sich fast ausschließlich von den Fischen nähren, in welchen kaum mehr als drei Viertel des Faserstoffgehalts von Vögeln und Säugethieren zu finden sind, ein neuer Beweis für die Richtigkeit des Worts: Fleisch macht Fleisch? Je reicher unsere Fleischgerichte an löslichem Eiweiß, je ärmer sie sind an Faserstoff und Fett, desto leichter sind sie verdaulich, wenn nicht andere Bestandtheile diese Eigenschaft aufheben. So ist das Fleisch von Tauben und Hühnern verdaulicher, als Kalbfleisch, Kalbfleisch verdaulicher, als die Muskeln von Ochsen, Hämmeln und Reben. Mit diesen stimmt das Pferdefleisch ohne Zweifel nahe überein, dessen Vorzüge als Nahrungsmittel den Mongolen, Patagonen und Aucas, aber auch den christlichen Völkern Europa's zu Zeiten der Hungersnoth sehr gut bekannt und durch Untersuchungen französischer Aerzte auch neuerdings wissenschaftlich anerkannt worden sind. Der Reichthum an Fett ist die Ursache, warum die Muskeln von Schweinen und Gänsen zu den schwerverdaulichsten Fleischgerichten gehören.

Und umgekehrt verdanken die meisten Arten des Wildprets ihre Vorzüge dem geringen Fettgehalt, der sie von dem Fleisch unserer gemästeten Hausthiere unterscheidet. Das Fleisch der Fische müßte man nach der verhältnißmäßigen Armuth an Faserstoff und dem Reichthum an löslichem Eiweiß für leicht verdaulich halten. Allein der Reichthum an phosphorhaltigem Fett macht die Fische schwer löslich in den Verdauungssäften, und nicht nur die Fische, sondern auch das Hirn und die Leber aller Wirbelthiere. Unter den Eingeweiden gibt es keine verdaulichere Speise, als das Brößchen des Kalbs, das durch seine Armuth an Fett und Faserstoff ebenso ausgezeichnet ist, wie durch seinen Reichthum an löslichem Eiweiß.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

(Türkische Kosacken.) Nach dem „Wanderer" ist mit der Organisation türkischer Kosackenregimenter Mehemed Sadyk, (ehemals Michel Czayka Czaykowsky und Verfasser der Kosackengeschichten) betraut worden. Es ist das eine Formation von Christentruppen, die jeden Vorwand, als ob der Kampf ein religiöser wäre, nehmen soll. Es wäre auch der erste Schritt zur allmäligen Verschmelzung der Christen mit dem Moslim, und ist derselbe ohne allen Einfluß von Außen, auf Antrieb der Pfortenregierung, gemacht worden. Mehemed Sadyk Pascha gehört zum ukrainischen Adel, er diente in den Jahren 1830 und 1831 bei den volhynischen Kosacken unter dem Kommando Oberst Rosyzky's, der die Russen aus der Umgebung von Berdyczew bis nach Zamosk gedrängt hatte.

Redaktion, Druck und Verlag von G. Ritter in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

Nro. 144. Freitag, 2. Dezember 1853.

Dreie und Eine.

(Fortsetzung.)

7.

Der alte Lichtenauer trat seine Reise zu seinem Sohne frohen Herzens an. Mit einem Dampfboote war er noch nicht gefahren, noch nicht auf einer Eisenbahn. Die fabelhafte Geschwindigkeit machte ihn staunen. Den ganzen Tag der Reise stand er an der Maschine und beobachtete ihre Arbeit und ihren Gang, und durch das Betrachten der Lokomotive auf dem Bahnhof in Düsseldorf wär' er beinahe um die Mitfahrt gekommen.

Es war gegen Abend, als er sich dem Gehöfte näherte, wo Gerhard weilte. Langsam hatte er den Weg von der Station bis zum Ziel seiner Reise gemacht, weil ihm das, was er hier sah, durchaus neu war. Indeß die Ebene zog den Sohn der steilen Berge nicht an; das Entferntseyn des Flusses, den er so lieb hatte, war ihm unangenehm. Aber gar noch die Seltenheit der Dörfer, diese zerstreuten Höfe, das Alles kam ihm so seltsam vor, ohne daß er doch sagen konnte, es mißfiele ihm gänzlich.

So trat er denn endlich an den eingefriedigten Garten. Es arbeitete eine jugendliche Gestalt darin eifrig, die ihm jedoch den Rücken kehrte.

Sollte das Mariekeu seyn, von dem Gerhard so viel Liebes geschrieben?

Eine schöne, ebenmäßige, kräftige Gestalt war's, mit runden, vollen und weißen Armen. Sie war einfach gekleidet, aber der Schmuck der Reinlichkeit leuchtete dem Alten, der in diesem Punkte kitzlicher Natur war, obgleich sein Handwerk dieser schönen Tugend gerade keinen sonderlichen Vortheil leistete, schnell in die Augen.

„Guten Abend!“ sprach er endlich. „So fleißig, Marieken?“

Das Mädchen richtete sich schnell auf und blickte den fremden Mann mit Verwunderung an, der betroffen vor ihr stand.

„Meiner Treu!“ sagte dieser — „man sollte meinen, Du wärst Röschens, meines Nachbarkindes, Schwester, so gleichst Du ihr!“

Jetzt hatte auch das Mädchen in dem Mann in fremder Kleidung und mit so fremder Aussprache die Aehnlichkeit mit Gerhard erkannt und der Name Röschen vollendete ihre Ueberzeugung, dessen Vater stehe vor ihr.

Erröthend sagte sie:

„Ach, Ihr seyd gewiß Gerhards Vater! Seyd mir herzlich willkommen!“

Sie reinigte schnell ihre Hand von der Gartenerde und reichte sie ihm dar, die er herzlich, doch minder hart, drückte.

„Da hast Du recht gerathen, mein holdselig Kind,“ sagte nicht ohne eine tiefere Bewegung seines Herzens der Schmied.

Ehe er jedoch oder Marie noch ein weiteres Wort reden konnte, schrie Gerhard, der an's Fenster seines Kämmerleins getreten war und den Vater erblickt hatte, jubelnd aus Herzensgrunde: „Mein Vater!“ und wenige Augenblicke später schlossen sie sich an die Brust, lange und stumm.

Marien träufelten die hellen Thränen aus den schönen, tiefblauen Augen.

Auch der alte Mann und Gerhard hatten Thränen in den Augen und des Letztern erste Frage war:

„Was macht meine liebe Mutter?“

„Gottlob, sie ist gesund,“ sagte der Schmied, „und läßt Dich grüßen vieltausend Mal. Aber Dein Brief hätte nicht viel länger ausbleiben dürfen, da hätt' ich so nicht sagen können!“

„Seht hier,“ sprach jetzt Gerhard zum Vater, indem er ihn zu Marieken führte, die indessen aus dem Garten getreten war, „die Hand, die Euch den Sohn erhalten und gerettet hat.“

Der Alte blickte mit tiefer Rührung in das schöne Antlitz.

Erglühend schlug sie das Auge nieder.

„Komm, Kind,“ sagte der Schmied, „ich muß Dich segnen!“

Und der tief bewegte Mann zog sie zu sich und küßte sie auf die Stirn.

„Der," sprach er, „der allein vergelten kann, was die wahre Liebe thut, möge Dir's lohnen in reichem, nie aufhörendem Segen!"

Marien war's, als müsse sie niederknieen vor dem Manne, der den Segen, so tief bewegt, mit ergreifender Stimme sprach.

Von der Salvatorskirche von Duisburg hörte man das Geläute, welches der Wind herübertrug über das ebene Land.

„Es ist Abend, Vater!" sprach Gerhard und zog ihn ins Haus.

Mariens Eltern und ihre kleine Schwester kamen jetzt auch vom Felde heim. Die Eltern begrüßten sich herzlich und Lichtenauers Dank wollte kein Ende nehmen.

Als sie nach dem Mahle bei einander saßen, der Schmied den Gerhard zur Linken und Mariefen zur Rechten sitzen hatte und Beider Hände in den seinen hielt, da mußte er dem Sohne erzählen von der Mutter, von den Nachbarn, von den Kameraden. Als er von Joseph sprach, schlug Gerhard die Augen nieder.

„Wir sind gleicher Schuld theilhaftig," sprach er, „und Gabriel ist immer ächter, tüchtiger und besser gewesen, als wir Zweie."

„Aber Nachbar Dobel meint," versetzte der Alte, „es sey zwischen Dir und Joseph der großmächtige Unterschied, daß Du eingesehen Deinen Irrthum und vernünftig geworden, während Joseph, ungeheilt, nur eine Gesinnung heuchele, die er nicht im Herzen trage."

„Gottlob," rief Gerhard, „so ist doch der Ehrenmann mir wieder gut?"

„Gewiß," sagte der Schmied, „Dir ist vergeben."

„War denn der Joseph daheim?" fragte Gerhard rasch.

„Nein," erwiederte sein Vater. „Aus euch Buben kommt man nicht heraus. Er wollte vor dem ersten Advent nicht heim und nahm dann Arbeit in der Kreisstadt, wo ihn Vater und Mutter besuchten. Von da ging er zu den Soldaten."

Gerhard war roth geworden.

„Laßt's gut seyn, Vater," sagte er, „ich kann und darf heimkommen, und es wird Euch Alles noch klar werden. Aber nehmt dem Meister Dobel die schlechte Meinung vom Joseph. Daß er sein ehrlich Wort hielt unter solchen Umständen, das zeigt mir, daß er der Alte noch ist, und daß Das, was ihn zurückhielt, nicht blos Scham — die mag's auch seyn! — sondern die ehrliche Treue war, die er seinen Kameraden hielt."

„Aber sag' mir nur das Eine: warum wollt ihr alle Drei nicht vor dem ersten Advent kommen?"

Gerhard sah eine Weile unter sich und rang mit sich; dann sagte er:

„Wartet nur noch einige Tage und ich sag's Euch gerne." —

Am andern Morgen führte der Bauer den Schmied auf seine Felder und zeigte ihm wohlgefällig sein Besitzthum. Sie gingen mit Marien hinab zum Rheine, wo in den fetten, umhägten Wiesen das scheckige Vieh weidete. Das Mädchen trug die glänzenden Blechgefäße für die fette Milch. Und als sie dort waren, stürmten die Kühe mit hochgeschwungenem Schweife herbei auf Mariekens Ruf, und sie und die Mutter entluden die Thiere ihrer schneeweißen Last; dann kehrten sie heim und Gerhard half die Milchgefäße tragen, traulich einhergehend neben dem Mädchen, plaudernd, lachend und scherzend. Er wußte es aber so einzurichten, daß er mit der Lieblichen zurückblieb, indem die Alten im Zwiegespräche, und mit ihnen die Mutter, vorangingen und bald der Abstand zwischen ihnen groß war.

Da blieb er stehen unter einem mächtigen Baume, der weithin seinen Schatten warf, und stellte seine beiden Milchkannen nieder.

„Bist auch müde, Mariefen?" sagte er. „Laß uns ein wenig im Schatten ausruhen."

Das Mädchen setzte auch seine Bürde nieder. Sie standen einander gegenüber und Gerhard sprach:

„Nun wird's bald aus seyn, Mariefen! Gestern Abend sagte mir der Vater, daß ich schon übermorgen mit ihm heim soll zur harrenden Mutter."

Da erbleichte die rosige Wange des Mädchens. Sie sah zur Erde und ihre Hand zitterte.

„Mariefen," sprach er weiter, „es wird mir schwer, zu gehen — doch mein Herz bleibt hier, bleibt bei Dir zurück — — Dich vergess' ich nimmermehr!"

Sie stand noch so da, aber sie kämpfte mit ihrem Schmerze und ihr Busen hob und senkte sich stürmisch. Sie vermochte es nicht, ihre Thränen zurückzuhalten; langsam rieselten sie über die bleiche Wange herab.

„Du weinst?" sagte er. „Thut Dir's leid, wenn ich gehe? Sag', Mariefen?"

Da schlug sie das Auge zu ihm auf und darin lag ein Ausdruck von Leid und Liebe, wie ihn keine Worte auszudrücken vermögen.

Gerhard fühlte selbst, wie sein Herz weich wurde. Er ergriff des Mädchens Hand.

„Höre, Mariefen," hob er stotternd an, „es gibt ein Mittel, dessen Macht Alles ändern könnte."

Jetzt blitzte es in ihrem Auge gleich einem Hoffnungsfunken.

„Welches?" flüsterte sie.

„Daß Du mein liebes Weib würdest!" stürmte er heraus, weil er's nicht mehr zurückhalten konnte. —

„O, wie hab' ich Dich lieb, Du holdseliges Mädchen, dem ich mein Leben verdanke. Ohne Dich weiß ich nicht, ob ich leben möchte und könnte! — Sag', Mariechen, sag', ob Du's werden willst, ob Du mich lieb hast?"

Auf Mariens Antlitz wechselten Gluth und Blässe. Sie zitterte am ganzen Leibe und mußte sich an den Baum lehnen. Aber sie war unfähig, auch nur ein Wort hervorzubringen.

„Du redest nichts?" sagte er. „So hab' ich mich denn selber getäuscht, da ich meinte, Du seyest mir gut! — Ist's ein Anderer, den Du im Herzen trägst? Dann will ich gehen und mein Leid heimtragen, so gut ich's kann. Aber mir wäre besser, ich wäre Hungers gestorben vor Eurer Thüre! — Sprich, Mariechen, ich bitte Dich — sag's ehrlich, hast Du mich lieb?"

Das Mädchen richtete sich jetzt auf und sah ihn in Thränen lächelnd an.

„Weißt Du's denn nicht schon lange?" sagte sie flüsternd.

Da drückte er die theure Hand und rief:

„Darf ich's denn glauben, Mariechen?"

„Ja!" erwiederte sie leise.

„Und willst mein liebes Weib werden und mit mir ziehen in das schöne Land der Berge?"

Sie nickte lächelnd; ihr Muth kehrte wieder.

Da zog er sie an sich und drückte den süßen Brautkuß auf die rosigen Lippen des erglühenden Mädchens.

Gerade in diesem Augenblick blieben die Alten stehen und blickten zurück, wo die Beiden weilten.

„Seht einmal dort!" sagte der Schmied — „die sind einig, wie es scheint. Seyd Ihr's denn zufrieden, Vater und Mutter Althaus, daß mein Gerhard das Mädel heimführt? Ihr habt ihn kennen gelernt. Er ist brav. Einmal ist er auf tolle Wege gerathen; aber das ist Vielen passirt, die's besser verstehen konnten, als mein ehrlicher Junge. — Er versteht sein Handwerk tüchtig und meine Habe ist sein und meine Kundschaft. Arm sind wir nicht und Noth wird Euer Kind nicht leiden."

„Wir wissen's schon lange, daß sie einander gern haben, und da Gerhard uns gefiel und ein Handwerk einen goldenen Boden hat, wenn's Einer treibt, der fleißig und gottesfürchtig ist, so sind wir's zufrieden."

So sprach der Bauer Althaus zu dem Schmiede Lichtenauer und sie drückten sich die Hände, und die Mutter stimmte auch herzlich bei.

(Fortsetzung folgt.)

Moleschott's Lehre der Nahrungsmittel für das Volk.

(Schluß.)

Wegen der Bildung von Essigsäure in den äußern und wegen der weniger vollständigen Gerinnung der innern Theile, die beim Braten großer Stücke so häufig blutig bleiben, d. h. einen weniger hohen Wärmegrad erreichen, ist Fleisch, das nicht mit zu vielem Fett gebraten ist, verdaulicher als gekochtes. Weich gesottene Eier werden im Ganzen leichter gelöst als harte. Indem aber gelöstes Eiweiß durch die Säure des Magensaftes gerinnt und nachträglich wieder gelöst wird, thut das Hartkochen, wenn es nicht übertrieben wird, der Verdaulichkeit der Eier keinen erheblichen Eintrag. Da alle Fleischarten genug Fett und Salze enthalten, um dem menschlichen Körper die anorganischen Bestandtheile der Ausleerungen und die umgewandelten Fette zu ersetzen, so darf man das Fleisch, welches am reichsten an eiweißartigen Körpern ist, auch für das nahrhafteste halten. Darum sind Rehfleisch und Ochsenfleisch nahrhafter, als Kalbfleisch, und Kalbfleisch viel nahrhafter, als Fisch. Dagegen übertrifft das Fleisch von Tauben und Hühnern an Nahrhaftigkeit das Ochsenfleisch, dem es im Gehalt an eiweißartigen Körpern nicht nachsteht und in der Verdaulichkeit den Vorrang abgewinnt. Schweinefleisch endlich ist aus doppeltem Grunde weniger nahrhaft, als Ochsenfleisch, weil es zugleich weniger reich an eiweißartigen Verbindungen und durch seinen übergroßen Fettgehalt weniger verdaulich ist.

Das kohlenstoffreiche, fette Fleisch ist also wesentlich Träger des Athmungsprozesses, der aber in unsern Breiten durchaus nicht so energischer Natur ist, daß er die allgemein herrschende Vorliebe der arbeitenden Klassen für fette Nahrungsmittel erklärte, während in höhern Breiten reichlicher Fettverbrauch ein Bedürfniß ist. Der Gaumenkitzel steht bei uns einer bessern Ernährung um den gleichen Preis entgegen, und um so gewichtiger ist die Verbreitung klarer Ideen über den Werth der Nahrungsmittel gerade in den arbeitenden Klassen.

Nicht immer ist es die Noth, welche zu einer schlechten Ernährung führt, zum Theil ist es die Folge der Gewohnheit, die einzelnen Nahrungsmitteln den Vorzug geben läßt, deren ausschließlicher Verbrauch von äußerst nachtheiligen Folgen seyn kann.

Am verderblichsten ist in dieser Beziehung die ausschließliche Ernährung durch Kartoffeln, wie wir dies z. B. im Erzgebirge, in Irland und andern armen Gegenden finden.

Vergleicht man Kartoffeln und Rüben, sagt Moleschott, mit den Gemüsen, so findet man, daß letztere an Verdaulichkeit und Nahrhaftigkeit dem Wurzel-

werk nachstehen. Denn einmal sind die verschiedenen Fettbildner der Wurzeln, Stärkmehl, Gummi und vorzüglich der Zucker leichter löslich, als der Zellstoff der Gemüse, und andererseits sind eben jene Fettbildner und das Eiweiß, wenn letzteres auch noch so spärlich vorhanden ist, in den Wurzeln in viel größerer Menge, als in den Blättern und Schößlingen enthalten. Wenn man aber die Wurzeln mit der Gruppe der nahrhaften Speisen, mit Fleisch, Getreidesamen und Hülsenfrüchten zusammenstellt, dann findet man auch das gehaltloseste Nahrungsmittel aus jener Gruppe nahrhafter, als Rüben und Kartoffeln. Reis und Mais sind nicht nur reicher an eiweißartigen Körpern, als alle Wurzeln, sondern durch ihren Stärkemehlgehalt diesen beinahe vierfach überlegen.

Aus Mozart's Leben.

Im Jahre 1784 lenkte sich die Aufmerksamkeit der Wiener Musikliebhaber in hohem Grade einer Signora Strina Sacchi (geb. 1764 zu Mantua, gest. 1822 zu Gotha, seit 1785 Gattin des Hofcapellisten J. C. Schlick) zu, einer Künstlerin auf einem Instrumente, welches selten die Finger einer Frau mit Glück handhaben. Sie war eine sehr berühmte Violinspielerin ihrer Zeit. Nachdem sie ein Concert bei Hofe gegeben hatte, erhielt sie die Erlaubniß, ein Concert im italienischen Theater veranstalten zu dürfen. Die Signora wünschte mit einem neuen Concertstücke aufzutreten, in dem sie mit einem andern Künstler, der in dieser Hinsicht des Rufes und Talentes dieses Wettkampfes würdig wäre, in die Schranken treten könnte. Zu diesem Zwecke vermochte ihrer künstlerischen Eigenliebe Niemand besser zu dienen, als Mozart, denn es gab keinen Namen, an dessen Seite sich der ihrige auf dem Programm besser ausnahm; den Vortheil ganz abgerechnet, daß sie bei einem Partner, wie er war, nicht lange erst nach einem Componisten sich umzusehen hatte, der das Concertstück auf eine den Mitteln, Wünschen und Absichten der Dame anpassendere Art zu schreiben verstanden hätte. Sie wandte sich daher an Mozart mit der Bitte, eine Sonate für Violine und Clavier zu componiren und mit ihr zu spielen. Es scheint, daß Mozart Gesuche dieser Art nie abgeschlagen habe, mochte Der, welcher sie an ihn richtete, die Gewährung als Künstler und Mensch verdienen oder nicht. Er arbeitete für Diejenigen umsonst, welche ihn nicht bezahlen konnten und wollten; obgleich die öftere Wiederholung von dergleichen Bestellungen ihm manchmal ungelegen kam, und selbst unangenehm war. Sie nahmen ihm Zeit weg und vermehrten weder seinen Ruhm noch seine Einnahmen. Viele dieser Stücke, deren willfährige Ausführung den Katalog der Werke Mozart's unnöthigerweise vergrößerte, sind Kleinigkeiten, die den Stempel der Eile und Nachlässigkeit an sich tragen; einige zeigen augenscheinlich, daß sie auf die persönliche Schwäche der Künstler oder Liebhaber berechnet waren, für die sie gemacht wurden. Die Sonate, welche die Signora Strina Sacchi von ihm verlangte, erforderte größere Sorgfalt. Die Signora besaß wirklich eine große Stärke, und überdies sollte er selbst mit ihr spielen. Allein, sey es, daß es ihm an Zeit gebrach, oder daß er sich zu dieser Arbeit nicht aufgelegt fühlte, er verschob sie von einem Tage auf den andern. So war der Tag vor dem Concert angekommen und es war noch nichts fertig. Als die Signora erfuhr, daß die Sonate bis jetzt nur auf den Zetteln bestehe, die bereits gedruckt und ausgetheilt waren, eilt sie ganz außer sich zu Mozart, den sie glücklicher Weise zu Hause trifft, und erklärt ihm, nicht eher von der Stelle zu gehen, bis er wenigstens die Violinstimme geschrieben habe. Zum Studiren derselben bleibt noch die Nacht und der folgende Morgen; überdieß mußte sie allein sich einüben. Mozart, der, wie immer, viel zu thun hatte, vergißt die Probe und läßt sich erst im Concert sehen. Vorwürfe hätten zu nichts geholfen, die Gefahr war groß, aber sie war unvermeidlich. Man nimmt die Sonate vor. Das Publikum, das von nichts weiß, bewundert das treffliche Zusammenspiel der beiden Künstler, in welchem sie die schwierigsten Passagen vortragen. Der Kaiser befindet sich in seiner Loge und bemerkt, daß Eins der Spielenden, man erräth wohl welches, nur ein weißes Blatt vor sich liegen hat. Se. Majestät täuscht sich nicht. Mozart, der seine Partie sich in Gedanken aufgesetzt hatte, hatte den ganzen Tag über keine Zeit gefunden, sie zu Papier zu bringen. Joseph verlangte die Musik zu sehen, und erblickte in der That auf den doppelten Linien für das Clavier nichts als die Taktstriche. „Haben Sie es wieder einmal darauf ankommen lassen?“ sagte der Kaiser. — „Ja, Euere Majestät,“ erwiederte Mozart, „es ist aber doch keine Note ausgeblieben.“ Wir dürfen ihm kecklich auf's Wort glauben.

Redaktion, Druck und Verlag von G. Ritter in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

Nro. 145. Sonntag, 4. Dezember 1853.

Dreie und Eine.

(Fortsetzung.)

Es dauerte lange, bis die beiden jungen Leutchen herankamen.

„Hört einmal," sagte Lichtenauer, „während Ihr dort, wie es uns schien. Eure Geschichte fertig gemacht habt, haben wir Alten es hier auch fertig gemacht. Ihr sollt ein Pärchen werden und ich glaube, von Eurer Seite gibt's keinen Einwand, wenn der Pfarrer nächsten Sonntag Euch verkündiget?"

„Wahrlich nicht!" rief der glückliche Gerhard — „denn wir kommen just, Euch um Euern Segen zu bitten!"

Der wurde ihnen unter Gottes blauem, freiem Himmel, und als glückliche Brautleute zogen sie in das stille Haus. Und Christinken machte große Augen, als es vernahm, Marieken sey Gerhards Braut.

Da wurde denn ein fröhliches Verlobungsfest gefeiert und der Schmied wünschte nichts mehr, als daß nur die Mutter da wäre.

In Folge dieser Feier wurde dann verabredet, daß die Hochzeit noch vor Advent seyn sollte; daß aber Gerhard jetzt mit in die Heimath gehen sollte, damit ihn die Mutter wiedersehe.

Da gab's freilich beim Abschied viele Thränen, aber bis zum Advent waren's ja nur noch sieben Wochen! —

Unbeschreiblich groß war die Freude des treuen Mutterherzens, das endlich nach so schweren Sorgen den geliebten Sohn wieder sah. Wie ein Lauffeuer ging's durch die Nachbarschaft, Gerhard sey da, und Dobel war voller Erwartung, ihn wieder zu sehen.

Er drohte ihm aber doch mit dem Zeigefinger, als er ihn kommen sah.

„Seyd mir wieder gut, lieber Nachbar," sagte Gerhard; „ich habe schwer, sehr schwer gebüßt, in diesem Grade aber auch bereut, und Ihr dürft überzeugt seyn, der König hat jetzt keinen getreueren Unterthan als mich."

„So soll Dir's vergeben seyn!" sprach Meister Dobel, indem er ihm die Hand schüttelte. „Du bist stämmig und mannhaft geworden," sagte er dann.

„Wartet nur, bis Gabriel kommt," sagte Gerhard, „an dem sollt Ihr erst Euere Freude haben."

In dem Augenblicke trat Röschen herein und erröthete, als sie die Hand in die des schönen jungen Mannes legte.

Nachdem er sie herzlich gegrüßt, sagte er ihr, daß er eben von Gabriel gesprochen und daß ihr Vater staunen werde, wenn er ihn wieder sähe.

„Das ist der schönste Junge, den ich je gesehen," fuhr er fort; „das Weiche und Mädchenhafte ist ganz weg und dem Männlichen gewichen. Ja, bei meiner Treu! wenn ich ein Mädchen wäre, ich hätt' mich schnurstracks in ihn verliebt."

„Aber sage mir, wie kommt's, daß Ihr alle Drei erst bis zum Advent zurückkommen wolltet?" fragte Meister Dobel. „Du alleine scheinst untreu geworden zu seyn."

„Da habt Ihr Recht, Nachbar!" versetzte Gerhard. „Ich würde es Euch wohl sagen, aber ich darf doch nicht aus der Schule schwatzen. Gabriel wird's Euch schon sagen."

Unter dem trat der alte Lichtenauer fröhlichen Gesichtes ein.

„Hat er's Euch schon gesagt, viellieber Nachbar?" fragte der Schmied.

„Was denn?" fragte Dobel zurück.

„Daß er da unten am Rheine ein zweites Röschen gefunden hat und daß es richtig ist?"

„Glück zu!" sagte Gerhards Hand drückend Dobel. „Aber Ihr sagt: ein zweites Röschen — wie versteh' ich das, Nachbar?"

„Wie's gesagt ist!" rief der alte Lichtenauer aus. „Jetzt, wo ich wieder vor dem ersten Röschen stehe, fällt mir's noch mehr auf. Ja, Röschen," fuhr er an diese gewendet fort, „Gerhards Braut gleicht Dir wie ein Wassertropfen dem andern, und ich glaub',

das hat auch die Geschichte noch schneller zu Stande gebracht."

Röschen wurde über und über roth.

„Er muß es erzählen," sagte Gerhards Vater, „wie das Alles sich begeben hat."

Sie setzten sich und der Jüngling erzählte seine Erlebnisse Wort für Wort und sie hingen Alle an seinem Munde.

„Ach, die liebe, gute Seele," sagte Röschen, „die hat sich Deine Liebe recht erworben. Halt' sie lieb und werth, Gerhard, und wenn Du ihr schreibst, so grüß' sie von mir und sag' ihr, ich wär' ihr schon mit ganzem Herzen zugethan und wir wollten recht getreue Nachbarschaft halten, wenn sie käme."

„Da es sich aber nicht recht paßt," flüsterte er ihr ins Ohr, „daß ein Mädchen und eine junge Frau mit einander gehen, so folgst Du bald nach, daß es sich ausgleicht!"

„Du bist recht unartig geworden!" entgegnete sie verweisend und wollte böse scheinen, aber es ging nicht.

„Thue Dir doch keine Mühe mit dem Böſsstellen an," sagte er lachend, „es nützt doch nichts und ich weiß mehr wie Andere!..."

„Hör' 'mal," sagte der alte Schmied, „ein Bräutigam darf mit einem schönen Mädchen nicht flüstern."

„Ich darf schon!" versetzte Gerhard lachend und Röschen ging schnell hinaus. —

Sieben Wochen weilte Gerhard, dann reiste er mit seinem Vater wieder an den Unterrhein und die fröhliche Hochzeit fand statt.

Viele Verwandte und Freunde von Vater Althaus waren zugegen und Alle im fröhlichen Gespräche, als es anklopfte und ein schlanker Soldat hereintrat, den Niemand kannte.

Plötzlich aber sprang der Bräutigam auf und fiel ihm um den Hals.

„Joseph!" rief er — „Gott grüß' Dich! Sag', wo kommst Du her?"

Alle staunten.

„Es ist mein treuester Kamerad und Nachbarssohn, der Spielgenosse meiner Jugend!" sagte der glückliche Gerhard und zog ihn zu seinem jungen Weibe.

„Siehst Du sie?" sprach er zu Joseph.

„Röschen mit Leib und Seele!" versetzte dieser und drückte warm die dargebotene Hand der Neuvermählten.

„Da bleibt nun nichts übrig," sagte sie lächelnd, „als daß Ihr oder Gabriel sich noch ein Röschen suchet, damit doch kein Hader entsteht."

„Aha," sprach Joseph mit Lachen, „Du hast ausgeplaudert! Nun, es wär' kein Wunder, wenn's Hader gäbe! — Das ächte Röschen ist für mich verloren, das blüht für Gabriel. Ich denke, ich hol' mir Eins vom Oberrhein, wenn ich einmal den rothen Kragen vom Halse hab'."

„Hast Du dort Eins gefunden?" fragte rasch Gerhard.

„Ich bin keine Plaudertasche wie Du!" sagte der lustige Soldat. „Hinge ich Dir's auf die Nase, so wüßte es gleich die halbe Welt. — Aber sag', ist mir Dobel noch nicht wieder gut?"

„Nein," erwiederte Gerhard, „er hat Dich noch auf dem Striche; „aber ich denke, Du bist auch vollkommen geheilt."

„Ach, Gerhard, aus dem Fundamente!" versetzte Joseph. „Wahrlich, ich habe gesehen und erkannt, wie schrecklich wir gemißbraucht worden sind. O, hätte ich früher nachgedacht, Vieles, was mir begegnete, viel Kummer und Gram meiner guten, braven Eltern wären erspart worden."

„Und Röschen?" fragte Gerhard.

„Nein, auch dann nicht!" erwiederte Joseph. „Es waren bei mir nur Träume und Schäume der Jugend. Ihren hohen Werth nehm' ich ihr nicht; aber ich lernte eine Andere kennen und lieben, die einen eben so hohen hat, als sie. Wenn ich's so recht bedenke, so war's doch Gabriel, den sie am liebsten hatte, meinst Du nicht?"

„Gewiß! gewiß!" rief Gerhard.

„Und der sie doch heimgeführt hätte?"

„Freilich!"

„Gerhard," sagte Marieken leise, „Ihr stört aber durch Euer geheimnißvolles Gespräch die Freude unserer Gäste!"

„Ach, es ist wahr!" sagte er.

Dem Joseph stand aber noch eine Freude bevor: das Wiedersehen des alten Lichtenauers, der hinausgegangen war und jetzt erst eintrat.

Auch er erkannte ihn nicht auf den ersten Blick. Allein desto größer war seine Freude, ihn hier zu finden.

Als nach vierzehn Tagen das junge Paar mit dem Vater heimreiste, besuchten sie ihn in Düsseldorf und nahmen die herzlichsten Grüße in die Heimath mit. —

Wie war Gerhards Mutter so glücklich mit der lieblichen Tochter! Und wie trefflich schickte sich die junge Frau in die verschiedenen Arten des oberländischen Lebens! Wie wohl that ihr die Wärme und Innigkeit, womit man sie aufnahm und ihr begegnete!

Und sie mußte es selber sagen, eine große Aehnlichkeit bestand zwischen ihr und Dobels Röschen, und die innere Aehnlichkeit begründete einen Freundschaftsbund zwischen Beiden, wie Schwestern.

(Schluß folgt.)

Die Maler Cimabue und Giotto.

Cimabue wurde 1240 in Florenz geboren und zeigte schon in früher Jugend ein großes Talent für die Zeichenkunst. Als er das Glück hatte, die Werke einiger griechischen Maler zu sehen, erwachte in ihm der lebhafte Wunsch, unter ihnen zu studiren. Sein Wunsch wurde erfüllt und er verfolgte seinen Beruf mit solchem Eifer, daß er seine Lehrer bald übertraf. Seine Werke begründeten in Florenz eine Schule, welche der Wiederbelebung des Geschmackes den Weg bahnte. Cimabue starb im Jahre 1300. Eine Episode aus seinem Leben führt zur Geschichte seines Nachfolgers.

Im Jahre 1276 lebte in dem Städtchen Vespigniano ein armer Hirte Namens Bondone. Dieser Mann hatte einen Sohn, den er in der gewöhnlichen Unwissenheit der niedern Klassen aufwachsen ließ. Aber die außerordentlichen Fähigkeiten des Knaben, so unausgebildet sie waren, und seine erstaunliche Auffassungsgabe und Lebhaftigkeit des Gemüthes machten ihn zum Liebling seines Vaters und der nächsten Umgebung. Im zehnten Jahre schon vertraute ihm der Vater eine Heerde an, und nun streifte der kleine glückliche Knabe über Berg und Thal mit seiner lustigen Schaar und unterhielt sich damit, die Umgebung, wie es der Zufall und seine Phantasie eben wollte, auf große und flache Steine oder in den Sand und die weiche Erde zu zeichnen. Sein Grabstichel war der Hirtenstab oder ein scharfer Stein, sein Hauptmodell das Schaf, das er in seinen verschiedenen Lagen und Stellungen abbildete.

Eines Tages, als der Hirte inmitten seiner Heerde lag und eifrig damit beschäftigt war, etwas auf den Stein zu zeichnen, kam ein Wanderer des Weges. Erstaunt über die große Aufmerksamkeit des Knaben auf seine Arbeit und die unbewußte Anmuth seiner Haltung, hielt der Fremde an und betrachtete das Bild. Es war die Skizze eines Schafes, das mit solch keckem Griffel und solcher Naturwahrheit gezeichnet war, daß der Wanderer höchlich darüber erstaunte.

„Wessen Sohn bist Du?" fragte er neugierig.

Der erschrockene Knabe sah den Fragenden verwundert in das Antlitz.

„Mein Vater heißt Bondone," erwiederte er; „ich bin sein kleiner Giotto, edler Herr, und hüte für ihn die Schafe."

„Nun denn, kleiner Giotto," sprach der Fremde, „würdest Du wohl mit mir gehen und bei mir bleiben? Du solltest Schafe, Pferde, ja wohl gar Menschen bei mir zeichnen lernen."

Die Augen des Kleinen leuchteten vor Freude.

„Ich will mit Euch gehen, wohin Ihr wollt, wenn ich das lernen kann. Aber" — fügte er hinzu, und ein Gedanke, der ihm durch den Sinn ging, machte ihn die Farbe wechseln — „ich muß erst meinen Vater fragen; ich kann Nichts ohne seine Erlaubniß thun."

„Das ist recht, mein Knabe, wir wollen ihn mit einander aufsuchen," sagte der Fremde.

Es war der Maler Cimabue.

Groß war das Erstaunen des alten Bondone über den unerwarteten Vorschlag; aber er sah, wie sehr sein Sohn es wünschte, wenn er es auch nicht aussprach, und gab seine Zustimmung. Er begleitete seinen Knaben nach Florenz und ließ ihn dort unter dem Schutze des Malers.

Die Fortschritte seines Zöglings übertrafen die Erwartungen Cimabue's. In der Darstellung der Natur ließ Giotto bald seinen Meister, dem immer noch die harten Formen der griechischen Kunst anklebten, weit hinter sich.

Eines Morgens kam der Künstler in sein Atelier und sah, bei der Betrachtung eines halbvollendeten Kopfes, eine Fliege, die auf der Nase saß. Cimabue wollte sie verjagen und gewahrte nun erst, daß sie gemalt war.

„Wer hat das gethan?" rief er halb ärgerlich, halb erfreut.

Giotto kroch zitternd aus einer Ecke hervor und gestand seinen Fehler. Aber der Meister empfing ihn mit Lob statt mit Tadel, denn er liebte die Kunst zu sehr, um dem Talente des Schülers zu zürnen, wenn sein Scherz auch gegen ihn gerichtet war.

Als Giotto älter wurde, verbreitete sich sein Ruf weit und breit. Papst Benedikt der Neunte schickte eines Tages Abgesandte zu ihm. Sie traten in das Atelier des Künstlers und theilten ihm das Verlangen des Papstes mit, welcher den Plan zu einer Kirche von ihm wünschte, denn Giotto war, wie die meisten Künstler jener Zeiten, ebensowohl Architekt als Maler. Er nahm ein Blatt Papier, stemmte den Ellenbogen in die Seite, um seine Hand fester zu machen, und zog augenblicklich einen vollkommenen Kreis.

„Sagt Sr. Heiligkeit, daß dies mein Plan sey!" rief er, und trotz aller Gegenvorstellungen weigerte sich Giotto, einen andern zu machen.

Papst Benedikt war ein gelehrter Mann; er sah, daß Giotto das beste Beispiel der Vollendung in seiner Kunst gegeben, ließ ihn nach Rom kommen und ehrte und belohnte ihn. „Rund wie Giotto's Kreis" wurde ein italienisches Sprüchwort.

Giotto war, wie diese Geschichten bezeugen, ein munterer und spaßhafter Mann.

Seine Talente gewannen ihm den Schutz der Großen des Landes. Er besuchte nach und nach Padua, Verona und Ferrara. In der letztern Stadt

malte er einige Zeit für den Fürsten von Este. Zu dieser Zeit hörte Dante von Giotto und lud ihn nach Ravenna, dem damaligen Aufenthalt des verbannten Florentiners, ein. Dort malte er gleichfalls längere Zeit und schloß eine innige Freundschaft mit Dante. Der arme Schafhirte von Vespigniano stand jetzt auf dem Zenith seines Ruhmes. Er, der in den Kreisen der italienischen Edeln aufgenommen war, genoß auch die Freundschaft der talentvollsten Männer seines Zeitalters, und bewundert von Allen, nahm er eine wirklich beneidenswerthe Stellung ein. Seine Freunde schätzten ihn eben so sehr wegen seines Charakters, als wegen seines Talentes, und sein Biograph Vasari sagt, er sey ein eben so guter Christ als ausgezeichneter Maler gewesen.

Giotto starb zu Mailand im Jahre 1336, und sein prachtvolles Begräbniß gab Zeugniß, wie hoch ihn die Mitwelt schätzte.

Mannigfaltiges.

(Wölfe, Kinder säugend.) Murchison erzählt in den „Annal. Nat. History", daß ihm Colonel Sleeman fünf Fälle mitgetheilt habe, in denen in dem Lande Aude (Ostindien) Kinder geraubt und aufgezogen worden seyen. — In der Gegend von Cawnpore und Lucknow scheinen Wölfe sehr häufig zu seyn. Sie rauben oft Kinder und fressen sie natürlich meistens auf; aber einige sollen sie auch aufsäugen und nach ihrer Art und Weise erziehen. Vor einiger Zeit ritten zwei Gendarmen des Königs von Aude an den Ufern des Gumptiche hin und sahen drei Thiere zum Tränken herabkommen; sie eilten hinzu, fingen sie und fanden zu ihrem Erstaunen, daß es zwei Wölfe und ein kleiner nackter Knabe waren — der Knabe lief auf allen Vieren, wie seine Kameraden. Er wurde nach Lucknow gebracht, um daselbst aufgezogen zu werden, wo er auch noch leben mag. Während er gefangen ward, biß und kratzte er wüthend; er konnte kein Wort sprechen, hatte aber wie ein Hund viel Verstandeskraft und capirte Zeichen sehr rasch.

Herr v. Babo, der bekannte und vielverdiente rationelle Landwirth, hat für das Jahr 1854 unter dem Titel: „Der Bauernfreund" einen landwirthschaftlichen Kalender erscheinen lassen, welcher von hoher großherzgl. bad. Regierung bestens empfohlen wurde und in der That allseitiger Verbreitung unter dem Landvolke würdig ist. Er kostet nur 10 Kr. und enthält, außer dem gewöhnlichen Inhalte anderer Kalender, einen Gartenkalender, Portrait und Biographie des verstorbenen Gartendirektors Metzger und folgende ökonomische Aufsätze: über den Dünger, die Kalkdüngung, der Futterbau, Einiges über Bewässerung der Wiesen, über die Behandlung des Wintergetreides, von Handelsgewächsen (Tabak und Hanf), Etwas von Weinbau und Weinbehandlung; vor welchen Dingen hat sich der Landmann am meisten zu hüten etc., ein Weizenkern (Unterhaltung aus dem Gebiete der Natur), Trächtigkeitskalender der nutzbarsten Hausthiere und einen nach Monaten und Geschäften geordneten landwirthschaftlichen Arbeitskalender. Kein Landmann sollte es versäumen, sich diesen eben so nützlichen als billigen Kalender anzuschaffen, dessen Werth nicht veraltet.

Wie sehr der Verbrauch von Cigarren in Oesterreich gestiegen ist, geht zum Theile aus den statistischen Tabellen hervor. Im Jahre 1841 wurden 28 Millionen Cigarren erzeugt, während diese Ziffer in diesem Augenblick auf mehr denn 800 Millionen angewachsen ist. Dabei sind die aus dem Auslande bezogenen Cigarren nicht mitgerechnet.

(Kaiser Karl im Kloster.) Die oft erzählte Geschichte, daß der Kaiser Karl der Fünfte in dem Kloster St. Just sich der vergeblichen Bemühung hingegeben habe, zwei Uhren in gleichen Schlag und Takt zu bringen, galt bisher immer für ausgemacht. Das neue englische Werk von Stirling über denselben weist sie als Mährchen nach.

Humoristische Räthselfragen.

1. Warum sind bei den Trauungen Zeugen vonnöthen?

Antw.: Weil man so oft vergißt, daß man verheirathet ist.

2. Warum sind die Holländer die witzloseste Nation?

Antw.: Weil sie alles Salz zum Einpökeln der Häringe brauchen.

3. Warum ist im Deutschen, abweichend von andern Sprachen, die Sonne ein Weib und der Mond ein Mann?

Antw.: Weil das Weib, die Sonne, früh zu Bette gehen muß, wenn der Mann, der Mond, sich noch bis spät in die Nacht auf der Straße herumtreibt.

Redaktion, Druck und Verlag von G. Ritter in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

Nro. 146. Dienstag, 6. Dezember 1853.

Dreie und Eine.

(Schluß.)

8.

Am ersten Dezember war's und am andern Tage war der erste Advent, da stand Röschen, obwohl es recht kalt war, an ihrem Kammerfenster und hauchte sich ein Plätzchen leer an der eisbedeckten Fensterscheibe, damit sie auf Rechtlings Hausthüre sehen konnte; denn als sie heute Morgen die Fenster aufmachte, nickte ihr Mutter Rechtling so bedeutsam zu, als wollte sie sagen: Er ist da!

Ob sie gleich vor Frost zitterte, so ging sie doch nicht von der Stelle. Sie wollte ihn sehen, sie mußte ihn sehen.

Da! ein Sprung — und er war im Hause und sie hatte ihn doch nicht gesehen, denn die Stelle war wieder angelaufen.

Ach, sie zitterte ordentlich, wenn nun die Mutter rufen würde.

Jetzt hörte sie drüben laut sprechen, hörte fröhliche Stimmen!

„Röschen!" rief die Mutter.

Sie erschrack auf den Tod.

Als sie keine Antwort gab, kam die Mutter und öffnete die Thüre.

„Wo steckst Du denn?" sagte sie und ihr Gesicht leuchtete vor Freude. „Komm doch herüber und sieh', wer da ist!"

Nun war's nicht anders.

Die Mutter war schon wieder weg. Noch einmal warf sie einen flüchtigen Blick in den Spiegel, strich ihr Haar glatt, besah sich von allen Seiten und dann trat sie zögernd aus ihrem Stübchen und öffnete die Thüre.

Da stand Gabriel vor ihr!

Gerhard hatte nicht gelogen; wie war er männlich, stattlich und schöner geworden!

Aber sie wagte es kaum, ihn anzusehen, denn er faßte ihre Hand gerade so, wie damals am letzten Morgen seines Hierseyns. Wenn er sich vergäße und wieder einen Kuß darauf drückte, wie er damals gethan?

Sie erbebte bei dem bloßen Gedanken und zog schnell ihre kleine Hand aus der seinigen.

Erst nach und nach, als sie seiner anziehenden Erzählung lauschte, gewann sie Muth, ihn wieder anzusehen; und je länger sie ihn ansah, je schöner und liebenswürdiger er ihr vorkam.

Der alte Dobel war ganz glücklich mit Gabriel. Dieser erzählte so viel von den Städten, die er gesehen, vom Meere, an dem er gewesen, erzählte so schön, daß man ihm zuhören mußte von ganzer Seele.

Während er so bei ihnen saß, trat Gerhard mit seiner schönen jungen Frau herein.

„Siehst Du," sprach er zu ihr gewendet, „das ist Gabriel, von dem ich Dir sagte, und das ist mein Marieken," sprach er zu dem treuen Freunde, „von der ich Dir noch nichts habe sagen können."

Die erfreuten Kameraden fielen sich um den Hals wie Brüder und die junge Frau sagte zu Röschen:

„Sie haben sich so lieb, wie wir Zwei uns haben. Aber Gerhard hat Recht, Gabriel ist ein prächtiger Junge — gelt?"

Röschen wurde roth und die Andere blinzelte ihr zu mit den schelmigen Augen, so daß das Mädchen noch mehr erröthete.

„Du bist der Einzige, der sein Wort hielt!" sagte Gerhard, der seine Lust daran hatte, Gabriel verlegen zu machen.

„Joseph hat es ja auch gehalten!" entgegnete Gabriel.

„Ei," versetzte Gerhard, „der hätte so gut kommen können, wie ich!"

Da erglühte Gabriel und suchte ein anderes Gespräch auf die Bahn zu bringen. Er bracht's aber nicht fertig, denn Gerhard war ausgelassen in seiner Freude.

„Nun, Gabriel," sagte er, „beseh' Dir aber einmal die Zweie da! Sehen sie sich nicht gleich

wie zwei Schwestern? Doch was frag' ich denn?" fuhr er fort — „der bleibt doch auf seinen neun Augen steh'n und sagt: Röschen ist doch schöner! Und das darf ich doch nicht zugeben, sonst Adje Hausfrieden!"

„Geh' Du abscheulicher Mann!" zankte die junge Frau, sich böse stellend. „Quälst Du doch die lieben Leute immer gern!"

So ging's noch lange fort und Dobel, der sonst ernst war, mußte dennoch lachen über den ausgelassenen Schmied. —

Acht Tage später sah's in Dobels Stube anders aus.

Am warmen Ofen saßen Gabriel und Röschen und schauten einander in die Augen, als sähen sie da Wunderdinge, und Röschen sagte:

„Was ist denn das nur mit dem ersten Advent?"

„Ich will Dir's jetzt sagen, süßes Bräutchen," erwiederte Gabriel, und er erzählte ihr die Geschichte treu und wahrhaftig.

„Siehst Du," sprach sie, traulich sich an seine Schulter lehnend, „die zwei Andern wußten recht gut, wen ich meinte und wer mich recht lieb hätte!" Und sie legte ihren Arm um seinen Hals und barg ihr Gesicht an seiner Brust.

„Das wußte ich auch," erwiederte Gabriel, „aber nicht, wen Du lieb habest."

„O, wie seyd Ihr doch blind!" rief das Mädchen aus. „Hättest Du es denn nicht oft genug merken können? Wär' ich Morgens an die Thüre gekommen, wenn ich Dich nicht lieb gehabt? Du zürntest mir damals, ich weiß es wohl, aber ich Dir auch; denn Du sahst gar nicht mehr nach mir, aus lauter Leid um die Zweie, und das ließ ich Dich fühlen. Aber wie hat's mich nachher gereut!"

Gabriel küßte sie auf den rosigen Mund, so heiß, wie damals auf die Hand. —

Am zweiten Christtag war ihre Hochzeit und Dobels höchster Wunsch war erfüllt. Auch seine Frau hatte ihre Berechnung längst vergessen und das Glück ihres Kindes und ihres Gatten hätte sie vollkommen ausgesöhnt, wenn es nicht Gabriels kindliche Liebe gethan. —

Nach drei Jahren kam Joseph heim. Er allein hatte dienen müssen, während die beiden Kameraden so hohe Nummern zogen, daß die Reihe gar nicht an sie kam.

Joseph war ein anderer Mensch geworden. Die Strapazen in Hessen und so manches Andere hatten seinen Leichtsinn gebrochen. Auch die Zeit hatte das Ihre gethan. Er sah neidlos das Glück seiner Freunde und mit der Einwilligung seiner Eltern ging er nach Baden, um eine liebenswürdige Schwarzwälderin heimzuführen. — Und zu den glücklichen Alten kamen drei glückliche junge Paare hinzu. Die Liebe und Treue der Eltern ging auf die Kinder über, und das Glück, das so lange in der Wendelgasse geblüht, hatte auf's Neue dort Wohnung genommen, um nicht mehr zu entweichen.

Der Regimentshund.

Das naturhistorische Museum in Klagenfurt hat die irdischen Ueberreste des merkwürdigen Hundes Prohaska — auf gelungene Weise ausgestopft — vom k. k. österr. Commando des tapfern Regiments Prohaska zum Geschenke erhalten. Das Bild dieses Hundes kam schon zur Zeit, als er noch am Leben war, durch eine Aquarellskizze, sowie durch eine nach derselben veranstaltete Lithographie in hohe und höchste Hände und die Kunde seiner Thaten erhielt die weiteste Verbreitung. Alle Generale der Armee ließen sich denselben zeigen, ja Se. Maj. der Kaiser ließ sich denselben im Jahre 1851 auf der Malpensahaide vorführen.

Wann dieser originelle Hund zum Regiment kam, darüber sind die Ansichten getheilt; Einige behaupten in Bassano, als das Regiment im Jahre 1846 nach Italien rückte; jedenfalls taucht erst sein Name bei der Revolution in Mailand, dem Beginne des Feldzuges 1848, glänzend auf und hat sich im Laufe dieser Campagne mit immer mehr Ruhm erfüllt. Er gehörte Niemanden im Regimente, doch hielt er sich am liebsten beim 1. Bataillon auf; rückte das Regiment zu einer Parade oder sonst einer Ursache wegen aus, so war er stets vor dem 1. Bataillon mit der Leibfahne zu finden; waren die Bataillons getrennt oder auf Vorposten, wie im Jahre 1848 gegen die Schweiz, oder in den Friedensgarnisonen, wie z. B. wenn das Regiment in Mailand Abtheilungen in Pizzighettone hatte, dann verschwand er plötzlich aus der Hauptstation und erschien mit einem Transport in Pizzighettone oder sonst wo, zur Freude der dortigen Soldaten, gleichsam wie zur Inspizirung, blieb daselbst einige Wochen und kehrte sodann wieder nach Mailand zurück. Auf Märschen jedoch oder in der Aktion war er ohne Rücksicht auf die Abtheilung stets an der Spitze des Regiments, im Gefecht aber bei den Plänklern zu treffen, in seiner gewohnten Thätigkeit, bellend von einem Flügel der Kette zum andern zu springen.

Je heißer und lauter der Kampfeslärm, das Gekrache der Büchsen, der Donner der Kanonen, das Geschrei der Stürmenden, die Trommel- und Hornsignale, das Zischen und Pfeifen der Kugeln, die so manchen Baum und gar manchen braven Mann an seiner Seite niederrissen — je mehr war er in seinem Element, und rühriger und munterer sprang

er über die mit Pulverdampf und Leichen erfüllte Wahlstatt, gleichsam die Soldaten anfeuernd zum höhern Kampfe. Nur Wunden konnten ihn zwingen, diesen Schauplatz der Verwüstung und des Verderbens zu verlassen und zur Reserve zu eilen, nach deren Heilung er immer wieder beim Regimente eintraf, mochte dasselbe auch wo immer im Marsch begriffen seyn.

Es hatte dieser tapfere Parteigänger bei allen Affairen, wo sein ruhmvolles Regiment focht, gestanden, in sechs Schlachten oder Treffen war er thätig: an dem glorreichen Tage von St. Lucia, in dem heißen Treffen von Montanara, Curtatone, bei welch letzterm er einen Streifschuß durch das Genick bekam, bei Goito, an dem herrlichen Siege von Vicenza, wo ihm eine Schweizerkugel den Fuß zerschmetterte, an dem blutigen Tage von Custozza, und endlich unter den Mauern der großen Lombardenstadt, wobei er einen gefährlichen Schuß durch die Nase erhielt. Im Jahre 1849, von einer breiten, schweren Wunde, die ihm durch deu Handschar eines Seressaners beigebracht wurde — seiner Raufsucht wegen, die ihn im Rayon des Regiments nie einen zweiten Hund dulden ließ und ihm nebst seinen ehrenvollen Narben viele andere zuzog — kaum geheilt, brach der zweite Krieg mit Piemont aus, und Prohaska, kampflustiger als je, war bei Eröffnung des Feldzugs mit der äußersten Spitze der Vorhut der erste, der den Ticino überschritt.

So wurde er der unzertrennliche Liebling aller Soldaten des Regiments; erschien er im Gefechte, so riefen sie sich mit der größten Zuversicht zu: „Der Prohaska ist da, nun vorwärts!" In den Casernen trachteten sie ihn durch größere Fleischportionen an die Compagnien zu fesseln, doch vergebens, Prohaska wollte nur dem Regimente angehören, wechselte Caserne, Compagniezimmer und Bette, das ihm jeder Soldat, dadurch besonders geehrt, freiwillig räumte. Er unterschied in größter Entfernung einen Prohaskaner, ging nie zu einem andern Soldaten, zu einem Offizier, doch duldete er sie, da sie den Ehrenrock trugen, während er ein entschiedener, ja tödtlicher Gegner jedes Civilisten war.

Auf Märschen, vor dem Feind, zur Parade — kurz, wo die Mannschaft Feldzeichen trug, bekam er ebenfalls sein Eichenlaub; später gaben die Soldaten ihm, mit zwei Sternen zu beiden Seiten des Halsbandes, die Corporalsauszeichnung und hingen ihm in letzter Zeit das Dienstzeichen aus Holz um, seine lange, brave Dienstzeit anzuzeigen. Prohaska war in der That alt, sehr alt geworden; wenn er auch, gleich einem dienstbeflissenen Soldaten, bei keinem Ausrücken, keinem Exerziren fehlte, so schleppte er sich doch immer mühsamer hinter seinem Bataillon, dessen Bewegungen am Uebungsplatze nur langsam folgend, nach. Am Geburtstage Sr. Majestät des Kaisers, den 18. August d. J., wurde er wie gewöhnlich mit den Feldzeichen geschmückt; allein seine Schwäche hatte solchermaßen zugenommen, daß er sein Lieblingsbataillon, das 1., nur bis zur Flesche aus dem Castell begleiten konnte, sodann langsam und traurig umkehren mußte. Es war dies seine letzte Parade. Wenige Tage nachher verendete der Hund des tapfern Regiments.

Das naturhistorische Museum Kärnthens hat diese werthvolle Gabe des vaterländischen Regiments mit dem größten Danke aufgenommen und diesem Sinnbilde der Treue in den Räumen seiner Ausstellung einen entsprechenden Platz angewiesen.

Mitglieder-Verzeichniß des Maximilians-Ordens für Wissenschaft und Kunst.

Nachbenannte, durch ihre Leistungen im Gebiete der Wissenschaft und Kunst ausgezeichnete Männer haben Se. Majestät der König zu Mitgliedern des unterm 28. November jüngst gestifteten „Maximilians-Ordens für Wissenschaft und Kunst" allergnädigst zu ernennen geruht:

A. Im Gebiete der Wissenschaft:

1) Andreas Ritter v. Baumgartner in Wien.
2) August Böckh in Berlin.
3) Johann Kaspar Bluntschli in München.
4) Joseph Andreas Buchner daselbst.
5) Friedrich Creutzer in Heidelberg.
6) Ignaz Döllinger in München.
7) Wilhelm Dönniges daselbst.
8) Christian Gottfried Ehrenberg in Berlin.
9) Karl Friedrich Eichhorn daselbst.
10) J. F. Enke daselbst.
11) Joh. Nepomuk v. Fuchs in München.
12) C. F. Gauß in Göttingen.
13) Jakob Grimm in Berlin.
14) Joseph Baron v. Hammer-Purgstall in Wien.
15) Friedrich Benedikt Wilhelm v. Hermann in München.
16) Karl Friedrich Herrmann in Göttingen.
17) Alexander von Humboldt in Berlin.
18) Justus Freiherr v. Liebig in München.
19) Karl Friedrich Philipp v. Martius daselbst.
20) Hugo v. Mohl in Tübingen.
21) Johannes Müller in Berlin.
22) Georg Simon Ohm in München.
23) Franz Leopold Ranke in Berlin.
24) Friedr. Ludw. Georg v. Raumer daselbst.
25) Karl Ritter daselbst.
26) Friedr. Karl v. Savigny daselbst.

27) Friedr. Wilh. v. Schelling in Berlin.
28) Friedr. Christoph Schlosser in Heidelberg.
29) Gotthilf Heinr. v. Schubert in München.
30) Karl Theodor Ernst v. Siebold daselbst.
31) Karl August Steinheil daselbst.
32) Friedr. Wilh. v. Thiersch daselbst.
33) Friedrich Wöhler in Göttingen.
34) Ferdinand Wolf in Wien.

B. Im Gebiete der Kunst:

1) Albrecht Adam in München.
2) Anton Alexander Graf v. Auersperg in Wien.
3) Peter v. Cornelius in Berlin.
4) Sebastian v. Daxenberger in München.
5) Franz Dingelstedt daselbst.
6) Joseph Frhr. v. Eichendorff in Berlin.
7) Emanuel v. Geibel in München.
8) Franz Grillparzer in Wien.
9) Heinrich v. Heß in München.
10) Peter Heß daselbst.
11) Wilh. v. Kaulbach daselbst.
12) Leo v. Klenze daselbst.
13) Franz Ritter v. Kobell daselbst.
14) Franz Lachner daselbst.
15) Karl Friedr. Lessing in Düsseldorf.
16) Heinrich Marschner in Hannover.
17) J. Meyerbeer in Berlin.
18) Friedrich Overbeck in Rom.
19) Christian Rauch in Berlin.
20) Ernst Rietschel in Dresden.
21) Friedrich Rückert in Neuses.
22) J. Schnorr v. Carolsfeld in Dresden.
23) Joh. Schraudolph in München.
24) Karl Simrock in Bonn.
25) Ludwig Spohr in Kassel.
26) August Stüler in Berlin.
27) Ludwig Uhland in Tübingen.
28) August Voit in München.
29) Joseph Christian Frhr. v. Zedlitz in Wien.
30) Friedrich Ziebland in München.

Se. Maj. der König haben das im 5ten Artikel der Ordens-Satzungen angeordnete Kapitel, welches sich alljährlich im Monat November versammelt, um über die Ernennung neuer Mitglieder sein Gutachten abzugeben, aus nachbenannten Mitgliedern zu bilden allergnädigst geruht:

1) Jos. Andr. Buchner.
2) Emanuel v. Geibel.
3) Wilh. v. Kaulbach.
4) Leo v. Klenze.
5) Franz Lachner.
6) Just. Frhr. v. Liebig.
7) Friedr. v. Thiersch.

Zum Schriftführer des Ordenkapitels haben Se. Maj. der König den Ministerialrath v. Daxenberger ernannt.

Mannigfaltiges.

(Das amerikanische Communications-System.) Durch die jetzt in Angriff genommene Verbindung der beiden größten amerikanischen Canäle, der eine geht von New-York nach Süden bis zum Tioga Point, der andere ist der bekannte North-Branch Canal von Pennsylvanien, wird die größte Canalstraße der Welt (China nicht ausgeschlossen) bald fertig dastehen. Der Erie Canal, der die großen Seen mit dem atlantischen Ozean verbindet, hat nämlich zwei wichtige südliche Zweige, den Chenango und den Chemung, die bis Tioga Point verlängert und mit dem Canalnetz von Pennsylvanien verbunden werden sollen, wodurch eine künstliche Wasserstraße von nicht weniger als 2800 (engl.) Meilen gebildet wird. Dazu die Seitenverzweigungen mit schiffbaren Flüssen und Seen, mit Planken- und Eisenbahnen, und es wird ein Communicationssystem zu Stande kommen, wie es kein anderes Land aufzuweisen hat.

(Fischzucht in Frankreich.) Der „Moniteur" berichtet, daß in diesem Augenblicke in dem Etablissement der Fischzucht von Hüningen 200 000 befruchtete Eier vom Rheinlachs und der Lachsforelle der Schweizerseen vorräthig sind. 100 000 Eier von derselben Gattung sind an das College de France für die umliegenden Departemente von Paris versendet worden. Die Präfekten von denjenigen Departementen, deren Generalräthe die nöthigen Fonds zu Versuchen der Fischzucht votirt haben, werden aufgefordert, ihre Meldungen zur Beziehung dieser Eier an den Minister des Innern zu richten, damit man sie bei der Betheiligung berücksichtigen könne.

(Curiosum.) Das Berliner Intelligenzblatt brachte neulich folgende Anzeige:

„Es ist mich unlängst im Thierjarden, im Menschenjedränge, mein jeliebtes Weibchen Sabine Ockermann, jeborne Ufiethan, vom Arme jewaltsam jerissen jeworden. Wohl stand ich auf selbem Platze von 2 Uhr bis jegen 10 Uhr starr und unbeweglich und meente, sie müsse zurückkehren. Verjebens! Da ich nun die Meinung bin, daß sie Eener mir jeraubt, der sie nich kennen thut, so will ich ihn seinetwegen fußfällig gebeten haben, mir doch meine Ockermann, jeborne Ufiethan, stante pede wieder zurückzubringen. Später nehme ich sie sonsten nich mehr an. Maurerstraße Nro. 81.

Fritze Ockermann,
Regen- und Sonnenschirmanfertigungs-Fabrikant."

Redaktion, Druck und Verlag von G. Ritter in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

Nro. 147. Freitag, 9. Dezember 1853.

Das Dörtchen von Rebenbach.

Eine Geschichte aus dem schwäbischen Leben.
Von Ottilie Wildermuth.

1.
Zwei Kinder.

Es war der 10. Oktober des Jahres 17—, ein gar schöner, sonniger Herbsttag, so ein Tag, an dem alte Herzen wieder jung werden und junge überfließen möchten von Lebenslust. Die Sonne schien so voll und warm, als wollte sie noch einen recht herzlichen Abschied nehmen von der Erde, ehe sie sich in ihren Winterschleier hüllte.

In dem anmuthig gelegenen Dorfe Rebenbach war gerade die Weinlese in vollem Gang, ein fröhliches Leben und Treiben auf all den Höhen rings umher. Am lustigsten ging's aber zu in dem Weinberge des Pfarrers, da wurde nicht gespart an Lohn und Kost der „Leser" (wie man in Schwaben die traubenschneidenden Winzer nennt), darum waren sie auch so guter Dinge bei ihrer Arbeit und ließen noch vor dem Feierabend aus der alten Pistole des Husarenmartins, eines Veteranen, hie und da einen tüchtigen Schuß los, der knallend von allen Bergen und Hügeln umher wiederhallte und von da und dort erwiedert wurde.

Die Mägde des Hauses sammt einigen Weibern und Mädchen des Dorfs, die sich's zur Ehre rechneten, heute zu helfen, schnitten flink die Trauben in die Kübel, wobei der Martin die Aufsicht führte, ob auch die Stöcke pünktlich abgelesen und die abgefallenen Beeren gesammelt würden. Die vollen Kübel wurden in eine hohe Butte geleert, die ein junger Bursche den Berg hinabtrug; da stand eine „Gelte", in welcher der Jakoble, ein rothbackiger Bauernbube, lustig auf den Trauben herumtanzte, die durch den durchlöcherten Boden in die untenstehende Kufe liefen, als eine trübe Brühe, der man's nicht ansieht, daß sie nachher den köstlichen süßen Most, den edlen klaren Wein gibt.

Ganz oben in dem Weinberg, wo man das ganze weite Thal übersieht, stand eine große Laube mit langem Tisch. Dort war Dörtchen, des Pfarrers Töchterlein, beschäftigt, den Tisch zur Bewirthung der Herbstgäste zu rüsten, die heute aus der Stadt erwartet wurden. Die schönsten Trauben hatte sie zierlich zwischen Rebenlaub in die Körbe geordnet, den weißen, mit Kümmel bestreuten Herbstkäse einladend auf Porzellangeschirr gestellt, den rothen Wein in helle Flaschen gefüllt, ja die Mutter hatte ihr sogar anvertraut, den Schinken zu schneiden und auf die Teller zu legen.

Das Dörtchen war erst dreizehn Jahre alt und kleiner als die meisten Mädchen ihres Alters; aber sie drehte sich dreimal um, bis andere nur einmal, und sah aus ihren hellen blauen Augen so freundlich in die Welt hinaus, daß Jedermann eine Freude an ihr hatte. Sie war überall am rechten Fleck und that Alles zur rechten Zeit. Heute wußte sie selbst nicht, warum ihr's doch so gar wohl auf der Welt war, wo sie jetzt eben so viele fröhliche Leute sah. Obgleich sie just keine sonderliche Singstimme hatte, sang sie doch aus lauter Herzensfreude mit hellem Ton:

„Rosen auf den Weg gestreut
Und des Harms vergessen!"

was damals ein nagelneues Lied war. Da erblickte sie ein junges Mädchen ihres Alters, das höchst mühsam die schmalen Weinbergstäffelein heraufstieg, und mit dem Jubelruf: „Liesle! Liesle!" hätte sie fast das Glas fallen lassen, das sie eben hellreiben wollte; aber sie besann sich schnell, stellte es rasch auf den Tisch und sprang dann mit fröhlichen Sätzen, leicht wie ein junges Reh, der Ankommenden entgegen. Das Liesle — die sich aber nicht gern so nennen ließ, wie wir bald hören werden — vermochte mit ihrem langen himmelblauen Kleid kaum durch die enge Furche zu kommen, und Dörtchen, der ihr etwas verwachsenes, kurzes Barchentkleidchen nicht hinderlich am Steigen war, konnte fast nicht erwarten, bis sie sie endlich heiler Haut heraufhatte.

„Nun aber sag' mir, Liesle," fing sie an, „was fällt Dir ein, in Deinem hellblauen Levantinkleid hierher in den Herbst zu kommen? Unsern Bauern hättest Du in einem Merinokleid eben so wohl gefallen. Aber gelt, da kommst Du Dir vor wie so, ein Fräulein in den Romanen, die Du so gerne liest?"

Lieschen, das gerade so alt wie Dörtchen, aber viel größer und ein hübsches, schlankes Mädchen war, nahm den Empfang etwas übel, denn sie kam sich besonders schön vor in dem himmelblauen Kleide und hatte nur schwer von der Mutter Erlaubniß erhalten, es anzuziehen. Da aber Dörtchen doch Recht hatte, so fing sie von was Anderm an, indem sie sagte:

„Aber, liebes Dörtchen, könntest Du mich denn nicht Elise nennen, da Du weißt, daß ich's viel lieber habe? Lieschen klingt doch gar so gewöhnlich; ich werde Dich ja gern Dorette oder Doris heißen, wenn Du willst."

„Bedanke mich dafür!" meinte Dörtchen — „wenn's der Mutter nicht zu lang wäre, ließe ich mich am liebsten Dorothea heißen, wie ich getauft bin, seit ich vom Vater weiß, was für eine schöne Bedeutung der Name hat. Dir thue ich aber gern den Gefallen, Dich Elise zu heißen, wenn ich's nicht hundertmal wieder vergesse. Nun aber komm' und iß Trauben, die andern Sachen wollen wir stehen lassen, bis die Eltern mit den Gästen kommen."

Elise — wir wollen ihr auch den Gefallen thun — war den andern Gästen vorangegangen, welche der Pfarrer auf einem andern Wege herführte, um ihr liebes Dörtchen früher zu sehen, denn die beiden Mädchen hatten sich, trotz ihrer großen Verschiedenheit, herzlich lieb. Elise war die Tochter der wohlhabenden Wittwe eines niedern Hofbeamten, die in der nahen Hauptstadt wohnte, einer Jugendfreundin der Pfarrerin; daher kannten sich die Mädchen von frühester Kindheit her. Elise war ein lebhaftes und reichbegabtes Mädchen, aber launig und flüchtig in Allem, was sie that, und von der zu nachsichtigen Mutter verwöhnt. Ihr Hauptfehler war der, immer etwas Besonderes seyn zu wollen; daher trieb sie meist, was sie nicht sollte, las Romane statt der Schulbücher, wollte nur Rosen und Vergißmeinnicht sticken, ehe sie einmal recht Strümpfe stricken konnte, wünschte sich, jung zu sterben, statt daß sie mit Gottes Hilfe gesucht hätte, recht leben zu lernen, und machte der Mutter und dem Lehrer mehr Verdruß als Freude, obgleich sie immer und überall für äußerst gescheidt und talentvoll galt. Da war das Dörtchen ganz anders: was sie thun sollte, das that sie recht und ganz, war es nun Hühnerfüttern oder Lesen, Arbeiten oder Spielen — sie war mit ganzer Seele dabei; darum geschah auch Alles recht, was sie ergriff, und sie war stets fröhlich und wohlgemuth.

(Fortsetzung folgt.)

Moleschott's Lehre der Nahrungsmittel für das Volk.

(Fortsetzung von № 141.)

Die Wurzeln wie die Gemüse und das Obst gehören also zu den wenig nahrhaften Speisen und lassen sich in einer zweiten Gruppe vereinigen, wenn man aus Fleisch, Brod und Erbsen die erste gebildet hat. In jener Gruppe zeichnen sich zwar Kartoffeln und Mohrrüben durch ihre Nahrhaftigkeit, die letztern überdies durch ihre Verdaulichkeit vortheilhaft vor den übrigen aus.

Was soll man aber trotzdem von einem Nahrungsmittel halten, in dem Eiweiß und Fettbildner gerade in umgekehrtem Verhältniß von dem im Blut gegebenen vorhanden sind? Mit Fett kann es das Blut und die Gewebe überfüllen, aber wie es das Blut nur ärmlich mit Eiweiß versorgt, so kann es den Muskeln keinen Faserstoff und keine Kraft, dem Gehirn weder Eiweiß noch phosphorhaltiges Fett zuführen. Oder soll der Mensch sich mästen wie das Vieh? Und was wäre denn anders die Folge, wenn man so viel Kartoffeln genießen wollte als nöthig wären, um durch sie allein das Blut mit dem erforderlichen Eiweiß zu versehen? Es würde, wenn nicht die Verdauung durch die übermäßige Zufuhr gänzlich ins Stocken geriethe, ein Reichthum an Fett entstehen, den der Sauerstoff nicht bewältigen könnte; das Fett müßte einen Theil der Lebensluft den eiweißartigen Körpern rauben. Dann wäre dem rastlosen Stoffwechsel, der Ernährung wie der Rückbildung, eine Schranke gezogen, und nur ein Theil, der minder wichtige, wäre in dem Strom des Werdens und Vergehens begriffen, der Willen und Thatkraft, Bewegung und Gedanken erzeugt.

Wir lassen diesen Betrachtungen aus Moleschott's Schrift das für eine große Zahl von Lesern interessante Kapitel über Kaffee, Thee und Chocolade folgen:

Daß man Kaffee, Thee und Chocolade im gewöhnlichen Leben als Getränke betrachtet, die einander bis auf einen gewissen Grad ersetzen können, hat einen guten chemischen Grund. Alle drei enthalten eine stickstoffhaltige Basis, der sie einen Theil ihrer wichtigsten Eigenthümlichkeiten verdanken. In Thee und Kaffee ist sogar eine und dieselbe Basis vorhanden, welche deßhalb ohne Unterschied bald Theestoff, bald Kaffeestoff heißt. Die Basis der Chocolade will ich Cacaostoff nennen. Der Cacao-

stoff ist reicher an Stickstoff als der Theestoff, welch letzterer in der Zusammensetzung sehr nahe mit der Fleischbasis übereinstimmt. In kaltem Wasser wird der Theestoff nur sehr wenig, der Cacaostoff in geringer Menge sogar von heißem Wasser gelöst, in welchem der Theestoff leicht löslich ist.

Während jene Basis im Thee mit der gewöhnlichen Gerbsäure verbunden vorkommt, bildet sie in den Kaffeebohnen mit einer eigenthümlichen kohlenstoffreicheren Gerbsäure ein Salz, das mit kaffeegerbsaurem Kali zu einem sogenannten Doppelsalze vereinigt ist. Diese Kaffeegerbsäure entwickelt beim Rösten den angenehmen Kaffeegeruch.

Nicht nur die gleiche Basis, sondern auch noch zwei ähnliche organische Säuren, von denen die eine im Thee, die andere im Kaffee vorkommt, vermehren die Uebereinstimmung zwischen Theeblättern und Kaffeebohnen.

Erbsenstoff, Zellstoff, Gummi, Zucker, Citronensäure nebst Oelstoff und einem eigenthümlichen Fett, das man Palmfett nennt, weil es in der Frucht einiger Palmen gefunden wurde, begleiten die organischen Säuren und den Theestoff der Kaffeebohnen. Auch flüchtige Oele sind in diesen enthalten.

Die Theeblätter hingegen sind, abgesehen von der Basis und den Säuren, aus Eiweiß, Zellstoff, Gummi, Wachs, dem grünen Farbstoff der Pflanzen und dem flüchtigen Theeöl zusammengesetzt. Das Theeöl ist eine Hauptursache der Würze des Thees, die ihn vom Kaffee, trotz der Uebereinstimmung von Kaffeestoff und Theestoff, so wesentlich unterscheidet.

Auch die anorganischen Bestandtheile sind in Thee und Kaffee verschieden. Denn während in den Kaffeebohnen Chlor, Phosphorsäure und Schwefelsäure mit Kali, Kalk, Bittererde und Eisenoxyd verbunden sind, ist der Thee noch um eine anorganische Säure reicher, die aus Mangan und sehr vielem Sauerstoff besteht.

In den Cacaobohnen, aus denen die Chocolade bereitet wird, finden sich, außer dem Cacaostoff, Eiweiß, Talgstoff und Oelstoff, Zellstoff, Gummi und Stärkmehl, ein rother Farbstoff und wenig Wasser.

Die Cichorien, die so allgemein als Ersatzmittel des Kaffees im Gebrauch sind, enthalten weder Kaffeestoff, noch auch sonst irgend einen der eigenthümlichen Bestandtheile der Kaffeebohnen. Bisher ist nicht einmal irgend ein eiweißartiger Körper in der Cichorienwurzel nachgewiesen.

Wenn nun auch Eiweiß in keinem Pflanzentheile ganz fehlt, so muß es doch in der Cichorienwurzel sehr spärlich vorhanden seyn. Allein die Fettbildner sind reichlicher in derselben vertreten; denn außer Zellstoff, Zucker und Gummi enthält sie eine ziemlich bedeutende Menge eines dem Stärkmehl gleich zusammengesetzten Stoffs, der sich durch bloßes Kochen im Wasser in Zucker verwandelt. Chlorkalium, eine Verbindung von Chlor mit Ammoniak (der s. g. Salmiak), schwefelsaures und salpetersaures Kali sind die anorganischen Bestandtheile.

Bisher kann man also der Cichorienwurzel weder eine große Bedeutung als Nahrungsmittel, noch Aehnlichkeit mit dem Kaffee zuschreiben. Wenn nicht ein bitterer, organischer Stoff, der noch nicht genauer untersucht ist, sich in der Folge als besonders werthvoll erweist, dann besitzt der Cichorienaufguß keinen andern Vorzug als Zuckerwasser, dem man eine braune Farbe und einen bittern Geschmack mitgetheilt hätte. Aber, wie gesagt, jenen bittern Körper kennen wir nicht. Wenn deßhalb einerseits die Cichorien in wissenschaftlicher Beziehung keineswegs als wahres Ersatzmittel des Kaffees gelten können, so sind sie andererseits viel zu wenig untersucht, als daß man zu einer unbedingten Verurtheilung derselben das Recht hätte.

Die gerösteten Kaffeebohnen unterscheiden sich von den rohen durch ihr geringeres Gewicht bei größerm Umfang. Brenzliche Stoffe, welche das Rösten erzeugt, bedingen die braunrothe bis schwarzbraune Farbe, die durch das Brennen veränderte Kaffeegerbsäure den Geruch. Der Zucker verliert einen Theil seines Gehalts an Wasserstoff und Sauerstoff und ist nach dieser Zersetzung unter dem Namen Caramel bekannt.

In dem Aufguß, den man mit siedendem Wasser aus den gemahlenen Kaffeebohnen bereitet, sind der Kaffeestoff und die Säuren, das Gummi und Caramel, das geschmolzene Fett und die Salze, aber nur eine sehr geringe Menge Erbsenstoff zu finden.

Zwischen grünem und schwarzem Thee, die man so oft fälschlich von verschiedenen Pflanzen herleitet, herrscht ein ähnlicher Unterschied wie zwischen rohen und gerösteten Kaffeebohnen. Die Blätter werden schwarz, wenn man sie stärker trocknet. Grüner Thee ist erst durch Dampf zum Welken gebracht und dann in eisernen Kesseln getrocknet, während der schwarze über freiem Feuer erhitzt wurde. Weil die Hitze zersetzend wirkt, so enthält der schwarze Thee weniger Theeöl, weniger Gerbsäure und weniger grünen Farbstoff, als der grüne. Dagegen entsteht durch das Trocknen ein dunkles Zersetzungsprodukt, von dem nur eine Spur im grünen, im schwarzen dagegen eine erhebliche Menge vorhanden ist. In China wird der Thee indeß nicht selten mit Gelbwurz und Indigo gefärbt.

Durch das freie Feuer ist im schwarzen Thee das Eiweiß vollständiger geronnen wie im grünen. Bei der Gerinnung des Eiweißes wird das Theeöl frei. Zum Theil hat der schwarze Thee auch deßhalb mehr von seinem Theeöl verloren, und aus demselben Grund ist der Thee am schmackhaftesten, wenn er mit voll-

kommien siedendem Wasser angemacht wird, das alles noch lösliche Eiweiß zur Gerinnung bringt und dadurch das Theeöl um so leichter auflöst. Aber auch der gerbsaure Theestoff wird nur von kochendem Wasser gehörig ausgezogen; diese Verbindung scheidet sich sogar in der Kälte wieder aus, und daher die Trübung beim Erkalten eines gut bereiteten Theeaufgusses, die jeder kennt, der den Thee einmal nach russischer Sitte aus Gläsern getrunken hat. Theestoff und Theeöl sind aber die eigenthümlichsten Bestandtheile des Thees, siedendes Wasser also eine unerläßliche Bedingung, wenn man wirklich Thee und nicht braunes Gummiwasser trinken will. Mit dem siedenden Wasser dürfen aber die Theeblätter nur übergossen, nicht weiter gekocht werden, sonst entweicht das Theeöl, und es entsteht eine bittere Gerbsäurelösung, zu welcher man auch Galläpfel brauchen könnte. Der erste Aufguß enthält vier- bis sechsmal mehr der eigenthümlichen Theebestandtheile, als der zweite.

(Schluß folgt.)

Zur Vergleichung der Witterungsverhältnisse im Monat November der Jahre 1851, 1852 und 1853.

1 8 5 1.

Der höchste Thermometerstand war $7^1/_2$° R. am 1. und 2. Nachmittags 1 Uhr; der niederste $2^1/_2$° R. (unter Null) am 24. Morgens 7 Uhr. Die mittlere Temperatur des Monats betrug $2^1/_2$° R. — An 6 Tagen fiel etwas Schnee, an 2 Tagen regnete es; an 6 Tagen Sonnenschein bei theilweise bedecktem Himmel; die übrigen Tage waren trüb.

1 8 5 2.

Der höchste Barometerstand war 331″ P. am 8.; der niederste 321″ P. am 24.; der mittlere Stand betrug 327″,5 P. Der höchste Stand des Thermometers war 15° R. am 2. Nachmittags 2 Uhr; der niederste 1° R. am 29. Morgens 7 Uhr; der mittlere Stand 8° R. — An 11 Tagen Sonnenschein bei theilweise bedecktem Himmel; an 13 Tagen fiel Regen; die übrigen Tage waren trübe. Am 16. waren vier Gewitter zu verschiedenen Tageszeiten.

1 8 5 3.

Der höchste Barometerstand war 333″,5 P. am 10. und 11.; der niederste 329″ P. am 29.; der mittlere Stand des Monats 329″,3 P. — Der höchste Stand des Thermometers betrug 11° R. am 7. Nachmittags 2 Uhr; der niederste 1° R. (unter Null) am 30.; der mittlere Stand des Thermometers für den ganzen Monat $4^1/_2$° R. An einem Tage regnete es; an 15 Tagen war Sonnenschein bei theilweise bedecktem Himmel, die übrigen Tage waren trübe. An 7 Tagen Morgens Reif.

Mannigfaltiges.

Ein Contract zwischen zwei Freunden.

„Lieber Freund, ich brauche tausend Thaler — kannst Du mir sie leihen?"

„„Sehr gern — auf wie lange?""

„Auf ein Jahr."

„„Auf ein Jahr, gut. Aber Du weißt, daß wir uns darin nicht ähnlich sehen; ich lege das Geld nützlich an, welches mir meine Arbeit einbringt.""

„Das weiß ich wohl."

„„Doch ich bin weder Banquier noch Wucherer, das wirst Du auch wissen. Du zahlst mir mäßige Interessen von zehn Prozent; mein Geld muß doch etwas tragen.""

„Gewiß, da hast Du Recht."

„„Das macht im Jahr hundert Thaler. Du gibst mir also eine Obligation von tausend Thalern und ich will Dir neunhundert sogleich auszahlen. Was meinst Du dazu?""

„Ganz wohl, ich erwartete es nicht anders von Deinem guten Herzen. Aber da fällt mir etwas ein. In einem Jahre könnte ich vielleicht nicht im Stande seyn, es zurückzuzahlen. Wenn es Dir nichts ausmacht, so würde ich Dich auf zwei Jahre darum bitten."

„„Du hast Recht. Ein Jahr ist bald dahin. Also zwei Jahre, um Dir gefällig zu seyn. Gut. Dann erhältst Du von mir achthundert Thaler gegen Deine Obligation von tausend. Ist Dir das recht so?""

„Ja. Aber höre, wenn ich das Geld statt auf zwei auf vier Jahre nehmen würde, so könnte ich Dich noch sicherer bezahlen."

„„Herrlich! Hier hast Du sechshundert Thaler; schreibe die Obligation auf vier Jahre.""

„Weißt Du was? Wenn ich Alles wohl überlege, so schreibe ich sie lieber gleich auf zehn Jahre und dann brauchst Du mir gar nichts zu geben."

Redaktion, Druck und Verlag von G. Ritter in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

Nro. 148. Sonntag, 11. Dezember **1853.**

Das Dörtchen von Rebenbach.

(Fortsetzung.)

Da die Bewirthung für die Gäste bereit war, Elise aber noch müde von ihrer außerordentlichen Anstrengung, setzten sich die beiden Mädchen einstweilen mit einem Traubenkörbchen auf die Schwelle der Laube und schauten vergnüglich hinunter in das reiche, gesegnete Thal, auf die Höhen, die ringsum belebt waren von frohgeschäftigen Leuten, dahinter der buntgefärbte Wald und darüber der schöne blaue Himmel. Es war so schön hier, daß ihnen recht das Herz aufging.

„Hör', Dörtchen, begann Elise, möchtest Du nicht, daß es noch Feen gäbe? daß dort hinter dem vorstehenden Felsen jetzt plötzlich so eine Frau in glänzendem Gewande hervorträte und uns drei Wünsche erfüllen wollte?"

„Ja," sagte Dörtchen, „als ich die Geschichten zuerst las, ist mir's auch immer durch den Kopf gegangen, und ich dachte, das wäre prächtig; aber nachher ist mir eingefallen, daß der liebe Gott doch mehr kann, als alle Feen, und daß er uns noch viel lieber hat, darum wird der uns schon geben, was wir brauchen."

„Wüßtest Du denn jetzt gar keine Wünsche, sag', Dörtchen?"

„Ich? wart' einmal, ich will mich besinnen.... Ja, auf den Winter möcht' ich ein Spinnrädchen, ich spinne gar nicht gern an der Spindel; aber halt! das gilt nicht, das krieg' ich vielleicht zum Christtag. Aber ich möchte, daß der Vater auch recht gesund wäre, und daß der Nachbarin ihr Fritz nicht zu den Soldaten müßt', sie weint so um ihn. Und schön singen können möcht' ich auch, daß der Schullehrer nimmer sagte, seine Hühner gingen drauf von meinem Gesang; und so einen Beutel, der nie leer wird, ließ ich mir gern auch gefallen, aber ich weiß dann doch nicht, ob ich's auch recht austheilen könnte. Aber was weißt denn Du Alles?"

„Ich," sagte Elise mit glänzenden Augen, „ich möchte schön seyn, ach, wunderschön! und möchte den Teppich, auf dem man durch alle Länder fliegen kann, wohin man nur will, und möchte ein Zauberstäbchen, mit dem man auf Einen Schlag Alles fertig machen kann, daß ich mich nicht mit so langweiliger Arbeit plagen dürfte; und möchte prächtig malen können, und so ein Füllhorn haben, aus dem ich schütteln könnte, was ich nur wollte, die schönsten Kleider —"

„Ei und was noch mehr?" rief das muntere Dörtchen. — „Du hast's ja wie am Schnürchen! Aber hör'," fuhr sie nachdenklich fort, „ich meine, darum habe uns Gott [illegible] schickt, daß wir Alles mit einem Zauberstäbchen fertig machen sollen; und wenn man recht gethan hat, was man soll, so ist man am Ende doch noch vergnügter, als wenn man nur hat, was man will."

„Ach geh', ich würde ja auch aus meinem Füllhorn den armen Leuten Geld und Kleider herausschütten —"

„Und ich würde die faulen Mädchen heimjagen, die im Herbste dasitzen und schwatzen, statt zu „lesen" (Trauben zu schneiden). Schnell hinunter in den Weinberg, wenigstens Du, Dörtle!" so rief Dörtchens Mutter, die Frau Pfarrerin, die inzwischen unbemerkt hinter die Mädchen getreten war.

Dörtchen sprang rasch auf, grüßte die eben nachkommenden Gäste freundlich, wenn auch roth vor Beschämung, nahm einen Traubenkübel und ihr „Häpchen", eilte flink damit in den Weinberg und fing an zu schneiden, als ob sie heut noch allein fertig machen wolle.

Elise war empfindlich, daß man sie so als Kind an die Arbeit schicke, während sie schon in Gedanken als Feenkönigin herumgeschwebt war; sie wollte ihrer Freundin helfen, aber das Levantinkleid zerriß an den Traubenstöcken, mit dem Häpchen schnitt sie sich in die Finger, weil sie die Trauben verkehrt hielt, und stieß mit dem Fuß den Traubenkübel um,

so daß die Winzer ein lautes Gelächter erhoben über „Stadtbettele", wie sie sie nannten, worüber sie tief gekränkt sich in die Laube zu den Erwachsenen setzte.

Dort aber gab man zum Verwundern wenig Acht auf sie, Niemand sagte davon, wie gut sie singen und wie hübsch sie deklamiren könne, und Niemand bewunderte ihr Levantinkleid.

„Ach," dachte sie im Stillen, „wenn doch die Fee käme und mich plötzlich in ein großes, wunderschönes Fräulein verwandelte!"

Es war Abend geworden und die Lese beendigt. Da geht aber erst noch die rechte Herbstlust an. Drunten, auf einer Kleewiese, hatten sich die Leser gelagert und ließen sich's herrlich schmecken bei Käse, Wurst und Wein. Oben hatte man zur Würze des Festmahls auch im Freien Kartoffeln gebraten, die reißend Abgang fanden. Nun ging das Schießen los. Die jungen Herren erschreckten die Damen mit angezündeten Fröschen und ließen Schwärmer und prächtige Raketen steigen, denen die Leute unten stets ein jubelndes „Ah!" nachriefen.

Die Mädchen saßen wieder beisammen, seitwärts auf einem Rain, wo sie dem Feuerwerk sicher zuschauen konnten. Dörtchen hatte sich müde geschafft und sah jetzt still zu, wie die aufzischenden rothglühenden Feuerstrahlen einen Augenblick die kleinen [illegible] verdunkeln schienen, die nachher doch wieder so still und klar dareinschauten wie immer. Das Gespräch vom Nachmittage fiel ihr wieder ein und Lieschens Wünsche. Da bat sie Gott im Stillen, er möge ihr helfen, daß sie den Menschen lieb werden könne auch ohne große Schönheit, daß sie ihr Tagewerk recht vollbringe auch ohne ein wunderbares Füllhorn, und es wurde ihr so still und wohl um's Herz, als ob Alles recht und gut werden müsse.

„Siehst Du," rief Lieschen, als eben eine prächtige Rakete zischend auffuhr und in funkelnden Sternlein niederfiel — „siehst Du, so möcht' ich ein Leben haben, glänzend, wunderbar und herrlich, und wenn's auch kurz dauerte!"

„Die Rakete ist aus," sagte Dörtchen, „und jetzt fällt noch ein verbranntes Holz zur Erde; da möcht' ich lieber so ein stilles Sternlein seyn, das seine Bahn zieht, wie sie Gott der Herr verordnet hat, auch wenn Niemand darauf achtet, als solch ein Ding, das brausend hinauffährt und dann auslischt, ohne daß man mehr daran denkt."

„Dörtchen," fing nach einer Weile die aufgeregte Elise wieder an, „hast Du auch schon gehört, daß ein Wunsch erfüllt wird, den man denkt in dem Augenblick, wo ein Stern fällt?"

„Ach, kommst Du schon wieder an's Wünschen?" versetzte Dörtchen.

„Hör', Dörtchen, wenn ich doch in die Zukunft sehen könnte! ich möchte nur wissen, wo wir Beide in zehn Jahren seyn werden."

„Wo der liebe Gott will," sagte Dörtchen ruhig.

„Dörtchen," fuhr Elise fort, „heute ist der zehnte Oktober, wir wollen einander versprechen, nach zehn Jahren wieder hier zusammenzukommen, wenn wir noch leben, mögen wir auch seyn, wo wir wollen."

„O, von Herzen gern! das ist wohl leicht zu halten, in zehn Jahren werden wir noch nicht weit von hier seyn."

„Sey das, wie es will," versprich mir's! rief Elise und Dörtchen schlug lächelnd ein. —

Inzwischen hatte man Fackeln angezündet und schickte sich zum Gehen an. Dörtchen half die Reste der Mahlzeit und das Geräthe zusammenpacken und nahm einen vollen Korb in den Arm. Nun brannten die Fackeln, und Winzer und Gäste schritten bei ihrem Glanze singend dem Dorfe zu, während dazwischen die letzten Schüsse fielen. Leise singend schlossen sich die Mädchen dem Zuge an, während sie aufschauten zum stillen Nachthimmel. Lieschen dachte an die schimmernde Rakete, Dörtchen an den lieblichen Stern — da fuhr eine helle Sternschnuppe über den Himmel und erlosch.

(Fortsetzung folgt.)

Eine Schiffsmeuterei.

Kürzlich brachten Bremer Blätter kurze Nachrichten über eine grauenvolle Meuterei an Bord eines deutschen Schiffes, das zu Anfang vorigen Monats in den Hafen der Stadt Bremen einlief. Nun ist die ausführliche Verklarung der Mannschaft erschienen, aus welcher wir ersehen, daß auf der preußischen Barke „Adolph Werner" ein Drama spielte, wie es nicht gräßlicher gedacht werden kann. Wir fassen die Hauptmomente kurz zusammen.

Am 6. August ging das genannte Schiff, Capitän Bunck, befrachtet mit einer nach Bremen bestimmten Ladung Kaufmannsgüter, zu Bahia in Brasilien unter Segel. Die Mannschaft bestand aus zehn Köpfen, nämlich sechs Deutschen (aus Pommern), zwei Brasilianern, einem Engländer und einem Neger. Von den Deutschen waren vier unter 19 Jahren, der Bootsmann 31, der Zimmermann 48 Jahre alt. Das Schiff hatte einen Monat lang ziemlich stürmische Fahrt. Am 8. Sept. gegen Mittag fällt plötzlich der Neger Antony den Capitän von hinten an und versetzt dem nichts Arges Ahnenden mit einem langen, dolchartigen Messer mehr als 15 Stiche an allen Theilen des Körpers. Der Verwundete ruft um Hilfe, bittet den Bootsmann, einen Säbel

aus der Cajüte zu holen, und sinkt zu Boden. Als der Bootsmann in die Cajüte laufen will, um den Säbel zu holen, fällt der Segelmacher Juan de Corvo über ihn her, versetzt ihm einen Stich in den Arm und wirft ihn in die Cajüte, worauf der Matrose Jose de Silva das Steuer verläßt und die Cajüte zubindet.

Nun war es klar, daß eine verabredete Meuterei zum Ausbruch gekommen; die Verschworenen hatten nur den günstigen Zeitpunkt abgewartet und führten ihren Plan aus, als die übrige Mannschaft sich im Roof befand, den Juan mit einem siebenzölligen Nagel zugemacht hatte.

Der Capitän raffte sich wieder empor, schwankte bis in die Mitte des Decks und ließ sich von einem Schiffsjungen eine Axt geben. Die eingesperrte Mannschaft war auf der Steuerbordseite wieder hervorgebrochen, aber ohne Waffen, mit welchen die Meuterer wohl versehen waren. Beide Theile standen einander gegenüber. Der Capitän wollte den Neger mit der Axt angreifen, aber er fühlte sich zu schwach und bat, da er sein Ende nahe glaubte, den Juan um Gnade für Leute, Schiff und Ladung. Die Entgegnung war eine Frage: ob er das Schiff übergeben wolle? Zugleich mußte er den Curs nach den Capverdischen Inseln angeben; Jose steuerte. Unter Allen herrschte eine fürchterliche Spannung. Der blutende Capitän rafft seine letzten Kräfte zusammen und steigt in die Mars des Vortopp, während der Engländer, Benjamin Jenings, ein Bursche von 19 Jahren, von den Meuterern in die Mitte des Decks gestellt wird und Wache halten muß, damit von den Uebrigen Niemand auf das Hintertheil des Schiffes komme. Der Neger und Juan plündern die Cajüte. In der Ferne vorübersegelnden Schiffen darf kein Signal gegeben werden. Juan steigt zum Capitän hinauf und schafft ihm Wasser und ein Bett auf die Mars; als er aber unten auf dem Deck ist, sagt er: „Der Capitän ist morgen früh todt; man hat ihn schlecht gestochen. Wenn ich steche, ist Jeder gleich geliefert."

Inzwischen leben die Meuterer lustig, schlachten ein Schwein und rauchen Cigarren. In der dunkeln Nacht halten Jose und Benjamin Wache. Der Neger und Juan leuchten der Mannschaft zuweilen mit der brennenden Cigarre ins Gesicht.

Endlich bricht der Tag an. Ein Schiff, das schon am Tage vorher in Sicht war, kommt ziemlich nahe; es scheint Verdacht zu schöpfen, wird aber durch Windstille abgehalten, weiter aufzusegeln. Gegen Abend fragen die Meuterer den 16jährigen Matrosen Fritz Bunck, ob er sich getraue, das Schiff nach den Capverden zu bringen. Er bejaht dies und sie lassen ihn in die Cajüte gehen, wo sich die Karten befinden. Mittlerweile zeigt es sich, daß der Neger und Juan nicht ganz einig sind. Jener erinnert sich, daß der Capitän noch lebe, will auf die Mars steigen und ihn über Bord werfen. Juan holt ihn herunter, weil es noch nicht Zeit sey.

Jetzt tritt eine neue Katastrophe ein. Der Engländer Benjamin geht in die Cajüte, wo Fritz Bunck ihm auf Englisch sagte: „Ach Gott, was wird das werden?" Jener antwortet: „Wir sind sehr traurig daran; ich ebensowohl als Ihr. Denn Joseph hat mir gesagt, es sey abgemacht, um 11 Uhr, nach Untergang des Mondes, Alle zu ermorden und das Schiff in Brand zu stecken oder zu bohren. Ich soll zwar vorläufig mein Leben behalten und mit ins Boot genommen werden, aber sobald wir Land sehen, will der Schwarze mich umbringen, damit ich nichts verrathe. Wir müssen, um unser Leben zu retten, die erste beste Gelegenheit benützen, und ich will mich der Geräthschaften des Zimmermanns zu bemächtigen suchen."

Diese Eröffnungen theilt Fritz den übrigen Deutschen mit, nur nicht dem Zimmermann, der sich sehr furchtsam benahm. Abends sitzt Juan betrunken in der Cajüte und fragt den Fritz, wen von der Mannschaft er ermorden solle; ermorden müsse er Einen. Er bat ihn, Alle am Leben zu lassen. Nun folgt eine eigenthümliche Scene. Juan setzt sich am Backbord an die Schanzkleidung, Benjamin neben ihm zu seiner Rechten, gegenüber der Neger, zur Linken Jose. Etwas von dem Schwarzen entfernt, sitzt der Zimmermann, der winselnd um sein Leben fleht. Juan nimmt seinen Hut vom Kopfe, stellt ihn zwischen sich und den Neger und reicht diesem die Hand. Unter feierlichem Schweigen halten sie eine Zeitlang die verschränkten Hände über den Hut; dann zieht Juan Antony's Hand an sein Herz, läßt sie dort einen Augenblick ruhen, und Beide wiederholen ganz dasselbe mit Jose und Benjamin. Offenbar sollte dadurch der böse Bund auf's Neue gekräftigt werden. Auch dem Zimmermann gaben sie die Hand, lachten aber dabei. Daß sie aber einander selbst nicht trauten, geht aus einem Umstande klar hervor. Als Juan sich zum Schlafe niederlegte, befahl er dem Jose, auf den Neger zu achten, damit er ihn nicht ermorde. In der Nacht heißt der Neger den Engländer Butter holen; dieser thut es, bringt aber eine Axt mit. Als der Schwarze fragt, was er damit wolle, antwortet Benjamin: „Ich will Heinrich (einen 19jährigen Matrosen) todtschlagen." Der Neger lacht. Inzwischen faßt der 16jährige Fritz den Entschluß, die Sache zur Entscheidung zu bringen. Er sprang ins Boot, ergriff einen Dessel, welchen Benjamin dort für ihn versteckt hatte, und versetzte dem Neger einen scharfen Schlag mitten auf den Kopf. Und nun beginnt ein grauenhaftes Gemetzel auf dem engen Raum des

Decks. Der Afrikaner heult wild auf, läuft nach vorn in die Gallion, kehrt aber gleich wieder um. Der Knabe Fritz will keine Zeit verlieren und versetzt dem Juan vier oder fünf scharfe Hiebe, welche dessen Kopf vollständig spalten — der Meuterer ist eine Leiche.

Nun nimmt Benjamin offen Partei gegen Jose, der in die Cajüte flüchtet; er und Fritz schlagen nach ihm mit der Axt, die dem Engländer aus der Hand fällt. Jose will sie eben ergreifen, als ihm Fritz mehrere Schläge mit dem Dessel versetzt. Die Uebrigen hatten sich, nicht eben zu ihrer Ehre, nach oben in die Masten geflüchtet, während der Neger allein auf dem Deck herumraste und nun auf den Fritz stürzte, der aus der Cajüte kam. Der Knabe griff den herkulischen Kerl tapfer an und schlug auf ihn ein, wurde aber zu Boden geworfen. Glücklicherweise verhinderte das vom Kopf herabströmende Blut den Neger am Sehen, der Knabe konnte sich aufraffen, ein Ruder ergreifen und sich in den großen Mast flüchten. Jose kam aus der Cajüte. Alle Mannschaft, Jose und Antony ausgenommen, sind nun in Takelwerk geflüchtet, um mit einem Angriff zu warten, bis der Blutverlust den Neger noch mehr geschwächt haben werde; sie besorgen aber, daß jene Beiden das Schiff in Brand stecken möchten. Benjamin, Heinrich und Fritz schneiden von den Stengenwanten Stücke Holz ab, um sich desselben als Waffen zu bedienen, steigen hinunter und stellen sich auf den Roof. Es ist jetzt heller Mondschein. Der Neger tobt auf dem Verdeck umher, wetzt sein Messer und flucht fürchterlich. Jose steigt zum Roof hinauf und sticht mit einem Messer; man schlägt ihn auf den Kopf und er stürzt rücklings auf das Deck. Fritz findet ein Brecheisen, versetzt damit dem Neger einige Hiebe auf den Kopf und wirft gleich darauf ein Stück Eisen auf ihn. Der Mond geht unter. Jose und der Neger wetzen abermals ihre Messer; der Letztere steigt mitten in der Nacht zum Vormast hinauf, um den Fritz zu ermorden; trotzdem dieser ihm mit dem Ruder einen Hieb auf den Kopf versetzt, bringt er ihm doch mehrere Schnitte an den Füßen bei.

Der 10. September bricht an. Heinrich eröffnet den Kampf, nachdem er eine zum Schießen unbrauchbare Kugelbüchse hat holen können. Mit dieser schlägt er dem Neger mehrmals auf den Kopf. Andere kommen zu Hilfe, reißen den Schwarzen zu Boden, schlagen auf ihn, werfen ihm den Schleifstein an den Kopf, reißen ihm einen Backen weg. So geht es lange fort. Endlich hebt der Neger die Hände bittend empor, als ihm aber kein Pardon gegeben wird, rafft er sich auf, läuft auf die andere Seite und springt über Bord. In der See zieht er sein Hemd ab und schwimmt bei windstillem Meere wohl noch eine halbe Stunde lang neben dem Schiff. Zuletzt klammert er sich, in seiner Zähigkeit, noch an das Steuerruder fest. Benjamin zeigt nach oben und fordert ihn auf, sich an Gott zu wenden; der Neger aber ruft: „Ich will nicht!" und stößt einen Fluch aus. Dann taucht er mehrmals nieder, schluckt Wasser und versinkt in die Tiefe. Gleich nachher wird auch Juan über Bord geworfen und nun der Capitän heruntergeholt, um verbunden zu werden.

Von den Meuterern ist allein noch Jose übrig; er steht mit einem Messer trotzig in der Ecke. Der Knabe Fritz bindet ihm die Hände zusammen; er schreit dabei fürchterlich, wird aber gleichfalls über Bord geworfen.

Nun ist zwar das Schiff von Meuterern klar, aber die Mannschaft muß pumpen aus Leibeskräften. Am 22. Sept. begegnet der „Adolph Werner" der Hamburger Bark „Johannes und Helene", Capitän Bock; macht derselben Signale, worauf die Bark sofort bak braßte und allen möglichen Beistand anbietet. Der an Bord befindliche Capitän Martiessen erbot sich, das Schiff nach der Weser zu führen, wohin es denn auch glücklich gelangte. —

Die Meuterei muß entsetzlich gewesen seyn. Den Neger schildert die Mannschaft als einen wahren Teufel in Menschengestalt. Noch als er im Meere hoffnungslos umherschwamm, hat er geflucht, gegrinst, sein blutendes Haupt wild herumgeworfen und mit den Zähnen geknirscht. Der Engländer Benjamin scheint Anfangs eine zweideutige Rolle gespielt zu haben; ohne den unbeugsamen Muth des 16jährigen Fritz Bunck war das Schiff sammt der Mannschaft verloren. Es soll zum Schlusse bemerkt werden, daß unter deutschen Matrosen Meutereien dieser Art unerhört sind.

Mannigfaltiges.

In Gotha ist vor Kurzem der letzte Sprößling einer historisch merkwürdigen Familie, der Familie v. Triller, gestorben. Bekanntlich wurde der Ritter Kunz von Kauffungen bei dem von ihm verübten Prinzenraube in einem Walde von einem Köhler Namens Triller, überwältigt, wofür diesem der Adel verliehen wurde.

Redaktion, Druck und Verlag von G. Ritter in Zweibrücken.

᾿
Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

Nro. 149. Dienstag, 13. Dezember 1853.

Das Dörtchen von Rebenbach.

(Fortsetzung.)

2.
Zwei Bräute.

Zehn Jahre waren vergangen, der zehnte Oktober kam auch heute wieder, aber nicht so sonnig, wie damals. Es war ein nebliger Herbsttag, die Weinlese hatte noch nicht begonnen, aber Pfarrers Dörtchen war doch, ihrem Versprechen treu, in den Weinberg gegangen, um Elise dort zu erwarten. Es war noch einsam auf den Hügeln, drunten im Thal waren die Leute mit der Kartoffelernte emsig beschäftigt, in den Weinbergen schritt aber nur allein der Wingertschütz mit seiner Rassel umher und ließ sie hie und da warnend ertönen, obgleich in diesem Jahr Menschen und Vögel nicht besonders lüstern nach den sauren Trauben waren. Dörtchen hatte keine große Lust gehabt, an dem kühlen Tag in der Laube zu warten, aber Elise hatte sie gestern in einem Briefchen so feierlich an das alte Versprechen gemahnt, daß sie doch Wort halten wollte. Um sich das Frieren und die lange Zeit des Wartens zu vertreiben, hatte sie die Schürze voll Bohnen gepflückt, und saß nun in der Laube, um dieselben auszuhülsen, während sie hinuntersah nach der Freundin.

Das Dörtchen war immer noch ein wenig klein und keine Schönheit geworden; aber ihre blauen Augen glänzten noch so hell und freundlich wie damals vor zehn Jahren, nur daß noch eine tiefere Seele darin aufgegangen. Sie war allenthalben rüstig und rührig, der Mutter geheime Räthin und ihre kräftige Stütze in Haus und Hof, in Feld und Garten; des Vaters Freude und sein Herzblatt. Dabei war ihr Herz offen für alles Schöne in der Welt, und sie konnte sich die ganze Woche durch heimlich freuen auf den Sonntag, wo sie Nachmittags nach dem Gottesdienst mit einem guten Buch in der Laube sitzen durfte. Denn obwohl eine längst erwachsene Jungfrau, war sie doch in demüthigem Gehorsam der Mutter untergeben, und diese konnte das Lesen an Werktagen nicht gut leiden. Fröhlichen Herzens war sie geblieben, und das Dörtchen von Rebenbach war überall willkommen.

Dörtchen hatte damals Recht gehabt, die Mädchen waren auch heute nicht weit von einander; Elise wohnte noch mit ihrer Mutter in der Residenz, und so war es leicht, die heutige Zusammenkunft zu halten. Und Dörtchen freute sich besonders auf sie, denn seit einigen Wochen hatte sie die Freundin nicht gesehen und ihr diesmal viel zu sagen. Die alte Kinderfreundschaft bestand noch, obwohl sich die große Verschiedenheit der Mädchen im Laufe der Jahre noch deutlicher herausstellte.

Elise war wirklich schön geworden und manche ihrer Gaben hatten sich glücklich entwickelt. Sie war die beste Tänzerin, sie zeichnete, malte, schnitt aus, machte Gedichte, spielte Klavier, sang und deklamirte. Kurz, sie war ein höchst talentvolles Mädchen, der ihre gute Mutter die Strümpfe flickte und ihre Kleider aufräumte; sie that eine Menge Sachen, nur nicht was nöthig war, und war vor Allem bemüht, immer ganz anders zu seyn und zu scheinen wie andere Leute.

Endlich sah Dörtchen sie mühsam und langsam wie damals und ebenso auffallend gekleidet den Weinberg heraufsteigen. Das himmelblaue Levantinkleid war zwar längst dahin, dafür aber trug sie an dem kühlen Herbsttag ein weißes Kleid mit blauer Schärpe und statt des Hutes einen Schleier auf dem Kopf. Dörtchen gab diesmal nicht darauf Acht und eilte so leichtfüßig wie vor zehn Jahren auf sie zu.

Elise trat ihr besonders feierlich entgegen und rief aus:

„Dörtchen, umarme mich, ich bin Braut!"

Das Dörtchen stellte sich gutwillig auf die Zehen, um die hochgewachsene Elise zu umarmen; als dies geschehen war, streckte sie ihr treuherzig die Hand hin mit den Worten:

„Lieschen, gib mir einen Patsch, ich bin auch Braut."

„Du, Dörtchen? ist's möglich?“ rief Elise sehr verwundert — „so sag' doch, mit wem?“

„Ei, mit dem Verwalter Schmid, den Du den Sommer so oft bei uns getroffen,“ sagte Dörtchen erröthend und vergnügt.

„Wie, Dörtchen? — ach nein! doch nicht der, der mit Deinem Vater Brett spielte und Deiner Mutter Saatkartoffeln besorgte? — geh, geh! das wäre ja entsetzlich langweilig für mein munteres, nettes Dörtchen; und vollends Schmid heißen wie das halbe Vaterland — und er ist, glaub' ich, gar ein gelernter Schreiber!“

„Hör', Elise,“ sagte Dörtchen, ernstlich böse, „das ist dumm gesprochen, so gescheidt Du sonst bist! Der Schmid ist ein braver und vernünftiger Mann, der noch mehr versteht, als Brett spielen und Kartoffel stecken. Er hat mich von Herzen lieb und ich ihn, und die Eltern haben ihre Freude daran; so denk' ich, wir können mit Gottes Hilfe glücklich zusammen werden, und wenn er zehnmal Schmid hieße. Nun aber sag' mir, was Du Dir für einen Vogel Phönix ausgelesen hast und wie der heißt?“

Würdevoll begann Elise:

„In drei Tagen kommt der berühmte B., einer unserer ersten Dichter, um mich als Gattin heimzuführen.“

„Dich — der B.? — ach geh, das ist unmöglich! wo hättest Du ihn denn kennen lernen?“

„Ja sieh, das ging recht wunderbar. Natürlich bin ich schon seit lange entzückt von seinen Gedichten, wie ja sogar Du, mein nüchternes Dörtchen, von einigen. Da ich nun wußte, daß er seine geliebte Frau verloren, sprach ich meine Gefühle für ihn in einem Gedichte aus. Das fand seinen Weg in öffentliche Blätter, B. erwiederte es, schrieb mir, und nun — bin ich seine Braut! *) — Aber — Du siehst ja so bedenklich aus?“

„Ja, siehst Du, Elise, ich meinte indeß, ein Mann möge nun ein Dichter seyn oder ein anderer Mensch, so haben wir Mädchen in aller Stille zu warten, bis er kommt und nach uns fragt. Da scheint mir's nun eine verkehrte Welt —“

„Wir verstehen uns nicht mehr,“ sagte Elise beleidigt; „laß uns ins Pfarrhaus gehen, ich möchte von Deinen Eltern noch Abschied nehmen.“

„Nein, sey nicht so böse,“ bat Dörtchen, gutmüthig ihr die Hand reichend; „Gott weiß es, wie von Herzen mich's freut, wenn Du glücklich wirst. Es war mir nur so ungewohnt, ich dachte bis jetzt gar nicht, daß ein Dichter auch zum Heirathen in der Welt sey. Aber sag', weißt Du denn gar nichts von ihm, als seine Gedichte? Ist er ein frommer, ein guter Mann? taugt er auch für Dein lebhaftes Wesen? Er muß so viel älter seyn.“

„Ein Dichter bleibt ewig jung!“ rief die begeisterte Elise. „Sieh, Dörtchen, ich habe Dir immer gesagt, ich bin kein gewöhnliches Mädchen — auch mein Schicksal muß ein ungewöhnliches seyn.“

„Gott gebe, daß es ein glückliches werde!“ sagte Dörtchen leise und innig bewegt.

Die Mädchen schickten sich zum Gehen an. Noch einmal sahen sie beide recht tief und wehmüthig auf die schöne Herbstlandschaft, die noch ein spät gekommener Sonnenstrahl vergoldete — zum letzten Male beide zusammen, ehe ihre Lebensbahnen weit, weit auseinander liefen.

„Wann werden wir uns wiedersehen?“ fragte Elise im Hinabsteigen.

„Das weiß Gott!“ erwiederte Dörtchen. „Wohl schwerlich in zehn Jahren, wenn Ihr nicht reiselustiger seyd, als mein Schmid.“

„Und ob es noch so lang anstehe,“ rief Elise, „einmal im Leben wollen wir uns doch wieder zusammenfinden am zehnten Oktober!“

„Ja, ja,“ versetzte Dörtchen; „und kommt Ihr zu lange nicht, so muß Schmid mich noch zu Euch nach G. *) führen, wenn anders so alltägliche Menschenkinder, die Schmid heißen und zum Stande der Schreiber gehören, in ein so geistreiches Haus kommen dürfen.“ —

Bald war die freundliche Wohnung erreicht, und mit dem feierlichen Versprechen, sich einmal am zehnten Oktober wieder zu sehen, ob früh oder spät, trennten sich die Freundinnen.

(Schluß folgt.)

---

*) Gottfried August Bürger, der berühmte Dichter, hatte seine zweite Gattin, Molly (geb. Leonhardt) verloren. Ein „Schwabenmädchen“, Elise Hahn, wie es schien, von der Schönheit seiner Gedichte bezaubert, faßte den Muth, ihm in einem Gedichte öffentlich ihre Hand anzubieten, und 1790 wurde dieses Schwabenmädchen Bürgers Gattin. Die Verbindung war, wie leichtsinnig geschlossen, so auch eine höchst unglückliche und ward für Bürger eine Quelle des bittersten Kummers, den selbst die 1792 erfolgte gerichtliche Trennung nicht tilgen konnte und der den Grund zu seinem Tode (8. Juni 1794) legte. Elise Bürger zog nach der Scheidung in Deutschland umher, meist als reisende Declamatrice, und sank tief. Sie starb den 24. November 1833 zu Frankfurt a. M., 64 Jahre alt.

*) Göttingen.

Aus dem häuslichen Leben der Aegypter.

Es ist nicht sehr gewöhnlich, daß ein Aegypter mehr als eine Frau hat, obwohl das Gesetz ihm vier Frauen erlaubt. Aber obgleich ein Mann sich auf eine Frau auf einmal beschränkt, so kann er doch wechseln, so oft es ihm beliebt, und es gibt gewiß wenige Männer in Cairo, die nicht, wenn sie lange verheirathet gewesen sind, eine Frau verstoßen haben. Der Mann kann, wenn es ihm beliebt, zu seiner Frau sagen: „Du bist verstoßen!" und wenn es sein Wunsch ist, er mag Gründe haben oder nicht, muß sie zu ihren Eltern oder Freunden zurückkehren. Daß die Frauen so einer unverdienten Verstoßung ausgesetzt sind, ist für manche derselben eine Quelle größerer Sorge, als alle andern Mühen und Beschwerden, weil sie dadurch in eine sehr dürftige Lage versetzt werden können; bei andern hingegen, die eine Verbesserung ihrer Lage hoffen, ist natürlich gerade das Gegentheil der Fall. Ein Mann kann seine Frau zweimal verstoßen und sie jederzeit ohne Ceremonie wiedernehmen; nach einer dritten Scheidung kann er sie aber gesetzlich nicht wiedernehmen, bevor sie nicht mit einem andern Manne verheirathet oder wieder geschieden ist. Wenn die dreifache Scheidung in einer Formel zusammengefaßt ist, so treten dieselben Folgen ein, wie bei einer dreimaligen Scheidung, wenn nicht beide Theile übereinkommen, das Gesetz zu verletzen, oder der Mann es leugnet, die Formel ausgesprochen zu haben. In letzterem Falle kann die Frau große Schwierigkeiten haben, wenn sie ihn zwingen will, dem Gesetze Folge zu leisten.

Zur Erläuterung dieses Gegenstandes führt Verfasser dieses einen Fall an, bei dem einer seiner Bekannten als Zeuge der Scheidungsformel betheiligt war. Er saß mit zwei andern Männern, von denen der eine über irgend Etwas, das seine Frau gesagt oder gethan hatte, aufgebracht war, in einem Kaffeeladen. Nach einem kurzen Gespräche über diese Angelegenheit schickte der ärgerliche Ehemann nach seiner Frau, und sobald sie kam, sagte er zu ihr: „Du bist dreimal verstoßen!" Dann setzte er, zu seinen beiden Gefährten gewandt, hinzu: „Ihr, meine Brüder, seyd Zeugen." Bald darauf jedoch bereuete er seine Uebereilung und wünschte seine verstoßene Frau wiederzunehmen; sie aber wollte nicht zurückkehren und berief sich auf das „Schara Allah" (Gesetz Gottes). Der Fall ward vor den Richter gebracht. Die Frau, als Klägerin, erklärte, daß der Beklagte ihr Ehemann war, daß er die Formel einer dreimaligen Verstoßung gegen sie ausgesprochen, und daß er jetzt wolle, sie solle zu ihm zurückkehren und mit ihm als seine Frau leben, was gegen das Gesetz, und folglich eine Sünde sey. Der Beklagte leugnete, daß er sie verstoßen habe. „Hast Du Zeugen?" sagte der Richter zu der Klägerin. Sie antwortete: „Ich habe hier zwei Zeugen." Dies waren die Männer, welche in dem Kaffeeladen zugegen waren, als die Scheideformel ausgesprochen wurde. Diese wurden nach ihrem Zeugniß befragt und erklärten, der Beklagte habe seine Frau in ihrer Gegenwart mit der dreifachen Formel verstoßen. Der Beklagte wandte dagegen ein, daß die, welche er im Kaffeeladen verstoßen habe, eine seiner andern Frauen gewesen sey. Die Klägerin erklärte, daß er keine andere Frau gehabt habe; aber der Richter bemerkte dagegen, daß sie dies unmöglich wissen könne, und fragte die Zeugen, welches der Name der Frau gewesen sey, die der Beklagte in ihrer Gegenwart verstoßen hätte. Sie antworteten, daß sie ihren Namen nicht wüßten. Nun wurden sie gefragt, ob sie beschwören könnten, daß Klägerin die Frau sey, welche vor ihnen verstoßen worden. Ihre Antwort war, sie könnten nicht für eine Frau schwören, die sie niemals unverschleiert gesehen hätten. Unter diesen Umständen hielt es der Richter für nöthig, die Klage abzuweisen, und die Frau mußte zu ihrem Manne zurückkehren. Sie hätte verlangen können, daß er die Frau stelle, die er im Kaffeeladen verstoßen haben wollte; er würde aber leicht eine gefunden haben, die sich zu dieser Rolle hergegeben hätte, da es für diese nicht nöthig gewesen wäre, ihr Ehecertificat beizubringen, weil in Aegypten fast alle Ehen ohne einen schriftlichen Contract und zuweilen selbst ohne Zeugen geschlossen werden.

Nicht selten kommt es vor, daß, wenn ein Mann seine Frau zum dritten Male verstoßen hat und er sie wünscht (wenn sie selbst in ihre Wiedervereinigung willigt, und keine Zeugen der Scheidung da sind), er sie wiedernimmt, ohne sich weiter um das oben erwähnte Verbot zu kümmern. Häufig kommt es unter diesen Umständen auch vor, daß der Mann Jemand anstellt, die verstoßene Frau zu heirathen, mit der Bedingung, daß er sie am Tage nach ihrer Vereinigung, ihm, dem ersten Manne, wieder abtritt, dessen Weib sie nun durch einen neuen Contract wieder wird: obwohl dies offenbar gegen den Sinn des Gesetzes ist. Die Frau kann jedoch ihre Einwilligung versagen, wenn sie nämlich noch nicht das mannbare Alter erreicht hat; in welchem Falle sie ihr Vater oder sonstiger gesetzlicher Vormund verheirathen kann, wie er will. Zu diesem Dienste wird gewöhnlich ein armer Mann (in der Regel ein recht häßlicher und oft ein Blinder) gewählt. Dieser wird der „Mustahall" genannt. Oft ist es der Fall, daß der so angestellte Mann an der Schönheit oder dem Reichthum der Frau solchen Gefallen findet, daß er sie nicht wieder aufgeben will; und das Gesetz kann ihn nicht zwingen, sie zu verstoßen, außer, wenn er sich als Ehemann ein Unrecht gegen

sie zu Schulden kommen läßt, was er sich natürlich wohl hütet, zu thun. Man kann indessen einen Mustahall anstellen, ohne sich dieser Gefahr auszusetzen. Es ist Sitte bei vielen reichen Türken, und auch manchen Aegyptern, einen Sklaven, in der Regel einen schwarzen, der ihnen selbst gehört, diese Rollen spielen zu lassen. Zuweilen wird ein Sklave zu diesem Zwecke besonders gekauft, oder der, welcher ihn zu einem solchen Dienste braucht, erbittet sich von einem Sklavenhändler, mit dem er bekannt ist, einen Skaven zum Geschenk, indem er andeutet, daß er ihn wieder zurückgeben will. Je häßlicher der Sklave, desto besser. Sobald die Frau ihre „Eddeh" (d. i. die Zeit, welche sie warten muß, bevor sie wieder heirathen darf) beendigt hat, führt der Mann, welcher sie verstoßen hatte, nachdem er vorher ihre Einwilligung zu Dem, was er beabsichtigt, erhalten, den Sklaven zu ihr und fragt sie, ob sie diesen heirathen will. Sie antwortet ja. Sonach wird sie in Gegenwart von Zeugen mit dem Sklaven verheirathet und erhält, um die Ehe ganz legal zu machen, einen Brautschatz. Der Sklave vollzieht dann die Ehe und wird so der legitime Ehemann der Frau. Gleich darauf, oder am folgenden Morgen, stellt ihr früherer Ehemann ihr den Sklaven als ihr Eigenthum vor, und in dem Augenblicke, wo sie ihn annimmt, ist ihre Ehe mit ihm gelöst, denn eine Frau darf nicht die Gattin ihres eigenen Sklaven seyn, obwohl sie einen Sklaven freilassen und dann heirathen kann. Sobald die Ehe, dadurch daß sie den Sklaven zum Geschenk annimmt, aufgelöst ist, kann sie diesen ihrem Manne wieder zurückgeben; es ist aber ein seltener Fall, daß Letzterer Jemand, der Mustahall für ihn gewesen ist, länger im Hause behält.

Mannigfaltiges.

(Schiffsbau in Großbritannien.) Ein eben veröffentlichter offizieller Bericht gibt Auskunft über den Schiffsbau in England und seinen Kolonien seit 1814. Interessant ist das constante Streben, die Tragfähigkeit der Schiffe zu vermehren. 1814 war die durchschnittliche Tragfähigkeit der in Großbritannien erbauten Schiffe 122 Tonnen, 1852 235 Tonnen. Die Zahl der jährlich erbauten Schiffe ist dagegen stationär geblieben, sie betrug 1815 706 mit 86,075 Tonnen Tragfähigkeit, 1852 712 mit 167,491 Tonnen. Die in den Kolonien erbauten Schiffe hielten 1810 durchschnittlich 84 T., 1852 307 T. In den Kolonien hat auch die Zahl der erbauten Schiffe zugenommen, sie betrug 1815 131 mit 11,069 T., 1852 680 mit 121,116 T. Der englische Schiffsbau hat seit Aufhebung der Navigationsakte von Jahr zu Jahr zugenommen; das letzte Jahr übertraf alle früheren mit Ausnahme von 1840 und 1841, wo sich eine ganz ungewöhnliche Lebendigkeit zeigte. In den Kolonien waren die Jahre 1840, 1841, 1842 und 1848 die dem Schiffsbau günstigsten, namentlich das letzte, wo die durch das vorausgegangene Mangeljahr veranlaßte Steigerung der Frachten zum Schiffsbau animirte. Obgleich in dem folgenden Jahre eine Ermattung eintrat, so hat sich der Unternehmungsgeist doch in den letzten Jahren sichtlich wieder erholt. Die Zahl der den Häfen des britischen Reiches angehörigen Schiffe betrug 1814 24,418 mit 2,616,965 Tonnen Tragfähigkeit; in den 39 Jahren betrug die Zunahme der Schiffe 41 pCt., der Tragfähigkeit 72 pCt., der Bemannung dagegen nur 40 pCt., ein Beweis, wie durch bessere Construktion und ökonomischere Einrichtung die Leistungsfähigkeit der Matrosen gestiegen ist. Die seit Aufhebung der Navigationsakte gekauften fremden Schiffe betrugen 1850 57 mit 10,499 Tonnen, 1851 26 mit 6049 Tonnen, 1852 28 mit 6724 Tonnen.

In dem Betriebsjahre vom 1. Septbr. 1852 bis 1. Sept. 1853 wurden zur Fabrikation des Rübenzuckers verwendet: 1) in Preußen in 181 Fabriken 16,166,655 Ctr. Rüben; 2) in den mit Preußen im engeren Zollverbande stehenden Staaten in 25 Fabriken 2,327,252 Ctr.; 3) in Bayern in 5 Fabriken 320,811 Ctr; 4) in Sachsen in 4 Fabriken 157,357 Ctr.; 5) in Würtemberg in 4 Fabriken 620,451 Ctr; 6) in Baden in 2 Fabr. 1,135,592 Ctr.; 7) im Kurfürstenthum Hessen in 4 Fabr. 81,808 Ctr.; 8) in den thüringischen Staaten in 4 Fabr. 153,549 Ctr.; 9) in Braunschweig in 8 Fabr. 726,390 Ctr.; 10) in Frankfurt in 1 Fabr. 27,330 Ctr. Zusammen in 238 Fabriken 21,717,095 Ctr. Rüben. Die Brutto-Einnahme aus der Rübenzuckersteuer wird also 2,171,709½ Rthlr. betragen, während sie 1851 1,472,431 Rthlr. betrug.

In den letzten 9 Monaten liefen aus dem Hafen von Antwerpen 59 Schiffe mit 14,203 Auswanderern aus, von denen 54 Schiffe nach New-York mit 13,053, 4 nach New-Orleans mit 1083 und 1 nach Rio-Janeiro mit 67 Passagieren bestimmt waren.

Redaktion, Druck und Verlag von G. Ritter in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

Nro. 150. Freitag, 16. Dezember 1853.

Das Dörtchen von Rebenbach.

(Schluß.)

3.

Zwei Frauen.

Der zehnte Oktober war gar oft schon ins Land gekommen seit jenem Abschied der zwei Bräute. In dem gesegneten Herbst des Jahres 18— traf er Dörtchen in dem Städtchen N—, das so freundlich am Neckar liegt; ihr Mann bekleidete dort eine angesehene Beamtenstelle.

Das Dörtchen war nun eine ehrbare Matrone und doch noch das alte lebendige Dörtchen von Rebenbach mit den hellen und freundlichen blauen Augen, und die blühenden Töchter und der hochaufgeschossene Sohn, deren glückliche Mutter sie war, hätten leicht für ihre jüngeren Geschwister gelten können.

Dörtchen saß eben mit ihrer ganzen Familie in der behaglichen großen Wohnstube des alten Schlosses, das ihnen als Amtswohnung eingeräumt war.

Die Weinlese war diesmal ungewöhnlich früh gewesen und vom Vorplatz des Hauses schallte ein verworrenes, doch fröhliches Getümmel herauf, denn dort waren die großen Weinbütten aufgestellt, in die der süße Most vor dem Einkeltern geschüttet wird.

Dieser Platz war immer, besonders aber zur Herbstzeit, der gesuchteste Tummelplatz der Kinder. „Die Bütten kommen 'raus!" ist ein Losungswort zu unendlichem Jubel; da wird Verstecken, Wisiten, Haschen gespielt — Alles in und um die Bütten. Nun, wo sie mit Most gefüllt waren, ging das nicht mehr an, dafür schlichen aber genug schelmische Bursche herum, mit ausgehöhlten Holderstäben bewaffnet, mittelst deren sie das süße Getränk aus den Bütten schlürften. Dazwischen tönte das Geläut der Schellenmänner — Tagarbeiter, die den Wein, der im Ort eingekeltert wird, in die Keller tragen, und die bunte Bänder auf der Lederkappe und Schellenriemen an der Seite haben, um von weitem bemerkt zu werden und nicht ausweichen zu brauchen.

Es war eben das Plauderstündchen nach Tisch, das auch in Dörtchens geschäftiger Familie für ein trauliches Beisammensitzen nach dem Essen freigegeben war, denn der Verwalter liebte das „Tischeln" ungemein. Der Papa las noch die Zeitung, Louise, die älteste Tochter, studirte die Verkaufsanzeigen in den Beilagen; die rothwangige Sophie, die zweite Tochter, hielt Anna, das Nesthäckchen, auf dem Schooß, um sie besser in den Hof sehen zu lassen; Gustav, der einzige Sohn des Hauses, der als Student in den Ferien daheim war, hatte soeben der Mutter mit einiger Beschämtheit eines seiner Erstlingsgedichte hingeschoben und beobachtete nun über ein Zeitungsblatt weg die Miene, mit der sie es lesen würde, denn der Mutter klares Urtheil, aus dem doch so ein warmes Verständniß ihres jungen Dichters sprach, galt ihm über Alles.

„Ei, Papa," rief Louise, „da ist ein neues Buch angezeigt, das muß schön seyn, das könntest Du uns wohl kaufen: „„Elisa, oder das Weib, wie es seyn soll.""

„O, nicht wahr, Papa!" rief Sophie dazwischen. „Denke nur, wie wir dann so erstaunlich vorzüglich werden!"

„Will Euch was sagen, Mädchen," sprach der Vater gutgelaunt, „wenn Ihr Drei mit einander nur halb so brav und so gescheidt werdet, wie Eure Mutter, so will ich zufrieden seyn, und Eure einstigen Männer können's auch, ohne die Elisa."

Dörtchen, der ein Lob aus ihres Mannes Mund ungewohnt klang, da er sonst kein Freund von vielen Worten war, sah mit hellen Augen zu ihm herüber und gab ihm freundlich die Hand. Da fiel ihr Blick auf die Zeitung. „So, heut' ist der zehnte," sagte sie langsam und Elise und die Herbsttage von Rebenbach standen mit Einemmale lebendig vor ihrer Seele. Sie hatte Elise nicht vergessen, aber seit lange nichts mehr von ihr gehört, auch mochte sie Nie-

manden nach ihr fragen, weil es ihr weh that, nur harte Urtheile über sie zu vernehmen. Das hatte sie wohl erfahren, daß Elisens Ehe kurz und höchst unglücklich gewesen, daß ihr Leichtsinn, ihre Vergnügungssucht, ihr schlechtes Haushalten ihren Mann nach drei Jahren schon zur Scheidung genöthigt hatte. Indessen aber, da auch Elisens Mutter todt war, wußte sie gar nichts mehr über ihr Leben und Treiben; heute nun mußte sie ihrer so lebhaft denken, als ob sie erst gestern Abschied von ihr genommen hätte.

Da kam die Magd eiligst hereingesprungen mit den Worten:

„Ach, Frau Verwalterin, eine ganz vornehme Frau ist in einem Einspänner angefahren, gewiß eine Gräfin, sie kommt schon die Stiege herauf!"

„Wird nicht so arg seyn mit der Vornehmheit!" meinte Dörtchen; doch gab sie ihre Befehle:

„Sophie, räume schnell vollends den Tisch ab, und Du, Louise, bleib' da, bis man sieht, ob sie gegessen hat; wenn ich mit den Augen winke, so koche gleich eine Griessuppe und backe einige Pfannkuchen."

Noch ehe diese Anweisungen ganz zu Ende waren, schritt eine große, abgemagerte Gestalt in rothem Sammtkleid und einem vergilbten, ehemals weißen Seidenhut mit ausgebreiteten Armen auf die Verwalterin zu, gleichzeitig ausrufend:

„Dörtchen, so sehen wir uns wieder!"

An diesem Empfang hätte Dörtchen nun freilich Elise erkannt, auch wenn das verfallene, welke Gesicht keine Spur der Jugendzüge mehr gezeigt hätte. Sie stellte nun Frau Elise B., ihre Jugendfreundin, ihrer höchst neugierigen Familie vor und bat sie mit der alten Herzlichkeit, sich's bequem zu machen. Während Louise auf den besprochenen Wink eilte, für die Bewirthung zu sorgen, und Gustav, der noch im Schlafrock war, sich durch eine Hinterthür entfernt hatte, hörte sie an, was die arme Freundin für gut fand, ihr selbst von ihrer Geschichte zu erzählen.

Mit Schreck und tiefem Mitleid erfuhr sie am Ende ihrer traurigen Erlebnisse, daß Elise nun heimathlos als Schauspielerin und Declamatrice im Land herumziehe und daß sie beabsichtige, auch hier im Orte ein Declamatorium zu geben.

Nun hatte zwar Dörtchen neben ihrem gesetzten Hausfrauensinn noch ein warmes und offenes Herz für alles wirkliche Schöne, was Kunst oder Natur bot; aber — ein Declamatorium in einer Wirthsstube zu geben, das kam ihr doch als eine tiefe Herabwürdigung vor für eine Frau ihres Alters, für ihre ehemalige Herzensfreundin. Nur ihre Gutmüthigkeit hielt sie ab, ihr den Plan auszureden, und es kostete sie große Ueberwindung, ihr zu versprechen, daß sie mit ihrer Familie daran Theil nehmen wolle.

Während Elise ihren traurigen Lebenslauf entwickelte, an dem natürlich — laut ihrer Darstellung — nur ihr ungewöhnlich schweres Schicksal die Schuld trug, sah sie mit heimlicher Wehmuth sich um in der traulichen, freundlichen Heimath, die Dörtchen sich gegründet hatte, deren Reichthum sich freilich erst allmäliger Beobachtung enthüllte. Dieser solide bürgerliche Wohlstand, der sich auch in den kleinsten Dingen kundgab; diese anspruchslose, genügsame Einfachheit und vernünftige Sparsamkeit im Innern und diese herzliche, zwanglose Freigebigkeit nach außen; die Liebe und Achtung des Gatten, die sich ohne Worte doch so deutlich aussprach; der frischblühende Kreis der Kinder, die, alle glücklich begabt an Geist und Körper, mit der ehrfurchtsvollsten Liebe auf die Mutter sahen — hier war Alles an seiner rechten Stelle, nichts Gezwungenes noch Geziertes, keine starre, ängstliche Ordnung, sondern eine fröhlich belebte.

Wie mochte es Elisen seyn, wenn sie in ihr verödetes Herz, auf ihr zweckloses Daseyn blickte! —

Die declamatorische Abendunterhaltung fand statt. Elise trat im rothen Sammtkleid und silbergestickten Federbarett auf. Bei all den feierlichen wie bei den scherzhaften Gedichten, die sie vortrug, hätte Dörtchen nur bitterlich um sie weinen mögen. Die arme Elise dauerte sie viel zu sehr, als daß sie sich noch ihrer geschämt hätte; doch war sie froh, als sie wieder daheim mit ihr war. Sie leuchtete Elisen in ihr Zimmer und blieb dort noch eine Weile bei ihr, da das arme Geschöpf lange nicht zur Ruhe kommen konnte.

Sie standen beisammen am Fenster und sahen schweigend in die sternhelle Nacht. Drüben auf der Höhe ließen Knaben noch vom Herbst übriggebliebenes Feuerwerk los; man sah eine Rakete aufsteigen und erlöschen. Mit schmerzlichem Zucken wandte Elise sich ab und sprach leise:

„Du hast das beste Theil erwählt!"

Dörtchen bat Elise am andern Tage recht herzlich, auf längere Zeit bei ihr zu verweilen; sie hätte ihr so gern etwas Gutes gethan, wenn sie gleich heimlich fürchtete, ihr Mann werde wenig Freude haben an dem poetischen Gaste, dessen gekünsteltes, gesteigertes Wesen ihm sogar zuwider war. Aber Elise selbst schien es fortzutreiben von diesem gastlichen Dach, aus dieser Heimath der Liebe und des Friedens, voll kräftigen, gesunden Lebens. Sie reiste ab nach einigen Tagen, nachdem Dörtchen in aller Stille den Komödienstaat in ihrem leichten Koffer mit einem Vorrath guten Weißzeugs vermehrt hatte. Und die Freundinnen schieden auf Nimmerwiedersehen.

* * *

Auf dem Kirchhof des Landstädtchens N— ist Dörtchens Grab. Auf ihrem Leichenstein, und diesmal spricht ein Grabstein Wahrheit, steht, daß sie starb als das Kleinod ihres Gatten, als der Schutzengel ihrer Kinder, als der Trost der Armen, als das rechte Bild eines guten Weibes mit frommem, demüthigem Herzen und rastlos thätiger Hand. Sie lebt noch im Andenken der Ihrigen, ein theueres Vorbild für die nachwachsenden Geschlechter.

Wo Elisens unbeweintes Grab ist, weiß ich nicht. Aber wo man noch ihrer gedenkt, nennt man sie den bösen Engel ihres Gatten, dessen letzte Lebenstage sie vergiftet habe. Und doch war ihr Herz nicht schlimm, war ihr Wille einst gut gewesen. Aber die fromme Demuth hatte ihr gefehlt, der ergebene Sinn, der nichts will als recht und mit Freudigkeit die Bahn gehen, die der Herr ihm vorgezeichnet hat.

Ein Wort des Herrn v. Talleyrand.

Nach dem Französischen.

Der berühmte Diplomat befand sich eines Tages zwischen Frau v. Staël und Madame Recamier, beide genaue Freundinnen, beide aus mehr als einem Grunde berühmt. Die Erstere siegte durch die Tiefe ihres Geistes und ihrer Kenntnisse; die Andere hatte die Sanftmuth und vielleicht den Reiz ihrer Schönheit für sich.

„Sie sagen uns Beiden so reizende Sachen, wie Sie sie immer zu sagen wissen; aber welche von uns ziehen Sie der Andern vor?“ sagte plötzlich Frau v. Staël, indem sie die Galanterieen unterbrach, welche Herr v. Talleyrand rechts und links vertheilte.

„Madame, eine so ohne Schonung gestellte Frage ist ein wahrer Hinterhalt. Nehmen Sie sich in Acht, das Strafgesetzbuch —“

„Fürst, keine Ausflucht! Sagen Sie mit zwei Worten, mögen Sie meine Freundin oder mich lieber?... Sagen Sie, ist es die Braune oder die Blonde?“

„Diejenige, welche mich mit einem Blicke beehren wird.“

„Immer Diplomatie! Gut, ich werde die Frage anders stellen. Wenn bei unserer heutigen Abendspazierfahrt auf der Seine die Barke umschlagen sollte und wir Beide in Gefahr wären zu ertrinken, welcher würden Sie helfen?“

„Beiden auf einmal ... oder der, welche in der größten Gefahr wäre.“

„Aber, gnädiger Herr, seyen Sie doch nur in Ihrem Leben ein einziges Mal wahr!... Ich setze ja voraus, daß die Gefahr auf beiden Seiten gleich groß wäre.“

„Gewiß, die Alternative wäre ernst. Wohlan, Ihnen, Frau Baronin, würde ich meine rechte, und Madame Recamier meine linke Hand hinhalten.“

„Aber wenn Sie nur Eine retten könnten ... eine Einzige, hören Sie? Welcher würden Sie helfen?“

„O, Madame, Sie verstehen so viel schöne Sachen ... ich setze voraus, daß Sie schwimmen können!“ antwortete Herr v. Talleyrand.

Mannigfaltiges.

Große Heiterkeit erregte in Wien ein Vorfall, der sich vor einigen Tagen daselbst zugetragen hat. In einer Nummer der „Presse“ war ein Ausfall auf die Originalberichte eines Wiener Lokalblattes von der untern Donau enthalten, und zwar mit der boshaften Bemerkung, daß „frische türkische Enten“ in der Stadt, Wollzeile Nro. 773, in welchem Hause das Expeditionslokal des angegriffenen Journals ist, angekommen seyen. Ein Gourmand, der von diesem harmlosen Witze keine Ahnung hatte, las die Notiz und begab sich in das bezeichnete Lokal mit der ganz ernsthaft gestellten Frage, ob nicht hier „frische türkische Enten“ angekommen seyen, denn er wünsche welche zu besitzen. Wie sich begreifen läßt, entstand hierüber zwischen beiden Parteien ein kleiner Skandal, bis sich der Sachverhalt deutlicher herausstellte und der Expeditor des Lokals dem Mystifizirten das Geständniß machte, daß bereits Mehrere in derselben Angelegenheit Nachfrage gehalten haben.

In der dramatischen Kunst der Franzosen ist ein neues Gestirn aufgetaucht. Ein junges zwölfjähriges Mädchen Namens Stella zeigt vielversprechende Anlagen für die dramatische Kunst und recitirt ohne alle Anleitung die schwierigsten Stellen aus Racine und Corneille. Ihr Vater ist deportirt worden. Um ihn zu befreien, schrieb sie an den Erzbischof von Paris einen so rührenden Brief, daß der ehrwürdige Kirchenfürst, obgleich anfangs vermuthend, irgend jemand habe ihr dies Schreiben in die Feder diktirt, sie aufsuchte, sich mit ihr unterhielt und sie dann, ganz bezaubert von ihrem Geist, zur Prinzessin Mathilde führte, welche auch die Begnadigung ihres Vaters erwirkte. Seitdem hat der berühmte Tenorist Roger das Kind in sein Haus aufgenommen, und verpflichtet sich, ihm eine angemessene Kunstausbildung zu gewähren.

Aus Nimes wird berichtet, daß der Luftschiffer Deschamps bei der zweiten Fahrt, die er vom dortigen Amphitheater aus, bei sehr ungünstigem, äusserst stürmischem Wetter antrat, verunglückt ist. Sobald der Ballon den Bereich des Amphitheaters verlassen hatte, riß ihn der Wind mit erschreckender Schnelligkeit in südwestlicher Richtung fort. Etwa zehn Minuten nach der Abfahrt sah man ihn sich senken, dann hin- und herschwanken und dann sich verlängern, wahrscheinlich in Folge eines Risses im Apparat, der das Gas ausströmen ließ. Sein Fall wurde jetzt so rasch, daß Jedermann das Schlimmste befürchtete. Leider war die Befürchtung nur zu sehr begründet. Das Niederlassen des unglücklichen Deschamps erfolgte zwölf Kilometer von Nimes zwischen Beauvoisin. Mehrere Leute aus ersterem Ort sahen den Ballon fallen. Herbeigeeilt fanden sie Deschamps ohne Lebenszeichen am Boden liegen; einige Meter entfernt sah man Nachen und Ballon. Der Körper wurde erst nach dem nahen Beauvoisin, wo ein geschickter Arzt wohnt, der nach vorgenommener Untersuchung erklärte, daß der Tod eingetreten sey, und sodann nach Nimes gebracht, wo alsbald für seine junge Gattin, die ihn gewöhnlich auf seinen Fahrten begleitete, diesmal aber auf sein Geheiß zurückgeblieben war, und seine zwei Kinder eine Subscription eröffnet wurde. Deschamps war einer der unerschrockensten, umsichtigsten und erfahrensten Aëronauten; 119 Luftfahrten hatte er glücklich vollbracht.

Die englischen Journale berichten, daß der französische Aëronaut Hr. Arban, der vor mehr als zwei Jahren zu Barcelona aufgestiegen, seit jener Zeit spurlos verschollen war und von dem man schon glaubte, daß er in die See gefallen und ertrunken seyn müsse, jetzt wieder zum Vorschein gekommen ist. Briefe aus Alicant erzählen, daß sein Ballon ihn glücklich nach Afrika hinübergebracht habe, daß er dort ergriffen und zum Sklaven gemacht worden sey und in dieser Lage zwei Jahre daselbst verlebt habe, bis es ihm vor Kurzem gelungen, seine Flucht zu bewerkstelligen.

Zu große Scheffel sind auch verboten! In Graudenz wurde ein Kaufmann polizeilich bestraft, weil sein Scheffel eine halbe Metze zu groß war. Was hatte denn aber die Polizei an dem Wohlthäter der Menschheit auszusetzen? Nur die Kleinigkeit, daß er den großen Scheffel zum — Einkaufen brauchte.

(Eine Katze als Haltefest.) Vor mehreren Wochen — meldet die „Nordd. Ztg." — wurde ein gewaltsamer Ausbruch eines Verbrechers zu Labes auf sonderbare Weise vereitelt. Der Gefangene nämlich hatte eines Nachts seine Flucht aus einer Kerkerzelle bereits so weit vorbereitet, daß er nur noch einige Steine der Mauer herauszunehmen hatte, um die Oeffnung so zu erweitern, daß er entweichen konnte. Zu diesem Zwecke steckte er die Hand durch die noch schmale Oeffnung und will an den Steinen rütteln. Da fühlt er plötzlich sich schmerzhaft in die Hand gebissen; er versucht dieselbe zurückzuziehen, aber vergebens. Die Zähne, welche dieselbe gefaßt, halten fest, bis durch das Schmerzensgeschrei des Gefangenen herbeigelockt, der Wärter in die Zelle tritt, und nachdem derselbe von der Ursache des Lärmens sich überzeugt, hinaus auf die Straße eilt. Hier hält eine Katze die dicht über dem Erdboden hinausgestreckte Hand wüthend fest und wird nun erst von ihrer Beute verscheucht, die sie vielleicht für eine Ratte oder einen Wiesel gehalten haben mag. Der Gefangene liegt noch heute an dem Bisse krank darnieder.

Einer privatbrieflichen Mittheilung aus Schlesien entnimmt die „Zeit" folgende interessante Notiz: „In der Blei- und Kupfererzzeche Max Emil bei Kolbnitz, unweit Jauer, hat sich als neues Ergebniß dieses Bergbaues nicht nur ein bedeutender Quarzgang mit Anbrüchen von Blei- und Kupfererz mit einem Silberertrag von 32 Loth auf den Centner, sondern auch eine Spur von Gold vorgefunden. Wie jene Correspondenz hinzufügt, werden große Hoffnungen an dieses Ergebniß geknüpft.

Die Erfindung: die Wagenräder, anstatt mit eisernen Reifen, mit Gutta-Percha zu beschlagen, kommt mehr und mehr in Aufnahme. Die Wagen, deren Räder so beschlagen sind, rasseln nicht, was freilich sein Angenehmes für das Ohr hat, aber auch insofern sein Unangenehmes für Leib und Leben, als der Fußgänger diese Wagen nur auf sich zukommen sieht und nicht hört, also leichter überfahren werden kann.

Bei der letzten kaiserlichen Jagd zu Fontainebleau trug der Kaiser und sein Gefolge das Costüme aus der Zeit Ludwig XV., nämlich den mit Treffen besetzten Rock, die Stiefel und den Lampenhut jener Zeit; nur die Perücke war weggelassen.

Redaktion, Druck und Verlag von G. Ritter in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

Nro. 151. Sonntag, 18. Dezember 1853.

Ein zweites Gesicht.

Aus dem Englischen.

Die Geschichte, welche ich hier erzähle, verdanke ich der mündlichen Mittheilung eines Freundes, der persönlicher Augenzeuge der Begebenheit gewesen und keineswegs ein Mann ist, von dem sich voraussetzen läßt, daß er sein Urtheil von seiner Einbildungskraft beherrschen läßt. Indem ich so nun für die Hauptzüge der Sache einstehen kann, muß ich es natürlich meinen Lesern überlassen, ihre eigenen Schlüsse daraus zu ziehen.

Erzählung meines Freundes.

Mein Leben lang war ich ein Freund des Seelebens, und man sagt, daß alle Seeleute mehr oder weniger abergläubisch sind. Das ist jedoch nicht meine schwache Seite, denn in der Regel suche ich den Dingen möglichst genau auf den Grund zu kommen, und es gibt nur wenige Eurer Geistesgestalten, die ein derbes Anfassen vertragen können, wiewohl ich keineswegs gesonnen bin, das Daseyn übernatürlicher Erscheinungen zu leugnen; ich könnte eben so gut daran denken, einen Protest gegen die Geisterwelt überhaupt einzulegen. Alles, was ich denke, ist, daß es besser wäre, wenn man nur für Das aufkäme, was man selbst gesehen hat. Es war in der That etwas ganz Seltsames, was mir vor einigen Jahren in den Hochlanden begegnete und einen höchst peinlichen Eindruck in meiner Seele zurückgelassen hat.

Ich hielt mich auf den Orkneyinseln auf und hatte dort Bekanntschaft gemacht mit dem Capitän eines kleinen Schiffes, welches beständig nach einem gewissen Seehafen in Schottland Handel trieb. Dieser Mann hieß Campbell, eine hohe, schöne, stämmige Gestalt — ich sehe ihn noch vor mir mit der schottischen Mütze, seinem offenen Gesichte und seinen hellen, klugen, blauen Augen. Er und in der That seine ganze Familie waren erklärte Seher. Dies findet man in Schottland häufig; es ist eine Gabe, die vom Vater auf den Sohn zu vererben scheint, und mit aller Ehrfurcht gesteht man Denen diese Kraft zu, die dafür gelten. Ich meinte bisweilen, wenn ich Campbell's Gesicht betrachtete, sagen zu können, wann der Zauber des zweiten Gesichts auf ihm lag. Er hatte Augen von jenem tiefen und eigenthümlichen Blau, welches jegliche Schattirung von der Betrachtung der augenblicklichen Gefühle annimmt, und zu Zeiten, wo er in Gedanken versunken war, konnte ich sehen, wie ein dünnes Häutchen sich über seine Augen hinstahl, als wäre ihr Blick nach innen gerichtet und für den Moment aller Gesichtessinn für die Außenwelt ihnen verloren gegangen. Ich pflegte ihn niemals in dieser Gemüthsstimmung zu stören, ich hatte wirklich eine Art von Ehrfurcht vor derselben — etwas von jenem stillschweigenden Gefühle, welches uns, wie ich fest glaube, von allen uns unerreichbaren Geheimnissen unwillkürlich eingeflößt wird.

Ich wußte, denn er hatte mir's gesagt, daß er mit der Tochter eines Kaufmannes in der Seehafenstadt versprochen war, wohin er zu handeln pflegte. Es war schon eine lange Brautschaft; aber jetzt war die Probezeit ihrem Ende nahe und nach seiner nächsten Fahrt wollte er wiederkommen und sie heirathen. Ich wußte aus kleinen Umständen und aus eigener Beobachtung, wie innig er an ihr hing — nicht aus seinen Worten, denn die Schotten sind ein stolzes Volk und keine Freunde von Betheuerungen und äußerlichen Beweisen von Zuneigung, obgleich man weit in der Welt umhersuchen kann, ehe man treuere Liebende oder anhänglichere Ehegatten findet. Es lag jedoch ein Stolz in dem ganzen Manne, wenn ihrer Erwähnung geschah, ein furchtloses Vertrauen und eine gewisse Zuversicht, daß manche Edeldame darauf hätte stolz seyn können. Ich habe seitdem gehört, daß sie sehr schön und ihm in hohem Grade ergeben gewesen. Sicherlich muß eine mehr als gewöhnliche Anhänglichkeit zwischen den Beiden bestanden haben.

Ich sagte bereits, daß Campbell noch eine Fahrt zu machen hatte, ehe er zu seiner Geliebten zurückkehrte. Da die Reise länger als gewöhnlich dauerte und über einen Theil des Meeres ging, den ich zuvor noch nie befahren hatte, so überraschte mich seine Bitte nicht, daß ich ihn begleiten möchte.

Wir hatten das herrlichste Wetter zu unserer Reise; die ganze Mannschaft schien sich über ihres Herrn Vergnügen zu freuen und „Alles ging lustig von Statten wie eine Hochzeitsglocke." Gleichwohl schien zu Zeiten eine namenlose Niedergeschlagenheit über Campbell zu kommen; sie überkam ihn in den heitersten Augenblicken und hemmte den leichten Scherz, wie er gerade auf seiner Zunge schwebte. Jedoch sah ich, daß er dieses Gefühl nicht einmal sich selbst gestatten wollte und daß ihm nichts widerwärtiger war, als es von Andern bemerkt zu sehen, und so blieben denn natürlich meine und der Mannschaft Lippen über den Gegenstand stets schweigsam.

Ich hatte zu jener Zeit eine große Vorliebe für die Steuermannskunst. Unter Campbell's erfahrener Leitung war ich in dieser Wissenschaft ganz fest geworden, und nun, da wir Karten studirt und den Compaß zu Rathe gezogen hatten, bis der ganze Curs des Schiffes mir so klar geworden wie ein geschriebenes Buch, stellte er es bisweilen auf unbestimmte Zeit unter meine Leitung. Auf diese Weise pflegte ich besonders gern die Nachtwachen zuzubringen. Das Schiff war bereits wieder auf der Heimfahrt begriffen, und ich versuchte öfter Campbell zu überraschen, indem ich ihm berichtete, wie weit wir während der Nacht gekommen seyen; doch allemal schien er es schon durch eigene unmittelbare Anschauung zu wissen. Ich mußte mich mitunter verwundern, wie sein zweites Gesicht auch seine Träume noch beunruhigte, und wie er wirklich durch die geschlossenen Augenlider die Punkte wahrnehmen konnte, die wir passirten.

Nun geschah es an einem jener Abende, wo ich für die Nacht meinen Platz am Steuer eingenommen hatte, daß ich etwa um zwölf Uhr aufgeschreckt wurde, als ich Campbell wieder auf dem Deck erscheinen sah. Es herrschte die größte Ruhe auf dem Schiffe, alle Leute, die nicht anderweitig beschäftigt waren, hatten sich schon um zehn Uhr in ihre Kojen begeben, und alle Lichter waren sorgfältig ausgemacht, so daß ich während der letzten paar Stunden nur meinen eigenen Gedanken überlassen und, glaube ich, ganz in der Fluth träumerischer Erinnerungen verloren war; denn es ist mir noch recht gut im Gedächtniß, wie ich auffuhr, als stände ein Geist vor mir, als die Erscheinung meines armen Freundes mit seinem weißen Gesichte und seiner zitternden Gestalt mich auf diese Weise begrüßte. Er war ohne Rock heraufgekommen und seine ganze Erscheinung im Mondlichte hatte etwas Geisterhaftes. Es bedurfte nur eines Blickes, um mich zu überzeugen, daß er entweder sehr krank oder im Zustande des Schlafwandelns befindlich war — sein ganzer Körper schien zu wanken.

Indem ich schleunig einem der auf dem Deck befindlichen Leute winkte, meinen Platz einzunehmen, trat ich näher an ihn hinan, und seinen Arm in den meinigen legend, ging ich das Deck mit ihm auf und nieder und sprach nur ganz oberflächlich über die Sachen im Allgemeinen, bis ich ihm auf diese Weise Zeit gelassen hatte, wieder zu sich selbst zu kommen. Nie habe ich einen Menschen so aufgeregt gesehen. Seine Lippen bewegten sich krampfhaft und seine Glieder zitterten, während er beständig keuchte und sich quälte, um die Worte herauszubringen, die ihm noch so ganz und gar versagten. Nach und nach wurde er jedoch gefaßter, und so, auf meinen Arm gelehnt, brachte ich aus ihm heraus, was ihn so beunruhigt hatte.

Es scheint, er hatte sich zur gewöhnlichen Zeit auf sein Lager begeben und dort, wie seine Gewohnheit war, in einem visionsartigen Zustande über sein nahes Glück zugebracht. Der Mondschein war durch die Kammer gedrungen, welche vom Deck herab ihr Licht empfing, und die Wellen schienen gerade die Seiten des Schiffes zu küssen: so war er ganz und gar in einen jener reizenden Traumzustände versunken, die uns einen Vorgeschmack des Paradieses gewähren. Nichts von Furcht, sagte er, sey ihm durch die Seele gegangen, nur sey während seines Nachdenkens eine Art von stiller Geisteswirkung über ihn gekommen, als ob der Geist, den er angerufen, wirklich ihm ganz nahe zur Seite gestanden. Er habe die Augen geschlossen, um dieses Gefühl noch um so mehr zu genießen, darauf sey plötzlich seine alte geerbte Gabe des zweiten Gesichts über ihn gekommen, und er habe das Mädchen, mit welchem er verlobt sey, über sich stehen sehen, gerade in derselben äußerlichen Erscheinung wie gewöhnlich, nur habe es ihm geschienen, als seyen ihre Blicke noch mehr vergeistigt gewesen. Sie habe sich niedergebückt, als wollte sie ihre Lippen auf seine Stirn drücken, und darauf habe er gesehen, wie er, statt in seiner Schiffskammer, sich in ihrem Zimmer befunden, wie sie dort starr und todt vor ihm gelegen und wie ihre Mutter die weißen Draperieen zur Seite gezogen, um ihr die Augen zuzudrücken, auf denen schon das Zeichen der Auflösung geruht habe. Er wußte nicht, wie lange die Vision gedauert; er meinte vielmehr, er müsse das Bewußtseyn verloren haben, denn der nächste Umstand, dessen er sich entsinne, sey, daß er wieder das ungewisse Mondlicht in seiner Schlafkammer bemerkt und das wechselnde Anschlagen der Wellen gegen das Schiff vernommen habe. Wie er

auf's Deck gekommen, das konnte er mir nicht erklären, er habe nur gefühlt, sagte er, daß er nach Luft geschnappt, und so sey er fortgestürzt oder vielmehr vorwärts aufgetaumelt zur Seite der Schiffstreppe.

(Schluß folgt.)

Moleschott's Lehre der Nahrungsmittel für das Volk.

(Schluß von № 147.)

Endlich sind auch die beiden Hauptarten der Chocolade in ähnlicher Weise verschieden wie grüner und schwarzer Thee. Zwar werden die Cacaobohnen, aus denen die Chocolade bereitet wird, immer geröstet. Aus dem Stärkmehl wird Gummi und neben dem zersetzten Fett entsteht ein gewürzhafter brenzlicher Stoff von dunkler Farbe. Aber die Menge dieses letztern ist in der stärker gerösteten, schwarzbraunen italienischen Chocolade größer als in der spanischen, in welcher die schwächere Röstung mehr Stärkmehl und mehr Cacaobutter unverändert zurückließ. Die Farbe der spanischen Chocolade ist braunroth, ihr Geschmack nicht so bitter und gewürzhaft wie der der italienischen.

Wenn ein sehr reichlicher Eiweißgehalt die Chocolade zu dem nahrhaftesten der drei besprochenen Getränke macht, so ist es dem Fett zuzuschreiben, daß sie zugleich das am schwersten verdauliche ist. Da indeß ihre würzigen Stoffe die Verdauung kräftigen, so ist immerhin eine Tasse Chocolade ein vortreffliches Ersatzmittel, und selbst für Schwache stärkende Labung, wenn nur die Verdauungswerkzeuge nicht allzu empfindlich sind. Der Cardinal Richelieu verdankte in spätern Jahren seine Gesundheit und Munterkeit dem Genuß von Chocolade.

Thee und Kaffee entbehren jenen Vortheil. In den Theeblättern ist das Eiweiß, in den Kaffeebohnen der Erbsenstoff nur spärlich vertreten, und in den Aufgüssen noch dürftiger. Denn während das Eiweiß der Theeblätter durch das siedende Wasser gerinnt, ist der Erbsenstoff der Kaffeebohnen, wegen des Kalks, mit dem er verbunden ist, unlöslich in Wasser.

Freilich wurden Kaffee und Thee selbst von Chemikern als nahrhaft gepriesen in einer Zeit, in der man stickstoffhaltig und nahrhaft als gleichbedeutend gelten ließ. Seitdem hat man erkannt, daß für die Ersatzmittel unseres Körpers nicht die Grundstoffe, sondern die Nahrungsstoffe wichtig sind. Letztern Namen verdient der Theestoff nicht, der sich mit überraschender Schnelligkeit als Harnstoff wieder ausscheidet. Dieser schnellen Umsetzung verdanken Thee und Kaffee ihre harntreibende Wirkung, die das warme Wasser des Aufgusses bedeutend unterstützt. Die Nieren ziehen den Harnstoff an, mit dem der Theestoff das Blut beladet.

Obgleich Thee und Kaffee für sich nicht unverdaulich sind, so stören sie doch leicht die Verdauung eiweißartiger Körper, die ihre Gerbsäure als Lösungen niederschlägt. Darum ist Milch in Thee und Kaffee schwerer verdaulich, als wenn sie allein getrunken wird; und nur schwarzer Kaffee ist wirklich im Stand, nach Tisch die Verdauung zu fördern, indem er die Absonderung der lösenden Säfte vermehrt. Kein Italiener trinkt nach Tisch Milch in seinem Kaffee.

Das flüchtige Oel des Kaffees und die brenzlichen Stoffe und Gewürze der Chocolade beschleunigen den Kreislauf, den das Theeöl beruhigt.

Thee und Kaffee erregen die Thätigkeit des Hirns und der Nerven. Der Thee steigert die Kraft, erhaltene Eindrücke zu verarbeiten. Man wird zu sinnigem Nachdenken gestimmt und trotz einer größern Lebhaftigkeit der Denkbewegungen läßt sich die Aufmerksamkeit leichter von einem bestimmten Gegenstand fesseln. Es findet sich ein Gefühl von Wohlbehagen und Munterkeit ein und die schaffende Thätigkeit des Gehirns gewinnt einen Schwung, der bei der größern Sammlung und der bestimmter begrenzten Aufmerksamkeit nicht leicht in Gedankenjagd entartet.

Wenn sich gebildete Menschen beim Thee versammeln, so führen sie gewöhnlich geregelte, geordnete Gespräche, die einen Gegenstand tiefer zu ergründen suchen und welchem die heitere Stimmung, die der Thee herbeiführt, leichter als sonst zu einem gedeihlichen Ziele verhilft.

So versuchte ich in meiner Physiologie der Nahrungsmittel die Wirkung des Thees auf die Nerven zu schildern.

Wird der Thee im Uebermaß getrunken, so stellt sich eine erhöhte Reizung der Nerven ein, die sich durch Schlaflosigkeit, ein allgemeines Gefühl der Unruhe und Zittern der Glieder auszeichnet. Es können selbst krampfhafte Zufälle, erschwertes Athmen und ein Gefühl von Angst in der Herzgegend entstehen. Das flüchtige Oel des Thees erzeugt Eingenommenheit des Kopfs, die sich im Theerausch erst als Schwindel, sodann als Betäubung zu erkennen gibt.

Diese nachtheiligen Wirkungen hat der grüne Thee, der viel mehr flüchtiges Oel enthält als der schwarze, in weit höherm Grad als dieser.

Während der Thee vorzugsweise die Urtheilskraft erweckt und dieser Thätigkeit ein Gefühl von Heiterkeit zugesellt, wirkt der Kaffee zwar auch auf das Denkvermögen erregend, jedoch nicht ohne zugleich der Einbildungskraft eine viel größere Lebhaftigkeit

zu ertheilen. Die Empfänglichkeit für Sinneseindrücke wird durch den Kaffee erhöht, daher einerseits die Beobachtung gesteigert, auf der andern Seite aber auch die Urtheilskraft geschärft, und die belebte Einbildungskraft läßt sinnliche Wahrnehmungen durch Schlußfolgerungen rascher bestimmte Gestalten annehmen. Es entsteht ein Drang zum Schaffen, ein Treiben der Gedanken und Vorstellungen, eine Beweglichkeit und eine Gluth in den Wünschen und Idealen, welche mehr der Gestaltung bereits durchdachter Ideen als der ruhigen Prüfung neu entstandener Gedanken günstig ist.

Der übermäßige Genuß des Kaffees hat Schlaflosigkeit und einen rauschartigen Zustand von Aufregung zur Folge, in welchem Bilder, Gedanken, Wünsche hastig durcheinander jagen. Es entsteht ein Gefühl von Unruhe und Hitze, Angst und Schwindel, Zittern der Glieder, ein Drang ins Freie zu kommen, und die frische Luft ist gewöhnlich das beste Mittel zur Aufhebung eines Zustandes, dessen Fortdauer eine wahrhaft aufreibende Gewalt über den Menschen ausübt.

Mannigfaltiges.

Das großartigste europäische Hospital ist das Albergo dei Poveri (Armenhaus) in Genua. Vierzehnhundert Arme, tausend weibliche und vierhundert männliche, finden gegenwärtig darin Arbeit, Obdach, Nahrung, Erziehung, Pflege in Alter und Krankheit. Die kleinsten Kinder, die vom dritten Jahre an das Hospiz aufnimmt, sind auf dem Lande untergebracht, etwa vom zehnten Jahre an aber sind sie in der Anstalt selbst. Verfasser dieses sah die Kleinen schreiben und rechnen, ließ die Taubstummen das Alphabet aufsagen, besah die feinen Stickereien, die Näharbeiten, die Strick- und Spinnsäle der Mädchen, die Webearbeiten in künstlichen Teppichen von Wolle, in bunten Decken von Baumwolle, in starken Linnen bei den Knaben und jungen Männern, und besuchte die Magazine, wo sie zum Verkauf ausliegen. Er fand die Krankensäle der Männer und Frauen hoch und luftig, die Zimmer der Alten hell und reinlich, die Küche mit ihren gewaltigen Kesseln, wo Macaroni in Suppen schwammen, sorgfältig gepflegt, Alles unter Aufsicht barmherziger Schwestern und anderer wohlthätigen Frauen und unter dem Schutz von Männern schon seit Alters her, deren Bildsäulen als Wohlthäter der Anstalt Treppen und Corridore schmücken. Die Kirche der Anstalt besteht eigentlich aus dreien, einer für die Männer, einer für die Frauen der Anstalt, und einer für die Andächtigen von außen her, alle sehr geräumig. Bei dem Gottesdienst werden die Glaswände auseinander geschoben, die sie trennen, und der Hochaltar ist dann der Mittelpunkt, der Alle vereinigt. In dem angrenzenden Saale sah Verfasser, wie ein Blinder auf der Geige einem Blinden auf dem Forteviano Unterricht gab. Der Letztere griff nach dem Gehör immer zu, traf aber doch meist richtig, was ihm sein Meister vorspielte.

Eine neue Maschine, um Gold aus Erzen zu scheiden, macht gegenwärtig in London Aufsehen. Sie ist aus Amerika herübergekommen und ihre Vorzüge bestehen darin, daß sie durch das Rollen und Mahlen vermittelst zweier eisernen Kugeln von je 40 Centnern in einem durch Dampfkraft in Rotation gebrachten eisernen Behälter, wie Mörser und Stößel, arbeitet und die härtesten Erze in allerfeinstes Pulver zermalmt. Dieses wird durch tropfenweise zufließendes Wasser ausgewaschen und durch ein erwärmtes Quecksilber-Deposit am Boden des eisernen Behälters amalgamirt. So verrichtet diese Maschine gleichzeitig alle erforderlichen Einzel-Operationen, und zwar ohne nambafte Kosten. Die allerfeinsten Goldtheilchen, die sonst verloren gingen, sollen durch diesen Apparat erhalten werden. Der Preis der Maschine ist 600 L. Schon sollen 18 für England, 12 für Australien und 1 für Sardinien bestimmt seyn.

Der amerikanische Oberst Colt hat durch die von ihm erfundenen Repetir-Pistolen (Revolvers) bereits nahe an eine Million Dollars gewonnen. Die betreffenden amerikanischen Behörden haben ihm eine Verlängerung seines Patents abgeschlagen.

Ein Amerikaner hat die gewiß nicht unwichtige Erfindung gemacht, der Baumwolle Elasticität zu geben, wodurch eine neue Benutzung derselben möglich wird, nämlich zu Matratzen und Betten, die leicht, warm, reinlich, bequem und wohlfeil sind. Die viel theureren Federbetten und Roßhaarmatratzen werden eine gefährliche Concurrenz erhalten. Die neuen Baumwollenmatratzen heißen felt matresses (Filzmatratzen) und werden bereits in großer Menge von einer Handelsgesellschaft geliefert.

In Nordamerika hat sich ein Verein gebildet, der deutsche Volksschriften das Bändchen zu 1 Ngr. herausgibt.

Redaktion, Druck und Verlag von G. Ritter in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

Nro. 152. Dienstag, 20. Dezember 1853.

Ein zweites Gesicht.

(Schluß.)

Ich sagte nun meinem Freunde, was ich vermochte, um ihn zu beruhigen, wiewohl ich glaube, daß es sehr ungenügend war, denn der starke Glaube eines Andern an Das, was er gesehen, ist gar sehr geeignet, auf uns selbst einen mächtigen Eindruck zu machen. Er wollte sich durchaus nicht ausreden lassen, was er mir erzählt hatte. Es war nutzlos, ihm zu sagen, daß er eingeschlafen gewesen und vom Alpdrücken geängstigt worden sey, oder daß er geträumt habe; ebenso vergeblich war's, ihm vorzustellen, wie leicht man sich das Mondlicht zu Gestalten deuten könne.

Ich sah wohl, er achtete kaum auf Das, was ich sagte, und ich fühlte in der That, daß ich leere, mir selbst nicht genügende Worte sprach. Zuletzt versuchte ich ein anderes Mittel. Ich bat ihn nämlich, wieder in seine Kammer zu gehen, und erbot mich, dort mit ihm die ganze Nacht aufzubleiben; ich sprach sogar, als glaubte ich, er sey vom Fieber befallen und habe schon leise Anfälle von Delirium. Es blieb Alles ohne Erfolg. Er werde auf keinen Fall in seine Kammer zurückkehren, sagte er, denn er wisse, daß seine Braut gerade jetzt durch ihren Geist aufgehellt sey, welcher dort weile und ihn erwarte. Aber nein, nein! sie sey auf Erden für ihn todt, und er könne es nicht ertragen, sie abermals als Geist zu sehen und noch leben zu müssen.

Nichts konnte diese Thatsache ihrer Auflösung aus seiner Seele verbannen; aber sein anfängliches Zittern und Beben verließ ihn und er wurde stille, gefaßt, schweigsam, beinahe mürrisch finster; zuletzt gab er mir kaum noch eine Antwort und nach einer Pause von wenigen Augenblicken wandte er sich um und bat mich, ihn sich selbst zu überlassen.

„Du brauchst keinerlei Gewaltthat oder Selbstmordversuch zu fürchten," sagte er kalt, mehr mit Rücksicht auf den Ausdruck meiner Augen, glaube ich, als auf irgend etwas, das ich meinen Lippen hätte entfallen lassen; „ich fühle nur, daß es gut für mich ist, jetzt allein zu seyn, und ich verlange von Dir nicht einmal, daß Du das Deck verlassen sollst. Wenn Du an Deinen Posten am Steuer zurückkehren willst, so kannst Du mich ja von dort sehen, und ich werde zu Dir kommen, sobald ich es im Stande bin."

Nun, ich dachte, er würde besser gelaunt werden, und demgemäß verließ ich ihn; nur rief ich einen der Matrosen bei Seite, als ich vorbeiging, und trug ihm auf, ein wachsames Auge auf ihn zu haben.

Anfänglich wünschte ich mir Glück zu meiner Vorsicht, denn er ging geradezu auf die Seite des Schiffes und lehnte sich über die hölzerne Brustwehr, wie wenn er ins Herz der Gewässer hineinblicken wollte. Jeden Augenblick erwartete ich, ihn überspringen zu sehen; aber der getreue Beistand, den ich angesprochen hatte, befand sich ja hinter ihm und würde bei der leisesten Bewegung hervorgetreten seyn.

Es war doch ein Trost, ich muß es gestehen, als er sich von der Seite des Schiffes hinweg begab — freilich ganz gedankenlos und wie ein Träumender —, aber er war hier doch entfernt von wirklicher Gefahr, und als ich seine hohe Gestalt gegen den Kiel gerichtet sah, da war mir zu Muthe, als wäre mir eine schwere Last vom Herzen genommen. Ich sah mehrmals auf, aber er blieb immer in der nämlichen Stellung, und nach Dem, was er gesagt hatte, muß ich bekennen, nahm ich Anstand, ihn zu stören.

Es hätte eine herrliche Scene für einen Maler abgegeben!

Der Himmel war von jenem tiefen Blau, wo jeder Stern sich auf dem Busen auch der kleinsten Welle abspiegelt, die sich erhebt, ihn zu begrüßen; und die Spur des Schiffes auf dem Wasser war bezeichnet durch einen phosphorescirenden Lichtschein, der ihm auf seinem Gange wie eine Glorie folgte.

Die Hälfte des Schiffes lag im Schatten, und dort, mitten zwischen dem schweren Tauwerke schlafend, konnte man eben noch die Gestalten der Matrosen erkennen, während die Mondstrahlen quer über den Theil des Decks hinfielen, wo der Capitän stand, und ein weißes Licht zu seinen Füßen warfen.

Ich für meinen Theil, der ich so stillschweigend, so einsam und ungestört meinen Platz am Steuer eingenommen hatte, ich konnte mir schon so ziemlich einen bedeutenden Einfluß zuschreiben, da ich unser gutes Schiff zwischen den Untiefen und Sandbänken, welche es umgaben, hindurchsteuerte und es in die ruhigen und tiefen Gewässer lenkte, welche Zuverlässigkeit und Sicherheit boten. Die Angst, die ich um Campbell's willen gefühlt hatte, begann sich zu verlieren, und da ich ihn noch immer ruhig in der nämlichen Stellung verharren sah, so wandte ich für einen Augenblick meine Augen von ihm ab, um zu sehen, welchen Lauf wir jetzt nehmen müßten.

Einen Augenblick sage ich? — es kann wohl kaum eines Athemzuges Zeit gewesen seyn, denn im nämlichen Momente hörte ich einen schweren Fall auf's Deck — einen Fall von jener unbeholfenen, krankhaften Art, welche ihren eigenen Charakter der Bewußtlosigkeit und Hilflosigkeit ausspricht. Auf der Stelle eilte ich hin zu dem Niedergestürzten, und einer der Matrosen, den gleichfalls der Fall aufgeschreckt hatte, sprang zu mir. Wir sahen ihn noch gerade so liegend, wo er hingefallen war, das Gesicht auf die Arme gelegt und er selbst nach dem Deck zu gewandt.

Mein Freund war todt — völlig todt; er rührte sich nicht ein einziges Mal mehr, als wir zu ihm hintraten; der Wind bewegte nur eben sein Haar und die Mondstrahlen fielen mit voller Helle auf seine Figur, aber kein Marmor hätte kälter, unthätiger und bewegungsloser seyn können. Sein Herz, glaube ich, muß denselben Augenblick gebrochen seyn, wo er aus seiner Stellung vorwärts hinfiel; man hätte glauben mögen, er wäre auf seinem Posten erschossen worden.

Nie werde ich die Betrübniß und die Ehrfurcht der armen Matrosen vergessen, als sie ihren Capitän aufhoben. Er besaß die allgemeine Liebe, und als ich ihnen erzählte, was er mir mitgetheilt hatte, da zeigte sich augenblicklich ein Schreck auf ihren rauhen Physiognomieen, und man konnte sehen, wie ein Jeder von Grund seines Herzens an die Wahrheit der Erscheinung glaubte.

Unsere Fahrt hatte nur noch ein paar Tage zu dauern, und da Keiner von uns wollte, daß das tiefe Meer unsern unglücklichen Freund aufnehmen sollte, so hüllten wir ihn sorgfältig in eine Hängematte, und Tag und Nacht hielt Einer oder der Andere von uns bei ihm Wache.

Ach, das waren traurige Stunden! Und als wir uns dem Hafen näherten, dem wir mit so großer Freude entgegengesehen hatten, da fiel ein tiefer Schatten des Kummers auch auf die sorglosesten Gesichter und die Leute gingen einher mit leisem Tritte und gedämpfter Stimme.

Ich hörte sie bisweilen in Gruppen mit einander reden und bemerkte, wie sie allesammt ganz einig waren über den Tod des Mädchens, mit welchem Campbell versprochen gewesen.

Es war am dritten Tage, daß wir die Stadt erblickten, und als wir ins Hafenbassin einfuhren, kam ein Boot, welches bei unserer Annäherung abgestoßen war, heran an unsere Seite. Es saßen darin ein bejahrter Mann und eine eben solche Frau in Trauerkleidern und mit verweinten Gesichtern. Ach, sie brauchten uns ihre Geschichte nicht erst zu erzählen! Langsam und traurig wurde des armen Campbell's Leiche zu ihnen ins Boot hinabgelassen. Man landete und unter dem Zuschauen des erschrokkenen Volkes bewegte sich der Trauerzug, welcher ein Brautzug hatte werden sollen. Der Todte wurde geradeswegs nach dem Hause getragen, wo der entseelte Leib Derjenigen lag, welche sein Weib hatte werden sollen. Und Beide empfing Tags darauf ein doppeltes Leichenbegängniß und ein gemeinsames Grab.

Ich habe niemals etwas Ausführliches von der Geschichte des armen Mädchens gehört; ich glaube, sie war plötzlich erkrankt und schnell gestorben, und wie man versichert, hatte sie noch beim letzten Athemzuge seinen Namen ausgerufen. —

Meine Erzählung ist nun zu Ende. Ich mache mich durchaus nicht anheischig, die Thatsachen aufzuklären, welche ich hier erzählt habe; aber daß der unglückliche Campbell wirklich die Vision gehabt, die ich geschildert habe, daran zweifle ich eben so wenig wie daran, daß ich zu meinen Lesern rede.

Die Wochentage.

Die Eintheilung der Zeit in Abschnitte von sieben Tagen ist gewiß beinahe so alt wie das Menschengeschlecht. Sobald die Menschen anfingen den Himmel und seine Gestirne zu beobachten, bemerkten sie an dem treuen Begleiter der Erde, dem Monde, abwechselnde Lichtgestalten und benannten sie schon früh Neumond, erstes Viertel, Vollmond und letztes Viertel. Von einer Lichtveränderung bis zur andern vergingen stets sieben Tage; die ersten sechs dieser Tage wuchs oder nahm der Mond recht merklich ab, am siebenten aber schien er dem unbewaffneten Auge in seiner Abnahme gleichsam still zu stehen — sechs Arbeits-

tage und ein Ruhetag! Die Mosaische Schöpfungs-Urkunde lehrt, Gott habe an den ersten sechs Tagen die Welt geschaffen, am siebenten von seiner Arbeit ausgeruht und denselben zu einem Ruhetage geheiligt. (1. Mos. 2, 2—3.)

Die Namen, die diese sieben einzelnen Tage führten, beruhten auf einem astrologischen Aberglauben. Man glaubte nämlich, jeder der sieben den alten Völkern bekannten Planeten — Saturn, Jupiter, Mars, Sonne, Venus, Merkur, Mond — regiere abwechselnd eine Stunde des Tages. Da jeder Tag vierundzwanzig Stunden hat, so kommt jener Planet dreimal an die Reihe des Regierens und drei von ihnen auch noch zum viertenmale. Beginnt also z. B. der Saturn am ersten Tage den Reigen, so beginnt ihn am zweiten die Sonne, am dritten der Mond, am vierten der Mars, am fünften der Merkur, am sechsten der Jupiter und am siebenten die Venus.

So entstanden die alten Namen der Wochentage. Die römischen Benennungen sind folgende:

Saturnstag (Saturni dies), Sonntag (Solis dies), Mondtag (Lunæ dies), Marstag (Martis dies), Merkurstag (Mercurii dies), Jupiterstag (Jovis dies), Venustag (Veneris dies).

Von diesen lateinischen Benennungen haben die Franzosen ihre Namen der Wochentage abgeleitet, für Sonntag aber im christlichen Sinn den Namen Dominica (nämlich dies, d. h. Tag des Herrn) in Dimanche verändert und für den Saturnstag den Namen Samedi (aus Sabbathi dies) gesetzt.

Die französischen Wochentage heißen also:

Dimanche, Lundi, Mardi, Mecredi, Jeudi, Vendredi, Samedi.

Wir kommen jetzt zu den deutschen Namen der Wochentage. Das Wort Woche stammt aus dem Gothischen und heißt wico, Wechsel; im Althochdeutschen wehsal, im Angelsächsischen vuce, im Alemannischen wehha, im Schwedischen wik, im Holländischen weke.

Ideler meint in seiner Chronologie, die Woche und die Namen der Wochentage seyen zu den deutschen Völkern zugleich mit dem Christenthum gekommen, nur hätten die Deutschen die fremden Götter durch die diesen am meisten entsprechenden einheimischen ersetzt, und so seyen unsere jetzigen Wochentags-Namen entstanden. Wir wollen in Folgendem jeden einzelnen Namen besonders besprechen:

1. Sonntag,

(altnordisch: sonnadagr, angelsächsisch: sunnandäg, englisch: sunday).

Von den Christen wurde schon zu der Apostel Zeiten der Sonntag, weil Christus an einem Sonntage auferstanden, durch Gebet gefeiert; aber man enthielt sich nicht gänzlich der Arbeit, da von den Juden-Christen wenigstens noch lange der jüdische Sabbath mitgefeiert wurde. Erst Constantin der Große führte eine strenge Sonntagsfeier ein.

Die zweiundfünfzig Sonntage des christlichen Kirchenjahrs haben besondere Namen, theils von den Festen, denen sie vorangehen oder nachfolgen, theils von den Anfangsworten der Gesänge (meistens Psalmen), die in den Kirchen an diesen Sonntagen gesungen wurden.

Die vier Advent-Sonntage zur Vorbereitung auf die Ankunft Christi beginnen das Kirchenjahr; dann folgt ein Sonntag nach Weihnachten und einer nach Neujahr, wenn ersteres Fest auf einen der vier ersten Wochentage, letzteres auf einen der vier letzten fällt.

Nach dem Epiphanias-Feste (Erscheinung der drei Könige) werden ein bis sechs Sonntage gezählt, je später Ostern fällt, desto mehr.

Dann folgen die Sonntage Septuagesima (d. h. der siebenzigste Tag vor Ostern), Sexagesima (der sechzigste Tag v. O.) und Esto mihi (Sey mir ꝛc., Psalm 71, 3).

Hierauf kommen die Fasten-Sonntage, deren Namen folgende sind: Invocavit (Er rufet mich an ꝛc., Ps. 91, 15) — Reminiscere (Gedenke, Herr, ꝛc., Ps. 25, 6) — Oculi (Meine Augen ꝛc., Ps. 25, 15) — Lætare (Freuet euch ꝛc., Jes. 66, 10) — Judica (Richte ꝛc., Ps. 43, 1) — Palmarum (d. h. Dominica palmarum, Sonntag der Palmen, nach Matth. 21).

Das Oster-Fest fällt stets auf den ersten Sonntag nach dem ersten Frühlings-Vollmonde. Die Sonntage nach Ostern heißen: Quasimodogeniti (Als die jetzt Geborenen ꝛc., 1. Petri 2, 2) — Misericordias domini (Die Barmherzigkeit des Herrn ꝛc., Ps. 23, 6; 89, 2) — Jubilate (Jauchzet ꝛc., Ps. 66, 1) — Cantate (Singet ꝛc., Ps. 96, 1) — Rogate (Bittet ꝛc., Matth. 7, 7) — Exaudi (Erhöre ꝛc., Ps. 27, 7).

Folgende Gedenkverse Göthe's enthalten die Namen dieser Sonntage:

„Invocavit, so rufen wir laut;
Reminiscere, o wäre ich Braut!
Die Oculi geh'n hin und her;
Lätare drüber nicht so sehr.
O Judica uns nicht so streng,
Palmarum streuen wir die Meng'.
Auf Oster-Eier freu'n sich hie
Viel' Quasimodogeniti.
Misericordias brauchen wir All',
Jubilate ist ein selt'ner Fall.
Cantate freut der Menschen Sinn,
Rogate bringt nicht viel Gewinn.
Exaudi uns zu jeder Frist,
Spiritus, der du der letzte bist!"

Die Sonntage nach Ostern kann man sich auch durch folgenden Gedenkspruch merken:

„Quitten Müssen Junge Christen Roh Essen."

Darauf folgt das Pfingst-Fest (von dem griechischen Pentekoste, d. i. der fünfzigste (Tag) nach Ostern), welches ebenfalls auf einen Sonntag fällt. Diesem folgt der Trinitatis-Sonntag (Sonntag der Dreieinigkeit), und dann die Reihe der Sonntage nach dem Trinitatis-Sonntag, höchstens 27 an der Zahl.

Hiermit schließt das Kirchenjahr und die Advent-Sonntage beginnen wieder das neue Jahr.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

Ueber die Nägel des Menschen hat Professor Berthold in Göttingen einige interessante Beobachtungen veröffentlicht. Nach ihm ist das Wachsthum der Nägel bei Kindern schneller als bei Erwachsenen, und im Sommer schneller als im Winter, so daß derselbe Nagel, welcher im Winter zu seiner Entstehung 132 Tage gebraucht, im Sommer schon in 116 Tagen erneuert ist. An der rechten Hand geht die Nagelbildung rascher als an der linken vor sich; auch ist dieselbe nach den verschiedenen Fingern, je nach der Länge derselben, verschieden: am schnellsten am Mittelfinger; langsamer, jedoch fast gleichzeitig, am Ring- und Zeigefinger; noch langsamer am kleinen Finger; am langsamsten am Daumen.

(Gewalt des Eises.) Es ist bekannt, daß, wenn Wasser in einer verkorkten Flasche dem Gefrieren ausgesetzt wird, diese Flasche zerklüftet, da sich das Eis ausdehnt. Aber wie unglaublich groß diese Macht des Eises ist, stellte sich dadurch dar, als man einst eine eiserne Hohlkugel, eine Bombe von 15½ Zoll innerem Durchmesser und mit 2¼ Zoll dicken Wänden, mit Wasser füllte, verspundete und sie dem Gefrieren aussetzte. Kaum fing das Eis an sich zu bilden, so wurde die Kugel gesprengt und ein Stück derselben von 150 Pfund Gewicht hinweggeschleudert. Sicherer Berechnung zufolge betrug die Kraft, durch welche dieses Zersprengen bewirkt wurde, 2,600,000 Pfund. Eben deßhalb, weil sich das Wasser beim Gefrieren ausdehnt, schwimmt das Eis auf dem Wasser und ist sogar im Stande, sehr große Lasten zu tragen; doch bleibt stets nur 1 Zehntel des Eises über dem Wasser, während die übrigen 9 Zehntel untergetaucht sind.

(Papiergeld.) Preußen hat an Papiergeld und Banknoten im Ganzen 54,842,000 Thaler in Circulation; Sachsen die relativ größere Summe von 16,300,000 Thalern; Anhalt-Dessau aber 4,300,000 Thaler bei 68,082 Einwohnern — also über 70 Thaler auf den Kopf, während in Oesterreich von der unverzinslichen Schuld noch nicht der zehnte Theil, nicht 7 Thaler auf den Kopf kommen. Am günstigsten stehen die süddeutschen Staaten. Die Papier-Circulation beträgt in Bayern, Würtemberg und Baden, zusammen und einzeln, noch nicht einen Thaler auf den Kopf; sie ist also relativ dreimal geringer als in Preußen, achtmal geringer als in Sachsen, und 70mal geringer als in Anhalt-Dessau.

(Eine schwer verdauliche Speise.) Der bekannte Rabelais speiste einst bei dem Cardinal du Bally zu Mittag; unter andern Gerichten kam eine geröstete Lamprete (eine Art Neunaugen) auf den Tisch. Als er diese sah, schlug er mit seinem Messer auf den Rand der Schüssel und sagte: „Duræ digestionis!" (schwer zu verdauen). Der Cardinal, der für seine Gesundheit sehr besorgt war, erschrack und ließ die Schüssel an sich vorübergehen. Auch von den andern Gästen rührte sie Niemand an, bis sie an Rabelais kam, der zuletzt saß. Dieser aber verzehrte die ganze Lamprete mit sichtlichem Wohlgefallen. „Wie!" rief der Cardinal voll Staunen — „Sie behaupten, diese Lamprete sey schwer zu verdauen, und haben nichts davon übrig gelassen?" — „Nicht doch," sagte Rabelais lächelnd, „ich meinte, Monseigneur, nur die silberne Schüssel, an die ich schlug, nicht die Lamprete."

Froschdorf oder Frohsdorf? — das ist die Frage, welche gegenwärtig so viele Journalisten beschäftigt. Nur Froschdorf ist richtig. Auf alten Karten und in älteren Geographieen wird der fragliche Ort stets „Krottendorf" geschrieben. In Anbetracht, daß Kröten und Frösche zu einer Familie, zur Familie der Unken gehören, sey — so meldet die Wiener „Presse" — der Name frischweg in Froschdorf verwandelt worden, woraus dann die Franzosen Frohsdorf gemacht haben.

Redaktion, Druck und Verlag von G. Ritter in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

Nro. 153. Freitag, 23. Dezember 1853.

Eine Neujahrsnacht in Spanien.

Von Julius v. Wickede.

Den Neujahrstag des Jahres 1811 verlebte ich unter Umständen, die mir stets unvergeßlich bleiben werden, und die auch zugleich zeigen, wie tief damals der Haß gegen uns französische Truppen war. Mit zwölf Lanciers von uns und einigen zwanzig Voltigeurs eines französischen leichten Regiments war ich in einer Meierei, die zu den Besitzungen eines vornehmen spanischen Grafen gehörte, einquartiert. Wir freuten uns über dies Quartier, das wir seit ungefähr acht Tagen erhalten hatten, denn es war besser, als mir noch je eins in Spanien zu Theil geworden. Der Verwalter der Meierei, ein alter Spanier, mußte noch manche Vorräthe verborgen gehalten haben, denn er gab uns eine ganz gute Verpflegung nach der Landessitte und schonte besonders den Wein in den großen gepichten Bottagen nicht, welchen er unsern Soldaten mehrmals am Tage vorsetzte. Da aus begründetem Mißtrauen gegen Vergiftungen kein französischer Soldat Trank oder Speise in einem spanischen Quartier zu sich nahm, ohne daß der Wirth davon gekostet, so gab dies dem alten Pedro — so hieß der Verwalter — reichlich Gelegenheit, ebenfalls den Weinschläuchen häufig zuzusprechen, was er mit vielem Vergnügen und sichtbarem Erfolg, wie seine rothe Nase zeigte, that. Auch eine wunderschöne junge Tochter, mit feurigen schwarzen Augen, hatte der Alte, die sich aber eben so spröde und stolz zurückhaltend gegen uns bewies, wie der Vater freundlich, ja selbst einschmeichelnd war. Juanita verhehlte ihren Haß gegen uns niemals und sagte mir einst, als ich ihr einige Artigkeiten in meinem schlechten Spanisch vorgeplaudert hatte: es sey schade, daß ich noch so jung sey, und doch schon so bald zur Hölle fahren müsse. — Ich lachte damals über diesen gutgemeinten Wunsch der kleinen Hasserin, wie denn ein Soldat aus dem Munde eines hübschen Mädchens Manches mit anhören kann, was ein Mann ihm nicht ungestraft sagen darf, und entgegnete ihr: daß ich noch gar keine Lust hätte, zur Hölle zu fahren, sondern noch recht lange zu leben und noch recht viele schöne spanische Mädchen zu küssen. — Mit einem Blick des tiefsten Hasses sah sie mich auf diese Worte an und ging mit stolzen Schritten hinweg.

Am Neujahrstage, der bei den Spaniern als hoher Festtag gilt, hatte der alte Pedro uns besonders gut bewirthet und mit Lachen und Scherzen uns den Wein und die Speisen vorgekostet. Nach Tische sagte er dem Lieutenant, der die Voltigeurs befehligte, einem langgedienten Soldaten, er habe für heute Abend noch einen Extra-Schlauch bei Seite gelegt, und wenn er einige Kameraden dazu einladen wollte, so habe er nichts dagegen. Dies geschah denn auch, und vier französische Infanterie-Offiziere und noch ungefähr zehn bis zwölf Lanciers und Voltigeurs, außer der Quartier-Mannschaft, waren am Abend als Gäste angekommen.

In der großen Halle des Hauses hatte die lustige Trinkgesellschaft ihren Platz aufgeschlagen. An einem Tische saßen die Offiziere, an zwei andern aber die Soldaten in bunter Reihe, alle fröhlich singend und plaudernd und dem guten dunkelrothen Wein, den der alte Pedro in großer Menge herbeibrachte, tüchtig zusprechend.

Mit geschäftiger Eile, sich ein über das andere Mal freudig die Hände reibend und behaglich schmunzelnd, lief der Alte von Tisch zu Tisch, trank häufig mit den Soldaten und Offizieren und ließ selbst den Kaiser Napoleon und den neuen König Joseph wiederholt leben. Das gefiel besonders den Offizieren sehr, und in ihrer schon etwas erregten Weinlaune umarmten sie den Alten ein über das andere Mal, schwuren, er sey der bravste Spanier, der ihnen jemals vorgekommen, und sie wollten sich für ihn bei dem neuen König Joseph verwenden, daß er ihn zum Haushofmeister ernenne. Auch Pedro's Frau, ein altes neidisches Weib, und die schöne Juanita mußten heraufkommen und den Wein mit kredenzen.

Letztere that dies mit ihrer gewöhnlichen stolzen Weise, und es schien mir, als wenn in ihren schwarzen Augen wirklich ein dämonisches Feuer des Hasses gegen uns loderte.

Da ich meiner Gewohnheit nach das viele Trinken vermeiden wollte und ich als junger Soldat das häufige Anstoßen mit den ältern Kameraden, die mich dazu aufforderten, nicht gut ausschlagen konnte, so schlich ich mich bei einbrechender Dämmerung, als eben Alles im besten Gange war, unbemerkt aus dem Saal. Ich wollte noch einen andern Trompeter um eine Dienstsache fragen und ging daher in das Dorf, in dem unsere übrige Escadron nebst zwei Compagnieen Infanterie einquartiert waren und das etwa eine Viertelmeile von der Meierei entfernt lag. Den Kameraden hatte ich nicht gleich gefunden, hernach aber noch einen neuen Marsch mit ihm einstudirt, und so mochte es wohl gegen neun Uhr Abends seyn, als ich wieder in die Meierei zurückging. Die große Stille, die in dem ganzen Gebäude zu herrschen schien, fiel mir auf; kein Fenster war erleuchtet, nicht der geringste Laut ließ sich hören — das Ganze hatte etwas Unheimliches. Ich dachte mir, daß Alle bei ihrem Trinkgelage wohl schon eingeschlafen seyn möchten, und um Keinen aufzuwecken und nicht mit unnützen Fragen über meine Entfernung geplagt zu werden, ging ich nicht durch die Hauptthüre, sondern schlich mich leise durch eine kleine Nebenthür in die Kammer, worin vier Lanciers auf einem Strohlager ihr Nachtquartier hatten. Ein Schmerzensgestöhne, wie es ein Mensch im Todeskampfe ausstößt, drang in der dunkeln Kammer plötzlich an mein Ohr und erschreckte mich nicht wenig.

„Um Gotteswillen, gebt mir ein wenig Wasser!" wimmerte mir eine Stimme auf Französisch aus der Ecke entgegen. Es war ein Voltigeur-Corporal, der, sich vor Schmerzen krümmend und wälzend, auf der Erde lag, wie ich beim Scheine der Stalllaterne, die ich rasch an meiner brennenden Cigarette angezündet hatte, erkennen konnte. Ein Krug mit Wasser stand noch in der Ecke der Kammer, ich reichte denselben rasch dem Dürstenden, der ihn mit gierigen Lippen bis auf den Grund austrank.

Mit matter Stimme, oft von Wimmern und Schmerzensausrufungen unterbrochen, erzählte er mir jetzt: der Wein, den ihnen der Alte zuletzt gebracht habe, wo sie in ihrer sorglosen Lustigkeit nicht mehr darauf geachtet, daß er aus jedem Schlauch ihnen erst vorkoste, wäre stark vergiftet gewesen, denn alle Kameraden, ohne Ausnahme, lägen sterbend oder schon todt oben im Saale; er selbst habe noch Kraft gehabt, sich bis in diese Kammer zu schleppen, da er hier Wasser zu finden gehofft hätte.

Kalter Angstschweiß überströmte mich bei diesen schrecklichen Worten des Sterbenden; das Haar sträubte sich mir fast in die Höhe — in welche furchtbare Mörderhöhle war ich hier gerathen! — Doch bald kehrte meine Besonnenheit wieder zurück; hier galt es, mein Leben zu retten und den noch Sterbenden die vielleicht mögliche Hilfe zu bringen, oder sonst doch ihre schändliche Ermordung zu rächen.

Rasch löschte ich die Laterne aus, damit ihr Schein mich nicht zeige, legte die bespornten Stiefel und den Säbel ab, dessen Klang mich hätte verrathen können, nahm aber zwei von den geladenen Pistolen, die sich in der Kammer befanden, und eilte nun wieder leise fort, um aus dem Dorfe die nöthige Hilfe zu holen.

Wie ich an der Meierei hinschlich, sah ich in dem einen Fenster, das zur Schlafstube des alten Pedro gehörte, Licht und hörte Stimmen dort plaudern. Auf Händen und Füßen kroch ich an der Mauer näher, um zu erspähen, was dort vorgehe, da mir dies wichtig schien. In dem Zimmer saßen, wie ich von außen bemerken konnte, der Verwalter mit Weib und Tochter, zwei Knechte und ein Mönch aus dem nahen Kloster. Letzterem erzählte der Alte — denn ich konnte schon so viel Spanisch, um es nothdürftig zu verstehen — mit rohen Scherzen, die Alle belachten, daß die verfluchten französischen Hunde sämmtlich in die Falle gegangen seyen und es nicht gemerkt hätten, wie er ihnen zuletzt vergifteten Wein vorgesetzt habe. Jetzt seyen sie wahrscheinlich schon Alle crepirt, und nur der kleine Trompeter noch im Dorfe, dem wolle man aber auflauern und ihm, so wie er in das Haus komme, den Garaus machen, dann aber mit den schon bepackten Mauleseln in die Gebirge fliehen.

Mit Wohlgefallen schien der Mönch diese Erzählung zu vernehmen, und ich hörte noch, wie er ihnen für diese That auf so und so viel Jahre Ablaß von allen Sünden versprach.

(Schluß folgt.)

Die Wochentage.

(Schluß.)

2. Montag.

Der Montag, der zweite der Wochentage, wird von Manchen Mondtag geschrieben, da sie meinen, das d müsse in dem Namen, der Abstammung von Mond und Tag gemäß, vorkommen. Es ist dies aber nicht nöthig, denn der alte nordische Name des Mondes ist mana und manadagr — Montag. Im Angelsächsischen heißt er mônandäg, woraus im Englischen monday geworden ist. — In Nieder-Sachsen hält man Alles, was am Montag begonnen,

für unbeständig, daher das Sprüchwort: „Mandag waart nig weeken olt" (Montag wird nicht wochenalt). Es gibt also am Montage keine Hochzeit, keine große Wäsche u. dgl. — In der christlichen Kirche ist der Montag nach dem Sonntage „Estomihi", also der Montag vor dem Beginn der Fasten, unter dem Namen des „blauen Montags" bekannt. An demselben wurden nämlich im Mittelalter der Altar, der Taufstein und die Kanzel mit blauem Zeuge verhüllt. An diesem Tage, dem vorletzten in der Carnevalszeit, ließ man der wilden Lust recht den Zügel schießen. Da die Handwerksgesellen, von ihren Ausschweifungen am Sonntage noch ermüdet, am Montage feierten und fortlärmten, so wurden allmälig alle Montage im Jahre blaue Montage, an denen es denn auch an blauen Flecken nicht fehlte. Da aber des Unfugs zu viel wurde, erließ man strenge Gesetze gegen die Blaumontags-Feier. Friedrich Wilhelm der Erste von Preußen ließ die bei dem Bau der Petrikirche beschäftigten Maurer, die am Montag zu arbeiten sich weigerten, von Soldaten umstellen, die Rädelsführer verhaften und einen derselben ohne Gnade aufhängen.

3. Dienstag.

Ueber die Abstammung dieses Namens ist viel gestritten worden. Einige behaupten, der Name käme von der gallischen Göttin Dis, die die Deutschen unter dem Namen Thuis verehrt haben sollen. Adelung glaubt den Namen von Ding, d. h. Gericht, ableiten zu müssen, wonach also Dinstag (nicht Dienstag) so viel wie Gerichtstag bedeute. Noch Andere denken an Dienst und schreiben Dienstag, Tag des Dienstes. Nach Grimm ist allein Dinstag richtig. Sehen wir einmal, wie der Name in den verwandten germanischen Sprachen lautet. Im Altnordischen heißt er tyrsdagr, im Schwedischen tysdag, im Dänischen tirsdag, im Angelsächsischen tivesdäg, im Englischen tuesday. Der erste Theil aller dieser Namen weis't stets auf Tyr (im zweiten Falle Tys), den nordischen Kriegsgott, hin, dessen Name im Althochdeutschen Ziu lautet. Im Alt- und Mittelhochdeutschen heißt der in Rede stehende Tag: Ziestac oder Ziewestag; noch jetzt wird in Oberdeutschland (z. B. im Elsaß) Zieschdi gesagt. In einigen Gegenden Deutschlands heißt der Kriegsgott: Erich, daher der Tag Erictac genannt wurde.

Von den Dienstagen in der katholischen Kirche ist der vor dem Beginn der Fasten, daher er auch Fastnacht, Fastnachtsabend oder Fastelabend genannt wird, der berühmteste wegen der Festlichkeiten, durch die man sich im Voraus für die lange, traurige Fastenzeit schadlos zu halten suchte.

4. Mittwoch.

Man sagt: der Mittwoch und die Mittwoche. Die Bedeutung dieses Namens liegt auf der Hand: der Tag theilt die Woche in zwei Hälften und ist gebildet wie Mittsommer (Ende Juni) und Mitternacht. — Im Altnordischen heißt der Mittwoch odinsdagr, im Angelsächsischen vodenesdäg, im Englischen wednesday und im Schwedischen onsdag. Noch jetzt hört man in Westphalen und in Geldern Godenstag und Wodenstag für Mittwoch sagen. Der altnordische Odin, im Deutschen Wodan oder Wuotan, der der Oberste der Asen, welchen Tacitus dem römischen Merkur gleichsetzte, hat diesem Tage den Namen gegeben.

Der katholischen Kirche ist der Aschermittwoch, der Anfang der Fasten, besonders wichtig.

5. Donnerstag.

Der Donnerstag erhielt seinen Namen zu Ehren des Donnergottes, des Thor, Thunor oder Dunar, daher dieser Tag im Altnordischen thorsdagr, im Angelsächsischen thunorsdäg, im Englischen thursday und im Schwedischen torsdag heißt.

Der Donnerstag hatte in Deutschland eine besondere Heiligkeit, Bräute ließen sich gern an diesem Tage trauen; denn Thor ist der eigentliche Gott der Ehen, die er mit seinem Hammer Miölner (Zermalmer, dem Blitzstrahle) einweiht.

Der christlichen Kirche sind drei Donnerstage im Jahre heilig: der grüne Donnerstag (Donnerstag vor Charfreitag), das Christihimmelfahrtsfest, das stets auf einen Donnerstag, den vierzigsten Tag nach Ostern, fällt; sodann das Frohnleichnamsfest, welches von den Katholiken alljährlich am Donnerstag nach Trinitatis mit großem Pomp gefeiert wird.

6. Freitag.

Der Freitag verdankt seinen Namen entweder der Freia, der nordischen Liebesgöttin, die auf einem von Katzen gezogenen Wagen fährt, oder der Frigga, der Gemahlin Odin's, oder endlich gar dem Sonnengotte Freir, dem Spender der Fruchtbarkeit, dessen Abzeichen der goldborstige Eber (Gullinborsti) ist. Der Name des Tages lautet im Altnordischen bald freiadagr, bald frejudagr; im Angelsächsischen heißt er frigedäg, im Englischen friday. Wahrscheinlich ist Freia die Namengeberin, denn wie schon gezeigt, wurden die römischen Gottheiten durch germanische ersetzt. Im Lateinischen heißt der Freitag Veneris dies, Tag der Venus; diese ist aber die Liebesgöttin, ihre Stelle konnte also auch nur Freia, die nordische Liebesgöttin, einnehmen. Noch ein anderer Umstand spricht für Freia. Als die Germanen mit dem Christenthume bekannt geworden waren, wurden ihre Götter

von den christlichen Priestern für Unholde erklärt, und da Freia die größte Zauberin unter den Göttern war, so mußte ihr Tag auch nach der Einführung des Christenthums zu den unglücklichen Tagen gerechnet werden. Mittwoch (Wodan war zum wilden Jäger geworden) und Freitag sind Hexentage: am Mittwoch darf man nicht Vieh zuerst austreiben, es kehrt sonst nicht wieder; nicht zuerst ein Kind zur Schule schicken, es lernt sonst nichts. Niemand läßt sich am Mittwoch trauen. Am Freitag legt man den Hühnern keine Eier unter, da die ausgekommenen Küchlein sonst der Habicht holt, u. s. w.

In der christlichen Kirche ist der Charfreitag von der größten Heiligkeit.

7. Sonnabend.

Es ist eine alte deutsche Gewohnheit, den Tag vor einem Feste „Abend" zu nennen. Man erinnere sich an den Christabend, Himmelfahrtsabend u. s. w. Ebenso hatte man Sonntagabend, abgekürzt Sonnabend gebildet. Im Altnordischen hieß dieser Tag laugardagr, d. h. Badetag, und wir nennen ihn auch noch jetzt, wenn auch nur scherzweise, den Wasch- und Kämmtag. In Niedersachsen ist dieser Tag zum Scheuern der Zimmer bestimmt und die scheuerlustige Frau ruft ihrem darüber unlustigen Ehemanne zu: „De Sünnabend gehört de Fru, de Week dem Man!" (Der Sonnabend gehört der Frau, die Woche dem Manne.) Im Angelsächsischen wurde der Sonnabend sætresdäg, im Englischen saturday, im Deutschen Saterstag genannt. Diese Formen sind aus Saturni dies entstanden, wie das in Oberdeutschland gebräuchliche Samstag aus Sabbathstag. Notker hat schon „Sambazdag".

* * *

Zum Schluß dieses Aufsatzes sey noch der eigenthümlichen Sitte der Walachen erwähnt, ihren Kühen die Namen der Wochentage beizulegen.

Mannigfaltiges.

(Riesenwürste.) In früheren Zeiten war es in vielen Städten Gebrauch, am Neujahrstag eine Riesenwurst durch die Straßen zu tragen und sie alsdann zu verzehren. Im Jahre 1583 verfertigten die Schlächter von Königsberg eine solche, die 596 Ellen lang war und 494 Pfund wog; sie enthielt unter andern Ingredienzien 36 Schinken und wurde auf großen hölzernen Gabeln von 91 Gesellen getragen. — 18 Jahre später machte dieselbe Zunft in Königsberg eine noch größere Wurst; denn sie war nicht weniger als 1005 Ellen lang und wog beinahe 900 Pfund. Sie enthielt 81 geräucherte Schinken und 18 1/4 Pfd. Pfeffer wurden dazu verbraucht. Am Neujahrstag des Jahres 1601 trugen sie die Wurst mit großer Feierlichkeit und begleitet von Musikchören durch die Straßen der Stadt und verzehrten sie alsdann in Gesellschaft der Bäcker, die dazu eingeladen waren. Am 6. Januar desselben Jahres gaben Letztere den Schlächtern ein Revanche-Fest, wozu sie aus 12 Scheffel Roggenmehl 8 große Brode, jedes 5 Ellen lang, und 6 Riesenkuchen gebacken hatten, die sie vorher in feierlicher Prozession durch die Straßen der Stadt trugen.

Eine quasi-romantische Episode scheint jetzt in der Pariser Salonswelt noch größeres Aufsehen zu machen, als die politischen Welthändel oder die bourbonische Fusions Angelegenheit. Der reich gewesene Minister und Generalpächter des Dey von Tunis, Ben Ayet, von dem es anfänglich hieß, er sey in einer diplomatischen Sendung nach Paris gekommen, soll nämlich ein Flüchtling seyn, der sich dem Bereiche seines strengen Gebieters, der ihn für die erworbenen Millionen zur Rechenschaft ziehen wollte, entzogen habe, und jetzt hört man, daß es auch dreien seiner Frauen gelungen ist, auf einem französischen Schiffe zu entkommen. Der Dey hatte sie als Geiseln zurückbehalten, die Macht des Goldes aber die Pforte ihrer Klause geöffnet. Die Damen haben die orientalische Tracht, Schleier u. s. f. abgelegt und reisen als Französinnen. Sie versprechen eine anziehende Erscheinung für die Pariser Salonswelt zu werden, wo man zwar von Zeit zu Zeit afrikanische Löwen, aber noch niemals Löwinnen gesehen hat.

Die nordamerikanischen Blätter erzählen, daß Hr. Wiedmeyer, welcher bei der New-Yorker Industrie-Ausstellung die Inspektion über das deutsche Departement führte, am 23. Nov. verhaftet worden. Man überraschte ihn nämlich, als er eine Flasche Essenzen aus dem französischen Departement entwandte. Es wurde bei ihm eine Haussuchung vorgenommen, wo sich dann eine Masse Gegenstände fanden, die er von der Ausstellung gestohlen. Juwelen, Shawls, Seidenwaaren, Silberzeug, Tuchwaaren, und selbst feines Porzellan. Man fand gar bei ihm eine prächtige Vase von Sevres und ein Dejeuner-Service, welches der Kaiser von Rußland zur Ausstellung geschickt.

Redaktion, Druck und Verlag von G. Ritter in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

Nro. 154. Sonntag, 25. Dezember 1853.

Eine Neujahrsnacht in Spanien.

(Schluß.)

So schnell ich nur zu laufen vermochte, rannte ich jetzt querfeldein nach dem Dorfe und weckte den Capitän von unserer Escadron, der dort im Quartier lag. Gerechter Zorn ergriff denselben bei dieser furchtbaren Kunde, und in aller Schnelle traf er die nöthigen Anordnungen, um wo möglich die Mörder noch in unsere Hände zu bekommen.

So geräuschlos wie möglich mußten Patrouillen der Voltigeurs und Lanciers abmarschiren, um die etwa schon Fliehenden aufzufangen, während wir auf ungesattelten Pferden mit dem Chirurgien major der Voltigeurs nach der Meierei hinjagten, dort wo möglich noch Hilfe zu bringen.

Ein Anblick, wie ich ihn in meinem ganzen Leben nicht grauenvoller gehabt habe, bot sich uns dar, als wir mit Lichtern in den großen Saal, in dem das Trinkgelage stattgefunden hatte, eindrangen. Theils schon todt, theils sich noch im letzten Todeskampfe krümmend und windend, lagen alle unsere Kameraden, Offiziere wie Soldaten, Lanciers und Voltigeurs, bunt durcheinander auf dem Boden. Ihr Todeskampf mußte ein furchtbarer gewesen seyn, denn von den ausgestandenen Schmerzen waren Aller Gesichtszüge schrecklich verzerrt; der Schaum stand Vielen vor dem Mund; ihre Augen waren verdreht und Einzelne hatten im letzten Ringen so convulsivisch in den Boden gekratzt, daß ihnen das Blut unter den Nägeln stand.

Hier war keine Hilfe mehr möglich, das sah der Arzt sogleich, und nur den Voltigeurs-Corporal, dem ich das Wasser gereicht und der auch weniger vergifteten Wein getrunken hatte, glückte es zu retten; derselbe war aber so ruinirt, daß er als Invalide vom Regiment entlassen und nach Frankreich zurückgebracht werden mußte.

Ein wildes Geschrei der Soldaten unten im Hofe verkündete, daß es ihnen gelungen, die schändlichen Meuchelmörder auf der Flucht zu erwischen. Eng gebunden trieben sie den alten Pedro nebst Weib und Tochter, den zwei Knechten und dem Mönche herbei. Eine finstere, trotzige Haltung legten Alle an den Tag; kein Wort der Bitte kam über ihre Lippen, keine Miene des Schmerzes zeigte sich bei ihnen. Die Wuth unserer Soldaten kannte keine Grenzen, wie sie die Mörder ihrer Kameraden so trotzig und sich gleichsam der verübten That freuend dastehen sahen. Mit den Bajonetten und Säbeln fielen sie über dieselben her, und bald sanken Alle in ihrem Blute nieder. Die so Zerfleischten, die keineswegs schon todt waren, wurden von den wild aufgeregten Soldaten, unter denen sich besonders unsere Lanciers auszeichneten, in den Saal gezerrt, aus dem man die Leichen hinweggetragen hatte, und nun wurde beschlossen, die ganze Meierei zu verbrennen.

In der Tochter, die am wenigsten schwer verwundet war, obgleich sie auch aus manchem Bajonettstiche und Säbelhieb blutete, regte sich noch viel Leben. Sie schlug die großen Augen wiederholt zu mir auf und bat mich um der heiligen Jungfrau willen, ihren Leiden durch einen Pistolenschuß ein Ende zu machen, damit sie der Qual des Verbrennens entginge. Ich zauderte anfänglich sehr; doch was half dies, zu retten war das Mädchen nicht, denn von nur zu gerechter Wuth waren alle Kameraden ergriffen. Nachdem sie mich noch einmal gebeten hatte, ihr den Tod zu geben, setzte ich ihr eine der geladenen Pistolen, die ich noch bei mir hatte, dicht an die Brust, wandte den Kopf weg und drückte los — und Juanita war auf der Stelle todt.

Ich glaubte unter diesen Umständen recht gethan zu haben und hatte auch nie die mindesten Gewissensbisse, dem spanischen Mädchen so den raschen Tod gegeben zu haben.

Wenige Minuten darauf stand die ganze Meierei in lichten Flammen und verbrannte mit allen darin befindlichen Spaniern bis zur Asche.

Am andern Morgen begruben wir vier Offiziere und neununddreißig Lanciers und Voltigeurs, welche den schmerzlichen Tod der Vergiftung gefunden hatten, unter den Klängen des Trauermarsches und den dreimaligen Gewehrsalven.

Auf solche Weise feierte ich die Neujahrsnacht von 1811, und dieselbe war wohl geeignet, mir noch lange im Gedächtniß zu bleiben.

Das Verhältniß der Spanier in unserer Umgebung ward übrigens nach diesem Vorfall wo möglich noch feindseliger als früher. Heimliche Ermordungen französischer Soldaten kamen noch mehrfach vor, und wir durften uns besonders des Abends niemals mehr allein, sondern stets nur in größeren Trupps zeigen. Wir gaben hingegen gefangenen Guerillas oder auch nur Bauern, die wir mit den Waffen in der Hand außerhalb ihrer Wohnungen attrapirten, keinen Pardon mehr, sondern es ward ein kurzes Standrecht über sie gehalten und sie dann gleich erschossen oder aufgeknüpft. Ich habe wenigstens in der Zeit, da ich in Spanien war, an fünfzig bis sechzig derartigen Executionen mit beigewohnt und ward zuletzt ganz gleichgiltig dabei. Einmal auch mußte ich in der Gegend von Valladolid den Henker machen, und es war mir dies doch ein sehr peinliches Geschäft. Wir hatten, an zwanzig Lanciers unter Anführung eines Lieutenants, eine größere Streifpatrouille gemacht und erwischten bei dieser Gelegenheit einen Bauern, der an demselben Morgen einen französischen Militärarzt angefallen und tödtlich verwundet hatte. Der Verwundete erkannte seinen Mörder wieder, dieser leugnete die That nicht im Mindesten, sondern bedauerte sogar noch, daß er sein Opfer nicht besser getroffen habe, und so war denn in weniger als fünf Minuten das Urtheil gefällt und sollte, wie dies in solchen Fällen gebräuchlich, auf der Stelle vollstreckt werden. Der Spanier bat, vorher noch einem Geistlichen beichten zu dürfen. Ein Lancier galopirte in das ungefähr zehn Minuten entfernt liegende Dorf und kam mit dem vor Angst halbtodten Pfarrer auf einem Handpferde an, worauf dem Verurtheilten eine kurze Beichte gestattet wurde. Ich als der Jüngste im Dienstalter mußte nun den Henker machen. Aus unsern Fouragierleinen knüpften einige ältere Lanciers, die in dergleichen Geschäften schon mehr Erfahrung hatten, eine Schlinge, die um den vorstehenden Ast einer Korkeiche geworfen wurde. Der Verbrecher ward unter dieselbe geführt, ich mußte ihm die Schlinge um den nackten Hals legen, nachdem wir ihm vorher seine rothe Zipfelmütze über das Gesicht gezogen hatten; zwei Lanciers zu Pferd erfaßten das andere Ende des Strickes und spornten auf ein Zeichen des Lieutenants ihre Rosse an — und der Körper zappelte in der Luft und war bald steif und todt. Die Leiche ließen wir, wie in solchen Fällen stets üblich, zur Abschreckung am Baume hängen, mit einem Schreiben auf der Brust, welches das verübte Verbrechen und die sofort dafür erfolgte Bestrafung verkündete. Als wir am andern Tage wieder an diesen Platz zurückkamen, fanden wir den Spanier schon abgenommen und an seiner Stelle hing ein Strohmann, der in einige alte Uniformstücke unseres Regiments gekleidet war. Eine Inschrift auf der Brust war parodirend in ähnlichem Tone wie unsere gestrige abgefaßt und enthielt ferner den Wunsch, unser ganzes Regiment in einer Reihe an den Bäumen aufgehängt zu sehen. Wir rückten nun in das Dorf ein und forderten den Alkalden auf, den frechen Spötter ausfindig zu machen, damit wir solchen zur gebührenden Strafe ziehen könnten. Da dieser das nicht wollte oder konnte, so verurtheilte der Lieutenant das gesammte Dorf, uns innerhalb zwei Stunden einige Dutzend Schläuche Wein und eine gewisse Quantität Brod zu liefern, und drohte, den ganzen Ort zu verbrennen, wenn wir das Verlangte nicht erhielten. Diese Drohung half denn auch, der Wein so wie das Brod ward beigeschafft, und nachdem wir einen Theil davon für uns verbraucht, lieferten wir den andern in das nächste Lazareth ab.

Ich führte diese Geschichte hier nur an, um zu zeigen, auf wie grausame und gegenseitig gehässige Weise der Krieg damals in Spanien geführt ward. Dem Soldaten darf man es nicht verargen, daß er in einem Lande, wo beständig Gift und Dolch auf ihn lauerten, nach und nach grausam ward.

Eine Anekdote vom Admiral de Ruiter.

Der Admiral de Ruiter lag einmal mit seinem Schiffe zu Rotterdam vor Anker, und da die Leute ihn hoch verehrten, wurden ihm viele Festlichkeiten bereitet. Das ärgerte den General von der Landarmee, der auch in Rotterdam war, und er dachte: „Ich will dem Ruiter einen Streich spielen!" Er lud ihn nun auch zu einem Festmahle ein, wo Alles aufgeboten war, den Gaumen zu kitzeln. Nach Tisch sagte der General: „Den Kaffee wollen wir auf meinem Landhause trinken."

Nun wurden die herrlichsten Pferde vorgeführt. Der Admiral hatte sein Lebtag auf keinem Gaule gesessen, darum wehrte er sich auch mächtig; aber am Ende half nichts und er mußte drauf.

Er saß just wie ein Schneider auf dem muthigen Rosse, das allerlei Tänze mit ihm machte, und die Offiziere wollten sich halb todt lachen.

Durch die Stadt ging's noch ziemlich, weil der General langsam ritt; als sie aber vor dem Thore

waren und der General seinem Pferde die Sporen einsetzte und sie nun dahinflogen: hast du nicht gesehen! — da flog auch der Admiral bald rechts, bald links so bedenklich auf die Seite, daß er sich, zur Belustigung der Offiziere, an Sattelknopf und Mähne halten mußte. Ehe sie aber an das Landhaus kamen, that das Pferd einen Sprung und — da lag Ruiter am Boden im Sand, an dem Holland Ueberfluß hat.

Der General, der das Lachen mit Gewalt zurückhielt, bedauerte den Unglücksfall, der aber zum Glück gar keine weitern Folgen hatte, als daß der Admiral erklärte, er besteige das Thier nicht mehr; worauf denn zur Rückkehr gegen Abend der General seine Kutsche holen ließ, in der Ruiter zurückfuhr.

Das war mehrere Tage nun die lustige Unterhaltung der Offiziere, die ohnehin nicht wußten, was sie treiben sollten.

Der Admiral mußte Wind davon gekriegt haben und dachte in seinem Sinne: „Wartet, ihr Landratten, ich häng' euch auch einen Denkzettel an, den Ihr so bald nicht vergessen sollt!"

Einige Tage darauf kam eine Einladung an den General und sämmtliche Offiziere zum Mittagsmahl auf dem Admiralschiffe.

Ruiter ließ auf das Hinterdeck ein prächtiges Zelt machen und darunter stand die Tafel, die sich bog unter der Last der kostbarsten Speisen. In den Strickleitern und dem Seilwerk standen die geputzten Matrosen, die alle gehörig belehrt waren.

Endlich erscheinen die Gäste am Ufer. Prachtvoll geschmückte Schaluppen und Boote holen sie auf das Schiff, wo alsbald die Tafel anhebt. Endlich trinkt der Admiral auf das Wohl Hollands!

Er war aufgestanden und alle seine Gäste auch. Als die Gläser klangen, gingen mit Einem furchtbaren Knalle die hundert und zwanzig Kanonen los.

Das mächtige Schiff beugte sich und hob sich wieder, und bleich vor dem Schrecken über den furchtbaren Knall fallen alle Landoffiziere mit ihrem General zu Boden, worauf die Matrosen in ein wieherndes Gelächter ausbrachen. Ruiter und seine Offiziere standen allein fest auf ihren Beinen.

Als sich die Erschrockenen wieder aufgerafft, sagte Ruiter weiter nichts als:

„Mynheers, dat is myn Paard!" (Meine Herren, das ist m e i n Pferd!)

Den Landoffizieren war das Lachen vergangen, und Ruiter that, als wäre nicht das Mindeste vorgefallen.

Mannigfaltiges.

Das Feuilleton des „Pays" erzählt folgendes Beispiel ächt britischer Excentrität, wovon wir hier einen Auszug mittheilen:

Ein reicher englischer, zu Paris lebender Gentleman, Sir Edward E—, ließ einen bekannten talentvollen Pianisten in sein Haus berufen, um einen Abendzirkel, der sich bei ihm versammelte, durch den Vortrag mehrerer Musikpiecen zu ergötzen.

Der junge Künstler wurde, sobald der Diener ihn gemeldet hatte, von dem Herrn des Hauses in höchst schmeichelhafter Weise empfangen und von demselben zwei sehr kostbar und elegant gekleideten, auf einem Sopha und einem Lehnstuhl placirten Damen vorgestellt, die ihm Sir Edward als seine Gemahlin und Schwester bezeichnete. Die übrige Gesellschaft bestand aus sechs Herren, die jedoch sammt und sonders, wie auch die beiden Damen, eine höchst sonderbare Kälte und steifes Benehmen zu affektiren schienen und des frappirten jungen Künstlers artige Verbeugungen und Reverenzen auch nicht mit einem Kopfnicken erwiederten.

Nachdem er der Gesellschaft eine Liszt'sche Piece zum Besten gegeben hatte, bemerkte er, daß der ihm zunächst sitzenden Gemahlin Sir Edwards das Taschentuch aus der Hand gefallen war, und eilte, wie natürlich, sich zu beugen, um es aufzuheben und der schönen Besitzerin wieder einzuhändigen. Auf einmal stößt der Künstler einen Schrei der Ueberraschung und des Entsetzens aus und wendet sich an Sir Edward mit den Worten:

„O mein Herr, Ihre Gemahlin, Ihre angebliche Gemahlin!..."

„Ach," erwiederte dieser, „ich besitze in dieser Figur nur das Ebenbild einer angebeteten Gattin!"

Der ernste, schmerzliche Ton, in welchem dies gesprochen wurde, mußten dem Künstler augenblicklich auch den leisesten Verdacht benehmen, daß er etwa das Opfer irgend einer beleidigenden Mystification geworden sey. Es stellte sich heraus, daß die ganze von Sir Edward im Concertsaal versammelte Gesellschaft aus Wachsfiguren seiner theuersten, in ein besseres Seyn hinübergegangenen Lieben bestand, die, wie der Irrthum unseres Pianisten zeigte, mit einer fast das Leben selbst erreichenden Aehnlichkeit verfertigt waren, die Sir Edward auf allen seinen Reisen sorgfältig verpackt mit sich führte und aus Schonung für deren wächsernes Leben er sich in den Salons, wo sie aufgestellt wurden, aus gar leicht erklärlichen Gründen die größten Beschränkungen in Bezug auf Beheizung und Beleuchtung auferlegte. Die stummen Gäste bilden beim Essen

seine Tafelrunde und mit seiner schönen Gattin sieht man Sir Edward oft spazieren fahren.

Hr. Boßhardt, der auf seiner Reise nach dem Süden Amerika's in New-York angelangt ist, sendet von da unterm 25. Nov. folgende ernste Warnung:

„Schon seit zehn Monaten herrscht große Sterblichkeit auf dem Meere. In der Regel stirbt der fünfte Theil der Auswanderer, bevor die Schiffe in Amerika landen. Man entsetzt sich in New-York über diese Erscheinung und hat deßwegen Untersuchungen eingeleitet. Die Schuld würde der Ueberfüllung der Schiffe zugeschrieben, wenn nicht andere Schiffe in demselben Fall wären. Es herrscht zugleich auch große Sterblichkeit unter den Fischen. Man sieht vielorts und namentlich im mexikanischen Meerbusen zu Tausenden todte Fische den Ufern nah auf dem Meeresgrunde liegen. Es ist zu rathen, mit dem Auswandern inne zu halten, bis diese Periode vorüber ist. Eine deutsche Dame, die hier in Glücksumständen lebt, sandte diesen Sommer ihrer Mutter, zwei Brüdern und zwei Schwestern das Reisegeld, um sie nach Amerika kommen zu lassen; diese Personen betraten in Havre bei guter Gesundheit das Schiff und alle starben auf dem Meere. Man sieht zu dieser Zeit nichts als Jammer und Trauer auf den Plätzen, wo die Auswanderer aus den Schiffen steigen. Da stehen Frauen und Kinder, welche den verlorenen Vater, und Väter und Kinder, welche die gestorbene Mutter beweinen, so wie Eltern, die über den Verlust ihrer Kinder klagen und trauern."

Neben dieser Hiobspost meldet Hr. Boßhardt auch Folgendes zur Beruhigung:

„Es ist unmöglich, sich eine Vorstellung zu machen, wie jetzt der Mehl- und Fruchthandel nach Europa geht. Ein einziges Haus dahier spedirte sechsmalhunderttausend Centner, welches alles bis Neujahr dort anlangen wird. Die Amerikaner eilen und liefern täglich ungeheure Massen Frucht an die Meeresküsten, und sie sind alle der Ansicht, daß es nicht anders seyn könne, die Frucht müsse um der großen Zufuhr willen bei Euch mit Nächstem abschlagen."

In den Vereinigten Staaten hat ein Hr. Talbot eine durch Dampf getriebene Maschine zur Grabung von Tunnels erfunden. Es macht diese Maschine in 2 Stunden Zeit in den härtesten Felsen eine 3 Fuß tiefe Oeffnung von 17 Fuß Durchschnittslinie.

In Paris ist das kaiserliche Bibliothekgebäude in der Richelieu-Straße jetzt von Schneidern und Kleidermacherinnen überfüllt, welche genaue Zeichnungen der Hofmäntel unter Ludwig dem Vierzehnten entwerfen lassen. Die Mäntel, welche die bei Hof erscheinenden Damen vom 1. Januar an zu tragen haben, sollen nämlich genau dieselbe Façon haben und aus ähnlichem Stoff gefertigt seyn. Der Preis eines solchen Mantels wird auf 1000 Fr. kommen. Der Luxus in den Toiletten steigert sich überhaupt im höchsten Grad; die Prinzessin von Chimay trug am Hoflager zu Fontainebleau ein Spitzenkleid im Werth von 25,000 Fr.

Die heilige Nacht.

Die Lichtlein flimmern an dem Weihnachtsbaum.
Das kranke Kind, es liegt im Fiebertraum.
Die Mutter weint und sitzt am Bettlein traurig.
So hell im Stüblein ist's und doch so schaurig.
O heilige Nacht!

„O Kind, noch gestern fröhlich und gesund,
Wie hast Du Dich gefreut auf diese Stund'!
Wie sorgsam hab' ich Dir den Baum geschmücket;
Wie war mein Herz ob Deiner Lust entzücket!
O heilige Nacht!"

„„O Mutter, Mutter, siehst den Baum Du nicht,
Geschmückt mit sternenhellem Himmelslicht?
Und siehst Du nicht die Engel ihn umschweben?
Sie wollen mich empor zum Himmel heben!
O heilige Nacht!""

„O Kind, Du träumst! Ach, wärest Du gesund!
Nimm hin das Küßchen auf den bleichen Mund!
Schlaf' ruhig, Kind! Wie hell die Lichtlein blitzen!
Ich will sie löschen; mög' Dich Gott beschützen!
O heilige Nacht!"

„„O Mutter, nein, ich bin ja nicht mehr krank!
Für Deine Liebe, für Dein Bäumlein Dank!
Ach, sieh! es wächst empor ins Sterngewimmel!
Die Engel tragen mich hinauf zum Himmel!
O heilige Nacht!""

Das Kind verstummt. Der Mutter wird so bang;
Sie weint und schluchzt, verhüllt ihr Antlitz lang.
Dann, als sie wieder küßt ihr Kind, das bleiche,
Hält sie umfangen eines Christkinds — Leiche.
O heilige Nacht!...

Redaktion, Druck und Verlag von G. Ritter in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

Nro. 155. Dienstag, 27. Dezember 1853.

Der Werth eines falschen Diamanten.

Von Eduard Plouvier.

Sie wollen heute erfahren, meine Herren, warum ich dieses hübsche weibliche Bildniß, das Boucher gezeichnet hat, so bewegt und so stolz betrachte.... Sie möchten wohl, daß ich Ihnen von jenen süßen Dingen erzähle, woran es mich erinnert.... Nun, ich habe nichts dagegen, man spricht ja so gerne von Denen, die man liebt, und wenn sie nicht mehr sind, ruft man dadurch, daß man von ihnen redet, ihre Seelen herbei, die dann über uns schweben und uns hören. Auch habe ich diese blonde Schönheit, die Sie hier vor sich sehen, sehr geliebt und liebe sie noch.... Bewundern Sie dieselbe nur noch einen Moment und gestatten Sie mir, daß ich sie Ihnen als meine Großmutter vorstelle.

Und nun hören Sie:

Es war gegen Mittag an einem Tage des Jahres 1730, drei Jahre nach seiner Vermählung mit Fräulein von Haut-Bussy, als mein Großvater, der Marquis von Druan-Maubreuil, den alten treuen Diener seines Hauses, Maubin, ins Zimmer treten sah.

„Herr Marquis," sagte der Alte, „der Juwelier Garnon, der gewöhnlich die Lieferungen für Sie hat, ist da ..."

„Ich weiß es, ich weiß es," unterbrach ihn der Marquis; „führ' ihn herein und sorge dafür, daß unsere Unterredung nicht gestört wird."

Der alte Diener wollte sich entfernen, doch der Marquis hielt ihn zurück.

„Maubin," sagte er, „ist meine Frau noch nicht nach Hause gekommen?"

„Nein, Herr Marquis; dem Befehle der Frau Marquise gemäß soll sie der Wagen erst um vier Uhr von der Frau Präsidentin abholen."

„Wohl, sehr wohl; gib nur Acht, daß die Ankunft des Herrn Garnon den Leuten des Hotels, vorzüglich aber Susetten unbekannt bleibe, die ihre Gebieterin sonst davon in Kenntniß setzen würde."

Maubin zog sich zurück, nachdem er Herrn Garnon hereingeführt hatte, den Juwelier der Mode, den Lieferanten des Hofes, der in die freigebigen Verschwendungen und großen Thorheiten der Zeit nothwendiger Weise eingeweiht war.

Um diese Stunde stand der Marquis Gaston, ein schöner, biederer Edelmann, jung und geistreich, der angebetete Gemahl einer anbetungswürdigen Gattin, im Begriffe, eine jener vollendeten Unbesonnenheiten zu begehen, wie man sie noch im Alter bereut. Er hatte seit einiger Zeit an gewissen Soupers Geschmack gefunden und dort eine florentinische Abenteurerin von blendender Schönheit kennen gelernt. Er hegte für sie eine rasende Leidenschaft, die aber um so weniger Dauer versprach, als sie so plötzlich über ihn gekommen, doch gerade weil sie keine Dauer hatte, um so bindender war. Trotz seiner fortgesetzten Aufmerksamkeiten, trotz seines lebhaften Drängens und seiner großartigen Geschenke hatte Gaston noch nichts erreicht, als er am Tage, ehe er den Juwelier Garnon empfing, der schönen Marchesa Giudetta einen ganzen Schmuck versprach, der, wie er schwur, so schön seyn sollte, wie jener der englischen Gesandtin auf dem letzten Balle in Versailles.

„Ich kenne Ihren feinen Geschmack," sagte die Marchesa, „und nehme den Schmuck im Voraus an. Aber vernehmen Sie, theurer Marquis, in diesem Lande kann ich Ihnen nicht angehören, unsere Beziehungen sind schon zu bekannt; mir scheint, daß Jedermann uns beobachtet. Heute oder morgen kann die Marquise Alles erfahren; ich habe beständig Angst davor.... Suchen Sie einen Grund, um reisen zu können.... Ich will in mein Italien zurückkehren; seyen Sie großmüthig, gewandt und verliebt genug, um mich dahin zu begleiten. Kommen Sie, und mein süßes Vaterland wird mir um so schöner erscheinen, wenn Sie es mit mir sehen; und dann, Gaston, wenn ich so glücklich seyn werde, werden Sie mich vielleicht nicht abgeneigt finden, Ihnen das letzte Opfer zu bringen. Bis dahin kann ich Ihnen nur sagen, daß Sie hoffen dürfen."

Auf diese Worte, die zärtlich — überredend aus einem lächelnden Purpurmunde flossen, konnte der Marquis nur mit neuen Liebesbetheuerungen antworten: er gab zu Allem seine Zustimmung. Man verständigte sich über die materiellen Schwierigkeiten des großen Unternehmens und beschloß, Alles daran zu setzen und andern Tags fünf Uhr Nachmittags abzureisen. Um diese Zeit sollte nämlich jedes von ihnen sein Hotel verlassen, um sich eine Stunde später einige Meilen von Paris unter freiem Himmel wieder zu umarmen. Aber zuvor bestellte der Marquis den Juwelier Garnon für den nächsten Mittag in sein Haus.

„Meister Garnon," sagte mein Ahne in einem Anfluge von guter Laune, nachdem der Juwelier sich ihm gegenüber gesetzt hatte, „ich brauche zwei kostbare Dinge: erstlich den schönsten Schmuck, den Sie besitzen, sodann über diesen Verkauf das tiefste Geheimniß, das ich Ihnen mit harten Thalern bezahlen werde."

„Herr Marquis," erwiederte der Kaufmann, „ich besitze in diesem Augenblicke Etwas, was die Phantasie eines Kaisers befriedigen würde; was aber meine Verschwiegenheit betrifft, so haben Sie dieselbe schon manches Mal auf die Probe gestellt und niemals glaube ich ... Wollen Sie einen Schmuck in herrlichen Brillanten? Ich glaube, ich habe Etwas, was Ihnen conveniren wird — etwas Prächtiges: Gold, grün emaillirt, am Rande kostbar ciselirt, darüber ein Diamant, der den Eindruck der Sonne macht."

„Gut, sehr gut!"

„Aber! Sie wollen vielleicht ein Diadem?"

„Gewiß!" sagte Gaston lebhaft, indem er sich an die prachtvollen schwarzen Haare der Marchesa erinnerte.

„Teufel," hob der Kaufmann wieder an, „daß ich gerade nichts bei mir habe, das schön genug wäre, um es Ihnen anbieten zu können. In Kurzem könnte ich ein Diadem fertigen, das ich seit einiger Zeit mit mir im Geiste herumtrage, wodurch Ihre Herrlichkeit in Bälde vollkommen befriedigt werden dürfte. Ich lasse eben dafür einen Stein von bewundernswerthem Wasser und enormer Größe fassen, der jenem völlig gleicht, der das Diadem des Hochzeitschmuckes der Frau Marquise von Maubreuil zierte. Er gleicht ihm so sehr, daß ich ihn für denselben hielt, als man ihn mir zum Verkaufe anbot."

„Es ist unmöglich!" rief der Marquis.

„Ja, es ist unmöglich," wiederholte der Meister; „aber ich habe schon derartige außerordentliche Zufälle erlebt. Ueberdies glaube ich, daß der Stein der Frau Marquise schöner ist, und wenn ich den Herrn Marquis um Erlaubniß bitten dürfte, Vergleichungen anzustellen — denn ich habe den andern Stein bei mir — so könnte ich ..."

Ohne ein Wort mehr zu sagen und ohne eines mehr anzuhören, stand Gaston auf. Von grenzenloser Unruhe getrieben, stürzte er in den Gang, der sein Zimmer von dem seiner Gattin trennt, um einige Minuten später vor Garnon mit einem Schmuckkästchen wieder zu erscheinen.

„Vergleichen Sie nun!" sagte er.

Der Juwelier öffnete das Kästchen so hastig, daß der Marquis unwillkürlich erbebte.

„Nun," sagte er, „reden Sie! Was halten Sie davon?"

Meister Garnon, das Diadem in der Hand haltend, schwieg.

„Verstehen Sie mich?" rief nun Gaston mit zornerfüllter Stimme.

„Herr Marquis," stammelte endlich der Juwelier, „ich glaube, daß man den Stein, den ich an Sie verkaufte, mit einem schönen böhmischen Stein vertauscht hat, welcher von der Beschaffenheit ist, daß er jedes Auge täuschen kann, nur das meinige nicht!"

„Garnon, Sie lügen! Es kann nicht seyn! Sie täuschen sich! Sie lügen, sage ich!"

„Ich habe dem Herrn Marquis hierauf nichts zu erwiedern; wenn man vierzig Jahre mit feinen Steinen zu thun hatte, kann man sich nicht so sehr irren."

„Verzeihung, mein Herr," sagte der Marquis, der sein kaltes Blut wieder zu erlangen suchte, mit sanftem Tone, „und nun bitte ich Sie, mich zu verlassen, ich muß allein seyn."

„Und bezüglich des Schmucks, Herr Marquis, wann darf ich wieder kommen?"

„Kommen Sie, wann Sie wollen! Adieu!"

Sobald Gaston allein war, riß er an der Glockenschnur.

Maubin stürzte erschrocken herein.

„Maubin, ist die Marquise zu Hause?"

„Noch nicht; ich hatte schon die Ehre, dem Herrn Marquis zu sagen, daß erst um vier Uhr ..."

„Geh!"

Gaston klingelte noch öfter, um sich nach der Rückkunft seiner Frau zu erkundigen. Maubin aber brachte immer dieselbe Antwort und verließ seinen Herrn jedesmal mehr erschreckt durch dessen so große Aufregung.

Kurz nach vier Uhr endlich hörte der Marquis das Rollen des in den Hof fahrenden Wagens.

Er ergriff das Schmuckkästchen und begab sich damit durch den Verbindungsgang in das Zimmer seiner Frau, um sie dort zu erwarten.

Ach, in dem Moment hatte er die Bestellung des Schmucks, die auf fünf Uhr festgesetzte Abreise mit

der schönen Giudetta völlig vergessen. Daraus mag man auf die Tiefe dieser Leidenschaft schließen....

Nach kurzer Erwartung öffnete sich die Zimmerthüre und Armande von Haut-Bussy, Marquise von Maubreuil, erschien in vollem Glanze ihrer Jugend, Anmuth und reinen Schönheit auf der Schwelle.

Wie sie ihren Mann mit gekreuzten Armen, zusammengepreßten Lippen und gefurchter Stirne, die Augen streng auf sie gerichtet, so dastehen sah, blieb sie einen Augenblick bestürzt stehen.

„Madame," sagte Herr von Maubreuil, so kalt er es sagen konnte, „erklären Sie mir auf der Stelle, warum Sie, wenn Sie jetzt auf Bälle gehen, anstatt des Diamanten, der Ihr Diadem zierte, einen Kieselstein auf die Stirne legen?"

Armande blieb ruhig. Keine Falte zeigte sich auf ihrem schönen Gesichte und keine Furcht in ihren Blicken.

„Gaston," sagte sie sanft, „wie müssen Sie leiden, daß Sie so mit mir sprechen ... fassen Sie sich. Wenn Sie heute Abend bei mir bleiben wollen, werde ich Ihnen die Geschichte von diesem Kieselsteine, wie Sie ihn nennen, erzählen; und wenn ich Ihnen Alles erzählt haben werde, stelle ich es Ihnen anheim, mich noch einmal mit Ihrem Zorne zu überschütten... Wollen Sie so, Gaston?"

„Madame, ich muß noch in diesem Augenblicke Alles erfahren!"

„So setzen Sie sich nur, mein Herr! Ihr schrankenloser Zorn verdient es, daß Sie sofort Alles erfahren. Ich rechne darauf, daß Sie mich nicht unterbrechen."

Und sich zu Susetten wendend, die ihre Dienste in indiskreter Absicht anbot, sagte sie:

„Geh, Susette, bis ich rufe; Niemand soll uns stören."

Nachdem sie dies gesagt, setzte sich meine hübsche Großmutter zu ihrem Gemahl und begann mit ihrer Silberstimme, die ich als Kind so gerne vernahm, ihre Erzählung.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

(Das Manna der Israeliten und das Manna in der Wüste jetzt.) Nach 2. B. Mos. 16 fanden die Israeliten, als es in der Gegend des Sinai an Lebensmitteln mangelte, vollkommenen Ersatz dafür im Manna, „das rund und klein, wie Koriandersamen, gleich dem Reife auf der Erde lag und einen Geschmack wie Semmel mit Honig hatte." Nach einer andern Nachricht im 4. B. Mos. 11 wurde es zerstoßen und zu Kuchen verwendet, die wie Oelkuchen schmeckten. Es fiel mit dem Thau. Vielleicht war es eine Flechte, die in Menge von dem Winde herbeigeführt wurde. Der starke Thau, d. h. zunächst die feuchte Luft, machte sie schwerer und ließ sie so zur Erde fallen. In solcher Art wenigstens haben neuere Reisende ganz ähnliche Erscheinungen bei ihren Reisen durch die Wüsten beobachtet. Die Pilger, welche nach dem Kloster Sinai kommen, die Araber, welche in der Wüste ringsherum wandern, suchen noch jetzt häufig nach dem Manna und bekommen es auch, jene für Geld vom Kloster, und diese, indem sie es in der Wüste sammeln. Allein von der Art, wie es Moses beschreibt, scheint es nicht zu seyn. Erstlich geben angeblich, wie dem Amerikaner Robinson berichtet wurde, bisweilen fünf bis sechs Jahre hin, ehe es sich vorfindet; zweitens setzt es sich als durchsichtige Tropfen an den Ruthen und Zweigen mehrerer Straucharten, und zwar in Folge eines Insektenstiches an, da es dem Gummi gleicht und allerdings einen süßlichen Geschmack hat, wenn es trocken geworden auch zu Boden fällt und sogleich im Sande aufgelesen werden kann. Als der genannte Reisende dort war, kostete das Pfund von solchem Manna 20—25 Piaster. Das in der Arzneikunde gebräuchliche Manna hat mit dem letztern Aehnlichkeit, insofern es auf den Blättern der Manna-Esche ausschwitzt, die sich besonders in Sicilien häufig vorfindet, unterscheidet sich aber von ihm, wie von dem der Israeliten, durch seine widrige Süßigkeit und gelinde Purgirkraft.

Auf Sumatra bedient man sich allgemein der auf einem gelinden Feuer gerösteten Blätter des Kaffeebaumes zu einem Aufgusse, der gleich dem Thee verbraucht wird und denselben Stoff, das Caffein, zur chemischen Basis hat. Die Eingeborenen ziehen das aus den Blättern gewonnene Getränk dem eigentlichen Kaffee vor, wie man in Arabien selbst auch häufig einen Aufguß auf die Kaffeehülsen (Café à la Sultane) trinkt und demselben vor dem gewöhnlichen Getränke aus der Bohne den Vorzug gibt.

Neunundzwanzig Mitglieder des Kölner Männer-Gesang-Vereins, alle vorzügliche Kräfte, haben sich mit den besten Sängern der Provinz, namentlich aus Bonn und Düsseldorf in Verbindung gesetzt, um eine mehrjährige Sängerfahrt nach England und Amerika einzuleiten und zur Ausführung zu bringen.

(Sonderbar gestaltete Berge.) Jenseits des Seekuh Flusses — berichtet der Engländer Cole, der sich fünf Jahre lange auf dem Cap aufgehalten und es nach allen Seiten hin durchstrichen hat — befinden sich Berge, deren Gestalt vielleicht die sonderbarste der Welt ist. Gewöhnlich sieht man ein halbes Dutzend dieser Berge zugleich, die gerade wie eben so viele Kegel zum Spielen der Riesen aussehen; dann sieht man eine Pyramide, vielleicht auch zwei bis drei derselben, die fast vollkommen die Gestalt der Pyramiden in Aegypten haben, und auch hier verbindet der Geist den Gedanken an Riesengrabmäler. Nun begegnet dem Auge unerwartet ein flachscheiteliger Berg, den wir für den Mittagstisch der Riesen nehmen könnten; dann kommt ein Zylinder, welchen wir für einen Senftopf halten möchten. Diese sonderbare Zusammenhäufung der mannigfachsten Gestalten macht die Landschaft zu einer so phantastischen, wie ich noch nie eine gesehen habe. Ein Geolog könnte Wochen da zubringen, voll Verwunderung und Belehrungen; ein Poet könnte glauben, in ein verzaubertes Land eingetreten zu seyn; ja, ich gestehe, daß ich fast ärgerlich darüber war, keinem Gnomen oder Elfen zu begegnen, oder übernatürlichen Zwergen und friedlichen Riesen, um der Scene Charakter und Leben zu geben.

Eine neue Erfindung des Professors der Mathematik Planavergue in Colmar, die von großer Wichtigkeit für den öffentlichen Verkehr werden kann, erregt jetzt allgemeine Aufmerksamkeit. Es handelt sich nämlich um eine Maschine, die statt das Wasser zu durchschneiden, auf demselben rollt. Diese Wasserlocomotive besteht aus vier Walzen, welche die Räder ersetzen, einem größern Wagenkasten, einem Beweger im Innern desselben und den übrigen Zugehörungen. Sie versenkt sich in das Wasser nicht, sondern schwimmt auf demselben, bewegt sich mit außerordentlicher Schnelligkeit und kann eine Menge Wagen oder Schiffe nach sich ziehen. Die Tiefe oder Seichtigkeit des Wassers macht keinen Unterschied in der Schnelligkeit der Fortbewegung, die auf 30—40 Poststunden in einer Zeitstunde angegeben wird. Diese Schnelligkeit bleibt sich stromauf- oder abwärts beinahe gleich, indem der Widerstand der Strömung in dem Maße sich vermindert, als die Geschwindigkeit der Bewegung sich vermehrt.

Die beiden berühmtesten bunten Marmorarten, welche das hohe Alterthum kannte, Rosso und Verde Antico, deren Fundgruben seit undenklichen Zeiten verloren waren, sind durch den Bildhauer Siegel in Athen wieder entdeckt worden. Der Rosso Antico wurde von ihm auf dem südlichen Theile der Taygetos Kette, der Verde Antico auf der nördlichen Küste der Insel Tinos gefunden. Der kleine Umfang, wo sie diese schönen Steine brechen, ist jetzt Eigenthum des Herrn Siegel. Der König von Preußen, auf dessen Veranlassung die Reisen zur Wiederentdeckung unternommen worden, hat bereits nambafte Bestellungen gemacht, welche zur Versendung bereit liegen.

In Uster bei Zürich lebt ein Rechenkünstler, Namens Jakob Winkler, der ein Seitenstück zu dem bekannten Hamburger Zacharias Dase ist. Die „Eidgen. Ztg." erzählt über eine dieser Tage von ihm gegebene Vorstellung: Mit unglaublicher Sicherheit und Schnelligkeit zog er die Quadrat- und Kubikwurzel aus zehnzifferigen Zahlen. Er recitirte eine Zahlenreihe von 60 Ziffern, die ihm einmal vorgesagt worden, vor- und rückwärts. Er berechnete das Alter eines Anwesenden (50 Jahre) genau bis auf den Tag in Minuten und Sekunden. Er rechnete die Geschwindigkeit des Falls eines Körpers in einem Zeitraum aus, der bis in die Quadrillionen hineinging ꝛc. und zum Schlusse wiederholte er alle an ihn gestellten Fragen nochmals hintereinander. Winkler versichert, daß seine Kunst durchaus nicht auf Gedächtniß, sondern auf einem von ihm erfundenen System beruhe, mit dessen Hilfe sie auch jeder lernen könne. Dasselbe soll sich auch auf die Sprache anwenden lassen. Anwesende völlig competente Männer überzeugten sich auch, daß Winkler umfassende wissenschaftliche Studien in der Mathematik gemacht hat. Nächstens soll auch in London ein mathematisches Werk von ihm herauskommen.

Auf der Küstenstrecke der Manche machten die Häringsfänger den ganzen Dezember hindurch wunderbar große Ausbeute. Es scheint, daß ganze Schwärme von Häringen aus den nordischen Meeren herabgekommen und an diesen Küsten Posto gefaßt haben. Zu Dieppe, Fecamp, St. Valery sind die Häringsfänger ununterbrochen am Werke, und enorme Quantitäten sind bereits gefangen worden, so daß man kaum Werkzeuge genug zum Transport aufzutreiben vermochte.

Unlängst verstarb in München die Branntweinbrennerswittwe Kratzer im Thal. Bei der Extradirung der Verlassenschaft fanden sich 80,000 fl. an Obligationen, 50,000 fl. in lauter Groschen und 1200 fl. in Kreuzern.

Redaktion, Druck und Verlag von G. Ritter in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

Nro. 156. Freitag, 30. Dezember 1853.

Der Werth eines falschen Diamanten.

(Schluß.)

„Es ist zwei Jahre her, Gaston," — begann die Marquise — „daß Sie mich in unser Heimathland nach Artois führten. Wir wollten den Sommer in Sarteville zubringen, das die Maubreuils seit Jahrhunderten ihren ältesten Söhnen hinterließen. In dieser alten Wohnung verlebten wir in gegenseitiger Neigung und ferne vom Weltgeräusche glückliche Tage; und ich denke seit einiger Zeit mit Schmerz daran zurück, wenn ich am Abend allein bin und Sie die Vergnügungen aufsuchen, die ich nicht kennen will....

„Eines Morgens erhielten Sie einen Brief von Paris. Ihr intimster Freund, der Chevalier von Karvere rief Sie zu sich, ihrer Bereitwilligkeit gewiß; Sie sollten ihm in einer wichtigen Angelegenheit in einer Ehrensache beistehen. Zu meinem großen Kummer sah ich Sie alsbald abreisen und blieb allein in Sarteville zurück; einsam und über diese Trennung, die erste seit unserer Vermählung, tief betrübt. Die Ihrer Abreise folgenden Tage waren die traurigsten meines Lebens. Sie erinnern sich, Gaston, wie naiv und rasend ich mich in Sie verliebte, als ich Sie, kaum aus dem Kloster gekommen, kennen lernte, wie eben ein armes Kind nur lieben kann, das die Pension erst verließ und die Welt noch nicht kennt. Die Ehe hat in meinem Herzen Nichts geändert, im Gegentheil, als Sie mich in Sarteville allein ließen, war ich noch von derselben Leidenschaft beseelt; und jetzt — wollen Sie mich nicht unterbrechen — liebe ich Sie noch immer so! Ach, Herr Marquis, das ist ein tief eingewurzelter Fehler an mir; lassen Sie, ich bitte Sie darum, wenn es Ihrem Stolze schmeichelt, ihn nicht meine Seele zerreißen... In jenem Augenblicke nun, an welchen ich Sie zurückerinnern will, fing ich an, zu weinen; später, wo es mir schien, als wenn die Zeit nicht vorwärts rücken wollte, suchte ich nach Zerstreuung. Am wenigsten widerstrebte mir, spazieren zu reiten. So sah ich bald in Begleitung eines Dieners, bald allein die Orte wieder, die wir mit einander besucht hatten; Sie waren nicht mehr an meiner Seite, aber ich fühlte Sie in meinem Herzen und die Vögel, die über meiner Stirne flogen, und die Wolken, die über Ihre Waldungen hinwegzogen, wurden oft von Ihrer armen Frau angefleht, Sie an sie zu erinnern und Ihnen ihre keusche Liebe und den Wunsch zu überbringen, zu ihr bald zurückzukehren.

„An einem der schönsten Tage des Sommers machte ich einen ungewöhnlich weiten Ausflug und entfernte mich ein wenig von Ihrem Landgute, als ich mich gegen Sonnenuntergang am Eingange eines mir noch unbekannten Waldes befand.

„Es war eine Stunde der Stille und der Poesie und ich gab mich der Ruhe, der Hoffnung und dem Troste hin. Die Sonne stieg hinter die dichten Aeste der großen Bäume hinab und da ihre Strahlen noch zwischen den Blättern durchleuchteten, hätte man sagen können, daß die Zweige Edelsteine trugen, wie in den verzauberten Hainen der Wundermährchen. Man hörte in diesem Augenblicke nur den melodischen Gesang der Vögel, ein süßes Geräusche in den Blättern und das geheimnißvolle Flüstern der prangenden, üppigen Vegetation.... Ich ließ mein Pferd im Schritt gehen; sein sanfter, regelmäßiger Tritt entsprach der Sanftheit meiner Gedanken — ich war glücklich.

„Alle meine damaligen Empfindungen werden immer vor meiner Seele schweben; und auch jetzt, während ich zu Ihnen rede, hege ich sie noch.

„Während ich einen breiten Weg im Walde verfolgte und an einer einsamen Hütte von ärmlichem Aussehen vorüberkam, hörte ich plötzlich einen durchdringenden Schrei, welcher mich bis auf den Grund der Seele erbeben machte: es war der zerreißende Jammerruf eines Weibes, der Ausbruch eines unerhörten physischen Schmerzes oder einer entsetzlichen Verzweiflung. Ohne zu bedenken und zu überlegen, hielt ich mein Pferd plötzlich an, stieg ab und trat in die Hütte." —

Als meine hübsche Großmama zu dieser Stelle ihrer Erzählung, der der Marquis begierig zuhörte, gelangt war, schlug die Zimmeruhr fünf Uhr. „Die Marchesa Giuditta erwartet Sie jetzt," fügte sie leise hinzu.

Gaston erhob langsam seinen Kopf und sah seine Frau an, die sich unterbrach, als sie ihn so seltsam bewegt sah. Seine schöne Stirne zog sich ein wenig in Falten und er schwieg eine Zeitlang, wie um sein Herz zu vernehmen; dann ergriff er die Hand der Marquise und sagte: „Armande, ich bitte Sie, fahren Sie fort!"

Um das reizende Bild der Marquise versammelt, deren Geschichte wir aus dem Munde ihres altgewordenen Enkels vernahmen, bewunderten wir Alle die jugendfrische Erzählung, die nichts am Zauber derartiger Geschichten einbüßte, obwohl sie aus dem Munde eines Achtzigjährigen floß. Er hatte nämlich sein Herz hineingelegt, das wie die unserigen und wie sein zartfühlender Geist jung geblieben war. Er schien gerührt und fühlte sich durch unsere sanfte Aufmerksamkeit geschmeichelt. Die Unterbrechung, welche das Schlagen der Uhr in der Erzählung der Marquise veranlaßt hatte, benützte er dazu, um Athem zu schöpfen, und er läßt sie dann wieder also fortfahren:

„— Ich kann Ihnen unmöglich erzählen, Gaston, was ich in dieser Hütte sah. Zuerst erkannte ich durch die Dunkelheit, die sich schon über die ärmliche Wohnung verbreitete, eine alte, hagere, unbeweglich stehende Frau, deren zum Beten gefaltete Hände, ohne sich zu trennen, hinabgesunken waren; ihr düster gefurchtes Gesicht, das von keinem Blicke belebt war, hatte sich in schweigsam finsterer Verzweiflung zusammengezogen. Doch nicht dieser halb offene Mund hatte den Schrei ausgestoßen, den ich so eben vernommen; meine Augen suchten weiter und da sah ich ein anderes, ein junges Weib auf einem armseligen, kaum Schuh hohen Bette liegen, das Antlitz gegen die Decken gewendet. Ich näherte mich ihr und berührte sie....

„„Ach! Mutter, Mutter,"" rief sie, „„todt! es ist todt!"" und erstickte ihr Schluchzen, indem sie zur Alten zu reden glaubte. „„Todt! todt! Es ist also zu Ende!"" — Und die Arme, die in Thränen zerfloß, fiel auf den Boden mit dem Kopf gegen den Rand des Bettes....

„In diesem Augenblick drang ein Strahl der scheidenden Sonne durch das schmale Fenster des Gemäuers; seine Helle gelang bis zu den Decken und zeigte mir das weiße kalte Gesicht eines armen Kindleins. Es war eben verschieden, und der herzzerreißende Schrei, den ich gehört, war seinem letzten Athemzuge gefolgt. Ich fühlte, daß sich mein Herz gewaltsam zusammenzog und betrachtete dieses hilflose Leiden, ohne weinen zu können: das Kind, dessen Seele entflohen, die Mutter in ihrer sinnlosen Verzweiflung und die immer noch unbewegliche stumme Großmutter, und als Rahmen dieses entsetzlichen Bildes eine grenzenlose Armuth, ein schon altes und anhaltendes Elend. Ich war nicht Mutter, Gaston, und kannte die Bande des Blutes, des Fleisches und der Liebe noch nicht, welche die so armen kleinen Geschöpfe an unsere Herzen und Seelen fesseln, aber dieser heftige Schmerz einer Mutter, die ich hier ohne Kind den Leichnam küssen sah, kam plötzlich mit allen seinen Qualen über mich. Ich fiel auf die Kniee und rief, meine Hände an den Leib pressend:

„„Mein Gott, wenn du mir jemals ein Kind gibst, lasse mich vor ihm sterben!""...

„Ich kniete noch, als sich die Thür öffnete und ich bei der Helle des Außenlichtes zwei Männer erblickte, von denen der eine ein Landmann war, der andere trug Stadtkleidung. Beide konnten durch die dichter gewordene Finsterniß nicht durchdringen und blieben einen Augenblick stehen.

„„Bist Du's, Simon?"" sagte die Alte mit dumpfer Stimme.

„„Ja, Mutter, ich bin's mit einem Arzte,"" antwortete der Bauer.

„„Zu spät, Simon!""

„Ein erstickter Ausruf drang aus seiner Brust. Er wendete sich dem Bette zu, hob das Haupt der armen Mutter in die Höhe und lehnte es an seine Brust; sodann ergriff er ihre Hände und sagte:

„„Johanna, Muth! Es leidet nicht mehr.""

„Aber Johanna entzog sich dieser Umarmung, umfaßte den Leib ihres Kindes auf's Neue und fuhr fort leise zu seufzen. Der Arme beschäftigte sich damit, eine Lampe anzuzünden, und alsbald konnte sich Jedermann in dieser Todtenkammer sehen. Erst jetzt bemerkte man meine Anwesenheit. Der Mann, der Simon hieß, stammelte eine Frage, doch mich besser sehend, schrie er auf:

„„Sie hier? Fräulein ... Madame,"" fügte er sich fassend hinzu.

„Auch ich erkannte ihn. Es war Simon Justin, der Sohn eines armen Pächters meines Vaters.

„Als wir noch Kinder waren, beide fast von gleichem Alter, spielten wir oft mit einander, wenn er seinen Vater nach Haut-Bussy begleitete, und wir nannten uns Mann und Frau; denn in jenem Lebensabschnitt gibt es nicht Rang noch Vermögen, nicht Marquise noch Vasall, sondern nur zwei kleine Kinder, die sich dutzen und sich sehr lieb haben, und alle beide theuer dem Herrn sind und gleich vor ihm.

„Nachdem ich gesagt, wie ich hierherkam, fragte ich ihn, ob die Weinende seine Frau sey.

„„Nein,““ antwortete er, „„noch nicht. Wir wollten uns nach der Genesung dieses Unglücklichen heirathen ... nun, das geschieht, wenn es Gott gefällt. Ach, meine arme Johanna!““

„Und Simon ging zur unglücklichen Frau.

„Der Arzt, der unterdessen noch nichts gesprochen hatte, und der, nachdem er das Kind geprüft, mich nun genau betrachtete, wendete sich jetzt gegen mich.

„„Ich glaube in Ihnen Fräulein Armande, die Tochter des Grafen von Haut-Bussy, eines meiner Clienten, zu erkennen,““ sagte er, „und Sie, Madame, erkennen Sie den alten Doctor Germain nicht wieder, der Sie in Ihrer Kindheit gepflegt hat?““

„Ich gab ihm die Hand.

„„Welch ein Schmerz und welch ein Elend!““ fuhr er fort, indem er um sich blickte.

„Simon vernahm es und kam rasch auf uns zu.

„„Ja, mein Herr, und all dieser Schmerz und all dieses Elend sind von jenem Tage hier eingekehrt, an welchem Johanna's Verführer zum ersten Male hereinschlich; so bezahlen die Elenden, was man ihnen an Reinheit, Vertrauen und Glück gibt. Ja, sie machen sich ein Vergnügen daraus.... Oh! wenn ich ihn gekannt hätte, der Johanna und sein Kind so verlassen konnte, und der nicht durch sein Gewissen, nicht durch Johanna's Thränen und durch den Anblick dieser armen alten Blinden gerührt wurde ... wenn ich ihn gekannt hätte!... Hätte sich Johanna nur ein einziges Mal seinen Namen entschlüpfen lassen, ich hätte ihn getödtet! Ja, so wahr mein Vater ein ehrlicher Mann ist, ich hätte ihn ohne Erbarmen getödtet!... Aber ich konnte ihn nicht entdecken," fuhr Simon fort; „ich verzieh Johanna und liebte ihr Kind; ich sorgte für das Unschuldige in seiner langen Krankheit; ich vertraute und hoffte, daß es genesen und ich meine arme Freundin heirathen würde; ich hätte sicher für Alle gearbeitet. Und nun heute ... seht, der gute Gott ist doch recht hart!““

„Und die bisher zurückgehaltenen Thränen des armen Simon brachen jetzt mit Gewalt hervor.... Nur in langen Zwischenräumen hörte man das erstickte Schluchzen Johanna's wieder; die blinde Alte blieb auf ihrem Schemel unbeweglich und stumm.

„Ich weiß nicht, was es war, was Simons Wuth plötzlich so erregte; er hob den Kopf in die Höhe und sagte mit funkelnden Augen und indem er mit geschlossenen Zähnen gegen die Blinde stürzte und sie heftig an den Händen ergriff.

„„Mutter, Sie wissen den Namen des Elenden, der Ihre Tochter unglücklich gemacht hat ... Sie müssen mir ihn nennen, mir ihn gleich nennen, ich will es!““

„Diese Stimme voll Wuth wurde von Johanna verstanden; sie stand auf, sprang in Einem Satze bis zur Lampe.... Ach, wie schön erschien sie mir!

„„Mutter!““ schrie sie.

„Aber es war zu spät ... die Alte hatte schon gesagt:

„„Es ist der Marquis Gaston von Maubreuil.““

„Es gibt Worte, die den Donner in sich tragen. Kaum war dieser Name ausgesprochen, so hörte Alles auf: Simons Zorn, Johanna's Schmerz und mein Mitgefühl für all dieses Elend. Beider Männer Blicke richteten sich auf mich. Die unglückliche Verlassene, die mich mit weiblichem Instinkte errieth, sah mich mit wilden Blicken an; ich — blaß, kalt und unbeweglich, wie das todte Kind, ich fühlte nicht mehr, ich dachte nicht mehr und glaubte zu sterben. Meine Augen wollte ich schließen, da blieben sie auf dem Kinde haften, das eben gestorben war; ich sah es noch an, als ich durch Simons Stimme aus meiner Erstarrung geweckt wurde.

„„Madame,““ sagte er, „„seyen Sie ohne Furcht, ich habe die Wohlthaten Ihrer Familie nicht vergessen; Alles, was Sie angeht, wird mir heilig seyn, und wir wollen Alle für Sie beten. — Herr Doctor,““ fuhr der brave Mensch fort, indem er sich an den Doctor Germain wandte, „„es ist schon spät; Ihre Bemühungen sind hier vergeblich, wollen Sie die Frau Marquise heimbegleiten.““

„Eine Stunde nachher, Gaston, war ich ins Schloß zurückgekehrt und sprach noch zitternd von dieser Scene mit dem Doctor. Die letzten Worte in dieser Unterredung, die ich mit dem alten Freunde meines Vaters hielt, waren folgende:

„„Es bleibt also dabei: Sie kaufen dieses Pachtgut; Sie unterhandeln, unterzeichnen und thun Alles in Ihrem Namen und wie für sich; wenn ich nach Paris zurückkomme, werde ich Ihnen das erforderliche Geld schicken. Sie sind verschwiegen, es ist das eine Ihrer Standestugenden, und ich rechne darauf. Sie sind gewandt und Sie werden wohl ein Mittel finden, um die Eheleute zu veranlassen, daß sie das kleine Eigenthum annehmen. Sie würden nichts annehmen und meinen Plan scheitern lassen, wenn sie darin die Dazwischenkunft meines Mannes vermuthen würden. Denken Sie daran, Doctor. Treffen Sie Ihre Anstalten auch so, daß mein Mann nie etwas argwöhnt. Ich begehe vielleicht eine gute That, ich hoffe es wenigstens, Doctor, aber ich bitte, daß Sie, der mich darin unterstützt, nie mehr davon sprechen wollen, als ein Priester von den ihm anvertrauten Sünden spricht.““

„Hierauf ließ der alte Arzt sein Pferd satteln und begab sich nach Doras, woher ihn Simon geholt hatte.

„Sie kamen nach Carteret zurück, Gaston; mit Sorgfalt, Güte und Liebe zerrissen Sie allmä-

den Schleier der Melancholie, den die von mir erzählten Begebenheiten um mein Herz gezogen hatten. Alles geschah vor unserer Vermählung, sagte ich mir oft, er kannte mich noch nicht und ich kann ihm deßhalb nicht zürnen. Aber selbst über das Vergangene wurde meine Eifersucht wach, und diese schöne Johanna die Sie zur Mutter gemacht, beunruhigte meine Nächte.... Endlich gaben Sie meinem Drängen nach und wir verließen lange vor Herbstanfang Sarteville, um uns nach Paris zu begeben.

„Nach Hause gekommen, beschäftigte ich mich mit der Erfüllung des Versprechens, das ich dem Doctor Germain gegeben. Um Ihnen, mein Herr, immer zu gefallen, hatte ich seit unserer Vermählung viel für meine Toilette ausgegeben; ich war damals wirklich recht arm und wollte nicht, daß Sie etwas argwöhnen möchten. Ich begab mich deßhalb eines Tages zu einem verschwiegenen Juwelier, verkaufte den schönsten Stein meines Schmucks und ließ ihn durch einen falschen Stein ersetzen. Vom Ertrage des Verkaufs wurde das Pachtgut, das Simon und Johanna jetzt bewohnen, bezahlt.

„Das ist nun meine Beichte. Ueberlegen Sie und sehen Sie nun zu, mein Herr, ob Sie mich absolviren können." —

Gaston warf sich schweigend zu Armanda's Füßen und weinte, den Kopf in die Falten ihres Kleides verbergend.

„Armande," sagte er endlich, „Du sollst Alles wissen! Sieh eben schlägt es sechs Uhr! Nun höre! gerade heute wollte ich..."

„Ich will Nichts wissen," erwiederte meine reizende Großmutter, indem sie sich zu ihrem Gatten bückte, um seine Augen zu trocknen; „ich will Nichts als geliebt seyn und wünsche, daß Sie mir diesen Kieselstein immer in meinem Diadem lassen. Er hat für mich mehr Werth, als ein Diamant: er erinnert an das Glück einer Familie und Stein ist Stein, ich liebe diesen am meisten.

Gaston war wieder aufgestanden und hatte sich neben die Marquise gesetzt. Doch sie verbarg ihr Gesicht am Halse ihres Mannes und sagte:

„Höre mich an, mein Freund. Vor einem Jahre war ich dagegen, den Sommer in Sarteville zuzubringen. Ich hatte Furcht, Gaston, Du möchtest Johanna begegnen und siehst Du, Johanna ist sehr schön! Heute kann ich zu Allem Ja sagen und in Alles einwilligen; denn ich kann Dir zugleich Etwas anvertrauen, was mich stolz macht und mir Dein Herz sichert.... Mein Freund, erst seit heute weiß ich es, wie man den Mann liebt, der uns zur Mutter macht."

„Armande, meine Armande, mein Weib!" rief Gaston mit jubelnder Stimme — „es wird eine Tochter geben, einen Engel wie Du!"

„Nein, mein Herr," sagte Armande, „es wird ein Sohn seyn, wacker und schön wie Sie!"

Gott hat entschieden, meine Herren! Es wurde Raoul von Drouon Maubreuil.

Mannigfaltiges.

In der letzten Woche hat man in Constanz eine Seltenheit gesehen, nämlich einen lebendigen Hecht von etwa 30 Pfund, der eine Länge von 5 Fuß und über den Rücken eine Breite von einem halben Fuß hatte. Dieser Hecht wurde am 12. d. M. Nachts in dem Bodensee unweit der Rheinbrücke durch die als kühne Schiffer und Fischer bekannten Gebrüder Einhart von Constanz, in dem Netze, mittelst dessen sie Gangfische zogen, gefangen. Sein Alter wird von Sachkundigen auf beiläufig 60 Jahre geschätzt. Wie viele Fische dieser Raubfisch schon verschlungen haben muß, davon kann man sich einen Begriff machen, wenn man weiß, daß er in einer Nacht 30 bis 40 Fische verzehrte. Er ist von dort nach Stuttgart gebracht worden, wo er dem Publikum gezeigt wird.

Der „Hamburger Correspondent" brachte über die muthmaßliche Witterung dieses Winters folgende Prophezeiung: Von allen Merkzeichen, welche schon bei guter Zeit im Herbst die Witterung des nächsten Winters, ob strenge, ob gelinde, andeuten, sollen diejenigen, welche die Waldameisen bieten, die zuverlässigsten seyn. Bedecken sie sich nämlich im Herbst recht ungewöhnlich stark, so soll es ein strenger, bedecken sie sich dagegen nur wenig, ein gelinder Winter werden. Bestätigt diese Witterungsregel sich nun in Bezug auf den nächsten Winter, so muß derselbe recht strenge werden, denn wir finden, daß die Ameisen sich diesmal sehr stark bedeckt und somit gegen die Kälte mehr als gewöhnlich geschützt haben. Was weiter zu der Vermuthung Anlaß gibt, daß der nächste Winter ein strenger werde, ist der von den Jägern beobachtete Umstand, daß auch die Füchse in diesem Herbst sehr fett und feist sind.

Eine Austernhändlerin in Paris fand vor einigen Tagen, als sie Austern von Ostende öffnete, eine feine Perle, so groß wie eine Haselnuß, in der untern Schale einer mißgestalteten Auster. Ein Juwelier hat ihr 500 Franken für diese Perle bezahlt.

Redaktion, Druck und Verlag von G. Ritter in Zweibrücken.

